und Ossa, den Peneios und anderes hieher Gehöriges beschrieben (Tom. VII. p. 355 sq. ed. IV. Lond. 1818). (*Krause.*)

PERRHIDAE (Περῤῥίδαι), ein von Stephanos Byz. angegebener und von ihm zur Antiochidischen Phyle gezogener Attischer Ort oder Demos. (*Krause.*)

PERRIER [1]). 1) François, berühmter französischer Historienmaler, geboren 1590 zu Macon im burgundischen Kreis (nach Felibien zu St. Jean di Laure, auch Salins in der Franche Comté), war der Sohn eines Goldschmieds; seine große Neigung zur Malerei und die Leichtigkeit seiner Hand bestimmten ihn, von der Kunst seines Vaters zu der bildenden Kunst überzugehen. Er verließ deshalb sehr zeitig das Haus seiner Ältern, um zu Lyon die Kunst weiter zu studiren, wo er sich bald soweit ausbildete, daß man ihm den Auftrag ertheilte, einige Altarbilder für die Karthäuser zu malen.

Sein lebhaftester Wunsch war Italien kennen zu lernen und dort die großen Meisterwerke zu studiren; da er aber von allen Mitteln entblößt war, und doch auf einen aus wahrer künstlerischer Neigung gewonnenen Entschluß nicht Verzicht leisten wollte, so beschloß er einem Blinden, welcher diese Reise unternahm, als Führer bis Rom zu dienen. In Rom trat er bei einem mittelmäßigen Maler und Kunsthändler in Dienst, der ihn mit Copiren nach Bildern guter Meister beschäftigte; hier bemerkte ihn eines Tages der berühmte Giovanni Lanfranco, erkannte das Talent des jungen Mannes, unterstützte ihn mit gutem Rathe und Humanität, und förderte so seine weitere Ausbildung.

Nachdem er längere Zeit in Rom verweilt und sich hier fleißig nach der Antike geübt hatte, kehrte er in sein Vaterland zurück, wo er für einige Zeit Lyon zu seinem Wohnsitz erwählte. Hier vollendete er einige der früher begonnenen Gemälde in der kleinen Karthause, und kam dadurch zu einem ganz geachteten Namen. Später wohnte er in seiner Vaterstadt Macon, woselbst er auch mehre Arbeiten lieferte.

Der Wunsch, in der großen Hauptstadt Frankreichs sein Glück zu machen, brachte ihn 1630 nach Paris, wo sich schnell sein Ruf verbreitete und ihm bedeutende Mittel zu Theil wurden. Der berühmte Simon Vouet, welcher im Schloß zu Chilly arbeitete, ließ ihn nach seinen Zeichnungen die dortige Kapelle ausmalen, auch mehre andre Arbeiten von ihm fertigen. Es schien aber in der Folge, während Simon Vouet von allen Seiten her mit Arbeiten beauftragt wurde, sich weniger für Perrier's Talente vorzufinden; er verließ deshalb unmuthig Paris und unternahm 1635 eine zweite Reise nach Italien. Dort arbeitete er viel, beschäftigte sich besonders mit der Radirnadel, wodurch er nächst seinen eigenen Compositionen theils das Werk zu Stande brachte, das am meisten seinen Ruf gegründet hat, die Sammlung von Figuren nach antiken Statuen, theils die Bogen- und Deckengemälde der Farnesina von Rafael, auch Carracci's Gemälde, die Communion des heil. Hieronymus, in der Kirche Certosa zu Bologna, das letztere auf Veranlassung des M[...] Lanfranco (um Dominichino zu schaden) [2]) radirte. [...] 1645 kehrte Fr. Perrier nach Paris zurück, wo er [...] Hôtel de la Vallière (Hôtel Toulouse) mit großer [...] schicklichkeit malte, mehre mythologische Scenen, A[...] Aurora, die Elemente u. a., hier darstellte, wora[...] Professor an der dortigen Akademie wurde. Perrier [...] hierauf in Paris, wo er 1660 starb.

Perrier's Styl hat viel Freies und schließ[...] durchaus an die italienische Schule an, besond[...] Lanfranco; daneben ist jedoch auch der Charakter [...] mon Vouet und Claude Vignon sichtbar. Vorhe[...] ist eine sehr gute Anordnung, übrigens fehlt es a[...] und correcter Zeichnung; ebenso sind mehre Unricht[...] in der Perspective anzutreffen, wie auch Felibien i[...] Urtheil über diesen Meister bestätigt. Eins sein[...] züglichern Gemälde ist ein Altarbild, eine Verkü[...] der Maria darstellend, ebenso ist er, besonders als [...] voller Maler nach der Galerie im Hôtel Toul[...] beurtheilen.

Von Fr. Perrier gibt es nach seiner eigen[...] position 22 radirte Blätter, darunter Abel's Tod [...] heilige Familien, die Kreuzigung, die Flucht Je[...] biblische Scenen und drei Bacchanalien u. a. sich[...] nen; noch andere (17) nach verschiedenen Meist[...] unter die Farnesina nach Rafael, das Bild nach C[...] sowie das Bildniß Vouet's und eine heilige Fam[...] zu nennen sind. Das große Werk über die A[...] einem Titelblatt, auf dem die Zeit am Torso n[...] steht aus 150 Blatt kl. Fol meist mit F. B., [...] P. B. (Franç. Perrier Burgundus) bezeichnet [...] einige Male copirt worden, am besten in 100 [...] Cornelius van Dalen mit Titel: Eigentlyke A[...] van handert der alder varmanderste Stat[...] gr. 4. Auch sind nach Perrier viele Blätter v[...] way, Rousselet u. A. gestochen.

2) Guillaume, Neffe des Vorhingenannten, Historienmaler, geboren zu Macon, Departement [...] zu Anfang des 17. Jahrhunderts. G. Per[...] mehre Gemälde für die Kirche der Minoriten [...] in welches Kloster er sich in der Blüthe seiner [...] rückzog, da ihn sein Gewissen als Mörder anklag[...] konnte ihm Trost gewähren, bis er durch sich [...] tert, 1655 seinen Geist aufgab.

Das nicht kleine Talent dieses Künstlers [...] weniger ausgebreitet, als das seines Onkels, [...] ihn sogar mehr Nachahmer nennen.

Auch G. Perrier beschäftigte sich mit der [...] del; auf vier Blatt mit sehr geistreicher N[...] freies Spiel derselben sichtbar. Diese vier B[...] ten: 1) eine heilige Familie mit 1647 und [...] bezeichnet 8. 2) Den Tod der heil. Magdale[...] net: G. perier Matisconensis inv. fecit. 1[...] Das Bildniß von Lazarus Meysonnier Cons. [...] zeichnet G. P. P. Q. als Titel zu dem Wer[...]

1) Die übrigen Perrier suche man unter Perier. Red.

2) Lanfranco wollte nämlich der Welt zeigen, da[...] Zampieri die Idee zu seinem berühmten Gemälde, „[...] munion des heil. Hieronymus," von Carracci entnom[...]

Operation des Arztes Meysonnier zu Lyon. gr. 8. 4) Allegorie auf den Arzt Meysonnier zu demselben Werk; diese Allegorie stellt die heil. Jungfrau mit dem Kind in einer Engelsglorie und den Erzengel Rafael dar. Bezeichnet G. P. F. gr. 8. (*Robert Dumesnil*, Peintre-Graveur François Vol. III. p. 39).

Nach Guillaume Perrier hat G. Lebrun den heil. Stephan, welcher als erster Märtyrer über die Lehren des alten Gesetzes disputirt, in Kupfer gestochen, eine Composition von sehr schöner Anordnung. (*Frenzel.*)

PERRIER (le), Gemeindedorf im französischen Vendéedepartement (Poitou), Canton St. Jean de Mont, Bezirksstadt les Sables d'Olonnes, ist von dieser 13½ Lieues entfernt und hat eine Succursalkirche und 1798 Einwohner. (Nach Barbichon.) (*G. M. S. Fischer.*)

PERRIÈRE (la), Gemeindedorf, nach Expilly kleine Stadt, im französischen Ornedepartement, Canton Pervenchères, Bezirksstadt Mortagne, ist 3¾ Lieues von dieser entfernt und hat 958 Einwohner. Wie es scheint, so hat eine Familie von diesem Orte ihren Namen bekommen. Wilhelm von la Perrière verband sich mit Robert von der Normandie, als dieser sich mit seinem Vater, Wilhelm, entzweite, und befestigte den schon von Natur starken Ort noch mehr. Heinrich I. eroberte ihn 1113 zugleich mit Bellême. König Ludwig VIII. übergab die Feste dem Herzoge von Bretagne, Peter von Dreux, mit dem Beinamen Mauclerc. Dieser empörte sich gegen Ludwig's Nachfolger, Ludwig IX., und befestigte deshalb la Perrière von Neuem. Allein der König eroberte im Januar 1229 Bellême und wahrscheinlich auch la Perrière, wenigstens mußte Peter in dem 1231 geschlossenen Waffenstillstande auf beide Orte verzichten. Da der Friede von 1234 hierin nichts änderte, so übergab Ludwig der Heilige la Perrière seinem jüngsten Sohne Peter und zog es nach dessen Tode wieder ein. Im J. 1290 erhielt Karl, Graf von Valois, Alençon und Perche, den Ort zur Appanage und seit dieser Zeit blieb es im Besitz seiner Nachkommen, bis es von diesen an das Haus Anjou kam. (Nach Expilly und Barbichon.)

(*G. M. S. Fischer.*)

PERRIÈRE, eine der besten Sorten Burgunderwein, den der Bezirk Issoire liefert. Die Trauben, von denen er gewonnen wird, sind klein, dicht, kurz, einfach; die Beeren klein, länglich, dünnhäutig, saftig, süß, wohlschmeckend und gelblichgrün. Er hat einen sehr fein[illegible] zenden Geschmack, macht einen sanften, [illegible]bigen [illegible] ist von dauerhafter Wirkung, und sei[illegible] ho[illegible] besonders für alte schwächliche [illegible] Stärkungsmittel. In den erste[illegible] er zwar etwas Strenges, [illegible] liert. Den jungen verso[illegible]

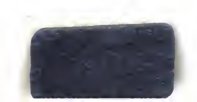
PERRIERS [illegible] zösischen Bezirke [illegible] In seiner Näh[illegible] unterirdische [illegible] Obelisk, se[illegible]

PERRIGNY (Thailevis de). Dieser tüchtige Seemann stammte von einer alten, ursprünglich in Niedernavarra, später in dem Vendômois ansässigen Familie ab und wurde 1720 geboren. Indem er sich früh dem Seedienste widmete, stieg er sehr bald bis zum Schiffscapitain empor und führte 1757 als solcher den Oberbefehl auf der Corvette Emeraude, welche 22 Kanonen trug. Glücklich hatte er die letzte Hilfssendung Frankreichs nach Canada aus dem Hafen Lorient geleitet, als ihn die englische Fregatte Southampton von 40 Kanonen angriff. Gleich im Anfange des Kampfes riß ihm eine Kanonenkugel beide Füße hinweg; allein der Schmerz schien seine Tapferkeit nur zu erhöhen; denn er ließ sich in einem Kleiensack auf das Verdeck seiner Corvette tragen und führte hier das Commando mit einer solchen Kraft, daß er im Begriff stand, durch ein geschicktes Manövre die ihm weit überlegene englische Fregatte, welche bereits ihr Steuerruder verloren hatte, in seine Hände zu bekommen, als ihn eine zweite Kugel in Stücken riß. Der einzige, welcher sich aufrecht erhielt, war ein zwölfjähriger Knabe, Lisle-Adam, einziger Nachkömmling des erlauchten Hauses des Großmeisters von Rhodus, dieser ließ erst die Segel streichen, nachdem man dem feindlichen Schiffe noch eine volle Ladung gegeben hatte. Die Engländer selbst gestanden den Franzosen den Ruhm der Tapferkeit zu und gaben dies dadurch zu erkennen, daß sie dem Bruder des heldenmüthigen Seemannes, dem Marquis von Perrigny, welcher von seinem Commando zu St. Domingo zurückkehrend, auf einem Transportschiffe gefangen genommen worden war und durch einen im Kriege so oft vorkommenden Zufall zugleich mit der englischen Fregatte und der Emeraude im Hafen von Portsmouth einlief, große Achtung erwiesen und ihn ohne Auswechselung freigaben. Der Tod unseres Schiffscapitains war jedoch nicht blos für das kriegführende, sondern auch für das gelehrte Frankreich ein großer Verlust; denn er besaß ausgezeichnete Kenntnisse in der Hydrographie und legte diese durch seine Arbeiten an den Tag. Zu diesen letzteren gehört vorzüglich eine Senkbleikarte des Golfs von Gascogne. In dieser, welche dem Neptune français einverleibt ist, hat er mit der größten Genauigkeit und oft in weiter Entfernung vom Lande die Anlände der Küsten Frankreichs und eines Theils Englands bestimmt und sich dadurch die Dankbarkeit aller Schiffahrttreibenden Nationen Europa's erw[illegible] *). (*G. M. S. Fischer.*)

[illegible]RRIGNY, die vierte Sorte des Burgunderweins, [illegible] geringste. Er wächst in Auxerre. In Frank[illegible] [illegible]ißt man ihn häufig, und zwar seiner Leichtig[illegible] [illegible] vermischt, in Teutschland dagegen ist er [illegible] (*William Loebe.*)

[illegible] Perrigny's, der Graf Théodat von Perrigny, [illegible]falls bereits im 14. Jahre seines Alters, wo er [illegible] marine auf der von Herrn de Grasse befehligten [illegible]lente, unter den Seehelden aus. In dem Treffen, [illegible] Grasse am 29. April 1781 den englischen Admiral [illegible] verlor er durch eine Kanonenkugel den linken Arm, [illegible]ch zum Schiffsfähnrich ernannt und erhielt, 15 Jahre [illegible]dwigskreuz. Vergl. Biogr. univ. T. XXXIII. p. 423.


STANFORD UNIVERSITY LIBRARY



Allgemeine

Encyklopädie der Wissenschaften und Künste.



Allgemeine
Encyklopädie
der
Wissenschaften und Künste
in alphabetischer Folge
von genannten Schriftstellern bearbeitet
und herausgegeben von
J. S. Ersch und J. G. Gruber.

Mit Kupfern und Charten.

Dritte Section
O — Z.

Herausgegeben von
M. H. E. Meier.

Siebzehnter Theil.

PERIKLES — PERSE-RASCH.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.
1842.

Allgemeine
Encyklopädie der Wissenschaften und Künste.

Dritte Section

O — Z.

Siebzehnter Theil.

PERIKLES — PERSE-RASCH.

Verzeichniss der Tafeln,

welche mit dem Siebzehnten Theile der Dritten Section der Allgemeinen Encyklopädie, zu dem nachfolgenden Artikel gehörig, ausgegeben worden sind:

PERIKLES.

PERIKLES, Sohn des Siegers von Mykale, Xanthippos und einer Urenkelin des sikyonischen Tyrannen Klisthenes, Agariste [1]), gehörte dem Demos Cholargos und der Phyle Akamantis an. Sein Geburtsjahr ist unbekannt [2]). Einige Tage vor seiner Geburt träumte, wie es heißt, seiner Mutter, sie habe einen Löwen geboren, und so hatte man schon Gelegenheit aus dem mütterlichen Traume auf die künftige Größe des Mannes zu schließen. Sein Körper war wohlgestaltet, aber sein langer, unförmlicher Kopf eröffnete den komischen Dichtern ein reiches Feld des Witzes, man nannte ihn *σχινοκέφαλος*, *ἐνδεκάκλινος* rc. und Kratinos, um mit einem Worte vielsagenden Spott auszusprechen, nannte ihn sogar *κεφαληγερέτης*, ein Ausdruck, welcher dem Homerischen *νεφεληγερέτης* nachgebildet neben dem Hiebe auf seinen körperlichen Fehler auch eine Anspielung auf seine demagogische Stellung enthält. Perikles' Musiklehrer war nach gewöhnlicher Ansicht Damon, nach Aristoteles [3]) und Plato [4]) aber Pythokleides. Er war ferner der erste, der es fand, daß ein gewisser Grad von philosophischer Bildung auch dem Staatsmann nöthig sei, nicht um sich in ein Lehrsystem einzuspannen, sondern um sich im freien Denken zu üben, und so hörte er denn bei dem Eleaten Zeno die Physik. Aber sein vorzüglichster Lehrer, welcher ihn zum großen Manne machte, und seinem Charakter jene Würde und Festigkeit verlieh, die das ganze Alterthum nicht genug bewundern konnte, war Anaxagoras aus Klazomene [5]). Perikles wollte ganz Staatsmann sein und war es, man sah ihn nur auf einem Wege in der Stadt, auf dem Wege zum Markte und zum Rathhause, Einladungen zu Gastmälern und üppigen Festen lehnte er jedesmal ab. Nur bei der Hochzeit seines Neffen Euryptolemos war er zugegen, doch entfernte er sich gleich Anfangs wieder nach der Libation [6]). In seiner Jugend soll er sich vor dem Demos gefürchtet haben, früh schon fanden ältere Leute in Athen Ähnlichkeiten auf, welche zwischen ihm und Pisistratos stattfinden sollten, Körper, Haltung und namentlich die Sprache schienen bei beiden gleich. Auch wegen seines Reichthums, seiner vornehmen Abkunft und seiner mächtigen Freunde glaubte er den Ostrakismos fürchten zu müssen und verhielt sich ruhig, nur in der Schlacht den tüchtigen Soldaten zeigend, der die Gefahr nicht scheut. Als aber Aristides gestorben, Themistokles verbannt und Kimon durch auswärtige Kriege vom Vaterlande entfernt gehalten wurde, glaubte er, sein Zeitpunkt sei gekommen, und wählte nicht die Partei der Reichen und Oligarchen, sondern schloß sich dem Demos an, und nahm sich vor die Interessen der ärmeren Menge zu vertreten, wenn es auch möglich ist, daß seine Grundsätze damals noch geschwankt haben [7]). Aber es ist auffallend, im Alterthume erben politische Grundsätze fort. Gern hätte man Perikles zum Aristokraten gebildet; daß man sich aber an ihm einen Löwen erzog, welcher die Kunst verstand, die Aristokratie, die Drakon zu verewigen versucht hatte, Solon nicht brechen konnte oder wollte, an der Klisthenes und Aristides, seine Vorläufer, nicht wenig gerüttelt hatten, vollends über den Haufen zu werfen, und das ohne eigentliche Gewaltthätigkeit, das mochte man nicht geahnt haben. Fürchtete er vielleicht den Kimon, dessen Ansehen und Liebe in den Herzen der Optimaten er täglich wachsen sah? Nein, Perikles war begeistert für die Sache des Volkes, und seine auf Erfahrung basirte Ansicht vom Staate erlaubte ihm nicht Interessen zu begünstigen, welche dem Glanze der Nation im Wege standen; hätte er nur einen Sohn hinterlassen, der die Grundsätze des Vaters verfolgend auf dem Ehrenwege fortgegangen wäre, wahrlich Athen hätte es nimmer bereuen mögen, daß es einen Perikles in seinem Busen genährt hat. So aber stürzte mit seinem Tode sein Staatsgebäude zusammen.

Der Anfang seiner politischen Wirksamkeit wird in's J. 469 v. Ch., in's vierte Jahr der 77. Ol., fallen. Schnell begriff der Jüngling, daß er seine ganze Lebensweise ändern müsse; nach der im Alterthume gewöhnlichen Weise buhlte er um die Volksgunst, denn der Markt mußte sein Thron werden, und die Liebe der Nation seine Garde. Speisungen der Armen, Freundlichkeit und Leutseligkeit gegen Jedermann waren die Einleitung dazu [8]). Bald gründete er durch Beredsamkeit

1) *Herod.* VI, 125. 2) *Plut.* Vit. Pericl. c. 3. 3) *Plut.* V. P. c. 3. 4) im Alcib. 118. c. 5) *Plut.* Alc. l. c. Phaedr. p. 270. a. *Cic.* Brut. XI; de Orat. III, 34. *Quinctil.* Instit. XII, 2. *Schambach.* Fr. Anaxag. p. 17 sq. 6) Heeren, Ideen. III, 1. S. 404.

7) *Aristid.* orat. de IV vir. p. 159 *Dind.* 8) *Plut.* Pericl. c. 7. Reipubl. gerend. praecepta. p. 800 B. *Arist.* l. c

seinen Namen, man scheute sich nicht, ihn den olympischen zu nennen, laut auszusprechen, daß er donnere und blitze, wenn er rede, daß er die Waffen des Zeus auf der Zunge trage[9]). Aber Kimon's Popularität war nicht so leicht zu vernichten. Dieser Mann, welcher den Dürftigen täglich zu essen gab, Nackte kleidete, Verschuldeten aufhalf, der die Zäune von seinen Obstgärten wegreißen ließ, damit jeder Vorübergehende an den Früchten sich labe, mußte vorsichtig und nach hartem Kampfe besiegt werden[10]). Und so sah sich Perikles denn gezwungen dem Rathe des Demonides von Oa nachzugeben, die Staatscasse anzugreifen, um aus ihrer Fülle dem müßigen Pöbel zu spenden. Das Theorikon, welches übrigens keinen anderen Zweck hatte, als der ärmeren Classe das aus polizeilichen Rücksichten eingeführte Theatergeld von zwei Obolen wieder zu erstatten[11]), der Richtersold, τὸ ἡλιαστικὸν, welches nach Böckh[12]) erst seit Kleon von einem Obolos auf drei erhöhet sein soll, was aber, in sofern die Annahme auf Aristophanes[13]) beruht, von Gottfr. Hermann[14]) mit Grund bestritten wird[15]), ferner der Sold für die Volksversammlungen, τὸ ἐκκλησιαστικόν, der Sold für die Soldaten in Kriegszeiten, der nach den Umständen für den schwerbewaffneten Infanteristen zwischen zwei Obolen und einer Drachme schwankte[16]), indem Officiere das Doppelte, Reiter das Dreifache, Feldherren das Vierfache erhielten[17]), und was er sonst an Spenden und Lasten dem Staatsschatze aufbürdete, ernährte nicht nur den Demos, sondern sicherte ihm auch ferner Unabhängigkeit und Stimmenmehrheit. Freilich sagt nun Plato[18]), daß Perikles durch solche Einführungen die Athener träge und feige gemacht, daß er Schwätzer, Habsüchtige und Söldner aus ihnen geschaffen; aber man wird dagegen erinnern müssen, daß er auf andere Weise das Volk hinlänglich zu beschäftigen wußte. Die Prachtgebäude, welche er aufführte, die Propyläen, der Parthenon, das Odeon und andere Gebäude zogen nicht allein die Augen von ganz Hellas auf Athen, sondern verschafften auch Tausenden von Menschen Brod und Arbeit[19]).

Bald hatte er die Menge so an sich gekettet, daß er den Kampf gegen die Grundmauer der Aristokratie, gegen den Areopag, beginnen konnte. Perikles selbst saß nicht in diesem Gerichte, weil, wie Plutarch sagt, ihn nie das Loos getroffen hatte, Archon oder Thesmothet oder Basileus, oder Polemarch zu werden. Schwerlich wird man aber annehmen dürfen, daß Perikles deshalb den Kampf gegen diesen ehrwürdigen Gerichtshof begonnen habe. Er war sein Widersacher, weil er es sein mußte, und Ephialtes ward sein willkommenes Werkzeug, um die Entscheidung in den meisten Fällen diesem aristokratischen Institute zu nehmen. Sonst wird dieser Mann gelobt[20]). Plutarch[21]), sonst ein Lobredner unsers Staatsmannes, billigt diesen Schritt keinesweges und ebenso wenig Diodor[22]), auch Isokrates beklagt sich mit rednerischer Übertreibung über den Sturz des Areopags[23]). Ephialtes soll Perikles aus Privatinteressen unterstützt haben, er saß in dem heiligen Gerichte, ward aber beleidigt und wollte sich rächen[24]). Doch mag auch Sintenis' Ansicht[25]) nicht ganz zu verwerfen sein. Nach ihm versuchte Ephialtes nur die Aufnahme in den Areopag, hielt aber die δοκιμασία nicht aus. Noch andere Ansichten hat Forchhammer aufgestellt[26]), welche von G. Hermann[27]) und von K. F. Hermann[28]) zwar angenommen, aber von K. O. Müller[29]) glücklich beseitigt worden sind.

Nach Aristoteles[30]) und Pausanias[31]) war der Rath verstümmelt worden, nach Diodor[32]) geschwächt und die alten berühmten Herkommen vernichtet, nach Plutarch's bestimmterem Ausdruck ward ihm alle Macht und die Entscheidung in allen Rechtsfällen, wenige ausgenommen, entwunden, nach Cicero's übertriebenem Urtheil der ganze Areopag aufgehoben, alle Macht aber an die stürmische Volksversammlung übertragen, dem Staate aber seine Ehre und Zierde genommen. Vergleichen wir nun alle diese Berichte, so werden wir einsehen, daß die meisten Angaben übertrieben sind, und höchstwahrscheinlich dem Areopag nichts entzogen ward, als der Blutbann, die δίκαι φονικαί — freilich der bedeutendste Theil der Gerichtsbarkeit, welcher namentlich in Tagen innerer Zerrüttung des Staates dem Rathe eine große politische Gewalt verlieh. Dagegen mögen dem Areopag gewisse Klagen über ἀσέβεια verblieben sein, und Lysias von Eratosthenes' Mord (§. 30) sagt ja ausdrücklich, daß dem Rathe das ererbte Recht der Entscheidung über Mord zurückgegeben sei, welches man ihm damals genommen habe, und Äschylos' Absicht bei Aufführung seiner berühmten Trilogie wird doch keine andere gewesen sein, als den Rath in dem Besitze des Blutbannes zu befestigen.

Nach Diodor[33]) fällt das berüchtigte Psephisma des Ephialtes in das erste Jahr der 80. Ol., aber diese Zahl scheint sehr ungewiß zu sein. Nach Sintenis (S. 107) fällt die Lähmung des Areopags entweder in 79, 3 oder in das folgende Jahr. Er stützt sich auf die gleichzeitige Vertreibung des Kimon[34]), der Ol. 80, 4 zurück-

9) *Plut.* Moral. p. 118 D. *Diod.* XII, 40. XIII, 98. *Lucian.* I. 239 ed. Bip. *Aristoph.* Acharn. v. 530. *Cic.* in Orat. 29; de Orat. III, 34. Brut. 9, 15. *Quinctil.* Instit. X, 1, 82. *Aristid.* de IV vir. p. 173. *Valer. Max.* VIII. 9 extr. 2. *Wyttenb.* ad *Plut.* de S. N. V. p. 7 sq. 10) *Plut.* Cim. X. *Theopomp.* ap. *Athen.* XIII, p. 533 B. *Nep.* Cim. IV. *Cic.* de offic. II, 18. *Lact.* VI, 9. 11) Hermann, Gr. Staatsalterth. §. 171. 12) Ath. Staatsh. I. S. 230 fg. 13) Nub. v. 862. 14) Praefat. ad *Aristoph.* Nub. Edit. sec. p. L—LII. 15) Vergl. *Arist.* Pal. III, 9, 3. 16) *Thuc.* III, 17. 17) *Xen.* Anab. VII, 6, 1; 3, 9. 18) im Gorgias p. 515 E. 19) Böttiger, Andeutungen. S. 70—80. *Leake.* Top. p. 36 sq. Meiners' Gesch. des Lux. der Athener. S. 29 fg.

20) *Plut.* Cim. XV. Reipubl. gerend. praecept. XII. p. 171. *Perizonius* ad *Aelian.* V. H. II. 45. *Heraclid.* p. 206. Cor. und namentlich *Wachsmuth* H. A. I, 60. 21) im Leben des Perikles c. IX. 22) XI, 77. 23) Areop. p. 169 *Bekkr.* Auch *Cic.* de rep. I, 27, 43. 24) *Bekkr.* Anecd. p. 188. *Müller*, Eumenid. p. 116. 25) ad *Plut.* Vit. Perikles. p. 106. 26) in seiner Abhandlung de Areopago non privato p. Ephialt. homic. judic. 27) in seiner Dissert. de Hyperb. p. 17 sq. 28) Gr. Staatsalterth. S. 207. 29) Eumenid. p. 116. 30) Polit. III, 9. 31) I, 29, 5. 32) l. c. 33) l. c. 34) *Plutarch.* Vit. Cim. c. X.

gerufen wurde und zwar [35]) nach dem fünften Jahre seines Exils. Anders und mit gutem Grunde urtheilt O. Müller [36]). Die Äschylische Trilogie nämlich fällt in den siebenten oder neunten Monat des ersten Jahrs der 80. Ol., und es läßt sich doch nicht gut denken, daß der Dichter gesagt hätte, daß die Göttin ihren Rath für die Ewigkeit gestiftet habe [37]), daß auch für die Zukunft allezeit der weisen Richter hoher Rath fortbestehen werde [38]), wenn die Macht des Gerichtshofes bereits vernichtet gewesen wäre. Es scheint unmöglich das Datum genau festzustellen, doch geht aus der ganzen Art und Weise der Trilogie hervor, daß Äschylos noch Hoffnung hatte, daß dem Rathe seine Würde und sein Ansehen erhalten werden würde, also das Ende der Sache noch nicht abzusehen war.

Als Perikles' Ansehen durch solche Mittel hinlänglich befestigt schien, machte er den Angriff auf den berühmten Besieger der Perser, der an Reichthum und Adel Niemandem nachstand und der die Staatscasse Athens mit Schätzen und Kriegsbeute angefüllt hatte. Kimon wurde des Lakonismus beschuldigt und durch den Ostrakismos verbannt. Freilich war er Lakonenfreund, unterhielt sogar Gastfreundschaft mit den Spartanern [39]), aber seine Handlungsweise wurde durch seine aristokratische Richtung gerechtfertigt. Aber Perikles' Verfahren findet darin seine Entschuldigung, daß Kimon ihm zu mächtig und gefährlich schien, daß seine Verbannung nothwendig war, wenn das Perikleische Staatsgebäude mit einiger Sicherheit aufgeführt werden sollte. Als man sich aber dabei nicht beruhigte, das Haupt der Aristokraten entfernt zu haben, als man anfing, die Pfeile des Ostrakismos auf die ganze Partei abzuschießen, ja, als der hochherzige Kimon selbst, der als Verbannter es gewagt hatte, in einer gefahrvollen Schlacht sich unter die Reihen der Athenischen gemeinen Krieger zu mischen, von den Freunden des Perikles zurückgewiesen war, zugleich aber die Gefahr von Sparta aus täglich mehr wuchs, da ergriff die Herzen der wankelmüthigen Athener Reue und Sehnsucht nach dem Manne, welcher mit dem Siege einen Bund geschlossen zu haben schien, und Perikles vorsichtig die Gefahr berechnend, welche seiner eigenen Stellung drohete, wenn die Zurückberufung nicht von ihm ausginge, trug dem erstaunten Volke die Nothwendigkeit von Kimon's Gegenwart vor, setzte sein Psephisma einstimmig durch, und stieg durch diese scheinbar hochherzige Handlung auch im Ansehen und in der Liebe selbst derjenigen, welche ihn vorher mit zweideutigen Blicken betrachtet hatten. Kimon kehrte heim und brachte schnell den Frieden zwischen Sparta und Athen zu Stande [40]). Andere Berichte stellen die Sache in noch trüberes Licht. Perikles soll Kimon's Rückkehr erst dann eingeleitet haben, als er durch Elpinike die Schwester des Kimon die geheime Verabredung getroffen hatte, daß ihr Bruder mit 200 Schiffen auslaufen, das Heer in die Ferne führen und in Persien sich ein Land erobern sollte, Perikles aber im Innern die Gewalt und Leitung des Staates behalte. Perikles soll also in geheimen Artikeln den Staat getheilt, sich die Heimath und die unterworfenen Inseln zur Herrschaft auserkoren und Kimon darauf angewiesen haben, sich mit Athenischem Bürgerblute Provinzen zu erobern. Solche Nachrichten scheinen unglaublich. Natürlich sah Perikles seinen Hauptgegner lieber in der Ferne, als in seiner Nähe, aber sein Charakter war zu edel, als daß er den Staat Privatinteressen hätte unterordnen können, und sein Herz ward nicht durch die Politik geleitet, sondern diese ging aus inniger Überzeugung hervor. Schon früher, als Kimon auf den Tod verklagt und Perikles einer der vom Volke bestellten Ankläger war, soll Elpinike als Fürbitterin für das Leben ihres Bruders zu ihm gekommen sein. Mag nun jenes Scherzwort wahr sein: „O Elpinike, du bist zu alt für solche Geschäfte," oder nicht, als Ankläger nahm Perikles nur einmal das Wort und bewirkte durch seine Rede grade das Gegentheil von dem, was ihm zugemuthet war. Schwerlich würde er aber anders verfahren haben, hätte Elpinike nicht sein Haus betreten [41]). Doch wird das Mährchen dem Stesimbrotos willkommen gewesen sein [42]). Ja! noch ärgere Dinge wurden dem großen Manne angedichtet. Idomeneus aus Lampsakos klagt ihn an, daß er seinen Freund und politischen Bundesgenossen Ephialtes aus kleinlichem Neid und niedriger Eifersucht gegen seinen Ruhm meuchlings ermordet habe. Aber schon Plutarch hat die Verleumdung abgeschnitten. Er greift, sagt er, diese Lüge irgendwoher auf, gegen den Mann seine Galle auszuschütten, der zwar nicht ganz tadellos sein mag, aber eine edle Gesinnung und ein ehrliebendes Herz hatte, in welchem ein so rohes tigerhaftes Wesen keinen Raum finden kann. Ephialtes, der furchtbare Oligarchenfeind, fiel durch Aristodikos von Panope, welchen die besorgten Aristokraten gemiethet hatten, wie Aristoteles sagt [43]).

Als nun Kimon auf verständige Weise aus Athens Mauern entfernt war, konnte es den Aristokraten nicht länger verborgen bleiben, was ihnen durch die Abwesenheit dieses großen Mannes verloren gegangen war. Man fürchtete, Perikles möge auch den Namen des Herrschers sich anmaßen, da er es in der That schon war, und man suchte und fand bald einen Gegner für ihn in Thukydides aus Alopeke, einem Manne von besonnenem Charakter, der unverrückt den Zweck seiner Stellung im Auge behielt, Perikles, wann und wo er konnte, das Widerspiel hielt und bald wenigstens ein gewisses Gleichgewicht beider Parteien hervorbrachte. Er ließ die Aristokraten sich nicht, wie das bisher geschehen war, mit dem Demos vermengen, wodurch der Glanz ihrer Würde sich unter dem großen Haufen verlor, er schied ihre Gesammtmacht rein aus und versammelte sie in einem Mittelpunkte, wo sie dann gewichtiger zog mochte auf der po-

35) nach *Corn. Nep.* V. Cim. c. III. 36) Eum. p. 116. 37) S. B. 462, 343. 38) Ebd. 653 fg. 39) *Plut.* V. Cim. c. XV et XVI. 40) *Id.* Pericl. c. X.

41) *Plut.* V. Pericl. c. X. 42) s. noch *Plut.* V. Cim. c. XIV. 43) bei *Plut.* l. c. Vergl. *Diod.* XI, 77. *Antiphon.* De caede Herodis. p. 137.

litischen Wage sich die Schale der Aristokraten leicht senken. Anfangs war die Spaltung nur ein unmerklicher Riß an einem Stahle, bald brachte aber der Wettstreit der Aristokraten und Demokraten, da er mit aller Heftigkeit geführt wurde, eine Theilung der Stadt in zwei Hälften hervor [44]). Aber der Kampf des Perikles mit dem Thukydides, welcher schnell den Staat zerriß, begann nicht erst mit Kimon's Tode, bei der Belagerung von Kition auf Kypros, sondern, wenn man Plutarch [45]) glauben darf, schon weit früher. Daß aber Thukydides gern und so heftig die Partei des Adels ergriff, darf durchaus nicht auffallen, wenn man erwägt, daß er nicht nur mit Kimon verwandt, sondern auch mehren andern vornehmen Adelsgeschlechtern verschwägert war, und folglich in den Interessen seiner Partei nur seine eigenen verfolgte. Perikles aber war grade da am thätigsten, wo er unthätig schien, er verpflichtete sich täglich mehr den Demos, ließ ein Volksfest auf das andere folgen, Schauspiele, große Schmausereien, feierliche Aufzüge wechseln, und wiegte das Volk durch den Taumel der Genüsse so in Schlaf, daß er es am Ende gebrauchen konnte, wie und wo er wollte. Seine 60 Galeeren, welche er jährlich aussandte, verschafften zugleich vielen Bürgern achtmonatlichen Sold und er übte das Marinewesen mehr und mehr ein [46]). Dazu die vielen Colonien, welche von ihm ausgingen — tausend Bürger schickte er nach dem Thrakischen Chersones, fünfhundert nach Naxos, oder ist Tolmidas der Stifter dieser Colonien, wie Diodor [47]) und Pausanias [48]) behaupten? — dreihundertfunfzig nach Andros und tausend sollten sich in Thrakien unter den Basalten niederlassen, auf den Trümmern von Sybaris endlich erhob sich die neue jungfräuliche Colonie des Perikles, Thurii, — sie reinigten Athen von einem müßigen, geschäftslosen, in Alles mit Geschrei sich mischenden Gesindel, halfen tausend Bürgern aus Mangel und Elend, und befestigten endlich Athens Herrschaft über die Bundesgenossen; dann mußten die neuen Ansiedler, um nur ihr jüngst erworbenes Eigenthum zu schützen, mit den Waffen in der Hand jeden Versuch, den alten Zustand der Dinge herzustellen, zu vereiteln suchen [49]).

Aber mit diesen Einrichtungen mußten Perikles' Gegner selbst wider Willen zufrieden sein, da sie den Handel und die Herrschaft Athens erweiterten und begünstigten. Nicht so ruhig blieben sie aber, als Perikles die oben erwähnten Bauten, größtentheils aus der [50]) im vierten Jahre der 79. Ol. von Delos nach Athen verlegten Bundescasse errichten ließ; dieses war ihnen ein willkommener Vorwand, um sein Verfahren in ein moralisch gehässiges Licht zu stellen. Denn daß sie in Wahrheit an dem Glück oder Unglück der Bundesgenossen Antheil genommen hätten, läßt sich schon aus dem Grunde nicht denken, weil sie Athener waren. Zum Vorwand ließ sich aber ein solches Gefühl gut gebrauchen. So schmähten sie also über die Bauten in den Volksversammlungen, schwatzten von Miscredit und üblem Rufe, in welchen solcher Misbrauch anvertrauten Gutes die Söhne des Theseus brächte. Damals, als Perikles den Schatz nach Athen geholt habe, hätte er den Vorwand gebraucht, er sei dort vor dem Feinde sicherer, er selbst habe das eigene Wort entkräftet, indem ganz Hellas mit frechem Übermuth und offenbarer Tyrannei verhöhnt würde, da die Kriegssteuern der Bundesgenossen zum Schmucke der Stadt vergeudet und die ehrwürdige Kekropia wie ein hoffärtiges Weib mit edlem Gestein, mit Bildern und unerschwinglich kostbaren Tempeln ausstaffirt würde. — Nach Plutarch [51]) entschuldigte sich Perikles vor dem Volke mit folgenden Sophismen: und warum sollte er gegen den Feind nicht dieselben Waffen gebrauchen, welche er gegen ihn gebraucht hätte? Über die Verwaltung des Geldes sei man den Bundesgenossen keine Rechenschaft schuldig, wenn Athen nur den Zweck des Bundes erfülle, die Grenzen der Bündner in Gefahr vertheidige und den Feind zurücktreibe, während jene nicht Schiff, nicht Roß, nicht Mann in Bewegung setzten, so gehöre das Geld, welches die Bündner für ihren Schutz bezahlten, den Athenern, nicht aber denjenigen, welche das Geld bezahlt hätten. Aber auf einen bevorstehenden Kampf sei Athen hinlänglich gerüstet, warum nun die Stadt ihren Überschuß nicht dazu verwenden solle, was nicht allein ewigen Ruhm und ewige Ehre bringe, sondern auch tausend armen Bürgern Beschäftigung und Brod verschaffe, da die Bauten jede Kunst und jede Kraft in Anspruch nähmen, wenn der Krieger Brod und Beschäftigung auf der Wahlstatt finde, müssen auch dem ruhigen Bürger die Mittel an die Hand gegeben werden, sein Leben zu fristen. Solche Beredsamkeit siegte, die Werke des Perikles erhoben sich. Der Wetteifer der Arbeiter und Künstler hatte sie in einer Schnelligkeit vollendet, daß ganz Hellas mit Staunen erfüllt wurde. Perikles' rechte Hand war Phidias. So große Baumeister und Künstler auch sonst in Athen sich fanden, Kallikrates und Iktinos, welche den Parthenon schufen, Koröbos und Metagenes und Xenokles, welche den Demetertempel zu Eleusis bauten, sie arbeiteten alle unter der sorgsamen Aufsicht des Phidias. Das Odeum ließ Perikles errichten, um daselbst das von ihm eingeführte Musikfest an den Panathenäen (s. d. Art.) zu begehen. Aber bei den Bauten sollte man glauben, die Götter hätten selbst mit Hand ans Werk gelegt. Als nämlich Mnesikles die Propyläen errichtete, stürzte einer der fleißigsten und geschicktesten Arbeiter von der Höhe auf die Straße herab. Schon hatten die Ärzte den zerschmetterten Mann aufgegeben, da erschien dem Perikles im Traume die eulenäugige Göttin, gab ihm die Mittel an die Hand, wodurch seinem Leiden abzuhelfen sei, und der Mann wurde wieder gesund. Es läßt sich denken, wie auch dieses dazu beitrug, das Ansehen des Perikles zu steigern, um so mehr, da noch nicht die Zeit der Religionsverachtung gekommen war, die erst im Pe-

44) *Plut.* V. Pericl. c. XI. 45) V. Cim. c. VIII. 46) Vergl. Böckh, Staatsh. I, 310. 47) XI, 88. 48) I, 27, 6. 49) *Diod.* XII, 83. Rich. Bentley, Gr. Philolog. S. 389 leipz. Ausg., und Wachsmuth H. A. I, 2. S. 98. 50) nach Böckh Staatsh. I. S. 429.

51) V. Pericl. c. XII.

loponnesischen Kriege, als Aristophanes den Meister der Sophisten, den Sokrates, von der Bühne herab bekämpfte, ihren Höhepunkt erreichte. Was Perikles selbst betrifft, so mußte er, da sein Herz so warm für den Staat schlug, auch mit derselben Liebe an einer Religion hängen, auf deren ungekränkter Fortdauer das glückliche Fortbestehen seines Vaterlandes beruhte. Die Lehren der Philosophen können seinen Verstand geläutert, sein Rednertalent geübt, den Umfang seiner Bildung erweitert haben: sein Herz war ohne Zweifel dem Glauben der Väter ergeben. Konnte es seinem die Zukunft so sicher durchschauenden Blicke verborgen bleiben, daß Athen von dem Augenblicke an dem Verderben zueilen würde, wo der Thron der Attischen Götter gestürzt war? Kann man sich denken, daß er alle die Tempel, Heiligthümer und religiöse Feste angeordnet haben würde, wenn sein Herz weiter nichts als die Verschönerung der Vaterstadt gewünscht hätte, ohne daß er an die Existenz der erhabenen Wesen, welchen er huldigte, geglaubt hätte? Ist endlich bei Perikles der Gedanke möglich, daß er die Erscheinung der Göttin im Traume erfunden habe, um sich das Ansehen eines Gottbegeisterten zu geben, daß er aus Hohn gegen die Göttin jenes eherne Bild der eulenäugigen Göttin auf der Burg neben dem Meere geweiht hat? Er war Freund des Phidias, und dieselbe religiöse Begeisterung, welche diesen Künstler leitete, wohnte auch im Herzen des Perikles. Aber die Feinde des Perikles ruheten nicht, und die Aufführung der Bauten zog ihm selbst, die Oberaufsicht über ihre Anlage und Ausführung, namentlich die Anfertigung der Bildsäulen dem Phidias noch ärgeren Groll zu. Man dichtete, daß Phidias für den Perikles die edlen Weiber, welche seine Werkstatt besuchten, aufgenommen habe, ein willkommenes Mährchen für die Komiker, welche sich in Zoten darüber ergossen, und bald mit Anspielungen auf die Frau des Menippos, seines Freundes und Unterfeldherrn, bald auf den Hühnerhof des Pyrilampos, gleichfalls eines Vertrauten des Perikles, dem man nachsagte, er schicke seinen Favoritinnen Pfauen zum Präsent, zu Felde zogen. Aber schon oben ist gezeigt worden, daß Elpinike, welche Perikles' Haus in der edelsten Absicht besuchte, dadurch in den Mund der Verleumdung kam, und Stesimbrotos von Thasos, jener bekannte Spötter des großen Mannes, schämte sich nicht, sogar von Blutschande zu reden, welche Perikles mit seiner Schwiegertochter getrieben habe. Es wird lasterhaften Menschen schwer, sich große Männer rein zu denken und wann wäre ein großer Mann frei von Verleumdern gewesen [52]).

Thukydides und den Rednern seiner Partei kamen die großen Ausgaben des Staats sehr gelegen, weil sie dazu gemacht schienen, Perikles' Verbannung zu motiviren. Der Angeklagte suchte sich zu vertheidigen, und hatte sogar die Kühnheit, das Volk zu fragen, „ob denn wirklich so sehr viel ausgegeben sei?" Als man aber seine Frage mit einem einstimmigen Ja beantwortete, da rief er laut, er wolle auf die Weihgeschenke seinen Namen setzen lassen und die staunende Menge, welche solche Aufopferung des Eigenthums nicht geahnt hatte, schrie ihm zu: er möge die Staatscasse benutzen, wie er wolle. Thukydides ward vom Markte verjagt und Perikles trug den glänzendsten Sieg davon [53]).

Gleich nach der Entfernung dieses Mannes soll Perikles einen andern Ton und eine andere Stellung gegen das Volk angenommen haben. Gegner fand er nicht mehr, er war Alleinherr und zwar nicht allein von Athen, sondern über alles, was davon abhing, er war Herr des Meeres, der Inseln, Freund vieler Machthaber, Könige und Tyrannen, die mit dem Athenischen Volke in Verhältnissen standen — allerdings eine Stellung, welche der Herrschsucht und Hoffahrt Raum gibt, zu Anmaßung verleiten, die Hände verlocken kann, nach der Krone zu greifen. Aber wie der gemeine Mensch nie ein großes Herz begreift, so hat auch der Attische Demos den Perikles, ungeachtet seine Tugenden und Absichten vor Augen lagen, für einen gewöhnlichen Demagogen gehalten. Der Athenische Bürger glaubte dem Perikles vieles zu Gefallen gethan und beschlossen zu haben, und hoffte jetzt Gleiches mit Gleichem vergolten zu sehen. Darin aber täuschte er sich. Die Stellung und Haltung des Staatsmannes blieb vor wie nach dieselbe, nur wandte er jetzt feinere und bessere Mittel an, um den Demos zu zügeln. Nicht allein durch die Kraft seiner Rede fesselte er die Gemüther und riß sie mit sich fort, nicht allein durch die zur rechten Zeit erregte Furcht und Hoffnung, jene stärksten Triebfedern der Überzeugung bei Menschen, welche nur der Gegenwart leben, auch durch seine überall und in jeder Lage des Lebens bewiesene Rechtlichkeit, seine Unbestechlichkeit, welche Privatinteressen verachtete, wenn vom Heile des Staats die Rede war, auch durch seine Treue in Verwaltung des Staatsvermögens, die er am deutlichsten dadurch bewies, daß er kein größeres Vermögen hinterließ, als er von seinen Vätern ererbt hatte, erreichte es Perikles, daß er am Ende die Nation als sein Kind betrachten, als Vater zu ihr reden, sie ermuntern, loben und geißeln durfte, je nachdem sie es verdient hatte [54]). Nur die gleichzeitigen Komiker, jene ultraliberalen Publicisten des Alterthums, schilderten seine Stellung als gefährlich und machten ihn des Strebens nach der Tyrannis verdächtig, nannten seine Anhänger die Garde des Pisistratos, und foderten einen Schwur von ihm, daß er in Wahrheit nicht daran denke, sich zum Tyrannen zu machen [55]). Doch ging es den Komikern, wie es heute den Kläffern geht, man hörte nicht auf sie und vierzig Jahre lang behauptete sich Perikles an der Spitze des Staates neben einem Ephialtes, Leokrates, Myronides, Kimon und Tolmidas und selbst neben einem Thukydides, und nach des letztern Ostrakisirung behauptete er sich bei jährlich wechselnden Strategen und Archonten gewissermaßen im ungetrübten Besitze einer unumschränkten Gewalt, durch Privatinteressen, wie schon mehrfach angedeutet, unverführbar, obgleich er sich

52) *Plut.* V. Pericl. c. XIII.

53) *Plut.* V. Pericl. c. XIV. 54) *Id.* c. XV. *Thuc.* II, 65. 55) *Telekleides* ap. *Plut.* V. Pericl. c. XVI.

keineswegs der Sorge und der vorsichtigen Pflege seines von den Vätern ererbten Vermögens entschlug. Aber die Früchte von seinen Ländereien verkaufte er, um täglich vom Markte die Bedürfnisse des Hauses zu bestreiten. Freilich beklagten sich seine erwachsenen Söhne bitter über solches Verfahren, und noch bitterer die Hausfrauen, welche, da er stets die Wage und das Rechnungsbuch bei der Hand hatte, ihn nicht selten des Geizes beschuldigten. Ein einziger Diener, der zum Wirthschaften wie keiner geboren, und von Perikles dazu angehalten war, besorgte auf solche Weise das ganze Haus[56]). Darin erkennt man nun freilich nicht den Schüler des Anaxagoras, welcher ganz der Philosophie ergeben, seinen Haushalt zu Grunde gehen und seine Güter verderben ließ. Perikles nahm beides, Staats- und Privatvermögen mit gleichem Scharfblicke in Acht, und am Ende mußte er auch noch die Sorge für den Haushalt seines Lehrers übernehmen, wenn auch die Anekdote theilweise oder ganz erdichtet ist, daß, als Perikles von Staatsgeschäften überhäuft seines Lehrers vergessen hatte, dieser in ein Tuch eingewickelt als echter Philosoph ruhig den Hungertod abwartete. Perikles hörte davon, eilte herzu, beklagte sich und bat ihn seinen Entschluß aufzugeben, mochte sich aber wol schwerlich des Lächelns enthalten können, als er die trockene Antwort erhielt, wer ein Licht nöthig hat, gieße Öl hinzu.

Einer der großartigsten Plane des Perikles, welcher nicht nur das Vaterland betraf, sondern ganz Hellas umfaßte, scheiterte an der Zerrissenheit des Landes und Volkes. Hellas sollte eine einzige Eidgenossenschaft werden, und unter dem Paniere der Freiheit ein einziger Bundesstaat sein. Abgeordnete aus allen großen und kleinen Hellenischen Staaten sollten an einem einzigen Amphiktyonentage nach Athen kommen, weil diese die größte und blühendste Stadt von Hellas sei, und dort über die griechischen von den Barbaren verbrannten Tempel, über die Opfergelübde, welche man den Göttern für die Errettung aus der Persergefahr noch schulde, endlich aber über das Meer, allgemeine Sicherheit der Schiffahrt und über die Aufrichtung eines ewigen Friedens zwischen den einzelnen Hellenischen Staaten berathschlagen. Hellenenthum sollte die Basis des Bundes sein, nur der Barbar solle als Feind und Gegner betrachtet werden dürfen. Welch eine schöne Idee, wie so ganz des großen Mannes würdig! Welcher Hellene vor ihm und nach ihm hat ähnliche Plane gehabt? Freilich hat Alexander der Große sich noch über den Begriff des Hellenenthums emporgehoben, und wollte Barbaren und Hellenen in eine einzige große Nation umschaffen, aber wie siegreich auch der Kampf des Hellenenthums gegen alle Barbarei des Alterthums gewesen ist, so scheint doch Alexander nicht beachtet zu haben, daß der Begriff der Nation auf Nationalität beruht, und welche Nationalitäten mußten erst vernichtet werden, und welcher Geist mußte erst den Barbaren eingehaucht und den Hellenen ausgetrieben werden, ehe solcher Plan ausführbar war? Zwei Nationen können unter keiner anderen Bedingung sich vereinigen, als daß die eine untergeht. So steht also Perikles höher als Philipp's Sohn! Um den Plan zu verwirklichen, wurden schnell zwanzig funfzigjährige Männer auserkoren, fünf zu den Ioniern und Doriern nach Asien und den Inseln bis nach Lesbos und Rhodos, fünf nach dem Hellespont und Thrakien, bis nach Byzanz, fünf nach Böotien, Phokis, dem Peloponnes, Lokris, Epiros, Akarnanien und Ambrakia, fünf nach Euböa, dem Ötagebirge, dem malischen Busen, nach den Phthioten, Achäern und Thessaliern abgesandt, sie zu entbieten an den Berathungen zum Freiheits- und Bundesvereine von Hellas Theil zu nehmen. Aber Lakedämon schon längst eifersüchtig auf die jugendliche Nebenbuhlerin war dagegen, die Peloponnesier lehnten das Anerbieten ab, und die Staaten traten nicht zusammen. Doch bleibt die Idee groß, wenn sie auch wie ein schöner Traum verschwand, und werth der Geschichte aufbewahrt zu werden[57]).

Auch als Feldherr war Perikles groß, wenn man denjenigen mit diesem Namen bezeichnen muß, der nicht durch kühne Evolutionen und gefahrvolle Züge, die das Glück und verzweifelter Kampf mit Sieg krönte, sondern durch vorsichtige Haltung, Vermeidung von Schlachten, deren Ausgang ungewiß war, und durch Schonung des Menschenblutes sich auszeichnete. Nicht solche Feldherren nahm er sich zum Muster, deren Wagstücke durch den Zufall begünstigt waren und deren Namen deshalb von der unwissenden Menge angestaunt wurden, weil sie die Resultate der Berechnung nicht von zufälligem Erfolge zu unterscheiden vermag. Perikles schonte Menschenblut.

Als Tolmidas im Vertrauen auf sein gutes Glück und seinen ausgezeichneten Waffenruhm zur Unzeit einen Angriff auf die Böotier vorbereitete, und tausend edle Athenische Jünglinge, abgesehen von dem übrigen Heere, durch Siegeslust und Kriegsmuth verlockt Theil nehmen wollten, da rief ihm Perikles von der Rednerbühne die unvergeßlichen Worte zu: „Wenn du Perikles nicht glaubst, so warte wenigstens die Zeit, den weisesten Rathgeber, ab." Zwar fand er damals bei dem übermüthigen Volke keinen Beifall, aber bald kam die Nachricht, daß Tolmidas bei Koronea mit vielen Bürgern eingeschlossen, besiegt und gefallen sei, und nun erkannte man erst, freilich zu spät, Perikles' Weisheit, und lautes Lob tönte ihm aus dem Munde des bereuenden Volkes entgegen[58]). Am meisten glänzt unter seinen Feldherrnthaten sein Zug nach dem Chersones hervor. Nicht zufrieden damit, durch **1000** Athener die Bevölkerung der Stadt gehoben zu haben, zog er nach Miltiades' Vorgang Schutzmauern und Bollwerke von Meer zu Meer[59]) quer über die Landenge, um den Einfällen der umherstreifenden Barbaren, namentlich der durch ihre Räubereien berüchtigten Thraker, zu begegnen, und schnitt so auf einmal alle die Neckereien und Kämpfe ab, durch welche das Aufblühen der Colonie bis dahin verhindert worden war[60]).

Dagegen hat seine ins dritte Jahr der **81.** Olym-

56) *Plut.* V. Pericl. c. XVI.

57) *Plut.* V. Pericl. c. XVII. 58) *Id.* c. XVIII. 59) *Herod.* VII, 36. 60) *Plut.* V. Pericl. c. XIX.

piade fallende Fahrt in den Peloponnes[61]), als er von Pegä in Megaris mit 100 Segeln auslief, sehr verschiedene Beurtheiler gefunden. Er begnügte sich nicht damit, wie Tolmidas, die Seestädte verwüstet zu haben, drang mit seinen Streitern tief in das Land ein und verbreitete durch seine plötzliche Erscheinung überall Furcht und Angst, trieb die zagenden Einwohner hinter die Mauern, schlug die bei Nemea vorschnell angreifenden Sikyonier und errichtete eine Trophäe. Dann durch Truppen aus dem befreundeten Achaia seine Streitmacht verstärkend, näherte er seine Flotte wieder dem Festlande, segelte am Acheloos vorbei, kam nach Akarnanien, schloß die Oneaden in ihre Mauern ein, schuf die fruchtbare Umgegend in eine Wüste um, und kehrte endlich, ein Schrecken dem gelähmten Feinde, eine Hoffnung den vertrauenden Athenern, in die Heimath zurück[62]).

Noch größeren Ruhm erwarb ihm sein glänzender Zug nach dem Pontos Euxinos. Er erfüllte nicht nur die Wünsche der dort wohnenden Hellenen, sondern behandelte überhaupt die Einwohner mit großer Güte, aber den fremden Völkern, Königen und Fürsten umher zeigte er seine Macht, und verschaffte dadurch den Hellenen eine ruhige und ungetrübte Schiffahrt, machte sich selbst aber das ganze Meer unterthänig. In Sinope ließ er eine angemessene Mannschaft unter Lamachos gegen den Tyrannen Timosilaos zurück, und als dieser mit seiner Partei die Flucht ergriffen hatte, segelte Perikles mit 600 Freiwilligen nach Sinope zurück, um die Häuser und Güter, welche die geschlagene Partei inne gehabt hatte, zu theilen und zu benutzen[63]).

Dagegen nahm er nicht Theil an dem Ägyptischen Project. Die Größe seines Glückes und seiner Macht konnte ihn nicht bewegen, an diesem Aufstande Theil zu nehmen, und ebenso wenig mischte er sich in die Aufwiegelung der Jonischen, der Krone Persien unterthänigen, Küstenländer, da sein staatskluger Geist den unglücklichen Ausgang dieser Unternehmungen vorhersehen mußte, und außerdem war ja in der Nähe noch viel zu viel zu thun, warum hätte er sich in so weit aussehende Plane verwickeln sollen? Es mußte ihn daher auch tief betrüben, wenn schon damals mancher nach Sicilien seufzte, und mit Hoffnungen sich umhertrug, die bald genug durch die Vorspiegelungen von Alkibiades und seiner Partei zum Unglück des Athenischen Staates beherzigt wurden. Der Schwindel, welchen Perikles' Waffenglück und glänzende Verwaltung dem Volke eingeflößt hatte, ließ den Einen und Anderen schon von Attischen Colonien in Etrurien und Carthago träumen, doch, wie gesagt, Perikles' stete Sorge war es, solchen Wahn zu bekämpfen, und sein unmündiges Volk auf nähere und vernünftigere Gedanken zu bringen[64]). Vielleicht erkannte Perikles, daß Athen eine Rolle übernommen habe, welcher es nicht gewachsen war, es schien ihm schwer zu sein, den gegenwärtigen Umfang der Attischen Herrschaft zu behaupten, und davon mußte das Volk überzeugt werden. Schon trat auch Sparta immer drohender auf, und ein Krieg schien nicht mehr fern zu sein, indem die Frage entschieden werden sollte, ob Sparta oder Athen künftig über Hellas herrschen solle. Bald aber kam der Zeitpunkt, der den Demos aus seinem Traume erwecken, und Perikles' politische Grundsätze in ihrem vollen Glanze zeigen sollte. Die Spannung zwischen den Dorischen Delphiern und dem phokischen Bunde hatte schon vielfache Gelegenheit zu allerlei Neckereien gegeben; und am Ende hatten die Städte es gewagt, den heiligen Ort mit Heeresmacht anzugreifen, ihn zu überrumpeln und des Tempels und Orakels sich zu bemächtigen. Was konnte Sparta willkommener sein, als gegen Phokis unter die Waffen gerufen zu werden? wie konnte auf eine bequemere und rechtmäßigere Weise der spartanische Principat im Herzen der Griechenwelt begründet werden? Ein spartanisches Heer drang Ol. 83, 1 in Phokis ein, drängte die übermüthigen Eindringlinge aus Delphi's Mauern heraus und setzte die Delphier wieder in den Besitz der Stadt und des Heiligthums[65]). Mit Dank und Lob überhäuft zogen die Spartaner nach Hause und wähnten, die Sache sei abgemacht. Aber schnell rückte auf Perikles' Betrieb ein Attisches Heer in Phokis ein, setzte den Bund wieder in den Besitz der Stadt und des Tempels, und um mit derbem Athenischen Witz die spartanische Unbedachtsamkeit zu geißeln, so ließ Perikles, da die Spartaner das Recht der Promanteia von den Delphiern erhalten und dieses in die Stirn des im Tempel befindlichen ehernen Wolfes hatten eingraben lassen, den Athenern dasselbe Recht ertheilen, und die Nachricht davon auf denselben Wolf zur rechten Seite prägen[66]).

Noch einleuchtender ward die Weisheit der Perikleischen Politik, als kurz darauf Euböa abfiel[67]) Ol. 83, 4 und Perikles mit Heeresmacht hinüber setzen mußte. Als aber fast zu gleicher Zeit die Nachricht einlief, daß Megara sich hätte zum Kriege aufwiegeln lassen, und Plistoanax, der Sparterkönig, mit einem bedeutenden Heere an der Attischen Grenze stehe, da eilte Perikles möglichst schnell von Euböa zurück, um sich an die Spitze des Attischen Krieges zu stellen, erkannte bald die Schwäche des Feindes in des Königs jugendlicher Unerfahrenheit, knüpfte mit Kleandridas, der von den Ephoren dem Könige als Rathgeber beigegeben war, geheime Unterhandlungen an, und kam auf dem Wege der Bestechung bald soweit, daß dieser mit seinen Peloponnesiern aus Attika abzog. Freilich mußte nun Plistoanax in's Exil gehen, und Kleandridas, der sich früh genug aus dem Staube gemacht hatte, ward zum Tode verurtheilt, aber Athen war schnell aus der doppelten Gefahr gerettet, und zwar ohne daß ein Tropfen Bluts vergossen worden wäre[68]). Die Bestechung selbst wird zehn Talente gekostet haben, wenigstens soll Perikles, als er von seiner Strategie

61) *Thuc.* I, 108. 111. *Diod.* XI, 85, 88. 62) *Plut.* V. Pericl. c. XIX. 63) *Thuc.* I, 104. 109. *Diod.* XI, 71. 72. 64) *Plut.* V. Pericl. c. XXI. V. Alcib. c. XVII. *Thuc.* I. c.

65) *Thuc.* I, 112. *Suid.* s. v. *Clinton* F. H. p. 272. 66) *Paus.* X, 14, 4. *Plut.* V. Pericl. c. XXI. 67) *Thuc.* I, 114. 68) *Diod.* XIII, 75. *Thuc.* II, 21. v. 16. Schol. ad *Aristoph.* Nub. v. 838. *Plut.* V. Nic. XXVIII. u. *Diod.* XIII. 106, welcher sich aber über den Namen des Kleandridas täuscht

Rechenschaft ablegte, zehn Talente unter dem ominösen Titel „nothwendige Ausgaben“ aufgeführt haben, das Volk aber — solche Zärtlichkeit beobachtete man gegenseitig — um seinen Perikles nicht in Verlegenheit zu setzen, forschte nicht weiter nach und hatte seine Bürgschaft in seiner unbestochenen Rechtschaffenheit [69]). Einige und unter diesen selbst der Philosoph Theophrast [70]) behaupteten sogar, es seien jährlich zehn Talente nach Sparta geflossen, um alle Magistratspersonen nach und nach zu bestechen, und den bevorstehenden Krieg wo möglich ganz zu ersticken. Aber es ist gewiß, daß Perikles nicht den Frieden, sondern nur Zeit erkaufen wollte, um auf den furchtbaren Krieg sich gehörig vorbereiten zu können, da, wenn man nur immer dieselbe Politik beobachtet hätte, der Ausgang des Kampfes so gut wie gewiß war [71]).

Schnell wandte sich Perikles nun gegen die Abtrünnigen, setzte mit 50 Schiffen und 8000 Mann schweren Fußvolks nach Euböa hinüber und unterwarf die einzelnen Städte der Reihe nach. In Chalkis beruhigte er sich dabei, die reichen und mächtigen Ritter, die Hippobaten, vertrieben zu haben, nur über die Hestiäer erging ein scharfes Strafgericht, welche die Mannschaft eines Atheniſchen Schiffes gefangen genommen und niedergemetzelt hatten. Jetzt mußten alle Einwohner der Stadt landesflüchtig werden, um einer Anzahl Atheniſcher Kleruchen Platz zu machen. Die Expedition fällt in Ol. 83, 4. [72]).

Als zwischen Sparta und Athen der 30jährige Waffenstillstand zu Stande gekommen war [73]), trug Perikles noch Ol. 83, 4 auf eine Expedition gegen die Insel Samos an, weil die Einwohner, ungeachtet des Atheniſchen Verbotes ihre Feindseligkeiten gegen Milet nicht eingestellt hatten. Manche behaupten nun freilich, er habe es der Aspasia zu Gefallen gethan, und sein Umgang mit dieser schönen Hetäre, ungeachtet seine Frau, die Witwe des Hipponikos, ihm zwei Söhne, den Xanthippos und Paralos, geboren hatte, war schwerlich Sokratischer Art [74]). Er besuchte sie, um mit ihr zu buhlen. Die Leidenschaft ward selbst so heftig, daß er sich von seiner Frau schied und Aspasia in sein Haus nahm. Doch ist darum nicht zu glauben, daß er seine männliche Würde und seine Stellung im Staate in soweit vergessen hätte, um die Eingebungen eines buhlerischen Weibes zu Staatsmaximen zu machen. Dennoch scheint Plutarch dieses zu glauben [75]).

Die Samier hatten mit den Milesiern Streit über Priene, und als sie einige Vortheile errungen hatten, wurden sie durch eine Atheniſche Gesandtschaft aufgefodert, ihre Waffen niederzulegen und die Sache durch Attische Gerichtshöfe entscheiden zu lassen. Nun hatte aber die Auffoderung kein Gehör gefunden, und Perikles eilte, um dem Worte seines Staates Nachdruck zu verleihen, mit einer Flotille nach Samos, siegte über die Oligarchie, und ließ sich 50 der angesehensten Männer und ebenso viel Knaben als Geiseln stellen. Ungeachtet ihm jeder für seine Freiheit ein Talent bot, und noch viel mehr die Feinde der neugeschaffenen Demokratie, so ließ sich Perikles doch nicht bewegen, und sandte sie alle nach Lemnos. Aus besonderer Vorliebe für Samos hatte der persische [76]) Satrap von Sardes Pissuthnes 1000 Goldstücke geboten, aber hier galt es die Ehre Athens, und ihr Vertreter blieb unbeweglich, und kehrte erst, nachdem die samische Demokratie geordnet war, nach Athen zurück. Da wußte aber Pissuthnes die Geiseln zu entführen und ein neuer Aufstand auf der Insel erfolgte. Schnell rüstete man sich zum Kriege, und ungeachtet aller von Athen geschleuderten Drohungen waren die Samier entschlossen, ihre Unabhängigkeit zu behaupten [77]). Aber der Tag von Tragia, wo Perikles mit 44 Schiffen die 70 samischen schlug, entschied das Schicksal des Aufstandes. Bald war der Hafen der Stadt erobert und die Stadt belagert. Zwar geschahen noch einige Ausfälle, zwar suchte man die Mauern, soviel es möglich war, zu schützen, aber schon war eine neue Atheniſche Flotte angelangt und die ganze Insel bloquirt. Nach den meisten Nachrichten fuhr jetzt Perikles mit 60 Galeeren auf die hohe See, um die der Insel zu Hilfe eilenden phönicischen Schiffe in gehöriger Entfernung zu halten. Nur Stesimbrotos weicht ab und meint die Expedition habe der Insel Kypros gegolten. Jedenfalls war der Plan ein großer Fehler, denn sobald sich Perikles entfernt hatte, mußte Melissos, des Ithageras Sohn, dem das Commando der samischen Streitmacht anvertraut war, die wenigen feindlichen Schiffe und die Unerfahrenheit der sie befehligenden Feldherren verachten lernen, und ermuthigte seine Mitbürger zum schleunigen Angriff auf das Attische Heer. Es kam zur Schlacht, die Samier siegten, machten eine Menge Gefangener, bohrten viele Schiffe in den Grund, und da die See jetzt wieder frei war, so versahen sie sich schnell mit allem Kriegsbedarf, den sie nicht schon vorher eingesammelt hatten. Ja nach Aristoteles [78]) soll Melissos den Perikles noch einmal geschlagen haben, damit aber die Beschimpfung der Athener recht vollständig wäre, so brannte man den Kriegsgefangenen Eulen auf die Stirn, zugleich als Vergeltung für das den unglücklichen Samiern auf die Stirn gebrannte Samierschiff [79]).

Als die Nachricht von diesem großen Unfall zu Perikles' Ohren kam, eilte er seiner Flotte zu Hilfe, schlug den sich ihm entgegenstellenden Melissos, schloß die Stadt ein, und um nicht noch mehr Menschenblut zu opfern, beschloß er die Stadt durch Zeit und Hunger aufzureiben. Doch ward es ihm schwer, die mit dem

69) *Aristoph.* Nub. v. 832. 70) *Sintenis* ad *Them.* p. 139. 71) *Plut.* V. Pericl. c. XIX. 111. 72) *Thuc.* I, 114. *Diod.* XII, 7. *Aristoph.* Nub. 213. *Xen.* Hellen. II. 2, 3. *Isocrat.* Paneg. XXXI. *Plut.* V. Pericl. c. XXIII. 73) *Thuc.* I. 115. *Diod.* XII. 27. *Plut.* V. Pericl. c. XXV. 74) *Diod.* XII, 33. *Suid.* s. v. *Valer. Max.* III, 1, 1 extr. *Gellius* Noct. Attic. V, 17. *Plat.* Alcib. p. 164 B. *Xen.* Memorab. I, 3. 4. 75) V. Pericl. c. XXV.

76) *Thuc.* II, 97. *Diod.* XII, 27. XVIII, 70. 77) *Thuc.* I, 116. *Aristid.* de IV vir. p. 183 *Diod.* 78) de Sam. republ. *Suid.* s. v. *Σαμίων ὁ δῆμος.* 79) *Plut.* V. Pericl. c. XXIV. *Suid.* s. v. *Σαμίων ὁ δῆμος.* *Aelian* V. H. II, 9.

Verzuge unzufriedenen kampflustigen Athener zurückzuhalten, er theilte daher sein Heer in acht Abtheilungen und während sieben derselben sich schlugen, ließ er die achte, welche die weiße Bohne gezogen hatte, der Ruhe und Erholung genießen. Ephoros spricht noch von Maschinen, welche Perikles zur Erstürmung der Stadt angewandt haben soll. Sie wären von einem gewissen Artemon erfunden, der sich wegen Lähmung der Glieder in einer Sänfte umhertragen ließ und daher den Spottnamen Tragbahre bekam. Doch widerspricht dieser Nachricht Herakleides von Pontos und Anakreon, welcher den Artemon als einen gemeinen Wollüstling, der vier Menschenalter früher gelebt habe, schildert [80]).

Im neunten Monate mußte sich Samos ergeben. Perikles schleifte die Mauern, nahm die Schiffe weg und legte den Einwohnern eine schwere Contribution auf, die zum Theil sogleich entrichtet werden mußte; für den in Terminen zahlbaren Rest ließ er sich Geiseln stellen [81]). Der Samier Duris entwirft ein schaudervolles Gemälde von der unmenschlichen Grausamkeit, welche von Perikles und seinen Athenern bei dieser Gelegenheit an den Tag gelegt worden sei. Aber sein Bericht wird schon dadurch unwahrscheinlich, daß Thukydides, Ephoros und Aristoteles nichts der Art erwähnen, und ebenso wenig möchte es begründet sein, daß Perikles die samischen Feldherren und Seesoldaten auf den milesischen Markt geführt, sie zehn Tage an Schandpfähle gebunden, und den Halbverschmachteten die Schädel habe zerschlagen lassen, endlich die Bestattung der verstümmelten Leichname verboten habe. Nach Plutarch war Duris ein lügenhafter Schriftsteller, welcher das Unglück seiner Vaterstadt übertrieb, um desto mehr Schatten auf Athen zu werfen. Doch ist denkbar, daß der rachsüchtige Demos in Athen allerlei Plage und Grausamkeit gegen die Samier in Vorschlag gebracht hat, deren Ausführung aber durch das besonnenere Verfahren des Perikles verhindert worden ist.

Als er mit seinem Heere die Heimath wieder erreicht hatte, so ließ er, dem frommen Brauch der Väter getreu, den im Kriege Gefallenen Begräbnisse veranstalten und hielt ihnen eine lobende Gedächtnißrede, welche namentlich die Frauen, die einen Angehörigen unter den Gefallenen hatten, mit Begeisterung erfüllte. Nicht zufrieden damit, ihm dankbar die Hände gedrückt zu haben, feierten und schmückten sie ihn wie einen Sieger im Kampfspiele und bekränzten ihn mit Blumen und Bändern. Nur Elpinike hatte es dem Perikles nicht vergessen, daß er sie einst zu alt für Liebesgenuß gefunden hatte, und konnte selbst auf offenem Markte ihren Groll nicht verbergen. Wohl bist du der Kränze werth, o Perikles, spöttelte sie, der du viele Bürger zu Grabe gebracht hast, nicht wie mein Bruder Kimon im ehrenvollen Kriege gegen Phönikien und Medien, sondern um einem verbündeten und stammverwandten Staat den Untergang zu bringen. Aber Perikles sanft lächelnd antwortete ihr mit einem Verse des Archilochos:

Du reibest nicht die alte Hand mit Salben ein.

Aber wie ehrenwerthe Thaten, welche nachahmungswürdig sind, selten dem trübenden Spott der Neider und kleinlichen Menschen entgehen, so verglich man auch spottweise den samischen Zug des Perikles mit dem trojanischen Kriege; Agamemnon hätte zehn Jahre gebraucht, um eine Barbarenstadt zu erobern, und Perikles habe einen der mächtigsten Staaten in Hellas in neun Monaten überwunden. Der gleichzeitige Thukydides sieht aber die Sache mit anderen Augen an. Nach seiner Ansicht fehlte nicht viel, daß die Insel bisher eine glückliche Nebenbuhlerin Athens, die Herrschaft des Meeres errungen hätte, und wollte Perikles seiner Vaterstadt dieses so theuer erworbene Kleinod erhalten, so mußte er einen Vernichtungskampf veranlassen, um mit einem Schlage die stolzen Hoffnungen der Samier zu zertrümmern [82]).

Als das Ungewitter des Peloponnesischen Krieges schon drohte, bewog Perikles [83]) die Nation den von Korinth angegriffenen Kerkyräern beizustehen, um sich dadurch der bedeutenden Seemacht der Insel zu befreunden, und im Fall eines Kriegs ihren Beistand in Anspruch nehmen zu können, und als das Volk seinen Antrag genehmigt hatte, so schickte er den Lakedämonios, Kimon's Sohn, wie zum Spotte mit 10 Schiffen ab; denn das Haus war, wie schon oben bemerkt ist, den Spartanern sehr befreundet. Damit aber Lakedämonios nichts Großes und Ausgezeichnetes auf seinem Feldzuge übernehmen könnte und sein mit Sparta befreundetes Haus noch mehr in Miscredit gerathe, gab er ihm die wenigen Schiffe und schickte ihn wider Willen fort. So stellt Plutarch [84]) die Sache dar [85]). Allein es ist wol mit Grund zu bezweifeln, daß Perikles' Absicht eine solche gewesen sei. Viel eher ließe sich das glauben, wenn nicht zehn Kriegsschiffe und eine Menge Menschenleben dabei auf's Spiel gesetzt worden wären. Solche Dinge hat die Verleumdung erfunden. Aber liegt denn Perikles' Absicht so fern, daß sie in dem Grade verkannt werden konnte, und boten nicht die jüngsten Erfahrungen bei Samos, nicht weniger als die ganze damalige Sachlage den besten Commentar zu seiner Handlungsweise dar? Die Sache ist ganz einfach. Es ließ sich nicht berechnen, wie bald der Krieg zwischen Sparta und Athen ausbrechen werde, und Perikles konnte eine größere Anzahl Schiffe nicht entbehren. Daß Perikles das Kimonische Haus nicht aufkommen lassen durfte, hatte seinen Grund in seiner Politik, und möglich ist auch, daß er über den Grund der Unterdrückung jener edlen Familie besorgt die scherzhafte Antwort gab: Kimon's Söhne sind Ausländer, der eine ein Lakone, der zweite ein Thessaler, der dritte ein Eleer.

Als jedoch der Spott und laute Tadel über die

---

80) *Diod.* XII, 28. *Aristoph.* Acharn. v. 850. *Athen.* p. 533 sq. *Plin.* N. H. VII, 56. *Serv.* ad Aeneid. IX, 505. 81) *Thuc.* I, 117.

82) *Thuc.* III, 9. VIII, 76. 83) nach *Thuc.* I, 23. 84) V. Pericl. c. XXIX. 85) Vergl. *Diod.* XII, 33 und *Plut.* V. Cim. c. XVI.

kleine Flotille nicht aufhörte, mußte Perikles am Ende nachgeben, eine größere und besser ausgerüstete Flotte nachsenden, welche denn nach der Schlacht bei Kerkyra anlangte [86]).

Die Erbitterung Korinths, welche in Sparta offene und laute Beschwerde über Athens Übermuth wagte, fand bald einen willkommenen Verbündeten an Megara, welches sich gegen die gemeinschaftlichen Rechte der Hellenen und gegen heilig beschworene Verträge, von allen Häfen und Märkten durch die Athener ausgeschlossen sah, zugleich an den Äginetischen Gesandten, die es zwar nicht wagen mochten, laut über Athenischen Druck und Schmach zu klagen, aber doch im Stillen zu Sparta seufzten [87]). Doch der Abfall und die Belagerung der Athen unterworfenen korinthischen Colonie Potidäa beschleunigte noch den Ausbruch des ersehnten Krieges [88]). Noch wagte man es jedoch nicht, die Unterhandlungen abzubrechen, und als der vorsichtige König Archedamos von Sparta durch eine gediegene Rede die meisten Klagepunkte der Verbündeten zu entkräften versucht hatte, so schien es, als könne der Sturm noch einmal durch das kostspielige Palliativmittel der Congresse beschworen werden [89]). Doch war alles Zureden umsonst, Perikles und die Athener blieben bei ihrem Entschlusse, und der Noth der Megarer ward nicht abgeholfen. Perikles wählte den Krieg, wahrscheinlich weil er seinen nahen Tod, eine Menge unerwarteter Ereignisse, wie sie der Krieg und das politische Leben mit sich bringt, nicht voraussehen konnte [90]). Es mag sein, daß auch persönlicher Haß gegen Megara im Spiel war, und der Vorwand des Hasses, die Beschönigung des Grolls mußte, wie oft im Alterthume, eine religiöse sein, die Megarer hätten sich das Heilige der Demeter und Kora geweihte, zwischen Megara und Eleusis gelegene Land angemaßt, und um der Sache Gewicht und Glauben zu verschaffen, ward von Perikles eine Gesandtschaft nach Sparta und Megara abgeordnet, daß die Frevler belangt würden [91]). Unglücklicher Weise kam der Gesandte Anthemokritos, wie man glaubte, durch die Schuld der Megarer, um's Leben. Das war Öl in's Feuer gegossen, die Spannung zwischen den beiden Völkern artete plötzlich in unversöhnlichen Nationalhaß aus, und das Psephisma des terroristischen Charilaos, welcher eine ewige und unversöhnliche Fehde gegen Megara beantragte, und jeden Megarer zum Beile verurtheilte, der es wagen würde, den Attischen Boden zu betreten, konnte, da nun einmal alle Leidenschaften des Attischen Demos ihrer Fesseln entbunden waren, nur mit Freuden aufgenommen werden, zumal da er seinem Antrage noch die Bestimmung hinzufügte, daß jeder Strateg beim Antritte seines Amtes schwören solle, zweimal jährlich in das feindliche Nachbarland einzufallen, und daß Anthemokritos am thriasischen Thore begraben werden sollte [92]). Freilich leugneten die Megarer die That, und wagten es sogar, Perikles und Aspasia als die Mordstifter zu bezeichnen, indem sie sich auf die berüchtigten, im Sinne des ungebundensten Pöbelregiments gedichteten, Verse aus Aristophanes' Acharnern [93]) beriefen.

Dirnlein Simätha stehlen gehend nach Megara,
Gesellen trunken vom Spiele Kottabos,
Und dann stehlen die von Megara laucherhitzt
Hinwiederum der Aspasia zwo Dirnelein.

Schon im Alterthume ist die Handlungsweise des Perikles verschieden beurtheilt worden, darin aber stimmen alle überein, daß er allein alle Schuld des Krieges trägt. Nicht jedoch gekränktes Ehrgefühl, das in Athens Nachgiebigkeit einen Beweis von Schwäche sah, nicht Trotz und Eigensinn, die eigene Stärke zu zeigen, am allerwenigsten aber das Bubenstück des Menon, der mit dem Ölzweige in der Hand auf den Markt lief und um Barmherzigkeit flehete, daß er ungestraft den Phidias entlarven und anklagen dürfe, bald aber beschämt zurücktreten und sich damit begnügen mußte, freigesprochen zu sein und ruhig seines Weges gehen zu dürfen, als nämlich das Gold von der Bildsäule abgenommen war, und die Wage die Unschuld des Meisters bewiesen hatte — waren der Grund, sondern die moralische Überzeugung, daß der Krieg nothwendig sei. Aber die Feinde des Perikles hatten doch gewissermaßen gesiegt, war es auch nicht gelungen, seinen Freund und Vertrauten als öffentlichen Betrüger darzustellen und dadurch auf den gewissenhaften Staatsmann selbst einigen Schatten des Verdachtes zu werfen, so war das Bubenstück des Menon doch ungestraft geblieben, und das war nichts Geringes. Um dieselbe Zeit belangte der Komödiendichter Hermippos die Aspasia gerichtlich wegen religiösen Frevels, und fügte seiner Anklage noch die gehässige Bemerkung hinzu, daß sie dem Perikles zum Umgange mit freigeborenen Frauen Gelegenheit verschaffe, und Diopithes trug darauf an, daß derjenige als Staatsverbrecher betrachtet werden solle, wer die Nationalreligion verleugnet, oder neue Ansichten über die himmlischen Dinge verbreitet hätte. Das war nun freilich auf Anaxagoras gemünzt, aber Perikles war der Schüler, Freund und getreue Anhänger dieses Philosophen. Es schien sich über seinem Haupte ein schwarzes Ungewitter zu erheben, als solle auch ihn jenes häufige Loos großer Männer treffen, im Elend und in Niedrigkeit zu sterben. Die Aristokraten gingen bei ihren Umtrieben immer kühner zu Werke, selbst des Drakontidas Psephisma, daß Perikles die Rechnung über die Staatsausgaben den Prytanen einreichen, daß die Richter ihre Steinchen vom Altare nehmen und in der Burg das Urtheil sprechen sollten, ging durch, nur wurde durch Agnon's Bemühung der letzte Punkt aufgehoben, und bestimmt, daß die Sache von 1500 Richtern entschieden werden solle, möge man es nun eine Klage auf Veruntreuung, Bestechung oder Rechtsverkehrung nennen. Durch eine rührende Rede und tausend vergossene Thränen, wie wenigstens Äschines

86) *Thuc.* I, 49. 87) *Id.* I, 49, 139. *Diod.* XII, 39. 88) *Thuc.* I, 56. *Diod.* XIII, 34. 89) *Thuc.* I, 139. 90) *Plut.* V. Pericl. c. XXIX. *Thuc.* I, 80, 88. 91) *Paus.* I, 36, 3. 92) *Thuc.* IV, 66. II, 31. *Paus.* I, 36, 3.

93) Acharn. v. 517 sq. *Plut.* V. Pericl. c. XXX.

erzählt, erhielt Perikles nun freilich Aspasia's Freisprechung, aber dem Handel des Anaxagoras traute er nicht und zog es vor, ihn unter Geleite aus der Stadt zu entfernen. Das geschah Ol. 87, 2[94]).

Da nun des Phidias Proceß noch nicht entschieden war, und Perikles, ungeachtet seine Unschuld durch die deutlichsten Beweise an das Tageslicht gebracht war, dennoch den Neid und die Leidenschaften des wankelmüthigen Demos zu beschwichtigen nicht hoffen durfte, so soll er nach Plutarch's Aussage, den Ausbruch des Krieges, den er nun einmal für nothwendig hielt, beschleunigt haben, um im entscheidenden Augenblicke der Gefahr, wo sich ihm Athen anvertrauen mußte, mit leichter Mühe das Ungewitter, das sich über dem Haupte seiner Freunde zusammengezogen hatte, zu zerstreuen. Aber die Lakedämonier wußten es nur zu gut, daß ein Krieg mit Athen ein furchtbarer Kampf werden würde, und versuchten daher noch einmal, freilich durch Mittel, welche die Beleuchtung der Geschichte scheuen müssen, die Athener zur Nachgiebigkeit zu bewegen. Wenn Perikles verbannt wäre, dann hofften sie nur leichtes Spiel zu haben. So brachten sie denn alte Geschichten wieder zur Sprache, daß von mütterlicher Seite eine Blutschuld auf Perikles' Hause laste, und daß diese abgethan werden müßte. Also die Religion mußte wieder Deckmantel der Politik sein![95]) Aber der Demos hatte nicht allen Verstand verloren. Er sah es ein, wie sehr der Feind seinen Lenker und so oft angebeteten Freund fürchte, und anstatt ihn jetzt, wie es die Peloponnesier gewünscht hatten, zum Gegenstande der Verachtung und des Abscheues zu erniedrigen, erhob die feindliche Politik das sinkende Ansehen des Perikles wieder, und das Volk sein Unrecht bereuend, gab sich ihm jetzt mit einer Liebe hin, wie nie zuvor. Aber Perikles, welcher glaubte, daß die spartanische Maschinerie noch nicht zu Ende sei, daß der eindringende und Attika verheerende Feind seine Güter schonen würde, um den Verdacht der Bestechung auf sein Haupt zu häufen, erklärte sein Hab und Gut für Staatseigenthum. Das war denn freilich ein Gegenbeweis, welchen die Spartaner nicht hatten ahnen können, und so begann der Krieg.

Wenn wir oben erzählten, daß Perikles diesen Krieg für nothwendig hielt, so scheint es nicht weniger nothwendig zu sein, diese aufgestellte Meinung zu motiviren, und wir betrachten daher die Ansicht, welche Perikles von Athen zur Zeit des Peloponnesischen Krieges hatte. Es läßt sich nicht leugnen, daß jene Zeit die gefährlichste von seiner ganzen Wirkungszeit war; Perikles erkannte seine Lage und wußte seine Operationen darnach einzurichten. Seit den Perserkriegen hatte sich Athen zu einem herrschenden Staate erhoben, und die Väter hatten den Grund zu seiner damaligen Größe gelegt[96]). Aber es waren die Zeitgenossen, welche das Vaterland auf dem Höhepunkt erhalten hatten, denn die Macht des Staates erstreckte sich jetzt nicht blos auf Attika, über die unterworfenen Hellenen und Bundesgenossen, sondern über das ganze Meer, soweit Athenische Schiffe vordrangen, und, wenn sie nur wollten, noch weiter[97]). Solcher Umfang der Herrschaft brachte Ehre und Auszeichnung; selbst dann, wenn einmal die Sonne des Athenischen Glückes unterging, mußte die späte Nachwelt noch das Andenken an die Größe und den Ruhm der Väter bewundern, und zwar, weil nicht sowol Barbaren als Hellenen Athens Unterthanen waren[98]). Aber der Staat verdiente auch seine Macht, denn die Verfassung des Landes war keiner fremden nachgebildet, sondern aus dem Geiste der Nation hervorgegangen, und konnte allen übrigen Staaten des freien Hellas zum Muster dienen. Die Regierung war Gemeingut und vor dem Gesetze stand jeder dem Anderen gleich. Aber nicht war die Person des einzelnen Bürgers in dem Begriffe des Staates untergegangen, sondern bei Besetzung der Staatsämter war persönlicher Werth und persönliche Auszeichnung der Maßstab, und nie war da von Vorrechten einer privilegirten Kaste die Rede. Der einzelne Bürger aber war an und für sich frei und seine Bewegungen waren nicht, wie das zu Sparta geschah, vom Nachbar mit neidischen Augen betrachtet. Dabei war aber das Leben der Athener gesetzlich und gehorsam der Obrigkeit, namentlich wurden aber diejenigen Gesetze beobachtet, die zum Schutze der Gekränkten gegeben waren, und selbst das ungeschriebene Gesetz, dessen Beachtung zwar nirgends erzwungen werden kann, aber dessen Verletzung mit ewiger Schande gebrandmarkt wird, galt in Athen für heilig und unverletzlich[99]). Zugleich war das Leben der Athener auch angenehm, weil der Staat durch öffentliche Bauten, durch Feste und Kampfspiele nicht nur für die Erholung und Erheiterung des abgespannten Geistes gesorgt hatte, sondern auch die glücklichen Verhältnisse des Landes eine leichte und bequeme Befriedigung aller Bedürfnisse durch die Erzeugnisse des Auslandes gleichwie der Heimath zu Wege gefördert hatten[1]). Was nun den Krieg betrifft, so öffnete Athen dem Fremden gern das Thor, und es setzte seine Hoffnungen nicht auf künstliche Vorbereitungen, nicht auf Berückung und Fehler des Feindes, sondern auf die eigene Thatkraft. Ohne daß der Jüngling ängstlich und mühsam in dem geübt war, was erst für Männer sich ziemet, bestand er dennoch ohne große Sorgen, wenn der Feind sich näherte, nicht minder große Gefahr[2]). Auch der Sinn für Schönheit und Künste fand in Athen reichliche Nahrung, und zwar ohne großen Kostenaufwand, und ohne daß das kräftige Geschäftsleben dadurch seines Ernstes entwöhnt und entnervt wurde, und nicht minder der Sinn für Wissenschaft. Der Reichthum diente in Athen nicht zum Schmucke der Rede und zur Großpralerei, er war nur Fundament der That. Dort brachte nicht das Bekenntniß der Armuth Schande, wol aber der Mangel an Anstrengung, sie zu entfernen. In Athen war Niemand, der

94) *Athen.* XIII. p. 389. *Diog. Laert.* II, 3, 12. *Diod.* XII, 39. 95) *Thuc.* I, 127. *Plut.* V. Pericl. c. XXXIII. 96) *Thuc.* II, 36.

97) *Thuc.* II, 62. 98) *Id.* II, 64. 99) *Id.* II, 37. 1) *Thuc.* II, 38. 2) *Id.* ib.

nicht neben Sorge für seine Privatangelegenheiten zugleich den thätigsten Eifer und die regste Theilnahme für den Staat an den Tag gelegt hätte, und dort allein galt derjenige, welcher sich um den Staat nicht bekümmerte, für unbrauchbar. Angewandte Thatkraft war Beurtheilung dessen, was geschehen sollte, genaue Kenntniß der Verhältnisse und deshalb nicht weniger muthvoller Thatendrang unterstützten sich gegenseitig, wie sonst nirgends, Hilfe und Dienstleistung spendete man dem Freunde nicht nach dem Maßstabe empfangener Wohlthaten, man berechnete nicht den Nutzen, wartete nicht auf Erwiederung, vertrauensvoll auf eigene Kraft schritt der Athener muthig fort auf dem Wege des Edelmuths[3]). Athen, als Ganzes, bot das Bild einer Erziehungsschule für Hellas, und die einzelnen Individuen Muster anmuthsvoller Handlung ihrer Persönlichkeiten in den mannichfaltigsten Gestalten[4]). Diese Vorzüge des Athenischen Staates bildeten das Fundament seiner Macht, sie war verdient, ihr Glanz strahlte über ganz Hellas hin, und sie bedurfte keinen Homer, da sie überall sich Trophäen, sowol des Wohlwollens als des Zornes aufgerichtet hatte[5]). Wollte aber Athen seine Größe behaupten, so durfte es sich seiner Herrschaft nicht entäußern[6]). Mit ihr mußten alle ihre Vorzüge, alles Glück der Nation untergehen, und so galt denn jede sie bedrohende Gefahr den Privatinteressen jedes einzelnen Athenischen Bürgers: Existenz von Athen, wie es nun einmal war, beruhte darauf, und daher mußte jede Gefahr um so bedeutender erscheinen, da es hier nicht blos um Herrschaft und Selbständigkeit sich handelte[7]). Wer also Athens Herrschaft angriff, mußte mit entschiedener Gegenwehr abgewiesen werden, die Lacedämonier hatten sie zu wiederholten Malen angetastet, und wenn sie jetzt auch nur ein Kleines, die Beendigung des Druckes gegen Megara, foderten, so wagten sie es, dadurch Befehle gegen Athen auszusprechen und die Athenische Macht gegen die spartanische herabzuwürdigen. Freilich war es in den früheren Verträgen der Athener mit der Peloponnesischen Bundesgenossenschaft festgesetzt, daß vorkommende Streitigkeiten auf dem Wege Rechtens sollten beigelegt werden[8]). Jetzt aber verlangte man Demüthigung und Erniedrigung der Athenischen Herrschaft, gab man den Foderungen Sparta's nach, so verrieth man die eigene Schwäche, und mußte die Nachfolge größerer Foderungen voraussehen[9]). Man wußte, daß der Feind von seinen Foderungen nicht ablassen würde, aber jede einzelne erschien als Befehl und Verletzung der Größe der Nation. Diese aber konnte und wollte Athen nicht aufgeben, wenn seine Bürger nicht Allem, was ihnen lieb und werth geworden war, untreu werden, wenn sie sich nicht selbst aufgeben wollten. So mußte Athen seiner Ahnen, seiner Vorzüge, seiner selbst würdig bleiben, durch kraftvolle That seinen Muth entfalten, und um jeden Preis die Größe des Staats aufrecht erhalten, mit einem Worte, der bevorstehende Krieg war ein bedeutsamer Vertheidigungskampf gegen Sparta und den Peloponnesischen Bund und nun und nimmermehr aus bloßer Siegeslust und Streitsucht hervorgegangen[10]). Solche Ansichten hatte Perikles über die Vorzüge seines Staates, und seine Stellung zu den übrigen Hellenen von seinem Werthe und Berufe, für die einmal errungene Höhe zu streiten, von der Nothwendigkeit endlich der Behauptung des einmal genommenen Standpunktes.

Wenn er nun die Kräfte seines Staates mit denen des Peloponnesischen Bundes verglich, so mußte er vielfache Mängel in den spartanischen Einrichtungen entdecken, deren Vorwurf seine Vaterstadt nicht traf, und manches Lobenswerthe dagegen in Athen, das Sparta nicht aufzuweisen hatte[11]). Athens Stärke beruhete auf seiner Seemacht, den Bundesgenossen und dem Reichthume an Mitteln. Seine Flotte die beste, größte und in ihrer Güte weder bald erreichbar noch besiegbar, die Bemannung bestand nicht aus Söldnern, sondern Athenische Bürger lenkten und bedienten sie, und dieser so bestellten Stärke konnte keine Macht der Erde, weder der persische König, noch sonst ein Volk entgegentreten[12]). Namentlich in finanzieller Hinsicht waren die Bundesgenossen zu beachten[13]), und reiche Vorräthe in einem langen Kriege im Augenblicke der Entscheidung ein bedeutendes Moment für den Sieg[14]). Die jährlichen Einkünfte Athens beliefen sich auf 1000 Talente, damals eine bedeutende Summe[15]). Die Lakedämonier dagegen waren ohne Privat- und Staatsvermögen, verstanden sich auch nicht auf lange und überseeische Kriege. Von einer Seemacht war bei ihnen gar keine Rede, und Landheere konnten sie auch nicht oft absenden, weil ein öffentlicher Schatz ihnen abging. Dazu kam, daß die Peloponnesier nie schnell zu Werke gehen konnten, da es ihnen an einem Bundesrathe fehlte. Und selbst wenn die Deputirten des Bundes einmal zusammenkamen, so war das gemeinschaftliche Beste doch stets ihre geringste Sorge, da ihr charakteristisches Merkmal egoistische Gleichgültigkeit war[16]). Am meisten jedoch mußte ihnen der Mangel an Geldvorräthen hinderlich sein, da ihre Mittel, solche zu erhalten, sehr langsam waren, und hatten sie endlich Geld zusammengebracht, so war meistentheils schon der günstige Zeitpunkt vorüber[17]). Eine Belagerung brauchte Athen nicht zu fürchten, und kam einmal eine solche zu Stande, welches bei den Athenischen Gegenanstalten sehr schwierig war, so konnte man allerdings die Verheerung des Landes und Ausreißerei der Sklaven voraussehen, aber dann blieb die Seeseite noch immer frei, eine Athenische Flotte konnte nach dem Peloponnes segeln, die Bemannung sich im Herzen des feindlichen Landes verschanzen und die Spartaner zwingen, auf Wahrung der Grenzen bedacht zu sein[18]). Dazu kam, daß Athen Kenntnisse vom Seekriege, Sparta nur vom Landkriege hatte; jenes konnte

3) *Thuc.* II, 40. 4) *Id.* II, 41. 5) *Id.* ib. 6) *Id.* II, 63. 7) *Id.* II, 63. 8) *Id.* I, 115. 9) *Id.* I, 146.

10) *Thuc.* I, 141. 11) *Id.* ib. 12) *Id.* 142. 143. 13) *Id.* I, 144. 14) *Id.* II, 13. 15) *Xen.* Anab. VII, 1, 27. Böckh Staatsh. I, 465. 16) *Thuc.* I, 141. 17) *Id.* I, 142. 18) *Id.* ib.

seine Erfahrungen für den Krieg auf dem festen Lande benutzen, dieses konnte aber schwerlich so schnell die Künste des Marinewesens erlernen [19]). Dagegen konnte Sparta Tempelraub an Olympia und Delphi begehen, und durch Verheißung größeren Lohnes die fremden Seesoldaten an sich ziehen, aber auch dann war Athen überlegen, so lange es nur mit seinen Bürgern und Metöken seine Schiffe bemannen konnte. Und außerdem stand zu vermuthen, daß die Fremden den Lockungen nicht so leicht folgen würden, da ein größerer Sold auf mehre Tage doch keine sichere Aussicht auf künftiges Wohlergehen bot [20]). Aber auch das spartanische Landheer hatte Athen nicht zu fürchten, dieses konnte nur den Attischen Continent verheeren, und das war der unbedeutendste Theil des Gebietes [21]). In Sparta dagegen machte den wichtigsten Theil der Landbesitz aus, und den Athenern bot die Flotte den Weg dazu dar. Ebendiese Flotte hatte auch den Attischen Länderbesitz verdoppelt, auf den Inseln, auf dem Continent wehte die Attische Fahne, denn die Herrschaft des Meeres war schrankenlos [22]). Bei dem Kriege war also Athen im wesentlichen Vortheil, denn durch seine Seemacht konnte es das Wichtigste von Sparta, das Land verheeren, Sparta dagegen vermöge seiner Landmacht nur den unwesentlichsten Theil von Athen, die Attischen Fluren. Und zur Vertheidigung der Stadt selbst hatte Athen eine bedeutende Landarmee, und für die Befestigung war hinlänglich gesorgt worden [23]).

Der Sinn und der Ideenkreis beider Nationen war ferner so sehr verschieden, daß Perikles unmöglich es verkennen konnte. In Athen fand er nichts von jener blinden Hoffnung, welche grade bei Mittel- und Rathlosigkeit sich geltend macht, und so oft glücklichen Erfolg träumt; der Athener blickte vertrauensvoll mit siegreich stolzem Auge auf den Gegner, und handelte sicher in der Stunde der Gefahr. Sein gutes Urtheil über die innere Kraft faßte die Natur der Handlung stets richtig auf und vermochte den Erfolg im Voraus zu bestimmen [24]). Was nun den Krieg selbst betrifft, so war es allerdings unumgänglich nothwendig, daß die Athener sich ganz und gar als Inselvolk betrachteten. Das mußte also der Maßstab für die Schützung ihrer Güter, für ihr Benehmen, ihre Politik und Handlungsweise im Kriege sein. Wären sie es ganz gewesen, so hätte Sparta sie gar nicht erreichen können. Jetzt mußte sich der Athener der Sorge und Wehklage um sein Besitzthum in Attika entschlagen, mußte die See und die Bundesgenossen mit aufmerksamen Augen betrachten, durfte sich in keine Feldschlacht einlassen, welche die schwache Seite der Nation verrathen konnte, und endlich mußte das Leben und das Blut der Attischen Bürger soviel als möglich geschont werden [25]). Und hielt der Demos nur seine Leidenschaften im Zaume, setzte er nie und zu keiner Zeit das vorgesteckte Ziel, Behauptung der bestehenden Macht aus den Augen, dachte er namentlich bei etwanigem Kriegsglück nicht an neue Eroberungen, so konnte Athen der Sieg nicht fehlen [26]).

19) *Thuc.* I. 142. 20) *Id.* I, 143. 21) *Id.* II, 62. 22) *Id.* I, 113. 23) *Id.* II, 13. 24) *Id.* II, 62. 25) *Id.* I, 143. 26) *Id.* I, 144.

So dachte vermuthlich Perikles über Athens politische Kraft, Stärke und Vertheidigungsweise, denn wenn es auch Thukydides ist, der uns diese Hauptgedanken mittheilt, so ist es doch gewiß, daß er uns darin schlicht und redlich das politische Glaubensbekenntniß des Perikles aufbewahrt hat. Der gewissenhafte Schriftsteller sagt ausdrücklich: Solches sprech' er und Anderes dergleichen, dessen er sich immer bediente, um die Athener von ihrem Übergewichte und ihrem Siege über die Peloponnesier zu überzeugen [27]). Der Vertheidigungsweise gedenkt aber Thukydides [28]) also: Sie sollen ruhig sein, das Seewesen in Acht nehmen, nicht neue Herrschaft wollen, nicht mit der Stadt Gefahr spielen, das werde, sagte Perikles öfters, Sieg bringen.

Seit langer Zeit war keine spartanische Gesandtschaft mehr zur Ausgleichung der Mißhelligkeiten in Athen erschienen, schon war aller wechselseitige Verkehr abgebrochen, und durch die Überrumpelung Platäa's von Seiten der vorschnellen Thebaner dem Mistrauen das Zeichen offener Feindschaft gegeben worden. Im Frühlinge von Ol. 87, 2, oder des Jahres 431 v. Chr., fanden auf beiden Seiten die thätigsten Rüstungen zum Kriege statt; überall traf man Maßregeln, welche auf große Dinge schließen ließen, und ganz Hellas harrte dessen, das da werden sollte. Die Epheben aller Staaten, welche den Krieg nur aus dem Munde der Väter kannten, waren voll Hoffnung und Siegesmuth [29]). Die Peloponnesier versammelten sich auf dem Isthmus zur Eröffnung des Krieges, doch ehe sie einen Angriff wagten, schickten sie auf den Rath des Archidamos eine letzte Gesandtschaft nach Athen, ob es jetzt, wo die Foderungen mit den Waffen in der Hand wiederholt wurden, sich nachgiebiger finden lassen werde [30]). Da redete aber Perikles und zeigte, daß sich jetzt Sparta das Ansehen einer Gebieterin, einer Zwingherrin von Athen gebe, daß sie erst in die Heimath zurückkehren müßten, wenn noch Unterhandlungen gepflogen werden sollten [31]). So wurden die Gesandten nicht angehört und mußten noch selbigen Tages über die Grenze zurück [32]). Daß Perikles seine Güter dem Staate geschenkt hatte, weil er bei seiner Gastfreundschaft mit Archidamos vermuthen mußte, daß die Feinde sein Eigenthum verschonen würden, ist oben erwähnt. Jetzt bewog er die Athener mit Weib und Kind und allem tragbaren Eigenthum, in die Stadt zu wandern, das Zug- und Lastvieh dagegen nach der nahen Euböa und den andern benachbarten Inseln zu schaffen [33]). Schnell wurden jetzt die Bundesgenossen zusammengezogen und eine Flotte von 100 Segeln zum Einfalle in den Peloponnes ausgerüstet [34]). Als aber nun die Verwüstung der Fluren das Herz der Landleute betrübte, blieb er, ungeachtet ihrer stürmischen Ungeduld, unbeugsam und kalt gegen den Spott, den sie gegen seine Person ausstießen. So lange freilich die Feinde, welche im Sommer 431, als das Ge-

27) *Thuc.* II, 13. 28) II, 65. 29) *Id.* II, 1—6. I, 146. *Diod.* XII, 41. 42. 30) *Thuc.* II, 7. 8. 31) *Id.* II, 12. 32) *Id.* II, 10, 12. 33) *Id.* II, 13. 14. 34) *Id.* II, 17.

treide in voller Blüthe stand, langsam und zögernd eingefallen waren, und nur die Gegend von Eleusis und die thriasische Ebene verwüstet hatten, verhielten sich die Athener ziemlich ruhig und gaben sich der thörichten Hoffnung hin, daß die Feinde nicht weiter dringen würden [35]). War doch der König Plistoanax vor einigen Jahren auch nicht weiter gekommen [36]). Als sie aber sahen, daß die Feinde sich näherten und sich nicht bei der Verheerung der Grenzen beruhigten, daß sie bis Acharnä vorgerückt waren, einen nur 60 Stadien von Athen entfernten Demos, war ihre Geduld zu Ende [37]). Es kam ihnen entsetzlich vor, daß sie ruhig die Verwüstung ihrer Felder ansehen sollten, zumal da die Jüngern solchen Anblick noch nie, nur die Greise Ähnliches im persischen Kriege erlebt hatten. Zwar setzten sich jetzt die Bessern und Vernünftigern der Nation den tollkühnen Wünschen der Epheben entgegen, aber wer vermag den tosenden Sturm zu beschwören? Bald entstanden Parteien, und Propheten und Gaukler nährten die Wünsche der jungen Männer. Namentlich aber waren die Acharner, welche sich für den wichtigsten Theil der Nation hielten, über die ungestrafte Verheerung ihrer Länderei ungehalten, schoben alle Schuld und alles Unglück auf Perikles, vergaßen ganz und gar, was er ihnen vorhergesagt hatte, und scheueten sich nicht, in seiner Gegenwart Schmähungen gegen ihn auszustoßen. Er sei ein schöner Feldherr, der sich fürchte ein Heer gegen den Feind zu führen [38]). Freilich sah Perikles die Aufregung der wahnsinnigen Menge, aber seinem Geiste entging es auch nicht, wie gefährlich der Kampf mit 60,000 schwerbewaffneten Feinden, wie sehr er für das Schicksal der Stadt entscheidend werden könnte, darum berief er keine Volksversammlung, noch sonst eine Zusammenkunft, sorgte dagegen für die Sicherheit der Stadt, verdoppelte die Wachen, und dachte an schnelle Ausführung des Planes, den er als den einzig richtigen erkannt hatte, und zwar unbekümmert um das Geschrei und das Murren der Menge, hart gegen die Bitten seiner ihn bestürmenden Freunde, trotzig endlich gegen die Schmähungen des Gärbers Kleon, der damals das Volk gegen Perikles aufzuwiegeln suchte, um sich selbst auf unwürdige Weise in die Volksgunst hineinzustehlen [39]). Doch schickte Perikles täglich eine Anzahl Reiter aus, damit die in der Nähe der Stadt liegenden Landgüter nicht beschädigt würden, und segelte noch während der Zeit, als die Peloponnesier in Attika verheerend umherzogen, mit einer Flotte von 100 Segeln in die Heimath des Feindes. Doch blieb er selbst zu Hause und ließ die Stadt nicht aus den Augen, bis das feindliche Heer sich entfernt hatte [40]). Ohne Zweifel war es Perikles, welcher die Athener veranlaßte, eine zuverlässige Wache zu Lande und zu Wasser während der ganzen Kriegszeit anzuordnen, zweitens aber den sehr vernünftigen Beschluß zu fassen, daß von den auf der Akropolis befindlichen Geldern 1000 Talente ausgeschieden und für den einzigen Nothfall aufbewahrt werden sollten, daß die Feinde der Hauptstadt selbst mit einer Flotte Gefahr brächten, und daß derjenige des Todes schuldig sei, wer dagegen spreche oder eine Abstimmung dagegen zulasse. Ferner wurde noch beschlossen, daß jährlich die besten hundert Schiffe mit ihren Hauptleuten abgesondert, nur für diese Gefahr aufgespart werden sollten [41]). Die von Perikles abgesandte Flotte erhielt noch von Kerkyra und sonst Verstärkungen [42]), und beunruhigte und verheerte eine große Strecke Landes im Peloponnes [43]). Außerdem ließ Perikles noch in demselben Sommer die Ägineten von ihrer Insel vertreiben und Athenische Colonisten dahin verpflanzen, nicht nur, weil dieser alte Feind der Attischen Nation die Hauptschuld des gegenwärtigen Krieges trug, sondern namentlich, weil Athen sehr daran gelegen sein mußte, eine so nahe am Peloponnes gelegene Insel mit Athenern besetzen zu können [44]).

Im Herbste des Jahres fiel Perikles selbst mit nicht unbedeutender Macht in das benachbarte Megaris ein, vereinigte sich schnell mit den Truppen der aus dem Peloponnes heimkehrenden Flotte und kehrte erst nach Attika zurück, nachdem er einen großen Theil des Landes wüste gelegt hatte [45]).

Im folgenden Jahre fielen die Feinde wieder in Attika ein, und weil man sie bisher nicht sehr gestört hatte, so suchten sie die Fluren noch ärger heim, aber nichts vermochte Perikles' Grundsätze wankend zu machen, er verfolgte ruhig und unbeugsam die bewährt gefundene Politik [46]). Er war davon überzeugt, daß die Athener ebenso wie im vorigen Jahre sich nicht gegen die Feinde hinaus wagen dürften [47]). Dagegen führte er die Flotte wieder nach dem Peloponnes, um Repressalien zu nehmen [48]). Aber bald sollten Dinge in Athen geschehen, die Perikles nicht hatte voraussehen können; trostlose Tage begannen durch die bisher noch nie empfundene Wuth der schrecklichen Pest, welche von Thukydides [49]) ebenso würdig als einfach beschrieben worden ist. Bald erschien jede menschliche Geschicklichkeit gegen die Macht der Krankheit als ungenügend, die innigsten und heißesten Gebete in den Tempeln blieben unerhört, jede Zuflucht zu den Orakeln, Wahrsagern und Opfern und andere Mittel der Art waren vergeblich gewesen, die Pest spottete aller Heilungsarten und Verpflegungsmethoden ohne Unterschied. Der Nationalcharakter, so leicht er sich sonst zu edlen Ideen aufschwingen konnte, wurde dadurch gelähmt, das Volk erlag unter dem Unglück. Schnell wurden die abscheulichsten Dinge vollbracht, alles Heilige und jede Pflicht aus den Augen gesetzt, nur der eine Gedanke, des entsetzlichen Druckes los zu werden, bestimmte die Menschen zum Handeln, nirgends mehr ein Gefühl frommer Scheu gegen die Gottheit, nirgends eine Berücksichtigung menschlicher und geschriebener Gesetze [50]). Der Gedanke an die Ehre des Staates verlor sich aus den Seelen und alle

35) *Thuc.* II, 19. 36) *Id.* II, 21. I, 114. 37) *Id.* II, 21. 38) *Id.* II, 21. 39) *Id.* II, 22. *Plut.* V. Pericl. c. XXXIII. 40) *Thuc.* l. c. *Plut.* l. c.

41) *Thuc.* II, 22. 42) *Id.* II, 23. 43) *Id.* II, 23, 24. *Plut.* V. Pericl. c. XXXIV. 44) *Thuc.* II, 23. 45) *Id.* II, 31. *Plut.* V. Pericl. c. XXXIV. 46) *Thuc.* II, 35, 37. 47) *Id.* II, 55. 48) *Id.* II, 57. 49) II, 47 sq. 50) *Id.* II, 52.

Begeisterung, mit der man den Krieg begonnen hatte, war dahin [51]). Beweis dafür ist die Gesandtschaft, welche um Frieden bitten sollte [52]). Kann man sich wundern, wenn das Volk in solcher namenloser Noth auch seine Gesinnungen gegen Perikles änderte? Laut klagte man ihn an als den Urheber des Kriegs, zumal er alle Schuld trug an der Art und Weise, wie er geführt wurde. Er hatte alles Volk vom Lande in die Mauern getrieben, und doch brauchte er die Menschen nicht. Er hätte sie in einen Käfig eingesperrt und lasse sie ersticken an der Seuche, ohne ihnen die geringste Veränderung, die spärlichste Erholung zu gönnen [53]). Perikles dagegen, dem solche Stimmung des erzürnten und aufgeregten Volkes nicht auffallend war, hatte zwar nicht verhindern können, daß sie Lakedämon zagend und doch vergeblich um Frieden ansprachen, jetzt aber in der gräßlichsten Noth bestieg er die Rednerbühne und hielt eine energische Strafrede an das entartete Volk [54]), und zog es jetzt vor, aller seiner Würden beraubt, zu einer bedeutenden Geldstrafe verurtheilt zu werden, um nur nicht einen Finger breit von seinen alten und bewährten Grundsätzen abweichen zu müssen [55]). Bald jedoch ergriff die Athener die bitterste Reue, und wiewol noch zagend wegen der gräßlichen Gegenwart, kehrten sie dennoch wieder zu ihm zurück, gaben seinen Vorstellungen über die Leitung der öffentlichen Dinge Gehör, und erkannten, daß er das Beste gerathen habe [56]). Ungestört in seinen politischen Operationen ging er jetzt den einmal betretenen Weg fort, bis er im Herbste 429 selbst zum Unglücke der Nation ein beklagenswerthes Opfer der Pest fiel [57]).

Es scheint noch nothwendig, die Handlungsweise des Perikles einer näheren Betrachtung zu würdigen. Der Mittelpunkt der Perikleischen Politik war der Grundsatz, daß Athen ein mächtiger über Hellenen herrschender Staat, daß diese verdiente Macht die Bedingung aller seiner Vorzüge sei, und daß dieser Preis seiner Anstrengungen auf dem errungenen Höhepunkte behauptet werden müsse. Für diese Idee lebte und starb er, sie begeisterte ihn und erhielt ihn auch dann noch aufrecht, als man schon der Verzweiflung erlegen war. Diese Idee war der Maßstab seines Lobes und Tadels, wie viel nämlich jeder für die Größe und den Glanz der Nation gethan oder unterlassen hatte, darum pries er die Väter, daß sie mit ihrem Schweiß und Blut die Herrschaft erkämpft hätten, darum feiert er die noch lebende rüstige Kraft seiner Zeitgenossen, weil sie das ererbte Gut befestigt und erweitert hatten, darum erhebt er durch seine Gedächtnißrede die für's Vaterland Gefallenen, weil sie irdischen Gewinn und frischen Lebensgenuß dem Heldentod für's Vaterland nachsetzten [58]). Den höchsten Glanzpunkt und die größte Ehre seiner Nation setzt er darein, daß sie ein Hellenenvolk nicht sowol über Barbaren, als über stammverwandte Hellenen herrsche, das heißt über ein Volk, welches durch Gesittung und Bildung alle Nationen der Erde übertraf, indem ein solches Volk in Fesseln zu schmieden und in Knechtschaft zu behaupten ebenso schwer und gefahrvoll als ruhmvoll und ehrbringend sei [59]). Schwerlich wird nun freilich Perikles eben viele kummervolle Nächte darum durchwacht haben, ob er, wo es Erweiterung der Athenischen Herrschaft galt, Gerechtigkeit und Billigkeit gegen die Nachbarstaaten dem offenbaren Gewinn vorzuziehen habe. Er erkennt es selbst an, daß die Art und Weise, wie der Athenische Principat gegründet sei, ein offenbares Unrecht wäre, denn Thukydides läßt ihn [60]) sagen: Ihr Athener habt Eure Herrschaft bereits wie eine Tyrannis, welche erworben zu haben vielleicht unrecht ist. Sonst aber läßt er kein Wort verlauten über die Rechtmäßigkeit oder Unrechtmäßigkeit der Stellung Athens, und ebenso wenig ein Wort über die Gerechtigkeit oder Ungerechtigkeit der Klagen der unterdrückten Völker. Perikles war ganz Athener. Er preist die Athener glücklich wegen der Erweiterung ihrer Macht, kann sie aber auch daher nicht genug auffodern, die erkämpfte Herrschaft aufrecht zu erhalten [61]). Aber ihm, dem selbstsüchtigsten aller Athener, konnte es nicht in den Sinn kommen, bei der Beurtheilung des Zustandes der Bundesgenossen denselben Maßstab anzulegen, und er scheint fast zu glauben, daß die Bundesgenossen da sind, um sich an dem Glanze Athens zu weiden und bei ihrem Anblick den Gegenstand ihrer Klagen, das Unglück des eigenen Vaterlandes verschmerzen und vergessen müßten [62]). So erschienen die Angriffskriege, welche die Athenische Herrschaft zu erweitern und zu befestigen, unter seinen Auspicien geführt wurden, als Vertheidigungskämpfe, als Nothwehr, mochten sie nun von Hellenen oder von Barbaren veranlaßt sein [63]). Wer Athens Macht widersprcht, wer ihr hindernd im Wege steht, mußte demnach, Perikles' Ansicht zufolge, die härteste Strafe verdienen, sobald diese nur von Zeit und Umständen erlaubt war, es sollte sich Alles vor dem Athenischen Scepter beugen, und vor solchem Richterstuhle fand der Hellene natürlicherweise nicht mildere Beurtheilung als der Barbar. Sparta's Klagen vor dem Peloponnesischen Kriege waren größtentheils gerecht, dem Athenischen Staatsmann dagegen mußten sie als rohe Ausbrüche des Neides und niedriger Eifersucht auf das Glück seiner Nation erscheinen, und die Motive ihrer Klagen erschienen seinem Herzen nur als Vorwand, nur als Beschönigung eigenen Unrechts [64]). Zwar entgegnet er den lakonischen Gesandten, Athen sei bereit, einem Theile der unterjochten Hellenen Freiheit und Selbständigkeit zurückzugeben, aber er thut dies unter einer Bedingung, von der er vorher weiß, daß die Spartaner sie nicht eingehen, daß sie nämlich zuvor ihren Städten eine zwar beliebige, aber von lakonischer Verwaltung und Verfassung unabhängige Constitution geben sollten [65]). Gesetzt aber auch die Spartaner hätten ihre Städte freigegeben, die autonomen Athenischen Bundesgenossen wür-

51) *Thuc.* II, 57. 52) *Id.* ib. 53) *Id.* II, 59. *Plut.* V. Pericl. XXXIV. 54) *Thuc.* II, 59—64. 55) *Id.* II, 63. *Plut.* V. Pericl. c. XXXV. 56) *Thuc.* II, 63. *Plut.* V. Pericl. c. XXX, 17. 57) *Thuc.* II, 63. 58) *Id.* II, 41.

59) *Thuc.* II, 64. 60) II, 63. 61) *Id.* II, 41. 62) *Id.* ib. 63) *Id.* II, 35. 64) *Id.* II, 64. I, 140. 65) *Id.* I, 144.

den nicht geringere Steuern bezahlt haben als zuvor, da sie abhängig waren. Daß die Bundesgenossen ungern dienten, schien ihm ganz natürlich zu sein, ihm kam es nur darauf an, ihren Abfall auf jede Weise unmöglich zu machen. Daher seine ernsthaften Warnungen an die Athener, sich doch ja keine Blößen zu geben, damit jede schwache Seite der Hauptstadt den Bundesgenossen in dichten Nebel verhüllt bleibe, daher seine schnelle und blutige Rache jedesmal, wenn eine Stadt vom Bunde sich zu trennen versuchte. Aber nicht der blutgierige Rachegeist eines Kleon belebte Perikles, sondern nur die feste Überzeugung, daß so zu handeln nothwendig sei. Und nimmt man wenige nothwendig strenge Maßregeln aus, so hielt er sich stets in den Schranken, die durch ererbte Sitte vorgeschrieben waren. Wo er aber entschiedenes Auftreten nothwendig erachtete, da vermied er auch nicht den bösen Schein, es war ihm gleichgültig, wie und mit welchen Augen er beurtheilt wurde. Überhaupt möchte es schwerlich einem Athener des Perikleischen Zeitalters eingefallen sein, die Maßregeln, welche die Behauptung der Herrschaft erheischte, zu entschuldigen, und die Athenischen Gesandten hatten nur dafür zu sorgen, daß auch die Fremden die Verhältnisse mit Athenischen Augen betrachteten, redeten von den Verdiensten der Athenischen Nation um die ganze griechische Welt, wie ihre Herrschaft auf Nichts als auf ihren und der Väter Verdiensten beruhe. Die Perserkriege, ihre dort erworbene Ehre, ihre einsichtsvollen und für Hellas so heilsamen Plane seien die Basis ihrer Stärke, nicht hätten aber Gewalt oder Zwang sie begründet oder befestigt. Anfangs sei die Hellenische Hegemonie in den Händen Sparta's gewesen, bald hätte man aber allgemein eingesehen, daß jene Stadt der übernommenen Rolle nicht gewachsen sei, der Zufall habe sie damals an Athen übertragen, und die drohende Gefahr die einzelnen Hellenischen Staaten bewogen, sich der Athenischen Führung anzuschließen. Anfangs wäre es die Sicherheit der Nation gewesen, dann ihre Ehre, endlich ihr Vortheil, der sie gezwungen habe, die Herrschaft zu behaupten[66]).

Die größte Vertheidigung aber der Perikleischen Politik scheint mir darin zu liegen, daß Thukydides nirgends auch nicht den leisesten Tadel gegen sie, noch über sein Verfahren gegen die Bundesgenossen äußert, und doch wird Thukydides zu den edelsten Charakteren seiner Zeit gehören. Aber auch die Nichtathener sprechen sich auf ähnliche Weise aus. Sagt doch der Syrakusaner Hermokrates[67]) „unter den Verhältnissen, welche für die Athener eingetreten wären, dürfe man ihnen ihre Eroberungssucht nicht verdenken, noch dürfe man ihre Neigung zu herrschen hart tadeln, weil es in der menschlichen Natur liege, daß man über diejenigen herrschen wolle, welche sich fügten. Ebenso natürlich sei es aber auch, daß man sich schütze gegen die angreifende Gewalt, und diejenigen verdienten vorzugsweise getadelt zu werden, welche eine zu große Bereitwilligkeit an den Tag legten, sich zu unterwerfen." Freilich fühlten die Athenischen Bundesgenossen schwer das Joch ihrer Gebieterin, aber die Erfahrung hatte gelehrt, daß sie weder frei zu sein, noch zu gehorchen verstanden, dessenungeachtet blickten sie aber in trübes Nachdenken versunken mit Sehnsucht und mit jenem dem Hellenischen Charakter so eigenthümlichen Selbstgefühle in die Zeit zurück, wo sie mit Athen einen Bund eingegangen waren, nicht zur Unterjochung von Hellas, sondern zur Behauptung Hellenischer Selbständigkeit und Freiheit[68]).

Dieselben Ideen liegen auch seinem Hasse gegen Sparta und den Peloponnesischen Bund und seinem Entschlusse nur vertheidigungsweise zu Werke zu gehen, zum Grunde, als man mit dem Schwerte in der Hand Athens Nachgiebigkeit erzwingen wollte. Leicht zu erklären ist aber auch die Kriegswuth der meisten Spartaner gegen Athen. Sie sahen fast ganz Hellas jener einen Stadt gehorchen, da mußte jeder einzelne Schritt, der die Herrschaft erweitern konnte, mit neidischen Augen betrachtet werden. Außerdem hatten ja die Spartaner den Auffoderungen der Bundesgenossen Gehör gegeben, es lüsterte ihnen nach dem ehrenvollen Namen Befreier von Hellas, und an vielen Orten mußten sie schon den lauten Vorwurf vernehmen, daß sie durch Zaudern und Nichterfüllung heiliger Versprechen viele Hellenen schon um ihre Selbständigkeit gebracht hatten[69]). So sehnlich übrigens die Spartaner den Krieg wünschen mußten, so suchten sie doch durch allerlei Ränke und Intriguen die Athener zum Losschlagen zu bewegen. Jede neue Gesandtschaft steigerte die Foderungen, und am Ende verlangten sie gar die Freilassung aller Hellenen[70]). Die letzte Foderung lag außerhalb des letzten mit Athen auf 30 Jahre geschlossenen Waffenstillstandes, aber welche starke Idee vermochte ein Volk vom Unrechte zurück zu halten, dem es nur zu gut bekannt war, daß durch eine solche Foderung ganz Hellas gegen Athen unter die Waffen gerufen wurde[71])? Bald genug bewiesen freilich die Spartaner, wie wenig es ihnen um Erhaltung der Hellenischen Ehre und Selbständigkeit zu thun, und daß ihre schönen Worte nur der Deckmantel für die Befriedigung ihres unnatürlichen Hasses gegen die jugendliche Nebenbuhlerin sei[72]). Perikles aber berief sich auf die Bestimmungen des J. 445, wo man feierlich festgesetzt und beschworen hatte, daß vorkommende Streitigkeiten zwischen den Theilnehmern des Friedens nicht durch die Gewalt der Waffen, sondern auf dem friedlichen Wege des richterlichen Spruches beigelegt werden sollten. Und wahrlich in Sparta's Mauern selbst erhob sich eine redliche Stimme des würdigen Königs Archidamos, der zuvor eine richterliche Entscheidung verlangte, wenn der Peloponnesische Bund nicht die offenbare Schuld unverzeihlichen Unrechts auf sich laden wollte. Er ging vorsichtig und gemäßigt zu Werke und machte Sparta namentlich darauf aufmerksam, daß wenn sie nicht seinen Rath befolgten, sie leicht als die Urheber eines gräßlichen und langwierigen Kampfes konnten angesehen wer-

66) *Thuc.* I, 72—78. 67) ap. *Thuc.* IV, 61.

68) *Thuc.* III, 10. 69) *Id.* I, 62. 70) *Id.* I, 126, 129. 71) *Id.* I, 140. II, 8. 72) *Id.* II, 67.

den [73]), zumal da die Athener Bereitwilligkeit zur Ausgleichung der Misverhältnisse an den Tag legten, sei es unumgänglich nothwendig, daß wegen der Bedrückungen, welche die Bundesgenossen erlitten haben wollten, zuvor Gesandte nach Athen abgesandt würden [74]). Aber was vermochte eine weise Stimme gegen die Meinungen der vielköpfigen Menge des Peloponnesischen Bundes? Da war allgemeiner Haß, allgemeine Klage gegen Athen offenkundig. Namentlich aber waren es die Korinthier, die nur mit Ingrimm auf ihre gute Vorzeit, die durch die Athenische Schiffahrt und Seemacht vernichtet ward, zurückblicken konnten, und ihr mit so schönen Worten ausgemaltes Mitgefühl für das Unglück der Spartanischen Bundesgenossen war gewiß nur Nebensache, wenn sie es nicht ganz erheuchelten [75]).

Bemerkt man nun die ganze damalige Sachlage von Hellas, so wird man begreifen, daß es sich nicht darum handelte, was die spartanischen Gesandten in Athen vorgaben, daß dem Ausbruche des Krieges nicht vorgebeugt werden konnte, wenn nicht die Handelssperre gegen Megara und die Belagerung von Potidäa aufgehoben und die Befreiung Ägina's durchgesetzt würde. Der damals bevorstehende Krieg war tief in der Natur der Hellenischen Menschen begründet, es war ein Kampf der Principien, der nur zu bald in einen Vernichtungskrieg ausartete. Perikles, dem bei seiner Kenntniß der griechischen Verhältnisse die Nothwendigkeit des Krieges täglich einleuchtender werden mußte, bestand aber, wie Thukydides an vielen Stellen bemerkt hat, auf einem Vertheidigungskriege, und dieses, ungeachtet sich überall sein entschiedenster Widerwille gegen Sparta zeigt, während er sich freute, daß sein Wunsch, den Spartanern eine schimpfliche Demüthigung beizubringen, so guten Anklang fand. Aber sein Haß gegen den Lakonismus war nicht allein das Resultat politischer Erfahrungen, sondern größtentheils durch die Nothwendigkeit erzeugt. Konnte es ihm verborgen bleiben, wie sehr er in Sparta gefürchtet und verhaßt war? daß man dort auf jede Weise an seiner Erniedrigung arbeitete [76]). Diesen seinen Widerwillen gegen Sparta spricht er aber überall in seinen Reden offen aus, und im stolzen Bewußtsein seiner eigenen und überhaupt der Athenischen geistigen Überlegenheit, mischt er seinen Haß mit Verachtung und setzt sich über des Feindes Urtheil hinweg. Weil er nun aber einmal darauf angewiesen war, Sparta zu hassen, so suchte er die Stärke des Feindes zu erkennen, ganz unähnlich den Athenischen Demagogen der nächsten Jahre. Perikles hatte die Tüchtigkeit der spartanischen Kerntruppen auf offenem Felde erkannt, er wußte, daß die Söhne der Kämpfer bei den Thermopylen den Vätern an Kraft, Muth und Ausdauer nicht nachstanden, er wußte, daß er sich auf die Bundesgenossen wenig oder gar nicht verlassen konnte, daß sie jede Gelegenheit zum Abfall benutzen würden, und so rieth er denn seinen Mitbürgern, sich nicht in eine offene Feldschlacht mit dem Feinde einzulassen, damit die eigene Schwäche dem Gegner ewig verborgen bleibe [77]). So rieth er überall die größte Ruhe zu beobachten, wo sie eigene Schwächen bemerkten, diese auf alle Weise den Augen des Feindes zu entrücken. Warum aber und mit welchem Rechte er solches Verhalten rieth, das haben die Erfahrungen der letzten Jahre des Krieges sattsam dargethan. Selbst der Vortheil eines Sieges auf dem festen Lande schien ihm die Gefahr eines solchen Versuches lange nicht aufzuwiegen, leicht könnten die Peloponnesier ihre gelichteten Reihen wieder füllen, aber das vergossene Blut und die verschwendeten Menschenleben der Athenischen Bürger seien nicht zu ersetzen [78]). Ferner mußte Perikles einsehen, daß die Sorge für den Landkrieg leicht die Augen der Athener vom Seekriege abwenden konnte, was um so gefährlicher war, da auf dem Marinewesen Athens die ganze Existenz beruhte. Hat man nun von solchem Standpunkte die Principien der abgemessenen Perikleischen Kriegspolitik betrachtet, so wird man schwerlich Heeren und seinen Nachbetern beipflichten, welche behaupten, daß seine Handlungsweise eine durch Alter und die gefahrvollen Umstände zu Wege gebrachte Zaghaftigkeit verrathe. Er wußte, daß er endlich den Sieg erringen würde, wenn er nur bei seiner Politik beharrte, aber auch, daß er nur auf seine Weise siegen könnte. Das ist nicht Altersschwäche noch Zaghaftigkeit, sondern nur eine durch die Umstände gebotene weise Vorsicht.

So wenig aber Perikles des Feindes Stärke verkannte, so sehr wußte er auch die Athens zu schätzen, welche nach seiner Ansicht auf einer dreifachen Basis beruhte, und zwar auf der starken Heeresmacht, auf den reichen Vorräthen, drittens auf der großen Flotte. Daß Perikles hier nicht übertrieben hat, bezeugt Thukydides [79]). Die Truppenzahl, welche im Herbste des ersten Kriegsjahrs in Megaris einrückte, war sehr bedeutend. Perikles' Heer bestand aus 10,000 Schwerbewaffneten, die aus der Mitte der angesehensten Bürger auserlesen, und zu diesen gesellte er noch 3000 Metöken [80]). Außerdem lagen 3000 Schwerbewaffnete vor Potidäa. Die Contingente der Bundesgenossen, welche übrigens an dem Zuge keinen Antheil hatten, waren nicht unbedeutend, um die große Anzahl der Peltasten gar nicht mitzurechnen. Einen Staatsschatz hat Perikles in Athen zuerst gesammelt. Freilich mußten die Bundesgenossen das Beste dazu thun, und wenn Perikles viel einnahm, so gab er auch viel aus, dessenungeachtet aber war die auf der Akropolis aufbewahrte Summe, wenn man auf die damaligen niedrigen Preise Rücksicht nimmt, sehr bedeutend. Zwar trug das Geld, wenn es still lag, keine Zinsen, aber wo wenig Geld im Umlauf ist, werden die Preise auch nothwendig niedriger, und so war Perikles auch auf diese Weise der Wohlthäter der ärmeren Volksclasse. Was aber die Seemacht anbelangt, so stellten schon die drei größeren Inseln Chius, Lesbos und Kerkyra,

73) *Thuc.* I. 79. 81. 74) *Id.* I, 85. *Plut.* V. Pericl. c. XXIX fin. 75) *Thuc.* I, 42. 43. 33. 37. 63. 67. 76) *Id.* II, 13. 126. 137. *Plut.* V. Pericl. c. XXXIII.

77) *Thuc.* IV, 34. 40. 78) *Plut.* V. Pericl. c. XVIII. 79) II, 13. 80) *Thuc.* II, 31.

welche statt des Tributs Schiffe stellten, eine ansehnliche Flotte[81]). Athen selbst hatte beim Ausbruche des Krieges 300 brauchbare Kriegsschiffe[82]). In seiner Ansicht über das Seewesen hatte er sich gewiß den Themistokles zum Vorbild genommen, der die Einkünfte der Silberbergwerke bei Laurion nicht mehr unter die Bürger vertheilen ließ, sondern eine Flotte davon herstellte, und so recht eigentlich die Athener auf die See hinaus wies[83]). Aber Themistokles that das nur, um seine Landsleute gegen einen neuen Anfall von persischer Seite zu schützen. Dergleichen brauchte Perikles nicht zu fürchten, er bildete die Idee des Themistokles zum System aus, und ward so Begründer der Athenischen Thalassokratie.

Die moralische Kraft des Staates erkannte Perikles in der Individualität der Athenischen Bürger. Er hatte ihre Gemüther studirt und that Alles, um ihre Grundsätze in ihrer ursprünglichen Klarheit und ungetrübt zu erhalten. So hatte er das schönste Mittel erfunden, verunstaltete oder verirrte Gemüther auf den rechten Weg zurückzuführen. Sicher fand er in Athen nicht alles so schön und tadellos, als er es manchmal namentlich in seiner Leichenrede darstellt, aber er fand die Keime alles Guten und Erhabenen vor, und war überzeugt, daß, sobald nur der rechte Meister dazu erschiene, er aus Athen etwas Großes, etwas Glorreiches machen könne. Perikles lobte nicht, um sich in die Herzen seiner Bürger hineinzubuhlen, und die Athener im stolzen Rausche heroischen Selbstgefühls zur Annahme und Guthelßung aller seiner Psephismen zu bewegen. Seine Leichenrede, wie sie uns Thukydides mittheilt, beweist, daß Perikles' Lob nicht Schmeichelei, sondern Aufmunterung war. Deshalb hat sich Perikles grade so lange an der Spitze des Staats behauptet, weil er seinen Bürgern ein Platonisches Musterbild ihres Staates vor die Seele zu führen verstand. Er wollte den Demos erziehen, das Attische Volk durch eine Schule zu Hellas Königin heran bilden. Aber er kannte das Schwanken seines Charakters, wo es daher das Fortbestehen der Athenischen Herrschaft galt, mahnte er mit herzergreifenden Worten zur Festigkeit[84]). Er weiß sehr gut, daß seine Landsleute gar zu gern prahlen[85]), daß manches von ihnen für Athenische Großthat ausgegeben wird, was den Probirstein historischer und kritischer Beleuchtung nicht verträgt, und hielt es daher für nothwendig, ihnen überall, wo es die Gelegenheit nur irgend mit sich bringt, den Sinn für wahrhaft große That ans Herz zu legen[86]). Auch die Fehler des Staats verkennt er nicht. Daß die Freiheit der öffentlichen Rede, der es erlaubt ist, Alles, was öffentlich geschehen soll, vorher auf offenem Markte zu besprechen und nach allen Seiten hin zu beleuchten, wie sie dazu dient, die wahre Gestalt der Dinge jedem zu veranschaulichen, auch die Gemüther irre leiten könne, verkennt er nicht, und als er beauftragt war, den für's Vaterland Gebliebenen die Gedächtnißrede zu halten, beginnt er damit, daß er diese Gewohnheit tadelt, wer sich durch Thaten ausgezeichnet habe, dessen Andenken müsse auch durch Thaten verherrlicht werden. Damit stimmt nun freilich nicht die schon oben angeführte Stelle des Plato[87]), Perikles habe die Athener feig, faul, geschwätzig und geldgierig gemacht, aber wer weiß in seinem ganzen Leben die geringste Spur zu ertappen, daß er Vernachlässigung und Dämpfung des Geistes oder Schlaffheit des Körpers hervorgebracht habe? Für den Staat scheint ihm nichts gefährlicher als Gleichgültigkeit gegen die öffentlichen Dinge und namentlich die Hegemonie[88]). Der Patriotismus sollte von ängstlicher Verfolgung der Privatinteressen zurückhalten, zumal da der Athenische Staat vor allen anderen es verdiene, daß seine Bürger sich für ihn aufopferten[89]).

Man hat oft die Frage aufgeworfen, ob nicht Perikles, wenn er den Peloponnesischen Krieg zuließ, den Kräften seines Staates zu viel zugemuthet habe. Es genüge hier, die Ansicht des Archidamos zu wiederholen. Wohl, sagte er dem Bundesrath, möchten sie bedenken, daß sie gegen einen ganz anderen Staat, als ein gewöhnlicher Peloponnesischer sei, den Krieg zu führen beabsichtigten, Athen habe reiche Vorräthe an Geld und Waffen, an Land- und Seetruppen, sei ein reich bevölkerter Staat, habe viele unterthänige Bundesgenossen, und die größte Flotte von allen Hellenischen Staaten[90]). Sie möchten auch nicht glauben, daß der Krieg so schnell beendigt werden könne, bei einem Staate, der wie der Athenische, gleich tapfer und kriegserfahren sei[91]). Dazu kommt, daß nach Thukydides Perikles den Athenischen Staat nicht blos im Frieden zu außerordentlicher Höhe emporgehoben, sondern auch seine Macht für den Krieg richtig vorausgeschätzt hat[92]). Aber wie bald wich Athen vom Perikleischen Vertheidigungssystem ab? wie bald nahmen sie Theil an Dingen, welche mit jenem ganz im Widerspruch standen, kurz, wie unglücklich gestalteten sich durch die Attischen Demagogen, die ihren Staat nur durch das Vergrößerungsglas zu betrachten gewohnt waren, die inneren und äußeren Verhältnisse, und dennoch hielt sich Athen noch 24 Jahre gegen die täglich wachsende Anzahl seiner Feinde, und fiel nicht eher, als bis es in sich selbst in Zerwürfniß, in gegenseitiges Mistrauen versank. Wie ganz anders würden sich die Resultate gestellt haben, hätte man nicht so bald die Erziehungschule des Perikles vergessen? Aber Perikles konnte vielleicht manches der nächstfolgenden Jahre voraussehen, und dagegen seine Maßregeln treffen? Nein! denn wenn er auch die Ungeduld des Volkes kannte, so konnte er doch die Hoffnung hegen, daß es seinem Systeme treu bleiben würde, so lange der Krieg dauerte, der nach seinem Plane durchgeführt von kurzer Dauer sein mußte. Und wie gern hätten die Spartaner im siebenten Jahre des Krieges Frieden geschlossen, als der Tag von Sphakteria sie so arg heimgesucht hatte![93])

81) *Thuc.* II, 7. 82) *Id.* II, 41. *Aristoph.* Acharn. v. 444. 83) *Thuc.* I, 93. 84) *Id.* I, 144. 85) *Id.* II, 35 fin. 86) *Id.* II, 43.

87) im Gorgias p. 212. 88) *Thuc.* II, 40 et 63 fin. 89) *Id.* II, 60. 61. Vergl. II, 41. 42. 90) *Id.* I, 80. 91) *Id.* I, 81. 92) *Id.* II, 65. 93) *Id.* IV, 17—26.

Auffallen muß es allerdings, wenn Perikles manche spartanische Einrichtung ganz unrichtig beurtheilt, z. B. die Xenelasie und das Gesetz, welches Untersuchung der Anstalten für den Krieg verbot [94]), auffallen, daß er gar keine Peloponnesische Flotte zu kennen scheint, während die Korinthische Seemacht doch gewiß nicht unbedeutend war. Aber Perikles wußte, daß eine einzige Niederlage der feindlichen Flotte gegen die vereinigte Athenische Seemacht unheilbar sei, und so konnte er wol sagen, daß die Athener alles Heil auf der See zu suchen hätten.

Die Geldverhältnisse des spartanischen Bundes hatte Perikles richtig beurtheilt, denn schon im zweiten Jahre des Krieges waren die Vorräthe erschöpft, und die Söhne der Genossen des Leonidas schämten sich nicht, den persischen Großkönig um Geld anzusprechen [95]). Aber selbst gegen diesen Umstand war die Athenische Gewandtheit im Unterhandeln ein sicheres Mittel, wie die Geschichte des Alkibiades beweist, und hätte man nur des Perikles Kriegsplan verfolgt, so wären solche Kunstgriffe einer feineren Politik gar nicht einmal nöthig gewesen, denn ehe die lakonischen Gesandten das erbettelte Geld zurückbrachten, sodaß der Peloponnesische Bund es gebrauchen konnte, war ja der rechte Zeitpunkt, der im Kriege ja Alles gilt, schon längst vorüber.

Den Kriegsplan der Feinde hatte Perikles richtig aufgefaßt. Sie fielen jedes Jahr, wie er vorher gesagt hatte, in Attika ein, um das Land zu verwüsten, und schienen lange Zeit gar nicht einsehen zu können, daß es sich hier nicht um das Festland handele, sondern darum, wodurch Athen stark sei, um die Colonien und die Bundesgenossen.

Perikles' Macht war in der letzten Zeit seines Wirkens allerdings groß, aber jene Zeit war auch die gefährlichste seines Lebens. Nicht genug, daß er alle weiteren eigenen Plane jenem einen Ziele, Erhaltung des Bestehenden, unterordnen mußte, das Schlimmste war, daß er dasselbe auch von seinen Mitbürgern verlangen mußte. Attika erschien ihm nur als Hinderniß völlig sorgloser Ruhe, jetzt mußte er an seine Athener, welche seit den Perserkriegen ihre Landsitze nicht verlassen hatten, die dringende Foderung stellen, mit ihm übereinstimmend ihr geliebtes Kleinod aufzuopfern, und zwar zum Besten des einen Zieles, das viel zu fern lag, als daß sie es hätten begreifen können. Aber wie schwer ward es ihnen, die ersehnten Landgüter der Wuth des Feindes Preis zu geben? Archidamos blieb es nicht verborgen, daß dieses grade die empfindlichste Seite des besseren Theiles der Nation sei, und er hatte grade darauf seinen Kriegsplan berechnet.

Noch schlimmere Gefahr drohete dem Perikles von dem Wankelmuthe seiner Landsleute her, welcher sie schon so oft ihre kühnen Plane und edlen Hoffnungen aufzugeben veranlaßt hatte. Oft genug mußte er diesen Nationalfehler tadeln [96]). Wenn er aber durch solches Verfahren, indem der Einzelne sich den allgemein gehaltenen Tadel anzog, sich manchen Feind zugezogen hat, so wird man leicht begreifen, daß die in der alten Komödie auf ihn Bezug habenden Schmähungen ihn in unseren Augen nicht herabsetzen können. Auch sein Verhältniß zur Aspasia, durch Stadtklatschereien gar arg entstellt, und vom Witze der Satiriker seiner Zeit aufgegriffen und mit scheinbar ernster Miene an wichtige Staatsangelegenheiten geknüpft, wird mit denselben mistrauischen Augen zu betrachten sein. Von allen diesen Geschichten schweigt Thukydides, und namentlich weiß er nichts davon, daß Perikles der eigenen Gefahr zu entgehen den Krieg beschleunigt habe. Hätte aber die Nation an solche Stadtgespräche geglaubt, so würde der große Geschichtsschreiber sich dem Vorwurf böswilliger Entstellung der Wahrheit ausgesetzt haben. Perikles stand auch in Privatinteressen über seiner Zeit, und es war ihm gelungen, was den Menschen so selten gelingt, seine Handlungsweise mit seiner Überzeugung in Einklang zu bringen.

Bedenken wir die vielfachen Gefahren, welchen Perikles mit dem größten Gleichmuth widerstand, wie er, vom eigenen Unglück, vom Feind und dem Wankelmuth seiner Mitbürger bedroht, dennoch fest stand, und alle Angelegenheiten des Staates so verwaltete, daß die Wirksamkeit seiner Mitstrategen ganz verschwindet, so können wir ihm unsere Bewunderung nicht versagen. Nicht genug, daß er auf dem Markte gegen ein leidenschaftliches Volk sich behauptete, das die höchste Gewalt in den Händen hatte, Perikles verhinderte jede Volksversammlung, wenn er Thorheiten von ihr zu befürchten Ursache hatte. So muß seine Macht groß gewesen sein, auch sagt Thukydides, daß zwar dem Namen nach eine Volksherrschaft, in der That aber nur eine ihm als dem ersten Manne untergeordnete Regierung stattgefunden habe [97]). In den letzten Jahren seines Lebens, wenn man die kurze Zeit abrechnet, wo man ihn seiner Würden entsetzt hatte, war ganz Athen und Alles, was davon abhing, Einkünfte, Heer, Flotte und Bundesgenossen, der Continent und die Inseln und das Meer seiner unumschränkten Gewalt übertragen [98]). Seine Macht beruhte aber auf seiner Persönlichkeit, seiner Beredsamkeit, und auf der Art und Weise, wie er davon Gebrauch machte. Nicht immer betrat er, wo er sein Ansehen geltend machen wollte, selbst die Rednerbühne, er sparte sich für das Wichtigste auf, die übrigen Geschäfte ließ er von seinen Freunden und den Rednern seines Anhanges besorgen [99]). Aber die Alleinherrschaft, welche er übte, erschien nicht als solche, sondern als das, was sie war, als ein festes Bollwerk zum Schutze der Staatsverfassung. (*Karl Eckermann.*)

Periklin, s. Feldspath.

PERIKLYMENE, *Περικλυμένη, ης*, f. Die Erlauchte, eine Tochter des Minyas und der Klytodora; auch die Mutter des Jason und des Iphiklos führt diesen Namen, für welchen sich jedoch auch Klymene und Eteoklymene findet. In die Genealogie der zahlreichen

94) *Thuc.* II, 89. 95) *Id.* II, 67. 96) *Id.* I, 140.

97) *Thuc.* II, 65. *Plut.* V. Pericl. c. IX. 98) *Id.* c. XVII. 99) *Id.* c. VII.

Töchter des Minyas und die Verwandtschaft des Jason, Admetos und Iphiklos eine sichere Ordnung zu bringen, dürfte ein vergebliches Unternehmen sein (s. Schol. *Apoll.* Rhod. I, 230. *Hygin.* F. XIV. p. 40. Vergl. *Meziriac. Ovid.* Heroid. II. p. 158. *Buttmann.* Mythol. II. p. 204). Die Namen der minyschen Frauen sind sämmtlich von erhabener ritterlicher Bedeutung, ein Umstand, welcher sich aus der Annahme erklärt, daß bei den Minyern ursprünglich das Verhältniß der Gynäkokratie stattgefunden habe, welches auch noch in manchen anderen Zügen Äolischer Sage erkennbar ist. (s. *Welcker* Trilog. p. 590 sq.) (*Krahner.*)

PERIKLYMENOS, *Περικλύμενος*, *ου*, m. 1) Sohn der Chloris und des Neleus (*Hom.* Od. XI, 285). Nach anderer Sage hatte Neleus zwölf Söhne (*Hom.* Il. XI, 692. Schol. Il. II, 336. *Apollodor.* I. 9, 9, 1). Berühmt war im Alterthume die Sage vom Zuge des Herakles gegen Pylos, welche nach dem genannten Scholion zur Ilias Hesiod in den Katalogen besang; auch Homer deutet öfter auf sie hin (s. *Heyne*, Observat. *Hom.* T. V. p. 77. T. VI. p. 241). Unter den verschiedenen Veranlassungen dieses Zuges wird auch die *ὑπερηφανία* des Periklymenos genannt (Schol. Il. XI, 690. *ἀφροσύνη τῶν Νηλειδῶν* Schol. Il. II, 336). Die eilf Brüder des Nestor kamen um; er blieb allein übrig, weil er zur Zeit bei den Geräneern war (*Hesiod.* ap. *Eustath.* Il. III, 231. 30. *Stephan. Byz.* v. *Γερηνία*); vor des Periklymenos Tode insbesondere war Pylos uneinnehmbar, denn dieser war *ἀμφίβιος*. Poseidon hatte ihm nämlich die Macht gegeben, sich (wie Proteus [*Euphorion* ap. Schol. *Apollon. Rhod.* I, 156], Psamathe, Thetis u. a.) in allerlei Gestalten der Thiere, auch die des Baumes zu verwandeln (Schol. Od. XI, 286), und im Kampfe mit Herakles war er daher bald ein Löwe, oder eine Schlange, Biene, Fliege und Adler (*Apollodor.* I. c.), bis ihn Herakles endlich mit Hilfe der Athene erlegte. Die Verwandlungen beim Kampfe werden sehr verschieden angegeben: entweder tödtete ihn Herakles als Fliege oder als Biene, oder er erlegte ihn mit dem Pfeile, während Periklymenos als Adler aufflog. Dies Letztere findet sich bei Ovid (Met. XII, 553). Nach Hygin (Fab. 10) entkam er unter der Gestalt eines Adlers (s. die Hauptstellen Schol. *Apollon. Rhod.* I. c. *Eustath. Hom.* p. 1658. *Heyne.* ad *Apollodor.* I, 9, 9). Über den Namen Periklymenos (Klymenos gleich Hades) und über Entstehung und Bedeutung der Pylischen Heldensage gibt Buttmann beachtenswerthe Winke (Mytholog. II. p. 216 Anm.). Übrigens wird Periklymenos auch unter den Argonauten genannt (s. *Burmann.* Catal. Argon. s. v.).

2) Ein Thebaner, Sohn des Poseidon und der Chloris, Tochter des Teiresias (Schol. *Pind.* Nem. IX, 57). Im Kampfe der Sieben gegen Theben tödtete er nach Euripides und der Thebais den Parthenopäos am krenäischen Thore mit einem Steinwurf (*Euripid.* Phoen. 1160). Der Scholiast zu dieser Stelle beruft sich auf Aristodemos (*Apollodor.* III, 6, 8, 2. *Paus.* IX, 18, 4). Die Thebaner dagegen legten den Sieg über Parthenopäos dem Amphidikos bei. Berühmter ist der Kampf des Periklymenos mit Amphiaraos, am prötischen Thore (*Eurip.* Phoen. 1109. *Apollodor.* III, 6, 6, 1). Letzterer floh, und in der Nähe des Ismenos (*παρὰ ποταμὸν Ἰσμηνὸν Apollodor.*) rechts am Wege von Potniä nach Theben, nach Thebanischer Sage (*Paus.* IX. 8, 2), nach anderer bei Harma (s. die sorgfältige Beurtheilung der sehr verschiedenen Angaben bei *R. Unger*, Thebana paradoxa T. I. p. 163 sq.) oder Platää, oder Oropus (ib. p. 412) theilte Zeus mit dem Blitz die Erde und verbarg den Amphiaraos sammt seinem Viergespann, bevor ihn der Speer des Periklymenos erreichte (*Pind.* Nem. IX. sq. *Heyne* ad *Apollodor.* III. 6, 8, 6.

3) Die Scholien zu Homer (Il. XIV, 291) erzählen, Periklymenos habe die Harpalyke geschändet und diese habe ihren Sohn Presbon gekocht und dem Vater vorgesetzt, eine aus Parthenius (Erot. 13) und Hygin bekannte Erzählung, in welcher aber die beiden letztgenannten Schriftsteller den Klymenos statt des Periklymenos nennen. (*Krahner.*)

PERIKLYMENOS, ein griechischer Bildhauer, von dem wir jedoch weder Vaterland noch Zeit kennen; er gehörte zu den Künstlern, welche für Darstellung von Athleten, Kriegern, Jägern, Opferern ein besonderes Talent besaßen (*Plin.* N. H. XXXIII, 8, 19). Man hatte von ihm die Statue einer Frau, die 30 Mal Mutter geworden ist (*Tatian.* Orat. adv. Graec. 53). (*H.*)

PERIKLYTOS, *Περίκλυτος*, *ου*, m. Der Sohn des Euthymachos, ein Tenedier, welcher Beile zu Delphi als Anathema weihete, von welchem die Legende bei Pausanias (X. 14, 1, sq.) zu lesen ist. (*Krahner.*)

PERIKLYTOS, ein griechischer Bildhauer, ebenfalls unbekannten Vaterlandes, der nur bei Pausanias und auch bei diesem nur einmal erwähnt wird (V, 17, 4) und zwar als Schüler des berühmten Polyklet und als Lehrer des Antiphanes. Da indessen sowol sein Lehrer als sein Schüler Argiver waren, ist es wahrscheinlich, daß Argos auch sein Vaterland gewesen. (*H.*)

PERIKOPEN (die —). Man versteht darunter besondere, für die Sonn- und Feiertage des kirchlichen Jahres ausgewählte Abschnitte der heiligen Schrift, welche für sich als ein Ganzes betrachtet und bei den öffentlichen Gottesverehrungen benutzt werden. Ursprünglich zwar ist das Wort *περικοπή* gleichbedeutend mit *τόπος*, locus, *κεφάλαιον*, *ἀνάγνωσμα*, lectio, *τμῆμα*, sectio, segmentum; indessen führt es schon seit dem 2. Jahrh. die angegebene besondere Bedeutung (zuerst bei Justin dem Märtyrer) und ist nach derselben synonym mit *περιοχή*, welches die römischen und griechischen Schriftsteller und auch das neue Testament (Apostelgesch. 7, 32: *ἡ περιοχὴ τῆς γραφῆς*, (*ἣν*) *ἀνεγίνωσκεν*) in diesem Sinne gebrauchen. Es leidet wol keinen Zweifel, daß die Auswahl und Anordnung der Perikopen aus der jüdischen Synagogenverfassung abstammen, und der Eintheilung des alten Testamentes in Paraschen und Haphtharen entsprechen. Wie nämlich die Juden in ihren religiösen Versammlungen bestimmte Abschnitte aus dem Gesetz (Paraschen) und aus den Propheten (Haphtha-

ren) vorlasen und dieselben erbaulich auslegten, so thaten es auch die Christen anfänglich mit den alttestamentlichen, später immer ausschließlicher mit den neutestamentlichen Schriften; und auch darin ahmten sie den Juden nach, daß sie das neue Testament in zwei Haupttheile, *τὸ εὐαγγέλιον καὶ ὁ ἀπόστολος*, zerlegten, und einen Abschnitt aus dem ersteren, Evangelium, und einen anderen aus den übrigen Büchern von der Apostelgeschichte an, bis mit zur Offenbarung Johannis, Epistola genannt, für jede gottesdienstliche Versammlung auswählten. Von der Zeit an, daß der Gebrauch des neuen Testaments den des alten verdrängte und jene Eintheilung des ersteren üblich wurde, was zuerst in der römischen Kirche der Fall gewesen zu sein scheint, pflegte man statt Perikopen, Evangelium et Epistola zu sagen.

Die Meinungen jedoch über die Zeit, wo man angefangen von jener jüdischen Sitte in der christlichen Kirche Gebrauch zu machen und bestimmte Perikopen festzustellen, sind sehr verschieden. Wir führen die erheblichsten derselben (nach Augusti's Denkwürdigkeiten aus der christlichen Archäologie, 6. B. S. 199—202) kurz an.

Einige haben behauptet, daß dies schon im apostolischen Zeitalter geschehen sei, und sich dabei auch wol auf Strabo (de rebus eccles. c. 22) als Gewährsmann berufen, wo es heißt: Lectiones apostolicas vel evangelicas, qui ante celebrationem sacrificii primum statuerit, non adeo certum est; *creditur tamen a primis successoribus Apostolorum eandem dispensationem factam*, ea praecipue causa, quia in Evangeliis eadem sacrificia celebrari jubentur, et in Apostolo, qualiter celebrari debeant, docetur. Allein abgesehen davon, daß das Zeugniß eines Schriftstellers aus dem 9. Jahrh. ein sehr unsicheres für die obige Behauptung sein würde, ist erwiesen, daß Strabo gar nicht von unsern Perikopen redet, sondern von den regelmäßigen Vorlesungen aus der heiligen Schrift, die allerdings in den religiösen Versammlungen der Christen schon damals stattfanden; ja es steht aus den Kirchenvätern fest, daß man sich dazu bis in das 2. Jahrh. hinein weit mehr des alten als des neuen Testaments bediente und bedienen mußte, weil der Kanon des letzteren zu der Zeit, von welcher Strabo redet, noch gar nicht vollständig gesammelt war. Aus dem neuen Testamente pflegte man regelmäßig im 2. Jahrh. nur zu Ostern und Pfingsten das vorzulesen, was die Geschichte dieser Feste betraf.

Sehr verbreitet ist unter den Gelehrten die Annahme, daß unsere Perikopen aus dem 4. Jahrh. herrühren, und entweder schon zur Zeit Constantin's des Großen, wo die christliche Kirche herrschend wurde, oder doch gegen das Ende dieses Jahrhunderts eingeführt worden seien. Sie sollen zuerst in der griechischen Kirche üblich gewesen sein, Hieronymus sie während seines Aufenthaltes zu Bethlehem kennen gelernt und sie ums Jahr 400 dem römischen Bischof Damasus empfohlen haben. Diese Meinung würde richtig sein, wenn sie sich nicht auf die unbegründete und höchst unwahrscheinliche Voraussetzung stützte, daß der Comes (das Kirchenbuch der römischen Kirche, welches die in derselben verordneten Lectionarien, oder Vorlesungen aus der heiligen Schrift enthält) ein Werk des Hieronymus sei.

Nach Andern soll zuerst Musäus, Presbyter zu Marseille zur Zeit Leo's des Großen, die Perikopen ausgewählt haben. Gennadius (de viris illustr. c. 79 ed. *Fabric.* p. 35) sagt nämlich von ihm: „Hortatu S. Venerii Episcopi excerpsit de sanctis Scripturis lectiones totius anni festivis diebus aptas, Responsoria etiam Psalmorum capitula temporibus et lectionibus congruentia — quod opus tam necessarium a lectoribus in Ecclesia probatur." Indessen Augusti bemerkt ganz richtig, daß hier nur von den Festlectionen, nicht aber von regelmäßigen Predigttexten durch das ganze Jahr die Rede ist.

Noch Andere legen die Einführung der Perikopen Gregorius dem Großen bei, weil unter seinen Homilien viele dieselben Texte behandeln, welche noch jetzt für dieselben Tage durch unsere Perikopen vorgeschrieben werden. Doch dieselbe Erscheinung findet sich nicht erst bei Gregor, sondern bei älteren Kirchenvätern, wie bei dem Epiphanius, Chrysostomus, Gregorius von Nazianz, Ambrosius, Augustinus u. A.

Die reformirten Theologen endlich ließen sich durch ihre Abneigung gegen festbestimmte und vorgeschriebene Bibeltexte verleiten, den Ursprung der Perikopen in viel spätere Zeit und zwar erst in das 8. Jahrh. zu versetzen. Nach Einigen soll Beda der Ehrwürdige, nach den Meisten aber Karl der Große der Sammler sein, der entweder durch Alcuin oder durch Paul Warnefried die Anordnung derselben habe treffen lassen. Auch mehre Lutherische Theologen erklärten sich für diese Meinung, ja manche behaupteten sogar noch einen späteren Ursprung im 11. oder 12. Jahrh.: weil diese Einrichtung erst aus einem Zeitalter herrühren könne, wo die Bekanntschaft mit der heiligen Schrift schon sehr abgenommen hatte. Allein so scheinbar dieser von einem beschränkten Schriftgebrauche entlehnte Grund für einen spätern Ursprung der Perikopen spricht, er kann doch vor einer sorgfältigern Untersuchung nicht bestehen: denn diese ergibt als eine ausgemachte Thatsache, daß solche biblische Textabschnitte schon zu einer Zeit festgesetzt waren, wo an eine Beschränkung des Bibelgebrauchs durchaus noch nicht gedacht wurde.

Vielmehr muß man mit Augusti (a. a. O. S. 203 fg.) annehmen, daß unsere jetzigen Perikopen zum Theil schon in den ältesten Zeiten, namentlich im 4. Jahrhunderte, bestimmt waren. Er weist das ebenso gründlich als ausführlich nach, und es mögen seine Argumente hier kurz zusammengestellt werden.

Für ein hohes Alter unserer meisten Perikopen (denn nicht von allen kann die Rede sein, weil einzelne Feste viel später, wie z. B. das der Heimsuchung Mariä, erst im 14. Jahrh. aufkamen und natürlich auch erst dann die Perikopen für dieselben bestimmt werden konnten) spricht schon der Umstand, daß alle unsere Kirchenbücher, wie die Agenden, Breviarien, Euchologien, nicht mit Einem Male, sondern allmälig entstanden und in ihren einzelnen Theilen ungleich älter, als die ganzen Sammlu-

gen sind; ferner daß einzelne Perikopen einen frühen Ursprung unverkennbar verrathen, wie z. B. die Epistel am 1. Ostertage, 1 Kor. 5, 6—8, welche zu einer Zeit gemacht sein muß, wo das Fasten am Ostertage noch üblich war, welches bekanntlich schon die Kirchenversammlung zu Nicäa im J. 325 verbot, und andere, die offenbar eine Widerlegung des Arianismus bezwecken, wie z. B. Dom. 2. post. Epiph. Joh. 2, 1—12. D. 3. p. Ep. Matth. 8, 1—13. D. 4. p. Ep. Matth. 8, 23—27. D. Quinquages. Luc. 19, 31—43. D. Reminisc. Matth. 15, 21—28. D. Oculi Luc. 11, 14—28. D. Laet. Joh. 6, 1—15. D. 7. p. Trin. Marc. 8, 1—9. D. 12. p. Trin. Marc. 7, 31—37. D. 14. p. Trin. Luc. 17, 11—19. D. 16. p. Tr. Luc. 7, 11—17. D. 19. p. Tr. Matth. 9, 1—8. D. 21. p. Tr. Joh. 4, 47—54. D. 24. p. Tr. Matth. 19, 18—26. Auch galt die Observanz von jeher viel in der christlichen Kirche, und um nicht gegen dieselbe zu verstoßen, nahmen selbst die berühmtesten und angesehensten Kirchenlehrer mit ungemeiner Gewissenhaftigkeit und Ängstlichkeit liturgische Veränderungen vor, erfuhren dann aber dennoch deswegen einen strengen Tadel bei den Gemeinden. Wie hätte es daher einer von ihnen wagen können, eine so durchgreifende Neuerung, als die auf einmal erfolgte Feststellung sämmtlicher Perikopen gewesen sein würde, durchzusetzen, ohne daß er vielseitigen und hartnäckigen Widerspruch gefunden hätte, und die kirchenhistorischen Schriftsteller den Verlauf der darüber unfehlbar entstandenen Streitigkeiten aufgezeichnet hätten?

Einen positiven Beweis dafür aber, daß der größte Theil der Perikopen längst vor den Zeiten Karl's des Großen in Gebrauch war, geben zuvörderst die alten Lectionarien der orientalischen wie der occidentalischen Kirche. Augusti vergleicht zu dem Ende 1) Das Menologium Constantinopolitanum ed. *Morcelli*. 2) Das Lectionarium Gallicanum ed. *Mabillon*. 3) Den sogenannten, angeblich von Hieronymus herrührenden, Comes ed. *Baluzii* (in Capitul. Reg. Franc. T. II.). 4) Das Calendarium Romanum, nongentis annis antiquius, ex M. S. Monasterii S. Genovefae Paris. ed. *Jo. Fronto*. (Paris 1652.) repet. in *Jo. Frontonis* Epist. et Dissert. Eccles. ed. a *J. A. Fabricio* (Hamb. 1720). p. 123—266. Wir bezeichnen der Kürze halber die vier angeführten Schriften mit den ihnen vorangestellten Zahlen und setzen die bei uns eingeführten Perikopen als bekannt voraus.

I. Neujahr, als Weihnachtsoctave und Festum Circumcisionis. 1) Luc. 2, 21—40. 2) Ebenso und Epistel: 1 Kor. 10, 14—31. 3) Luc. 2, 21—32. 4) Ebenso.

II. Epiphanien-Fest (am 6. Januar). 1) Matth. 3, 13—17 (Taufe Christi). 2) Ebenso und Epistel: Tit. 1, 11 — 2, 7. 3) Matth. 2, 1—12. 4) Ebenso.

III. Dom. I. post Epiphanias. 1) Matth. 4, 12—17. 2) Luc. 4, 16—22. Epistel: 1 Kor. 1, 6—31. 3) Luc. 2, 42—52. Epistel: Röm. 12, 1—5. 4) Luc. 2, 42—52.

IV. Dom. II. p. Epiph. 1) Fehlt. 2) Matth. 22, 35 — 23, 12 (bei uns D. XVIII. p. Tr.). Ep. 1 Kor. 10, 1—13. 3) Joh. 2, 1—11. Ep. Röm. 12, 6—16. 4) Ebenso.

V. Dom. III. p. Epiph. 1) und 2) fehlen. 3) Matth. 8, 1—13. Ep. Röm. 12, 17—21. 4) Ebenso.

VI. Dom. IV. p. Epiph. 1) und 2) fehlen. 3) Matth. 8, 23—27. Ep. Röm. 13, 8—10. 4) Ebenso.

VII. Dom. V. p. Epiph. 1) und 2) fehlen. 3) Matth. 11, 25—30. Ep. Koloss. 3, 12—17. 4) Matth. 13, 24—30.

VIII. Dom. VI. p. Epiph. 1) 2) und 3) fehlen. 4) Marc. 6, 47—56.

IX. Fest. Purificationis Mariae (am 2. Febr.). 1) Luc. 2, 22—40 und Luc. 2, 25—32. 2) Fehlt. 3) Luc. 2, 28—40 und Luc. 2, 22—32. 4) Luc. 2, 22—32.

X. Dom. Septuagesima. 3) Matth. 20, 1—16. Ep. 1 Kor. 9, 24 — 10, 4. 4) Matth. 20, 1—16.

XI. Dom. Sexagesima. 3) Luc. 8, 4—15. Ep. 2 Kor. 11, 19 — 12, 9. 4) Evang. Ebenso.

XII. Dom. Estomihi. 3) Luc. 18, 31—43. Ep. 1 Kor. 13, 1—13. 4) Ev. ebenso.

XIII. Dom. Invocavit. 3) Matth. 4, 1—11. Ep. 2 Kor. 6, 1—10. 4) Ev. ebenso.

XIV. Dom. Reminiscere. 3) Matth. 15, 21—28. Ep. 1 Theff. 4, 1—7. 4) Ev. ebenso.

XV. Dom. Oculi. 3) Luc. 11, 14—28. Ep. Ephes. 5, 1—9. 4) Ev. ebenso.

XVI. Dom. Laetare. 3) Joh. 6, 1—14. Ep. Gal. 4, 22—31. 4) Ev. ebenso.

XVII. Dom. Judica. 3) Joh. 8, 46—59. Ep. Hebr. 9, 11—15. 4) Ev. ebenso.

XVIII. Festum Annunciationis Mariae (am 25. März). 1) Luc. 1, 39—56 (bei uns für Mariä Heimsuchung). 2) 3) und 4) haben nichts von diesem im Occident erst spät eingeführten Feste.

XIX. Dom. Palmarum. 2) Joh. 12, 1—24. Ep. Hebr. 11, 3—34. 3) Statt des Evangeliums: Passio Domini nostri Jesu Christi, Matth. 26 und 27 ganz. Ep. Phil. 2, 5—11. 4) Statt des Evang. ebenso.

XX. Gründonnerstag. 2) Matth. 26, 1—5. Lectio Exod. 19, 1 — 20, 20. 3) Joh. 13, 1—32. Ep. 1 Kor. 11, 20—32. 4) Evang. ebenso.

XXI. Charfreitag. 1) 2) die Passionsgeschichte, combinirt aus den Evangelien. 3) Lectio: Hos. 4. Exod. 12, 1 fg. Passionsgesch. nach Joh. 18 u. 19. 4) Das letztere ebenso.

XXII. Ostersonntag. 1) Die evangelische Geschichte von der Auferstehung Christi. 2) Luc. 24, 1—3. Ep. 1 Kor. 15, 1—19. 3) Marc. 16, 1—7. Ep. 1 Kor. 5, 6—8. 4) Evang. ebenso.

XXIII. Ostermontag. 2) Lectio: Apokal. 1—2, 7. Apostelgesch. 11, 14—29. Ev. Marc. 15, 47 — 16, 11. 3) Luc. 24, 13—35. Ep. Apostelg. 10, 34 fg. 4) Evang. ebenso.

XXIV. Osterdinstag. 2) Lectio: Apokal. 2, 8—17. Apostelg. 1, 15 bis Ende. Ev. Marc. 16, 12 bis Ende. 3) Luc. 24, 36—47. Ep. Apostelg. 13, 16—33. 4) Ev. ebenso.

XXV. Dom. Quasimodogeniti. 2) Ev. Joh. 21, 1—14. Ep. 1 Kor. 15, 12—28. 3) Joh. 20, 24—31. Ep. 1 Joh. 5, 4—10. 4) Ev. ebenso.

Aus dieser Perikopensynopse ergibt sich, daß unsere Evangelien und Episteln, mit wenigen Ausnahmen, schon in der alten Kirche in Gebrauch waren. Namentlich herrscht in Ansehung der Feste, besonders der unbeweglichen, eine fast durchgängige Übereinstimmung, und auch bei den gewöhnlichen Sonntagen ist die Verschiedenheit nur unbedeutend.

Doch läßt sich das hohe Alter von einem guten Theil unserer Perikopen, besonders derer für die Festtage bestimmten, noch weit zuverlässiger, als aus den Lectionarien und Evangeliarien, aus den Homilien der griechischen, syrischen und lateinischen Kirchenväter beweisen: denn theils haben sie ein viel höheres Alter als jene und reichen bis in das 4. und 5. Jahrhundert zurück, theils fällt bei ihnen der Verdacht, welcher bei den Kirchenbüchern obwaltet, so gut als ganz weg, daß sie später nach römischen oder constantinopolitanischen Observanzen und Grundsätzen umgearbeitet und conform gemacht worden seien.

Bekanntlich predigte Origenes über ganze Bücher, aus welchen er die für die öffentliche Lection bestimmten Abschnitte commentirte. Obgleich er also keine Homilien für bestimmte Tage, de tempore genannt, hielt, so möchte man doch aus der Art und Weise, wie er häufig seine Summarien über eine vorhergegangene Lection beginnt, auf eine bestimmte Lectionsobservanz schließen. Vgl. Hom. IX. in Exod. p. 221. Opp. T. V. ed. *Oberth.* Hom. XII. in Exod. p. 464. Hom. I. in libr. Reg. Opp. T. VII. p. 72—74 und besonders Hom. II. in 1 Reg. c. 28. ibid. p. 96, wo sogar der Ausdruck Perikopen vorkommt. Eines besondern Feiertages und einer dazu festgesetzten Perikope erwähnt aber Origenes nirgends. Dagegen haben wir eine Homilie des Athanasius, deren Echtheit man jedoch bezweifelt, über die Weihnachtsperikope, Luc. 2, 1 fg. (Opp. T. II. p. 96 sq.) Für das Epiphaniasfest hat Basilius d. Gr. die Perikope Matth. 2, 1—12 (Opp. T. II. p. 595 sq.). Epiphanius hat zwei Homilien über die Perikope am Palmsonntage, vom Einzuge Christi in Jerusalem (Opp. T. II. p. 251 sq.) und seiner Homilie auf Christi Himmelfahrt liegt die Epistolar-Perikope Apostelgesch. 1, 1—11 unverkennbar zum Grunde (Opp. T. II. p. 285 sq.). Gregorius von Nazianz hat eine Rede auf das Pfingstfest hinterlassen, worin die Erzählung Apostelgesch. 2, 1—13 so genau erklärt wird, daß man an der Bestimmung dieses Abschnitts zur Festperikope gar nicht zweifeln kann (Opp. T. I. p. 705 sq.). Nach Chrysostomus war die Feier des Geburtsfestes Christi erst seit kurzer Zeit in der Kirche zu Antiochien oder Constantinopel eingeführt. Dennoch redet er an demselben über den evangelischen Text Luc. 2, 1 fg., welchen er ganz mittheilt und sorgfältig erklärt. Da er nun zugleich versichert, daß dieser Tag schon längst „von Thracien an bis nach Hispanien hin" gefeiert worden sei, so wird aller Wahrscheinlichkeit nach auch diese Perikope, die wir in der gallischen und römischen Kirche gleichfalls allgemein finden, daher entlehnt worden sein (Hom. I. in Nat. Chr. Opp. T. II. p. 354 sq.). Endlich gehört hierher die Nachricht beim Nicephorus Callisti (Histor. eccl. lib. XVII. c. 28), nach welcher Kaiser Justinian im 6. Jahrhunderte für die von ihm anbefohlene Feier des Festes Mariä Reinigung die Erklärung der Stelle Luc. 2, 22—32 vorgeschrieben haben soll, welche seitdem als Festperikope gefunden wird.

Eine ähnliche Bewandtniß hat es mit den ältesten Homileten der lateinischen Kirche. Die fünf sermones de Natali Domini, welche wir noch von Ambrosius besitzen, beziehen sich sämmtlich auf die Perikope Luc. 2, 1—20, erläutern also das Evangelium von Fer. I. und II. (Opp. ed. Paris. 1569. T. III. p. 702 sq. Serm. XII — XVI.) Von demselben sind vier Reden de Sancta Epiphania (Serm. XIX — XXI. p. 709 sq.), worin die evangelische Erzählung von der Taufe Christi, Matth. 3, 13—17, und von dem Wunder zu Kana in Galiläa, Joh. 2, 1—11 abgehandelt wird, welche beide Gegenstände gewöhnlich an diesem Feste verbunden wurden. Für die drei Reden de Natali S. Johannis Baptistae (Serm. LXIII—LXV. p. 758 sq.) sind die beiden Perikopen, Luc. 1, 26—80, welche jetzt für Mariä Verkündigung und das Johannisfest bestimmt sind, mit einander verbunden. Auch Petrus Chrysologus verbindet zuweilen zwei evangelische Abschnitte mit einander, um dadurch seinem Vortrage desto mehr Gehalt zu verschaffen. So Serm. LXVI, wo er sagt: Duas hodie e duobus Evangelistis editas ita recitari fecimus lectiones, ut sermoni nostro vester intellectus occurreret, paterent abdita etc. Auch bei Leo dem Großen und Augustinus findet man ganze Reihen von Reden, welche die gewöhnlichen Perikopen zur Grundlage haben und sich ausdrücklich auf dieselben berufen (*Augustin.* Serm. de tempore. 139. 140. 191. 194. 148. 143. 71 u. a.). Entscheidend aber ist folgende Äußerung Augustin's: „Meminit sanctitas vestra, evangelium secundum Joannem ex ordine lectionum nos solere tractare. Sed quia nunc interposita est solemnitas sanctorum dierum, *quibus certas ex evangelio lectiones oportet in ecclesia recitari, quae ita sunt annuae, ut aliae esse non possint:* ordo ille, quem susceperamus, necessitate paululum intermissus est, non omissus." (Exposit. in Ev. Ioan. praef. T. IX. p. 235.)

Die angeführten Beispiele aus den alten Lectionarien und Homileten beweisen vollkommen genügend, daß viele unsrer jetzigen Perikopen schon lange vor Gregor dem Großen im liturgischen und homiletischen Gebrauche waren, und ebenso leicht ließe sich zeigen, daß die hierbei vorkommenden Verschiedenheiten der einzelnen Kirchen vornehmlich in den besondern Systemen derselben und in gewissen Zeitverhältnissen ihren Grund hatten. Zugleich ist aber auch daraus ersichtlich, daß die alte und neue Kirche am meisten in Ansehung der Festperikopen übereinstimmen. Namentlich ist dies bei den Festen der Fall, die zuerst eingeführt und von der orientalischen und occidentalischen Kirche gemeinsam gefeiert wurden. Dahin gehören vor allen die drei großen Festcyklen des Weihnachts-, Oster-

und Pfingstfestes und die mit diesen verbundenen Feiertage; ferner das Johannisfest, einige Marien-, Märtyrer- und Heiligentage, sowie die Gedächtnißfeier der Apostel. Für alle diese Tage sind die heutigen Texte noch fast durchgängig dieselben, die wir schon in der Periode vom 4. bis 6. Jahrhunderte angeführt und in Homilien erläutert finden. Nur die im Mittelalter so ungebührlich vermehrten neuern Feste machen hiervon natürlich eine Ausnahme. Sie wurden oft in die ursprüngliche Ordnung und Harmonie der alten Perikopen gewaltsam hineingeschoben, zwangen zu einer Verlegung der Sonntage und zu einer veränderten Bestimmung ihrer Perikopen, und veranlaßten so die begründeten Klagen über den Mangel an Zusammenhang und Störung der chronologischen Ordnung in denselben. Doch läßt sich diese Übereinstimmung nicht in gleichem Maße von den Episteln wie von den Evangelien behaupten: weil wir über jene nur äußerst wenige Homilien aus der frühern Zeit besitzen. Aber ihr Gebrauch als Lectionen zu jener Zeit erhellet aus den alten Lectionarien, besonders aus dem Lectionario Gallicano und dem Comes, wie die oben angeführten Beispiele darthun. Minder groß als bei den Festperikopen ist die Übereinstimmung der alten und neuen Kirche bei den gewöhnlichen Sonntagen, und die meisten Abweichungen und Veränderungen finden sich bei den Sonntagen des Advents, bei denen nach Epiphanias bis zum Anfange der Fasten und bei einigen Trinitatissonntagen. Aber grade bei der Anordnung und Reihenfolge, sowie bei der Nomenclatur dieser Sonntage herrschte von jeher große Verschiedenheit in der Liturgie, und obgleich die occidentalische Kirche nach und nach zu einiger Conformität hierüber gelangte, wurde doch die Übereinstimmung nie vollkommen, und die Observanz hielt in den verschiedenen Kirchensystemen noch immer einige Abweichungen selbst von der herrschenden römischen Kirche aufrecht. Nichtsdestoweniger aber steht fest, daß unter den jetzigen Sonn- und Festtagsevangelien und Episteln keine sich finden, welche die alte Kirche vom 4. bis 9. Jahrhunderte nicht auch schon gehabt hätte. Daß davon die Perikopen eine Ausnahme machen, welche für in spätern Zeiten entstandene Feste festgesetzt wurden, versteht sich von selbst. Auf der andern Seite muß aber zugegeben werden, daß unsere Perikopen nicht durchaus mit den Tagen übereinstimmen, für welche sie in der alten Kirche angeordnet wurden. Die obwaltende Verschiedenheit, welche im Allgemeinen bei den Episteln häufiger als bei den Evangelien vorkommt, ist jedoch bei den Festen viel seltener als bei den Sonntagen. Hier rührt sie von der veränderten Eintheilung und Benennung der Sonntage her; bei jenen hat sie ihren Grund darin, daß man die Feste bald einen, bald zwei, bald drei, bald sogar mehre Tage feierte, und besteht in manchen Fällen nur darin, daß man eine Vertauschung und Verlegung der Festperikopen vornahm. In der griechischen Kirche kamen allmälig viele andere Perikopen auf, als in der lateinischen üblich waren; daher denn die in der jetzigen griechischen Kirche vorhandenen von den unsrigen vielfach abweichen.

In beiden Theilen der Christenheit, der orientalischen und occidentalischen Kirche, erstreckt sich noch bis auf den heutigen Tag der Gebrauch der Perikopen nicht blos auf die Kirche, sondern auch auf das bürgerliche Leben und dessen Geschäfte. Viele Sonntage erhielten von den evangelischen Perikopen ihren Namen und führten denselben in den Geschichtsbüchern wie in den Gerichtsverhandlungen des Mittelalters. Und dieser Gebrauch ist seit der Reformation noch allgemeiner geworden: denn auch in der Lutherischen Kirche Teutschlands, Schwedens und Dänemarks, wie in der bischöflichen Kirche Englands sind die evangelischen Perikopen aus der Kirche in den Kalender, in die Gerichtsverfassung, Haus- und Landwirthschaft übergegangen.

So entschieden aber der Gebrauch der Perikopen bei der alten Kirche ist, war es doch nie Gesetz, darüber zu predigen, und das Beispiel der berühmtesten Homileten spricht dafür, daß es erlaubt war, außer den festgesetzten evangelischen und epistolischen Lectionen auch über andere Abschnitte der heiligen Schrift religiöse Vorträge zu halten. Auch zu Karl's des Großen Zeiten wurden die Geistlichen nicht sklavisch an dieselben gebunden. Später hielt man sich fast ausschließlich im Abendlande daran: denn die seit dem 10. Jahrhunderte hier immer allgemeiner einreißende Unwissenheit der Geistlichen hatte genug mit der Übung im richtigen Vorlesen der Perikopen zu thun, und sie waren gar nicht im Stande, eigene Vorträge über biblische Stellen auszuarbeiten und zu halten. Die Scholastiker jedoch, welche das erste Licht in die tiefe und weit verbreitete Finsterniß des Abendlandes brachten, hielten sich durchaus nicht streng an die Perikopen, und wie sie überhaupt den Aristoteles an die Stelle der Bibel setzten, so legten sie auch häufig Stellen aus dessen Schriften, besonders aus der Ethik, ihren religiösen Vorträgen zum Grunde. Die Reformatoren, welche den Aristoteles wieder aus der Kirche schafften, waren übrigens keineswegs unbedingte Lobredner der Perikopen, und die Streitigkeiten über deren Werth und Zulässigkeit, welche zu ihrer Zeit begannen, haben bis auf die unsrige fortgewährt. Luther selbst spricht sich darüber also aus: Post hanc lectio Epistolae. Verum nondum tempus est et hic novandi, quando nulla impia legitur. Alioqui cum raro eae partes ex epistolis Pauli legantur, in quibus fides docetur, sed potissimum *morales* et *exhortatoriae*, ut ordinator ille Epistolarum videatur fuisse insigniter indoctus et superstitiosus operum ponderator, officium requirebat, eas potius pro majori parte ordinare, quibus fides in Christum docetur. Idem certe in Evangeliis spectavit saepius, quisquis fuit lectionum istarum auctor." (Opp. lat. Jenens. T. II. p. 557.) Er wollte sie also nicht voreilig beseitigt wissen, tadelte die vielen moralischen, blos zur Tugend und guten Werken ermahnenden Abschnitte besonders in den Episteln, und beklagte es, daß zu wenig in ihnen auf den Glauben und das Verdienst Christi Rücksicht genommen werde. Dannhauer nannte den Sammler der Perikopen: „hominem ferrei ingenii," (Theol. conscient. P. I. p. 1011) und sagt von ihnen: „Es hätte sich wohl gebühret, daß man auch schwere evan-

gelische Texte zu lesen verordnet, darin die übernatürlichen, himmlischen Geheimnisse des Glaubens enthalten, die starken Speisen, die zu dem Ende offenbaret, daß sie männiglich kund gethan würden, den Glauben zu stärken. Der Pöbel hat lieber evangelische und biblische Historien und Exempel, als wenn man vom Articul der Rechtfertigung predigt." (Katechismus-Milch. 9. Th. S. 121. 8. Th. S. 377.) Derselben Meinung ist auch sein großer Schüler Spener, und die Pietisten überhaupt, denen man zu viel thut, wenn man ihnen vorwirft, daß sie die Perikopen überhaupt verworfen hätten. Sie legten denselben nur keinen großen Werth bei, und wünschten nicht streng an dieselben gebunden zu sein; gingen aber keineswegs so weit wie Gottfr. Arnold, der die Perikopen für „eine ruchlose und greuliche Verstümmelung der Bibel" erklärte. Dagegen schienen die Lutherischen Eiferer für das Alte und Bestehende vergessen zu haben, was ihr Autoritätsmann Luther von den Perikopen geurtheilt hatte. Sie legten ihnen einen viel zu großen Werth bei, und Schelwig unter andern vertheidigte völlig unhistorisch und unprotestantisch die absolute Nothwendigkeit derselben und erklärte eine Veränderung der kleinen Bibel (wofür man die Perikopen ausgab) für gänzlich unerlaubt (Synopsis controvers. p. 367). Selbst der gelehrte J. B. Carpzov unternahm es noch später, den Gebrauch derselben als eine Vorschrift unsrer symbolischen Bücher zu rechtfertigen (Tract. de usu Pericop. Evang. in eccles. nostris. Lips. 1758). Ungleich gemäßigter und treffender erklärt sich darüber J. Georg Walch in Folgendem: 1) Wird ein jeder Vernünftiger gestehen müssen, der Gebrauch dieser Texte sei nichts Nothwendiges; die Kirche habe darin ihre Freiheit und könne gar wol eine Änderung vornehmen. 2) Wie man aber solche Texte abschaffen könnte: also wäre es auch an sich gut, wenn man damit die eine und die andere Änderung vornähme, und zwar — — weil man nach denselbigen nicht alle nöthige Glaubens- und Lebenslehren füglich vortragen kann, bisweilen von einerlei Materie darin gehandelt wird, andere nöthige Texte dabei liegen bleiben ꝛc. 3) Wäre gleich eine solche Änderung an sich gut, so ist es doch nunmehr nicht rathsam, dergleichen vorzunehmen, weil daher nicht nur Unruhen in den Kirchen zu besorgen, sondern auch ein und der andere aus dem Haufen der Einfältigen und Schwachen sich daran stoßen könnte." (Rel. Streit. der ev.-luth. Kirche. 2. Th. S. 550. 3. Th. Rel. Streitigk. außer der evang.-luth. Kirche. 3. Th. S. 420 fg.) Während aber die reformirte Kirche die Perikopen gänzlich abschaffte und jedem Prediger die Wahl der Bibeltexte, über welche er predigen wollte, durchaus frei gab: wurden besonders seit der Mitte des 18. Jahrhunderts die Klagen über den Perikopenzwang in der Lutherischen Kirche immer allgemeiner und lauter. Zwar tadelte man Manches, was man in früherer Zeit grade an ihnen gelobt hatte, zwar ging man bei der Menge von Vorschlägen, die gemacht wurden, etwas Zweckmäßigeres an die Stelle des Alten zu setzen, oft von einseitigen Principien aus, und wäre es nach Manchen gegangen, so hätten wir in einer neuen Textsammlung keine Sylbe von dem gefunden, was Luther und Spener in den alten Perikopen wenn nicht vermißten, so doch nicht hinlänglich berücksichtigt hielten; allein nichtsdestoweniger hatte man doch in den Hauptsachen recht, daß einzelne der alten Perikopen ihrem Inhalte nach unfruchtbar, andere der kirchlichen Zeit, für die sie festgestellt sind, unangemessen sind, daß sie überhaupt dem Geistlichen, besonders bei längerer Amtsführung, höchst lästig werden, und ihn entweder nöthigen, Jahr aus Jahr ein über viele Perikopen so ziemlich dasselbe zu predigen, oder minder textgemäß zu sprechen, und, mit Beseitigung des Hauptinhalts der Perikope, sich nur an einen unwesentlichen Nebengegenstand derselben zu halten, daß eben durch dies Letztere viele Geistliche verleitet wurden, homiletische Kunststückchen auf die Kanzel zu bringen, bei denen die Erbauung der Zuhörer nur zu augenscheinlich in den Hintergrund trat, daß es überhaupt unprotestantisch ist, den größten Theil der heiligen Schrift von der Kanzel auszuschließen und den Gemeinden die Gelegenheit zu entziehen, viele der herrlichsten Schriftstellen auch durch die homiletische Behandlung ihrer Prediger näher kennen und anwenden zu lernen, und daß es den gewissenhaften Religionslehrer in die allerpeinlichste Verlegenheit bringen kann, wenn er bei einem eigentlichen Perikopenzwange nichts in dem vorgeschriebenen Texte von dem findet, was er auf besondere dringende Veranlassung grade jetzt seiner Gemeinde vorzuhalten für Pflicht hält. Denn der Einwand hiergegen, daß er damit, bis er auf einen dafür geeigneten Text komme, warten könne, und daß dies Warten sogar bisweilen sein Gutes habe, paßt wol für einzelne, aber nicht für alle Fälle. Auch daß der Geistliche, wenn er z. B. auf Veranlassung einer vorliegenden Perikope ein ernstes, strafendes Wort sage, nicht so leicht dem Verdachte anheimfalle, als gehe er nur darauf aus, seine Gemeinde abzukanzeln, wie wenn er über einen freien Text spricht, ist, näher betrachtet, von keiner Erheblichkeit. Denn so weit sind unsere Zuhörer, daß sie recht gut wissen, es hänge von dem Redner ab, ob er diesen oder jenen Hauptgedanken aus dem Texte ableiten und wie er ihn behandeln wolle. Hat er die rechte Stellung bei seiner Gemeinde, genießt er ihre Achtung und ihr Vertrauen, sind seine Rügen gegründet, und trägt er sie ohne verletzende Bitterkeit und persönliche Beziehungen vor, so werden sie des beabsichtigten Eindrucks nicht verfehlen; im Gegentheil aber denselben gewiß nicht bewirken, mag er über einen vorgeschriebenen oder über einen freien Text sprechen. Ebenso wenig Grund hat die Behauptung, man verhindere es, daß Geistliche einseitig auf der Kanzel werden, nur ihre Lieblingsthemata, nur die Glaubens- oder nur die Sittenlehre predigten, wenn man ihnen die Wahl der biblischen Texte nicht frei gäbe. Wer dies will, der wird es thun, auch wenn er über vorgeschriebene Texte predigen muß. Zur Zeit, wo die dogmatischen Predigten ausschließlich herrschten, mußten auch rein moralische Texte dazu den Stoff hergeben, und als die Moralpredigten an der Mode waren, trieb man es ebenso mit den dogmatischen Texten. Und gegenwärtig, wo die ersteren bei

Vielen wieder an der Tagesordnung sind, treibt man es ganz in der alten Weise, wie sich denn Referent erinnert, vor einigen Jahren über die Perikope vom barmherzigen Samariter eine Predigt gehört zu haben, in der die ganze Lutherisch-orthodoxe Rechtfertigungslehre abgehandelt wurde. Man muß wol dem Gewissen und der amtlichen Treue und Weisheit der Geistlichen Größeres und Wichtigeres anvertrauen, als die Wahl der biblischen Texte, und wer unfähig ist, sich passende selbst zu wählen, den sollte man nicht zu einem Geistlichen machen, oder der mag in seiner Noth zu den alten Perikopen und zu den fast unzähligen Hilfsmitteln greifen, die ihm überall dargeboten werden, um vermittels derselben eine Predigt zusammenzubringen. Die Besorgnisse endlich, welche Luthern abhielten, die alten Perikopen aufzugeben, und welche auch noch Walch geltend machte, waren schon seit der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts, mit den seltensten Ausnahmen, nicht mehr vorhanden. Daher fanden denn auch von dieser Zeit an die erwähnten Klagen über den Perikopenzwang fast in allen protestantischen Ländern Teutschlands bei den geistlichen Oberbehörden Gehör und Berücksichtigung (Abhandlung in Böckel's, Bretschneider's u. A. neuem Archive für Pastor. Wissensch. 1. Bd. 2. H. S. 202 fg.) Die lüneburgische Kirchenordnung setzte an Festtagen und bei besondern Angelegenheiten andere Texte fest; im Hanöverschen wurden die Perikopen aus dem Zusammenhange ergänzt, und die vorhergehenden und nachfolgenden Verse hinzugefügt, auch durften die Prediger mit den Evangelien und Episteln wechseln; den hessischen Predigern wurde seit 1773 freigelassen, ob sie über die Perikopen oder über freie biblische Texte predigen wollten; in der schleswig-holsteinischen Agende (2. B. S. 564 fg.) wurden zwei Jahrgänge neuer Perikopen vorgeschrieben, und der Gebrauch der alten verboten; Reinhard seit 1809 und sein Nachfolger v. Ammon bis auf die neueste Zeit gaben auf höheren Antrag für das damalige Kurfürstenthum und jetzige Königreich Sachsen Jahrgänge neuer, meist gut gewählter, Perikopen, die den alten untergelegt werden sollten, und gegenwärtig geht man hier damit um, einen vierfachen Jahrgang von Perikopen anzuordnen; dasselbe hat schon vor etwa 15 Jahren Röhr für das Großherzogthum Weimar gethan; in Preußen, wo der strenge Perikopenzwang längst aufgehört hatte, wurde es seit Stiftung der Union den Predigern freigegeben, ob sie über die alten Perikopen oder über frei gewählte Texte reden wollten; kurz es gibt gegenwärtig in Teutschland nur noch äußerst wenige Provinzen, wo ein strenger Perikopenzwang fortdauert.

Vergl. *Jo. Matth. Hammerich*, De usu evangelici codicis apud veteres Christianos. (Hafniae 1702. 4.) *Friedr. Weise*, Progr. de Pericopis evangelicis et epistolicis. (Helmstad. 1698. 4.) *Jo. Henr. Thameri* Schediasma de origine et dignitate Pericoparum, quae Evangelia et Epistolae vulgo vocantur atque diebus Dominicis, festis Apostolorumque Sanctorum memoriae sacris, concionibus praeleguntur et explicantur. Oder: Vom Ursprung der gewöhnlichen Sonn- und Festtagsevangelien und Episteln, und was von selbigen zu halten sei. (Jen. 1734. 4.) *Carp. Loescher*, De Pericopis evang. et epist. T. II. (Vitemb. 1721. 4.) *Joh. Bened. Carpzov*, De usu Pericoparum Evangel. in ecclesiis nostris. (Lips. 1758. 4.) *Hildebrand*, De concion. veter. c. 3. §. 36. Unschuldige Nachrichten. 1706. S. 168 fg. *E. F. Wernsdorf*, Liturgia Lutherana servans exemplum antiquae et purioris ecclesiae. (Viteb. 1780. 4.) p. 17 sq. *Calvör*, Rituale eccles. T. I. p. 491 sq. *Bingham*, Antiquit. eccles. L. XIV. c. 3 oder Vol. VI. p. 57—104. Augusti, Denkwürdigkeiten ꝛc. 6. B. S. 196—244. Flügge, Gesch. d. teutsch. Kirch. u. Pred. Wes. 1. Th. S. 32 fg. 308 fg. 2. Th. S. 304—310. Monhart, Die Sonn-, Fest- und Heiligentage. S. 97 fg. Fuhrmann, Handwörterbuch der christl. Rel. u. Kirchengesch. 3. B. S. 357—359. Die Sonn- und Festtagsevangelien, nach ihrem dogmat., histor., geograph. u. antiquarischen Inhalte, für Landprediger und Schullehrer bearbeitet und mit nöthigen Einleitungen versehen (Pirna 1804).

(D. *K. Chr. Lebr. Franke.*)

PERIKTIONE (*Περικτιόνη*). So hieß die Mutter des Philosophen Plato; sie war die Frau von Ariston, eine Schwester von Charmides, eine Tochter von Glaukon, Enkelin von Kritias, Urenkelin von Dropides, von dem Solon wenn auch nicht der Bruder, doch ein naher Freund und vielleicht selbst Verwandter war (Ast, Plato's Leben und Schrift. S. 17). (*H.*)

PERIKTYONE, eine Pythagoreische Frau. Stobäus, dem wir allein die Kenntniß ihres etymologisch auffallenden Namens verdanken, theilt uns (Tit. I. 62 u. 63) zwei Abschnitte aus ihrer Schrift über die Weisheit (*περὶ σοφίας*), und ebenso (T. 79, 50 u. 85, 19) zwei Abschnitte aus ihrer Schrift über die Harmonie des Weibes (*περὶ γυναικὸς ἁρμονίας*) mit. Es sind diese Auszüge in Dorischem Dialekt abgefaßt, was sonst ein Kriterium für die Echtheit von Pythagoreischen Schriften zu sein pflegt; aber der Dorismus ist dort sehr unvollständig; auch bleibt es auffallend, daß Jamblich in seinem Verzeichniß Pythagoreischer Frauen eine Periktyone nicht aufführt. Bentley (Resp. ad Boyl. in Opuscul. p. 366 sq.) hat daher jene Fragmente für ein untergeschobenes falsches Machwerk erklärt. (*H.*)

PERILAMPUS. Latreille hat in seinen Genera insectorum et crustaceorum T. IV. p. 30 unter diesem Namen eine zu der Abtheilung Pupipara gehörige, dem genus Chalcis verwandte Immengattung bekannt gemacht, welche folgende Kennzeichen hat: Die Oberkiefer sind kräftig und stark gezähnelt; die Fühler sehr kurz mit verdickter, spindelförmiger Geißel und kurzer, dicker Keule; Schildchen sehr deutlich; Hinterleib kurz, herzförmig, am Ende nicht verlängert; Hinterfüße die längsten; der innere Stachel an den Schienbeinen des mittleren Fußpaares klein. Arten: Diplolepis violacea *Fabr.*, glänzend schwarz, Hinterleib flach, violett; kommt in Teutschland vor. D. ruficornis *Fabr.*, D. italica *Fabr.*, D. chrysis *Fabr.* etc. Vergl. *Cuvier* et *Latreille*, Le Règne animal. 2. édition. vol. V. p. 298

und *Nees ab Esenbeck*, Ichneumonologia T. .. p. 44 sq. (*Streubel.*)

PERILAMPUS, eine Karpfengattung, welche J. Mc. Clelland in seinen Observations on six new species of Cyprinidae, with an outline of a new classification of the family (Journal of the Asiatic Society VII, 2. p. 948) aufgestellt und mit folgender Diagnose versehen hat: Rückenflosse über der längern Afterflosse, die Spitzen der Kinnladen bis zur Rückenlinie erhoben. Welche Arten der großen Gattung Cyprinus im Linné'schen Sinne hierher gehören, läßt sich zur Zeit noch nicht genau bestimmen. Von Clelland wird eine neue, bei Simla in den Gebirgsflüssen des Himalaya gefundene Art als ein wahrer Perilampus folgendermaßen beschrieben: P. elingulatus *Cl.* Kopf und der vordere Körper hoch, Schnauze rund, an der Seitenlinie 46 Schuppen, Vorsprung an der Spitze der unteren Kinnlade sehr klein, ein schwarzer Punkt an der Spitze jeder Schuppe. Ausgezeichnet ist die Art durch die auffallende Kleinheit der Zunge, welche doch bei den Gattungsverwandten sehr entwickelt ist. S. d. Artikel Phoxinus, welcher eine Übersicht aller Gattungen der Familie Cyprinoidei enthalten wird. (*Streubel.*)

PERILAOS*) *Περίλαος*, *Περίλεως* m. 1) Sohn des Ikarios und der Periböa (s. d. Art. 3). Als Neffe des Tyndareus klagte er, wie die Peloponnesier behaupteten, nach dessen Tode den Orestes des Muttermordes vor dem Areopag (*Paus.* VIII, 34, 2) an. Nach Anderen führte Tyndareus selbst, oder Erigone den berühmten Proceß (s. *Meziriac. Ov.* Her. II. p. 268).

2) Sohn des Ankäos, Königs der Leleger, und der Samia, Bruder des Enudos, Samos, Alitherses, und der Parthenope (*Asios* ap. *Paus.* VII, 4, 2).

3) Tyrann von Argos, welcher den ehernen Thurm der Danae zerstörte (*Paus.* II, 23, 7).

4) Ein Troer, welchen Neoptolemos tödtet. (*Quintus* VIII, 294). (*Krahner.*)

PERILITUS hat Nees von Esenbeck eine Immengattung genannt, die sich durch folgende Merkmale auszeichnet: Scheitel linig, schmal; Hinterleib conver; Stiel an der Wurzel linig, hinten kegelförmig erweitert; Legebohrer vorstehend. Mehre Arten finden sich in Teutschland. Vergl. *Nees ab Esenbeck*, Ichneumon. p. 399 und den Artikel Piezata in dieser Encyklop. (*Streubel.*)

PERILLA. Eine Pflanzengattung aus der ersten Ordnung der 14. Linné'schen Classe und aus der natürlichen Familie der Labiaten. Char. Der Kelch ausdauernd, halbfünfspaltig: der oberste Fetzen kleiner als die übrigen; die Corolle rachenförmig: die Oberlippe ausgerandet; die Unterlippe dreilappig; die Staubfäden von einander abstehend, fast von gleicher Länge, mit gespaltenen Antheren; zwei fadenförmige, zusammenklebende Griffel mit einfachen Narben. Linné kannte nur eine Art: P. ocimoides *L.* (Mentha perilloides *Lamarck* enc. IV. n. 18., ill. t. 503. Melissa maxima *Arduin* obs. bot. II. t. 13), ein in Ostindien einheimisches, gewürzhaft riechendes, steifbehaartes Sommergewächs mit gegen zwei Fuß hohem, vierkantigem Stengel, gegenüberstehenden, eiförmigen, langzugespitzten, gesägten Blättern, einseitigen Blüthenähren und eiförmigen, langzugespitzten Stützblättchen, welche länger als die blaßröthlichen Blumen sind. Im Königreiche Ava wächst die kaum als Art unterschiedene P. macrostachya *Wallich* (Ind. herb. Soc. angl. ind. n. 1559). Die übrigen Arten (P. polystachya, elata, fruticosa und leptostachya *Don.* prodr. fl. nep.), von denen die drei letzten kleine Sträucher sind, wachsen in Nepal. (*A. Sprengel.*)

PERILLA. Unter diesem Namen hat der Dichter Ticida seine Geliebte, Metella, in seinen Gedichten gepriesen (*Ovid.* Trist. II, 438). Von ihr verschieden ist die Perilla, an welche Ovid die 7. Elegie des 3. Buches seiner Tristien gerichtet hat; sie scheint hiernach sich mit Poesie befaßt, vielleicht auch mancherlei Poetisches publicirt zu haben; ob bei der Dichterinn dies der wirkliche Name war, oder wir es auch hier mit einer Pseudonymen zu thun haben, weiß ich nicht. (*H.*)

PERILLIUS CICUTA, ein bei Horaz (S. II, 3, 69 und 75) erwähnter Banquier. (*H.*)

PERILLO (Salvadore), geboren 1731 zu Neapel, studirte daselbst unter Piccini und Durante, begab sich dann nach Venedig, wo er sich mit seinen Compositionen komischer Opern beliebt machte. Berenice und Buona Figliuola waren die ersten, im J. 1759. Sein Sohn Francesco zeigte sich in Neapel seit 1783 des Vaters würdig. Ins Ausland drangen Beider Werke nicht. (*G. W. Fink.*)

PERILLO LIGERO, der spanische Name des gemeinen Faulthieres (Bradypus tridactylus). Er findet sich zuerst in dem Sommario delle Indie (cap. 23) von Gonsalvo Ferdinando Oviedo, welcher auch die erste Nachricht von diesem südamerikanischen Thiere gegeben hat. Der Name Perillo Ligero ist in mehre Reisewerke übergegangen. Vgl. übrigens d. Art. Faulthiere. (*Streubel.*)

PERILLOS und PERILAOS, hieß der unglückliche Bildhauer, welcher der Sage nach dem Tyrannen Phalaris den berüchtigten Stier von Erz verfertigte. Bekanntlich soll er diesem Stiere die Einrichtung gegeben haben, daß die von Phalaris zum Tode Verurtheilten in denselben hineinkriechen, und wenn der Stier dann durch untergelegtes Feuer erhitzt würde, die darin Steckenden bis zum Tode ein stierartiges Brüllen, zur Unterhaltung des Tyrannen, hören lassen sollten; der Künstler mußte selbst zuerst hinein steigen und darin jämmerlich umkommen, um eine Probe von seinem Werke abzulegen. Bei griechischen Schriftstellern findet sich meistens die zweite, bei lateinischen die erste Form; daß aber beide Formen demselben Namen angehören, zeigt Böckh (C. I. Gr. T. I. p. 887). (*H.*)

PERILOMIA. Eine von Kunth aufgestellte Pflanzengattung aus der ersten Ordnung der 14. Linné'schen Classe und aus der natürlichen Familie der Labiaten. Char. Der Kelch glockenförmig, mit höckerigem Rü-

*) s. auch Perillus.

ken, zweilippig, mit gleichen Lippen; die Corolle mit etwas gebogener Röhre und rachenförmigem Saume: die Oberlippe flach, ausgerandet, gespalten, die Unterlippe dreilappig; die Zwillingsantheren zweifächerig, jedoch schlägt ein Fach oft fehl; der Griffel an der Spitze gespalten; die Karyopsen geflügelt (daher der Gattungsname: λῶμα Rand, Saum, περί ringsum). Die beiden Arten haben Humboldt und Bonpland im tropischen Amerika entdeckt: 1) P. Scutellariae* (P. scutellarioides *Humb.*, *Bonpl.* et *Kunth* nov. gen. II. p. 327. t. 169) in Peru, und 2) P. ocimoides *Kunth* (l. c. p. 328) in Quito. Beide mit scharlachrothen Blumen, die letztgenannte gewürzhaft riechend. (*A. Sprengel.*)

PERIM, kleine Insel in der Meerenge von Babel-Mandeb, liegt 4 Miles von der ostafrikanischen Küste entfernt, unter 12° 36′ n. Br. und 43° 50′ östl. L. und hat einen guten Hafen, aber gänzlichen Mangel an frischem Wasser. (*G. M. S. Fischer.*)

PERIMANUHR, Stadt in der vorderindischen Provinz Cochin und der Präsidentschaft Bombai. (*G. M. S. Fischer.*)

PERIMEDE (Περιμήδη, ης, f.). 1) Tochter des Augeias, eine berühmte Zauberin. Theokrit (Id. II, 16) erwähnt sie neben Kirke und Medea. (*Propert.* II, 4, 8: Non [valent] Perimedea gramina cocta manu). Homer (Il. XI, 739) nennt sie Agamede, die Blonde, die Gemahlin des Mulios.

2) Die Tochter des Öneus, mit welcher Phönix die Astypaläa und Europa zeugte (*Asios* ap. *Paus.* VII, 4, 2).

3) Tochter des Äolos und der Enarete, vom Acheloüs Mutter des Hippodamas und des Orestes (*Apollodor.* I, 7, 3. 4 und 5).

4) Die Schwester des Amphitryon, Gemahlin des Likymnios (*Apollodor.* II, 4, 6, 6) bekannt aus der Sage von dem berühmten Kampf des Amphitryon gegen die Teleboer, welchen zuerst Automedes von Mykenä episch besungen haben soll (s. *Demetr. Phaler.* ap. Schol. Od. III, 267).

5) Perimeda, Herrscherin zu Tegea, von den meisten χοίρα genannt, habe die gefangenen Lacedämonier genöthigt, den Fluß Lochas durch die Ebene abzuleiten. (*Deinias* Argolica ap. *Herodian.* περὶ μον. λεξ. 8, 14. O. Müller, Dorier. II. S. 418. Note.) (*Krahner.*)

PERIMEDES (Περιμήδης, ου, m.). 1) Sohn des Eurystheus, von der Antimache, der Tochter des Amphidamas (*Apollodor.* III, 9, 2, 1). Als die Herakliden vor Eurystheus flohen, nahmen die Athener sich derselben an, führten Krieg gegen Eurystheus und tödteten von seinen Söhnen den Iphimedon, Eurybios, Mentor und Perimedes (*Apollodor.* II, 8, 1, 3). Eine andere Sage, welche Antikleides im zweiten Buch der Nosten mittheilte, erzählte, daß Herakles nach Beendigung seiner Kämpfe von Eurystheus zum Opfer geladen worden sei; da haben die Söhne des Eurystheus dem Herakles sehr kleine Portionen zugetheilt und dieser, ergrimmt über solche Vernachlässigung, habe den Perimedes, den Eurybios und Eurypylos erschlagen (*Athen.* IV. p. 157 sq.). Von Neueren wird Perimedes oft irrig als Tochter Perimede aufgeführt.

2) Perimedes und Dryalos, Söhne des Peukes, zwei Centauren (*Hesiod.* Sc. H. 187).

3) Perimedes, ein Gefährte des Odysseus, welcher nebst Eurylochos bei dem Opfer thätig ist, mit welchem Odysseus in der Nekyi die Seelen der Abgeschiedenen citirt (*Hom.* Od. XI, 23). Abgebildet in der Delphischen Lesche (*Paus.* X, 29, 1).

4) Perimedes, ein Argivischer Sänger, der Lehrer des Demodokos, Automedes von Mykene, Likymnios, des Buprasiers, ferner des Sippas, Pharis und Probolos. Nach Demetrius Phaler. περὶ ποιητῶν bei Schol. und *Eustath. Hom.* Od. III, 267 (vergl. *Lobeck.* Aglaopham. p. 328).

5) Ein Trojaner, welchen Neoptolemos tödtete: οἰκί' ἔναιε παρὰ Σμινθήϊον ἄλσος (*Quintus* VIII, 291). (*Krahner.*)

PERIMELE (Περιμήλη, ης, f.). 1) Tochter des Hippodamas. Der Flußgott Achelous verführte sie; darüber erzürnt, warf sie der Vater ins Meer, aber Neptun verwandelte sie auf Bitten des Achelous in die Insel Perimele (*Ovid.* Met. VIII, 590).

2) Tochter des Admet, Gemahlin des Argos und Mutter des Magnes, von dem Magnesia den Namen hat (*Anton. Lib.* 23. Schol. *Eurip.* Alcest. 265).

3) Die Tochter des Amythaon gebar dem Antion, einem Sohne des Periphas, den Irion (*Diodor.* IV, 69).

Den Namen Περιμήλη (μῆλα) bezieht Völcker (Mytholog. der Japetiden. S. 273 Note) auf die Fruchtbarkeit. (*Krahner.*)

PERIMETER oder Umring, Umfang einer Figur nennt man die Summe aller der Linien, von denen die Figur eingeschlossen wird, mögen diese Linien gerade oder krumme sein. Vgl. d. Art. Peripherie. (*Gartz.*)

PERIMNESTOS (Περίμνηστος, ου, m.). Der Vater des Eurykoon, welchen Letzteren Diomedes tödtet (*Quintus* XIII, 210). (*Krahner.*)

PERIMOS (Πέριμος, ου). Ein Troer, Sohn des Megas (daher Μεγάδης Etym. M. v. Μέγας), welchen Patroklus tödtete (*Hom.* XVI, 695). (*Krahner.*)

PERIMOW, ein der fürstlich Trautmannsdorfischen Herrschaft Kumburg unterthäniges Dorf im mittleren Theile des bidczower Kreises des Königreichs Böhmen, nach Bemerschitz (Bisthum Königgrätz) eingepfarrt, mit 112 Häusern, 666 czechischen Einwohnern, die mit Ausnahme von drei protestantischen Familien sämmtlich Katholiken sind. (*G. F. Schreiner.*)

PERIMULA (Περίμουλα), eine Stadt in Indien außerhalb des Ganges, in der Gegend von Banan, nördlich von der Stadt Koli, mit dem Sinus Perimulus (Περίμουλος κόλπος, Straße von Malacca). (*Ptolem.* VII, 2. Vergl. *Cellar.* Orb. ant. Vol. II. p. 873. Mannert 5. Th. S. 117. 246.) Plinius (H. N. VI, 23) nennt ein indisches Vorgebirge Perimula (ad Perimulae promontorium, ubi est celeberrimum Indiae emporium etc.) (*Krause.*)

PERIMYSIUM, Muskelscheide, Muskelhaut nennt man in der Anatomie die zellstoffige Hülle, welche sowol den ganzen Muskel (Perimysium externum) als die einzelnen ihn zusammensetzenden Fasern und Bündel (Perimysium internum) überzieht; in ihr verlaufen die Gefäße und Nerven der Muskeln. Die einzelnen Muskelscheiden sämmtlicher Muskeln hängen genau mit einander zusammen, indem sie gradezu in einander übergehen oder an Knochenrändern, mit deren Periosteum sie verwachsen, zusammenstoßen. Vgl. Muskeln. *(J. Rosenbaum.)*

PERINAEOCELE, der Dammbruch, Mittelfleischbruch, Hernia perinaei, Mesoscelocele *), nennt man die durch das Hinabtreten eines Eingeweides gebildete Geschwulst am Perinaeum, welche nur selten beobachtet und in der neueren Zeit erst durch Scarpa genauer erforscht ist. Das hinabtretende Eingeweide ist gewöhnlich der Dünndarm, seltener die Harnblase, noch seltener das Netz, da dieses gewöhnlich nicht soweit hinabreicht und bei starker Anstrengung meistens zwischen der Masse der Gedärme und der Bauchwand zusammengepreßt wurde. Wenn sich der Dammbruch bildet, so wird die Falte des Bauchfelles, welche bei Männern zwischen Rectum und Harnblase, bei Weibern zwischen Rectum, Uterus und Vagina vorhanden ist, abwärts gedrängt, die Beckenaponeurose und der M. levator ani durchbrochen; der Bruchinhalt senkt sich Anfangs in eine Vertiefung zwischen dem eigentlichen Boden der Peritonealhöhle, der fascia pelvis und der äußeren Haut, sodaß man ihn von der Scheide oder von dem Mastdarm aus fühlen kann; später verschwindet dieser Kanal, indem sich der Bruchinhalt noch weiter hinabsenkt und die äußere Haut mit einzelnen Fasern des M. levator ani hervortreibt und zwar am vorderen Rande zur Seite des Afters, öfter auf der linken als rechten Seite, sodaß die Raphe etwas seitlich getrieben wird. Anfangs ist die Geschwulst rundlich, später wird sie birnförmig, trägt alle Zeichen des Bruchs an sich, kann aber leicht mit Congestionsabscessen am Damm verwechselt werden. Behufs einer genauen Untersuchung muß man den Kranken mit gespreizten Beinen, den Leib nach Vorn gerichtet und den dem Sitze des Bruchs entsprechenden Fuß auf einen Fußschemel gestützt, aufrecht stehen lassen und die Untersuchung selbst von Hinten her vornehmen. Der Dammbruch kommt fast nur bei Männern vor, da der Damm bei Weibern zu kurz ist, und wenn sich bei ihnen auf die angegebene Weise ein Bruch bildet, so tritt sein Inhalt gewöhnlich, wenigstens theilweise, in die Scheide (Scheidendammbruch) oder in den hinteren Theil einer großen Schamlefze (Hernia labialis posterior, Hernia pudendalis, wofür Scarpa wol nicht ganz mit Recht alle bei Frauen beobachtete Dammbrüche erklärt). Die Disposition zu den Dammbrüchen wird besonders durch eine übermäßige Weite der unteren Beckenapertur gegeben, die Gelegenheitsursachen sind dieselben, welche Darmbrüche überhaupt veranlassen, besonders aber Heben von Lasten bei gespreizten Füßen. Was die Behandlung betrifft, so ist der Dammbruch leicht reponirbar und die Reposition selbst geschieht auf dieselbe Weise wie bei andern Darmbrüchen; doch kann man bei Weibern nach Sabatier zu diesem Behufe einige Finger in die Vagina bringen. Ist der Bruch reponirt, so hält man ihn zurück durch die von Scarpa angegebene Bandage (s. Abbild. bei Froriep chirurg. Kupfertafeln Taf. 47), welcher sich derselben auch bei Mastdarmvorfällen bedient. Sie besteht aus einer T-förmigen Feder, von welcher der horizontale Theil sich um das Becken, der verticale gegen den Damm zu krümmt und hier mit einer durch eine Spiralfeder elastisch gemachten Pelotte versehen ist, die gegen die Bruchmündung noch durch einen elastischen Beinriemen angedrückt wird. In Ermangelung dieser Bandage kann man sich auch einer elastischen T-Binde bedienen. Bei Frauen bewirkt man die Retention durch ein cylindrisches, vorn und hinten abgeplattetes Pessarium von der Scheide aus. Einklemmung des Darmbruches dürfte selten vorkommen, und in diesem Falle müßte man wie beim Leistenbruch verfahren. Cloquet will den Schnitt parallel mit dem Aste des Sitzbeins machen, um die Arteria vaginalis an der inneren und die Arteria pudenda an der äußeren Seite zu vermeiden. *(J. Rosenbaum.)*

PERINAEUM (Interfemineum, Mesoscelos, Mesomerion, Orrhos, Tramis, Tauros, Pechedeon, Cochone, Plechas, Plichos), der Damm, das Mittelfleisch, nennt man in der Anatomie die untere Gegend des Stammes des menschlichen Körpers, deren Ausdehnung seitlich und quer durch die vereinigten Äste des Scham- und Sitzbeins und von Vorn nach Hinten oder der Länge nach durch den After und die Geschlechtstheile begrenzt wird. Sie bietet eine von Vorn nach Hinten geneigte Ebene dar, in Form eines Dreiecks, dessen Seiten und vorderer Winkel durch den Schambeinbogen, dessen hintere Seite oder Basis durch eine Linie gebildet wird, welche sich von dem Sitzbeinhöcker der einen Seite zu dem der andern Seite erstreckt. Die Breite des Dammes hängt demnach von der Entfernung der Sitzbeinhöcker ab, diese ist beim Kinde und Manne geringer als beim Erwachsenen und Weibe, daher auch der Damm bei jenen schmäler ist, als bei diesen. Nach den Beobachtungen, welche Dupuytren bei 23 Subjecten anstellte, betrug die Entfernung der Sitzbeinhöcker zwischen 2 und 3⅓ Zoll, während Velpeau bei 40 Individuen einen Unterschied von 1⅓—4 Zoll fand. Die Länge ist beim Manne beiweitem beträchtlicher als beim Weibe, wo sie nach Velpeau nur 18 Linien beträgt. Die Dicke, welche sich von der äußeren Haut bis zum Blasenhalse erstreckt, beträgt nach Dupuytren's und Velpeau's Messungen zwischen 1—4 Zoll, für gewöhnlich aber 2⅓ Zoll. Die sich von Außen nach Innen findenden Theile, welche also den Damm bilden, sind folgende beim Manne: Die äußere Haut des Dammes

*) A. Scarpa, über den Mittelfleischbruch. A. d. Ital. (Weimar 1822. 4.) *Mery* et *Pipelet* in Mémoires de l'Acad. royale de chir. Vol. II. p. 25. Vol. IV. p. 182. *Curade* in Mémoires de l'Acad. des sciences. 1715.

ist eine Fortsetzung von derjenigen, welche Oberschenkel und Hodensack überzieht; sie bildet schiefe Runzeln, die sich zu der in der Mittellinie des Dammes liegenden Naht (Raphe) begeben, und um so deutlicher sind, je näher sich die Oberschenkel an einander befinden. Mit ihnen steht die große Dehnbarkeit des Dammes in geradem Verhältniß und sie machen es möglich, daß die Aftermündung sich weiter hineinzieht, und nach dem Grunde des Beckens zu mit der Haut eine Vertiefung bildet, wodurch nach Scarpa's Erinnerung die Operation der Mastdarmfisteln erschwert wird. In der Nähe der Raphe ist die Haut dick und dicht, an den übrigen Stellen dünn, besonders in der Nähe des Afters, wo sie zugleich eine große Menge Glandulae sebaceae besitzt, deren Absonderung die sogenannten Perinäalschweiße liefert, woran fette Personen, besonders Gichtische und Hämorrhoidarier, leiden. Gegen die Zeit der Pubertät bedeckt sich der Damm mit Haaren. Die Farbe der Haut ist wie die des Hodensacks, dunkler als die übrige Haut, und meistens bräunlich. Zunächst über der Haut liegt eine lockere Zellschicht, mit einer nicht unbedeutenden Menge Fettzellen, wodurch die äußere Haut verschiebbarer wird; über diesen Schichten befindet sich das vordere Ende des Sphincter externus und das oberflächliche Blatt der Dammaponeurose, welches nach Bouvier's genauen Untersuchungen seine Richtung nach Oben und Vorn auf den M. transversus nimmt und sich nach Außen auf den M. ischiocavernosus mit dessen Insertionen am Sitzbeinaste verschmelzend, nach Innen und Vorn auf den M. bulbocavernosus und auf die faserige Hülle der Corpora cavernosa fortsetzt, und sonach die Zweige der Arteria bulbourethralis, wie die genannten Muskeln, welche ein Dreieck bilden, in welchen beim Steinschnitt die Incision gemacht werden muß, bedeckt. Hierauf folgen die Wurzeln der Corpora cavernosa und des Ligamentum perinaei oder Ligamentum triangulare urethrae Collesii, welches nach Carcassone's Untersuchungen eine dichte elastische Scheidewand bildet, die den größten Theil des Schambogens einnimmt, und in ihrer mittleren Partie den Harnröhrenkanal durchgehen läßt. Nach Unten etwas concav adhärirt es an den M. transversus, setzt sich selbst an den Mastdarm, seitlich an die innere Lefze der Sitz- und Schambeinäste, nach Oben an die Symphysis ossium pubis und verschmilzt partiell mit dem Ligamentum infrapubianum. Das Band ist dreieckig, von Vorn nach Hinten abgeplattet, und wird nach Vorn von dem Bulbus urethrae und den Cooper'schen Drüsen, den Wurzeln der Corpora cavernosa und dem äußeren Rande des M. bulbocavernosus bedeckt, nach Hinten hat es den Levator ani, die Vorsteherdrüse, den häutigen Theil der Harnröhre, auf die es eine Verlängerung abgibt, die Arteria pudenda, die von Cloquet beschriebene Aponeurosis rectovesicalis, welche schief zwischen dem Grunde der Blase und dem Levator ani liegt und nach Unten vollkommen die Bauchhöhle schließt. Bei dem Weibe, wo die Hautbedeckungen des Dammes gespannter sind, und wenig oder gar keine Haare zeigen, folgt auf dieselben gleichfalls eine Lage Zell- und Fettgewebe, dann die Dammaponeurose, deren Mitte eine breite Öffnung darbietet, welche die äußere Scham umschreibt, die M. ischiocavernosi, levatores ani, der Sphincter ani, dessen Fasern sich vorn bei vielen Subjecten kreuzen und unmittelbar in die der M. transversi fortsetzen, der M. bulbocavernosus, welcher eine Art Sphincter bildet, der die äußere Scham als Constrictor vaginae umschließt, die Arterien, welche gewöhnlich nicht so dick, als beim Manne sind. Wegen der Kürze des Dammes beim Weibe entstehen leicht während des Actes der Geburt Dammrisse (Ruptura perinaei.)

(*J. Rosenbaum.*)

PERINALDO, eine Gemeinde, welche zu dem der Militair-Division von Nizza einverleibten, nach Dolceacqua benannten Mandamento IV. der Provinz S. Remo der festländischen Staaten des Königs von Sardinien gehört, mit einigen anderen Gemeinden den District des zu Dolceacqua stationirten Brigadiere à piedi ausmacht, einen Syndicus mit einem Secretair, an der Spitze seiner Gemeindeverwaltung hat, und acht in den verschiedenen Dörfern zerstreute Kirchen zählt. Der Hauptort derselben soll nach einer Volkssage den Namen erhalten haben nach einem mächtigen ital. Fürsten Rinaldo, der einst mit seinem Heere sich hier gelagert, und dem zu Ehren das Volk das alte Schloß, von dem kaum einige Spuren mehr zu erblicken sind, Perinaldo genannt habe. Das Dorf liegt 7 Miglien nordwestl. von St. Remo entfernt auf einem Berge, an dessen nordwestlichem Fuße ein in die Nervia sich ergießender Bergstrom dahin fließt, zählt gegen 530 Einwohner, welche den Ölbaum mit Erfolg cultiviren, und deren Häuser drei Plätze umstehen, hat eine katholische Pfarre, eine dem heiligen Nicolaus geweihte Kirche, ein Kloster der reformirten Franziskaner (Riformati), mit einer zweiten Kirche, ein Seminarium und eine Schule der 5. und 6. Classe. Perinaldo ist der Geburtsort des berühmten Astronomen Giandomenico Cassini und seines gelehrten Neffen Giacomo Maraldi. (*G. F. Schreiner.*)

PERINCARI (*Περίνκαρι*), eine indische Stadt im inneren Lande der Candioni (in Ostmalabar und Westcarnatik), nach Ptolemäus (VII, 1), welcher sie westlich von der Stadt Madura setzt. Gegenwärtig findet sich eine Stadt Peringary östlich von genannter Stadt am Flusse Vay (s. Mannert 5. Th. S. 212). (*Krause.*)

PERINET (J.), ein vielschreibender Theaterdichter, welcher vorzüglich am Theater in Wiens Leopoldstadt 30 Jahre lang viele Possen und Operntexte, namentlich zur Erschütterung des Zwerchfelles, lieferte und sich dadurch um die Casse der Direction und um die Lachlustigen sehr verdient machte. Es gab zwar in Wien manche, die ihm vorwarfen, er schreibe ins Zeug hinein; namentlich wurde ihm mancherlei in seinem Theateralmanach übel genommen, z. B. 1803, wo er unter Anderem auch vorbrachte: „Zerstreuung und Abwechselung sei des Wieners Hauptsache, — der darum doch eine Turteltaube von einem Raubvogel zu unterscheiden wisse ꝛc." Das letzte Werklein des bis an sein Ende heitern Mannes

war: „Dragon, der Hund des Aubri oder der Wiener Wald, historisch-romantisches komisches Drama in Knittelversen." Kurz nach Aufführung dieser Posse ging er im März 1816 zu seinem Frieden, den er hienieden wenig fand, aber auch zu seinem Heil nicht sonderlich nöthig hatte. Die Kunstgenossen, die ihn meist liebten, begleiteten ihn zu seinem Grabe. — Es gibt noch einen Perinet (oder Perine), der im 17. Jahrh. in Paris eine Lautenschule herausgab, und auch Noten in Kupfer zu stechen verstand. (*G. W. Fink.*)

PERINEURA, nennt D. Th. Hartig in seiner Naturgeschichte der Aderflügler Teutschlands (1. Bd. Berlin 1837. S. 303. Sectio IV. Nr. 16) eine von ihm gebildete Unterabtheilung der Blattwespengattung Tenthredo. Er gibt von ihr folgende Kennzeichen an: „Lanzettförmige Zelle in der Mitte zusammengezogen; Unterflügel ohne Mittelzellen; sämmtliche Außenzellen vor dem Flügelrande durch bogige Queradern geschlossen. Oberlippe tief eingebuchtet mit hervortretenden Seitenlappen. Anhang groß." Typus dieser Gattung ist:

Tenthredo rubi *Panzer*. Fühler länger als der Körper. Schwanz, Kopf und Thorax gelb gefleckt; Hinterleib und Beine bräunlich-gelb; Flügel klar. — Beschreibung: die ganze Körperlänge beträgt 3⅓ Linien; die ausgebreiteten Flügel messen 7⅓ Linie; die Länge der Fühlhörner beträgt 3⅓ Linie. Der Leib ist cylindrisch, etwas niedergedrückt, gleich breit. Kopf und Brustkasten glänzend schwarz. Augenrand, Wangen, Oberlippe, Anhang und Mundtheile gelb; Oberkiefer mit braunen Spitzen, die beiden ersten Fühlerglieder mit gelben Spitzen. Am Thorax sind die Seiten der Brust, der Halskragen, die Naht zwischen Mittel- und Seitenlappen, das Schildchen, ein dreieckiger Fleck unter demselben, die Rückenkörnchen und ein kleiner Punkt im Dreieck mit ihnen schön hellgelb. Hinterleib röthlich gelb, oben an der Basis und um den After hellgelb, das erste und zweite Rückensegment an der Basis in der Mitte schwärzlich; Beine röthlichgelb mit hellgelben Hüften; Flügel wasserklar; Adern und Randmal hellbraun, Wurzel und Schüppchen gelb. Kommt bei Nürnberg vor. Eine annähernde Bildung des Unterflügel-Geäders findet sich unter allen Blattwespen nur bei einigen Männchen der nächstverwandten Abtheilung der Gattung, nämlich der Section Tenthredo s. str. wieder, als bei T. instabilis, T. histrio etc. S. das oben angeführte Werk (S. 393, Taf. V. Fig. 42 ꝛc.); Klug, die Blattwespen nach ihren Gattungen und Arten zusammengestellt, Berlin 1818—19 (Tenthredo, Fam. II. A. no. 11), und die Artikel Poecilostoma, Tenthredo und Phyllophaga. (*Streubel.*)

PERINGIANO, eine bedeutende Ortschaft der Insel Sardinien, in der Division von Capocagliar, auf der Höhe eines Berges gelegen, welcher in der Richtung von Nordost gegen Südwest eine Verzweigung niedrigerer Berge bildet, die sich bis an das Mittelmeer verlängern und dort unter dem 7° 19′ der Länge und 39° 2′ der Breite das Vorgebirge Tavolaro aufthürmen. Die Ortschaft zählt gegen 800 Einwohner, deren Viele sich mit Viehzucht beschäftigen. Wie in Sardinien überhaupt nicht selten, ist die Gebirgsumgebung dieses Dorfes wild romantisch. (*G. F. Schreiner.*)

PERINGSKJÖLD (sprich Peringschöld) (Johann), geboren zu Strängnäs im mittleren Schweden 1654, gestorben 1720, begraben im Dom seiner Geburtsstadt. Bis er 1693 in den Adelstand erhoben wurde, war sein bürgerlicher Name Peringer. Sein Vater Lorenz Friedrich Peringer, Lector der Poesie und der Geschichte am Gymnasium zu Strängnäs, war gebürtig aus Franken, und mit mehren Gelehrten unter der Regierung der Königin Christine nach Schweden berufen worden. Der Sohn genoß der ersten Unterweisung bei seinem Vater; auch im Zeichnen; seit 1677 studirte er zu Upsala, wo damals sehr tüchtige Männer, ein Stjernhjelm, Verelius, Rudbeck der Jüngere, Loccenius und Scheffer wirkten. Im J. 1680 ward er außerordentlicher, und schon nach zwei Jahren ordentlicher Beamter bei dem damals blühenden Antiquitäts-Archiv, in welcher Eigenschaft er nebst Johann Hadorph mehre inländische Reisen zu Auffindung alter Denkmäler und Runensteine unternahm. Zu ausländischen Reisen in gleicher Beziehung wurde ihm eine dreijährige öffentliche Unterstützung bewilligt, doch unterblieben diese Reisen, in Folge seiner Beförderung zum Assessor im Antiquitätscollegium 1689, und das Geld ward zur Annahme eines Amanuensis verwandt, der den fleißigen Forscher bei der Sammlung von 18 dicken Folianten alter Urkunden unterstützte, die aber leider 1697 der Schloßbrand vertilgte. Im J. 1693 ward er Secretair und Antiquar und nach dem 1698 erfolgten Tode des gelehrten Isländers Gudmund Olsson zugleich Translator. Als 1703 die große Kirchenbibel Karl's XII. erschien, fing er an, ein biblisches Geschlechtsregister, welches der Bibel beigefügt werden sollte, zu bearbeiten, welches aber, Geldmangels halber, erst 1713 vollendet wurde. Im J. 1712 übertrug er mit königlicher Genehmigung sein Translatoramt seinem Sohne, Johann Friedrich Peringskjöld, nahm nach 40jähriger Dienstzeit 1719 als Kanzleirath, und mit Beibehaltung seines Amtseinkommens, Abschied, während sein Sohn sein Nachfolger wurde. (Dieser fleißige Alterthumsforscher starb schon 1725, und es erlosch mit ihm das adelige Geschlecht Peringskjöld.)

Von Johann Peringskjöld's seltener Arbeitsamkeit zeugen seine zahlreichen Schriften, welche in den Actis Literar. Sueciae (Vol. 1. p. 82—85) und in von der Hardt Holmia literata p. 34 sq. verzeichnet sind. Am bekanntesten wurden seine Übersetzungen: von Snorre Sturleson's Geschichte der nordischen Könige 1698; des ostgothischen Königs Theoderich's II. Geschichte 1699; *Johann Messenii* Scondia illustrata 1700 sq. König Hjalmar's Geschichte; König Rolf Krake's Geschichte; Wilkina-Sage 1715; ferner sein biblisches Geschlechtsregister 1713; Monumenta Thiundicae 1710; Monumenta Ullerakensia 1719 ꝛc.

(Aus den Sammlungen des Secret. *Sigfried Gähn Persson*, in *Georg Gezelii* biographiske Lexicon. D. 2. 1779.) (*v. Schubert.*)

PERINIKE, *Περινίκη, ης*, f., Tochter des Hippomachos, Gemahlin des Naubolos und von diesem Mutter des Iphitos (Schol. *Apollon. Rhod.* I, 207); in den pariser Scholien heißt sie Perintheke und ihr Gemahl Naulochos. (*Krahner.*)

PERINO, ein Fluß im Herzogthume Piacenza, der auch Prino genannt wird, dem Val di Prino den Namen gibt, in den Apenninen aus dem Zusammenströmen mehrer Bäche bei Pradonera entsteht, das Thal gleiches Namens bewässert, und sich bei dem Dorfe Prino am rechten Ufer in die Trebbia ergießt. Dieser Fluß fließt so nahe bei Catenzano, daß dieses Dorf gemeinhin Val di Perino genannt zu werden pflegt *). (*Schreiner.*)

PERINO (auch Piero oder Pierino) DEL VAGA, mit dem Familiennamen eigentlich Buonacorsi, geboren in Florenz gegen 1500, gestorben 1547, ein Maler aus der römischen Schule. Er verdient als würdiger Schüler des Rafael in der Geschichte jener großen Kunstperiode genannt zu werden, da er nicht allein seinem Lehrer bei mehren bedeutenden Arbeiten als Gehilfe diente, sondern auch durch eignes Schaffen und Wirken sich eine achtungswerthe Stellung in der Kunstgeschichte verschafft hat.

Die Eigenthümlichkeit, welche in den Werken von Perino del Vaga das Charakteristische bildet und ihn von andern seiner Mitgenossen unterscheidet, ist der besondere Styl seiner Zeichnung, der zwar auch, wie bei mehren Meistern nach Rafael's Tode, in einen Manierismus überging, sich aber bei Perino auf andere Art, nämlich in einer außerordentlichen Leichtigkeit, ausspricht, wodurch er zwischen Parmeggiano und Julio Romano mitten inne steht. Perino kündigt sich als ein außerordentliches, mit großer Productivität begabtes Talent an, Feinheit in der Auffassung, sowie in der Hinschreibung der geistigen Ideen durch Griffel oder Pinsel erscheinen immer als ein leichtes Spiel der Phantasie, jedoch erhebt sich in dem einzelnen innern Ausdruck etwas Kaltes, und es ist weniger die tiefe Empfindung sichtbar, die einem bei Rafael's Werken so unmittelbar entgegentritt. Perino's Verdienste sind übrigens nicht gering. Es ist in seinen Werken eine große Neigung für die ältere Classicität sichtbar und ihm war selbst das Studium nach der Antike nicht fremd. Daher kommen wol auch von ihm mehr profane und mythologische Compositionen vor, während kirchliche Gegenstände (obgleich er seinem Meister in mehren solcher Darstellungen, z. B. im Vatican, helfen mußte) weniger häufig von ihm bearbeitet sind. Er arbeitete daselbst auch an den Ornamenten und Stuccoverzierungen, mit Giov. Nanni und Polidoro Carravaggio, mußte auch Zeichnungen und Entwürfe für Rafael fertigen und war überhaupt, wie Vasari sagt, einer der ersten Zeichner der florentiner Schule nach Mich. Angelo, und einer der besten Gehilfen Rafael's.

Von seinen Frescomalereien eigner Erfindung geben die, welche er nach Rafael's Tode in den von jenem Meister begonnenen großen Arbeiten in den Stanzen des Vaticans vollendete, namentlich die in der Stanza della Segnatura unter Papst Paul III. gemalten Sockelfriesbilder, welche er in Clair-Obscur in Goldfarbe ausführte, Zeugniß, ebenso die Frescomalereien im Palast Doria zu Genua, welche Scenen aus der Geschichte des Scipio und Anderer darstellen; man sieht hier seine Genialität und leichte Auffassung neben einiger Kälte in den Charakteren, neben etwas Conventionellem in der Färbung, so jedoch, daß das Genie und Talent des Künstlers obenan stehen. Jedenfalls hat er sich vielfältig versucht und viel gearbeitet, es sind uns von, ihm fast gleichzeitigen Kupferstechern aus Marc. Anton's Schule die Beweise seines Talents für Compositionen erhalten, die vielleicht meist nach Zeichnungen gearbeitet sind. Hin und wieder sind noch in älteren Sammlungen einige Ölgemälde vorhanden, die den Charakter des Meisters auch in dieser Beziehung darstellen. Von seiner ältern im florentiner Charakter gehaltenen Malerei ist ein Bild in Rom in der Kirche San Marcello, die Schöpfung der Eva darstellend. In Tivoli sah man einen Johannes den Täufer in einer schön gemalten Landschaft. Lucca und Pisa, besonders Genua, besitzen Mehres von seinen Arbeiten.

Als eins seiner ausgezeichnetsten Altarbilder ist das aus der Sammlung des Cardinal Fesch in Rom zu nennen, welches die Geburt Christi oder Anbetung des Jesuskindes durch Maria und Joseph darstellt, wobei die Heiligen Sebastian, Rochus, Johannes der Täufer und die heilige Katharina die Hauptfiguren umgeben. Oben über der Hauptgruppe schwebt Gott Vater. Das Bild mit des Meisters Namen und der Jahrzahl 1534 bezeichnet, ist sehr kräftig und dunkel gehalten, jedoch außerordentlich leicht behandelt. Ein andres Gemälde, Maria mit dem Kinde und Johannes, welcher dem Kinde eine Schüssel mit Früchten darreicht, war in der Galerie Borghese. Ebenso befindet sich in England, jetzt in Castle Howard, dem Landsitze des Grafen Carlisle, eine heilige Familie von Perino del Vaga, Christus und Johannes, welche sich küssen, bei ihnen Joseph. Dieses Bild befand sich ehemals in der berühmten Arundel'schen Sammlung und wurde später vom Grafen Carlisle in seiner ausgezeichneten Sammlung mit aufgestellt. Die Ausführung ist fleißig und kräftig, das Ganze in einer Manier gearbeitet, welche an des Meisters Lehrer und zugleich an die florentinische Schule erinnert [1]). In der Manier findet sich ein Anklang von Andr. del Sarto's Styl. In der berühmten Gemäldesammlung des Lord Spencer zu Althorp in England ist von ihm das Bildniß des Cardinal Polo oder Polus; er ist in höherem Alter mit langem, weißem Bart, schwarzem Kragen und schwarzer Mütze in halber Figur dargestellt; ein kräftig schönes Bildniß von hohem, streng aufgefaßtem Charakter. Ein anderes sehr anmuthiges Bild ist der Wettstreit der Musen in Gegenwart von Apollo, Minerva und den nach der alten Art personificirten örtlichen Gottheiten. Das Ganze in sehr reicher, gefühlvoller Composition, von sehr warmem Fleischton und

*) Corografia dell' Italia con atalante geografico ed illustrativo di *Attilio Zuccagni Orlandini* (Firenze 1841). Vol. VIII. p. 311.

1) Waagen, Reise nach England. 2. Th. S. 418.

ungemein zart. (Dieses Bild war früher in der Sammlung von König Karl I. von England und, wie man vermuthet, von dem bekannten Kunstkenner Jabach erworben worden. Auguste Boucher-Desnoyers fertigte davon einen trefflich gelungenen Kupferstich, welcher das lieblich erfaßte Bild mit aller Anmuth wiedergibt. Man sehe weiter unten. Noch ist eines nicht aufgestellten Bildes der alten königlichen Sammlung in Paris zu gedenken, welches Mars, Venus und Amor mit einem Donnerkeil darstellt, ein Bild von sehr feiner, aber etwas lasciver Composition. Die ehemalige später nach England verkaufte Galerie des Herzogs von Orleans besaß ein Bild von Perino, welches Venus, Juno und Minerva darstellt, wie sie sich vorbereiten, dem Paris zu erscheinen. Dieses Gemälde wurde in London von Herrn Nesbitt für 80 Pfund erkauft. Ein Kupferstich davon, ist von Simoneau gestochen, in dem Werke von Crozat. (Recueil des plus beaux tableaux etc. qui sont en France etc.).

Nach Perino's Werken ist, wie schon oben gesagt, Mancherlei in älterer und späterer Zeit gestochen worden; dahin gehören folgende Blätter: 1) Zwei Bl. Scenen aus der Geschichte der ersten Ältern, von Phil. de Sage gestochen, gr. Fol. 2) Moses schlägt Wasser aus dem Felsen, von Mich. Lucchese, qu. Fol. 3) Heil. Familie, von Wencesl. Haller 1642, gr. Octav. Vorzügliches Blatt. 4) Maria mit dem Kinde, aus der Sammlung Borghese, von Cecchi zu Rom gestochen, zu Lastri's Werk: Pittrice d'Hetruria. 5) Heilung des Blinden am Tempel, von einem alten Meister in Bonasone's Manier gr. qu. Fol. 6) Petrus und Paulus heilen einen Lahmen am Tempel, von Jul. Bonasone gestochen, Fol. 7) Der Evangelist Marcus sitzend. Jul. Bonasone, Fol. 8) Jupiter, welcher vom Olymp auf die stürmenden Riesen Blitze schleudert, von einem alten italienischen anonymen Meister in der Manier des Caraglio oder G. Ghisi, s. gr. qu. Fol. *Bartsch* Peintre-Graveur Nr. 16. (p. 45. Vol. XV.) Hauptblatt. 9) Die Geburt des Adonis, großartige Composition in Phil. de Sage's Manier gestochen, 1544 gr. qu. Fol. 10) Der Tod des Meleager, ebenfalls großartige Composition, von N. Beatrice gest. 1543, gr. qu. Fol. 11) Apollo, welcher den Marsyas schinden will, in der Manier von Phil. de Sage gestochen, gr. Fol. 12) Apollo und Hyacinth, von H. v. d. Borcht radirt, quart. Selten. 13) Die Liebschaften der Götter, sehr feine Darstellungen des Meisters, welche sich den Ideen des Pietro Aretino nahen, vom Künstler aber mit außerordentlicher Lebendigkeit und Bewegung gezeichnet und von Giacomo Caraglio gestochen sind [2]), gr. Oct. Sehr selten. 14) Der Streit der Musen und Pieriden von Giacomo Caraglio gestochen; später wurde die Platte von Enea Vico retouchirt und mit dessen Namen versehen. In neuerer Zeit wurde, wie schon oben angegeben, derselbe Gegenstand von Desnoyers sehr glänzend in Kupfer gestochen. 15) Die drei Göttinnen vor Paris, von Phil. Simoneau, gr. Fol. zu Crozat's Werk. 16) Venus hält Vulkan den Pfeil, welchen er schmiedet, v. G. Ghisi; kl. Fol. 17) Venus neben Vulkan auf dem Bett und drei Amoretten, von G. Ghisi; kl. Fol. 18) Neptun mit dem Dreizack neben zwei Tritonen auf einer Muschel, von G. Ghisi, kl. Fol. Vorzügliches Blatt. 19) Diana im Bade von Aktäon überrascht, zweimal von alten italienischen unbekannten Meistern gestochen, wovon einer sich mit dem Christusnamen bezeichnete. 20) Allegorische und mythologische Scene: Merkur, Jupiter und Amor verlassen die Hütten der Menschen, wo Neid und Misgunst regierten, von einem alten Meister in Caraglio's Manier; qu. Fol. 21) Urtheil des Paris, von Balthas. (wol Cornel.) Bos. 1553. gr. qu. Fol. 22) Bacchus auf einer Tonne, Holzschnitt in Clair obscur, gr. Oct. 23) Bestrafung des Virgil durch seine Buhlerin, von Enea Vico 1542, Quart. 24) Leda mit dem Schwan in Wolken; von Enea Vico 1542 gestochen; ov. qu. Oct. 25) Ein Priester, welcher das Opferfeuer begießt, Enea Vico fec. 1542, Quart. 26) Theil eines großen Frescobildes, der Triumph des Scipio aus dem Palast Doria zu Genua, von Giov. Folo sehr glänzend gestochen. Überdies gibt es noch mehre Zeichnungen des Perino del Vaga, viele fac similes, z. B. in Crozat's Werk, sowie ähnliche in dem des Mulinari u. A. (*Frenzel.*)

Perinrapax s. Laccadiven (Lake Diven).

PERINTHOS (*Πέρινθος*), einst eine bedeutende, blühende und feste Stadt am Gestade der Propontis, welche eine Colonie der Samier war (wie Marcian. Herakl. [Perieg. 29] berichtet), früher Mygdonia, später Herakleia (daher auch bisweilen Herakleia Perinthos) genannt wurde (über diese alten Namen s. *Tzsch.* ad *Pomp. Melam* III, 2. p. 102 sq.) und gegenwärtig den Namen Eski Eregli führt (vergl. *Clarke*, Trav. Vol. VIII. p. 123. ed. IV.). Wir finden sie in verschiedener Beziehung bei den alten Geographen und Historikern häufig erwähnt (vergl. *Tacit.* Ann. II, 54). Am meisten aber ist sie durch den tapfern und nachdrücklichen Widerstand bekannt geworden, welchen sie der hartnäckigen Belagerung des Philippos von Makedonien entgegensetzte und dessen ungeheure Anstrengungen erfolglos machte. Philippos (Alexander's Vater) war bereits mächtig geworden, als Perinthos sich seinen Planen widersetzte und die Athenäer begünstigte. Der König wollte ihr nun rasch von seinem Übergewicht einen Beweis geben, rückte mit einem Heere von 30,000 Mann heran und begann (Ol. 109, 4), mit zahlreichen Belagerungsmaschinen gerüstet, die Bestürmung der Mauern. Waren die Krieger ermattet, so traten andere an ihre Stelle und setzten die Operationen mit frischer Kraft fort. Thürme von 80 Fuß Höhe wurden aufgeführt, welche über die der perinthischen Mauern weit emporragten, und von welchen aus die Belagerten, insbesondere die Vertheidiger der Mauern, mit Heftigkeit angegriffen wurden. Zugleich wurden die Mauern durch mächtige Widder erschüttert und unterminirt, sodaß ein großer Theil zusammenstürzte.

2) Bartsch hat diese Blätter nicht alle beschrieben; fünf dergleichen nicht angezeigte sind in Sternberg's Katalog Vol. I. S. 365. Nr. 3547.

Allein die kühnen Perinthier vertheidigten sich mit ausgezeichneter Tapferkeit, führten neues Mauerwerk auf, wo eine Lücke entstanden, und wurden von dem befreundeten Byzanz aus mit Mannschaft, Waffen und Wurfmaschinen reichlich unterstützt. Nichtsdestoweniger würde sich endlich die bedrängte Stadt dem unerbittlichen Gewalthaber unterwerfen und sich dem schrecklichsten Schicksal haben fügen müssen, wäre nicht von Seiten der Perser Unterstützung gekommen. Der persische König nämlich, längst aufgescheucht durch die täglich wachsende Macht des Makedoniers, und für die Zukunft besorgt, beauftragte seine Satrapen in Vorderasien, der bedrängten Stadt Perinthos schleunigst mit aller Macht beizustehen. Diese sandten hierauf Hilfstruppen, Geld, Getreide und alles, was den Belagerten nöthig war. Zugleich schickten die Byzantier ihre besten Heerführer und Krieger hierher, sodaß die Waffenmacht auf beiden Seiten ziemlich gleich war. Aber Philippos ließ sich durch nichts von seinem Vorhaben abbringen und feuerte seine Krieger, welche ohnehin schon mit Begierde der bevorstehenden Plünderung der reichen Stadt entgegensahen, durch verheißene Belohnungen zur Tapferkeit an, während die Perinthier Gefahr und Tod muthig verachtend mit unwiderstehlicher Kühnheit Trotz boten und jeden Angriff zu nichte machten. Hierbei wurden sie durch die günstige Lage ihrer Stadt unterstützt, welche auf der Anhöhe einer schmalen Halbinsel liegend dicht an einander gebauete und durch ihre Höhe ausgezeichnete Häuser hatte. Die aufsteigende Anhöhe bewirkte, daß ein Haus über das andere emporragte und das Ganze die Form eines Theaters darbot. War nun irgendwo ein Theil der Mauer zusammengestürzt und konnte die Herstellung nicht schnell genug bewirkt werden, so vermauerten die Perinthier schleunigst die Durchgänge und engen Gassen der Häuser und bedienten sich nun dieser als Schutzwehr. Dazu kam, daß Philippos, auf die Byzantiner grollend, die Hälfte seines Heeres von Perinthos hinweg gegen Byzanz führte, um diese Stadt schleunigst zu erobern. Kaum hatten dieses die Athenäer vernommen, so erklärten sie dem Könige, daß er den mit ihnen geschlossenen Frieden verletzt habe, rüsteten eine Flotte und sandten sie den Byzantinern, deren kräftigste Mannschaft zu Perinthos war, zur Hilfe. Dasselbe thaten die Chier, Koer, Rhodier und mehre andere Hellenische Staaten. Dadurch wurde endlich der makedonische König bewogen, die Belagerung beider Städte aufzugeben, und mit den Athenern sowol als mit den übrigen den Frieden herzustellen. So Dioboros (XVI. c. 74—77. T. II. p. 139—141 *Wessel.*). Die Attischen Redner, namentlich Demosthenes, Philipp's Feind, haben dieses Ereigniß mehrmals zur Sprache gebracht. Perinthos war um jene Zeit wichtiger und wohlhabender als Byzanz (*Procop.* de aedif. IV, 9). Besonders war diese Stadt durch ihren blühenden Handel berühmt geworden. Späterhin hatte Philippos II. von Makedonien sowol diese Stadt als viele andere in dieser Region in seine Gewalt gebracht, mußte sie aber nach Abschluß des Friedensvertrags mit den Römern wieder frei geben (*Liv.* XXXIII, 30). In Betreff der noch spätern Zeit vergl. *Ptolem.* III, 11. *Pomp. Mela* II, 2. p. 134 *Gron. Ammian. Marcell.* XII, 2. *Zosimus* I, 62). Die Zahl der uns aufbewahrten Münzen, welche zu Perinthos unter den römischen Kaisern geprägt worden sind, ist überaus groß. Man findet dieselben bei Mionnet (T. I. p. 399—415 und Supplem. T. II. p. 396—429) am vollständigsten angegeben. Aus dem gewöhnlichen Prädicat *ΝΕΩΚΟΡΟΙ*, welches die Perinthier auf diesen Münzen führen, leuchtet ein, daß Perinthos noch in der Kaiserzeit eine wichtige und wohlhabende Stadt war; denn unbedeutenden wurde das Neokorat von Seiten des römischen Senates verweigert, weil es mit großem Aufwande verbunden war. Auch wurden hier glänzende Festspiele begangen, welche ebenfalls auf Münzen angegeben und als *ΑΚΤΙΑ. ΠΥΘΙΑ. ΦΙΛΑΔΕΛΦΕΙΑ* bezeichnet werden (vergl. *Mionnet* T. I. p. 404—409). Auch finden wir auf perinthischen Münzen die Prädicate *ϹƐΥΗΡΙΑ. ΠΡΩΤΑ. ΠƐΡΙΝΘΙΩΝ* (vergl. *Morelli* Spec. rei num. Tab. XIII, 143, auch *Eckhel*, Doct. Num. I, 4, 445). Über alles dieses habe ich in meiner Schrift: „die Pythien, Nemeen und Isthmien" (Leipz. 1841. S. 71—73) ausführlicher gehandelt, wohin ich verweise. Über das gegenwärtige Eski Eregli, einige Ruinen und Inschriften, handelt Clarke (Travels Tom. VIII. p. 122 sq. ed. IV). Der nahe Meerbusen erhielt von dieser Stadt den Namen des perinthischen. S. die Karte de la Mer de Marmara bei Clarke (l. c. T. VIII. ad p. 1).

(*J. H. Krause.*)

Perinyctis, s. Epinyctis.

PERIOCHE (*Περιοχή*), Inbegriff, Inhalt, Abschnitte und Stellen eines Buches, auch Inhaltsverzeichniß; so schrieb Ausonius „Periochas in *Homeri* Iliadem et Odysseam." (*H.*)

PERIODE. 1) Mathematische. In rein arithmetischer Bedeutung ist jede endliche Reihe von Zahlen, die immer wiederholt wird. Ein Bruch, z. B. ein Decimalbruch, der eine solche Periode enthält, wird ein periodischer Bruch genannt. Jeder periodische nach irgend einem bestimmten Zahlensysteme ausgedrückte unendlich fortlaufende künstliche Bruch läßt sich genau in einen endlich ausgedrückten natürlichen Bruch verwandeln (s. Zahlensystem). So ist z. B. der Decimalbruch 0,7142857..., dessen Periode 714285 ins Unendliche wiederholt wird, gleich dem Bruche $^5/_7$. Jeder periodische Kettenbruch

$$\text{z. B. } x = \alpha + \cfrac{a}{\beta + \cfrac{b}{\gamma + \cfrac{a}{\beta + \cfrac{b}{\gamma \ldots}}}}$$

drückt die Wurzeln einer quadratischen Gleichung aus, und hat daher zwei Werthe (s. Kettenbruch). (*Gartz.*)

2) Cyklische oder chronologische, als z. B. Metonische oder Monds-, Kallippische, Hipparchische, Julianische Periode, s. Cyklus.

3) Historische. Man versteht unter „historischer Periode" eine in der Mitte zwischen zweien Begebenhei-

ten, als Anfangs- und Endpunkten, liegende Jahresreihe; diese Punkte heißen Epochen (s. d. Art.). Die Eintheilung der Geschichte in solche Reihen ist aus dem Bedürfniß leichterer Auffassung hervorgegangen. Soll aber der Zweck erreicht und das Verständniß der Geschichte durch Eintheilung in Perioden wahrhaft gefördert werden, so müssen die beiden Begebenheiten, welche man zu Epochen oder zu Anfangs- und Endpunkten wählt, die Wichtigkeit und Bedeutung haben, daß sie der darauf folgenden Jahresreihe einen eigenthümlichen, sie von vorangehenden und spätern Reihen unterscheidenden Charakter ausdrücken; die Jahre dieser Reihe müssen also bei aller sonstigen Mannichfaltigkeit der Begebenheiten in einer bedeutenden Beziehung sich gleichen. Sind jene Begebenheiten so großartige Manifestationen der Gottheit, daß sie gleichsam eine neue Weltbildung, eine neue Richtung des menschlichen Geistes, eine Umgestaltung der bürgerlichen Gesellschaft zur Folge haben, dann wird man kein Bedenken tragen dürfen, sie zu Epochen zu machen und von ihnen eine neue Periode zu beginnen. So ist die Eintheilung der Weltgeschichte in die vorchristliche und christliche Zeit, oder in die alte und neue Geschichte, und die der letztern in die der Reformation Luther's vorangehende und die ihr folgende, oder in die Geschichte des Mittelalters und der neuern Zeit, eine solche, die sich für jeden unparteiischen Beobachter von selbst ergibt und daher auch am meisten Beifall gefunden hat. Es ist aber einleuchtend, daß, was für die Begebenheiten einer gewissen Art Epoche macht, es darum nicht auch für die einer andern Natur thut, daß also nach der Verschiedenheit der Begebenheiten, die eine Geschichte darstellt, auch verschiedene Epochen und Perioden angenommen werden müssen. Die Entwicklungsgeschichte der religiösen Ideen bedarf anderer Epochen und Perioden als die Entwicklungsgeschichte der politischen, diese wieder andere als die der wissenschaftlichen Vorstellungen, und noch andere die der künstlerischen Darstellung, die der Civilisation und der Cultur; ja nicht nur müssen für allgemeine Staats-, Religions-, Literatur-, Kunst- und Culturgeschichte, für jede besondere, sondern wieder für die Specialstaatengeschichte des einen Volkes eine andere Art Perioden aufgestellt werden, als für die eines andern Volks, für die Specialgeschichte dieser Religion, dieser Wissenschaft, dieser Literatur, dieses Zweiges der Cultur eine andere als für die Specialgeschichte einer andern Religion &c.; darin zeigt sich aber der Meister, darin seine Herrschaft über das Material, daß er für jeden Zweig der Geschichte die ihm angemessenen Epochen und Perioden zu bilden, dadurch die Zeiten zu charakterisiren, die Begebenheiten angemessen zu gruppiren weiß. Diese Andeutung mag hier genügen; unter dem Artikel Geschichte wird Manches weiter ausgeführt werden. (*H.*)

4) Rhythmische. Unter der Periode (*ἡ περίοδος*) verstanden die griechischen Musiker eine eigenthümliche Art von Zusammensetzung rhythmischer Füße, vermöge deren man aus den Füßen einer niedern Ordnung die der höchsten Gattung von Rhythmen ableitete. Die gesammte Rhythmenbildung beruhte nämlich bei den Griechen wesentlich auf den vier harmonischen Grundverhältnissen, von denen man behauptete, daß in ihnen allein Rhythmus zu finden sei. Wie man in der Musik die consonirenden Intervalle der Octav aus dem Verhältniß von 1 : 2, der Quinte aus dem von 2 : 3 und der Quarte aus dem von 3 : 4 ableitete, so unterschied man in der Rhythmik zwischen vier Hauptgeschlechtern, dem gleichen oder daktylischen, dem ungleichen oder jambischen, dem anderthalbigen oder päonischen und dem epitritischen, welche sämmtlich auf den Grundverhältnissen von 2 : 2, 2 : 1, 2 : 3 und 3 : 4 beruhten. Aus diesen leitete man nun jene genannten drei Arten von Füßen ab, und so entstanden auf podische Weise (*κατὰ πόδα*) im daktylischen Geschlecht der Pyrrhichius und Proceleusmaticus, der Daktylus und Anapäst, der einfache und doppelte Spondeus, im jambischen der Jambus und Trochäus, der Orthius und Trochäus Semantus, im päonischen und epitritischen die diesen Gattungen meistentheils gleichnamigen bekannten metrischen Füße. Alle diese erhielten den Namen einfacher Füße (*ἀσύνθετοι*) und unterschieden sich hinsichtlich ihrer Entstehung von den zusammengesetzten (*σύνθετοι*), welche jene zu ihrer Voraussetzung hatten.

Die Composition war wieder eine doppelte. Sie geschah entweder auf syzygische oder periodische Weise. Die erste bestand, wie Aristides Quinctilianus sagt, in einer Verbindung von zwei einfachen, aber ungleichen Füßen, die zweite in der von mehren [1]). So unbestimmt dies klingt, so erhält es doch durch die von ihm in der Folge angeführten Beispiele eine sehr beschränkte Beziehung. Die Griechen hatten nämlich unseres Wissens nur vier oder eigentlich zwei syzygische Füße und leiteten dieselben nur aus dem daktylischen und jambischen Geschlechte ab. Die Syzygie aus dem ersteren bestand in der Verbindung des Pyrrhichius mit dem Spondeus, welche den Jonicus in seiner doppelten Gestalt (a majori und a minori) hervorbrachte [2]), die aus dem letzteren in der Zusammensetzung des Jambus mit dem Trochäus, welche den Bacchius (ab Jambo und a Trochaeo) [3]) oder, wie die Metriker sagen, den Antispasten und Choriamben erzeugte. Man sieht daraus, daß die Ungleichheit, welche

1) *Aristid. Quinct.* p. 36 ed. *Meib.* *Τῶν συνθέτων οἱ μὲν εἰσι κατὰ συζυγίαν· οἱ δὲ κατὰ περίοδον. Κατὰ συζυγίαν μὲν οὖν ἐστι δύο ποδῶν ἁπλῶν καὶ ἀνομοίων σύνθεσις. περίοδος δὲ, πλειόνων.* Hiermit ist Hephästion zu vergleichen (p. 120 ed. *Meib.*) *Ἐξ ὁμοίων δέ ἐστι (σύστημα) ὅπερ ὑπὸ ποδός, ἢ συζυγίας, ἢ περιόδου καταμετρεῖται ἄνευ ἀριθμοῦ τινος ὡρισμένου,* und p. 127: *ἀπεριόριστα, ὁπόσα ὑπὸ τοῦ αὐτοῦ ποδὸς ἢ τῆς αὐτῆς συζυγίας καταμετρούμενα, ἢ περιόδου, περιγραφὴν οὐδεμίαν ἔχει μεταξύ, ἀλλὰ μέχρι τῆς τελευταίας ὅμοιά ἐστι.* Dazu der Schol. zu p. 120, 10: *τῶν γὰρ μέτρων τὰ μὲν ὑπὸ ποδὶς, τὰ δὲ ὑπὸ συζυγίας, ὡς τὰ ἰαμβικὰ καὶ τὰ ὅμοια· τὰ δὲ ὑπὸ περιόδου καταμετρεῖται· περίοδος δέ ἐστιν ἡ ἐκ διαφόρων ποδῶν ἐν τῷ στίχῳ σύνθεσις· ἀκολούθων μέντοι ὄντων καὶ τῶν ἑξῆς οἷον καὶ τὸ προσοδιακόν ἐστιν.* 2) *Arist. Quinct.* p. 36: *κατὰ δὲ συζυγίαν γίνονται ῥυθμοὶ δύο, ὧν ὁ μὲν ἰωνικὸς ἀπὸ μείζονος ὁ δ' ἀπ' ἐλάσσονος καλεῖται. καὶ ὁ μὲν ἀπὸ μείζονος συνίσταται ἐξ ἁπλοῦ σπονδείου, καὶ προκελευσματικοῦ δισήμου· ὁ δὲ ἐναντίως.* 3) *Arist.* l. c. p. 37: *σύνθετοι δὲ οἱ κατὰ συζυγίαν βακχεῖοι δύο· ὧν ὁ μὲν πρότερον ἔχει τὸν ἴαμβον, δεύτερον δὲ τὸν τροχαῖον· ὁ δὲ ἐναντίως.*

Aristides Quinctilianus von jenen Füßen prädicirt, auf der einen Seite, im daktylischen Geschlecht, in der größern und geringern Anzahl der Moren, auf der andern im Jambischen, in der antithetischen Beschaffenheit der Füße begründet war, wogegen beide Syzygien darin übereinstimmten, daß sie nur von Füßen gebildet wurden, welche aus einem und demselben Geschlechte entsprungen waren. Die griechischen Rhythmiker fügen hinzu, daß bei den Syzygien der eine Fuß in der Arsis, der andere in der Thesis stände, — bei dem Jonicus der Pyrrhichius in der ersteren, der Spondeus in der letzteren, bei dem Bacchius der Jambus in der Arsis und der Trochäus in der Thesis [4]); denn sie gebrauchen diese Worte in der umgekehrten Weise, wie es heute geschieht [5]) — und dies ist zugleich für die Unterscheidung dieser Gattung von Füßen von der der vorhergehenden Classe von großer Wichtigkeit. Wir werden nämlich dadurch aufmerksam gemacht, daß man in der Syzygie die einzelnen Füße betonte, während man in dem Fuße die Moren durch die Betonung unterschied, und die höhere Classe stellt sich somit auch von ihrer qualitativen Seite specifisch heraus. Man kann sie in sofern unserm $^6/_8$-Takt vergleichen, der sich vom $^3/_4$-Takt dadurch unterscheidet, daß man dort den Rhythmus nach zwei gleichen Hälften betont, während man hier die einzelnen Achtel zählt. Nur die Inversion der beiden Grundgrößen, die man mit einander zusammensetzte, ist der griechischen Syzygie des Bacchius eigenthümlich. Der Jonicus kann dagegen am passendsten unserm $^3/_2$-Takt gegenübergestellt werden, und beide Taktarten bieten einen interessanten Gegensatz, sofern man die Dreizahl, welche dem jambischen Geschlecht eigenthümlich ist, in dem Jonicus wiederfindet, der gleichwol daktylischen Ursprung hat, während die Zwei des daktylischen Geschlechts sich in der Syzygie des Bacchius geltend macht, der eben durch diese Verbindung seiner Füße zu einer Art von *δάκτυλος κατ' ἴαμβον* wird, wie die Musiker die jambische Dipodie nannten [6]).

Die periodischen Füße entstehen, wie wir schon sagten, aus der Verbindung mehrer ungleichartiger Füße. Aristides Quinctilianus führt dafür 12 Beispiele an, die sämmtlich aus dem jambischen Geschlechte abgeleitet sind [7]). Vier derselben entstehen, wie er sagt, aus einem Jamben und drei Trochäen. Dies sind

1) Der **Trochaeus ab Jambo** ⏑––⏑–⏑–⏑ [8])
2) Der **Trochaeus a Bacchio** –⏑⏑––⏑–⏑
3) Der **Bacchius a Trochaeo** –⏑–⏑⏑––⏑
4) Der **Jambus epitritus** –⏑–⏑–⏑⏑– [9])

Vier andere sind aus einem Trochäus und sonst aus Jamben zusammengesetzt:

1) Der Jambus a Trochaeo –⏑⏑–⏑–⏑–
2) Der Jambus a Bacchio ⏑––⏑⏑–⏑–
3) Der Bacchius ab Jambo ⏑–⏑––⏑⏑–
4) Der Trochaeus epitritus ⏑–⏑–⏑––⏑

Die letzten vier endlich bestehen aus zwei Jamben und ebenso viel Trochäen:

1) Der simplex Bacchius ab Jambo ⏑–⏑––⏑–⏑ [10])
2) Der simplex Bacchius a Trochaeo –⏑–⏑⏑–⏑–
3) Der Medius Jambus –⏑⏑–⏑––⏑ [11])
4) Der Medius Trochaeus ⏑––⏑–⏑⏑–

Wenn man diese Beispiele mit Aufmerksamkeit betrachtet und sie mit der vorhergehenden Classe, den syzygischen Füßen, vergleicht, so wird man, glaube ich, nicht umhin können, ihre Entstehung anders zu motiviren, als es von Aristides Quinctilianus geschehen ist. Es ist zuvörderst klar, daß die periodischen Füße eine höhere Gattung sein müssen als die syzygischen, denn sonst würde man nicht jene aus zwölf, diese aus sechs Zeiten, jene aus vier, diese aus zwei Füßen abgeleitet haben. Wenn daher die Syzygie sich dadurch vom einzelnen Fuße unterscheidet, daß sich dort die ganzen Füße so zu einander verhalten, wie hier die Zeiten, so scheint daraus für die Periode geschlossen werden zu müssen, daß sich in ihr etwa die Syzygien in der Weise einander gegenüberstehen, wie in der Syzygie die Füße, und wir würden daher die periodischen Füße aus dem jambischen Geschlecht nicht aus der Zusammensetzung eines Jamben und drei Trochäen, oder eines Trochäen und drei Jamben, noch den Medius Jambus und Medius Trochäus aus der Umstellung von zwei Jamben und ebenso viel Trochäen ableiten, sondern wir würden überall nur die Composition des Bacchius mit der jambischen und trochäischen Dipodie und die der beiden Dipodien und Syzygien mit einander zu erkennen haben. Der erstgenannte Fall, die Verbindung des Bacchius in beiden Gestalten mit der trochäischen Syzygie findet sich denn auch in den vier möglichen Combinationen in der ersten Classe, die aus einem Jamben und drei Trochäen bestehen soll, der zweite die Composition des Bacchius mit der jambischen Syzygie, in den Fällen, wo ein Trochäus mit drei Jamben verbunden sein soll, die Verbindung der jambischen Syzygie mit der trochäischen im einfachen Bacchius ab Jambo und a Trochaeo, die von beiden Bacchien in dem Medius Jambus und Medius Trochaeus. Diese Auffassung der periodischen Füße wird noch dadurch bestätigt, daß der Scholiast des Hephästion (p. 120 ed. *Gaisf.*) auch die prosodiaci mit unter die periodischen Füße zählt. Die prosodiaci aber entstanden aus der Verbindung des Ionicus mit dem Bacchius, und eine Reihe von Füßen dieser Art würde grade die noch feh-

4) *Arist. Quinctil.* p. 40: *δάκτυλος κατὰ βακχεῖον τὸν ἀπὸ τροχαίου, ὃς γίνεται ἐκ τροχαίου θέσεως καὶ ἰάμβου ἄρσεως. δάκτυλος κατὰ βακχεῖον τὸν ἀπὸ ἰάμβου, ὃς ἐναντίως ἐσχημάτισται τῷ προειρημένῳ.* 5) Vergl. *Hermann.* elem. doctr. metr. p. 11. 6) cf. *Arist.* l. c. p. 39 und *Meib.* a. h. l. 7) cf. *Arist.* l. c. p. 37 sq. und Schol. ad *Pind.* Ol. IX, 10, wo der *ἴαμβος ἐπίτριτος* ein *τροχαῖος ἐπίτριτος* genannt wird und der Scholiast hinzufügt: *οἱ γὰρ τέσσαρες τροχαῖοι ἐπίτριτον καλοῦνται, ὡς οἱ τρεῖς ἡμιόλιον. περιόδικον δὲ διὰ τὸ μίσγεσθαι ἰάμβοις.* 8) cf. Schol. ad *Pind.* Ol. IV. ep. 9. Isthm. VII, 7. Nem. VI, 4. 9) cf. Schol. ad Ol. VIII, 1. IX, 10. Nem. IV, 10. X, 6. Isthm. I. ep. 6. III, 3. IV, 7. V, 9, wo dieser Fuß aber stets den Namen *τροχαῖος ἐπίτριτος* führt.

10) cf. Schol. ad *Pind.* Ol. II, 1. IV, ep. 8. (IX. ep. 8.) Pyth. V, 2. ep. 6. Ol. XIII, 5. II. ep. 6. 11) cf. Schol. ad *Pind.* Nem. VII, 4.

lenden Verbindungen der Syzygien ergänzen. Wir würden demgemäß noch folgende periodische Füße erhalten:

1) Den Ion. a min. mit dem Bacch. a Troch. ⏑⏑–––⏑⏑–
2) Den Ion. a min. mit dem Bacch. ab Jamb. ⏑⏑––⏑––⏑
3) Den Bacch. a Troch. mit dem Ion. a min. –⏑⏑–⏑⏑––
4) Den Bacch. ab Jamb. mit dem Ion. a min. ⏑––⏑⏑⏑––
5) Den Ion. a maj. mit dem Bacch. a Troch. ––⏑⏑–⏑⏑–
6) Den Ion. a maj. mit dem Bacch. ab Jamb. ––⏑⏑⏑––⏑
7) Den Bacch. a Troch. mit dem Ion. a maj. –⏑⏑–––⏑⏑
8) Den Bacch. ab Jamb. mit dem Ion. a maj. ⏑––⏑––⏑⏑

Man kann nicht mit Bestimmtheit behaupten, daß diese Füße sämmtlich in Gebrauch gewesen sind, aber von den meisten derselben wissen wir es gewiß [12]), von andern läßt es sich wenigstens vermuthen, da sie durchaus aus demselben Princip entstanden sind.

Die Classe der zwölfzeitigen periodischen Füße wäre somit erschöpft; ob es außerdem keine andern gab, läßt sich bezweifeln. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß man auch aus der Verbindung von drei Füßen eine Periode gebildet hat und ein Scholion zum Hephästion (S. 120) scheint dies zu bestätigen [13]). In diesem Falle würde aus den verschiedenen Combinationen einer jambischen und trochäischen Dipodie mit einem einzelnen Jambus oder Trochäus noch eine Reihe von Füßen hervorgehen, die man sich leicht von selbst ableiten kann, doch ist unsers Wissens weder von den Metrikern noch von den Rhythmikern irgend ein unzweifelhaftes Beispiel dieser Gattung angeführt [14]).

Was nun die Betonung angeht, so folgt aus dem Gesagten, daß man in der Periode die eine Syzygie in die Thesis, die andere in die Arsis stellte, ganz wie man in der Syzygie die einzelnen Füße, in dem Fuße die Moren betonte. In sofern entspricht also die zwölfzeitige Periode durchaus unserm 12/8-Takt, der sich dadurch vom 6/8-Takt unterscheidet, daß man die letzten sechs Achtel desselben sinken läßt und die ersten sechs betont, während man dort drei Achtel in der Senkung und ebenso viel in der Hebung hatte. Die prosodiaci dagegen enthalten eine Composition des 3/8-Taktes mit dem invertirten 6/8-Takt, von denen ebenfalls der eine in der Thesis, der andere in der Arsis befindlich ist. Die neunzeitigen periodischen Füße endlich würden, wenn es deren gab, unserm 9/8-Takt zu vergleichen sein, oder, nach griechischer Auffassungsweise, sechs Moren in der Hebung, drei in der Senkung haben.

Sämmtliche, so eben von uns genannte, Füße enthalten in Verbindung mit den Päonen und Epitriten das vollständige System der rhythmischen Füße oder Taktarten. Man ersieht daraus, daß die Griechen weder unter den Pyrrhichius herab getheilt haben, — und auch dieser wurde ebenso wenig fortgesetzt, wie in unserer Musik der 2/8-Takt — noch über die zwölfzeitigen periodischen Füße hinausgegangen sind, die ebenfalls unserer breitesten Taktart, dem 12/8-Takt, entsprechen. Aus dem päonischen und epitritischen Geschlecht scheinen sie keine syzygischen oder periodischen Füße abgeleitet zu haben.

Von allem diesen ist nun in unsere heutige Metrik wenig übergegangen, doch unterscheidet sich das Böckh'sche System dadurch zu seinem Vortheil von dem Hermannschen, daß es sich mehr der Überlieferung anschließt und nichts Wesentliches aufgenommen hat, was jener fremd ist. Hermann leitet bekanntlich die Grundmetra, welche der Ursprung aller andern sind, aus der Zusammenstellung von Längen und Kürzen ab, ohne die Verhältnisse, die man dadurch gewinnen kann, zu berücksichtigen, ja er geht sogar soweit, zu behaupten, daß auch eine Sylbe für sich oder zwei, die keinen Zusammenhang mit einander haben, gleichwol Rhythmus enthalten könnten [15]). Auf diese Weise geräth er in einen doppelten Widerspruch, einmal mit seiner eigenen Definition vom Rhythmus, welche voraussetzt, daß dieser nur in einer **Folge** von Zeiten bestehen könnte [16]), das andere Mal mit der Theorie der griechischen Rhythmiker, weil er in Folge dessen zu der Annahme von Füßen kommt, deren Existenz durchaus in Zweifel gezogen werden muß. Außer der Anakrusis und Basis nämlich, welche nicht selbständig sind und nur in Verbindung mit andern Rhythmen gefunden werden, unterscheidet Hermann drei verschiedene Gattungen von Füßen, erstens diejenigen, die aus ungleichen Zeittheilen zusammengesetzt sind, — und hieher rechnet er die Trochäen, Jamben, Cretici, Antispasten und Bacchien, da nämlich in dieser Reihe stets eine Kürze mit

12) Vergl. für 1) Ion. a min. mit dem Choriamb. in der Form des dimet. acat. die Schol. ad *Pind.* Ol. X, 3. XII, 3. XIII, 9. als dim. hyperc. anaklomenos Ol. IV, 1, trimet. catal. Ol. III, 5 ep. 3. X, 2. XII, 1. ep. 7. als trim. acat. Ol. X. 1. XII, 6. Nem. VIII, ep. 9. Isthm. IV, 1, 3. 5. ep. I. 6; für 2) Ion. a min. und Antispast. den trimet. catal. Ol. I. ep. 12; für 3) den Choriamb. und Ion. a min. als dim. acat. Ol. III. ep. 5. trim. brachycat. anakl. Ol. VI. ep. 14. trim. cat. VIII, 6. Pyth. IV. ep. 6. trim. acat. Ol. VI. 3. Isthm. II. ep. 8; für 5) Ion. a maj. und Chor. dim. acat. Ol. III, 2. VI. 2. ep. 2. 9, 11. VII, 2, 7. ep. 7. XI, 5. Pyth. VII, 4. XII, 1. 2, 4. 5, 8, 9. Nem. VI, 11. ep. 4. VIII, ep. 1. Isthm. I, 5. ep. 10. III. ep. 1, 9. cf. *Hephaest.* p. 84. dim. hypercat. Ol. III, 4. IV. ep. 4. VI, 9. VIII, 5. XII, 8. ep. 5. trim. brachycat. Ol. XI. ep. 7. trim. acat. Ol. III, 3. VII. ep. 2. VIII. ep. 1, 9. XI. ep. 2; für 7) Choriamb. und Ion. a maj. trim. brach. Pyth. II, 8. Nem. II, 8. cf. *Arist. Quinctil.* p. 39; für 8) *Arist.* l. c. Es fehlen somit nur die Belege für 4) den Antispasten mit dem Ion. a min. und 6) den Ion. a maj. und Antispasten. Beiweitem am häufigsten sind die Verbindungen der Ionici mit Choriamben, für welche man bei Pindar noch vergleichen kann Ol. XIV. β. 7. Pyth. I. ep. 3. 14. Nem. V. ep. 10. VIII. 5. ep. 3, 7. X, 3, 5. Isthm. I, 2, 4. Nem. IX, 8. X, 8. Isthm. I, 3, 6. ep. 7; desgleichen Ol. XIII, 10. ep. 1. Pyth. I, 11. III, 4. ep. 11. IV. ep. 8. Nem. V. ep. 5. Isthm. II, 1. Pyth. I, 6. ep. 7. IX. ep. 1. Isthm. II. ep. 2. Nem. III, 12. Pyth. X, 4. 13) Der Scholiast sagt: *περίοδός ἐστι ποδικὴ ἐν τρισὶ ποσὶ καταρίθμησις· ὥσπερ γὰρ τὸ μὲν δακτυλικὸν ὑπὸ ποδὸς μετρεῖται, τὰ δὲ ὑπὸ συζυγίας τουτέστι δύο ποδῶν ἁπλῶν, οὕτω καὶ ὑπὸ περιόδου, τουτέστι, τριῶν ποδῶν.* 14) Allerdings nennt Aristides Quinctilianus (p. 39) einen achtzeitigen prosodiacus, der aus dem Pyrrhichius, Jambus und Trochäus bestehen soll, doch ist seine Erklärung dieses Fußes ebenso zweifelhaft, wie die des eilfzeitigen prosodiacus, der außer den genannten Rhythmen noch einen Jambus zum Schluß haben soll.

15) Vergl. Elem. doctr. metr. L. I. cap. 3. segm. 2. Lib. II. cap. de arsi nuda et basi. 16) Ib. Lib. I. cap. 1. Numerum, quem Graeci *ῥυθμὸν* vocant, ordinata successione temporum contineri, apertum est et ab omnibus concessum.

einer oder zwei folgenden Längen zu verbinden ist [17]); zweitens die aus gleichen Zeittheilen zusammengesetzt sind, — die Daktylen, Anapästen, Choriamben und Ionici, in denen zwei Kürzen einer oder zwei Längen gegenüberstehen [18]), — drittens solche, in denen die Anzahl der Kürzen die der Längen überwiegt, — die päonischen und parapäonischen Metra, welche die Gegenüberstellung von drei Kürzen gegen eine oder zwei Längen haben [19]). Man ersieht hieraus sehr leicht, daß die systematische Production keineswegs in sich geschlossen ist. Man würde mit demselben Rechte auch noch vier, fünf und mehr Kürzen mit einer oder zwei Längen, und umgekehrt mehre Längen mit wenigeren Kürzen verbinden können, und eine solche Reihenbildung könnte ins Unendliche gehen. Trotz dem erschöpfen die von Hermann angenommenen Füße auf der einen Seite nicht einmal die uns überlieferten und geben uns auf der anderen in den drei aufgestellten Reihen doch schon zu viel. Es fehlen nämlich aus der Zahl rhythmischer Füße, die die Griechen annahmen, der zweite und dritte Päon und die Epitriten; es sind dagegen drei neue angenommen, für die Hermann die Namen **strophus, dasius und symplectus** erfunden hat [20]), und welche den Griechen unbekannt sein mußten, da sie nicht aus den harmonischen Grundverhältnissen abgeleitet werden konnten.

Soweit läßt sich die Hermann'sche Theorie der Metrik mit der griechischen Rhythmik in Beziehung auf die podische Entstehung der Füße vergleichen. Die syzygische und periodische Classe fehlen gänzlich, denn der Choriamb, welcher, nach der Überlieferung der Griechen aus dem Choreios und Iambos abgeleitet ist, und dies negativ dadurch bekundet, daß er die beiden Kürzen in der Mitte nicht zusammenziehen kann, weil sie zwei verschiedenen Füßen angehörten, ist von Hermann zum daktylischen Numerus gezogen [21]), dem **Bacchius ab Jambo** (dem Antispasten der Metriker) hat er mindestens seine Fortsetzbarkeit und somit eine selbständige Existenz abgesprochen [22]), (die Verse, welche die Alten für antispastisch hielten, sind in der neueren Theorie für Zusammensetzungen einer choriambischen Reihe mit der Basis erklärt worden) und die Ionici, welche Hermann zwar aus dem daktylischen Geschlecht ableitet, bilden bei ihm keine höhere Classe, sondern werden nur durch Umstellung der Längen und Kürzen aus dem Choriamben gewonnen [23]). Von den periodischen Füßen, im Sinne der Alten, findet man nicht einmal eine historische Notiz. Sie waren dadurch, daß man die Syzygie, ihrem Wesen nach, aufgehoben hatte, in ihrer Entstehung unmöglich gemacht.

Statt dessen ist der Begriff der Periode aber auf die metrische Reihe übertragen worden, welche ganz eigentlich ein Product der neueren Metrik genannt werden muß, da die Alten nichts dieser Art kannten. Hermann unterscheidet nämlich die einfachen und periodischen Reihen so von einander, daß die ersteren nur einen **ictus** hätten, welche entweder aus einer **arsis nuda**, oder aus einer **arsis und thesis** bestehen, wogegen die periodischen Reihen aus der Wiederholung einer einfachen Reihe zusammengesetzt sind [24]). Von jeder Art gibt es drei Classen. Die einfachen Reihen bestehen entweder aus einer bloßen Arsis, die auf einer langen oder kurzen Sylbe ruhen kann, oder aus Arsis und Thesis, welche aus lauter Längen oder lauter Kürzen zusammengesetzt sind, oder endlich aus einer Arsis aus Längen und einer Thesis aus Kürzen, in welchem Falle aufsteigende Reihen entstehen können, da sich die Kraft des **ictus** mit jeder neuen Länge steigert und deshalb auch mehre darauf folgende Kürzen hervorbringen kann. Die drei periodischen Reihen dagegen bestehen erstens aus der Wiederholung der bloßen Arsis, die sich entweder mit gleicher oder abnehmender Kraft verdoppeln kann, zweitens aus der Wiederholung der Arsis mit ihrer Thesis, sodaß beide aus gleichen Zeittheilen bestehen können, drittens aus der Folge von ungleichen einfachen Reihen, in denen die Vervielfältigung des **ictus** zugleich eine Schwächung desselben hervorbringt, sodaß abnehmende Reihen entstehen.

Wir brauchen nicht aufs Neue auf den Widerspruch aufmerksam zu machen, in den diese Theorie mit sich selbst verfällt, indem sie behauptet, daß eine Reihe von Zeittheilen auch in einer einzigen Sylbe bestehen könnte, noch darauf, daß sie von Ursachen spricht, die keine Wirkung haben, sondern sich, wie in der ersten periodischen Reihe, ohne Weiteres wiederholen; nur darauf wollen wir hindeuten, welch ein Unterschied in dem Begriff eines periodischen Fußes mit dem einer periodischen Reihe stattfindet. Ein periodischer Fuß entsteht seiner Natur nach aus der Zusammensetzung von rhythmischen Verhältnissen und die Grundelemente des Rhythmus bauen sich in ihm zu einem symmetrischen Ganzen auf, welches, wie die kleinste rhythmische Größe, doch nur Eine Thesis und Eine Arsis hat: in der periodischen Reihe dagegen breitet sich eine unbestimmte Kraft mit ihrer Wirkung in völlig willkürlicher Weise durch Wiederholung aus. Während dort Beziehung der einzelnen Theile auf einander und aller Theile auf das Ganze ist, findet hier nur eine Folge statt, in welcher die Alten selbst niemals Rhythmus gefunden haben würden. Denn ohne durchgehendes Verhältniß gibt es, nach der Behauptung der griechischen, wie der teutschen Musiker, keinen Rhythmus und eine Reihe, wie die abnehmende, die aus einem Päon, Daktylus und Jambus zusammengesetzt ist, wäre nach diesen Begriffen ein Unding [25]). Die Wiederholung von meh-

17) Elem. doctr. metr. Lib. II. cap. 4. 18) Ib. c. 24. 19) Ib. c. 41. 20) Ib. c. 41. segm. 2 sq. 21) Ib. c. 36. 22) Ib. c. 20. 23) Ib. c. 37. 38.

24) Elem. doctr. metr. Lib. I. cap. 3 de ordinibus. 25) Aristides Quinctilianus führt zwar (p. 39) Füße an, die aus der Vermischung verschiedener rhythmischer Geschlechter hervorgegangen sein sollen und unter denen sich der grosse Dochmius befindet aus dem Jambus, Daktylus und Päon, doch stehen diese Füße ganz einzeln da und wurden, soweit uns bekannt ist, zur Erklärung der Gedichte niemals in Anwendung gebracht, woher man seine Auffassung der Sache wol, wie bei den periodici, bezweifeln kann. Die einzige, geringe Abweichung, welche sich die Griechen von dem so eben ausgesprochenen Princip einer strengen Einheit gestattet haben,

ten gleichartigen Füßen, wie sie in der zweiten Classe aufgestellt ist, würde allerdings von dieser Seite nichts gegen sich haben, aber im Sinne der Alten keine periodische genannt werden können.

Böckh hat sich um die Metrik das Verdienst errungen, daß er diese Wissenschaft ihrem Ursprunge näher führte und namentlich die metaphysische Seite der Hermann'schen Metrik mit siegreichen Waffen bekämpfte. Da er von dem Princip ausgeht, auf welches auch die alte Rhythmik fußte, daß nämlich der Rhythmus wesentlich auf dem Verhältniß der Zeittheile gegen einander beruht, so war somit den Reihen, die nur aus einer Sylbe bestehen, und den Ursachen ohne Wirkung, wie manchen anderen Undingen, ein Ende gemacht. Auch der strophus, dasius und symplectus konnten in einem System keine Stelle finden, welches es sich zum Gesetze machte, nichts anzunehmen, was mit der Überlieferung in offenbarem Widerspruche stände. Böckh nimmt daher, nach dem Vorgange der griechischen Rhythmiker, drei Geschlechter, das jambische, daktylische und päonische, an, aus denen er die einzelnen Füße ableitet; von dem, was die Alten in dieser Wissenschaft gelehrt haben, ist auch dann, wenn er ihre Meinungen nicht theilt, in seiner Schrift de metris Pindari Nachricht gegeben, wo sich auch p. 26 eine Aufzählung der periodischen Füße befindet. Trotz dem aber ist auch er nicht über die Annahme von podischen Füßen hinausgegangen. Die Syzygie wird ihrem Wesen nach dadurch aufgehoben, daß er jede ursprüngliche Länge für eine Arsis, jede Kürze für eine Thesis (im neueren Sinne des Wortes) erklärt, denn dies ist gegen die Auffassungsweise der Alten, welche die Syzygie nicht nach Zeittheilen, sondern nach Füßen maßen, wie auch wir noch heute den 6/8-Takt als einen zweitheiligen Takt betrachten und nach guten und schlechten Munoz Takttheilen, nicht nach einzelnen Achteln messen. Hierdurch indessen bewogen, erklärt Böckh das Zusammentreffen zweier Längen, wie das von zwei Kürzen für arrhythmisch. In dem letzteren Falle läßt er eine Entschuldigung gelten, weil die Arrhythmie einen kraftvollen Klang hätte, wogegen der zweite von ihm verworfen wird. Auf diese Weise ist der Jonicus gerettet, der Antispast wird wenigstens in Ausnahmsfällen gestattet, wenn schon auch Böckh die Fortsetzbarkeit dieses Rhythmus leugnet; der Choriamb endlich wird für daktylisch erklärt, um nicht die beiden Kürzen auf verschieden ihnen entgegenstehende Längen beziehen zu müssen, sodaß in der That eine kraftlose Arrhythmie entstände. Unter solchen Umständen ist natürlich die Entstehung von periodischen Füßen unmöglich. Wo keine Syzygie existirt, sondern jede ursprüngliche Länge als Arsis, jede Kürze als Thesis betrachtet wird, ist ein steigendes Tonverhältniß, welches die Hebung und Senkung sogar auf ganze Syzygien ausdehnt, nicht zu begründen.

Ganz denselben Fortschritt bemerkt man im Böckh'schen System bei der Erklärung einer rhythmischen Reihe. Nach Hermann's Definition fällt die einfache rhythmische Reihe großentheils mit dem Begriffe des Fußes zusammen. Die Verbindung von Arsis und Thesis, sie mag nun aus Längen oder Kürzen bestehen, gibt nur den Fuß, von dem Hermann freilich den Rhythmus trennt, indem er dies Wort nur im Sinne der Metriker gebraucht[26]). Bei Böckh gibt es keine sogenannten periodischen Reihen, sondern die Reihe selbst ist das, was Hermann in den meisten Fällen eine Periode nennen würde, eine stetige Verbindung von einzelnen Füßen[27]). Allerdings ist der Inhalt derselben völlig unbestimmt, sie kann aus steigenden, sinkenden und gleichartigen Füßen bestehen, aber eine strengere Definition läßt sich auch von einem so allgemeinen, viel umfassenden Begriffe nicht erwarten.

Wir haben bis dahin nur von der eigenthümlichen Bedeutung der Periode gehandelt, welche dieselbe im System der griechischen Rhythmik hatte. Das Wort wird von den Metrikern noch in einem allgemeineren Sinne gebraucht. So nennt Hephästion die *συστήματα κατὰ σχέσιν κατὰ περικοπὴν ἀνομοιομερῆ* solche Gedichte, in denen die größeren Abschnitte einander gleich wären, wogegen die Unterabtheilungen, welche er mit dem Namen von Perioden bezeichnet, sich nicht mehr entsprächen. Hier wird offenbar unter der Periode ein Complexus von einzelnen Kolis verstanden, die zusammen ein Ganzes ausmachen, und nach der Anzahl derselben nannte man ein Gedicht ein dyadisches, triadisches, tetradisches etc.[28]). Zu dieser Auslegung des Wortes paßt denn auch die Definition der Periode, welche ein Scholiast bei Hephästion zu S. 120, 10 gibt, indem er sagt: die Periode ist eine Zusammenfassung von mehren Kolis (*περίοδος ἡ ἐκ διαφόρων κώλων περικοπή*). Als Beispiel dazu führt er, freilich etwas ungeschickt, ein Epigramm des Simonides an, welches aus einem daktylischen Hexameter, dem Pentameter und einem jambischen Trimeter zusammengesetzt ist. Soviel sich aus den Worten des Hephästion a. a. O. schließen läßt, würde man unter einer Periode nur eine Abtheilung in einem Gedichte zu verstehen haben.

Endlich findet sich der Name noch in einer dritten Bedeutung und ist dann auf den Charakter eines Metrums zu beziehen. Der Vers, mit welchem Pindar's zweite olympische Ode beginnt, ein simplex Bacchius ab Jambo, (⏑–⏑––⏑–⏑) soll deshalb, wie ein Scholiast

---

ist die Verbindung des Jonicus mit der trochäischen und jambischen Syzygie und dem Choriamben, wo stets der 3/4-Takt dem 6/8-Takt gegenübertritt.

26) Klem. doctr. metr. Lib. I. cap. 4. segm. 2: Pes a musicis et rhythmicis, plerumque etiam a metricis (?) ita dicitur, ut non solam temporum comparationem, sed etiam, qui in iis temporibus numerus inest, spectent. Nos, de numeris ordinum appellationem usurpantes, pedem vocamus solam temporum comparationem absque numero. Richtiger hätte Hermann wol sagen müssen: solam syllabarum comparationem, da er die Füße der Metriker auch als die seinigen anführt. 27) cf. de metris Pind. cap. X. 28) *Heph.* p. 114: *Τὰ δὲ κατὰ περικοπὴν ἀνομοιομερῆ τὰς περικοπὰς ὁμοίας ἀλλήλαις ἔχει· τὰς δὲ ἐν ταῖς περικοπαῖς περιόδους ἀνομοίους· καλεῖται δὲ, τὰ μὲν δυαδικά, ὅσα δύο τὰς ἐν τῇ περικοπῇ περιόδους ἔχει· τὰ δὲ τριαδικά, ὅσα τρεῖς· τὰ δὲ τετραδικά, ὅσα τέσσαρες· καὶ ἐπὶ τῶν ἑξῆς κατὰ τὸν αὐτὸν λόγον.*

zu dieser Stelle bemerkt, ein periodischer genannt worden sein, weil das Metrum in sich eine gewisse Wiederkehr hätte [29]). Wenn schon nun dies auf den vorliegenden Fall nicht besonders paßt, so ist doch der Name eines periodischen Verses in der angegebenen Bedeutung von den Metrikern gebraucht worden. Man bezeichnete nämlich diejenige Form des daktylischen Hexameters, in welcher die regelmäßige Wiederkehr eines Dimeters, aus Daktylus und Spondeus bestehend, stattfand, mit dem Beinamen der periodischen. Der Scholiast des Hephästion [30]), dem wir diese Notiz verdanken, führt als Beispiel dafür an (*Hom*. Il. I, 2):

οὐλομένην, ἣ μυρί' Ἀχαιοῖς ἄλγε' ἔθηκεν.

In diesen drei Beziehungen, hinsichts der rhythmischen Bildung der Füße, der Abtheilung eines Gedichtes und des Charakters eines Verses, ist das Wort (ἡ περίοδος) seiner ursprünglichen Bedeutung gemäß gebraucht, wenn schon es von verschiedenen Seiten aufgefaßt ist. Wenn uns dagegen ein Scholiast zu Pindar (Ol. II, 1) sagt, daß eine jede Zusammenstellung von mehr als vier Sylben von den Metrikern ebenfalls eine Periode genannt worden sei [31]), oder wenn Marius Victorinus erzählt, daß ein jeder Vers, der mehr als sechs Füße hätte, ein periodischer genannt worden wäre [32]), so muß dies von Vorn herein Bedenken erregen. In dem Worte selbst liegt offenbar der Gedanke einer gewissen Rundung, und es bezeichnet unter allen Umständen etwas Abgeschlossenes. Wie sollte man also darauf gekommen sein, damit gewisse Dinge zu bezeichnen, die über das Maß hinausgehen? — Wenigstens würde dies nur zu einer Zeit haben geschehen können, wo man das ursprüngliche Verständniß des Wortes nicht mehr hatte und dasselbe daher misbrauchte. Übrigens stehen auch jene Notizen so sehr vereinzelt, daß man keine Beispiele für diese Behauptungen anführen kann.

5) Rhetorische. Der Begriff der Periode, sofern man denselben auf gewisse Abschnitte der Rede anwendet, ist von den Griechen und Römern nicht, wie bei uns, der Grammatik, sondern der Rhetorik überwiesen und durch dieselbe festgestellt worden. Bei ihnen genügte es der grammatischen Forschung, die Formenlehre und die Syntax, sofern man unter der letzteren die Rection und Construction versteht, zu umfassen; Alles, was die größern Verhältnisse der zusammenhängenden Rede angeht, die Trennung und Anordnung der einzelnen Sätze, überließen sie der Rhetorik als ein eigenthümliches Feld. Diese Wissenschaft hatte es daher nicht mehr mit den Wort-, sondern mit den Redeformen zu thun und war somit ebenso wesentlich von der Grammatik verschieden, wie es noch heute die Stylistik ist. Es könnte nun freilich scheinen, als ob man nicht wohl gethan hätte, wenn man zwei so innig mit einander verbundene Dinge trennte und die Satzverbindung aus einem andern Gesichtspunkte betrachtete, wie die Wortverbindung, aber wenn anders die Sprache nicht nur grammatisch, sondern auch logisch zu behandeln ist, so wird man eingestehen müssen, daß es in diesem Punkte, in der Lehre von den Sätzen, wird geschehen müssen. Außerdem aber verhinderte auch eine den Alten tief eingewurzelte Eigenthümlichkeit, daß nicht beide Wissenschaften, Rhetorik und Grammatik, in Grenzstreitigkeiten geriethen und man, wie es heute mit dem Begriff der Periode geschieht, nicht wußte, wohin man sich wenden sollte, um Auskunft darüber zu erhalten. Dies war jener unbewußte Takt, vermöge dessen sie niemals Dinge zu begründen suchten, die sich nicht auf irgend eine Weise sinnlich wahrnehmbar darstellten. Es gab für sie kein Geistiges, das sich nicht irgendwie verkörperte, ja ihre ganze Wissenschaft war nur eine Hermeneutik der sinnlichen Welt. Dies auf die vorliegende Aufgabe angewandt, so konnte es nicht zweifelhaft sein, wodurch sich die Redeformen in Schrift und Sprache manifestirten, und die rhetorische Betrachtung hatte es somit mit ganz andern Dingen zu thun, als die grammatische. Während diese nämlich wesentlich die Wortformen und die Verbindung oder Folge der Worte zu erläutern strebte und daher auf die Wortarten, oder, wie man sie misbräuchlich nennt, die Redetheile basirt war, so hatte es die Rhetorik mit der Satzlehre und dem sogenannten Periodenbau zu thun. War dort die Wortform und Stellung zu erörtern, so galt es hier die Redeform und den Ausdruck derselben, die Interpunktion ist es, durch welche wir in der Schrift das Verhältniß der einzelnen Sätze zu einander bezeichnen, und die durch sie angedeuteten Pausen und Abschnitte geben der Rede jene Eintheilung und Gliederung, die zum richtigen Verständniß unumgänglich nothwendig ist und zur Harmonie zwischen Denken und Sprechen wesentlich beiträgt.

Von diesem Standpunkte aus muß man die Definitionen betrachten, welche die ältern Rhetoren von der Periode geben, und dabei die zu ihrer Zeit übliche Interpunktion vor Augen haben, wenn man sie nicht als sehr oberflächlich und zum Theil unpassend verwerfen will. „Die Periode" sagt Aristoteles (Rhet. l. III. c. 9) „nenne ich eine Rede, die Anfang und Ende in sich hat und eine übersehbare Länge [33])." „Die Periode," sagt er fer-

29) Schol. ad *Pind*. Ol. II, 1: *Περιοδικὸν δὲ λέγεται, διότι περιοδεύει τὸ μέτρον, ὡς γίνεσθαι τὸ ἀπ' ἀρχῆς ὅμοιον τῷ ἀπὸ τέλους.* 30) p. 178: *Περιοδικὸν δέ ἐστι, τὸ ἔχον ἕνα δάκτυλον καὶ ἕνα σπονδεῖον.* 31) Schol. ad *Pind*. Ol. II, 1: *Καλεῖται δὲ περιοδικόν, ὅτι οὐκ ἐστὶ μέτρου τι εἶδος ἢ ἰαμβικοῦ ἢ τροχαϊκοῦ ἢ ἑτέρου τινός, ἀλλ' ἁπλῶς περίοδος καλεῖται τὸ ὑπεράνω τῶν τεσσάρων συλλαβῶν σύστημα· μέχρι γὰρ τεσσάρων συλλαβῶν γνώριμοι οἱ πόδες, τὸ δὲ πλέον περίοδος.* 32) *Mar. Vict*. p. 2498 ed. *Putzsch*. *Περίοδος* dicitur omnis hexametri versus modum excedens, unde ea, quae modum et mensuram habent, metra dicta sunt. Subsistit autem ex commate, colis et versibus. Die ganze Stelle ist überaus confus und vielleicht nicht einmal durchweg kritisch sicher. Mar. Vict. beginnt nämlich seine Definition mit den Worten: Periodus, quae Latina interpretatione circuitus vel ambitus vocatur, id est, compositio pedum trium, vel quatuor, vel complurium similium atque absimilium, ad id rediens, unde exordium sumsit, sicuti temporis lustrum, vel sacrorum trieterici, vel in poematibus, quando non versus omni metri genere (?) panguntur, sed ex variis versibus carmen omne compositum per circuitum quendam ad ordinem suum decurrit.

33) *Λέγω δὲ περίοδον λέξιν ἔχουσαν ἀρχὴν καὶ τελευτὴν αὐτὴν καθ' αὑτὴν καὶ μέγεθος εὐσύνοπτον.*

ner „muß mit dem Gedanken zugleich beschlossen und nicht unterbrochen werden [34]." „Die Periode," sagt Hermogenes „enthält den Abschluß und die Rundung des Gedankens [35]." „Die Periode," heißt es an einer andern Stelle, „ist die nothwendige Vollendung und gewissermaßen der Schluß des Gedankens [36]." Aus diesen Definitionen und Umschreibungen ist soviel ersichtlich, daß die Alten als das Eigenthümliche der Periode ihre Abgeschlossenheit und Selbständigkeit betrachteten, und wenn man nach der äußerlichen Bezeichnung eines solchen Abschnittes durch die Schrift fragt, so würde sich am besten das Punktum, die *τελεία στιγμή*, als das Zeichen für die Vollendung der Periode angeben lassen. Alles, was man nach griechischer Schreibart zwischen zwei Punkte gesetzt findet, bildet, es mag größern oder geringern Umfang haben, eine Periode [37]). Dies wird noch evidenter, wenn man die Unterabtheilungen derselben näher betrachtet. Aristoteles und die ältern Rhetoren kennen nur ihrer zwei, das *κόμμα* und das *κῶλον*, und andere Abschnitte bezeichnete man auch zu ihrer Zeit nicht durch die Schrift. Sie unterschieden daher die getheilte Periode von der ungetheilten und nannten die letztere eine *περίοδος μονόκωλος* [38]). Demetrius *περὶ ἑρμηνείας*, der nur die erstere berücksichtigt und der Meinung ist, daß eine Periode wenigstens zwei Glieder haben müßte, gibt daher die Definition: „Die Periode ist eine Zusammenstellung passender Kola oder Kommata, die den zu Grunde liegenden Gedanken abschließt [39]). Der Unterschied der Kola und Kommata von der Periode liegt demnach nicht in der äußern Beschaffenheit, noch in der Ausdehnung, sondern in der Unselbständigkeit. Ein Gedanke, der nicht eine absolute, selbständige Form hat, ist nicht im Stande eine Periode zu bilden, und von dieser Seite betrachtet, lassen sich die Kola und Kommata mit den Nebensätzen unserer Grammatik gleichstellen, die Perioden mit den Hauptsätzen, nur darf man nicht vergessen, daß auch aus mehren unselbständigen Sätzen, die mit einander in Korrelation stehen, ein selbständiges Ganze gebildet wird, welches ebenfalls als solches den Namen einer Periode hat, wie denn überhaupt die Kola und Kommata nicht neben, sondern in der Periode und durch dieselbe existiren.

Die teutsche Grammatik erhielt den Namen der Periode von der griechischen und hat ihn demgemäß in ihr System aufgenommen, aber er behauptet bis zu diesem Augenblick noch keine feste Stelle darin. Am meisten war der Begriff des Satzes, den die alte Grammatik nicht kannte, im Wege, um den der Periode zur Anwendung zu bringen. Beide stimmen in vielen Fällen überein, sind aber im Grunde doch sehr von einander verschiedn. Den Satz könnte man, im Gegensatz zu dem vereinzelten Worte, welches nur eine Vorstellung zu enthalten pflegt, den Ausdruck eines Gedankens nennen, aber dabei ist gar nicht darauf Rücksicht zu nehmen, ob der zu Grunde liegende Gedanke die Form der Selbständigkeit hat oder nicht; es gibt abhängige und unabhängige Sätze. Man würde daher vielleicht am besten gethan haben, die Periode einen unabhängigen Satz zu nennen, wenigstens kommt dies der ursprünglichen Bedeutung des Wortes am nächsten. Man zog es indessen vor, nach dem Beispiel des Demetrius, das Wesen der Periode mehr in der Zusammensetzung zu suchen und sie dem einfachen Satze gegenüberzustellen. Sehr mechanisch erklärte noch Adelung die Periode für „einen bis zu einer gewissen Länge erweiterten Satz." Bestimmter und besser sprach sich Herling darüber aus, indem er in seinem ersten Cursus eines wissenschaftlichen Unterrichts in der teutschen Sprache §. 8. sagt: „Eine Verbindung mehrer Sätze zu einem Satzganzen heißt eine Periode in der weiteren Bedeutung." Dasselbe meint Schmitthenner, der sie in seiner Grammatik (2. Th. S. 142) „ein einheitliches Ganze mehrer Sätze" nennt. In einem viel speciellern Sinne gebraucht dagegen K. F. Becker das Wort, indem er in seiner ausführlichen Grammatik (3. Th. S. 85. §. 302) sagt: „Die Periode ist die Verbindung von zwei einander logisch untergeordneten Urtheilen zu Einem Gedanken." „Demnächst," fügt er hinzu, „können nur Sätze, die mit einander in einem causalen oder causal-adversativen Verhältniß stehen, als Vordersatz und Nachsatz angesehen werden." An einer andern Stelle heißt es: „drei und vielgliedrige Perioden müssen als unorganische Gebilde, Afterformen angesehen werden. Eine Periode kann nur dann gebildet werden, indem das eine Glied als ein Adverbialsatz mit dem andern als dem Hauptsatze verbunden wird." Der Mangel an Übereinstimmung und das Schwankende in diesen Erklärungen hat denn endlich den neuesten Schriftsteller über diesen Gegenstand, J. A. W. L. Lehmann dahin vermocht, in seinem allgemeinen Mechanismus des Periodenbaues (§. 10) die Erklärung zu geben: „die Periode ist ein Satz oder eine Verbindung von Sätzen, welcher, oder welche ein für sich allein bestehendes Ganze ausmacht." Hierin erkennt man deutlich die Rückkehr zu dem ursprünglichen Gebrauche des Wortes und dieser würde ohne Zweifel wieder in seine volle Kraft treten, wenn unsre Grammatiker sich über die Definition des Satzes verständigt hätten und allgemein zu der Erkenntniß gekommen wären, daß derselbe, seinem Wesen nach, ebenso gut abhängig, wie unabhängig, einfach wie zusammengesetzt sein kann.

Was das Verhältniß der Glieder zu einander und den Bau der Periode angeht, so hat Aristoteles darüber nur einige Andeutungen gegeben. Er macht die Bemerkung, daß die Rede in den Kolis zum Theil nur gesondert, zum Theil adversativ wäre [40]). Wenn schon damit

34) *Δεῖ τὴν περίοδον καὶ τῇ διανοίᾳ τετελειῶσθαι καὶ μὴ διακόπτεσθαι.* 35) *Περίοδός ἐστιν ἡ ἀπαρτίζουσα τὸ ἐπιχείρημα καὶ συνάγουσα.* 36) *Περίοδός ἐστιν ἡ τοῦ ὅλου ἐπιχειρήματος ἀναγκαστικὴ σύνοδος καὶ κλεῖς τρόπον τινά.* 37) Ganz wörtlich stimmt daher auch Dionysius Thrax in seiner Grammatik, wenn er §. 4 sagt: *Ἡ τελεία στιγμή ἐστι διανοίας ἀπηρτισμένης σημεῖον.* 38) *Aristot.* l. c. *Περίοδος ἡ μὲν ἐν κώλοις, ἡ δ' ἀφελής. ἔστι δὲ ἐν κώλοις λέξις, ἡ τετελειωμένη τε καὶ διῃρημένη καὶ εὐανάπνευστος. κῶλον δ' ἐστὶν ἕτερον μόριον ταύτης. ἀφελῆ δὲ λέγω τὴν μονόκωλον.* 39) c. 10: *Ἔστι γὰρ περίοδος σύστημα ἐκ κώλων ἢ κομμάτων εὐκαταστρόφων, πρὸς τὴν διάνοιαν τὴν ὑποκειμένην ἀπηρτισμένον.*

40) Rhet. III, 9: *Τῆς δὲ ἐν κώλοις λέξεως ἡ μὲν διῃρημένη ἐστίν, ἡ δὲ ἀντικειμένη.*

allerdings die hervorstechendsten Unterschiede bezeichnet sind, so ist die Sache freilich doch noch lange nicht erschöpft. Ausführlicher hat Hermogenes über die περίοδος δίκωλος, τρίκωλος und τετράκωλος, (denn weiter pflegte man nicht zu gehen)[41]), gesprochen, doch bleibt seine Betrachtung dem Gegenstande noch immer sehr fern[42]). Cicero und Quinctilian[43]), mit den sonstigen Rhetoren, sind diesem Wege gefolgt und haben allesammt nicht den ihnen eigenthümlichen Standpunkt verlassen, von welchem aus sie hauptsächlich nur dem Redner mit ihren Vorschriften über die Periode an die Hand zu gehen suchten und ihn vor Dunkelheit, oder Verletzung des richtigen Maßes warnten. In neuerer Zeit hat auch Dissen in seiner Abhandlung de structura periodorum oratoria, die seiner Ausgabe des Demosthenes de corona vorausgeschickt ist, manche fruchtreiche Bemerkung auf diesem Felde gemacht. Dies Alles indessen geht, wie gesagt, nur eine, und zwar eine sehr beschränkte Gattung der Literatur an. Eine umfassendere Behandlungsweise dieses Gegenstandes versuchte Demetrius (περὶ ἑρμηνείας), indem er die Form oder richtiger den Charakter der Periode nach drei verschiedenen Stylarten betrachtete. Er unterscheidet dabei die historische, dialogische und rhetorische Periode, und versucht, mit wenig Worten ihre Eigenthümlichkeit zu beschreiben. Bei den heutigen Schriftstellern ist die Periode mehr ein Gegenstand grammatischer als stylistischer Forschung geworden. Das Satzverhältniß, aus dem sie entsteht, ist fast ihr ausschließliches Augenmerk, und wie die älteren Rhetoren darauf ausgingen, dem Redner gewisse Vorschriften für den Periodenbau zu überliefern, so ist bei unsern Grammatikern das allgemein Mustergültige der Punkt, auf den sie hinweisen.

Es kann freilich nicht fehlen, daß dabei, vom grammatischen Standpunkte aus, mancherlei als Mangel erscheint, was sich vom stylistischen aus sogar als Vorzug vertheidigen läßt. Becker z. B. hat in seiner ausführlichen Grammatik viele Periodenformen bei unsern besten Schriftstellern getadelt, weil sie nicht musterhaft und für alle Fälle anwendbar sind, aber um sie überhaupt zu verwerfen, müßte man zeigen, daß sie an der betreffenden Stelle unpassend sind oder der Tendenz des Autors widersprechen; und dies möchte sich von den meisten nicht behaupten lassen. Die Tendenz des Autors aber ist es allein, die über die Zulässigkeit einer bestimmten Redeform zu entscheiden hat. Die Angemessenheit der Rede, das höchste Ziel der Sprechenden, besteht nicht nur in der Wahl der einzelnen Ausdrücke und ihrer äußern Stellung, sondern ebenso sehr in den größern Formen der Rede und in den Abschnitten derselben. In ihnen hört man den Pulsschlag des geistigen Lebens, der nicht unter allen Umständen ein ruhiger ist noch sein soll. Durch den Periodenbau unterscheiden sich Völker und Individuen. Die epigrammatische Kürze der Franzosen, die träge Brachylogie der Engländer, der klangvolle Wortreichthum der Italiener, die gemüthliche Breite der Teutschen, mit einem Wort, die Eigenthümlichkeit eines jeden Volkes, ja die eines jeden Schriftstellers findet man darin ausgeprägt. Le style c'est l'homme. Bei den Alten ist dies vielleicht noch weniger der Fall, wie bei uns, da jene mehr nach einer kunstgemäßen Ausbildung ihrer Schriftsprache strebten, aber bei den Neuern findet man, zu Folge ihrer Unbefangenheit, nichts so Charakteristisches, wie den Periodenbau. Von dieser Seite wird die Periode jedenfalls noch zu betrachten sein, ehe man eine erschöpfende Untersuchung dieses schwierigen Gegenstandes beginnt.

(*Geppert.*)

6) Periode der Bewegung, der Krankheit, s. Periodicität und Krankheit.

Periodeutes, s. Griechische Kirche.

PERIODICITÄT (Periodische Bewegung). Keine Bewegung in der ganzen Natur kann als eine durchaus gleichförmige betrachtet werden, auch kann man sich keine Bewegung durch Ruhe unterbrochen denken, sondern man muß annehmen, daß sich alle Bewegung „auf und ab, und hin und her" (Goethe im Faust) richtet. In dieser verschiedenen Richtung der Bewegungen ist ihre Periodicität begründet. Seit man sich überzeugt hat, daß aller Materie Leben inwohnt, hat man auch alle Periodicität als eine Lebensäußerung betrachten können. Weil nun das Leben (s. d. Art.) überhaupt als Resultat zweier entgegenstehenden Potenzen, einer äußern und innern, einer bestimmenden und bestimmten, einer einwirkenden und einer gegenwirkenden zu betrachten ist, so kann es gar nicht befremden, daß gewisse Dinge erst unter gewissen Umständen eine sinnenfällige Thätigkeit äußern, die übrige Zeit aber scheinbar regungslos und todt daliegen. Der elastische Körper kann seine Eigenthümlichkeit nur dann zeigen, wenn er in seiner Cohäsion durch Druck oder Zug verändert wird. Überdies ist hier der ganze Cyklus mit einer reagirenden Bewegung, Zusammenziehung oder Ausdehnung geschlossen. Wenn wir aber den Körper in Stand setzen, zur passenden Zeit eine neue Anregung zu empfangen, so tritt zuerst das Bild einer periodischen Bewegung vor Augen. Wir werfen den Körper hart auf die Bodenfläche, und er springt, sobald er dieselbe berührt hat, wieder empor; er fällt von Neuem nieder, und erhebt sich, indem er die erste Anregung wiederholt empfindet; die Gegenwirkungen werden mit den Anregungen schwächer, bis die ursprüngliche Ruhe zurückkehrt. Eine gleiche Anregung wird vom Körper erfodert, wenn er tönen soll. Doch tritt hier das Lebendige viel sicherer hervor, besonders wenn wir die regelmäßigen, ausgebreiteten Veränderungen, welche den tönenden Körper vorübergehend betreffen, in gewissem Maße sogar den Augen darzustellen vermögen, wie in den Chladni'schen Klangfiguren geschieht. Wir erkennen, daß hier die Reaction schon viel complicirter ist, und auf die einmalige Anregung eine Reihe periodischer Bewegungen erfolgt.

Als eine der einfachsten Bewegungen haben wir noch die rotirende, welche ein geworfener Körper voll-

41) vergl. *Demetr.* de eloc. c. 16: *Τῶν δὲ περιόδων αἱ μικρότεραι μὲν ἐκ δυοῖν κώλοιν συντίθενται, αἱ μέγισται δὲ ἐκ τεσσάρων· τὸ δ' ὑπὲρ τέσσαρα οὐκ ἔτ' ἂν ἐντὸς εἴη περιοδικῆς συμμετρίας.* 42) Vergl. seinen Herausgeber Sturm (de periodis. Argentor. 1567), der ganz denselben Weg geht. 43) Besonders instit. orat. IX, 4 ed. *Gesner.*

bringt, zu betrachten. Der aus der Hand aufwärts, oder horizontal fliegende Stein, die aus dem Rohre gestoßene Kugel, stürzen nicht unerschüttert auf ihrer Bahn fort, sondern sie vollbringen eine periodische Axendrehung, wie wir in den meisten Fällen mit Augen zu sehen vermögen. Diese Axendrehung ist wieder der in höheren Kreisen vorkommenden Periodicität höchst analog, indem sie aus der durch die Kraft des Wurfes ertheilten Richtung und dem unablässigen Bestreben zu fallen resultirt. Nicht unähnlich ist der periodische Wellenschlag des auf der Erdoberfläche dahin fallenden Wassers. Die einzelnen Quantitäten streben sich zu Kugeln zu gestalten, wie fallende Tropfen, werden aber weiter gedrängt vom allgemeinen Zuge, bis sich nach Kurzem wiederum das eigenwillige Streben geltend macht. Nun ist es sehr merkwürdig, daß ähnlich den festen Körpern unter oben angegebenen Verhältnissen das flüssige Wasser nur, wenn es von einem Äußeren geregt wird, die eigenen Bestrebungen äußern kann. Das stehende Wasser schlägt nur dann Wellen, wenn es vom Winde, oder einer andern mechanischen Gewalt, nach irgend einer Richtung gezwungen werden soll.

Um die Bedeutung der periodischen Bewegungen sicher zu erfassen, ist es nöthig, der nicht periodischen Bewegungen zu gedenken. Diese sind: Der Fall, die mineral-magnetische Anziehung, das Licht und die chemische Verbindung. Diese Bewegungen entbehren aber der oben angegebenen Merkmale, es sind hier keine verschiedenen Richtungen denkbar, durch deren Conflict ein Schwanken, oder resultirende Ergebnisse bedingt werden könnten; die Schwere wirkt begreiflicher Weise dem Magnetismus so diametral entgegen, daß sie ihn entweder ohne Weiteres überwiegt, oder von ihm überwogen, keine Modificationen bewerkstelligen kann.

Die bisher angeführten periodischen Bewegungen scheinen kaum im Zusammenhang mit der Eigenthümlichkeit einzelner Körper zu stehen, sondern ohne Unterschied allen Stoffen fester oder flüssiger Aggregationsform zuzukommen. Dem ist allerdings so, aber damit kann keineswegs dem später zu erörternden Satze, daß die Periodicität in ihrem mannichfaltigen Auftreten ganz durch die Eigenthümlichkeit des Körpers, oder Organismus bedingt werde, etwas von seiner Allgemeingültigkeit entzogen werden. Wenn sich überall eine individuelle Verschiedenheit offenbaren sollte, und nicht mehre an sich verschiedene Dinge auch etwas Gemeinschaftliches hätten, so würde eine Natur (φύσις) im Sinne des Worts gar nicht erkennbar sein. Es muß (s. d. Art. Leben) einige allen Dingen gemeinsame Eigenschaften geben; diese können in den niedrigsten Kreisen die vorherrschenden sein, in den höheren aber bei allem Zurückdrängen nicht unwirksam bleiben. Ein Mensch, ein entfiederter Vogel gehorchen, von einer Höhe gestürzt, den Gesetzen des Falles ebenso pünktlich, als der Stein, während Luftarten, obgleich sie schwer sind, wie Alles, nur sehr selten zu fallen vermögen, weil sie durch die nicht minder schwere Luft fallen müßten, was sie nicht vermögen, so wenig Holz durch ein Stück Holz fallen kann. Auf solche Weise werden viele, an sich nothwendige Ereignisse durch zufällige Concurrenzen verhindert.

Die Pendelbewegung (s. d. Art.), die der Spiralfeder, und die der schwingenden Saite stehen mit ihrer Periodicität zweigesichtig, vor- und rückwärts deutend, und vielfache Übergänge vermittelnd.

Die periodischen Bewegungen, welche bei der Auflösung und Krystallisation beobachtet werden, sind sehr vermögend, zur Aufklärung des Wesens der Periodicität beizutragen. Wir sehen namentlich in letzterer Beziehung (unter dem Hydrooxygenmikroskope unzweifelhaft deutlich), wie, nachdem eine krystallisirbare Flüssigkeit angefangen hat sich zu trüben, mit einem Schlage der Krystallkern erscheint, und in ganz gewissen Zeitmaßen ebenso plötzlich die Ausstrahlungen oder Erweiterungen der festen Gestalt hervortreten. Diese Erscheinung ist zwar an sich nicht erklärlich, zeigt aber, wie ausgebreitet die Periodicität in allen Naturbewegungen vorkommt.

Den eben beschriebenen Krystallisationsstufen ist der Wachsthum der Pflanzen sehr ähnlich. Derselbe geht ebenfalls nicht stetig vor sich, sondern in Absätzen. Der Perioden scheinen mehre auf 24 Stunden zu kommen. Man bemerkt hier häufig (unter anderem sehr deutlich an den hohen Blumenstengeln des Papaver somniferum) ein den Wachsthumsperioden gleichgehendes Ab- und Aufkrümmen der Stengel. Die Perioden werden durch zufällige Ereignisse mitunter verschoben; so finden wir an den Stengeln der genannten Pflanze nach einem Regengusse binnen einer Stunde die Stengelkrümmungen mehrfach wechselnd und den Abschluß so vieler Perioden andeutend. Mit dem Tage gleichlaufend sind die mehr oder minder auffallenden Sonnenwendungen der Blumen. In ihrer Wiederkehr an den 24stündigen Typus gebunden, aber bezüglich der Anfangs- und Endzeit unerklärlich, sind die das Öffnen und Schließen der Blumen bedingenden Bewegungen, welche bekanntlich zu so verschiedenen Tagesstunden (aber bei jeder Pflanze täglich zu der gleichen) erfolgen, daß man, wo die Hilfsmittel zureichten, die Einrichtung der Blumenuhren mehrfach betrieben hat.

Bekannt ist das periodische Absterben der Blätter oder des ganzen Oberstocks bei mehrjährigen Pflanzen, eine Erscheinung, die dem nachher zu erwähnenden Winterschlafe vieler Thiere sehr ähnlich ist: Gleichlaufend hiermit ist der periodische Safttrieb, in dessen großer Periode aber auch tägliche, und engere Ab- und Zunahmen bemerkt worden sind. So gehen die einzelnen Wellen stetig über die Ebbe und Fluth des Wassers.

Ehe wir die periodischen Lebensbewegungen der Thiere aufzählen, erinnern wir uns noch des periodischen Polwechsels elektrischer Körper, welcher ein regelmäßiges Anziehen und Abstoßen veranlaßt; des regelmäßig schwankenden Barometerstandes, welche Bewegung man einem Athmen der Erde verglichen hat; des, soweit wir sehen können, pulsähnlich stoßenden Windes; der im Winde pendelartig hin- und her schwingenden Baumblätter.

Durch das Ineinandergreifen engerer und weiterer Perioden werden wunderbare Lebensgänge erzeugt. Gleich-

sam versinnlicht sehen wir das in der Bewegung des Mondes, welcher die vorwärtseilende Erdkugel umkreisend, in einer sonderbaren Schlangenlinie um die Sonne läuft. Vergegenwärtigen wir uns, daß jeder einzelne Punkt der Erde den Jahreslauf in einer Spirallinie zurücklegen muß, so drängt sich die Vermuthung auf, daß solche Bewegung die Organisation irgend bestimmen müsse. C. G. Carus hat aufmerksam gemacht, wie die Spirallinie sich als Typus des Lebens zeigt (s. d. Art. Spirallinie), sodaß sie zeitlich und räumlich, in der Planetarbewegung, in der Pflanze, im Menschengeschlechte immer erkennbar das Gerüst der periodischen Entwicklung bildet.

Die periodische Bewegung muß, indem sie keine geschlossene Kreise bildet, sondern das Individuum gewissermaßen schraubenförmig durch die Welt führt, eine gewisse wesentliche Richtung haben, und durch die mit der Zeit erfolgende Weiterung der Windungen und die nothwendig nachfolgende Engerung derselben einem End- oder wenigstens Durchgangspunkte zugeführt werden. Dieser Durchgangspunkt scheint allemal mit einer einfachen Windung höherer Ordnung zusammenzutreffen. Wir finden nachher weitere Veranlassung, diesen Umstand zu erörtern; die gegenwärtige Andeutung wird sogleich mehres in einem andern Lichte erscheinen lassen.

Die zweite Vor- und Andeutung über das Wesen der Periodicität haben wir von den als Ebbe und Fluth bekannten periodischen Bewegungen des die Erdkugel umströmenden Wassers zu erwarten. Dieses flüssige, ewig bewegliche Element versinnlicht in jeder Beziehung das Wogen und Treiben des Lebendigen, und soll uns hier auf gleiche Weise dienen.

Wir besitzen von C. G. Carus eine auch unserm zufälligen concreten Zwecke sehr angemessene Darstellung. (Zu einer ausführlichen Wahrnehmung der fraglichen Phänomene fehlt es hier an Raum; s. d. Art. Ebbe und Fluth; hier nur soviel, als zum Verständniß der Periodicität im Allgemeinen nöthig ist.) Carus sagt: „Als mittlere Zeit für dieses Ebben und Fluthen hatte man bald 6 Stunden und 12 Minuten für jede dieser Bewegungen ausgefunden, und bestätigte sich dieses überall, so würde dieselbe leicht mit dem jedesmaligen Mondesstande, auf welchen schon die Alten sie zu beziehen pflegten, sich in Übereinstimmung bringen lassen; allein die Beobachtungen zeigen, daß hier die mannichfaltigsten Abweichungen vorkommen, indem z. B. zu Macao das Wasser 9 Stunden fluthet und nur 3 ebbet, in Havanna 7 Stunden hohes und 5 Stunden niedriges Wasser, und an der Mündung des Senegal 4 Stunden hohes und 8 Stunden niedriges Wasser gesehen wird. Nun gibt es zwar freilich einen Umstand, welcher die Einwirkung des Mondes auf diese Bewegungen außer allen Zweifel setzt; dahin gehört das Vorkommen der hohen Fluth, oder Springfluth zur Zeit des Neumondes, als zu welcher Zeit der Mond, in Conjunction mit der Sonne, eine mächtigere Lebensregung auf die Erde ausübt, und zweitens das Vorkommen der niederen oder Nippfluth während des Vollmondes, wenn Mond und Sonne in Opposition sich befinden, sodaß dann offenbar ein Himmelskörper die Wirkung des anderen gewissermaßen hemmt. Wenn wir dagegen bedenken, daß auch da, wo die Fluth die gewöhnliche Zeit hält, dieselbe so wenig mit der jedesmaligen Culmination des Mondes übereinstimmt, daß sie erst mehr als drei Stunden später zu Stande zu kommen pflegt, als der Mond scheinbar durch diesen Meridian gegangen war, so glaube ich, wird man mir um so mehr beipflichten, wenn ich gestehe, auch hier weit mehr an eigenthümliche rotirende Lebensbewegung der Erde und ihrer Flüssigkeiten, als an eine blos von Außen bestimmte Bewegung denken zu können."

„Warum sollte man übrigens auch nicht, und sei man noch so sehr davon entfernt, das Leben der Erde unmittelbar dem Thierleben vergleichen zu wollen, behaupten dürfen, der Erde könne gar wol eine der Respirationsbewegung der Thiere und dem mit diesen Bewegungen verbundenen Ab- und Zufluß der Säfte, ähnliche Lebensregung zukommen? — Sollen wir aber das Ebben und Fluthen als Lebensbewegung denken, so steht es damit gewiß im schönsten Einklange, daß sie da am mächtigsten hervortreten, wo der Ocean selbst am gewaltigsten erscheint, und daß sie in den Binnengewässern und in den Polarmeeren, wenigstens im nördlichen immer mehr und mehr sich verlieren. — Fassen wir aber den merkwürdigen Umstand recht ins Auge, daß dieses echte Ebben und Fluthen nur den größten Meeren eigenthümlich sei, und bedenken wir, daß doch eigentlich in dem Vor- und Rückwärtsfließen jeder an den Strand spülenden Welle eine Art von Ebbe und Fluth im Kleinen gegeben sei, so hindert uns Nichts, jenes Ebben und Fluthen selbst als die Urwellen der Erdmeere anzusehen, und sowie es für das Leben der festen Erdrinde und der in ihr strömenden Wasseradern von folgewichtiger Bedeutung ist, wenn wir eines Theils zwischen Urgebirgen und secundären Gebirgen, und anderen Theils zwischen Urgewässern und Secundargewässern unterscheiden, so wird es gewiß auch hier nicht unwichtig scheinen, von der Bewegung der großen Gewässer, abgesehen von den Strömungen, zu sagen, daß sie aus Urwellen und secundären Wellen bestehe, und es folgt daraus dann fast unmittelbar, daß, wenn wir das Ebben und Fluthen als die Urwellen des Meeres betrachten, wir bei deren Erklärung nun auch nur auf die großen kosmischen Verhältnisse des Erdumschwungs Rücksicht nehmen dürfen. Will man sich daher diesen Gegenstand ganz deutlich machen, so muß man sich zuerst fragen, wie würde es mit dem Ebben und Fluthen stehen, wenn die Erde rundum ganz und gar mit überall gleich tiefem Wasser bedeckt wäre? Denkt man sich nämlich die stetig von Westen nach Osten um ihre Axe rollende wasserbedeckte Erde, und denkt man, daß die Anziehung zwischen Mond und Erde im Meridian unter dem Mond allemal eine Erhöhung des Meerwassers herbeiführen müßte, welche dann, indem sie immerfort dem sich selbst, jedoch langsamer bewegenden Monde gegenüber bleibt, in 24 Stunden rings um die Erde rücken würde, so ist klar, daß sonach einmal die Urwelle, d. i. die Fluth, und einmal das Urwellenthal, d. i. die Ebbe (nämlich

allemal von dem Monde abgekehrt) regelmäßig in 24 Stunden rings um die Erde kreisen müßte. In diesem Falle würde man, wie sogleich deutlich sein wird, natürlich überall auf der Erde allemal 12 Stunden zur Fluthhöhe steigendes und von der Fluthhöhe fallendes Wasser, und allemal 12 Stunden zur Ebbe fallendes und von dieser wieder steigendes Wasser haben. Auch würde natürlich Fluth und Ebbe in den Äquatorialgegenden wegen des dort stärkern Schwunges der sich drehenden Erde stärker, in den Polargegenden aber schwächer sein; und ebenso würde zur Zeit des Neumondes die Fluth überall höher, zur Zeit des Vollmondes überall geringer sein. Eine solche Regelmäßigkeit und Einförmigkeit ist aber der gewaltigen und in ungebundenster Mannichfaltigkeit ewig am liebsten sich ergehenden Natur durchaus zuwider, und so will ich nur noch in wenigen, flüchtigen Zügen hinwerfen, wie in den Gewässern der Erde eine solche einförmige langweilige Schwankung sogleich durch immer neu eintretende Momente zerstört und geändert wird. Als erstes dieser Momente erscheint nun gleich das Factum: Die Erde ist nicht eine gleichmäßig mit Wasser bedeckte Kugel, sondern in zwei ungeheuere Continente und einen inselartigen Continent vertheilt, ragen die Höhenzüge der fünf Welttheile als Festland über die Gewässer hervor. Schon hierin liegt es, daß die Urwelle der eigentlichen Fluth nicht gleichmäßig über alles Meer fortschreitet, sondern daß der Stoß derselben einen Gegenstoß herbeiführt, und die Welle in zwei große Wellen sich bricht, sodaß nun an den meisten Küsten nicht einmal blos in 24 Stunden, sondern zweimal die Fluth erscheint, und also gewöhnlich aller 6 Stunden den Wasserstand ändert. Ein anderes Moment sind nun die Höhen und Tiefen des Meeresbodens, und noch ein anderes die Strömung. Denkt man sich nun diese Momente alle zusammenwirkend, so wird sogleich deutlich sein, daß die Regelmäßigkeit der Fluthwellen dergestalt zerstört wird, daß eine durchgreifende Bestimmung für Alle nicht mehr gedenkbar ist." Wir können in der That kein offeneres Bild der in so verschiedenen Zeiträumen im Organismus ablaufenden Perioden denken, als uns diese eigenthümliche Darstellung der Bewegungen des Wassers gibt, und es wäre das Folgende unverständlich geblieben ohne vorgängiges Verständniß dieses Elementarlebens: denn es ist wol wahr, was Paracelsus sagt: „Man muß den Mikrokosmus (den individuellen Organismus) aus der großen Welt erkennen."

Das Analoge steht nicht nahe beisammen, deshalb können wir auch in dem Leben der einzelnen Pflanze die erörterte Complication der Bewegung nicht deutlich hervortreten sehen; nur die gesammte irdische Vegetation zeigt ein annäherndes Verhältniß. Nur das höhere Thier läßt ein solches vielfach gebrochenes periodisches Bewegen sehen, und führt den großen Schwung des Lebens nicht in einer Welle (wiewol wir in abstracter Betrachtung eine Evolution von der Involution gefolgt werden lassen), sondern bricht seinen Lebenslauf in mehre, und vollendet seine Bewegungen hie und da, wo es an die Ufer der Elemente spült, nicht in gleichen Zeittheilen und Verhältnissen, und trägt überdies unzählige Wellen auf seinem großen Wege dahin. Es ist wol daran zu erinnern, wie die Welle eigentlich die Gestalt einer aufsteigenden und zugleich im Profil sich elliptisch ausdehnenden und wieder verengernden Spira hat. Wir sehen das in einem mit Flüssigkeit gefüllten elastischen Rohre. Wird dasselbe (z. B. ein langer Darmkanal) an seinem einen Ende plötzlich zusammengedrückt durch einen Schlag, und so, indem das Contentum sich nicht mit zusammendrücken läßt, gezwungen, sich an der nächsten Stelle auszudehnen, so sehen wir eine Wellenbewegung sehr regelmäßig fortschreiten bis zum andern Ende; die Schnelligkeit derselben richtet sich nach der Schnelligkeit und Heftigkeit des Schlages. Auf dieselbe Weise wird im lebendigen Leibe das Phänomen des Pulses motivirt.

Nicht unähnlich ist die bei weichen kriechenden Thieren wahrnehmbare wellenartige Bewegung der Leibesglieder (Würmer, Larven der Schmetterlinge und Käfer). Freilich wird diese Bewegung, welche sich indessen nach der Erscheinung nicht unterscheidet, nicht durch einen einmaligen Druck hervorgebracht, sondern durch eine, den cylindrischen Leib successiv entlang gehende Muskelzusammenziehung. Die Analogie derselben mit der periodischen, peristaltischen Bewegung des Darmkanals ist schon längst erkannt, und in dem Terminus „wurmförmige Bewegung" ausgesprochen worden.

In dem Thierreiche ist die Wimperbewegung die allgemeinste und in vielen niederen Organisationen die ausschließliche. Diese kleinen, pendelartig hin und her schwingenden (in höheren Thieren auch noch die nächste Zeit nach dem Tode beweglichen) Organe vermitteln oft eine periodische Axendrehung, und bei dem Schneckenembryo, vielleicht unter Mitwirkung anderer Potenzen, einen Kreislauf innerhalb der durchsichtigen Eiwände, welcher formell dem der Planeten ganz gleich ist; hier wird durch die regelmäßigen Umdrehungen die spiral gewundene Schale erzeugt. Die übrigen periodischen Bewegungen im Thierleibe: Ortsbewegung, Athmen, Blutumlauf und Puls, Schlaf und Wachen fallen in ihren Gesetzen ganz mit der Pendelbewegung (s. d. Art.) zusammen.

Wenn wir den Organismus als ein Ganzes betrachten, so sehen wir wol, daß in den periodischen Vorgängen nicht Ruhe mit Bewegung wechselt; die Bewegung wandelt nur von einem Departement zum andern, sodaß man nicht einmal sagen kann, der Organismus sei zu einer Zeit allgemeiner bewegt, als zur anderen. Es ist nur ein Zustand, welcher die ganze Organisation ungewöhnlich anregt, deshalb auch seltener auftritt, als die anderen, es ist der Geschlechtsorgasmus, die Begattung; die Entbehrung derselben wird leichter ertragen, als die der übrigen durch periodische Bewegungen geforderten Dinge. Häufiger wird die Verdauung ausgeübt, sie nimmt den Organismus weniger in Anspruch. Die Entbehrung aber des zu Verdauenden wird viel weniger ertragen. In noch kürzeren Perioden erfolgen die Athem-

bewegungen; die Function selbst afficirt den Organismus gar nicht, desto mehr die Entbehrung athembarer Luft. Noch häufiger sind die periodischen Bewegungen des bluttreibenden Herzmuskels, sie sind der Willkür vollkommen entzogen, und haben die entschiedenste Bedeutung, wenngleich das Leben ohne Execution der anderen das Individuum angehenden Bewegungen nicht bestehen kann. Die schnellste Bewegung ist die der auf mehren Schleimhäuten vorkommenden Wimpern, über deren wesentliche Bedeutung noch nichts bekannt ist. Das in Tageszeit wiederkehrende Wachen und Schlafen stellt sich bekanntlich, ganz analog der Größe seiner Periode, in jeder Beziehung zwischen die Geschlechts- und Verdauungsbewegung, indem es sich sehr bestimmend für das Ganze zeigt, und doch nicht in hohem Grade unentbehrlich erscheint.

Die willkürlichen Bewegungen können nun zwar ohne große Störungen des normalen Lebens bald kürzere, bald längere Zeit fortgesetzt werden, und somit ihre Periodicität, deren sie doch nicht entbehren, noch mehr modificirt sein, als die der Geschlechts-, Verdauungs- und Athembewegungen, aber dennoch stellt sich zuletzt eine gewisse regelmäßige Ebbe und Fluth her.

Die Muskelbewegung, welche ihr Ende erreichen mußte, wird nicht, wie man glauben möchte, durch Ruhe, i. q. Nichtbewegung aufgenommen, sondern durch eine andere Bewegung, die innere Bewegung des Stoffwechsels, welche in demselben Maße vermehrt hervortritt, als die willkürliche Bewegung groß und dauernd gewesen war. Überschreitet die willkürliche Bewegung ein gewisses Maß, so bestimmen andere Verhältnisse, daß die Stoffersetzung mangelhaft wird. Die Sinnesempfindungen, Hören und Sehen besonders häufig sich der Beobachtung darbietend, scheinen, in sofern sie cultivirt, ausgebildet, feiner werden können, in ihren Ruheperioden eine ähnliche innere Bewegung zu erfahren. Bekannt sind die von zu lang dauernden Sinneseindrücken folgenden Beschwerden; bekannt die durch Übung erlangte Weit- und Scharfsichtigkeit, die ebenso erworbene Fähigkeit des leise oder detaillirt Hörens, des bestimmten Fühlens rc. Die nächtliche Ruhe der Sinnesorgane ist nicht hinreichend, das Gleichgewicht, soviel nöthig ist, herzustellen, so wenig der gewöhnliche Nachtschlaf unmäßige tägliche Muskelanstrengungen unschädlich machen kann, sondern die große über den Tagen liegende Periode ist es, welche das Meiste zu bestimmen scheint.

Noch reizbarer sind aber die Sinnesorgane in ihrer psychischen Beziehung, und verlangen innerhalb ihrer eigenthümlichen (hier aber noch individueller gestalteten) Perioden sich zu bewegen. Wenn z. B. eine ungewohnte Menge verschiedener Gesichtseindrücke auf einander folgen, so geschieht es, daß der Sehende zuletzt nicht mehr im Stande ist, mit dem Gesehenen eine klare Vorstellung zu verbinden, sondern im Augenblicke des Sehens zwar glaubt, den Sinneseindruck geistig aufzufassen, aber in der Folge hinlänglich überzeugt wird, daß er sich des im Auge abgedrückten Farbenbildes nur oberflächlich bewußt wurde.

So bewegen sich alle Geistesoperationen, das Denken, die Erfindung, das Erlernen, in eigenthümlichen, nur noch nicht bestimmten Perioden.

Endlich ist jede Lebensform an ein gewisses Zeitmaß gebunden, in welchem sie ihre Entwickelungen vollbringen muß. Nur in außerordentlichen Fällen kann das gegebene Maß überschritten werden. In diesem Sinne ist hier zu erwähnen, daß Schmetterlinge, deren Lebensdauer gewöhnlich nur die Sommermonate erfüllt, zu überwintern vermögen, wenn sie keine Gelegenheit fanden sich zu begatten.

Die progressive Entwickelung ist von dem periodischen Gange nicht ausgeschlossen. Bei mehren Thieren sind die Lebensstufen sehr bedeutend durch Gestaltveränderungen geschieden (z. B. bei den Fröschen, welche Anfangs fischartig geschwänzt sind), Kiemenathmung verwandelt sich in Lungenathmung rc. Viele Thiere häuten sich während ihres Wachsthums in bestimmten Zwischenräumen. In anderen Fällen, wo die Veränderungen weniger auffällig sind, erfolgt wenigstens der Wachsthum sehr plötzlich und stufenweise; gewisse Organe schreiten besonders in der Entwickelung vor, während andere zurückbleiben. Rückblickend sehen wir die epitellurischen Organismen an die Perioden des Planeten gebunden, an Tag und Nacht, an Jahreszeit. Wir sehen die Tag- und Nachtthiere zu ganz bestimmten Zeiten (die sich an die Länge des Sonnentages binden) hervorkommen und sich verbergen; wir sehen sogar gewisse Thiere in Winterschlaf, und andere in tropischen Ländern in Sommerschlaf versinken, einen Zustand, der dem Absterben des Lichtwuchses der Pflanzen mit perennirender Wurzel oder Oberstocke ganz analog ist; wir sehen andere Thiere ihre periodischen Wanderungen antreten, und sich dabei so abhängig vom Jahreslaufe zeigen, daß wir den Tag der Abreise und Ankunft vorauswissen können. Der Mensch entzieht sich mehr und mehr diesen allgemein bestimmenden Potenzen; nicht vermöge seiner Cultur, sondern vermöge seiner eigenthümlichen Organisation, welche es ihm z. B. unmöglich machen würde, im ganzen Jahre die Nächte mit Schlaf auszufüllen, d. i. im Sommer von 9—4, im Winter von 5—7 Uhr Morgens, wie es doch die meisten tagwachenden Thiere thun müssen.

In einer Beziehung ist der Mensch aber nicht frei geblieben von einer sehr genau bestimmten Periodicität; das ist die Periodicität der Krankheiten. Wenngleich, wie wir aus den ältesten Urkunden schließen möchten, zu einer Zeit diese Periodicität noch sicherer gewesen sein kann, und heute noch z. B. in Ägypten sicherer ist, als bei uns, so haben wir doch noch alle Tage Gelegenheit, uns von den genau periodischen Lebensvorgängen dieser im Menschen wuchernden idealen Organismen zu überzeugen. Es ist bemerkenswerth, daß die Lebensperioden in Brüche oder Multiplicationen des siebentägigen Zeitraums zu fallen scheinen, und somit, wie das Leben des Ungeborenen sich nach Mondumläufen berechnen lassen. Die Lehre von den kritischen Tagen (s. d. Art.) beruht auf der Wahrnehmung dieser sicher beschränkten Lebensperioden. Diese Perioden fallen in ihrer Theilung nicht immer mit den irdischen Tagen zusammen, sondern während man

z. B. beim Fieber gewöhnlich das ein-, drei- viertägige unterscheiden kann, muß man doch von einem typus anteponens und postponens reden, um anzudeuten, daß der Kreislauf noch innerhalb der 24 Stunden vollbracht wird, oder außerhalb derselben, ohne den zweiten Tag zu erfüllen, sich endigt, wodurch es geschieht, daß die entsprechenden Bewegungen nicht immer zu denselben Tagesstunden vorgehen, sondern heute in die Abend-, morgen in die Mittagsstunden fallen.

Wo die periodischen Bewegungen der Krankheiten besonders lebhaft und deutlich sind, spricht man von Paroxysmen, die Periodicität ist aber allen Krankheiten eigen, und nur *bisweilen* weniger wahrnehmbar. Wir sehen auch hier ganz deutlich, wie die wechselseitigen Einwirkungen des Organismus auf den ihm feindlichen Krankheitsorganismus, und dieses auf den ihm zum Boden dienenden Körper die periodischen Bewegungen bedingen, weshalb man auch von denselben zufälligen Nutzen für den Kranken zu erwarten pflegt.

Man hat in den Fieberbewegungen die Bedingungen dieser Periodicität besonders deutlich gesehen, indem man in dem Froststadium die dem Organismus zugefügte Kränkung vorherrschend erkannte (die Zurückziehung, das Fliehen, das Zurückweichen des angestoßenen Pendels), in dem folgenden, mit der intendirten Absonderung schließenden Hitzestadium die lebendige Gegenwirkung (die Ausdehnung, Vertheidigung, das Gegenfallen des gestoßenen Pendels) erblickte.

Die größte periodische Bewegung, die bis jetzt ersehen worden ist, ist die des Menschengeschlechts. In einer großen Spirallinie schreitet die Lebensentwickelung desselben fort, sodaß dieselben Linien in den Kreisen der Wahrnehmung und des Gedankens immer wieder durchschnitten werden, aber, wie es die fortschreitende Spira bedingt, immer auf höheren Stufen. Hier ist die Wiederkehr innerer und äußerer Zustände begründet, welche aber erst in so langen Zwischenräumen erfolgt, daß der auf das Nächste Zurückblickende nur eine Veränderung der Menschen sieht, und sich nicht überzeugen kann, daß ein gegenwärtiger oder vergangener Zustand in fernerer Vergangenheit oder in der Zukunft seines Gleichen finden werde. Diese großen Kreise sind gewiß durch sehr viele kleinere unterbrochen: denn wir sehen gewisse Gedanken nur höchst selten, andere sehr häufig wiederkehren. Diese Perioden des Menschenlebens haben alle Eigenschaften der bisher betrachteten. Wir können nicht sagen, daß durchaus ein Streben von einem Zurücksinken gefolgt werde, sondern heute blüht der Glaube, morgen die Erkenntniß; heute die Grübelei, morgen die That; heute die Sinnenlust, morgen die Ascetik. In sofern auch solchen analoge Perioden in kürzeren Zwischenräumen wiederkehren, können wir die Klage der alten Leute über Neuerungen, und ihre Sehnsucht nach der alten guten Zeit für nichts weniger als ungegründet halten. Es liegt in der Natur des Menschen, daß er während seiner Evolution alles Äußere freudig aufnimmt, und auch auf fremdartige Eindrücke begierig ist, sobald aber das Leben sich neigt, vorherrschend zurückzieht, die Involutionsperiode da ist, so wird das Äußere nur ungern empfunden; die lange Lebensgewohnheit hat gegen die alten Potenzen in einem für den Organismus bequemen Maße abgestumpft, aber gegen neue, fremdartige Einwirkungen findet weder Zuneigung noch Abwehr statt, und das müde Leben, welches bei den gewohnten Tönen ungestört fortschlummerte und träumte, wird durch die moderne Tagesmelodie, die alle Wachenden, Jungen entzückt, unsanft erweckt, und zu lange in der nöthigen Ruhe gestört.

Die Elemente, aus welchen diese große Periodicität resultirt, sind ganz dunkel, und alle sehr schätzbaren Arbeiten in diesem Fache beweisen blos, daß die Periodicität existirt, daß die großen Bewegungen dem Andenken der Menschen nicht erloschen sind; das Äußere aber, das Bestimmende ist dunkel geblieben. Wir wissen freilich, daß das Menschengeschlecht als Ganzes seine Lebensperioden ähnlich durchlaufen muß, wie der einzelne Mensch, aber die Begrenzung dieser Perioden dürfte wol kaum möglich sein. Man hat in der ältesten orientalischen Völkerbewegung ein Kindesalter, in dem Leben der Griechen ꝛc. die erste Jugend, das männliche Alter in der Blüthe des römischen Staates, und in den späteren und heutigen Zuständen das Greisenalter sehen wollen. Das sind Träumereien, von welchen sich der Naturforscher fern hält. Wollten wir untersuchen, in welcher Periode das heutige Menschengeschlecht stände, so könnten wir höchstens aussprechen, daß es wol in den Jünglingsjahren stehen möge, in welchen ein Schwanken zwischen Tyrannei und Liebe, zwischen Glauben und Zweifel, Wissen und Thun sehr auffällig ist, ein Gleiches aber in den letzten 2000 Jahren von Tag zu Tag und Stunde zu Stunde sich drängend den Geschichtsbüchern ein wunderbares Gewirre menschlicher Lebensäußerungen geboten hat. Eine Betrachtung der Krankheiten scheint zu dem nämlichen Resultate zu führen. Der Charakter aller Epidemien fällt mit dem der Krankheiten des jugendlichen Alters zusammen, und es ist eine bekannte Erfahrung, daß die Jüngeren vorzüglich epidemischen Einflüssen ausgesetzt sind, während Ältere und besonders Greise sich fast einer völligen Immunität erfreuen. Dieser Umstand kann in sofern beweisend sein, als Potenzen, welche auf das Ganze, vermöge seines zeitweiligen Zustandes, einwirken, vorzüglich sich auf solche Individuen wenden müssen, deren besonderer Lebenszustand zufällig dem allgemeinen des ideellen Ganzen am meisten analog ist.

Um das mögliche Verständniß der periodischen Bewegungen zu gewinnen, müssen wir uns vergegenwärtigen, daß der Organismus in beständigem Stoffwechsel begriffen, nur vermöge seiner Ganzheit diese Bewegungen, soweit überhaupt an ihm liegt, vollbringen kann, weil die einzelnen Integraltheile während der Operationen entfremdet werden, und fremde sich in die neuen Gesetze zu fügen beginnen. Ebenso muß die periodische Lebensentfaltung der Menschheit in dem Wesen dieses ideellen Organismus begründet sein, und die einzelnen Menschen werden beim Durchgange durch dieses breite, tiefe Leben nur von der allgemeinen Richtung vorübergehend ergriffen, ohne ihre Eigenthümlichkeit aufgeben zu

müssen; so wenig Fleisch, Eier, Mehl, Kräuter in solchem Grade assimilirt werden können, daß die aus den einzelnen derselben gebildeten organischen Theile nichts mehr von der ursprünglichen Verschiedenheit an sich trügen (s. d. Art. Ernährung). Dennoch ist dieser Aus- und Eingang des Einzelnen für das Ganze eine Periode, was wir auch in den größesten Verhältnissen wahrnehmen können. So, wenn wir sehen, daß in einer gegebenen Zeit das Verhältniß der Geborenen und Gestorbenen sich immer entspricht.

Indem wir gezwungen sind, Alles einem Gesetze unterzuordnen, sehen wir, daß man die Perioden des menschlichen oder thierischen Lebens nicht sehr vervielfachen darf, ohne der Wahrheit zu nahe zu treten. Es sind nur zwei Lebensperioden: die der Evolution, und die der Involution. Zu untergeordneten Zwecken kann es dienlich sein, mehrfache Bezeichnungen zu gebrauchen, und von einem Kindes-, Knaben-, Jünglingsalter rc. zu reden; man hat sogar physiologische Gründe, diese Durchgangspunkte nicht außer Acht zu lassen, doch wenn wir nach Lebensperioden fragen, so können wir nur über die zwei angedeuteten Auskunft erhalten. Wir finden ganz dieselben im Erdleben mehrfach angedeutet. Das Mineral aus dem Flüssigen erstarrt, hat sich zu der höchsten Erdform, dem symmetrischen Krystall, herangebildet, der alsbald an seiner Gestalt Verluste leidet, indem er vielfach zerklüftet, an den Kanten verwittert und endlich ganz unregelmäßig erscheint, bis er zu einer mehr und mehr homogenen Masse wird. Auf gleiche Weise sehen wir die räumlichen Verhältnisse zwischen Land und Wasser in beständigem, und wie es scheint, regelmäßigem Wechsel begriffen, indem bald das Erdreich sich weiter in die Meeresräume erstreckt, bald im Meere zu versinken beginnt; im Allgemeinen aber das feste Land noch in der Evolution begriffen zu sein scheint. Am deutlichsten endlich sehen wir jährlich diese zwei Perioden in der Vegetation, wo die „Blüthe" die Akme und Grenze der Evolution bezeichnet, und von dort an durch Absterben der Stammblätter rc. und einseitige Richtung des Lebens zur Fruchtbildung die Involution, das Verzichten verkündet und ausgesprochen wird.

Wie überall die verschiedenen Perioden in einander greifen, so geschieht dasselbe im individuellen Organismus. Wir haben schon die kürzeren, schwingungsartigen Perioden der verschiedenen organischen Systeme betrachtet, hier müssen die Lebensperioden der einzelnen Organenreihen zur Sprache kommen. Im ungeborenen Fötus ist der Darm das zuerst sichtbare und thätige, erst später treten die Centralorgane des Nervensystems und des Blutkreislaufs, Hirn und Herz, hervor. Die Eiorgane, soweit sie relativ äußere sind, die Häute mit ihrem wässerigen Inhalte und dem die Nahrung ergreifenden Mutterkuchen sind das Erste, und sterben zuerst bei der Geburt. Die Geschlechtsorgane treten bekanntlich erst spät in die Reihe der fungirenden Organe, und verlassen dieselbe früh wieder. Merkwürdig ist das periodische Leben einzelner Partien des Hautorgans. Das ungeborene Kind ist auf den die Mittelpunkte des Nervensystems bedeckenden Hautstellen mit einem ziemlich starken Haarwuchse versehen: auf dem Kopfe und der Mittellinie des Rückens. Die Behaarung am letzteren Orte verschwindet gewöhnlich sehr bald nach der Geburt. In mehren Fällen breitet sich innerhalb der ersten Lebensjahre der Kopfhaarwuchs über den Jochbogen herab nach dem Kieferwinkel. Später erscheint feines Haar an den Gliedern; mit beginnender Pubertät an der Achsel- und Schamgegend. Der Bart erscheint, zugleich bei Vielen Haar auf Brust, Bauch und in der Mitte des Rückens. Endlich behaaren sich die Mündungen der Ohren und der Nase sehr merklich. Das Haar der Scheitelgegend wird vom Manne meist normaler Weise verloren, nicht so das an anderen Hautstellen gewachsene; dasselbe vegetirt bis an den Tod des Individuums, und wird nur krankhaft und in Fällen außerordentlicher Decrepidität verloren. Das Haar soll zum Theil auch nach dem Tode fortwachsen. Von den übrigen Organen des Leibes läßt es sich nicht prädiciren, daß sie gleichsam halbabgelöst von der allgemeinen organischen Vegetation, ihre eigen geschlossenen Lebensperioden vollbrächten. Nur die Zähne, welche ebenso an der Oberfläche frei werden, zeigen etwas Ähnliches.

Etwas ganz Analoges hat uns die Geschichte der Erdoberfläche gezeigt. Die urweltlichen Thiergattungen sind so vertilgt, daß sie zum Theil unter den gegenwärtigen Generationen gar nichts Entsprechendes finden. In wiefern diese Lebensdauer der Gattung mit der der Individuen im Zusammenhange steht, läßt sich noch nicht aussagen; ebenso ist noch kein bestimmtes Verhältniß zwischen der Functionsdauer einzelner Organe, und der Schnelligkeit ihres Stoffwechsels gefunden worden.

Noch sehen wir einzelne Thiergeschlechter, ja Menschenstämme sich so in der Zahl angehöriger Individuen beschränken, daß ihr Untergang vermuthlich wird. So Steinbock, Auerochs, amerikanische Ureinwohner.

Andersartig scheinen die Umstände, welche eine periodische Ab- und Zunahme der Individuenzahl gewisser Gattungen bedingen. Hierher gehören die Nachrichten von der Häufigkeit mancher Thiere aus dem Mäusegeschlechte, einiger Vögel- und Insectengattungen. Hier vorzüglich auffallend beim Maikäfer, der Stammmotte, dem Fichtenspinner rc., sowie die sehr fruchtbaren und unfruchtbaren Jahre. Selten fallen die Jahre so, daß alle gebräuchliche Vegetation ungemein gedeihet, vielmehr ist Korn, Wein, verschiedenes Obst, Knollenpflanzen rc. das Eine vor dem Anderen begünstigt, und es läßt sich erwarten, daß, wenn man von den localen Beschränkungen abstrahirt, gewisse Perioden hervortreten werden, die als periodische Bewegungen des Gattungslebens betrachtet werden können.

Wir können endlich uns überzeugt halten, daß die ganze Thierwelt, den Menschen inbegriffen, ihre Lebensperioden aufgezeichnet hat, indem zuerst die Eithiere, dann höhere und immer differentere Gattungen, endlich aber der vernünftige Mensch hervorgegangen ist. Diese Entwickelung ist jedoch für die idealste von allen zu halten, und scheint ihre letzte Periode angetreten zu haben.

Diese Periodicität würde uns nicht offenbart sein, wenn sie nicht räumlich festgehalten wäre, und sich mit ihren Schwankungen deutlich in den einzelnen Gattungen und Sippschaften abgedrückt hätte. Dieser Abdruck liegt in dem Ineinandergeschobensein der weiteren Ordnungen, vermöge dessen die niedrigsten Säugthiere tiefer stehen, als die höchsten Vögel, die niedrigsten Vögel tiefer als die höchsten Amphibien rc. (s. d. Art. natürliches System). Der tiefste Mensch steht freilich nicht tiefer, als der Affe, weil er als Schlußpunkt der irdischen Schöpfung sich auch von dem Unteren abschließt, um das erste Glied einer höheren Kette zu werden. Dieser Abschluß manifestirt sich in der wohlausgesprochenen Willkür und Freiheit des Menschen, wie wir dieselbe in Beziehung auf die Periodicität des Lebens schon betrachtet haben.

Wir haben die bekannten periodischen Bewegungen durchgenommen, und so bei den wenigst gebildeten Stoffen nur Elasticität, Pendelschwingung, Wellenbewegung aufzählen können. Es ist hier zu erinnern, daß die genannten Bewegungen nicht die wesentlichen sein können, sondern zu diesen Körpern nur in ähnlichem Verhältnisse stehen, als die pathologischen Bewegungen zum Organismus. Die dem Marmor, dem Wasser, dem Harze, als solchen inhärirenden Eigenschaften müssen auch mit den stetig umgebenden Elementen in Conflict treten, und so die den bezeichneten Körpern eigenthümlichen und wesentlichen periodischen Bewegungen bedingen: es ist von diesen Verhältnissen aber noch nicht soviel bekannt, daß wir unter dieser Rubrik Gelegenheit zu Betrachtungen finden könnten.

Es ist somit im Vorigen eine Art Definition der periodischen Bewegungen gegeben worden, indem ihr Erscheinen überall angedeutet, eine Vergleichung der einzelnen Erscheinungen versucht ist.

Als Urtypen aller Periodicität scheinen Pendelbewegung (s. d. Art.) und elektrische Anziehung und Abstoßung betrachtet werden zu müssen. Der letzteren Erscheinung kann man sehr wohl den periodischen Wechsel der Ansichten vergleichen, wie er sich in der Wissenschaft von je kund gemacht hat. Der menschliche Geist ergreift mit Eifer das Fremdartige, und entläßt es gleichgültig, wenn er es mit sich identificirt sieht. In der That sind die successiven Systeme und Theorien nur aus der Auffassung einzelner Merkmale hervorgegangen; hieraus und aus der bald praktischen, bald theoretischen Richtung des Zeitalters; der bald enthusiastischen, bald kritischen.

Auch so ist es wahr, wenn Bouquois sagt: „Niemand könne einen Staat organisiren."

Wir sehen zuletzt die Bedeutung der Periodicität im engsten Raume. Die Freude am Rhythmus ist nicht nur Menschen, sondern auch Thieren eigen. Die Orts- oder anderen Muskelbewegungen werden unwillkürlich in den Takt einer gehörten Musik gerichtet; die Handwerker richten ihre Operationen so ein, daß sie in einer gewissen regelmäßigen Zeitfolge vor sich gehen. Drescher, Holzhacker, Böttcher, Tischler verrichten ihre Bewegungen so rhythmisch. Die rhythmische Bewegung scheint weniger zu ermüden, als die unregelmäßige. Es wird mit Recht dafür gehalten, daß regelmäßig periodische Bewegungen die Blutcirculation günstig beschleunigen.

Die periodische Bewegung (soweit sie willkürlich ist) ist beruhigend. Wäre die Musik nicht so allgemein auf Periodicität gegründet, so würde es leichter fallen, auch hier die beruhigende Wirkung aufzufinden; es scheinen aber solche Melodien, deren Rhythmus sehr einfach ist und offen liegt, vorzüglich die fragliche Wirkung zu besitzen, während andere mehr aufregen. Für das Auge hat die regelmäßige Bewegung die gleiche Wirkung. Im Allgemeinen hat eine große Gleichmäßigkeit der fühl-, hör- oder sichtbaren Bewegungen solchen Einfluß, daß sie schläfrig macht. Es ist das höchst merkwürdig, weil der Schlaf die Herrschaft der unbedingt periodischen Lebensregungen gestattet, und die willkürlich abweichenden Hirnfunctionen lähmt. Wie die eine periodische Bewegung augenblicklich übersehen wird, und somit der menschlichen Wahrnehmung nie entzogen gewesen ist, so reicht die andere über Geschlechter hinaus, und ist noch heute nicht von Allen erkannt worden, und noch eine andere trägt das Menschenleben selbst; von ihr müssen wir mit Goethe sagen: „uns hebt die Welle, verschlingt die Welle," und finden sie unserer Erkenntniß ebenso entrückt, wie die größeste. Die Gestalt der größesten Perioden wird erst in der Form erkannt, wie man die Spitze des Thurmes nicht sieht, an dessen Fuße man steht.

Wenn schon aus dem Vorigen hervorgegangen ist, daß die periodischen Bewegungen die eigentlichen Lebensäußerungen sind, so läßt es sich wol denken, daß in ihnen das Leben beeinträchtigt und gehemmt werden muß. Von vielen der genannten Bewegungen ist es bekannt, daß sie so wenig gebrochen werden können, ohne das Leben in seiner gegenwärtigen Form mit zu brechen, als die Centralorgane selbst. Es ist gewiß von der höchsten Wichtigkeit, zu bedenken, daß eine Hemmung der kleinen Perioden eine große abkürzen, und vor der Zeit den Übergang in eine neue Bewegungsordnung herbeiführen kann. Wir können den Menschen in jedem Lebensalter tödten, indem wir die periodische Luft- oder Speiseerneuerung unterbrechen, und führen das Ende der irdischen Lebensperiode mit Gewalt herbei; unmitttelbar muß die nothwendig folgende neue große Periode beginnen, ob unbeeinträchtigt, wissen wir freilich nicht.

Bei niederen Organismen dürfen wir die scheinbar ganz integrirenden periodischen Bewegungen unterbrechen, und wenn die Hinderung wegfällt, beginnt das Leben seinen alten Gang, wie ein noch in schiefer Richtung begriffener Pendel während des Schwunges festgehalten, nach entfernter Hinderung unverändert fortschwingt. Wir wollen hier nicht einmal die etwas zweifelhafte Tödtung (durch Entfernung des Wassers) und Wiederbelebung durch Wasser der Kiesenfüße urgiren, sondern nur die bekannte Thatsache erfassen, daß z. B. Käfer sich halbe Tage lang in Weingeist legen lassen, völlig erstarren und an der Sonne oder trockenen Luft bewahrt, wiederum aufleben. Daß nach solchen Unterbrechungen nicht bei allen Thieren, und nicht immer das Leben und die ge-

störte Bewegung zurückkehrt, ist auch bekannt. Der gehemmte Pendel schwingt nicht wieder von selbst fort, wenn er grade, indem er die Verticallinie passiren wollte, fixirt wurde; die Fixation geschieht hier am leichtesten. Der Scheintod erfolgt am häufigsten nach einem gewaltigen Anstreben des Organismus; selten bei schwacher Reaction.

Die längsten Perioden, soweit sie noch innerhalb der Lebensdauer des Individuums liegen, können am unmittelbarsten gestört und gehemmt werden. Die kürzeren sind unmittelbaren äußeren Einwirkungen nicht mehr zugänglich und nur weil sie ihr Dasein an die größeren knüpfen, können sie mit und durch diese sistirt werden.

Die Pathologie weist nur ein evidentes Beispiel auf, wo eine periodische Bewegung ohne schnelle Störung des Lebens gehemmt werden kann (die Menstruation) und hat Beobachtungen über die mannichfaltigsten daher kommenden Beschwerden gesammelt.

Höchst beachtenswerth ist es, daß durchschnittlich die kürzeren Perioden, obgleich ihre völlige Hemmung das Leben, an dem sie sich bewegen, schnellstens unterliegen macht, verhältnißmäßig soviel zeitliche Veränderungen ertragen, als die längeren Perioden. So kann der Puls, dessen mittlere Häufigkeit 70—75 in der Minute beträgt, nach dem Essen, bei körperlichen Anstrengungen, Affecten eine große Beschleunigung ertragen, ohne daß nothwendig Störungen des Organismus erfolgten. Ja, wenn seine Häufigkeit auf der Meeresfläche 70 betrug, steigt dieselbe bei 4000 Metres über derselben auf 110. Die Athembewegung ist der Blutbewegung zu eng verbunden, als daß wir sie hier erwähnen dürften. Die Speiseaufnahme ist vom Menschen allerdings ohne Nachtheil höchst willkürlich bestimmt worden, und auch viele Thiere ertragen außerordentlich lange den Nahrungsmangel, andere (wie z. B. der Maulwurf) gar nicht. Die Periodicität des Schlafes und Wachens fällt kaum etwas weiter aus einander, als die mögliche Pulsveränderung von $7\frac{1}{2}$—11. Die mögliche Verschiebung der Jahreszeiten fällt in engere Grenzen, wenn wir, wie billig, nicht die Dauer derselben in verschiedenen Erdstrichen, welche nothwendig physiologisch begründet ist, sondern die unbestimmbaren Abweichungen, welche in einem gewissen Erdstriche vorkommen, vergleichen wollen. Die planetaren Bewegungen der beweglichen Elemente, des Wassers, der Luft, des Feuers, lassen sich in sofern nicht bestimmen, als ihre Richtung, in welcher sie über den Erdball gehen, noch sehr dunkel ist, und wir deshalb nicht wissen können, ob die scheinbaren Unregelmäßigkeiten in einer zufälligen Richtung der nach unwandelbarem Gesetze durchlaufenen Bahnen, oder in wirklichen durch Äußeres bedingten Veränderungen ihrer Perioden zu suchen sind. Die Bewegung des Planeten selbst liegt bekanntlich in so sicheren Fugen, daß sie, soviel wir wissen, nicht der mindesten Beschleunigung oder Verzögerung zugänglich ist. Wie sich in dieser Beziehung die großen Tags- und Evolutionsperioden des Menschengeschlechtes verhalten, wissen wir nicht, nur ist schon dargelegt worden, wie das Absterben und Zuwachsen der Individuen sehr gleichmäßig vor sich geht, jedoch so, daß einzelne Ereignisse die Sterblichkeit in einem größeren Zeit- oder Raumabschnitte vergrößern können, sogleich aber die Anzahl der Geborenen zunimmt, wie nach geheilten Consumtionskrankheiten die Ernährung ungewöhnlich schnell von Statten geht. Es fragt sich, ob in der großen Welt dieses Absterben und Anwerben nicht in sehr regelmäßigen Zwischenräumen vor sich geht, wie auch beim einzelnen Menschen eine periodische Gewichtsab- und Zunahme beobachtet ist.

So sehen wir denn, soweit unsere Sinne reichen, die Periodicität als Lebensäußerung, und Goethe läßt mit großer Weisheit den Erdgeist die Worte reden:

> So schweb' ich auf und ab,
> Und hin und her,
> Geburt und Grab,
> Ein ewig Meer —
> So schaff' ich am sausenden Webstuhl der Zeit,
> Und wirke der Gottheit lebendiges Kleid.

Es ist an der Zeit, klar auszusprechen, daß wir auch in den einfachsten Bewegungen jenes sich Aufraffen und Hinfallen, und den Streit der in der Physik seit lange oberflächlich Centrifugal- und Centripetalkraft genannten Potenzen erblicken. Selbst der hin und her schwingende Pendel gehorcht der Gravitation, indem er die Perpendikularlinie erreicht, er entzieht sich aber flüchtig der bestimmenden Gewalt. Die Bewegung ist aber die Geburt des Stoffes, und die Ruhe ist sein Grab; und die Geburt des Organismus ist Bewegung, das Grab ist seine Ruhe. Es sei erlaubt, die Periodicität in ihrer dem Menschen größesten Bedeutung, wie sie die menschliche Erscheinung entführt, mit einigen Worten des Dichters darzulegen. Jean Paul sagt: „Du blickst sanft geblendet in die Sonne der Gottheit und siehest ruhig die Wolke des Todes auf sie zu schwimmen, du erblindest unter der Wolke; sie verrinnt, und du stehst wieder vor Gott." Denn auch so ist es wahr: Licht ist Bewegung und Leben, Dunkelheit ist Ruhe und Tod; und alle periodische Bewegung in höheren Kreisen richtet sich in das Licht (die große Welt) und zieht sich zurück in den Schatten (die kleine Welt — „Der Körper ist die Nacht," sagt Paracelsus). Darum schließt auch uns sichtbar das Leben mit einer Ausathmung, und der erstarrte, entseelte Körper legt sich an die große dunkle Fläche des verwandten Erdbodens. Es ist möglich, das ganze Leben, vom ersten Athemschöpfen des Neugebornen bis zum letzten Ausathmen des Sterbenden als einen einzigen bebenden Athemzug zu betrachten, da auch die sogleich nach der Geburt zuerst mit Luft erfüllte Lunge während des ganzen Lebens diese Luft nie völlig entlassen kann, sondern immer den größten Raumtheil in ihren Zellen zurückhält. Erinnern wir uns, wie die erste Speiseaufnahme geraume Zeit nach der Geburt erfolgt, in welcher Zeit der Organismus an der Communicationsstelle, der Mundhöhle, neue Organe, die Zähne producirt, wie diese bei normaler Lebensführung geraume Zeit vor dem Tode wieder vergehen; gedenken wir weiter des embryonischen Wachsthums, welcher der Geschlechtsfort-

pflanzung (Sprossenbildung) niederer Thiere formell nicht unähnlich ist, und nach vollendetem Wachsthume von den eigentlich sexuellen Functionen fortgesetzt wird, so sehen wir wol die unzähligen Wellen, mit welchen in und über einander geschlungen und gezogen der Strom des Lebens dahingeht, und rastlos forteilend, vor dem fallenden Steine, noch eigenthümliche concentrische Wellenringe vorübergehend gestaltet, wie der Organismus Krankheitsreactionen vor zufälligen schädlichen Potenzen — der Pulsschlag aus der frühesten Zeit des Lebens herübertönend, sinkt von der im Embryo normalen sehr schnellen Folge mit jedem Lebensjahre mehr herab, bis er im Greise verklingt.

Es wäre nun die Aufgabe der Wissenschaft, diese mannichfaltigen Perioden in ihrer Synergie darzustellen, und den Augen ein so deutliches Bild zu geben, wie sie an dem Schiffe haben, das mit seinem gespitzten Vordertheile das widerstrebende Element durchschneidet, den periodischen Wellenschlägen mit Ruderbewegungen antwortet, seine Segel gegen den Wind, seinen Compaß gegen den Pol, sein Steuer gegen den Strom richtet; das ist aber zur Zeit unmöglich, wenn wir uns nicht von dem sicheren Boden der Thatsachen, und dem, im Sonnenschein liegenden Sichtlichen und Greiflichen, in abendliche Ahnungen und nächtliche Träume verirren wollen.

Höchstens ist uns der Schluß gestattet, daß, wo wir eine alte Periode abbrechen sehen, eine neue beginnt, wenn nicht sichtbar, so unsichtbar, wenn nicht in das Erdenleben gerichtet, so aus demselben.

Schließlich ist noch von dem populären Verständniß der Periodicität zu sprechen. Der sehr gesunde, richtig fühlende, ahnungsvolle Sinn des Volkes macht sich leicht mit den Erscheinungen der Periodicität vertraut, soweit er im Stande ist, den Cyklus in seiner Wiederkehr zu erkennen und zu übersehen. Es gibt aber kaum ein Ereigniß, welches den volksthümlichen Geist mehr anzuregen scheint, als dieses der periodischen Succession. Bald finden wir die Bedeutung der beiderseitigen Bewegungen wunderbar ergriffen, wie in dem: „Im Athemholen sind zweierlei Gnaden, den Athem einziehen und sich seiner entladen," bald finden wir die Idee des Kampfes so klar ausgesprochen, wie in dem arabischen: „Die Nacht, die schüchterne Gazelle, flieht vor dem Dräun des Morgenlöwen," und desgleichen bei Wolfram von Eschenbach: „(des Tages) Sine klawen durch die Wolken sind geslagen, er stiget uf mit großer Kraft" und was dergleichen bestimmte Wahrnehmungen mehr sind; die gleiche Idee im nordischen Frühlingsfestkampfe, und im Todaustragen. Man hat ja den größten Theil der Mythologie auf die jährliche Periodicität des Pflanzenlebens deuten wollen.

Wo aber jede Periode etwas Neues bringt und der Cyklus in demselben Individuum deutlich nicht wiederkehrt, da erschrickt das kindliche Gemüth wie vor einem Unheimlichen, Geisterhaften, und weist alles weitere Verständniß, als eines Übernatürlichen zurück. In diesem Sinne ist es namentlich der Schmetterling gewesen, der in seinen wunderbaren Lebensperioden, aus der starken efräßigen Raupe ur gestaltlosen, unveränderlichen und oft die Jahreshälfte ohne Nahrung zubringenden, Puppe, zu dem wunderbaren geflügelten Wesen dem Sinne der Völker als besonders geister- und zauberhaft, elfenartig erschienen ist (Ἠπιάλης Alp, ἠπίολος Schmetterling). Übrigens spricht sich in allen Mythologien die Ahnung großer Weltperioden aus, was zu erörtern hier freilich nicht am Orte ist, aber die Andeutung kann endlich dazu dienen, das Verhältniß der Periodicität zum Menschen in ein neues Licht zu setzen. Es ist allem Leben eigenthümlich, verwandte Bewegungen mitzufühlen, und im Geiste wenigstens das zu wiederholen, was zwei neben einander hängende Pendel thun, indem sie isochronisch schwingen. (*Dr. G. O. Piper.*)

Periodische Fuge, s. Fuge.

Periodische Krankheiten, s. Krankheiten und Periodicität.

Periodische Reihen, s. Periode (rhythmische).

Periodologie, s. Periode (rhetorische).

Periodonikes, s. Periodos.

PERIODOS. Außer dem oben unter „rhythmischer und rhetorischer Periode" Hervorgehobenen müssen wir hier noch auf zwei Bedeutungen aufmerksam machen. Einmal nämlich nannten die alten Geographen so die Erdumschreibungen und gaben selbst ihren Schriften öfters den Titel *Περίοδος* bald allein, bald *Περίοδος γῆς*; so, um nicht von der fabelhaften *περίοδος γῆς* des Hesiodus, welche einmal von Strabo angeführt wird, zu sprechen, wird das Werk des Hekatäus öfters unter diesem Titel citirt; es ist hier das Wort mit Periegesis (s. d. Art.) ziemlich gleichbedeutend. Zum andern heißt so der Complex der olympischen, pythischen, isthmischen und nemeischen Spiele, und daher Periodonikes der, welcher in allen diesen vier großen Spielen gesiegt hat. (*H.*)

PERIODUS. Ein Fischgenus, das von dem Sauroidengenus Pycnodus durch einen Eindruck im Rande der Zähne abweicht. Agassiz (Poiss. Foss. Feuilleton. p. 122. II. t. 72*. f. 61. 62) gedenkt vorläufig einer Species, Periodus *Koenigii*, aus dem Londonthon der Insel Sheppy. (*Herm. v. Meyer.*)

PERIÖKEN (*Περίοικοι*). Dieses Wort, was seinem etymologischen Ursprung nach die um einen gewissen Punkt herum Wohnenden bedeutet, wurde bei den Griechen in engerer Beziehung von den Bewohnern der Landstädte gesagt, die zu einer Hauptstadt in einem bald mehr, bald minder abhängigen Verhältnisse standen. Die Staatsverfassungen von Sparta und Kreta, also die von den Normalstaaten des Dorismus, und sonst noch die von Elis kennen eigenthümliche Classen von Einwohnern unter diesem Namen; die Stellung derselben zu den übrigen Classen wird sich in den Artikeln, welche die Staatsverfassungen von Kreta und Sparta darstellen werden, am anschaulichsten machen lassen; auf diese Artikel verweise ich daher. Hier genüge Folgendes: Im spartanischen Staate waren die Periöken eine von den drei Classen der freien Bewohner, und zwar eine solche, die zwischen den Bürgern oder Spartiaten und den Fremden in der Mitte standen. Sie hießen hier auch „die Lacedämonier" oder auch „die Bewohner der Landschaft" (οἱ χωρῖται, οἱ ἀπὸ

τῆς χώρας), wiewol der erste Name zuweilen allgemeiner gebraucht wurde, sodaß die Spartiaten mit eingeschlossen wurden. Ihrem Ursprunge nach waren diese Periöken größtentheils Achäer, ja, obgleich später einige Nichtachäer, welche auf Einladung Sparta's die menschenleeren Landstädte besetzten, in ein Periöken-Verhältniß traten, z. B. die Minyer, die Kynurier, so wurden die Periöken doch fortwährend für Achäer angesehen und so genannt. Nur allmälig gelangten bekanntlich die Dorer zur Herrschaft in Lakonica und billige Bedingungen gewährten sie gern den daselbst gelegenen Ortschaften, wenn die letztern nur der Stadt Sparta die Souverainetät zugestehen und sich als seine Landstädte betrachten lassen wollten. Wenn 100 Städte zu Lakonica gerechnet wurden, so scheint es, daß dies die Periökenstädte waren, die durch gesetzgeberische Willkür auf diese Zahl fixirt sein mögen, was aber erst nach der Unterwerfung von ganz Messenien und vom kynurischen Gebiete hat eintreten können. Das Periöken-Land wurde vor jener Unterwerfung vielleicht in fünf, nach derselben vielleicht in zehn Districte getheilt. Unter dem Könige Polydor wurde die Zahl der Periöken-Loose auf 30,000 bestimmt; das scheint damals die Zahl der Periökenfamilien gewesen zu sein. Was ihre Rechtsverhältnisse betrifft, so haben wir theils den corporativen Zustand ihrer Gemeinden, theils die persönliche Lage der Einzelnen in Erwägung zu ziehen. Die Periöken bildeten also 1) städtische Gemeinden (πόλεις) mit eignen Communalbeamten; jedoch wurde in manche dieser Ortschaften der oberste Beamte von Sparta aus geschickt, z. B. nach Kythera, der hier „Kytherodikes" der Richter von Kythera, hieß; möglich wäre aber auch, daß überhaupt, wie Schömann vermuthet, Sparta für jeden Periökendistrict zwei Oberaufseher unter dem Titel „Harmosten" jährlich ernannt hat und daß dies die „zwanzig Harmosten" sind, welche der Scholiast Pindar's erwähnt. 2) Zahlten die Periöken einen Tribut an Sparta, aber wir kennen weder seine Größe, noch wissen wir, ob er von den einzelnen Periöken oder von ihren Städten als Communen erhoben wurde. 3) Die Periöken besaßen nicht das Staatsbürgerrecht Sparta's, hatten nicht gleiche Rechte und Ehren (keine ἰσοτιμία und ἰσονομία) mit den Spartiaten, sie waren also nicht nur unfähig, eigentliche spartanische Staatsämter zu bekleiden, sondern auch ausgeschlossen von der Theilnahme an den großen wie den kleinen Volksversammlungen Sparta's, von den Anstalten für spartanische Erziehung. 4) Sonst waren sie nicht ausgeschlossen von der Ehre des Kriegsdienstes, selbst als Schwerbewaffnete (Hopliten) haben sie gedient und oft durch ihre Tapferkeit den Sieg entschieden, jedoch vielleicht genossen nur diejenigen von ihnen, welche Landbau trieben, das Vorrecht dieses Dienstes, während ihre Gewerbtreibenden wol nur als Leichtbewaffnete gebraucht wurden; in der Flotte haben sie selbst Befehlshaberstellen bekleidet. 5) Sie durften an den Colonien Antheil nehmen, welche Sparta ausschickte. In ihren Händen war Landbau und Gewerbe, wenn auch nicht ausschließlich, indem die Heloten oder Leibeigenen beides ebenfalls betrieben, aber die bedeutenden Fabriken und aller Seehandel wurden wol von ihnen ausschließlich getrieben. Sie waren im eigentlichen Besitz des Geldes und des Geldverkehrs. Sie übten selbst die edleren Künste der Poesie, der Bildnerei; manche Periöken haben olympische Siege erlangt, alles Beweis, daß ihre Lage, trotz ihrer politischen Abhängigkeit, nicht sehr drückend gewesen sein kann. Vor dem Verfall der spartanischen Verfassung hört man daher auch nur äußerst selten von einem Abfall der Periöken. Titus Quintius löste die Landstädte, welche früher πόλεις, jetzt κῶμαι hießen, von allem Verbande mit Sparta und stellte sie unter den Schutz des Achäischen Bundes. August gab 24 lakonischen Ortschaften Unabhängigkeit von Sparta, welche nun freie Lakonen (Ἐλευθερολάκωνες) hießen und für sich einen eigenen Bund gebildet zu haben scheinen (vergl. K. O. Müller, Dorier. II, 21 fg. *Schoemann*, Antiquit. J. P. Graec. p. 112 sq.).

In Kreta hießen die Periöken „Hörige" (ὑπήκοοι); dies ist ihr kretischer Name, während die Schriftsteller sie bald mit dem generellen Namen „Periöken," theils misbräuchlich und ungenau „Knechte" (δοῦλοι) nennen; denn sie waren hier ebenso wie in Sparta von den Leibeigenen und Sklaven, den Mnoiten, Aphamioten oder Klaroten und Chrysoneten nicht weniger als von den Bürgern unterschieden. Sie bildeten auch in Kreta eigene, aber abhängige Gemeinden, mußten theils für ihre Grundstücke eine Abgabe, die nicht in Geld, sondern in Naturalien bestand, als Grundsteuer, theils als Kopfsteuer einen äginetischen Staler (vermuthlich etwas über einen Rthlr.) an den Staat entrichten. Als Einzelne betrachtet, waren sie ausgeschlossen von allen Souverainetätsrechten der Bürger, namentlich von der Theilnahme an Ämtern, an den Volksversammlungen, an den Gemeinmahlen (Syssitien), die Benutzung der Gymnasien, der Gebrauch der Waffen war ihnen untersagt. Dies abgerechnet, waren sie persönlich frei, trieben Landbau, Gewerbe, Handel und waren so im Stande, zu Wohlstand zu gelangen, während die eigentlichen Bürger gar kein Geschäft trieben, als was mit dem Kriegsdienst und der Theilnahme an der Volksversammlung in Verbindung stand. Die insularische Lage Kreta's, welche das Annähern auswärtiger Hilfe erschwerte, einerseits und andererseits der Umstand, daß die kretischen Staaten selbst alle Periöken besaßen, keiner es also wagte, die Periöken des andern Staats zu unterstützen, da er besorgen mußte, dadurch auch seinen eignen ein gefährliches Beispiel zu zeigen, Beides bewirkte, daß es hier nicht leicht zu Periökenaufständen kam. Bei diesen Periöken hatten sich noch zu Aristoteles' Zeit die alten Minoischen Gebräuche am reinsten erhalten. Vergl. *Aristot.* Pol. II, 2, 12. 6, 3. 7, 1. 3. 4. 8.

Vergleicht man das Gesagte, so wird man gestehen, daß die Lage dieser Dorischen Periöken und ihre Behandlung eine viel mildere war, als die der Attischen Schutzgenossen oder Metöken. (*H.*)

PERIOLA. Diese von Fries so benannte Gewächsgattung gehört zu der letzten Ordnung der 24. Linné'schen Classe und zu der Untergruppe der Sclerotiei der Gruppe der Bauchpilze der natürlichen Familie der Pilze. Char. Kleine, auf Stämmen, Wurzeln und Schwämmen

haufenweise wachsende, gelbliche oder weiße Pilze von mannichfaltiger, meist rundlicher Form, ohne Wurzeln; die Rinde geht in ausdauernde Zotten über; das Innere solid, mehlartig, fleischig oder gallertartig; die Keimkörner unscheinbar, überall auf der äußern Oberfläche umhergestreut. Es sind fünf Arten bekannt: 1) P. hirsuta *Fries* (Syst. myc. II. p. 266. Sclerotium hirsutum *Schumacher* saell. II. p. 187. Fl. dan. t. 1320), auf Rhizomorpha subcorticalis an alten Rothbuchenstämmen. 2) P. pubescens *Fr.* (l. c. p. 267. Sclerotium album *Schum.* l. c. p. 186), auf faulenden Agaricusarten. 3) P. tomentosa *Fr.* (Sclerotium tomentosum *Fr.* obs. I. p. 205), auf Kartoffelknollen, in Kellern. 4) P. setosa *Fr.* (Syst. myc. III. Ind. p. 126. Aegerita setosa *Greville* crypt. scot. t. 268. f. 2), auf faulem Holze in Schottland; und als zweifelhaft 5) P. furfuracea *Fr.* (Elench. II. p. 46). (*A. Sprengel.*)

PERION (Joachim, latein. Perionius) [1]), war in der Stadt Cormery in der Landschaft Touraine geboren. Die Zeit seiner Geburt wird nirgends angezeigt, aber wahrscheinlich, wie aus seinem Eintritt in den geistlichen Orden geschlossen werden kann, ereignete sich dieselbe gegen das Ende des 15. Jahrhunderts. In dieser unbestimmten Angabe hat ohne Zweifel auch die bestimmter scheinende „gegen 1499 geboren" [2]) ihren Grund. Ebenso wenig wie die Geburtzeit des Mannes kennen wir dessen Familienverhältnisse, und wir müssen uns begnügen zu wissen, daß er sehr jung die sehr reiche Benedictinerabtei des h. Paullus in seinem Geburtort besuchte, um dort seine ersten Studien zu machen. Ob er darauf aus freiem Entschluß in den Benedictinerorden trat, oder durch die Seinigen, oder vielleicht durch seine Lehrer dazu veranlaßt wurde, ist ebenfalls unbekannt; indessen mögen seine Fähigkeiten früh die Aufmerksamkeit auf ihn gezogen haben, und vielleicht bewog man ihn deshalb zu dem Eintritt in den Orden, der damals durch die ihm Geweihten die höhern geistigen Interessen der menschlichen Gesellschaft vertrat. Perion leistete am 22. Aug. 1517 das Ordensgelübde, und blieb nun zehn Jahre in dem Kloster seines Geburtortes, bis er 1527 von seinen Obern nach Paris gesendet wurde. Auch die Ursache dieser Entsendung ist unbekannt, und so mancherlei Vermuthungen darüber möglich, wenn man den Mann und seine Zeit in's Auge faßt; vielleicht suchte er durch den ihm angeborenen Drang nach Bildung getrieben den Aufenthalt in Paris, wo er in Benutzung reichlicherer Mittel sich freier bewegen konnte; vielleicht auch entsendete man ihn, weil man in ihm einen geeigneten Verfechter der damals geltenden Interessen der Wissenschaft und des Glaubens erkannte, welche durch die erwachende Neuerung in der Philosophie und in dem religiösen Glauben hart bedroht wurden. Leider sind das nur Vermuthungen, um eine sehr bedeutende Lücke in den Nachrichten von seinem Leben auszufüllen; denn über sein damaliges Klosterleben, sowie über die ersten Jahre seines Aufenthalts in Paris schweigt die Kunde. Er scheint schon die Einsamkeit seiner Celle ganz mit Studien ausgefüllt, dabei sich aber nicht blos auf die Theologie beschränkt zu haben; es wäre ihm sonst kaum möglich gewesen, sich so vielseitig und nicht ohne Anerkennung und Einfluß auf seine Zeit literarisch zu beschäftigen. Freilich sehen wir ihn in Paris erst im J. 1532 mit seinem ersten Werk: *Joach. Perionii* Cormoer. in omnes T. Livii Conciones, ut breviusculae, ita cum primis eruditae Annotationes; Una cum ipsis T. Livii Concionibus per genera causarum distinctis, ut vix quicquam rhetorices ac Latinitatis studiosis propo-ni accommodatius possit (Paris. 1532. 1547. Basil. 1545) hervortreten, aus dem wir keinen weitern Aufschluß über seine Studien gewinnen, als daß er sich damals mit Livius und mit der Römerwelt emsig und wol ausschließlich beschäftigte. Dies beweist das Werk selbst, eine Sammlung der Reden des Livius in chronologischer Folge geordnet, mit den beigefügten Anmerkungen, die außer den sachlichen Nachweisen über Geschichte, Sitten und Gebräuche des römischen Volks, rhetorische Zergliederungen der Reden enthalten; außerdem sind am Ende: Lectionum aliquot antibarbararum elenchus, nebst einem Index rerum et verborum angefügt, ein Beweis, daß Perion sich ernstlich mit seinem Gegenstande beschäftigt hatte. Die Dedication an den Bischof Denis Briconet ist unterzeichnet: Parisiis e gymnasio montis acuti, pridie Cal. Februar. a. 1532. Er scheint in diesem Gymnasium Lehrer gewesen zu sein. Dieses Werk fand allgemeinen Beifall; denn es wurde in Basel und Paris wieder gedruckt. Außer einer Rede zum Andenken an den erwähnten Gönner: Oratio de laudibus Dionysii Briconeti, Episcopi Macloviensis (Paris., Colines. 1536), durch den er wahrscheinlich nach Paris kam, weil er Abt seines Klosters war, erschien seitdem nichts von ihm bis 1540, wo er mehres bekannt machte, nämlich: Aristotelis de moribus, quae Ethica nominantur, ad Nicomachum filium libri X, a *Joach. Perionio* Latinitate donati, cum ejusd. commentariis. Item de optimo genere Interpretandi et de convertendis con-

1) Baillet (Jugemens des savans, nouv. éd. T. II. P. III. p. 167) schreibt den Namen: Dom Joachim de Périon ou Perionius, und (p. 350) Joachim de Perione, aber sonst kurz Périon. 2) Niceron (Mémoires T. XXXVI. p. 33) sagt: Joachim Perion naquit à Cormery en Touraine vers l'an 1499. In der Biographie universelle heißt es von ihm: né vers la fin du XV. siècle. In Scävolä Sammarthani (Elogia Gallorum saec. XVI. doctrina illustrium ed. *Heumanni* p. 50) wird sein Tod mit Rücksicht auf die Lebenszeit so angezeigt: His vigiliis notissimus senex paulo ante Henrici II. necem in illo suo coenobio de vita migravit. Er war also ein Greis, als er starb. Schwerlich findet sich eine genauere Angabe in den Annales de l'ordre de St. Benoit. T. V. p. 408; denn auch die Bibliothèque générale des écrivains de St. Benoit (à Bouillon 1777. 4.) T. II. p. 378 sq., worin außer jenem Werk auch die dafür nichts bietenden Bibl. des Ecrivains eccl. de *Dupin*, Jugemens des Savans par *Adr. Baillet.* T. II. P. III. p. 166. 350 sq., sowie *Le Long* Bibl. sacra T. II. p. 899 und dessen Bibl. hist. p. 86. 208, die ich alle hatte, benutzt sind, bietet nichts Genaues; ebenso wenig J. Gtb. Freytag in seinem Adpar. literar. (T. III. p. 627 sq.), obgleich er unter andern das allein mir nicht zugängliche Werk: *Aub. Miraei.* De Scriptoribus saec. XVI. c. LXXV. p. 169 ed. *Fabricii* benutzen konnte. Auch de Thou (Historiarum sui temporis T. I. tab. XXIII. p. 791), sowie Teissier (Les Eloges des hommes sçavans, éd. sec. P. I. p. 162 sq.) enthalten nichts über die Geburtzeit Perion's.

jungendisque Graecis c. Latinis praecepta ad utriusque linguae proprietatem et copiam parandam accommodata. (Paris. 1540. 4.) Dabei befinden sich: *Arati* Phaenomena, gr. et *Ciceronis* interpretatio: access. his *Vergiliis*, Germanici Caesaris et Rufi Avieni carmina, c. obss. *Joach. Perionii.* (Paris. 1540. 4. 104 Seiten). Ferner gab er heraus: Ex *Platonis* Timaeo particula, *Ciceronis* de universitate libro respondens etc. (Paris. 1540. 4.) Mit jenem Werk zeigte er sich in einer Richtung seiner Studien, der er sein ganzes Leben hindurch treu blieb. Er hatte sich der damals alles geltenden Aristotelischen Philosophie zugewendet, deren treuester Anhänger er seitdem, freilich im Geiste der Zeit, bis zu seinem Tode blieb.

Bis jetzt galten die Übersetzungen des Aristoteles von Argyroppylos, denen man Mangel an Eleganz der Sprache vorwarf, als die gebräuchlichsten. Perion's Absicht war, jenen Vorgänger in dieser Rücksicht zu übertreffen. Er erreichte seinen Zweck, verfiel aber selbst in einen andern sehr argen Fehler, der ihm bald sehr harte Angriffe zuzog; er gab sehr oft nicht den Sinn des Aristoteles wieder, sondern zwang demselben eigene Gedanken auf, bald weil er das Griechische nicht genau verstand, bald aus Vorliebe für seine Ciceronische Schreibweise [3]). Seine gewandte Sprache bestach, und das Zeitgemäße seines Unternehmens, weil die Schriften des Aristoteles damals nicht blos in Paris, sondern überhaupt auf den höhern Schulen einen Hauptgegenstand in den Studien bildeten und im scholastischen Ansehen standen, verschaffte ihm einen großen Ruf. Indessen bestanden seine Kenntnisse mehr in einer rhetorisch-dialektischen Kunst, die er durch das Studium des Livius, vorzüglich aber des Cicero ausgebildet hatte, als in tiefdringender Sprachkunde, namentlich fehlte ihm eine gediegene Kenntniß des Griechischen [4]). Obgleich er diese Schwäche in der Übersetzung des Aristotelischen Werkes, sowie besonders in der jener Übersetzung beigefügten Schrift über Erklärung und Übersetzungskunst entblößt hatte, so währte es doch Jahre, ehe man sich mit offenem Tadel an ihn wagte. So gewann sein Ruf an Bestand. Eine bedeutende Auszeichnung ward ihm zu Theil, indem er im J. 1542 von der Sorbonne zum Doctor der Theologie gemacht wurde. Wodurch er dieselbe sich erworben hat, ist unbekannt: ob allein durch die Beschäftigung mit Aristoteles, der damals allerdings entscheidendes Ansehen genoß, das möchte vielleicht deshalb zu bezweifeln sein, weil auch andere neben Perion sich ebenfalls mit Aristoteles, und gewiß mit gediegenern Kenntnissen ausgerüstet, beschäftigten und dennoch unbeachtet blieben; er scheint vielmehr einer der wenigen Glücklichen gewesen zu sein, denen nicht sowol die Naturgabe des Talents und eine viel umfassende Gelehrsamkeit zu äußeren Vortheilen hilft und sie in eine Stellung im Leben bringt, als insbesondere gewisse äußere Umstände in den Zuständen der Gegenwart, sowie in der Art der eigenen Thätigkeit für Beruf und Leben. Perion war Benedictiner, was damals in Frankreich sehr viel galt. Diesen Vortheil, der an sich nur ein äußerer war, ergreifend trat er unmittelbar in das Leben, und bewegte sich darin zu seinem Vortheil mit Geschick. Gewiß nicht ohne Rücksicht auf Perion schrieb Lambin an Joh. Maludanus: Tantum ne despera: neque tibi persuade impudentiam, et confidentiam, faciliorem ad honores, quam pudorem et probitatem, munire viam. Non enim potest, nec solet virtus obscura, atque incognita diutius latere. Deprimunt eam quidem saepenumero factiosi homines, omniaque ad suam potentiam revocantes, demergunt, relegant, exterminant, sed exurgit atque emergit illa tandem: splendoremque suum vel invitis hominibus e latebris erutum profert in lucem, et in publico spectandum proponit. Dieser Brief wurde zwar erst in dem Jahr 1551 „nonis Juniis“ geschrieben, aber Lambin schrieb denselben nach Paris, wo damals Maludanus sich aufhielt, und spricht auch am Schluß über Perion: Perionij orationem in Petrum Aretinum jampridem legeramus, sed multo non sine risu. Quid enim magis ridiculum excogitari potest, quam hominem Benedictinum, philosophum, Ciceronianum, Theologum cum P. Aretino verbis decertare? Omnino suae existimationi parum consuluisse iudicatur. Nam quod arguit illum esse impurum, sceleratum, impium, quid tum postea? Tales homines non verbis, aut scriptis castigandi: sed legibus, et poenis sunt coercendi. Sed hac de re alias plura. Kurz vorher hatte Maludanus aus Paris an Lambin geschrieben: Paene me fugerat, quod scribendum in primis fuisse arbitror. a Perionio editam esse audio orationem adversus Petrum Aretinum. periculum est, ne, ut iam pridem principum, ita posthac et *μοναχῶν* flagellum esse et nominari velit lacessitus, Aretinus [5]).

Lambin's Urtheil über Perion ist in ein täuschendes Gewand gekleidet; um dasselbe in dem Sinn, wie er es meint, zu fassen, muß man es sehr aufmerksam lesen. Es ist der bitterste Tadel und zeigt uns das, wodurch Perion zu seinem Ansehen gelangte, in den wenigen Worten: hominem Benedictinum, Philosophum, Ciceronianum, Theologum, obwol auch der individuelle Charakter des Mannes, über den Lambin schweigt, den bedeutendsten Einfluß auf seine Verhältnisse geübt haben muß, weil derselbe ja überhaupt der Träger des Menschen ist. Man sieht aus Lambin's Urtheil außerdem, daß auch damals noch, wo Perion schon wiederholte harte Angriffe erlitten hatte, er in sehr hohem Ansehen stand, und ohne Zweifel zu jenen Einflußreichen gehörte, die

3) *Huetius*, De claris interpretibus ed. alt. p. 211 sq. Vgl. *G. Matth. König.* Bibl. vet. et nov. p. 620, sowie die Zeugnisse von de Billy und Possevin im Folgenden. 4) Scaliger behauptet sogar, er habe von dem Griechischen eine sehr unvollkommene Kenntniß gehabt und auch das Lateinische nicht viel besser verstanden. Prim. Scaligeran. p. 120. Eine eigene Erscheinung ist es, daß Perion von Cicero's Schriften nichts herausgegeben hat. Dieser Umstand ist keineswegs in dessen ergiebigem literarischem Leben gleichgültig, er scheint zu beweisen, daß er keine tiefen sprachlichen Studien, wie die Zeitgenossen Lambin, Muret u. A., gemacht habe.

5) Diese Briefe habe ich in der Sammlung: Epistolae clarorum virorum, quibus veterum autorum loci complures explicantur, tribus libris a *Jo. Mich. Bruto* comprehensae (Lugd. 1561) benutzt.

Lambin „factiosi homines" nennt, weil er selbst einflußreich sehr zahlreiche Anhänger hatte und sogar die besondere Gunst Heinrich's II. genoß. Deshalb hätte ein Mann, wie Perion, nach Lambin's Urtheil, wenn P. Aretin in der That ein so schlechter Mensch ist, wie er in Perion's Schrift erscheint, sich nicht mit demselben einlassen sollen, weil er dadurch die Ehre seines Rufs verletzte. Der Tadel ist in Ironie gekleidet; kaum läßt sich das auch anders gedeutete Urtheil anders fassen [6]), indem man dabei erwägen muß, daß Perion mit Lambin im J. 1551 im Verkehr stand, wie ein Brief Perion's an denselben beweist [7]).

Seine literarische Thätigkeit widmete Perion während seines Aufenthalts in Paris fast ausschließlich Übersetzungen verschiedener Werke des Aristoteles. Nach der Ethik erschien: *Aristot.* de rep. qui Politicorum dicuntur, libri octo, access. in eosd. libros obss. et argum. (Paris. 1543. Basil. 1549.) Zwar mit Anerkennung der Verdienste Perion's, aber schonungslos im Nachweis der Fehler, trat in Rücksicht auf dieses neue Werk J. L. Strebée gegen ihn auf, indem er die Übersetzung als fehlerhaft und verfehlt tadelte. Um diesen Tadel zu entkräften, schrieb Perion die Schrift: Quid non conveniat inter L. Strebaeum et Joach. Perionium in interpretatione Politicorum Aristot. (Paris. 1543. 4.) Strebée suchte den Vorzug seiner Übersetzung nicht sowol durch Verbesserung der einzelnen Fehler Perion's, als besonders in einer der Urschrift entsprechenden Richtigkeit, sowie in strenger Reinheit und Eleganz der Sprache der Übersetzung. Diesem ihm in tieferer Kenntniß der Sprachen beiweitem überlegenen Gegner mußte Perion weichen; denn derselbe gab seine bessere Übersetzung wiederholt heraus, während die von Perion vergessen ward [8]). Dennoch trat Perionius bald mit der Übersetzung einer andern Schrift des Aristoteles, des Organons (Paris. 1543, 1548. Basil. 1554, die Topica besonders Basil. 1544) wieder hervor. Auch diese Arbeit unterwarf Strebée seiner Kritik, und gab eine Auswahl der zum Organon gehörigen Schriften: *Porphyrii* instit. Aristot. categoriae, lib. de interpret., analyt. pr. et poster. (Lutet. 1551), sein letztes Werk, da er um 1550 starb, in verbesserter Übersetzung heraus.

Ein anderer Gegner erhob sich gegen Perion in Nicolas Grouchy, der sich schon vorher in dem gelehrten Streit mit Sigonius den Ruf gediegener Gelehrsamkeit erworben hatte. Sehr heftig und wohlgerüstet, rücksichtslos streng, fast mit pädagogischer Genauigkeit in das Einzelne eingehend, tadelte er [9]) Perion's erwähnte Übersetzung von der Ethik, als er im J. 1552 (Paris. 4, u. ö.) eine verbesserte Ausgabe derselben bekannt machte. Ob Perion gegen diesen heftigen Angriff die Oratio, qua Nicolai Groscii calumnias atque injurias ostendit et refellit (Paris. 1554) richtete, wie Niceron sagt, oder ob er erst durch Grouchy's verbesserte Übersetzung des Werks: *Aristot.* de nat. (Paris. 1554 und 1556 wiederholt, von Perion übersetzt 1550, und 1552 wiederholt) oder durch die ebenfalls im J. 1554 (Paris. 4.) von demselben besonders herausgegebene verbesserte Übersetzung von *Aristot.* topicorum libri VIII., zu der erwähnten Abwehr bewogen wurde, das vermag nur die Einsicht der Oratio zu entscheiden, die ich bis jetzt noch nicht gewinnen konnte. Allerdings ließe sich die Angabe Niceron's dadurch rechtfertigen und der chronologische Anstoß, den die Jahre 1552 und 1554 bieten, so beseitigen, daß Perion, wie er in dem erwähnten Briefe an Lambin, unterzeichnet: a. d. VI. Idus Sextil. Cormaeriaci anno CIↃ·IↃ·LI., schreibt, damals in seinem Geburtsort seit 1547 zurückgezogen lebte, wo ihm die Verbindung mit Paris und überallhin sehr schwer war, wie er selbst ausdrücklich in dem Briefe sagt: Si tibi non hanc cito, quam debebam, rescripserim, quod Cormaeriaci nunc agam, id est eo in loco, unde nec Lutetiam, nec istuc, quoties volo, possim scribere. Vielleicht mögen ihm die wiederholten Bemühungen um Gunstbezeigungen des Papstes diese Angelegenheit mit Grouchy so in den Hintergrund gedrängt haben, daß er wieder durch dessen neue Angriffe daran erinnert wurde. Andere nutzlose Vermuthungen verschweige ich.

Perion's Selbstvertheidigungen, die man wegen ihres Gehalts nur Schmähschriften nennen kann, welche eigentlich zu nichts als zur Beschwichtigung seiner verletzten Eitelkeit dienten, waren erfolglos. Etwas mußte er jedoch gegen solche Angriffe thun; dies glaubte er sich und seinem Ansehen schuldig zu sein. Anders konnte er es nicht thun, weil er keine guten Gründe zur Entgegnung hatte. Er hatte sich damit genügt, aber obwol er seinen Gegnern mit der größten Heftigkeit in diesen Schriften entgegentrat, so schreckte er dieselben doch nicht ab. Wiederholt, und schon vor dem Kampf mit Grouchy, hatte er eine: Oratio in Jac. Lud. Strebaeum, qua ejus calumniis respondetur; Item Orationes duae pro Aristotele in Ramum. (Paris. 1551. 4.) Strebée entgegengeschleudert; dennoch griff ihn auch Grouchy furchtlos immer von Neuem an. Diese zweite Schrift gegen Strebée war durch dessen vorher erwähnte verbesserte Übersetzung von *Porphyrii* institut. etc. veranlaßt worden. Als Beweis, wie allgemein die Theilnahme an diesem Kampf war, kann man es betrachten, daß der bekannte baseler Buchdrucker Oporinus einen Auszug der ebenerwähnten Rede seinem Nachdruck der Übersetzung von: *Aristot.* de nat. 1552 beifügte.

6) Ant. Teissier (l. c. p. 165) sagt: Il a publié une Oraison contre Pierre Aretin, de laquelle Lambin se moque dans une de ses Lettres. Die Beurtheilung dieses Ereignisses in Perion's Leben erheischt die sorgfältigste Berücksichtigung der damaligen Zeitverhältnisse und Zustände im kirchlichen wie im politischen und öffentlichen Leben und in der Bildung. 7) Auch dieser Brief befindet sich in der ebengenannten sehr interessanten Sammlung. 8) Huetius (l. c. p. 212) beurtheilt Perion sehr mild, ohne seine Fehler zu verschweigen; er sagt ausdrücklich, daß er mit Strebäus unglücklich gekämpft habe: Cum L. Strebaeo ... ob eandem causam se exercuit, et me quidem judice, infeliciter, nam in ea assequenda Ciceronis elegantia Strebaeo, si forte, scriptore et ipso non impuro superior, casti et fidi interpretis laude, et Graecae linguae peritia longe inferior habitus est: neque vero hoc illum fugisse puto, sed verborum magnificentia et sermonis volubilitate est delectatus.

9) Vergl. *Scaevolae Sammarthani* elogium Gruchii l. c. p. 96.

Ungeachtet dieser heftigen Gegner beschäftigte sich Perion fortwährend in gleichem Eifer mit Übersetzungen Aristotelischer Schriften. So erschienen nach und nach: Parva Naturalia (Paris. 1550. 4. Basil. 1553. 8.); de ortu et interitu (Paris. 1550. 4. Basil. 1553. 8.); ferner: de anima, Meteorologica und de coelo; Grouchy gab auch von den Übersetzungen dieser Schriften folgende verbesserte Ausgaben: Paris. 1555. 4; ib. 1555. 4.; ib. 1555. 4.; ib. 1555. 4.; ib. 1560. 4. Vereinigt erschien Grouchy's Übersetzung dieser fünf Schriften: Francof. 1564. 4. Colon. 1568. 8.; vermehrt mit de natura lib. VIII. Duaci 1590. 4.

An der Hartnäckigkeit Grouchy's scheint Perion's Vertrauen zu seinen Vertheidigungsversuchen gescheitert zu sein; vielleicht auch hatte ihn das zunehmende Alter milder und gleichgültiger gestimmt. Er ließ endlich seinen tüchtigen Gegner ruhig gewähren, und schwieg sogar, als demselben bei Herausgabe der verbesserten Übersetzung des Organons: *Aristot.* Logica (Lutet. 1556. 4.) ein neuer Gegner in Guill. Guerente sich zugesellte. Aus der Vorrede zu diesem Werk, welche Guerente verfaßte, sieht man, daß auch dieser neue Gegner nicht verächtlich war.

Als das letzte öffentliche Zeugniß seiner Beschäftigung mit Aristoteles[10]), dem er den Glanz seines Lebens verdankte, gab er die Übersetzung von: *Aristot.* metaphysicorum lib. XIII. (Paris. 1558. 4., wiederholt ib. 1561. 4.) heraus. Auch diese überarbeitete Grouchy so, daß dieselbe sogar nicht ohne kritischen Werth ist. Sie erschien mit Scholien, aber erst lange nach Perion's Tode (Paris 1577. 4.)

Allerdings genügten Perion's Übersetzungen den gegründeten Foderungen, welche eine gediegene Sprachkenntniß an dieselbe machte, nicht; daher nahm auch Muret keinen Anstand, in einem Brief an Lambin[11]), wo er über eine Stelle der Schrift des Aristoteles: de moribus ad Nicomachum handelt, das sehr harte Urtheil über Perion auszusprechen: Perionium semper excipio: de quo ita sentio, nihil posse tam absurdum, quod non ei interdum et veniat in mentem, et probetur. Muret spricht dem von seinen zahlreichen Verehrern so hoch gehaltenen Perion ein das Rechte treffende Urtheil ab. Ihm fehlte aber, und dies war vielleicht der hauptsächlichste Mangel in seiner wissenschaftlichen Bildung, eine genauere Kenntniß der griechischen Sprache. Darüber zeugen auch Jacques de Billi und Ant. Possevin[12]).

Strebée, Grouchy und Guerente waren allerdings gefährliche Gegner, weil ihre Angriffe nicht blos einmal und vorübergehend geschahen, sondern weil sie mit tüchtigerer Kenntniß und mit Überlegung ihn in seiner literarischen Beschäftigung mit Aristoteles gleichsam Schritt vor Schritt verfolgten; denn sobald er ein neues Werk übersetzt herausgegeben hatte, traten sie bald auch mit einer verbesserten Übersetzung ebendesselben hervor. Indessen blieb ihm doch so in den Augen der Welt der Ruhm, stets der Erste gewesen zu sein, der ebendeshalb das Schwerste übernommen und ausgeführt hatte, während seine Gegner, die gewiß Vorzüglicheres leisteten, ihm nur nachfolgten und seine Fehler verbesserten. Dies ist auch die Ursache, warum ihm, wie es in solchen Fällen stets geschieht, durch alle jene Angriffe das Ansehen im allgemeinen weniger geschmälert als erweitert wurde. So blieb er freilich seiner Weise zu übersetzen treu, indem er die Treue seinem Streben nach Ciceronischer Sprache opferte; aber er verscherzte sich dadurch die Ansprüche, von urtheilsfähigen Kennern als ein guter Übersetzer geachtet zu werden[13]). Dessenungeachtet kann seine mit vielen Schwierigkeiten verknüpfte Beurtheilung sich damit allein keineswegs befriedigen; die Betrachtung dieses Mannes erheischt einen Standpunkt, von dem aus er nicht sowol als individuelle und isolirte Erscheinung nur in Rücksicht auf seine Gelehrsamkeit und Gediegenheit seiner gelehrten Leistungen, sondern ganz besonders im Getriebe seiner stürmisch bewegten Zeit sich zeigt. Er hatte sich mit seiner gelehrten Thätigkeit nicht in die einsame Celle des Klosters oder in die Studirstube zurückgezogen, um einseitig sein Wissen mit Gelehrsamkeit zu bereichern, sondern seine Bildung war etwas seinen Verhältnissen und seiner Stellung durchaus entsprechendes Ganzes, durch das er in und zu jenem Getriebe mit der vollsten Thätigkeit wirkte. Daher bedingt seine Beurtheilung stete Rücksicht auf die Zeitgeschichte und den Geist der Zeit, oder dieselbe muß sich vielmehr ganz in das Treiben und die Zustände des Lebens jener Zeit versetzen. Frankreich ward damals durch die Verfolgung der Calvinisten bewegt und erschüttert; die katholische Sorbonne Frankreichs herrschte mit der Gewalt der Anmaßung über Unterricht und Religionsglauben fast nicht minder arg als die spanische Inquisition. Sie hatte den Unterricht in der Philosophie auf Aristoteles so beschränkt, daß dessen Schriften nicht als Mittel zur Bildung des Denkens galten, sondern als Gesetzbuch eines blinden Glaubens daran, gegen das freie Prüfung und Untersuchung verpönt war. Sie achtete auf die ungeschmälerte Geltung der Aristotelischen Satzungen, weil daran damals die Kirchenlehre des Katholicismus geknüpft war, oder vielmehr, weil die Kirchenlehre die Philosophie in die Knechtschaft gebannt hielt, und dies am besten durch die misbrauchte Autorität des Aristoteles vermochte. Fielen also jene Satzungen der Philosophie durch die Freisinnigkeit, so mußte auch diese, an sich schon durch die Calvinistische Lehre hart bedroht, erschüttert werden. Großes Ärgerniß erregte daher P. Ramus, der gelehrt, scharfsinnig und beredt bald durch die Menge seiner Zuhörer die übrigen Lehrer übertraf, indem er mit seinen übrigen Vorzügen eine Freisinnigkeit verband, die keine

10) Mit Unrecht verzeichnet Niceron (l. c. p. 41): *Aristot.* Topicorum libri octo, lat. *Perionio* interprete (Paris 1559. 4.) und *Aristot.* de coelo libri IV. De ortu et interitu libri duo; Meteorologicorum libri IV. De anima libri tres. et Parva Naturalia, Lat. *Joach. Perionio* interprete. (Colon. 1565. Diese Ausgabe blos mit der Bemerkung: Il doit y avoir eu une édition antérieure) als die letzten Aristotelischen Arbeiten Perion's. 11) In der erwähnten Briefsammlung (p. 391 sq.); auch in den übrigen Sammlungen der Briefe Muret's. 12) *Jac. Billii* Obss. sacr. c. 8 und *Ant. Possevini* Adparatus sacer. T. I. p. 193 sq. T. II. p. 104.

13) *Huetius*, De optimo genere interpretandi, ed. alt. p. 58.

Autorität anerkannte. Frei bestritt er also Aristoteles in seinen Vorlesungen wie in seinen Schriften, und ebenso auch Cicero, durch welche Perionius sich sein Ansehen zu verschaffen gewußt hatte; vorzüglich aber reizte Ramus sämmtliche Professoren und Magister durch seine freie Behandlung des Aristoteles, weil er damit gegen die Schule verstieß, welche seine Freisinnigkeit als Gottlosigkeit fürchtete. So entstand der heftigste Kampf, der in einer solchen zügellosen Erbitterung geführt wurde, die man von wissenschaftlich gebildeten Männern nicht erwartet, und selbst von den verständigeren Zeitgenossen getadelt wurde. Zu den heftigsten Kämpfern gegen Ramus gehörten Gallandius [14]) und Perionius, jedoch scheint die Sorbonne selbst Perion wegen seiner Bekanntschaft mit Aristoteles, wegen seiner Beredsamkeit und wegen seiner vielseitigen Bildung als den tüchtigsten oder geeignetesten betrachtet zu haben; denn es wird berichtet, daß er im ausdrücklichen Auftrage der Sorbonne gegen P. Ramus schrieb [15]). Allerdings war er in sofern für diesen Zweck der geeignetste, als er mit seiner ganzen Gelehrsamkeit und Bildung ein Theolog seiner Zeit und der Sorbonne war, außerdem in Ruf und Ansehen stand, sodaß man von ihm den besten Erfolg erwarten konnte für die Absicht, die Gunst, welche Ramus sich erworben, zu vernichten. Philosoph nur als Theolog, wandte er auch die schöne Gabe seiner Sprachfertigkeit wie seine vielseitigen Kenntnisse nur im Geiste der Theologie an, die damals ausschließlich in den Satzungen zum Besten der Kirchenlehre bestand. Dieser Streit mit Ramus wird in allen Nachrichten davon als der heftigste von allen, welche Perion hatte, bezeichnet. Er schrieb: **Pro Aristotele in Petrum Ramum orationes II. De Dialectica liber. (Paris. 1543.)** Diese beiden Reden gegen Ramus fügte er wiederholt der zweiten Vertheidigungschrift gegen Strebée bei. Außerdem bestritt er Ramus wegen des Cicero in: **Pro Ciceronis oratore contra P. Ramum oratio (Paris. 1547).**

Sowie Perion überhaupt auf die Bildung seiner Zeit großen Einfluß übte, wie das sehr günstige und umfassende Urtheil des Gilb. Genebrardus [16]) beweist, wenn auch seine Kenntnisse nichts weniger als gründlich, sondern durch und durch oberflächlich, aber in ein anziehendes Gewand gehüllt, das die Menge täuschte und reizte, so lebte sein Ansehen als Aristoteliker unter den Professoren der Akademie auch nach seinem Tode fort und nachdem er schon längst nach vieljährigem Wirken in die Einsamkeit seines Klosters sich zurückgezogen hatte. Seine Übersetzungen brauchte man fortwährend, obgleich es nicht an solchen fehlte, welche die Aristotelischen Professoren der Akademie mahnten, von deren Gebrauch wegen ihrer Untreue abzustehen. Dieses Verfahren rügt der Neffe Perion's, Franz Perion, in der Zuschrift an Scävola Sammarthanus vor dem Werke seines Oheims: **De Romanorum et Graecorum magistratibus libri tres,** das er nach dessen Tode **Paris. 1560. 4.** [17]) herausgab, mit sehr harten Worten, um das Andenken desselben rein zu erhalten.

Erscheint Perion in seiner Beschäftigung mit Aristoteles, die ihm während seiner Lehrerthätigkeit an der Universität die Hauptaufgabe war, gleich als Philosoph, so darf man den Begriff dieser Benennung nicht im freien Forschen nach Wahrheit suchen wollen, sondern man muß die Philosophie als einen durch die Schule geformten Autoritätsglauben, der geltenden Kirchentheologie entsprechend und untergeordnet, auffassen. Perion's Einfluß war also keineswegs der großer Geister, welche die Wissenschaft oder die gesellschaftlichen Verhältnisse unter begünstigenden äußern Umständen in neue Bahnen lenken oder neue Gesichtspunkte dafür enthüllen, sondern solcher, die ihre schönen Naturgaben nebst zwar vielseitigen, aber oberflächlichen Kenntnissen nur so anwenden, daß sie sich damit in die Zeit schicken. Kämpfte er also gegen Strebée, Grouchy und Guerente, die seine Blößen, welche er als Sprachkenner in seinen Aristotelischen Übersetzungen sich gegeben hatte, furchtlos aufdeckten, zunächst nur für seinen Ruf, so zeigte er sich in dem Streit mit Ramus als Philosoph, d. h. seiner Zeit; indem er aber gegen P. Aretin: **Ad Henricum II. Galliae Regem caeterosque Principes in Petrum Aretinum oratio, et alia de B. Joannis Baptistae laudibus (Paris. 1551. Colon. 1561)** schrieb, zeigte er sich als Theolog und Mönch, der um die drohende Gefahr, welche der Calvinismus erregte, abzuwenden, sich an die weltliche Macht um Hilfe wendete.

Nach seiner Rückkehr in's Kloster blieb er zwar seinen Aristotelischen Studien treu, wendete sich aber in seiner Eigenschaft als Theolog jetzt auch den Kirchenvätern zu, und übersetzte einige derselben mit derselben stylistischen

---

14) In einem Briefe an Lambin in der angeführten Sammlung (p. 366) schreibt Jo. Matudanus: Gallandius et Ramus magis nunc hostes, quam unquam antea. ardent inter sese λογομαχ[illegible] sed παιδαριώδεις. nam plane plumbeis scriptorum quasi p[illegible]onibus sese mutuo petunt. prodierunt utriusque adversariae orationes: quae ita mihi placuerunt, ut lectis primis paginis sequenteis non desiderarim. Lambin erwiederte ihm darauf (p. 378): Gallandius orationem suam in Ramum misit ad me. nondum eam legi: quin ne hoc quidem a me impetrare potui, ut eam legendi gratia in manus sumeram: dicerem quam ob causam, nisi te, qui stomachi mei fastidium pulchre nosti, tua sponte divinaturum sperarem. 15) *Scaevola Sammarthanus* l. c. p. 50: Susceptaque ex Academiae decreto adversus P. Ramum Aristotelis et Ciceronis defensione, praeclarissime stylum exercuit. Vergl. *Launoius* lib. de fortuna Aristotelis in Acad. Paris. c. 13. 14. 16) Chronograph. Lugd. 1599. fol. p. 727: Joach. Perionius Benedictinus Theologus Paris. philosophiae Aristotelicae curriculum ita Latine et Ciceroniane primus vertit, ut deinceps philosophi latine loqui coeperint, qui antea erant infantes, et paulatim dediscere barbariem, qua eorum disciplinae et libri erant foedati. Repudiatis veterum versionibus et formulis, hoc divinum beneficium manavit longius. Nam et Theologi, Medici, Iurisconsulti certatim sese ad eius imitationem componentes antiquam Cypriani, Arnobii, Lactantii, Hieronymi, Ambrosii, Augustini, Cornelii Celsi, Ulpiani et similium elegantiam revocarunt velut postliminio, impuritatem loquendi e suis scholis et libris depulerunt, suumque saeculum adeo facundum reddiderunt, ut cum quovis de ea laude facile possit contendere.

17) Wiederholt an *Jo. Sarii Zamosci* de Senatu romano lib. II. (Argentor. 1608) und in *Gronovii* Thesaur. Antiqq. T. VI.

Kunst wie die Aristotelischen Schriften. Zuerst erschien: Joannis Damasc. haeresium quae ad illius tempora extiterunt, catalogus, in der Textausgabe mehrer Schriften dieses Joannes (Basil. 1548. Fol.); dann *Basilii* M. hexaemeron, lat. (Paris. 1552); dann *S. Justini Martyris* opera, lat. c. obss. (Paris. 1554. Fol.); *B. Nectarii*, archiep. Constant., oratio una de jejunio et eleemosyna; et *B. Joannis Chrysost.* orationes sex. Hae pr. typis excusae diligentia *J. Perionii* Graece (Paris. 1554), und auch von ihm lateinisch übersetzt (ib. 1554). Ferner erschienen: *S. Clementis*, Rom. episc., de rebus gestis, peregrinationibus et concionibus S. Petri epitome, *J. Perionio* interpr. c. ipsius Clementis vita. (Paris 1555. 4. Colon. 1569. 12.); *Adamantii Origenis* de recta in Deum fide dialogus s. sermo habitus c. Haereticis, Eutropio judice, et in totum librum Job. Commentarius, ac *Joannis Chrysost.* in librum Job. conciones IV. Quae omnia lat. a *J. Perionio* conv. sunt. (Paris. 1556. Fol.); *Dionysii Areop.* op. omnia, quae extant. *Ejusd.* vita incerto autore. Scholia incerti autoris, in librum de ecclesiast. Hierarchia. Quae omnia lat. nunc pr. a *J. Perionio*, Henrici Gallorum Regis Interprete, conv. sunt. (Paris. 1556. [1566.] Fol. Colon. 1557.)

Die Theologie, der er mit seinem ganzen Wissen angehörte, lehrte er neben seinen Aristotelischen Studien in vieljährigen Vorlesungen über Schriften der heil. Schrift [18]). Außerdem schrieb er verschiedene theologische Werke. Das beste derselben im katholischen Sinn ist das Erste: Topicorum Theologicorum libri duo, in quorum secundo agitur de iis omnibus, quae hodie ab Haereticis defenduntur (Paris. 1549. Colon. 1559). Er vertheidigt darin die katholische Lehre durch Stellen aus der heil. Schrift und den Kirchenvätern in geschickter Anwendung gegen die Abtrünnigen, und in sofern ist dies Werk auch für die Geschichte der Zustände jener Zeit wichtig. Dann gab er heraus: De Vitis et Rebus gestis Apostolorum (Paris. 1551. 16. Basil. 1552. Fol.), vereinigt mit: Incerti liber de Passione Domini u. a. (Colon. 1576. 16.) mit: Abdias Babylonicus u. a.; französisch: Livre de la vie et faits des douze Apostres, trad. du Latin de Perion, par *Jean de la Fosse*. (Paris 1552. 16.) Wie man aus dem schon erwähnten Briefe des Perionius an Lambin sieht, hatte dieses Werk der Papst Julius III., dem es Perionius zugesendet, zwar mit großem Beifall aufgenommen, aber ihm dafür keinen Beweis seines Wohlwollens gegeben, was Perionius zuversichtlich erwartet hatte. Diese Täuschung seiner Erwartungen schmerzte ihn tief; dies beweist eine Stelle ebendesselben Briefes. Einen wiederholten Versuch auf die Gunst des Papstes beabsichtigte er durch Zusendung und Widmung des neuen Werks: De vita rebusque gestis J. C. ex IV. Evangelistis quasi Monotessaron. Item de Mariae Virginis et Joannis Baptistae vita liber. (Paris. 1553. 16. Colon. 1571. 12.) Er versprach sich zwar davon den beabsichtigten Erfolg, auf den ihm zuvor Lambin große Hoffnung gemacht, nicht, weil er sich schon einmal getäuscht fühlte. Diese Täuschung muß für ihn, der sich im Rückblick auf seine Verhältnisse in Paris so allgemein angesehen und geachtet glaubte, eine schmerzhafte Demüthigung gewesen sein; denn er klagt in der größten Niedergeschlagenheit, der Papst überhäufe unzählige andere mit vielen und sogar glänzenden Gunstbeweisen, ihm allein werde nichts zu Theil, obwol er weder um etwas bitte, noch zudringlich fodere. Wie viel ihm an der Gunst des Papstes gelegen war, das sieht man ebenfalls aus diesem Briefe. Um alles darum zu versuchen, schreibt er an Lambin, widme er dem Papst das eben gedruckte Werk über Christus, Maria und Johannes, und bliebe dies erfolglos, so wolle er zu demselben Zweck, um sich der päpstlichen Gunst zu versichern, dem geistlichen Oberhirten sogleich eine Übersetzung des Hexaemeron des Basilius senden. Dies Werk war jedoch damals noch nicht gedruckt und eben erst in der Übersetzung von ihm vollendet worden. Er bittet Lambin inständig, ja allen seinen Einfluß aufzubieten, damit ihm zu Theil würde, was er so sehnlich wünsche, und worauf sogar Lambin ihm erst die Hoffnung gerichtet habe. Dies letztere Werk erschien zu Paris 1552. Dieser Brief an Lambin ist zwar kurz, aber er gewährt uns einen tiefen Blick in des Mannes Wesen, dessen Element Schwäche war. Bewegt durch Eitelkeit schämte er sich nicht, Gunst durch jedes Mittel der Kriecherei zu erlangen, während er diejenigen, welche er unter sich wähnte und ihm widerwärtig begegneten, schonungslos behandelte. Dies ist sein Charakter als Mensch, aber — nichts weniger als lobenswerth. Er war ein Mann der Welt, ein Hofmann, befangen in Gelüsten der weltlichen Eitelkeit, die er als Mönch nicht hätte kennen sollen. Aber damals war die Klosterzucht verfallen; der Papst selbst schwelgte ja unbekümmert um seine schweren Pflichten auf seiner Villa. Es ist eigen, daß Perion grade so angelegentlich die Gunst des Papstes Julius III. suchte, und zwar in ebenderselben Zeit, wo sein Gönner, der König Heinrich II. von Frankreich als Verbündeter des Feindes des Papstes, Ottavio, den Papst bekriegte [19]).

Mag er immerhin großen Einfluß auf die Bildung geübt haben, so lange er in Paris lebte und lehrte, so drang doch dieser Einfluß nicht tief, weil er selbst nur von der Oberfläche abgeleitet war.

Jene Demüthigung fällt mit der Bekanntmachung der Rede gegen P. Aretin, von der Lambin nichts für Perionius Ersprießliches voraussagte, in eine Zeit, und grade in jenem für Perionius so widerwärtigen Ereigniß der Verletzung seines Selbstvertrauens darf man auch die Ursache suchen, warum er gegen Grouchy so spät auftrat. Seine beiden letzten theologischen Werke sind: *Joach. Perionii* Benedict. Cormaeriac. de Sanctorum virorum, qui Pa-

18) Bibl. générale des écriv. de l'ordre de St. Benoit l. c. p. 378 b.

19) Vergl. Leop. Ranke's treffliches Werk: Die römischen Päpste. 1. Bd. S. 285 fg., über Julius III. S. 269 fg.

triarchae ab Ecclesia appellantur, rebus gestis ac vitis, Liber. (Lutet. 1555. 4); französisch: Vies des Patriarches de l'Ancien Test. trad. du Latin de Perion par *Jean de la Fosse* (Paris. 1557); und: De vitis Prophetarum et Sanctarum mulierum Vet. Test. (Paris. 1557; 1565).

Von seiner vielseitigen literarischen Beschäftigung zeugen seine lateinische Übersetzung von: *Platonis* Axiochus s. dial. de morte, verbunden mit *Aristot.* Categoriae (Paris. 1543); und mit: *Porphyrii* Instit. etc. (Basil. 1543; ferner die Ausgabe von: *Symposii* aenigmata, et Septem Graeciae Sapientum sententiae (Paris. 1553. 12.); sowie die lateinische Übersetzung von: *Aeschinis* et *Demosthenis* contrariae orationes in Ctesiphontem et pro corona; ad Othonem Castulonium, Cardinalem (Paris 1554. 4.), die jedoch ebenso wenig und vielleicht noch geringeren Werth hat, als die übrigen; denn sie gilt schon längst nicht als eine Übersetzung, sondern als ein rhetorischer Versuch des Perionius, der auch darin, wie in seiner Schreibweise, Cicero nachzuahmen suchte.

Die Kunst seiner Studien, d. h. Zweck und Behandlung derselben, lehrt seine wiederholt gedruckte Schrift De Dialectica liber, in Verbindung mit der anderen: De optimo genere Interpretandi etc. kennen. Sie bestätigen das über seine Bildung ausgesprochene Urtheil. Ganz im Geist der übrigen Schriften ist auch die: De origine linguae Gallicae, et ejus cum Graeca cognatione, dialogorum lib. IV. (Paris. 1555) abgefaßt. Wie das Druckprivilegium beweist, hat er dieses Werk ursprünglich französisch geschrieben. Auch H. Estienne oder H. Stephanus hat die Verwandtschaft der französischen und griechischen Sprache zu beweisen gesucht. Im ersten Buch will Perion nachweisen, daß Samothes, ein Sohn des Japhet, die griechische Sprache zu den alten Galliern gebracht habe; im zweiten Buche untersucht er, wie diese alte Sprache durch die Vermischung mit der römischen, nach der Unterjochung der Gallier durch die Römer, verderbt und eine Mischsprache geworden ist. Das dritte enthält eine etymologische Ableitung französischer Wörter aus dem Griechischen; und das vierte behandelt die Accente und Diphthongen, und gibt die Regeln für deren richtigen Gebrauch. Schmeichler, die Perion überhaupt getäuscht haben, rühmten dies Werk; andere Stimmen aber nennen dasselbe eins der schlechtesten, welche während der Regierung Heinrich's II. erschienen.

Da er von Rom aus, trotz aller Mittel, keine Auszeichnung, keine Gunst erlangen konnte, weil der Papst Julius III., ein genußsüchtiger Mann, sich um die Angelegenheiten der Kirche und ihrer Diener nicht kümmerte, so muß Perionius den Ehrentitel: Interpres Henrici Gallorum Regis (Interprête du Roy), welchen er um 1556 erhalten zu haben scheint, als eine erwünschte Entschädigung angenommen haben.

Thätig bis zu seinem Ende starb er im J. 1559 in seiner Zelle, in demselben Jahr, wo Robert Stephanus (Rob. Etienne), der ausgezeichnete Buchdrucker, von der Welt schied. Die Angabe 1561 als Todesjahr ist durchaus falsch [20]). (*W. Hoffmann.*)

PERIONOTOS, ein Berg oder eine Landspitze an der Westküste des arabischen Meerbusens (s. Mannert, 10. Th. 1. Abth., S. 39). (*Krause.*)

PERIOPHTHALMUS, (von περί, um — herum, ὀφθαλμός, Auge) hat der berühmte Hellenist Schneider in dem Systema Ichthyologiae (Berol. 1801. p. 63) eine von Bloch für mehre zu der Familie Gobioides *Cuv.* gehörige Arten gebildete Fischgattung genannt, welche folgende Kennzeichen hat:

Der Kopf ist mittelmäßig groß, von etwas rundlicher Gestalt, mit gleichsam angeschwollenen Wangen; die Augen sind sich einander sehr genähert, beinahe auf dem Scheitel sitzend, stark hervorstehend und an der Unterseite mit einem häutigen Augenlide versehen, von dem sie vollkommen bedeckt werden können; die Kiemenspalten sind sehr klein und eng; Rückenflossen sind zwei vorhanden und die Brustflossen sind von der Wurzel an bis über die Mitte von Muskeln umgeben und mit einer mit Schuppen versehenen Haut bedeckt, sodaß sie das Ansehen haben, als würden sie von Armen getragen; der Leib hat eine längliche Gestalt.

Die Arten dieser Gattung gehören der Tropenzone der östlichen Hemisphäre an; beiweitem die Mehrzahl derselben hat Ostindien zum Vaterlande. Wegen der Kleinheit ihrer Kiemenspalten können sie eine längere Zeit außerhalb des Wassers zubringen und auf dem Schlamme und den Kräutern des Ufers umherspringen und kriechen, bald um kleine Krustenthiere, aus denen vorzugsweise ihre Nahrung besteht, zu erhaschen, bald um ihren Feinden unter den Wasserbewohnern zu entgehen; den Nachstellungen ihrer Feinde auf dem Lande, be-

---

20) Das gültige Zeugniß für das Jahr 1559 gibt *de Thou* (Thuanus) l. c.: dem stimmen bei *Jac. Le Long*, Bibl. sacra (Paris 1723. Fol.) T. II. p. 899: Joach. Perionius Gallus, Toresius, Benedictinus, trium linguarum peritus, Professor Regius Parisiensis, obiit 1559. Professor Regius war er nicht. Diese falsche Angabe beruht auf der Verwechselung mit dem Ehrentitel Interpres etc., der sich auch Hilarion de Coste (Vie de François le Picart p. 335) schuldig gemacht hat, vergl. Niceron's Memoiren (T. XXXVI. p. 33 sq.), der zwar nur sehr Weniges und Einzelnes, aber doch Dankenswerthes bietet, und zwar recht brauchbar ist die bibliographische Übersicht der Schriften Perion's, wenn dieselbe auch nicht ohne Lücken und Irrthümer ist, die ich auszufüllen und zu verbessern versucht habe. Das Ungenügendste und Unbrauchbarste enthält die Biographie univers. T. XXXIII. p. 374 sq. Die Flüchtigkeit dieser Arbeit beweist die einzige Angabe: Il y mourut, en 1559, suivant Niceron, et en 1561, suivant D. Liron (Singularit. historiq. III, 391). In Paris ließ sich etwas Besseres über Perion, der in der Geschichte der Bildung in Frankreich von Bedeutung ist, wol arbeiten, und wäre es auch nur eine gute Skizze, da eine ausgeführte Biographie viel Raum fodert. Auch Adr. Baillet (Jugemens des Savans, nouv. éd. T. II. P. III. p. 167 und wieder 350) sagt: mort en 1559. Derselbe hat nur harte Urtheile über Perionius, die ihn nur als Übersetzer betreffen, zusammengestellt. In der Bibliothèque générale des écrivains de l'ordre de St. Benoit. T. II. p. 378 b heißt es ebenfalls: Il mourut dans le monastère dont il étoit profès, en 1559. Auch die Herausgabe des Werks: De magistr. beweist es, daß er schon 1560 todt war.

sonders den fischfressenden Raubvögeln können sie sich hingegen dadurch entziehen, daß sie sich, ohne Schaden für ihre von Augenlidern beschützten Augen äußerst schnell in den Uferschlamm vergraben. Cuvier und Valenciennes (Hist. nat. des poissons T. XII. 180 et suiv.) theilen diese Gattung nach der verschiedenen Zahnbildung in folgende zwei Untergattungen:

I. Periophthalmus st. s. d. *Cuv. Val.* Die Zähne haben ziemlich einerlei Gestalt und stehen mehr oder weniger senkrecht in einer einzigen Reihe, das Profil fällt unterhalb der Augen schnell abschüssig herab, sodaß mit ihm ein vom Nacken gefällter Perpendikel einen ziemlich spitzen Winkel bildet, an dessen Scheitel die zusammengerückten Augen sitzen, welche mit einem sehr deutlichen unteren Augenlide versehen sind, das sich auf eine auffallende Weise aufrichten kann. Man unterscheidet zwei Unterabtheilungen:

A) Bei einigen Arten ist die meist halbeiförmige Scheibe, welche die mit einander verwachsenen, unter den Brustflossen sitzenden, Bauchflossen bilden, beinahe bis an die Basis gespalten. Die bekannteste Art ist:

1) P. Koelreuteri *Bl. Schn.* = Gobius Koelreuteri *Pall. Gm.* Graubraun mit aschblauem Anfluge, am Kopfe brauner, weißlich punktirt; die Kehle, der Bauch, der untere Rand des Schwanzes, die Schwanzflosse und die untere Fläche der Bauchflossen sind weißlich, die obere Seite der Bauchflossen ist grau, mit weißen Punkten besetzt; die Brustflossen und die etwas spitzige Schwanzflosse haben auf ihren Strahlen paarweise gestellte braune Punkte; der obere und der untere Rand der Schwanzflosse sind weißlich; die erste Rückenflosse ist tief braun mit weißen Punkten an ihrem Grunde und nach dem hinteren Ende zu, besonders auf den Strahlen; die zweite Rückenflosse ist braun, mit vielen weißlichen Punkten wie besäet und an der oberen Hälfte mit einer schwarzen Längsbinde zwischen zwei weißen Streifen, deren äußerer der breitere ist. Nach einer von Lesson und Garnot verfertigten Zeichnung soll das lebende Thier auf dem Rücken dunkelgrau, an den Seiten gelb gefärbt sein, eine gelbliche Schwanzflosse, röthliche Rückenflosse und einen rothen Rand an der zweiten Rückenflosse über der schwarzen Längsbinde haben. Die Anzahl der Kiemenhaut- und Flossenstrahlen ist, wie folget: Kmh. 5; erste Rfl. 12—15, zweite 1/11; Afl. 1/10; Schwfl. 13 vollkommen ausgebildete; Brfl. 12; Bchfl. 1/5. Der ganze Leib ist mit kleinen Schuppen bedeckt, von denen sich an hundert in einer Reihe von der Kiemenspalte bis zur Schwanzflosse befinden; alle sind rund, dünn, sehr fein punktirt und am Rande ringsum fein gestreift; die auf den Wangen und Kiemendeckeln befindlichen sind noch kleiner als die übrigen und auf dem Vordertheil des Kopfes wie auf den Flossen sind gar keine, ausgenommen an den Brustflossen. Eine Seitenlinie ist nicht sichtbar. Die ganze Körperlänge beträgt gemeiniglich sechs Zoll, worin die Kopflänge ungefähr 4⅓ Mal und die Länge der Schwanzflosse 5½ bis 6 Mal geht; der Kopf ist ebenso hoch als breit, seine Höhe beträgt nur ⅔ der Länge eines von der Rückenkante auf die Basis der Bauchflossen gefällten Perpendikels; hier, wie an den Brustflossen ist die Leibeshöhe ⅐ der Körperlänge und die Breite um ein ⅕ geringer als die Höhe; nach Hinten zu nimmt der Leib allmälig ab, besonders in der Dicke. Der Mund befindet sich am untern Theile des Kopfes, hat eine wagerechte Lage, und ist bis unter den Vorderrand des Auges gespalten; jede Kinnlade trägt 20—24 fast kegelförmige, dünne, leicht gekrümmte und wenig spitze Zähne; die Gaumenknochen und die Zunge sind unbewaffnet; letztere ist rund, dick, hart und festgeheftet; etwas vor dem Vorderrande jedes Auges ist nur ein sehr kleines Nasenloch deutlich sichtbar. Die Leber ist unverhältnißmäßig groß, besteht nur aus einem Lappen, der sich durch die ganze Bauchhöhle erstreckt und auf dessen rinnenförmiger Oberfläche der Darm liegt, welcher einfach und kurz ist und nur zwei Windungen macht, ehe er zum After gelangt. Das Skelet hat 11 Bauch- und 15 Schwanzwirbel und der Schädel, welcher in der Mitte seiner oberen Fläche eine nur sehr undeutliche Leiste hat, ist flach, wie bei der Gattung Gobius (s. d. Art.). Die geographische Verbreitung dieser Species erstreckt sich über die ganze Ausdehnung des indischen Oceans. Düssumier hat Exemplare von den Seychelleninseln und aus salzigen Sümpfen bei Calcutta gebracht, Roux von Bombai, Lesson und Garnot von Neuirland, aus süßen Gewässern der Insel Waidjiou, Uahan, Buro, Quoy und Gaimard von Neuguinea und Vanicolo, Rüppel aus dem rothen Meere. Düssümier berichtet, daß dieser Fisch auf den Sechellen gemein sei, in Bächen und zuweilen an deren Mündung in's salzige Wasser lebe, häufig aber und auf lange Zeit das Wasser verlasse und dann ziemlich schnell mit Hilfe seiner Brustflossen und seines Schwanzes am Ufer umherlaufe, oder sich in Felsenritzen oder Krabbenlöcher begebe; auch soll er sich zuweilen an steilen Felsenabhängen mittels seiner Bauchflossen festhalten. Die Ähnlichkeit seines Kopfes mit dem gewisser Lurche, besonders wenn er außerhalb des Wassers ist, und die Art und Weise, wie er auf dem Schlamm kriecht, hat die menschlichen Bewohner seiner Heimath so gegen ihn eingenommen, daß selbst Sklaven sein Fleisch nicht essen mögen. Eine Abbildung von ihm findet sich in *Pallas*, Spicil. Zool. VIII. tab. 11. fig. 13. Eine Varietät dieses Fisches, oder doch eine ihm sehr nahe verwandte Art scheint der Tan-nao der Chinesen in Canton zu sein, welchen der schwedische Naturforscher Osbeck in der Beschreibung seiner Reise nach China S. 171 Apocryptes cantonensis genannt und folgendermaßen beschrieben hat: Die Schwanzflosse zugespitzt, die erste Rückenflosse viereckig, die zweite niedriger und länger; der Mund klein, beinahe rund; der Kopf dick, mit vielen, kleinen, weißen Punkten besäet; der Körper weißlich und schwärzlichgrau; die zweite Rückenflosse durchsichtig mit schwarzen Linien. Kiemenhautstrahlen hat Osbeck vier gezählt, Strahlen in der ersten Rückenflosse 11, in der zweiten 10, in der Afterflosse 13, in der Schwanzflosse 18, in der Brustflosse 10 und in beiden verwachsenen Bauchflossen zusammen 6/6. Er hat bei Canton diesen Fisch zu-

gleich mit dem Apocryptes pectinirostris beobachtet und erzählt, daß diese beiden Fische nebst Reis den Hauptbestandtheil der Nahrungsmittel der ärmeren Einwohner Cantons ausmachen und daß deshalb der Tannao während der Ebbe häufig auf ausgebreiteten Matten gefangen würde, weil er oft auf die trocken gebliebenen Stellen der Matten springe, daß er aber auch zuweilen den Fischern entgehe, indem er sich in den Schlamm bohre.

2) P. tredecim-radiatus *Cuv. Val.* = Gobius tredecim-lineatus *Buchanan.* Der vorigen Art sehr ähnlich, obwol davon specifisch verschieden, hat den vollständigen Gattungscharakter der Periophthalmen: starke, gerade, von einander stehende Zähne. Die Rückenflossen sind nahe an einander gerückt; der erste Strahl der ersten Rückenflosse ist noch einmal so hoch als die Verbindungshaut, die übrigen Strahlen sind nur ebenso lang, als diese; die doppelte Bauchflosse ist tief ausgeschnitten. Kiemenhautstrahlen zählt Buchanan, wahrscheinlich unrichtig, drei; die erste Rückenflosse enthält 13, die zweite 1/12 Strahlen, von denen der letzte doppelt ist, die Afterflosse hat 1/10 Strahlen, den letzten ebenfalls doppelt, die Schwanzflosse besteht aus 14 deutlichen und einigen kleinern Strahlen, in der Brustflosse waren 12 Strahlen, in den zusammengewachsenen Bauchflossen sind deren zweimal 1/5. Die Grundfarbe des ganzen Leibes ist bräunlich, an den Seiten mehr schwärzlich mit vielen kleinen, grünen Punkten; die Rückenflossen sind an ihrer Basis schwarz, nach dem rothgefleckten Rande zu blau, die Brustflossen sind olivenfarben, mit Blau auf der Verbindungshaut, die Afterflosse ist schwarz gefleckt. Diese Art gehört zu den kleineren Fischen des Ganges und ist von Buchanan entdeckt worden (beschrieben in der trefflichen Natural history of the fishes of the Ganges. Edinburg 1822. p. 48).

3) P. papilio *Bl. Schn.*, ist etwas kürzer als der P. Koelreuteri und hat kräftigere, aber weniger zahlreiche Zähne, nämlich nur 10—12 in der oberen und 14 oder 16 in der unteren Kinnlade; im Übrigen ist er diesem sehr ähnlich. Kiemenhaut- und Flossenstrahlen in der Rückenflosse 12 + 1/12 oder 13, der letzte doppelt, Aftersl. 1/9 oder 10, der letzte ebenfalls doppelt, Brustfl. 14 ꝛc. Der ganze Leib ist braun und ungefleckt; die erste Rückenflosse ist violett-schwarz, mit einer violettlichweißen Binde nahe am Rande und diesem parallel laufend, nach Außen schwarz eingefaßt, worauf ein feiner weißer Saum folgt, die zweite Rückenflosse ist schwarzbraun mit zwei weißen Längsbinden; alle übrigen Flossen sind braun. Die Körperlänge beträgt ungefähr 4—6 Zoll. Diese Art findet sich im atlantischen Ocean und ist von Delambre von der Mündung des Senegal gebracht worden. Bloch will sie auch von Tranquebar erhalten haben, doch ist die Richtigkeit seiner Angabe sehr zu bezweifeln. Abbildung bei *Cuv.* et *Val.* l. c. Taf. 353.

4) P. argentilineatus *Cuv. Val.*, hat die Gestalt von P. Koelreuteri, ist aber hübscher, oben graubraun, unten weißlich, an den Seiten mit ungefähr zwanzig schmalen, wenig regelmäßigen, senkrechten, silberfarbenen Binden, auf den Wangen mit weißen Punkten besäet; die erste Rückenflosse hat größere, runde, unregelmäßig gestellte Punkte auf grauem Grunde und eine schwarze, mit dem Rande parallel laufende Binde; die zweite Rückenflosse aber hat wie P. Koelreuteri eine breite, schwarze Binde zwischen zwei weißen Linien und weiße Punkte; die Brustflossen und die Schwanzflosse sind bräunlich, die Afterflosse und die Unterseite der Bauchflossen weißlich. Rückenflossenstrahlen 15 + 1/11, Aftersl. 1/10 ꝛc. Körperlänge 2⅓ Zoll. Lesson und Garnot haben diese Art im salzigen Wasser von Ualan (Stront) und Waigdjiou, wie auch bei Neuguinea gefunden, Raynaud auf Irrawaddy und Kuhl und van Hasselt bei Java.

B) Bei den folgenden Arten sind die Bauchflossen noch mehr mit einander verwachsen, sodaß die von ihnen gebildete Scheibe nicht mehr tief gespalten ist, sondern nur, wie bei den echten Gobiusarten, einen concaven Außenrand hat:

5) P. Schlosseri *Bl. Schn.* = Gobius Schlosseri *Pall.* Abgesehen von der Gestalt der Bauchflossen ist dieser Fisch ebenfalls noch dem P. Koelreuteri sehr ähnlich, besonders wegen der Bildung des Kopfes, der Augen, der Lippen, der Kiemenspalte, der Anzahl der Kiemenhautstrahlen, der Flossenbildung; nur die erste Rückenflosse ist etwas kleiner und enthält nur acht Strahlen, und zwei Drittel der Brustflossen sind mit Schuppen bedeckt; sämmtliche Schuppen und die Zähne sind auch stärker; im Ganzen zählt man in der oberen Kinnlade gegen 24 Zähne, von denen die fünf oder sechs mittelsten groß und kegelförmig, die seitlichen aber kleiner sind; in der unteren Kinnlade sind dagegen ungefähr 18—20, die eine mehr gleichmäßige Gestalt haben und ziemlich kegelförmig und spitzig sind. Kiemenhaut- und Flossenstrahlen sind: Kmh. 5, Rfl. 8 + 1/12, Afl. 1/12, der letzte Strahl ist wie gewöhnlich doppelt, Schwfl. 17, Brfl. 15, Bchfl. 1/5. Die Wangen und der Kiemendeckel sind wie der ganze Körper mit großen Schuppen bedeckt; es sind deren nur ungefähr 50 in einer Reihe von der Kiemenspalte bis zur Schwanzflosse und 15—18 in einer senkrechten Linie von der Rückenkante zum Bauchkiel; sie sind sämmtlich etwas länger als breit, am Wurzelrande dreilappig und am Außenrande mit starken, zum Theil weitläufigen Streifen versehen, deren ungefähr 20—25 sind und außerdem noch mit einem großen, von mehr als 40 Furchen gebildeten Fächer. Die Länge des Leibes beträgt neun Zoll, seine Höhe den sechsten Theil derselben und die Länge seines ebenso breiten als hohen Kopfes ein Viertel der Körperlänge; der Rumpf ist in der Gegend der Brustflossen um ein Viertel höher als breit. Die Grundfarbe ist (am todten Thiere) blaß roströthlich-braun; die erste Rückenflosse ist brauner und hat einen weißlichen Saum, die zweite hat eine braune Längsbinde und einen blassen Rand; die Unterseite des Körpers, die Bauch- und Afterflosse ist blässer als der Rücken. Schlosser, Arzt in Amsterdam, hatte diesen Fisch aus Amboina erhalten, wo er wie der P. Koelreuteri Gabos heißt und nur von den chinesischen Bewohnern dieser Insel gegessen wird. Seine Lebens-

weise stimmt vollkommen mit der der vorigen Arten überein. Pallas hatte diesen Fisch in der Sammlung Schlosser's gefunden und ihn nach seinem Besitzer genannt (*Pallas*, Spicil. Zool. VIII. p. 1. tab. 1. fig. 14).

6) P. septem-radiatus *Cuv. Val.* = Gobius septem-radiatus *Buchan.* Hamilton Buchanan beschreibt diese Art (a. a. O. S. 46) als der vorigen sehr ähnlich. Die Zähne sind in beiden Kinnladen gerade, in der unteren befinden sich weniger als in der oberen. Der erste Strahl der Rückenflosse ist länger als die übrigen, ragt aber nicht viel über die Verbindungshaut hinaus; die Strahlen der Rückenflossen sind: 7—1/12, der Afterflosse 1/13 ꝛc. Alle Schuppen bedecken sich dachziegelartig und sind ohne Höcker. Auf der unbestimmten Grundfarbe finden sich kaum bemerkbare schwarze Binden und wenig zahlreiche weiße oder bläuliche Punkte; die erste Rückenflosse ist schwarz mit durchsichtigem Rande, die zweite ist durchsichtig mit zwei länglichen, schwarzen Streifen. Die Körperlänge ist sehr gering.

7) P. novem-radiatus *Cuv. Val.* = Gobius novem-radiatus *Buchan.* In der unteren Kinnlade sechs große Zähne. Flossenstrahlen: Rfl. 9 + 1/12, Afl. 1/13, Schwfl. 13, Brfl. 13, Bchfl. 1/5; die erste Rückenflosse ist höher als der Leib und ihr erster Strahl verlängert sich fadenförmig um noch einmal so lang als die übrigen; der letzte Strahl der zweiten Rückenflosse und der Afterflosse ist doppelt; die zusammengewachsenen Bauchflossen bilden am Außenrand kaum zwei deutliche Lappen und liegen in einer Flucht, sodaß ihre Oberfläche nicht wie gewöhnlich trichterförmig ist. Die Oberfläche des ganzen Leibes ist ohne Höcker, an der Unterseite mit einigen weißen Punkten; die erste Rückenflosse ist schwarz, weiß gerandet, ihre Verbindungshaut zwischen den ersten drei Strahlen roth, hinten weißlich gemischt; die zweite Rückenflosse ist weiß mit zwei schwarzen Längsbinden; auf den Brustflossen ist ein großer rostfarbener Fleck. Nach der Abbildung (Buchanan a. a. O. S. 47. Taf. 2. Fig. 14) zu urtheilen, wäre die Körperlänge ungefähr 2¼ Zoll.

8) P. Freycineti *Cuv. Val.* hinsichtlich der Körperform dem P. Schlosseri sehr ähnlich; doch ist der Leib etwas länglicher, denn er ist beinahe 6½ mal so lang als in der Gegend der Brustflossen hoch; auch sind seine Augen etwas kleiner und seine Zähne, besonders die der oberen Kinnlade, länger; die erste Rückenflosse ist so hoch als der Leib und viermal höher, als sie lang ist; sie enthält nur vier Strahlen, deren numerisches Verhältniß in den verschiedenen Flossen also ist: Rfl. 4 + 1/12, Afl. 1/12, Schwfl. 17 ꝛc. Die Körperlänge beträgt sieben Zoll; die Farbe ist an dem in Weingeist aufbewahrten Exemplare ziemlich eintönig, schwärzlich-braun; der obere Rand der beiden Rückenflossen ist weißlich. Das Exemplar, welches sich in der Sammlung des pariser Pflanzengartens befindet, ist vom Schiffscapitain Freycinet, welcher im J. 1827—29 eine Expedition um die Welt commandirte, auf dieser Reise am Ufer des Flusses Babao auf der Insel Timor durch einen Flintenschuß erlegt worden, und deshalb hat man dieser Art den Namen dieses Weltumseglers gegeben.

II. Boleophthalmus *Valenc.* Die Zähne der oberen Kinnlade sind gerade und ziemlich stark, wenigstens die mittleren; die Zähne der unteren Kinnlade dagegen sind sehr fein und haben eine horizontale Lage, mit Ausnahme von zweien, welche sich mehr nach Innen befinden, eine aufrechte Stellung haben und stark und spitzig sind. Der Kopf ist länglicher als bei Periophthalmus s. str., das Profil des Gesichtes daher auch nicht so hoch, noch so steil. Die Schuppen sind klein, oft kaum bemerkbar; die erste Rückenflosse hat nicht über fünf Strahlen und die Brustflossen sind nicht immer am Grunde mit Schuppen bedeckt. Übrigens unterscheiden sich die hierher gehörigen Fische hinsichtlich der Augenbildung — worauf sich auch der Gattungsname (von βολή Wurf und ὀφθαλμός, Auge, gebildet) beziehen soll —, Lebensweise ꝛc. nicht von der vorigen Abtheilung.

9) Periophthalmus Boddaerti *Cuv.* = Boleophthalmus Boddaerti *Val.* = Gobius Boddaerti *Pall.* = Gobius striatus *Bloch.* Der Leib ist über sechsmal so lang, als hoch und um ein Viertel höher als breit; der Kopf ist ⅔ so hoch als lang, etwas höher als breit und ⅕ so lang als der ganze Leib. Das Maul ist stumpf; die Kinnladen haben beinahe gleiche Länge; vorn auf der oberen befinden sich sechs kegelförmige, spitzige, vertical gestellte Zähne, jederseits drei mit einer Lücke in der Mitte; jede Seite derselben Kinnlade hat 20—25 ebenfalls kegelförmige, aber sehr kleine Zähne; an der unteren Kinnlade sitzt auf jeder Seite eine Reihe von wenigstens 36 äußerst feinen Zähnen in fast horizontaler Lage, welche, durch die Lupe gesehen, am Ende schief abgestutzt und leicht ausgerandet erscheinen; vorn und mehr nach Innen befinden sich noch zwei gerade und spitze Zähne; der Gaumen und die runde festgeheftete Zunge sind unbewaffnet; diese ist rund und gewölbt; die Kiemenspalte ist klein und vertical. Die Kopfhaut läßt nicht die Kiemendeckelstücke unterscheiden; der Kiemendeckel selbst ist fast häutig; in der Kiemenhaut sind fünf Strahlen, von denen der erste und vierte, wie wahrscheinlich in allen vorhergehenden Arten verbreitert sind. Die Brustflosse, ⅙ so lang als der ganze Leib, ist auf den ersten ⅔ mit Schuppen bedeckt und ihr nackter Theil ist abgerundet, und zwar so, daß er eine halbmondförmige Gestalt hat, die Bauchflosse um ⅓ kürzer als die Brustflosse, ist oval, trichterförmig ausgehöhlt vermittels ihrer vorderen Membran, welche ¼ so lang als die Flosse ist und sich ebenso bemerkbar macht, wie bei den meisten Gobiusarten. Die erste Rückenflosse, welche nur fünf Strahlen hat, fängt senkrecht über der Mitte der Brustflosse an; bei einigen Individuen, wahrscheinlich Männchen, verlängern sich die Stacheln, besonders der dritte Strahl, bedeutend über die Verbindungshaut hinaus; bei andern dagegen sind die Strahlen nur so lang, wie der Leib hoch ist und reichen gar nicht über die Verbindungshaut hinaus. Die Basis der ersten Rückenflosse ist nur halb so lang als die Körperhöhe, darauf folgt eine ebenso lange Lücke und dann beginnt die zweite Rückenflosse, welche 3½ mal so lang als hoch ist. Die Afterflosse, welche ungefähr ebenso lang als noch nicht halb so hoch

ist, entspricht ihr hinsichtlich der Stellung und der Zahl der Strahlen. Die Schwanzflosse steht von jeder dieser beiden Flossen um soviel, als sie selbst lang ist, entfernt und ist etwas zugespitzt. Strahlen sind also in der Kiemenhaut 5; Rfl. 5 + 1/24; Afl. 1/25; die letzten doppelt; Schwfl. 16, deren äußere oder seitliche Strahlen sehr kurz sind; Brfl. 19; Bchfl. 1/5. Die Schuppen, vorn sehr klein, werden nach Hinten zu etwas größer; in einer Reihe von der Kiemenspalte bis zur Afterflosse finden sich wenigstens achtzig; sie sind beinahe rund, haben einen Fächer von 25 Strahlen und sind merkwürdig gewellt. Die Schuppen des Kopfes sind noch kleiner und kaum bemerkbar, weil dieser Theil, sowie der Nacken und die Schultern mit einer Menge kleiner, dicht an einander gereiheter, weicher Warzenhöcker versehen sind. Das äußere Geschlechtsorgan ist klein und stumpf. Im Weingeist aufbewahrte Exemplare sind dunkelgrau, jederseits mit 7—8 schwärzlichen, schief nach Vorn herunter laufenden Querbinden und unregelmäßig zerstreuten, kleinen weißlichen Flecken; die erste Rückenflosse ist violett-braun mit vielen kleinen weißen Punkten besäet; auf der zweiten Rückenflosse finden sich längs der Basis sieben milchweiße Flecke, darüber vier Reihen ebenso gefärbter Längsstriche, und der Rand ist olivenfarben; die andern Flossen sind grau oder bräunlich, aber die Brustflossen haben eine blässere Linie längs der Basis ihrer Strahlen und am Rande eine schwärzliche Einfassung; das Innere des Mundes ist schwärzlich. Lebendige Individuen sollen braun oder olivengrau sein, mit sehr glänzenden metallgrünen Flecken, auf den Rückenflossen mit himmelblauen Punkten und Strichen und auf den Brust- und Bauchflossen mit rosenfarbigen Flecken. Der Darm ist 7—8 mal um sich selbst gewunden, der Dickdarm ist sehr weit, der Dünndarm fadenförmig, die Leber sehr klein. Das Skelet ist fast wie bei Gobius, doch ist die Hirnschale weniger flach; die Mittelleiste ist nicht hoch, läuft aber über die ganze Hirnschale; die Augenhöhlen sind höher gelegen als sonst und zwischen ihnen ist die Stirn zu einer dünnen verticalen Platte reducirt; außer der Spitze des hinteren Stirnbeins ist höher noch eine, wahrscheinlich dem Hauptstirnbeine angehörig. Radius und Cubitus sind mehr vom Oberarm gesondert und zeigen breite Ausrandungen; die Handwurzelknochen sind sehr verlängert, an beiden Enden verbreitert. Die Beckenknochen sind nur an ihrem hinteren Theile vereinigt. Bauchwirbel 12, Schwanzwirbel 16. Ganze Körperlänge 4—6 Zoll. Diese Art scheint sehr weit verbreitet: Reinwardt hat sie von den Molukken gebracht, Lechenault und Raynaud von Pondichery, Belanger aus Bengalen, Düssümier von Bombai und Major Farkhar aus Malacca. Pallas hat ihr den Namen Boddaerti gegeben, weil er sie in der Sammlung des Arztes Boddaert in Utrecht kennen lernte. (Eine gute Abbildung findet sich in *Bloch* et *Schneider*. Systema ichthyologiae. tab. 16.)

10) P. Plinianus *Cuv. Val.* = Gobius Plinianus *Hamilt. Buchan.* Buchanan hat diesen ostindischen Fisch (l. c. p. 45. tab. 35. fig. 13) nach dem altrömischen Naturhistoriker genannt, weil er glaubte, daß dieser desselben in der Naturgeschichte (lib. I. cap. 19: „Exit in terram — et in Indiae fluminibus certum genus piscium ac deinde resilit“) erwähnte; jedoch hat Plinius nach Valenciennes einen Ophiocephalus gemeint. Diese Art unterscheidet sich wenig von der vorigen: Die Zähne sind ganz ebenso, in der oberen Kinnlade sechs; der Kopf ist mit kleinen Höckern bedeckt; die erste Rückenflosse ist abgerundet, zwei Mal höher als die zweite und ihre Strahlen sind im letzten Drittel ihrer Länge frei, d. h. nicht in der Verbindungshaut steckend; die Schwanzflosse ist oval, die doppelte Bauchflosse schief trichterförmig. Flossenstrahlen: Rfl. 5 + 1/25, Afl. 1/25, Schwfl. 17, von denen mehre sehr kurz, Brfl. 17, Bchfl. 2 . 1/5. Der Leib ist über sechs Mal so lang als hoch, oben bräunlich, unten weißlich, an den Seiten mit mehren unvollständigen und ziemlich unregelmäßigen, meist verticalen, schwarzen Binden; die erste Rückenflosse ist gelb, mit blauen Punkten wie besäet, die zweite dunkel, mit unvollständigen weißen und blauen, schwarz eingefaßten Streifen; Schwanz- und Brustflossen schwarz eingefaßt; Maul inwendig schwärzlich. Nach Buchanan kommt in Bengalen diese Art am häufigsten vor.

11) P. Dussumieri *C. V.* ist ebenfalls dem P. Boddaerti sehr ähnlich, doch ist sein Leib länger, sieben Mal so lang als hoch und 5½ mal so lang als der Kopf; die beiden inneren Zähne des Unterkiefers sind stark hakenförmig rückwärts gekrümmt; der Kopf hat ebenfalls viele, aber äußerst kleine und überaus dicht gestellte Höcker; die erste Rückenflosse ist nicht ganz so hoch als der Leib, die Schwanzflosse ist sehr zugespitzt. Flossenstrahlen: Rfl. 5 + 1/27; Afl. 1/25, die letzten doppelt ꝛc. Im Weingeist aufbewahrte Exemplare sind violett-grau, nach Unten zu blässer; auf dem unteren Theile der Wange, auf den Brustflossen und den damit in Verbindung stehenden Theilen sehr eng gestellte, kleine braune Punkte; an der Kehle sind ebenfalls welche, aber mehr zerstreut; die erste Rückenflosse ist violett-grau, mit schwarzen Punkten besäet, die zweite hat am Grunde weiße Flecke, mehr nach Oben zu weiße Striche, auf schwärzlichem Grunde; die Schwanzflosse ist schwärzlich, weiß gerandet; Bauch- und Afterflosse weißlich mit einigen zerstreuten braunen Punkten; das Innere des Mauls nicht schwarz. Körperlänge sechs Zoll. Düssümier hat diese Art aus den Gewässern von Bombai mitgebracht.

12) B. dentatus *C. V.*, der vorigen Art sehr nahe verwandt, aber durch die äußerst kleinen Schuppen und die großen Zähne der oberen Kinnlade von ihr specifisch verschieden. Die Höhe des Leibes geht über acht Mal in seine Länge und der Kopf fünf Mal; dieser ist ziemlich so breit als hoch und ebenso hoch wie der Rumpf. Die spitzige Schwanzflosse ist ¼ so lang als der Leib. Jedes Auge nimmt das dritte Siebentel der Kopflänge ein und der Mund ist bis hinter das Auge gespalten. Zähne wie bei B. Boddaerti, nur die sechs Vorderzähne der oberen Kinnlade sind größer, stehen zum Munde heraus und ragen über die Unterkiefer hervor. Die erste Rückenflosse ist so hoch als der Leib und etwas länger als hoch; die zweite, welche dicht hinter der ersten liegt,

ist um ein Drittel weniger hoch, aber zwei Mal länger. Die Afterflosse ist fast ebenso lang als diese, aber nur halb so hoch. Kiemenhaut- und Flossenstrahlen: Kmhst. 5; Rfl. 5 + 1/26; Afl. 1/26; Schwfl. 15; Brfl. 18; Bchfl. 1/5. Die Schuppen erscheinen nur als kleine Punkte; ausgerissen und stark vergrößert sehen sie eiförmig aus, mit kreisförmigen und radialen Streifen; nach der Basis zu zeigen sich diese deutlicher. Im Weingeist aufbewahrte Exemplare sind aschgrau, an der Bauchseite blässer; auf den Kiemendeckeln und der Brustflossenwurzel mit einigen kleinen braunen Punkten; die erste Rückenflosse ist violettlich-grau, mit vielen, ziemlich dicht stehenden, schwarzen Punkten übersäet; die zweite Rückenflosse ist violett-schwarz, am Grunde ganz wie bei B. Boddaerti, mit sieben Flecken und nach dem obern Rande zu mit vier bis fünf Längsreihen weißer Striche; die Schwanzflosse ist ganz schwarz, die After- und die doppelte Bauchflosse weißlich, die Brustflossen grau; das Innere des Mundes nicht schwarz. Körperlänge sechs Zoll. Diese Art ist 1827 von Düssumier bei Bombai entdeckt worden.

13) P. histiophorus *C. V.* Die erste Rückenflosse sehr hoch, aber auffallend kurz: die Kiemenöffnung sehr klein; die Haut erscheint vollkommen schuppenlos. Der Leib ist an der Brustflosse noch nicht 1/10 so hoch, als er lang ist, und seine Dicke ist noch um 1/3 geringer. Die Augen nehmen das dritte Sechstel des Kopfes ein; das Maul ist in entgegengesetzter Richtung zugerundet; die horizontale Mundspalte reicht bis unter das Auge; die Oberlippe ist mit kleinen Höckern besetzt und unter jedem Unterkieferaste findet sich eine Reihe kleiner konischer Tentakeln, und unter ihrer Vereinigungsstelle steht ein größerer. Die Vorderzähne des Oberkiefers sind dünn, spitz, ziemlich lang, zwölf an der Zahl, die Seitenzähne sind kaum fühlbar, deren man am Unterkiefer jederseits 15, die fast horizontal liegen, sehr fein und ziemlich spitz sind, zählt; in der Mitte zwei längere, spitze, etwas hakenförmige, welche mehr nach Innen gestellt sind. Kiemenhaut- und Flossenstrahlen: Kmh. 5; Rfl. 5 + 1/26; Afl. 1/25; Schwfl. 17; Brfl. 17—18; Bchfl. 1/5. Die erste Rückenflosse ist nur 1/3 so lang als hoch, aber 2½ so hoch als der Leib hoch, oder 1/4 so hoch als der Leib lang ist. Die Brustflossen sind zur Hälfte von Muskeln und Haut umhüllt. Im Weingeist aufbewahrte Exemplare sehen grau aus, nach dem Rücken zu bräunlicher, mit kupferfarbenem Anfluge; längs jeder Seite finden sich 10—12 sehr feine, verticale braune Streifen von halber Leibeshöhe; auf dem Kopfe, dem Rücken und dem Grunde der Brustflossen braune Pünktchen; auf der Schwanzflosse finden sich ebensolche, aber dichter stehend und 7—8 unregelmäßige, senkrechte, Reihen bildend. Lebende Individuen sind grau mit weißen Seiten und schwarzen Verticalstreifen; Bauch weiß, Brust- und Bauchflossen rosenfarben, desgleichen der untere Theil der Schwanzflosse, deren übriger Theil grau, schwarz punktirt ist. Nach Düssumier ist diese Art bei Bombai und an den Ufern des Ganges sehr gemein und wird von den Eingeborenen mit gekochtem Reis gegessen.

14) P. viridis Gobius viridis *Buchan.*, ist der vorigen Art sehr nahe verwandt, hat dieselbe Gestalt, ist aber auf dem Rücken tief grün, desgleichen auf den Rückenflossen und auf der Schwanzflosse; alle diese Theile sind mit schwarzen Punkten besäet, haben aber keine verticalen Streifen; die erste Rücken- und die Schwanzflosse sind schwarz gesäumt; der Bauch ist weiß. An der Mündung des Ganges. (*Streubel.*)

PERIOPS, Schilderaug nennt J. Wagler (natürliches System der Amphibien. S. 189) eine in die Zunft Suspecta gehörige Schlangengattung, die sich von Coelopeltis nur dadurch unterscheidet, daß das Gesicht ohne Furche ist, die Augen von Schilden umgeben und die Rückenschuppen glatt sind. Er rechnet dahin zwei Arten: Coluber Hippocrepis *Lin.* und die, welche später von Schlegel (Essai sur la physionomie des serpents. Amsterdam 1837. p. 163) Coluber Cliffordii genannt worden ist. Der letztere Herpetolog hat übrigens die Gattung Periops wieder eingezogen. (*Streubel.*)

Perioptische Figuren, Perioptrik, s. Licht.

PERIORBITA nennt man in der Anatomie die die Knochen der Augenhöhlen bekleidende Beinhaut oder das Periosteum der Augenhöhlen (s. d. Art.). (*J. Rosenbaum.*)

PERIOSTEITIS *) (Periostitis, περὶ—ὀστέον), Entzündung der Knochenhaut. Diese nicht seltene Krankheit ist wol zuweilen eine Folge der Entzündung des Knochens. Da aber in der Regel gewiß der umgekehrte Fall stattfindet, eine sich auf die Beinhaut beschränkende Entzündung ungemein selten sein dürfte, und die mit der Beinhautentzündung verbundene Knochenentzündung (Osteitis, Ostalgitis) wieder nur sehr wenig von der Entzündung der Knorpeln (Chondritis) abweicht: so erscheint es am angemessensten, die drei ebengenannten Krankheiten zum gemeinschaftlichen Gegenstande des vorliegenden Artikels zu machen.

Die genannten Krankheitsformen kommen theils als idiopathische, theils als sympathische vor. Zu beiden besitzen jüngere Subjecte mehr Anlage als ältere, auch werden Knochen und Knorpeln um so eher von Entzündung befallen, je reicher sie an Blutgefäßen sind, und der idiopathischen Entzündung sind jene Knochen vorzüglich ausgesetzt, welche von Muskeln nur wenig bedeckt sind. Diese idiopathische Entzündung erkennt als Gelegenheitsursachen Verletzungen der Knochenhaut und Knochensubstanz, mit oder ohne Bruch der letztern, an, und bildet sich daher ebenso oft nach Verwundungen durch stechende, als durch stumpfe Werkzeuge, Stöße, Quetschungen rc. aus. Die einzelnen Knochen, welche am häufigsten von Entzündung ergriffen werden, sind die weichen, schwammigen, an Diploë und Mark reichern: die Kinnladen und ihre Zahnhöhlen, die Knorpel der Wirbelbeine, die Beckenknochen, die Ansätze der Röhrenknochen, die Gelenkfortsätze und Protuberanzen. Je mehr sich die Entzündung noch auf

*) Wohl überall genauer, als zuweilen — besonders bei französischen Schriftstellern — geschieht, von Periostosis zu unterscheiden, da sich die letztere zur erstern wie die Wirkung zur Ursache verhält.

die Beinhaut beschränkt, desto ausgebreiteter und reißender ist der Schmerz, desto mehr hindert er die Bewegung des leidenden Theiles, desto mehr nimmt er unter jedem äußern Drucke zu, und desto eher nimmt man auch an der Hautoberfläche des kranken Theiles selbst einige Spannung und Auftreibung wahr, oder findet diese Oberfläche auch mit Blutunterlaufungen bedeckt. Je tiefer dagegen die Entzündung in die Knochenmasse selbst eingedrungen, desto mehr ist der Schmerz auf eine einzelne Stelle des Knochens beschränkt, aber drückend, klopfend, selbst heftig bohrend, und der Knochen selbst angeschwollen. Unter den Knorpeln entzünden sich bei Erwachsenen die des Kehlkopfes wol am häufigsten. Wo die Entzündung der Knochen, der Knorpel und der Beinhaut sympathisch ist, verdanken diese Krankheiten Dyskrasien, am häufigsten Skrofeln, Rhachitis, Gicht, Lustseuche und Metastasen von Hautausschlägen ihre Entstehung, und ihr Verlauf ist meist noch langsamer als im vorigen Falle, was insbesondere von der Knorpelentzündung gilt. In Knochen von dichtem Gewebe bewirkt die Entzündung zuerst eine Zellenbildung, diese Knochen werden röthlich, erweichen sich und zwischen ihnen und ihrer gleichzeitig entzündeten Beinhaut ergießt sich eine gerinnbare, allmälig knochenartig sich verhärtende, Lymphe (daher Cooper's Exostosis periostalis cartilaginosa). Entzündete schwammige Knochen röthen sich, ohne merkliche Zunahme der Zellen, und erweichen sich einigermaßen, werden brüchiger. Bei weiterem Fortschreiten des Übels verhalten sich beide Arten von Knochen immer mehr einander gleich. Der Umfang der Zellen erweitert sich, ihre Wände werden dünner und weichen oft dem bloßen Drucke der Finger; das Knochengewebe wird allmälig eingesogen und der Knochen, dessen Höhlung sich mit einer röthlichen Jauche füllt, oft so leicht, daß er auf dem Wasser schwimmt, ein Zustand, den man neuerlich — wol nicht eben sehr passend — Ramollissement rouge genannt hat (Archiv. génér. de méd. 1832. Octobre). Der Charakter dieser Entzündungen ist immer mehr der lymphatisch-seröse, als der arterielle, wie sich schon aus dem, was über den Verlauf bemerkt worden ist, schließen läßt. Es gelingt daher auch vollständige Zertheilung sehr selten, und es bleibt auch in den günstigern Fällen Knochenauftreibung (Exostosis) zurück, welche letztere jedoch auch zuweilen, und selbst ohne Zuthun der Kunst, wieder verschwindet. Noch öfter geht die Entzündung in eine, meistens bösartige, Eiterung über, es entsteht der sogenannte nasse Beinfraß (Caries humida) und die unter dem Namen Paedarthrocace bekannte traurige Krankheit des kindlichen Alters, die auf einer Entzündung der Knochen der Gliedmaßen beruht. Endlich führt die Knochenentzündung auch öfter zum Knochenbrande. Was die Cur betrifft, so kann ein kräftiges, örtlich entzündungswidriges Verfahren diese Entzündungen, wo sie idiopathische sind, aufheben, die Heilung der sympathischen dagegen, wie sich von selbst versteht, nur Ergebniß glücklicher Beseitigung der vorhandenen allgemeinen Dyskrasie sein. Im Allgemeinen sind daher nach der Natur dieser letztern die anzuwendenden Heilmittel zu bestimmen. Örtlich aber kann bei größerer Heftigkeit der Entzündung durch das Anlegen von Blutegeln, die Anwendung erweichender Umschläge und durch Einreibungen, welche dem jedesmaligen Charakter des Übels entsprechen, das allgemeine Heilverfahren wesentlich unterstützt werden. Sichere Zeichen eingetretener Eiterung erfodern die ungesäumte Öffnung des Eiterherdes vermittels des Bistouri's. *(C. L. Klose.)*

PERIOSTEUM*) (Periosta, περὶ, ὀστέον), Knochenhaut, Beinhaut, eine aus fibrösen, in verschiedenen Richtungen laufenden, durch Zellstoff verbundenen Theilen bestehende graugefärbte Haut, von welcher sämmtliche Knochen des Gerippes — die Kronen der Zähne allein ausgenommen — überzogen werden, und deren Ursprung die Alten irrigerweise von der harten Hirnhaut ableiteten. Sie zeigt, wo sie die Gehörknöchelchen und die Gelenkkapseln überzieht, eine ungemein dünne Beschaffenheit, erhält auch an einigen bestimmten Stellen des Körpers besondere Namen, indem sie an den Schädelknochen Pericranium, in den die Augenhöhlen bildenden Knochentheilen periorbita, als Überzug der Knorpel perichondrium genannt wird, ist aber im Wesentlichen überall dieselbe. Ihr großer Reichthum an Blutgefäßen, die ein Netz in ihr bilden, vermindert sich im Verlaufe des Lebens, der größte Theil ihrer Schlagadern aber dringt in die Substanz des Knochens ein, ihre Blutadern laufen neben denselben zurück, und wenn bisher noch nicht augenscheinlich dargethan werden konnte, daß die Beinhaut auch einsaugende Gefäße besitzt, so machen dies doch mancherlei Erscheinungen, welche wir an den Knochen, theils im gesunden, theils im kranken Zustande, wahrnehmen, höchst wahrscheinlich. Die über die Beinhaut hinlaufenden Nerven sind durch Zellgewebe mit ihr verbunden. In der Beinhaut selbst sind bisher Nerven nicht mit Zuverlässigkeit nachgewiesen worden, und die Meinung der Alten, nach welcher die Beinhaut durch ungemein große Empfindlichkeit sich auszeichnet, scheint bis auf einen gewissen Grad durch Haller's und Castell's Versuche allerdings widerlegt zu sein; jedoch erlauben viele Krankheitserscheinungen, insbesondere jene, welche wir nach Quetschung, Zerreißung, überhaupt Verletzung einer einzelnen Stelle der Knochenhaut eintreten sehen, die außerordentlich heftigen, sich weit verbreitenden Schmerzen, welche wir bei der Entzündung kleiner Stellen dieser Haut eintreten sehen u. dgl. m., noch immer nicht, die Abwesenheit der Nerven in der Beinhaut als erwiesen zu betrachten.

Die Beinhaut wird theils durch ihre Blutgefäße, theils durch kurzes Zellgewebe mit den Knochen (an deren Färbung durch den Genuß der Färberröthe sie indessen keinen Antheil nimmt) in engster Verbindung gehalten, indessen ist im kindlichen Alter diese Verbindung auch deshalb eine weniger feste, weil der Druck der weichen Theile jenes Zellgewebe noch nicht, wie in den spätern Lebensjahren, verdichtet hat. Fest liegt alsdann die Beinhaut auf der äußern Oberfläche der Knochen, am festesten da, wo Knochenansätze und Flechsen sich befinden. An den Gelenken bildet sie das äußerste Plättchen der Gelenkkap-

*) Nicht Periostium, wie Manche schreiben.

sein und in den Zwischenräumen der Kopfknochen der Frucht wird sie mit dem äußern Plättchen der harten Hirnhaut, welches die Beinhaut der innern Fläche dieser Knochen ausmacht, durch kurzes, festes Zellgewebe verbunden, eine Verbindung, die auch nach vollkommen ausgebildeten Nähten der Kopfknochen sich dergestalt erhält, daß so wenig die Beinhaut der äußern Fläche dieser Knochen, als die harte Hirnhaut, von den Nähten leicht getrennt werden kann.

Daß die Knochenhaut wenig Ausdehnbarkeit besitzt, hat sie mit allen fibrösen Theilen gemein, daß es ihr aber nicht gänzlich an derselben mangelt, zeigt ihr Verhalten bei Ansammlungen von Blut und Eiter unter der Beinhaut, und bei rhachitischen und andern Verdickungen und Geschwülsten einzelner Knochen, in welchen Fällen die Beinhaut nämlich, statt zu bersten, sich ausdehnt, und nach beseitigter Veranlassung dieser größern Ausdehnung zu ihrem frühern Umfange wieder zurückkehrt. Wenn sie anfänglich eine gallertartige Masse darstellt: so zeigt sie dagegen in hohem Alter sich außerordentlich hart, dünn, an einzelnen Stellen gespalten, an andern auch wol verknöchert. Nur durch eine sehr lange Maceration kann die Knochenhaut zersetzt und in eine weißlich breiartige Masse verwandelt werden, sowie sie durch Behandlung mit siedendem Wasser eine größere Dichtigkeit erhält und elastisch wird, bis sie zuletzt in Gestalt einer gelben gallertartigen Masse sich vom Knochen ablöst. Längerer Einfluß der Luft vermindert ebenfalls, indem er sie gelb färbt, ihre Durchsichtigkeit zugleich mit ihrer Biegsamkeit. Daß die Knochenhaut, wie kurz vorher bemerkt worden, verknöchern kann, wie Sehnen und Aponeurosen, haben in neuerer Zeit vornehmlich Beclard und Cruveilhier höchst wahrscheinlich gemacht; und die Versuche des Letztern namentlich haben dargethan, daß nach Knochenbrüchen die Beinhaut an der Bruchstelle anschwillt, später eine Art von knöcherner Scheide darstellt, welche die gebrochenen Knochenenden während der Callusbildung in ihrer Lage erhält, und erst, wenn dieser Proceß beendigt ist, zu ihrer natürlichen Beschaffenheit zurückkehrt.

Daß die Beinhaut (die man übrigens zuweilen auch, um sie von der in der Höhle der Knochen befindlichen zu unterscheiden, periosteum externum genannt hat) nicht als der Ursprung der Knochen selbst angesehen werden darf, ist schon seit Albin und Haller entschieden. Wir sind dagegen vollkommen berechtigt, als eine wichtige Bestimmung der Knochenhaut anzusehen, daß sie den Knochen vor dem unmittelbaren Einflusse der Reibung der Muskeln und des Klopfens der Schlagadern schützt, sowie uns der Erfahrungssatz, nach welchem eine ihrer Beinhaut beraubte Knochenstelle sich in Kurzem abblättert und abstirbt, mit Zuverlässigkeit schließen läßt, daß die Beinhaut mittelbar dazu dient, den Blutumlauf in den äußern Theilen des Knochens zu unterhalten. Indem sie die äußere Fläche der Knochen glatt erhält, dient sie ferner auch, die Bewegung der nächstgelegenen Muskeln zu erleichtern. Es bleibt aber nichtsdestoweniger auffallend, daß diese Haut, obgleich auf den härtesten Theilen des Körpers aufliegend, einen so hohen Grad von Stärke und Festigkeit von der Natur erhalten.

Unter den Krankheiten der Beinhaut, auf deren Verwundungen man gegenwärtig beiweitem nicht mehr ein so großes Gewicht legt, als die ältern Ärzte darauf zu legen pflegten, ist die Entzündung der Beinhaut zugleich die wichtigste und die bisher am genauesten beschriebene. Wir haben derselben einen eignen Artikel gewidmet (s. Periosteitis).

(*C. F. Kaltschmid*, Diss. de morbis periostei. Jenae 1759. 4. *J. C. C. A. Renard*, Verus periostei usus, nec non observationes quaedam circa acidi phosphorici ad necrosin cariemque ossium sanandas utilitatem. Parisiis 1808. 4.) (*C. L. Klose.*)

Periostosis, s. Exostosis.

PERIPATETIKER. Nach der in Athen beliebten Sitte, die Philosophenschulen nach dem Ort ihrer Zusammenkünfte zu benennen, wurden die Aristoteliker *περιπατητικοί* oder *οἱ ἐκ τοῦ περιπάτου* genannt, weil nach dem Vorgange des Aristoteles die Häupter seiner Schule in der das Lykeion zu Athen umgebenden Säulenhalle ihre Vorträge zu halten pflegten [1]). Der Name erhielt sich, so lange es noch eine Aristotelische Schule im alten Griechenlande gab [2]). Die Aristotelische Philosophie hat in den nächsten Jahrhunderten nach dem Tode des Meisters ein ganz ähnliches Schicksal gehabt, wie die Platonische; keine von beiden ist in irgend einem wesentlichen Punkte von ihren Anhängern fortgebildet worden, in beiden verarmte und versiegte der speculative Gehalt immer mehr, während der Stoicismus in frischer Jugendkraft blühete und der Skepticismus immer tiefere Wurzeln schlug, und wie in der Akademie die lebensvolle und unerschöpflich reiche Lehre des Platon zu dürrem Formalismus und hohler Dialektik verknöcherte, so verflüchtigte sich der unermeßliche Reichthum der Aristotelischen Philosophie bei den ersten Peripatetikern zu nüchterner, gedankenleerer Empirie, bei den spätern zu einer völlig unwissenschaftlichen, gehaltlosen Ethik. Erst um die Zeit von Christi Geburt erwachte in beiden Schulen ein neues Leben und eine tiefere Richtung, die sich bis zum völligen Erlöschen der alten Philosophie im 6. Jahrhundert unserer Zeitrechnung behauptete. Dabei bildeten jene älteren peripatetischen und akademischen Systeme den Gegensatz, der allerdings in der Lehre der beiden Meister gelegen hatte, da-

1) Anders *Cic.* Acad. post. I, 4: Qui erant cum Aristotele, Peripatetici dicti sunt, quia disputabant inambulantes in Lyceo. Ähnlich *Diog. Laert.* prooem. 17, wo er den Namen nicht vom Orte ableitet, wie den der Stoiker und Akademiker, sondern *ἀπὸ συμπατωμάτων*, also von dem angeblichen Lustwandeln der Aristoteliker bei ihren Vorträgen. Allerdings weist die Form *περιπατητικός* zunächst auf *περιπατεῖν* hin, von *περίπατος* mußte *περιπατικός* gebildet werden; doch scheint die Benennung aus der alten, echten Bezeichnung *οἱ ἐκ τοῦ περιπάτου* erst spottweise umgebildet zu sein. Die Aristoteliker werden wol nicht anders gelehrt haben, als die Stoiker in ihrer Pökile. 2) Noch Simplicius und der jüngere Olympiodoros, beide im 6. Jahrh., heißen Peripatetiker, doch verschwindet der Name sogleich bei den christlichen Aristotelikern. Nicht unbrauchbar ist für die Geschichte der Aristotelischen Philosophie *Joh. Launoy*, De varia philosophiae Aristotelicae fortuna. Par. 1653. 3. ed. Hag. Com. 1662.

bei aber die Möglichkeit einer Vermittelung aus einem höhern Princip durchaus nicht ausschloß, bis zum äußersten Extreme fort, und während der Platonismus sich mehr und mehr in seinen dialektischen Formeln fixirte und zuletzt, im geraden Gegensatze zu Platon's Lehre, mit furchtsamer Bescheidenheit an aller Erkenntniß des Wahren verzweifelte, widmeten sich die Peripatetiker, nach dem Vorbilde des großen Lehrers, mit frischer Begeisterung und unermüdlichem Fleiße der Beobachtung und Erforschung der Natur und Geschichte, und mit dem scharfen und sichern Blicke gerüstet, mit welchem der Stagirit in der Form das Wesen, in dem Einzelnen das Allgemeine erkannt hatte und dadurch der wahrhafte Schöpfer aller auf Empirie beruhenden Wissenschaften geworden war, durchdrangen, bereicherten, erweiterten sie nach allen Seiten die unermeßlichen Gebiete des ethischen, politischen, historischen, psychologischen, physischen Wissens, zersplitterten sich aber dabei in geistlosen Materialismus und ideenlosen Empirismus. Wir können sagen, daß beide Schulen, unvermögend, den unendlichen Gehalt und die Tiefe der echten Platonischen und Aristotelischen Lehre festzuhalten oder auch nur zu fassen, zu untergeordneten, von Platon und Aristoteles längst überwundenen Stufen des Philosophirens wieder hinunterstiegen, indem die Platoniker sich der inhaltleeren Dialektik der Megariker annäherten, die ihrerseits nichts war als ein in todten Formeln erstarrter Eleatismus, und die sie dann mit einigen Pythagoreischen und Platonischen Zuthaten versetzten, die Peripatetiker dagegen mehrmals dicht an die mechanische und absolut geistlose Naturansicht der Atomisten anstreiften [3]). Den Grund dieser auffallenden und nicht wegzuleugnenden [4]) Erscheinung wird jetzt, nach Stahr's gründlichen und lichtvollen Auseinandersetzungen [5]), wol Niemand mehr mit Strabo [6]) darein setzen wollen, daß sie die in dem Keller zu Skepsis vermodernden Schriften des Aristoteles gar nicht gekannt und deshalb nothgedrungen auf ihre eigene Hand philosophirt hätten [7]); sie erklärt sich ganz von selbst aus dem damaligen politischen, sittlichen und wissenschaftlichen Zustande der griechischen Welt, denn wie das bürgerliche Leben jener Zeit alle Würde und Selbständigkeit verloren und sich von seinen tiefsten Lebenswurzeln abgelöst hatte, so konnte auch die Wissenschaft, bei ihrer Zersplitterung in äußerliches, historisches Wissen, das geistige Band nicht wiederfinden, das bei Platon und Aristoteles alle Zweige des Wissens so fest und innig zusammengehalten hatte, und sie gelangte bald dahin, entweder alle Beziehung auf ein Allgemeines und Höheres aufzugeben, oder sich in unfruchtbare Einsamkeit und in den Schatten der Schule zurückzuziehen; jene Zeit konnte keine universale, alle Lebensgebiete durchdringende und durchleuchtende Philosophie mehr erzeugen und verstehen, es konnte in derselben, wenn man nicht an aller Wahrheit verzweifelte, nur eine Lehre wie die stoische oder Epikureische sich Bahn brechen, welche mit der kräftigen Einseitigkeit, ja Starrheit eines unerschütterlichen Princips den Menschen in sich selbst zurücktrieb und ihm die Flucht der Welt predigte, statt ihm zu zeigen, wie er die Welt beherrschen und nach vernünftigen Zwecken gestalten könne. Die peripatetische Philosophie hat bis in das 6. Jahrhundert nach Christus bestanden [8]), bald kümmerlich in engen Kreisen dahinlebend und fast erlöschend, bald mit neuem Glanze aufleuchtend. Wir können in derselben drei, durch ihre verschiedene Richtung scharf gesonderte, Perioden unterscheiden: die physische, die ethische, die exegetische Periode. Die erste umfaßt die Zeitgenossen und nächsten Nachfolger des Aristoteles, und schließt mit Straton von Lampsakos ab; ihre Richtung war eine überwiegend physische, der Speculation sich mehr und mehr entfremdende und sogar zum Materialismus hinneigende; die zweite, die wir mit Lykon beginnen können, zeigt uns eine Reihe von Männern, die ein tieferes Eindringen in die höchsten Probleme des Wissens von Vorn herein aufgaben, und dem mächtigen Impulse der Stoa folgend sich in dem ausgetretenen Geleise ethischer Untersuchungen bewegten; Andronikos endlich eröffnet die dritte, beiweitem bedeutendste Periode, in welcher aus einer gründlicheren, immer tiefer und reicher werdenden Erklärung der Aristotelischen Schriften zuerst wieder ein wahrhaftes Verständniß ihrer Lehren hervorging und sogar eine Vermittlung derselben mit dem Platonismus versucht wurde. Die Philosophen der ersten Periode, Eudemos, Theophrastos, Aristoxenos, Dikäarchos, Straton, waren gelehrte, geistvolle, in vielen Fächern des empirischen Wissens bahnbrechende Männer, fielen aber immer mehr von der höheren Speculation des Aristoteles ab; die der zweiten, Lykon, Aristo von Keos, Kritolaos, Hieronymos, Diodoros von Tyros, waren gute Stylisten und suchten die Philosophie zu popularisiren, konnten ihr aber, bei ihrer Gedankenarmuth und ihrem ungenügenden Verständniß des Aristoteles, kein neues Leben einhauchen; die dritte Periode zählt viele scharfsinnige und tiefsinnige Erklärer des Aristoteles, unter denen Alexander von Aphrodisias, Themistios, Simplikios am bedeutendsten hervortreten; sie fanden die Totalität des Aristotelischen Systems wieder, an welchem die frühern Peripatetiker nur einzelne Seiten herausgestellt und zum Theil völlig entstellt hatten, und ergänzten dasselbe in manchen wesentlichen Punkten durch den Platonismus, doch konnte ihre Lehre nie ins Große wirken, weil sie in die schulmäßige Form gelehrter Interpretation eingekleidet

3) So Straton von Lampsakos, worüber unten ein Mehreres. Auch Theophrast hatte den Leukippos gehört (*Diog. Laert.* V, 36). 4) Mit Recht nennt Brandis (in der trefflichen Abhandlung: über die Schicksale der Aristotelischen Schriften und einige Kriterien ihrer Echtheit. Rhein. Mus. I, 3) die spätern Peripatetiker entartet und ohne Sinn für den Kern der Aristotelischen Philosophie. Ähnlich schon Cicero: Horum (Aristotelis et Theophrasti) posteri ita degenerarunt, ut ipsi ex se nati esse videantur, de fin. V, 4. nur daß Cicero dieses Urtheil zunächst auf die Ethik der Peripatetiker beschränkt. 5) Stahr, Aristotelia. 2. Th. S. 1—166. 6) XIII. p. 608 und nach ihm, mit geringer Abweichung, *Plut.* vita Sullae. c. 26. 7) *Συνέβη δὲ τοῖς ἐκ τῶν περιπάτων — μηδὲν ἔχειν φιλοσοφεῖν πραγματικῶς, ἀλλὰ θέσεις ληκυθίζειν*, Strabo l. c.

8) Sie überlebte noch um einige Zeit den allgemeinen Verfall aller philosophischen Schulen, der um 529 in ganz Griechenland durch Justinian's Maßregeln eintrat; noch gegen das Ende des 6. Jahrhunderts lehrte der jüngere Olympiodoros zu Alexandria.

blieb. Auf der andern Seite nahmen auch die neuen Platoniker, wenngleich gegen Aristoteles ankämpfend [9]), viel Aristotelisches auf, und suchten es mit Platonischen Lehren zu verschmelzen.

Alle Schüler des Aristoteles, auch den **Phanias** [10]) und den geistvollen Rhodier **Eudemos** [11]), dem auch von einigen die Eudemische Ethik zugeschrieben wurde, überragt an Bedeutung der Lesbier **Theophrastos**, eigentlich Tyrtamos genannt [12]), der deshalb von dem alternden Aristoteles als sein würdigster Nachfolger im Lykeion bezeichnet wurde [13]). Theophrastus stand seinem großen Lehrer an Umfang und Fülle des historischen und naturgeschichtlichen Wissens schwerlich nach, vielmehr hat er hier überall die vielumfassenden Untersuchungen desselben fortgesetzt und durch eigene scharfe Beobachtung erweitert [14]), und seine sehr zahlreichen Schriften, deren Titel uns Diogenes aufbewahrt hat [15]), verbreiteten sich so ziemlich über alle Fächer der Wissenschaft; desto weiter aber blieb er an speculativer Kraft hinter dem Meister zurück, was zur Genüge aus dem Wenigen hervorgeht, was uns über seine psychologischen Ansichten überliefert ist. Es entging ihm nicht, daß Aristoteles, indem er von der sich selbst bewegenden Seele, der Entelechie, d. h. der formgebenden, zweckbestimmenden und sich als Selbstzweck setzenden Kraft des Körpers, den unbeweglichen, ruhig in sich beharrenden, von Seele und Leib gesonderten Geist unterschied, und diesen dann wieder in einer doppelten Function als thätigen und leidenden Geist faßte [16]), an die Stelle des Platonischen Dualismus zwischen Seele und Leib, den er hatte aufheben wollen, einen neuen, dem Empiriker völlig unerklärbaren Dualismus in der Seele selbst gesetzt hatte. Er mochte fühlen, daß Aristoteles durch diese Unterscheidungen sogar mit sich selbst in Widerspruch gekommen war, da ja sein Kampf gegen die Platonische Ideenlehre, nach welcher das Einzelne wol Theil an dem Allgemeinen haben, nie aber mit demselben eins werden konnte, immer darauf gerichtet war, nachzuweisen, daß der Unterschied zwischen Stoff und Form wie zwischen Einzelnem und Allgemeinem überall kein wirklicher, sondern nur ein logischer sei, wie etwa zwischen Möglichkeit und Wirklichkeit; eben erst durch diese große Entdeckung war es ihm gelungen, der Vater einer wahrhaften Naturwissenschaft zu werden; da hatte nun Aristoteles in dem Verhältniß der Seele zum Leibe jene wesentliche Identität zwischen Stoff und Form in ihrer reinsten und klarsten Erscheinung wiedergefunden, und indem er die Seele als Entelechie des Körpers bestimmte, konnte ihm das innige Wechselverhältniß zwischen Seele und Leib kein anderes sein, als das zwischen Wesen und Erscheinung überhaupt; nun aber setzte Aristoteles über die Seele noch den Geist, jenes einfache, reine, ideale Wesen, in welchem alles Denken nur ein Denken seiner selbst ist, Denken, Gedachtes und Denkendes identisch sind und der Gegensatz zwischen Subject und Object, zwischen Kraft und Thätigkeit völlig aufgehoben ist [17]); diesen von aller Gemeinschaft mit dem Körper befreiten, unbeweglichen, in sich selbst den Grund seines Wesens habenden Geist hatte er aber noch nicht recht mit dem Wesen der Seele in Einklang zu bringen gewußt, er hatte ihn als eine höhere, gleichsam von Außen in den Menschen eingehende Macht gefaßt, und war dadurch dem Anscheine nach selbst in den Fehler gefallen, den er den Pythagoreern vorwarf, daß sie lehrten, die Seele komme von Außen wie durch eine Thür in den Körper [18]). Hier hätte nun die wahrhafte Fortbildung der Aristotelischen Philosophie beginnen und zeigen müssen, daß der Geist in der That Alles in Allem ist und daß das Wesen der Seele sich ebenso in dem des Geistes vollendet, wie das des Leibes in der Seele; aber kein Peripatetiker hat diesen Weg eines wahrhaften Fortschritts betreten, den erst die Neuplatoniker wiederfanden und dadurch die alte Philosophie zu ihrer höchsten Vollendung brachten; jene Empiriker der ersten Periode gingen vielmehr grade den umgekehrten Weg; sie leugneten das Wesen des Geistes ganz, weil sie es nicht begriffen, und statt die Seele zum Geiste zu erheben, erniedrigten sie den Geist zur Seele. So war dem Theophrast jede, auch die denkende Thätigkeit der Seele Bewegung [19]), während Aristoteles grade von dem Acte des Denkens die Ruhe prädicirte [20]); zweifelnd spricht er über die Frage, ob der Geist wol überhaupt ein besseres und göttliches Wesen

---

9) Vergl. meine meletemata Plotiniana. p. 24—35. 10) Auch er war aus Eresos, wie Theophrast (*Strabo* XIII. p. 610). Er beschäftigte sich besonders mit logischen (*Ammon.* De categ. p. 15) und philosophisch-geschichtlichen Untersuchungen, wie er denn auch ein Werk über die Sokratiker verfaßt hat (*D. L.* VI, 8. Vgl. *Jons.* De scr. hist. phil. p. 98). 11) Kein Schüler des Aristoteles hielt sich so treu und ängstlich an die Worte des Lehrers; in diesem Sinne bearbeitete Eudemos die Logik (*Ammon.* categ. p. 13), die Physik (*Simpl.* phys. f. 201, b. *Εὔδημος ἐν τοῖς ἑαυτοῦ φυσικοῖς παραγράφων τὰ τοῦ Ἀριστοτέλους*) und gewiß auch die Ethik. Daher hielt es auch Brandis für gerathen, Schriften, die dem Aristoteles abzusprechen, doch aber im Geiste der peripatetischen Philosophie geschrieben wären, am liebsten auf Eudemos zurückzuführen (Rhein. Mus. I, 4. S. 283. 284. 12) Aristoteles gab ihm den ehrenden Namen *τὸν τῆς φράσεως αὐτοῦ ζῆλον ἐπισημαινόμενος* (*Strab.* XIII. p. 618. Vergl. *D. L.* V, 38) *διὰ τὸ τῆς φράσεως θεσπέσιον μετωνόμασεν*. So Cicero (Or. 19): Theophr. divinitate loquendi nomen invenit. 13) Bekannt ist die artige Erzählung bei Gellius (Noct. Att. XIII, 5), woraus hervorgeht, daß Aristoteles den Theophrast (*ἡδίων ὁ Λέσβιος*) dem Eudemos, den er mit kräftigem rhodischem Weine verglich, besonders wegen der anmuthigen Eleganz seines Vortrages und seines ganzen Wesens vorzog. 14) Wie Aristoteles der Schöpfer der Zoologie, so wurde Theophrast der Begründer einer wissenschaftlichen Botanik und Mineralogie, durch seine Schriften über die Pflanzen und über die Steine. Leider hat sich außer dem Bruchstück der Metaphysik nichts Philosophisches von ihm erhalten. Seine Werke sind zuletzt edirt von J. G. **Schneider**. (Leipzig 1818—21. Fünf Bde.) 15) *D. L.* V, 42—50. 16) *Arist.* de anima. III, 5: *Οὗτος ὁ νοῦς (ὁ ποιητικός) χωριστὸς καὶ ἀπαθὴς καὶ ἀμιγὴς τῇ οὐσίᾳ ὢν ἐνεργείᾳ — τοῦτο μόνον ἀθάνατον καὶ ἀΐδιον — ὁ δὲ παθητικὸς νοῦς φθαρτὸς καὶ ἄνευ τούτου οὐδὲν νοεῖ.*

17) De anima. III, 5: *Ἐπὶ τῶν ἄνευ ὕλης ὂν αὐτὸ τὸ νοοῦν καὶ τὸ νοούμενον.* Am klarsten metaphys. XI. p. 249 (*Br.*): *Ταὐτὸν νοῦς καὶ νοητόν.* p. 255: *Αὐτὸν ἄρα νοεῖ, εἴπερ ἐστὶ τὸ κράτιστον, καὶ ἔστιν ἡ νόησις νοήσεως νόησις.* 18) De anima. I, 3: *Κατὰ τοὺς Πυθαγορικοὺς μύθους τὴν τυχοῦσαν ψυχὴν εἰς τὸ τυχὸν ἐνδύεσθαι σῶμα.* 19) *Simpl.* phys. Fol. 225, a. *Κινήσεις εἶναι καὶ ταύτας (κρίσεις καὶ θεωρίας) ὁμολογούμενον.* 20) De anima. I, 3.

sei, und ob er als ein von Außen kommendes, durchaus vollkommenes könne gefaßt werden [21]); er strebte danach, den Dualismus der Aristotelischen Seelenlehre aufzuheben und den reinen Begriff der Entelechie wieder herzustellen, wahrscheinlich ohne zu ahnen, daß er dadurch das Wesen der Seele im Grunde selbst aufhob; denn ohne Beziehung auf ein Höheres, Unbewegliches, konnte die Seele auch nicht mehr die Macht des Körpers sein, sie mußte an allen Bewegungen desselben Theil nehmen, und so gelangte er denn dahin, alle Triebe und Begierden und Leidenschaften aus dem Körper abzuleiten [22]); wenn er dagegen Urtheil und Betrachtung als der Seele allein angehörende Bewegungen bestimmt [23]), so spricht er damit allerdings, im Gegensatze zu Dikäarchos und Straton, noch eine reinere Ansicht von der Seele aus, aber er legte doch zu dem Materialismus derselben schon den Grund, indem er, ganz abweichend von Aristoteles, alle Thätigkeiten der Seele, auch die dem Geiste angehörenden, als Bewegungen bezeichnete, und dadurch den Gegensatz zwischen der Unmittelbarkeit des einzelnen Empfindens und der Allgemeinheit des Denkens aufhob. Auch in dem interessanten Bruchstück seiner Metaphysik [24]) finden wir Theophrast als zweifelnden Forscher, wie er mit redlichem Ernst und besonnener Prüfung sich mit einigen der schwierigsten Probleme der Naturphilosophie beschäftigt; die Fragen, wie Gott als Unbewegtes der Grund und Anfang aller Bewegung sein könne, warum nicht alle Dinge an der Kreisbewegung, als der vollkommensten, Theil nehmen, warum in der übrigens so wohlgeordneten Natur doch das Ungeordnete, Todte, Massenhafte, und selbst in dem Lebenden das Formlose, hinter seinem Zwecke Zurückbleibende, oder mit andern Worten das Schlechte so sehr das Übergewicht habe über das Gute, hat er aufgeworfen, doch ist aus dem Bruchstück nicht zu ersehen, wie er sie wird beantwortet haben; es ist nicht unwahrscheinlich, daß er überhaupt, bei seinen schwankenden Principien, zu keinem festen Resultate gelangte und auf eine definitive Lösung so tiefer Fragen verzichtete. Nun ist aber dem Theophrast auch der Vorwurf gemacht worden, daß er in der Ethik von dem strengeren Ernst der Aristotelischen Lehre abgefallen sei und eine laxere Lebensansicht eingeführt habe [25]); er soll nicht in die Tugend allein das Wesen der Glückseligkeit gesetzt, sondern auch äußere Lebensgüter als Bestandtheile derselben angenommen [26]) und gelehrt haben, die Glückseligkeit sei kein absolut unverlierbares, lediglich durch die freie That des tugendhaften Menschen zu realisirendes Gut, sondern ein vielfach von Zufällen und Glückswechseln abhängiger Besitz [27]); sind diese Aussprüche wahr, so enthalten sie allerdings das zu allen Zeiten wiederkehrende, dürftige Raisonnement des sogenannten gesunden Menschenverstandes, doch läßt sich aus den geringen Überlieferungen nicht erkennen, in wieweit Theophrast hier von seinem Lehrer abgewichen ist; denn auch dieser sah in seinen ethischen Schriften auf äußere Güter keineswegs mit der gleichgültigen Vornehmheit der Stoiker herab, und durch die Ethik wollte er eben nur dem Geiste seine freie Herrschaft über das Äußere sichern. Überdies gehörte die Lehre von den äußern Lebensgütern nach Aristoteles zu dem untergeordneteren Gebiete der ethischen oder politischen Tugenden, die reinste und wahrste Glückseligkeit, die er in die Betrachtung setzte, war ihm ein Unverlierbares, Absolutes, und auch in dieser Vorliebe für das beschauliche Leben soll Theophrast durchaus mit ihm übereingestimmt haben [28]). So verhielt sich Theophrast allerdings schon gegen manche wesentliche Punkte der Aristotelischen Lehre als ein Zweifelnder, aber mit dem redlichsten Eifer war er bemüht, auf den Wegen des Aristoteles Wahrheit zu finden, wiewol er demselben nicht in alle seine Tiefen folgen konnte; von seinem klaren, heitern, milden Sinne geben die von ihm noch vorhandenen, der eigentlichen Philosophie, mit Ausnahme der Metaphysik, freilich nicht angehörenden Schriften ein schönes Zeugniß. — Einen viel entschiedeneren Schritt zum Materialismus thaten zwei andere höchst bedeutende, in der Schule des Aristoteles gebildete Männer, der große Musiker **Aristoxenos** von Tarent und der nicht minder große Geograph und Historiker **Dikäarchos** von Messene; beide bearbeiteten ihre Lieblingswissenschaften im Sinn und Geist des Aristoteles, namentlich war der Letztere unübertroffen in der scharfen Lebendigkeit, mit welcher er in den einzelnen Erscheinungen des Völkerlebens und der Landesnatur sofort das höhere Gesetz zu erkennen wußte; beide aber entfernten sich noch viel weiter, als Theophrast, von der echten Lehre des Aristoteles, indem sie ebenfalls die Aristotelische Seelenlehre verbessern und begreiflicher machen zu müssen glaubten. Da hat nun Aristoxenos, der noch mit einem Fuß in der Lehre der Pythagoreer stand [29]), als echter Musiker den Satz aufgestellt, die Seele

21) *Simpl.* l. l.: *Εἶχε δὴ καὶ ὁ νοῦς κρεῖττόν τι μέρος καὶ θειότερον, ἅτε δὴ ἔξωθεν ἐπεισιὼν καὶ παντέλειος.* 22) *Simpl.* *Αἱ μὲν ὀρέξεις καὶ αἱ ἐπιθυμίαι καὶ αἱ ὀργαὶ σωματικαὶ κινήσεις εἰσὶ καὶ ἀπὸ τούτου ἀρχὴν ἔχουσι.* 23) *Simpl.* *Ὅσαι δὲ κρίσεις καὶ θεωρίαι, ταύτας οὐκ ἔστιν εἰς ἕτερον ἀνάγειν, ἀλλ' ἐν αὐτῇ τῇ ψυχῇ καὶ ἡ ἐνέργεια καὶ τὸ τέλος.* 24) Herausgegeben von **Brandis**, hinter der Ausgabe der Aristotelischen Metaphysik (Berlin 1823). S. 308—323. 25) *Cic.* acad. post. I, 9. Theophrastus — vehementius etiam fregit quodammodo auctoritatem veteris disciplinae, spoliavit enim virtutem suo decore imbecillamque reddidit. 26) *Cic.* l. l. Negavit in virtute sola positum esse beate vivere.

27) *Cic.* Tusc. V, 9. Vexatur Theophrastus et libris et scholis omnium philosophorum, quod in Callisthene suo laudarit illam sententiam: Vitam regit fortuna, non sapientia; de fin. V, 4. Quum beata vita quaeratur — sitne ea tota sita in potestate sapientis an possit aut labefactari aut eripi rebus adversis, in eo nonnumquam variari inter eos et dubitari videtur. Quod maxime efficit Theophrasti de beata vita liber, in quo multum admodum fortunae datur. Cicero wirft auch dem Theophrast vor, daß er in seiner Schrift vom Reichthum allzusehr die prachtvollen Geschenke, die der Reiche dem Volke machen könne, gepriesen und beschrieben habe (de off. II, 16). 28) *Hieron.* adv. Jovin. I. p. 190. ed. *Bened.* *Cic.* ad Att. II, 16. 29) *Suidas:* *Μουσικῇ ἐπιθέμενος οὐκ ἠστόχησεν, ἀκουστὴς τοῦ τε πατρὸς καὶ Λάμπρου τοῦ Ἐρυθραίου, εἶτα Ξενοφίλου τοῦ Πυθαγορείου καὶ τέλος Ἀριστοτέλους.* Verdient es Glauben, was Suidas weiter angibt, daß er aus Neid gegen Theophrast und weil er selbst des Aristoteles Nachfolger habe werden wollen, diesen noch nach seinem Tode geschmäht habe, so würden wir in ihm eine eitle und charakterlose Künstlernatur erblicken müssen; doch sind solche Anekdoten

sei nichts als die Spannung des Körpers, und wie aus dem Zusammenklange der Saiten die Harmonie entstehe, so würden durch die Natur und Gestalt des ganzen Körpers verschiedene Bewegungen hervorgebracht, wie im Gesange die Töne [30]); die Seele war ihm also ein harmonisches Ganzes von Körpertönen. Mag es ein geistvoller, bereits an die Chladni'schen Klangfiguren erinnernder Blick sein, daß er die einzelnen Töne mit Figuren und ihren Bewegungen verglich und Zeitliches auf Räumliches zu reduciren suchte, aber jene völlig begrifflose und nichtssagende Vorstellung von der Seele hatte denn doch schon Aristoteles auf das Gründlichste, wahrscheinlich gegen die pythagorisirenden Vorgänger des Aristoxenos, abgefertigt [31]). Dikäarchos seinerseits ging noch weiter; nicht nur stritt er entschieden gegen die Trennbarkeit des Geistes vom Körper, sondern Geist und Seele waren ihm leere Namen, und er meinte, man dürfe im Grunde gar nicht sagen, daß in Menschen oder Thieren Geist oder Seele wohne, da ja die Seele nichts sei, als eine durch alle lebende Körper gleichmäßig ausgegossene Kraft, durch welche wir handeln oder empfinden [32]); ja er nannte sie sogar einen einzelnen, einfachen Körper, so gestaltet, daß sie in Folge eines natürlichen Mischungsverhältnisses lebe und empfinde [33]). Näher erklärt werden diese Worte durch einen andern Ausspruch, in welchem er, fast Empedokleisch, die Seele als Harmonie, d. h. als Mischung und Zusammenstimmung der vier Elemente, bestimmte [34]). Dikäarchos scheint sich hier selbst zu widersprechen, denn wenn die Seele nichts ist als eine durch die Körper verbreitete Kraft, wie kann sie da selbst für sich ein Körper sein? aber diesen Unsinn dürfen wir doch dem Dikäarchos wol nicht aufbürden, vielmehr werden wir annehmen müssen, daß er unter Körper etwa dasselbe verstand, wie die Stoiker, die alles Reale, im Gegensatz gegen das blos Gedachte, *σῶμα* nannten [35]). Daß nun aber bei solchen Prämissen die Unsterblichkeit der Seele auf das Entschiedenste geleugnet werden mußte, würde, auch wenn es nicht überliefert wäre [36]), am Tage liegen. So war denn Dikäarchos, wenn auch unbewußt, bereits auf dem Wege zu einer der atomistisch-mechanischen sehr ähnlichen Naturansicht. — Des Theophrastos Nachfolger im Lykeion war Straton von Lampsakos, welcher Ol. 127, 3 sein Lehramt übernahm und demselben 18 Jahre lang vorstand [37]); den Namen eines der größten Koryphäen der peripatetischen Schule [38]) verdankt er, neben seinem ausgebreiteten Wissen, wol seinem scharfen Verstande [39]), wobei indessen sein Talent ein mehr kritisches als productives gewesen sein soll [40]). Mit größerer Einseitigkeit als Theophrast wandte er sich vorzugsweise den physischen Studien zu [41]); auch ihm war die Seelenlehre des Aristoteles ein Stein des Anstoßes, an welchem er strauchelte, um in den Materialismus zurückzusinken, und er hat sich ähnlich, wie Theophrast, darüber ausgesprochen, nur daß er versicherte, wo dieser noch zweifelte. Auch ihm waren alle Thätigkeiten der Seele wie des Geistes Bewegungen [42]), ursprünglich von Bewegungen des Körpers ausgehend [43]), und darum war ihm auch alles Denken nichts als ein Reproduciren sinnlicher Eindrücke, da die Seele nichts denken könne, was sie nicht vorher vermittels der Sinne gesehen habe [44]); ja, die Denkkraft fiel ihm völlig mit dem Vermögen der sinnlichen Anschauung zusammen, indem er lehrte, daß dieselbe durch die Sinneswerkzeuge wie durch Augen aus dem Leibe hinausschaue [45]). Wenn er das Denken die lebendige Wirksamkeit der Denkkraft nannte, zu der es sich verhalte, wie das wirkliche Sehen zur Sehkraft, und daraus dann die Folgerung ableitete, daß auch der Denkende sich bewege, wie der Sehende und Hörende und Riechende [46]), da ja alle Thätigkeit Bewegung sei, mochte er allerdings glauben, der Aristotelischen Begriffsbestimmung durchaus treu geblieben zu sein; aber auch ihm, wie dem Theophrast, war entgangen, was Aristoteles bezweckte, indem er das reine und wahre Denken der Bewegung der Seele entzog und dem ruhenden Geiste zuschrieb. Dieselbe materielle Einheit, die Straton in dem Wesen des Menschen hergestellt zu haben glaubte, trug er dann auch auf Welt und Gott über, und setzte sich dadurch dem gewiß nicht grundlosen Vorwurfe des

---

chen von Feindschaften bedeutender Männer nur zu oft ersonnen. Vergl. über ihn *G. L. Mahne*, Diatr. de Aristoxeno (Amstelod. 1793).

30) *Cic.* Tusc. I, 10. Aristoxenus musicus idemque philosophus ipsius corporis intentionem quandam (animum docet esse), velut in cantu et fidibus, quae harmonia dicitur, sic ex corporis natura et figura varios motus cieri, tamquam in cantu sonos. 31) De anima. I, 4. 32) Tusc. I, 10. Dicaearchus in eo sermone, quem Corinthi habitum tribus libris exponit doctorum hominum disputantium — Pherecratem — disserentem inducit, nihil esse omnino animum, et hoc esse nomen totum inane, frustraque et animalia et animantes appellari, neque in homine inesse animum vel animam, nec in bestia, vimque omnem eam, qua vel agamus quid vel sentiamus, in omnibus corporibus vivis aequabiliter esse fusam, nec separabilem a corpore esse. Vergl. *Sext. Emp.* hyp. Pyrrh. II, 31. *Μὴ εἶναι ψυχήν.* 33) Tusc. l. l. Nec sit quidquam nisi corpus unum et simplex, ita figuratum, ut temperatione naturae vigeat et sentiat. Ähnlich *S. E.* adv. math. VII, 349. *Πῶς ἔχον σῶμα.* 34) *Nemes.* de natura hom. p. 68 *Matth.* 35) Vergl. *Petersen*, Phil. Chrysippeae fundamenta. p. 159 u. f. 36) *Cic.* Tusc. I, 31. Er schrieb seinen Lesbiacus gegen die Unsterblichkeit.

37) *Diog. Laert.* V, 58. 38) *Ὁ κορυφαιότατος.* *Plut.* adv. Colot. X. p. 587. 39) Acri ingenio, *Cic.* ac. post. I, 9. De fin. V, 5. 40) *Polybius*, Exc. Vatic. libr. XII, 12. *Ὅταν ἐξ αὑτοῦ τι προφέρηται — εὐηθέστερος αὑτοῦ καὶ νωθρότερος.* 41) Daher *φυσικός*, *D. L.* V, 58. Cicero (ac. post. I, 9) will ihn daher gar nicht mehr zu den Peripatetikern rechnen: quum maxime necessariam partem philosophiae, quae posita est in virtute et in moribus, reliquisset totumque se ad investigationem naturae contulisset, in ea ipsa plurimum discedit. Doch erwähnt Diogenes auch mehrere seiner ethischen Schriften. 42) *Simpl.* phys. fol. 225, a. *Τὴν ψυχὴν ὁμολογεῖ κινεῖσθαι, οὐ μόνον τὴν ἄλογον ἀλλὰ καὶ τὴν λογικήν, κινήσεις λέγων εἶναι τὰς ἐνεργείας τῆς ψυχῆς.* 43) *Simpl.* l. l. *Ὅτι εἰσὶν αἱ πλεῖσται τῶν κινήσεων αἰτίαι* (l. *αἱ αὐταί*) *ἃς ἡ ψυχὴ καθ' αὑτὴν κινεῖται διανοουμένη καὶ ἃς ὑπὸ τῶν αἰσθήσεων ἐκινήθη πρότερον, δῆλόν ἐστιν.* 44) Ebend. *Ὅσα γὰρ μὴ πρότερον ἑώρακε, ταῦτα οὐ δύναται νοεῖν.* 45) *S. E.* adv. math. VII, 350. (*Τὴν διάνοιαν*) *εἶναι τὰς αἰσθήσεις, καθάπερ διά τινων ὀπῶν τῶν αἰσθητηρίων προκύπτουσαν, ἧς στάσεως ἦρξε Στράτων.* 46) *Simpl.* l. l. *Ἀεὶ γὰρ ὁ νοῶν κινεῖται, ὥσπερ καὶ ὁ ὁρῶν καὶ ἀκούων καὶ ὀσφραινόμενος, ἐνέργεια γὰρ ἡ νόησις τῆς διανοίας, καθάπερ καὶ ἡ ὅρασις τῆς ὄψεως.*

Atheismus aus[47]); denn nicht nur, daß er den Göttern gar keinen Antheil an der Weltbildung zuschrieb[48]), was allenfalls noch als Widerspruch gegen den Volksglauben gelten könnte, so lehrte er auch, daß alles von Natur geworden sei[49]), und in der Natur selbst fand er nichts als eine göttliche, alldurchdringende Kraft, die empfindungs- und gestaltlos die Ursachen des Entstehens, des Wachsens und Abnehmens und jeder Veränderung in sich trage[50]); so ist er nicht einmal zu der Idee eines der Natur und Welt immanenten Gottes gelangt, sondern der Grund aller Dinge war ihm eine blinde, bewußtlos wirkende Kraft, womit nichts gesagt war; und selbst dieser schwache Schimmer eines göttlichen Princips ging ihm verloren, als er nun ernstlich an die Betrachtung desselben ging und nach den Ursachen der Weltbildung fragte. Er trat zwar hier entschieden gegen die Demokriteer auf, die aus der verschiedenen Gestalt ihrer Atome alle einzelnen Bildungen der Welt ableiteten[51]), aber er setzte nichts Besseres an die Stelle; denn er meinte, alles, was sei oder werde, das werde oder sei geworden durch gewisse natürliche Bewegungen und Gewichte[52]), wofür er auch gesagt haben soll, Qualitäten seien die Anfänge alles Seins[53]). Dies war nun freilich auch nicht mehr als ein Wort, wogegen doch die Atome noch einen Schatten von Realität hatten. Es kann nicht befremden, daß ihm bei solchen Ansichten auch die Welt kein belebtes Ganzes mehr war, und daß er an die Spitze alles Werdens den Zufall setzte, indem er lehrte, dem Zufälligen folge das Natürliche, denn den anfänglichen Anstoß gebe der Zufall, später werde dann eine jede der physischen Grundqualitäten vollendet[54]). Es ist, als hörten wir einen Anhänger des Demokrit reden. Wie er im Einzelnen sich von Demokrit entfernt und wie er überhaupt noch die Aristotelischen Lehren von der durch die ganze Natur hindurchgehenden wohlgeordneten Zweckmäßigkeit mit seiner gottverlassenen Weltansicht vereinigt haben mag, darüber fehlt uns jede Andeutung; nur das wissen wir, daß sein Begriff von der Zeit durchaus der des Aristoteles war[55]). So hatten nun Theophrastos und Dikäarchos die Physik und Politik des Aristoteles auf die würdigste Weise fortgebildet und auf immer neue Gebiete des Wissens angewendet, die Seelenlehre aber und was dem Aristoteles erste Philosophie hieß, die Wissenschaft des reinen Begriffes, war unter ihren Händen verflacht und verkümmert, worauf dann Straton sogar die Grundlagen der Aristotelischen Physik in Frage stellte und den Atomisten auf halbem Wege entgegenkam.

Die Männer der zweiten Periode, über welche nur Weniges und Unbedeutendes, meist von Cicero, uns überliefert ist, verließen mehr und mehr den dornenvollern und mühsamern Weg der Naturwissenschaft und ergingen sich am liebsten auf den leichter zugänglichen, damals von aller Welt angebauten Gebieten der Ethik und Rhetorik, wobei sie denn auch ihre Aristotelischen Studien auf die klaren und faßlichen ethischen und rhetorischen Schriften werden beschränkt haben. Es ist charakteristisch, daß in einer Zeit, wo die altgriechische Bürgertugend längst untergegangen war, alle philosophische Schulen von der Ethik wie von ihrem Mittelpunkte ausgingen und in dieser auch nicht selten in ihren, wenngleich von verschiedenen Wegen aus gewonnenen Resultaten zusammentrafen; aber es war nicht mehr jene großartige Ethik des Platon oder Aristoteles, welche das Individuum sowol mit sich selbst als mit dem großen Gesammtleben des Staates in Harmonie setzen wollte und deshalb erst in der Politik ihren Abschluß fand, vielmehr ging die Ethik jener Späteren zunächst von dem Interesse aus, das Individuum in sich frei zu machen von der Macht der Verhältnisse und es zu trösten und zu erheben über den nicht mehr abzuwendenden Verfall der alten Lebensformen; darum trug die ganze Moral der Peripatetiker, wie der Stoiker, Akademiker, Epikureer jener Zeit einen egoistischen, engherzigen Charakter und hat im Großen und Ganzen für Staat und Menschheit wenig gewirkt. In allen diesen Schulen gingen damals die ethischen Lehrer von der Frage nach dem höchsten Gute aus, und hier haben sich denn die Peripatetiker den Stoikern oft so sehr genähert, daß zuletzt fast aller Unterschied zwischen beiden Schulen zu verschwinden schien. In der That kamen beide in den beiden Formeln überein, daß das höchste Gut in dem Leben nach der Natur bestehe[56]), und daß eine der wesentlichsten Bestimmungen desselben die Schmerzlosigkeit sei[57]). Indessen ist doch diese Übereinstimmung mehr eine scheinbare als eine wirkliche; denn etwas anderes war dem Stoiker das Leben nach der Natur, etwas anderes dem Peripatetiker. Jener verlangte, daß das Individuum mit der großen Harmonie des allgemeinen Naturlebens, in welchem er das Göttliche sah, sich in Einklang setzen solle, dieser war zufrieden, wenn das Individuum nur seine menschliche Natur so vollkommen als möglich ausbildete und ein dieser Natur möglichst angemessenes Leben führte[58]); jener wollte nichts

47) Vergl. *Ph. Fr. Schlosser*, De Stratone Lampsaceno et atheismo vulgo ei tributo (Viteb. 1728. 4.) und besonders *Brucker*, De atheismo Stratonis in *Schellhorn* amoenitatt. liter. t. 13. p. 311 u. f. 48) *Cic.* acad. pr. II, 38. Negat opera deorum se uti ad fabricandum mundum. 49) Ebend. Quaecunque sint, docet omnia effecta esse natura. 50) *Cic.* de nat. deor. I, 13. Omnem vim divinam in natura sitam esse censet, quae causas gignendi, augendi, minuendi immutandique habeat, sed careat omni sensu ac figura. 51) *Cic.* ac. pr. II, 38. Somnia censet haec esse Democriti, non docentis sed optantis. 52) Ebend. Quidquid aut sit aut fiat naturalibus fieri aut factum esse docet ponderibus et motibus. 53) *Sext. Empir.* hyp. Pyrrh. III, 33. *Στράτων ὁ φυσικὸς τὰς ποιότητας (ἀρχὰς εἶναι).* 54) *Plut.* adv. Colot. 14. *Τελευτῶν τὸν κόσμον αὐτὸν οὐ ζῷον εἶναί φησιν, τὸ δὲ κατὰ φύσιν ἕπεσθαι τῷ κατὰ τύχην, ἀρχὴν γὰρ ἐνδιδόναι τὸ αὐτόματον, εἶτα οὕτω περαίνεσθαι τῶν φυσικῶν παθῶν ἕκαστον.* Seine *πάθη* oder *ποιότητες* erinnern schon an die Grundkräfte, welche in der neueren Physik von vielen an die Stelle materieller Elemente gesetzt werden. 55) *S. E.* adv. math. X, 155. 177. 228. *Χρόνος μέτρον κινήσεως καὶ μονῆς.*

56) *Cic.* de fin. V, 9. Homini id esse in bonis ultimum, secundum naturam vivere. — Finis bonorum exsistit, secundum naturam vivere, sic affectum, ut optime affici possis, ad naturamque accommodatissime. 57) So namentlich Hieronymos und Kritolaos; s. unten. 58) De fin. V, 9. Vivere ex hominis natura undique perfecta et nihil requirente.

sein als ein Tropfen im Ocean, ein Glied des großen Weltganzen, und eben in dieser Selbstopferung fand er seine Freiheit, er hatte die Kraft, sein Individuum preis zu geben und in der Allgemeinheit aufgehen zu lassen, er resignirte ein für allemal (wenigstens in der Theorie) auf alle individuelle Stimmungen, Affecten und Leidenschaften, auf Lust und Leid, und in dieser männlichen und energischen Resignation liegt die weltgeschichtliche Größe dieser Philosophie; der Peripatetiker dagegen wollte auf seine persönlichen Neigungen und Bedürfnisse nicht mit einem Schlage verzichten, er wollte von den Freuden und Genüssen des Lebens sich soviel reserviren, als nur immer mit der menschlichen Natur sich zu vertragen schien. Darum meinte er auch nicht, daß der Mensch alles Gefühl für Freude und Schmerz, alle Affecten und Leidenschaften aufgeben und wol gar, wie die Stoiker übertreibend foderten, in dem Schmerze die höchste Lust finden sollte [59]); der Schmerz blieb ihm immer ein Übel [60]), und die Leidenschaften, die er mit Recht als nothwendige Bedingung der menschlichen Natur ansah, wollte er nicht ausrotten, sondern nur zügeln, da doch aus denselben, wie namentlich aus dem Zorn, den sie den Wetzstein der Tapferkeit nannten, auch, in sofern er nur gegen das Böse gerichtet werde, viel Gutes und Nützliches hervorgehe [61]). Darum wichen denn auch darin die Peripatetiker ganz entschieden von den Stoikern ab, daß sie, wie schon Theophrast, nicht in die Tugend allein das höchste Gut und den Inbegriff aller Glückseligkeit setzten, sondern neben der Tugend auch noch andere äußere Güter als Realitäten annahmen, die man nicht gradezu verachten dürfe [62]); natürlich mußten sie ja zu dem Leben nach der Natur, wie sie es gefaßt hatten, auch die leiblichen Güter rechnen [63]). Die Tugend setzten sie nun allerdings an die Spitze aller Güter, und wie sie lehrten, daß gegen sie alle übrigen Güter gering zu achten seien, so zogen sie die durch Arbeit und Vernunft erworbenen Tugenden den angeborenen Tugenden des Talentes und diese wieder den blos körperlichen Tugenden vor [64]); aber dabei fiel es doch immer dem subjectiven Ermessen anheim, wie viel oder wenig Werth sie neben der Tugend noch den geringeren Lebensgütern einräumen wollten, und wenn sie im Handeln überhaupt noch etwas anderes neben der Tugend bestehen und diese nicht Alles in Allem sein ließen, so mußten sie im Grunde auf jede wissenschaftliche Ausbildung der Ethik verzichten. Sehr mit Unrecht sagte daher Karneades [65]), daß der Streit zwischen Stoikern und Peripatetikern sich nur um Namen, nicht um Sachen drehe; die Ethik der Aristoteliker war milder, menschlicher, ansprechender, als die der Stoiker; aber an Schärfe und Consequenz stand sie weit hinter derselben zurück; denn die wahrhafte Freiheit des Individuums ist überhaupt nur durch volle und ungetheilte Hingabe an ein Höheres und Allgemeineres zu retten, nicht durch Halbheit des Sinnes und durch schwankendes Hinundherbewegen zwischen subjectiver Neigung und dem objectiven Gesetze der Tugend, wie es die Peripatetiker wollten. Wir können, bei dem Mangel an Nachrichten, nicht bestimmen, welchen Antheil die Einzelnen an dieser Ausbildung oder richtiger Verflachung der Aristotelischen Ethik mögen gehabt haben. Wir wissen nur, daß Lykon von Troas, von seiner angenehmen Redegabe auch Glykon genannt, ein in gymnastischen und athletischen Künsten wohl beschlagener Mann, das Lehramt im Lykeion von Straton (Ol. 127, 4) übernahm, und demselben 44 Jahre lang vorstand [66]). Cicero deutet an, daß er die Philosophie des Straton noch verdünnt habe, doch wandte er übertriebene Sorgfalt auf den Ausdruck, weshalb seine Schriften (wie denn überhaupt die Zeit einer einfachen, classischen Prosa, in welcher Sache und Form im schönen Gleichgewichte stehen, längst vorüber war) zwar viel rhetorische Gewandtheit verriethen, doch aber nach den wenigen Proben bei Diogenes zu urtheilen, viel hohlklingende Trivialitäten in gespreizter Form enthielten [67]). Sein Ausspruch, daß wirklicher Schmerz nur durch geringe und untergeordnete Übel, nicht durch Seelenleiden hervorgerufen werde, womit er ohne Zweifel die Bedeutung des Schmerzes heruntersetzen wollte [68]), erlaubt keinen Schluß auf das Ganze seiner Lehre. Noch weniger wissen wir von seinem Nachfolger, Ariston von Keos (nicht zu verwechseln mit dem Stoiker Ariston von Chius); Cicero lobt seinen eleganten, zierlichen Ausdruck, vermißt aber an ihm die Strenge und Würde des Philosophen [69]). Ihm folgte Kritolaos, aus Phaselis in Lydien, berühmt als der erste Repräsentant seiner Schule zu Rom, wohin er nebst dem Akademiker Karneades und dem Stoiker Diogenes von Babylon von den Athenern gesendet war, um den Erlaß einer von dem römischen Senat ihnen wegen der Zerstörung von Dropos auferlegten Geldbuße zu betreiben [70]). Jeder dieser drei

59) *Cic.* Tusc. V, 9. Theophrastus in eo libro, quem scripsit de vita beata, multa disputat, quamobrem is, qui torqueatur, qui crucietur, beatus esse non possit. 60) De fin. V, 26. 27. Quae mala Stoici non audent appellare, aspera autem et incommoda et rejicienda et aliena natura esse concedunt, ea Peripatetici mala dicunt, sed exigua et porro minima. 61) Tusc. IV, 18. Perturbari animos necesse esse dicunt, sed adhibeat modum quandam, quem ultra progredi non oporteat. c. 19. Iracundiam cotem fortitudinis esse dicunt; — virum videri negant, qui irasci nesciat. 62) De fin. II, 21. Pugnant Stoici cum Peripateticis; alteri negant quidquam esse bonum, nisi quod honestum sit, alteri, plurimum se et longe longeque plurimum tribuere honestati, sed tamen et in corpore et extra esse quaedam bona. IV, 18. Non sola virtute finem bonorum contineri putant. 63) Tusc. V, 30. Tria genera bonorum, maxima animi, secunda corporis, externa tertia. 64) De fin. V, 13.

65) *Cic.* De fin. III, 12. Carneades pugnare non destitit, in omni hac quaestione, quae de bonis et malis appellatur, non esse rerum Stoicis cum Peripateticis controversiam, sed nominum. 66) *D. L.* V, 68. 67) Einige Pröbchen seiner gesuchten und zugespitzten Ausdrucksweise gibt *D. L.* V, 65. 66. Cicero urtheilt über ihn: Oratione locuples, rebus ipsis (Stratone) jejunior, de fin. V, 5. 68) Tusc. III, 32. 69) De fin. V, 5. Concinnus et elegans Aristo, sed ea, quae desideratur in magno philosopho, gravitas, in eo non fuit; scripta sane et multa et polita, sed nescio quo modo auctoritatem oratio non habet. 70) De or. II, 37. ad Att. XII, 23. Genauer *Macrob.* Saturn. I, 5. Tres philosophos Athenienses quondam ad senatum legaverunt, impetratum, uti mulctam remitteret, quam civitati eo-

Männer glänzte durch besondere Vorzüge, Kritolaos am meisten durch die Gewandtheit und Rundung seines rednerischen Ausdruckes [71]). Ganz würdig ist sein Ausspruch, daß, wenn man in die eine Wagschale die geistigen Güter legte, in die andere die körperlichen und äußerlichen, jene sich so tief senken würde, daß sie selbst die Erde und alle Meere mit hinabziehen müsse [72]). Cicero rühmt von ihm, daß er noch im Geiste seiner Schule geblieben sei, während sein Nachfolger Diodoros von Tyros, zuerst, gleich den Stoikern, Schmerzlosigkeit als höchstes Gut aufgestellt habe [73]). Wenn Kritolaos über Physik sprach, so scheint er sich ziemlich genau an Straton angeschlossen zu haben, wenigstens eiferte er sehr gegen den Wahn von einer irgendwann erfolgten Erschaffung der Welt und des Menschengeschlechts, da beide nur als von Ewigkeit her bestehend könnten gedacht werden [74]). Von Diodoros bis auf Andronikos von Rhodos, den eilften Nachfolger des Aristoteles [75]), ist in der Reihenfolge der Häupter des Lykeion eine noch nicht ausgefüllte Lücke von drei Namen; es ist, als hätte sich die Schule selbst im Sande verlaufen, bis Andronikos sie durch sein Zurückgehen auf die reine Quelle der Aristotelischen Werke wieder in frischeren Fluß brachte. Doch gehören, um von den vielen überlieferten Namen der damals immer noch zahlreichen Freunde des Aristoteles nur die bedeutendsten zu nennen, noch Hieronymos von Rhodos und Kratippos von Mytilene dieser Richtung an, jener ein Zeitgenosse des Arkesilaos [76]), dieser ein vertrauter Freund des Cicero und Lehrer seines Sohnes [77]). Beide sind in ihrer Art merkwürdig; jener durch die Wendung, die er schon lange vor Diodor zu den Stoikern hinüber machte, indem er das Freisein vom Schmerze als das höchste Gut setzte [78]), weshalb ihn auch Lykon von Troas angegriffen zu haben scheint [79]), und Cicero zweifelt, ob er ihn wirklich zu den Peripatetikern rechnen solle [80]); Kratippos dagegen macht schon den Übergang zu der folgenden, tieferen Periode der peripatetischen Philosophie, denn er ging, so viel wir wissen, zuerst wieder auf die Aristotelische Unterscheidung der Seele von dem Geiste zurück, und nahm an, daß der menschliche Geist von Außen her als ein Theil des göttlichen Geistes in den Menschen gekommen sei, weshalb er auch die Realität der Mantik aus der zuweilen eintretenden Befreiung des Geistigen im Menschen von den Schranken des Körpers, welchem der niedere Theil der Seele angehöre, ableitete [81]). Überhaupt kamen alle Aristoteliker in der Bekämpfung des stoischen Fatalismus überein, der ihrem natürlichen Sinn am wenigsten zusagen konnte; sie erkannten wol die Möglichkeit der Weissagung in Träumen und begeisterten Seelenzuständen an, aber unbedingt verwarfen sie die mittelbare, an äußere Zeichen sich anknüpfende Prophezeiung, welche die meisten Stoiker, an den Volksglauben sich anlehnend, stehen ließen, und sogar philosophisch zu deduciren suchten [82]). Noch können zwei namhafte, der Zeit nach frühere, der Richtung nach aber verwandte Exoteriker dieser Reihe von Peripatetikern angeschlossen werden, der humane und reich begabte Demetrius von Phaleros, der letzte große Redner und Staatsmann Athens, Zuhörer des Theophrast und ungeachtet seines viel bewegten Lebens ein außerordentlich fruchtbarer Schriftsteller [83]), dessen Beredsamkeit jedoch an Kraft und Gewalt hinter den frühern großen Rednern zurückblieb [84]), und Herakleides von Herakleia in Pontus, daher Ponticus genannt, der sogar noch den Aristoteles selbst gehört haben soll [85]), vorher aber schon bei Speusippos und den Pythagoreern gelernt und den Platon studirt hatte [86]), daher wol mehr als Eklektiker anzusehen ist; er war ein ebenso eitler als gelehrter Mann [87]), ausgezeichnet besonders als Ästhetiker und kritischer Literarhistoriker, wie er denn namentlich über Homer viel geschrieben hat [88]); manche ziehen ihn jedoch des Plagiats

rum fecerat propter Oropi vastationem; ea mulcta fuerat talentum fera quingentum.

71) *Macrob.* l. l. Fuit facundia Carneades violenta et rapida, scita et tereti Critolaus, modesta Diogenes et sobria. 72) Tusc. V, 17. 73) De fin. V, 5. Critolaus imitari antiquos voluit, et quidem est gravitate proximus et redundat oratio; at tamen is quidem (Bremi conjicirt: ne sic quidem) in patriis institutis manet; Diodorus ejus auditor adjungit ad honestatem vacuitatem doloris; hic quoque suus est, de summoque bono dissentiens dici vere Peripateticus non potest. Ac. pr. II, 42. Vacare omni molestia cum honestate Diodorus finem bonorum esse censuit. 74) Philo quod mundus sit incorruptib. p. 943. Über seine Ethik sagt Clemens Alex. (Strom. II. p. 416) er habe *προγονικὴν τελειότητα* (eine solche Vollkommenheit, wie sie auch die frühern Peripatetiker annahmen) gelehrt, also ganz die patria instituta, von denen Cicero spricht. 75) *Brucker*, Hist. crit. phil. I. p. 853. 76) *D. L.* IV, 41. 77) *Cic.* De divin. I, 3. Cratippus, familiaris noster, quem ego parem summis Peripateticis judico. Ad fam. XII, 16. XVI, 21, wo Cicero der Sohn schreibt: Cratippo me scito non ut discipulum, sed ut filium, esse conjunctissimum. 78) De fin. V, 5. Praeterea multos, in his doctum hominem et suavem Hieronymum — summum bonum posuit vacuitatem doloris. Vergl. De fin. II, 3. 79) *D. L.* V, 68. 80) De fin. V, 5. Quem jam cur Peripateticum appellem nescio.

81) *Cic.* De div. I, 32. Cratippus — animos hominum quadam ex parte extrinsecus esse tractos et haustos, ex quo intelligitur, esse extra divinum animum, humanus unde ducatur; humani autem animi eam partem, quae sensum, quae motum, quae appetitum habeat, non esse ab actione corporis sejugatam, quae autem pars animi rationis atque intelligentiae sit particeps, eam tum maxime vigere, quum plurimum absit a corpore. 82) De div. I, 3. Cratippus somniis et furori fidem tribuit, reliqua divinationis genera rejecit; 33. artificiosa divinandi genera, in quo haruspices augures conjectoresque numerantur, improbantur a Peripateticis, a Stoicis defenduntur. 83) *D. L.* V, 80. *Πλήθει βιβλίων καὶ ἀριθμῷ στίχων σχεδὸν ἅπαντας παρελήλακε τοὺς κατ' αὐτὸν Περιπατητικούς.* Sehr schön sagt Cicero über ihn de leg. 3, 6. a Theophrasto institutus mirabiliter doctrinam ex umbraculis eruditorum otioque non modo in solem atque pulverem, sed in ipsum discrimen aciemque produxit. 84) De off. I, 1. Disputator subtilis, orator parum vehemens, dulcis tamen, ut Theophrasti discipulum possis agnoscere; itaque delectabat magis Athenienses quam inflammabat. *D. L.* V, 82. *Χαρακτὴρ φιλόσοφος, εὐτονίᾳ ῥητορικῇ καὶ δυνάμει κεκραμένος.* Vergl. Westermann, Gesch. der griech. Beredsamkeit. §. 74. *Dohrn*, De vita et rebus Dem. Phal. Perip. (Kiel. 1825. 4.) 85) *D. L.* V, 86. 86) Ebendas. De div. I, 23. Doctus vir auditor (schwerlich) et discipulus Platonis fuit. 87) *D. L.* V, 89. 90 erzählt eine Anekdote von seiner Sucht, göttlichen Nimbus um sich zu verbreiten, die ihn auch im Tode nicht verlassen habe; seine Redeweise charakterisirt er: *Ποικίλος καὶ διηρημένος τὴν λέξιν ἐστὶ καὶ ψυχαγωγεῖν ἱκανῶς δυνάμενος.* 88) Vergl. die

oder gar der Fälschung [89]) und schwerlich dürfte er von dem Vorwurf unkritischer Willkür ganz freizusprechen sein [90]). In dem rohen Hinundherschwanken seiner theologischen Ansichten zeigt sich ein principloses Umhertappen zwischen Platon und Aristoteles, die er wahrscheinlich beide nicht verstanden hatte [91]).

Bei den Römern fand die peripatetische Philosophie viel geringern Anklang, als die Lehren der Stoiker und Epikureer; dem entschiedenen Charakter der Römer wollte die Halbheit und Farblosigkeit dieser spätern peripatetischen Schule ebenso wenig zusagen, als der muthlose Skepticismus der neuen Akademie, der nur einen so bedächtigen Mann wie Cicero anziehen konnte; der Stoicismus war schon von Panätios her die Lieblingsphilosophie der Römer und ist es immer geblieben, da er dem starren, alles einem einzigen Principe opfernden Sinne des Volkes wunderbar entsprach. Wie Cicero den Kratippos liebte und von ihm lernte, so hatte des Cicero Gegner, M. Pupius Piso, der Freund des Clodius, den Peripatetiker Staseas gern um sich und ließ sich von ihm in die Lehren der Schule einführen, weshalb er auch bei Cicero als Vertreter und Vertheidiger desselben aufgeführt wird [92]).

Nachdem Andronikos von Rhodos (um 80 v. Chr.) die zerstreuten Werke des Aristoteles gesammelt, zusammengestellt und, wie die des Theophrast nach dem Inhalte geordnet hatte [93]) und dadurch der Begründer der Aristotelischen Kritik und Exegese geworden war, wurde Aristoteles mehre Jahrhunderte hindurch ein Mittelpunkt der gründlichsten Studien an verschiedenen Punkten der griechischen Welt, besonders in Athen und Alexandria. So stark und mächtig floß die neu geöffnete Quelle, daß auch die tiefsten Denker, die seit jener Zeit dem Aristoteles folgten, die Resultate ihres Denkens lieber an die Erklärung seiner Schriften anschlossen, als in eigenen Schriften niederlegten, wodurch freilich die Übersicht über die innere Fortentwickelung dieser Lehre sehr erschwert wird. Gewiß waren die Neuplatoniker den Peripatetikern an Productivität und genialem Aufschwunge der Speculation beiweitem überlegen; sie haben wirklich eine neue Philosophie aus einem neuen Principe geschaffen, während die Aristoteliker grade um so Bedeutenderes leisteten, je mehr sie sich dem Platonismus annäherten. Schon hier können wir die Bemerkung machen, die wir nachher durch das ganze Mittelalter und die neuere Zeit weiter verfolgen können, daß das Studium des Aristoteles den denkenden Geist wol bezwingt, und in sich befestigt, aber auch an bestimmte Formeln fesselt, während das des Platon ihn mit immer neuer, frischer Begeisterung des Weiterstrebens erfüllt und ihn in neue Bahnen der Entwickelung treibt; erst unserer Zeit scheint es vorbehalten zu sein, beide Seiten mit einander in den erwünschten Einklang zu bringen. Die bedeutendsten Überreste jener alten Commentare zu Aristotelischen Schriften sind gesammelt in: Scholia in *Aristot*. collecta a C. *A. Brandis* (Berol. 1836), als vierter Band des Bekker'schen Aristoteles. Zwischen der Interpretationsweise der früheren und späteren Exegeten finden wir den Unterschied, daß die früheren mehr Paraphrasen, die späteren mehr wirkliche, zum Theil sehr weitschichtige und überladene Commentare zum Aristoteles schrieben. Unter den Schülern des Andronikos werden uns Sosigenes von Alexandria, der große Astronom und Gehilfe des Julius Cäsar bei seiner Kalenderreform [94]) und Borthos von Sidon, einer der frühesten Erklärer Aristotelischer Schriften [95]), genannt. Ungewiß ist, ob auch Nikolaos von Damaskos sein Schüler war, der Freund des Augustus und des Herodes, in Leben und Lehre ein echter Aristoteliker, den der Hauch der verderbten Hofluft nicht geknickt hatte, mäßig ohne Ärmlichkeit, sparsam ohne Geiz, bescheiden ohne Selbsterniedrigung, gerecht ohne Starrsinn, gleich ausgezeichnet durch seine historischen Schriften, wie durch seine Erklärungen des Aristoteles, die besonders in Paraphrasen der Metaphysik und in eigenen Schriften über seine Philosophie bestanden; leider sind von denselben nur geringe Fragmente übrig [96]). Ein anderer gleichzeitiger Philosoph, Xenarchos von Seleukia, soll gegen das fünfte Element des Aristoteles geschrieben haben, was vielleicht auf eine Annäherung an den Platonismus hindeutet [97]). Entschiedener aber soll diese Annäherung bei Ammonios von Alexandrien (nicht mit dem viel späteren Ammonios Sakkas, dem Lehrer des Plotinos, zu verwechseln) der zur Zeit des Nero zu Athen lehrte, dem Lehrer des Plutarchos, hervorgetreten sein [98]); das größte seiner Werke

---

Titel seiner Schriften bei Diogenes (V, 87), worunter zu bemerken *λύσεις Ὁμηρικαί, περὶ Ἀρχιλόχου καὶ Ὁμήρου, περὶ τῆς Ὁμήρου καὶ Ἡσιόδου ἡλικίας*.

89) Aristoxenos beschuldigte ihn, er habe unter dem Namen Thespis Tragödien geschrieben, und Chamäleon, er habe ihn bei der Schrift über Homer und Hesiodos geplündert. 90) Öfter wird er für die unglaublichsten Dinge als Gewährsmann angeführt, wie namentlich bei den Fabeln über Empedokles (s. d. Art.) 91) *Cic.* de nat. d. I, 13. Ex Platonis schola Ponticus Heraclides puerilibus fabulis refersit libros, et deum modo mundum, tum mentem divinam esse putat — sensu deum privat et ejus formam mutabilem esse vult — terram et coelum refert in deos. Ganz roh ist auch seine Vorstellung, daß alles aus veränderlichen Körperchen, die aber nicht zusammengehangen hätten, zusammengesetzt sei (*ὄγκοι ἄναρμοι, παθητοί*). *S. E.* hyp. Pyrrh. III, 33. adv. Math. X, 318. 92) *Cic.* de fin. V, 3. 25. de N. D. I, 7. 93) De Orat. I, 22. 23. Nach der alten Fabel hätte er zuerst die von dem Grammatiker Tyrannion hergestellten und oft verschlimmbesserten Aristotelischen Schriften herausgegeben, *Plut.* Sulla. c. 26 (*εἰς μέσον θεῖναι καὶ ἀναγράψαι τοὺς νῦν φερομένους πίνακας*). Genauer *Porphyr.* vita Plotini 140. *Ὁ δὲ Ἀριστοτέλους καὶ Θεοφράστου βιβλία εἰς πραγματείας διεῖλε, τὰς οἰκείας ὑποθέσεις εἰς ταὐτὸ συναγαγών.* Vergl. über ihn Stahr Aristotelia. II. S. 129 fg.

94) *Brucker.* hist. phil. II. p. 468. Über Sosigenes s. *Plin.* H. N. XVIII, 25. 95) *Strab.* XVI. p. 757. Strabo hatte mit ihm zusammen den Aristoteles studirt. 96) *Nicolai Damasc.* fragm. ed. *Orelli* (Leipz. 1804. Suppl. 1811). Er schrieb auch eine Selbstbiographie, wovon noch einige Bruchstücke vorhanden sind. Vielleicht sind aus dieser die Nachrichten geflossen, die Suidas (s. v.) bringt. Seine Aristotelischen Erklärungsschriften werden öfter von Simplicius angeführt, so ein Werk über die Philosophie des Aristoteles bei *Simpl.* de coelo II, 12. 97) Auch Plotinos wollte von der fünften Substanz nichts wissen (Ennead. II, 1, 2. 5, 3). Über Xenarchos, den Lehrer Strabon's, s. *Strab.* XIV. p. 640. 98) Über ihn *Plut.* de *εἶ* Delphis inscripto, woraus hervorgeht, daß er zu Athen unter Nero gelehrt hat. Er ist nicht mit dem

war unstreitig die Bildung eines Schülers wie Plutarch, den zwar sein frommer und milder Sinn mehr zu Platon hinzog, der aber auch in der strengen Aristotelischen Schule viel gelernt hat, wie aus allen seinen philosophischen Schriften hervorgeht, ein Eklektiker im besten Sinne des Wortes. Von Alexander von Ägä, dem Lehrer des Nero [99]), haben wir noch Commentare zu der Metaphysik und der Meteorologie [1]). Nicht mit ihm zu verwechseln ist Alexander von Damaskos, der zur Zeit der Antonine zu Athen lehrte und ebenfalls zum Platonismus neigte [2]). Die reinsten Peripatetiker jener Zeit aber scheinen gewesen zu sein Aspasios, etwas älter als der ebengenannte Alexander von Damaskos [3]), Adrastos aus Aphrodisias in Karien, um 150, ein großer Mathematiker, der auch zusammenhängende Werke über die peripatetische Philosophie verfaßt hat [4]), und endlich der größte unter ihnen, Alexander von Aphrodisias, ein Schüler des Aristokles von Messene [5]); wenigstens hatte Plotinos diese drei vor Allen ausgewählt, um sie als Repräsentanten der Aristotelischen Lehre mit seinen Schülern zu lesen [6]). Alexander lehrte unter Septimius Severus und Caracalla, dem wüthenden Feinde des Aristoteles und seiner Schule [7]), zu Athen; er ist der letzte und bedeutendste in der Reihe der reinen Aristoteliker; nach ihm nahm das bereits von Ammonios eingeleitete Streben nach Vermittelung Platonischer und Aristotelischer Lehre immer mehr überhand. Mit Recht verdient Alexander den Namen des Exegeten [8]), denn überall ist seine Erklärung gründlich und scharfsinnig, dabei kurz und gedrängt im Ausdruck [9]). Aber er blieb nicht bei der Interpretation stehen, er suchte auch in besonderen Schriften, mit Hinblick auf die Stoiker und Platoniker, einige Hauptprobleme der Aristotelischen Philosophie zu lösen [10]). Es waren besonders drei Punkte, in denen er die reine Lehre des Aristoteles theils gegen den Stoicismus herzustellen, theils gegen den Platonismus zu behaupten suchte, die Lehre von der Seele und dem Geiste, von der menschlichen Freiheit, von der göttlichen Vorsehung. Besonders handelt von diesen Dingen seine treffliche Schrift über Schicksal und Freiheit [11]). Da stellte er zuerst gegen die unklaren Vorstellungen der Stoiker von dem Seelenwesen den echten Aristotelischen Begriff wieder her, daß sie die Organe des Körpers beherrschende und zusammenhaltende lebendige Form (εἶδος) sei, nicht ein für sich bestehendes Wesen, und diese den Körper beherrschende Seele war ihm nicht unsterblich, sie verging mit dem Körper [12]); aber ganz anders, als jene früheren materialistischen Peripatetiker, nahm er dann auch die Aristotelische Lehre vom Geiste wieder auf, den er als ein Göttliches, über die Seele Erhabenes, daher Unzerstörbares und Unsterbliches annahm [13]); ja selbst die Seele sah er doch eigentlich, ganz im Geiste des Aristoteles, als das wahrhafte Wesen und die Macht des Körpers an, die des Leibes zur Aufnahme intellectueller Wahrnehmungen gar nicht bedürfe, sondern sich selbst zum Denken genug sei [14]); ohne Zweifel nahm er auch schon, wie später die Neuplatoniker, den Aristoteles ergänzend, eine doppelte Seele an, eine natürliche und eine vom Geiste erleuchtete und durchdrungene [15]). Daraus folgte denn auch die Freiheit des Geistes von dem Zwange der Natur. Bei den Stoikern war die Freiheit immer nur ein praktisches Postulat geblieben, mit ihrer Lehre von der alles fesselnden Naturnothwendigkeit, der *εἱμαρμένη*, war sie unvereinbar; Alexander suchte nun jene fatalistische Lehre zuerst in der Wurzel zu erschüttern, indem er die Realität jenes Begriffes selbst auf dem Gebiete des natürlichen Seins leugnete; denn, sagte er, in der Natur waltet nicht überall und durchweg ein festes Gesetz, neben der Nothwendigkeit treibt hier im Einzelnen auch der Zufall sein Spiel und macht, daß vieles seinem Zwecke nicht entspricht und hinter seiner natürlichen Bestimmung zurückbleibt [16]); dies Zufällige kann nun nicht einmal von den Göttern vorhergesehen werden, oder, wenn sie es vorhersehen, so sehen sie es eben als ein Zufälliges vorher, nicht als ein Nothwendiges [17]); diese Gedanken waren durchaus Aristotelisch [18]). Weiter aber bestritt er, daß das Dasein einer alles Einzelne vorherbestimmenden und beherrschenden Naturnothwendigkeit angenommen, dieselbe irgend einen Einfluß auf die freien Handlungen des Menschen üben könne, und hier ging er zunächst von den unumstößlichen Thatsachen des sittlichen Bewußtseins aus, indem er sagte, der Mensch sei von Natur ein überlegendes Wesen, mit freier Wahl zwischen Entgegengesetztem begabt, und daß

Sohne des Hermias zu verwechseln, von welchem wir noch einen Commentar zu den Kategorien haben.

99) Suidas (s. v.) gibt an, er habe nebst dem Stoiker Chäremon den Nero in der Philosophie unterrichtet.

1) Comm. in meteorol. ed. *Fr. Asulanus* (Ven. 1527. Fol.) in metaph. lat. ed. *Sepulveda* (Rom. 1527. Par. 1536. Ven. 1541. 1561. Fol.). 2) *Brucker*. II. p. 478. 3) Seine Fragmente in den comm. Graecorum in Nicomachea (Helmst. 1662. 4.). 4) *Simpl.* in categ., der auch seines Werkes über die Ordnung der Aristotelischen Bücher gedenkt. 5) Aristokles wird bei Suidas als ein nahmhafter Philosoph, der auch eine Geschichte der Philosophie verfaßt habe, erwähnt. Über Alexander's Schriften s. *Fabr.* bibl. gr. V. p. 650 sq. ed. *Harl.* 6) *Porph.* vita Plotini. 116. 7) *Spart.* Sever. 8. Caracalla 1. Seine Wuth ging soweit, daß er alle Schriften des Aristoteles verbrennen wollte, blos weil er sich in seiner Verrücktheit mit Alexander dem Großen identificirte, den Aristoteles nach dem bekannten albernen Mährchen soll haben vergiften lassen. 8) *Fabr.* l. l. V. p. 652. Seine Erklärungsweise blieb auch für die späteren Interpreten die Norm, selbst für die Araber. Seine Schüler nannten sich Alexandreer. 9) Com. in anal. pr. (Ven. 1489. 1520. 1536. Fol., topica Ven. 1510. elench. soph. Ven. 1520. Fol.). 10) Besonders in den Schriften *περὶ ψυχῆς* und *περὶ εἱμαρμένης καὶ τοῦ ἐφ' ἡμῖν.* Letztere Schrift ist von Hugo Grotius lateinisch übersetzt in philos. sent. de fato et de eo, quod in nostra est potestate. (Amst. 1648. 12.) Herausgegeben von Orelli (Zürch 1824), teutsch von Schultheß (Zürch 1782), die erstere von Vict. Trincavellus (Ven. 1534. Fol.).

11) Sie war dem Severus und dem Caracalla dedicirt. 12) Quaest. nat. (*φυσικῶν ἀποριῶν καὶ λύσεων βιβλία δ'*) II, 8. *Εἶδός τι τοῦ σώματος ὀργανικοῦ, καὶ οὐκ οὐσίαν τινὰ αὐτὴν καθ' αὑτήν.* 13) Comm. in metaph. IX. p. 820. VII. p. 282. u. ö. 14) De anima. p. 138, 6. (*νοῦν*) *μηδὲ τὴν ἀρχὴν ὀργάνῳ τινὶ σωματικῷ προσχρῆσθαι πρὸς τὴν λῆψιν τῶν νοουμένων ἀλλ' ἀρκεῖσθαι αὐτὸν αὐτῷ πρὸς τὸ γνῶναι τὸ νοούμενον.* 15) Vergl. meine melet. Plot. p. 33. 16) De fato 6. 17) De fato 3. 18) Phys. II, 4 – 6.

er es sei, dafür spreche der allverbreitete Glaube [19]); aber auch den Begriff der sittlichen Freiheit selbst, den schon Aristoteles in seiner Ethik so richtig bestimmt hatte, hat er wiedergefunden, und, wie es scheint, sogar erweitert; er erhob sich zu dem Gedanken, daß nicht alles, was eine Ursache habe, diese Ursache außer sich habe, daß es auch eine andere, höhere Causalität gebe, als die natürliche, in welcher Ursache und Wirkung nicht außer und nach einander, sondern in und mit einander seien [20]). Ähnlich, nur noch tiefer, hat auch Plotinos die stoische Lehre und den aus ihr nothwendig folgenden Aberglauben bekämpft [21]); Alexander hätte freilich noch mehr in die dialektische Kraft der Begriffe Freiheit und Nothwendigkeit eindringen müssen, um seine Aufgabe gründlicher zu lösen. Endlich glaubte er nun auch die Realität der göttlichen Vorhersehung gerettet zu haben, die freilich, sowie alle fromme Verehrung der Götter, mit dem Fatalismus schlechthin unvereinbar ist; er suchte hier zugleich den von den Platonikern der Aristotelischen Lehre gemachten Vorwurf zu beseitigen, daß dieselbe, indem sie Gott als den selbst unbewegten Anfang aller Bewegung setze, demselben keine lebendige Thätigkeit einräume und daher, wenn sie von Vorsehung rede, dieselbe nicht als einen nothwendigen göttlichen Act, sondern nur als eine zufällige Folge der ersten, von Gott ausgehenden Bewegung ansehen könne. Dagegen machte Alexander geltend, daß allerdings von Gott, der in allen Dingen nur sich selbst zum Zwecke haben könne, nicht gesagt werden dürfe, er wirke der Menschen wegen, da dies ja eine Abhängigkeit von den Menschen anzeigen würde, daß aber ebenso wenig seine auf Welt und Menschen sich beziehende Wirksamkeit ein blos zufälliger, in seinem Wesen nicht begründeter Erfolg zu nennen sei, denn in dem Begriffe des göttlichen Wesens liege es, immer und überall zu wirken, und so sorge er für die einzelnen Menschen nicht um ihretwillen, sondern um seinetwillen, weil es so sein Wesen sei [22]). Diese Ansicht hatte wenigstens das Verdienst, jener engherzigen, alles auf den Menschen beziehenden teleologischen Ansicht, wie wir sie bei manchen Stoikern finden, mit einer reineren Anschauung entgegenzutreten. So suchte also Alexander jene wichtigen Probleme von dem Verhältniß zwischen Seele und Geist, Freiheit und Nothwendigkeit, göttlicher Ruhe und göttlicher Wirksamkeit, deren Lösung Aristoteles nur angedeutet, Theophrast nicht gefunden hatte, auf eine freilich mehr raisonnirende als streng dialektische Weise zu beantworten. Nach Alexander wurde der Neuplatonismus immer mehr die herrschende Zeitphilosophie, vor welcher sich die rein peripatetische Lehre so wenig als der Stoicismus behaupten konnte, weil sie in der That ein ganz neues, lebensmächtiges Princip gefunden hatte. Darum folgten von nun auch alle Aristoteliker mit mehr oder weniger Entschiedenheit dieser Richtung; der fein gebildete, elegante Rhetor Themistios aus Paphlagonien (um 350), um welchen sich, als er in Constantinopel Philosophie und Rhetorik lehrte, Europäer und Asiaten, Heiden und Christen in großen Scharen versammelten, weshalb selbst Gregor von Nazianz ihn einen König des Worts nennt [23]), paraphrasirte in diesem Sinne mehre der bedeutendsten Aristotelischen Schriften, namentlich die Physik und die psychologischen Werke [24]). Syrianos von Alexandrien, der Lehrer des Proklos, bereitete sich durch seine Interpretation der Aristotelischen Metaphysik [25]) zum Platonismus vor, in welchem er später als ein gefeierter Lehrer glänzte; überhaupt gingen die Platoniker dieser Zeit, schon von Ammonios Sakkas an, alle durch Aristoteles zu Platon [26]). Der letzte bedeutende Peripatetiker ist Simplicius aus Cilicien, der gelehrte und scharfsinnige Interpret des Aristoteles [27]); mit den ihm befreundeten Platonikern floh er vor dem Zorne des Justinianus, der 529 die Philosophenschule zu Athen aufhob, zum Perserkönige Khosru, von wo er 533 in Folge des Friedensschlusses zwischen Byzanz und Persien zurückkehrte [28]). Seine zahlreichen exegetischen Schriften sind für die Geschichte der alten Philosophie ein großer Schatz, da sie die trefflichsten historischen Nachweisungen und Überlieferungen, oft mit den eigenen Worten des Philosophen, enthalten; seine eigenen Gedanken verlieren sich in der ohnehin gebundenen Form der etwas weitschwichtigen Erklärung, die an Gedrungenheit und Präcision hinter Alexander zurücksteht, dagegen eindringender und vielseitiger ist; oft benutzte er das Platonische mit vielem Glücke, um Aristotelische Begriffe zu erläutern, wiewol er auch zuweilen bei dieser Vermischung den eigenthümlichen Gehalt der Worte des Aristoteles verkennt. Seine auch stylistisch vollendetste und gediegenste Schrift ist sein Commentar zu dem Encheiridion des Epiktetos, ein wahres Muster allseitiger und tief eindringender Erklärung, dabei mit den trefflichsten Abhandlungen über religiöse und ethische Gegenstände durchwebt, in denen sich ebenso viel gesunder Blick als wahrhafte Sittlichkeit ausspricht [29]). Als der letzte dieser Interpreten des Aristoteles, im Heidenthum wenigstens, kann Olympiodoros, der Commentator der Meteorologie, angesehen werden, der noch gegen das Ende des sechsten Jahrh. zu Alexandrien eine Aristotelische Schule hatte; er ist weder mit dem viel früheren gleichnamigen Peripatetiker, dem Lehrer des Proklos, noch mit dem bekannten Platoniker, dem Schüler des Damaskios, zu verwechseln [30]). Es ist diesem Artikel fremd, die Einwirkung des Aristoteles auf die Entwickelung der christlichen Philosophie, die zuerst mit Johannes Philoponos und Boethius entschieden

19) De fato 8. 10. 14. 20) De fato 11. 21) Besonders in den vortrefflichen Schriften *περὶ εἱμαρμένης*. Enn. III, 1. *Εἰ ποιεῖ τὰ ἄστρα*, Enn. II, 3. 22) Qu. nat. I, 25. II, 21.

23) *Βασιλεὺς λόγων*, *Gregor. Naz.* Ep. 139. 140. Vergl. über ihn Bernhardy Grundriß der griech. Literatur. S. 444. 24) Seine Schriften bei *Fabr.* VI. p. 790 sq. 25) *Brucker* II. p. 315. 26) So Plotinos, nach dem Vorgange des Ammonios Sakkas, vergl. oben Note 6. Auch Proklos war von Syrianos genau im Aristoteles unterrichtet. *Marini* vita Procli c. 13. 27) *Simpl.* comm. in Arist. categ. (Ven. 1499) in phys. gr. ed. *Asulanus* (Ven. 1526), in libb. de coelo (Ib. 1526), de anima gr. c. comm. Alex. Aphr. in l. Ar. de sensu et sensibili ed. *Asulanus* (Ven. 1527). 28) s. d. Art. Olympiodorus. 29) Abgedruckt in *Schweighaeuser.* monum. Epict. phil. t. 4. Vergl. d. Art. Epiktetos. 30) s. d. Art. Olympiodorus.

hervortrat und das ganze Mittelalter hindurch, wenn auch aus getrübten Quellen, fortdauerte, zu schildern. Das Biographische und Literarische über die einzelnen Philosophen, sowie die detaillirte Darstellung ihrer Lehren, ist unter den betreffenden Artikeln nachzusehen. (*Steinhart.*)

PERIPATIDAE hat Prof. Burmeister in seinem Handbuch der Naturgeschichte (zweite Abtheilung. Zoologie. S. 541. [Berlin 1837]) eine kleine Thierfamilie genannt, welche er neben die Familie Chaetopteridae (Gattung Chaetopterus pergamentaceus *Cuv.*) in die Rothwürmerordnung Annulati Antennati stellt und auf folgende Weise charakterisirt: Mit deutlichem Kopf, woran zwei große Fühler und zwei Kiefer; Leib ziemlich kurz, cylindrisch, mit kurzen Gliedern und dicken Beinen, woran bloße einfache Pfriemenborsten. Gliedfäden, Kiemen und andere Bedeckungen fehlen. Peripatus juliformis, der einzige Repräsentant dieser Gruppe, wird zwei bis drei Zoll lang, und findet sich an der Ostküste von Amerika. Milne-Edwards in der zweiten Ausgabe von Lamarck, histoire naturelle des animaux sans vertèbres. (T. V. p. 575. [Paris 1838]) scheint geneigt zu sein, dieser Familie noch die neu entdeckte Gattung Campontia, welche Johnston in Loudon's Magasine of natural history (VIII. p. 179) bekannt gemacht, anzuhängen. Die Gattung Campontia *Johnst.* (ihr Name wird sehr verschieden geschrieben: Campontia, Compontia, Camportia etc.) hat folgende Kennzeichen: Leib cylindrisch, aus wenigen Gliedern bestehend. Kopf deutlich gesondert, trägt vier Augen, zwei Fühlhörner und zwei hornige Oberkiefer. Es finden sich zwei große, fußähnliche Höcker, die zurückgezogen werden können und mit starken Borsten besetzt sind. Haken zerstreut, an den ersten, nach dem Kopfe folgenden, Ring befestigt. Vorletzter Leibesring oben mit zwei divergirenden Bündeln spitzer Borsten besetzt; letzter Ring zwei große fußförmige Höcker tragend, deren jeder mit einem Hakenkranz besetzt ist. Man kennt nur eine Art: Campontia eruciformis *Johnst.*, welche an den Küsten Englands entdeckt worden ist. Mac Leay behauptet von diesem Thiere (Zool. Journ. III. p. 325), daß es ebenso gut wie die Galba marina *Johnst.* nur eine, der Ordnung Diptera (Mücken oder Zweiflügler) angehörige Insektenlarve sei; jedoch leugnet dies Johnston, weil er es in jeder Jahreszeit an den Wurzeln der Conserven im Seewasser fände. Milne-Edwards, welcher auf der Rhede von Toulon Gelegenheit gehabt hat, die Campontia eruciformis lebendig zu untersuchen, stimmt aber mit Johnston darin überein, daß sie keine Insektenlarve sei, sondern eine eigene Wurmgattung bilde, welche den Übergang zwischen Nereiden und gewissen Weißwürmern vermittele, und mit Peripatus vorläufig als eigene Gruppe zu seinen Annélides mésobranches gerechnet werde. Über das Genus Peripatus haben Wiegmann, Moritz und Blainville noch mehre Untersuchungen veröffentlicht, welche im Artikel Peripatus berücksichtigt werden. Allgemein rechnet man jetzt die ganze Familie zu den Würmern. Vergl. außer den angeführten Artikeln noch Polymeria und Vermes. (*Streubel.*)

PERIPATOS (*Περίπατος*), hieß bei den Griechen jeder Ort, wo man spazieren ging und sich dabei unterhielt; dergleichen Plätze gab es besonders in Verbindung mit den Gymnasien und Ringeschulen; sie waren bald frei, bald verdeckt, und hier dienten besonders die Säulenhallen oder Porticus zu diesem Zwecke. Dann hieß aber auch der Spaziergang selbst so. Die Griechen haben das Spazierengehen theils zur Gesundheit, theils als eine militairische oder athletische Übung getrieben; im letzten Falle war es nicht ein freies, nach jedes Einzelnen Willkür bestimmtes, sondern ein Gehen mit bestimmten Tempos, ein Gehen in Reihe und Glied, und diente also dazu, um zu concentrirten Bewegungen, zu künstlichen Evolutionen geschickt zu machen; diese Übungen wurden entweder des Abends veranstaltet (*δειλινὸς περίπατος*) oder des Morgens. Vergl. *Haase* ad *Xenoph.* R. L. p. 240 sq. (*H.*)

PERIPATUS, auch Peripates und Peripatis geschrieben, ist der Gattungsname eines wirbellosen Thieres, das wegen seiner abweichenden Bildung für die Naturforscher von ebendemselben Interesse ist, wie die Gattung Arctiscon *Schrank.* Es wurde zuerst von Lansdown Guilding in den Urwäldern von St. Vincent (wo er das einzige Exemplar, welches er gesehen hatte, zwischen den von ihm am Fuße des Berges Bonhomme gesammelten Pflanzen betäubt fand) entdeckt, und im Zoolog. Journal. 1826. Vol. II. p. 444 als ein neues, sonderbares Genus aus der Classe der Weichthiere oder Mollusken, das wahrscheinlich zu den Schnecken gehöre und manche Ähnlichkeit mit Onchidium zeige, beschrieben und abgebildet (eine gute Copie dieser Abbildung findet sich in Oken's Isis. Jahrg. 1828. Taf. 2). Vorläufig betrachtete Guilding jedoch dieses Thier als den Typus einer eignen Mollusken-Ordnung, welche er Polypoda nannte. Die vollständige Beschreibung, welche er von der neuen Gattung und Art gab, lautete folgendermaßen: Leib weich, lang, zusammenziehbar, fast drehrund, nach Hinten zu verdünnt, runzelfaltig. Zwei lange, zur Hälfte zurückziehbare, beinahe cylindrische Fühler. Die Mundöffnung longitudinal, befindet sich an der Unterseite und ist in der Ruhe verschlossen; wenn sie geöffnet wird, zeigen sich die warzigen Lippen. Kiefer fehlen. Die Augen sitzen an der Wurzel der Fühler, sind dunkele, körnige Höcker. Schild fehlt. Anus an der Unterseite des Hintertheils. Geschlechtsöffnung (?) deutlich, hinterwärts und unterhalb gelegen. An beiden Seiten 33 Ambulacra (Fußpaare), die abwechselnd paarweise ausgedehnt werden. Krallen vielspaltig. P. juliformis, die einzige Art der Gattung, oben schwarzbraun, auf jedem Ringe gelb gefleckt, unten schwärzlich-rosenfarbig. Der ganze Leib ist mit kleinen spitzigen Warzen besetzt und hat eine schwarze Rückenlinie. Die ganze Körperlänge beträgt drei Zoll, die Breite drei Linien. Das Thier geht oft rückwärts und erschreckt spritzt es eine klebrige Feuchtigkeit aus dem Munde. Bald darauf fanden Victor Audouin und Milne Edwards Gelegenheit, diese merkwürdige Thierform genauer zu untersuchen, worüber sie in den Annales des sciences naturelles (T. XXX. p. 411 [Paris 1833]) Bericht er-

stattet haben. Lacordaire hatte ihnen ein Exemplar, welches er unter faulem, in dem Schlamm versunkenem, Holze, an den Ufern des Approuage im Brackwasser gefunden hatte, geschickt. Nach ihnen gehöre der Peripatus ohne Zweifel zu den Annélides errantes und bilde wahrscheinlich unter diesen den Typus einer besonderen Familie, für welche sie folgende Diagnose geben: Füße hervorstehend, nur mit eigentlichen Borsten besetzt und weder Ranken noch andere weiche Anhänge tragend: Kopf deutlich gesondert und mit sehr entwickelten Antennen versehen; im Munde sind Kiefer vorhanden. In der Gattungsdiagnose geben sie den Körper fast cylindrisch an, an beiden Enden stumpf, in wenige Ringe getheilt, deren jeder wieder in mehre Segmente (wahrscheinlich Querwurzeln) zerfalle. Kopf abgerundet, mit zwei dicken, sehr langen Fühlern, Mund am untern Theile des Kopfes, einen kleinen Rüssel verbergend, der mit sehr entwickelten Kiefern bewehrt ist. Füße kegelförmig. Die bekannte Art zeige etwa dreißig wenig deutliche Ringe, werde zwei bis drei Linien lang; Kopf dick, rund, mit langen, cylindrischen, gegliederten Fühlern, und an seinen Seiten mit zwei Höckern, welche die Augen darzustellen scheinen; ein sehr kurzer Rüssel mit einem, aus kleinen Höckern bestehenden, Kranz und mit zwei großen, hohlen Kiefern bewaffnet, in deren Innerm sich andere befinden, welche jene zu ersetzen bestimmt zu sein scheinen; die Füße sehr dick, kegelförmig, innerhalb derselben kleine Öffnungen, ähnlich denen bei Hipponoe; am Ende der Füße ein kleiner Anhang, aus dessen Mitte zwei bis drei Borsten hervortreten, unterhalb zwei oder drei hervorstehende Querlinien, welche durch Anhäufung von Höckern, von denen die ganze Oberfläche der Haut bedeckt und rauh ist, gebildet zu sein scheinen. Im J. 1836 endlich erhielt das zoologische Museum in Berlin ein, in Columbien in der Umgegend des Valenciasees gefundenes, Exemplar des Peripatus von dem bekannten Reisenden Moritz, welches Wiegmann sehr ausführlich in seinem Archiv für Naturgeschichte (3. Jahrg., 1. Band. S. 194 fg. Taf. IV. Fig. 20. [Berlin 1837]) beschrieb und zugleich die früheren Irrthümer berichtigte: Leib länglich-linear, auf der Rückenseite convex, auf der Bauchseite mit etwa dreißig undeutlichen Gliedern; ganze Länge 1 Zoll 2½ Linien par. M., Breite 2½ Linien. Die Oberseite des Leibes mit dichtstehenden Querrunzeln und dicht mit Warzen besetzt, aus deren Spitze eine kurze dornartige Borste hervorragt. Auf der Mitte des Rückens verläuft eine seichte Längsfurche vom Vorder- zum Hinterende. Der Kopf ist keineswegs so deutlich abgesetzt, wie es Audouin und Milne-Edwards angeben. Die Fühler sind cylindrisch, am Grunde etwas verdickt, an der Spitze stumpf, undeutlich vielgliederig, oder vielmehr geringelt und mit spitzigen, stachelborstigen Höckern besetzt; sie sind dabei weich, und wie es scheint, bedeutender Verlängerung und Verkürzung fähig. Die von Guilding und den französischen Naturforschern für Augen angesprochenen Organe sind keine Gesichtsorgane, sondern körnige Höcker oder vielmehr das rudimentäre erste Fußpaar, das, zur Seite des Mundes stehend, die Stelle der Taster zu vertreten scheint, bedeutend verkürzt werden kann, und dann die Gestalt eines kleinen runden Höckers hat. Dagegen finden sich zwei einfache Augen vor, jederseits eins hinten am Grunde der Fühler, deutlich als runder, converer, glänzend schwarzer Punkt wahrnehmbar. Der Mund ist richtig von Audouin und Edwards beschrieben, minder genau die Füße, deren für jedes Körpersegment ein Paar vorhanden ist, an dem untersuchten Exemplar mit Ausschluß des ersten rudimentären Paares im Ganzen dreißig. Sie sind vollkommener gebildet, als die borstentragenden Fußstummeln der echten Ringelwürmer und ähneln vielmehr den Bewegungsorganen der Insektenlarven, indem sie ungefähr zwischen den membranösen Afterfüßen und den wahren Füßen die Mitte halten; denn sie sind weich und ungegliedert, aber mit einem beweglichen, zweikralligen Klauengliede versehen. Jeder Fuß erscheint als ein fleischiger, stumpf kegelförmiger Fortsatz, dessen Haut durch etwa zehn Querreihen kleiner, spitziger Dornwarzen geringelt ist. Er endigt mit einem kleeblattförmigen Klauengliede, das an der Spitze seines mittleren Lappens die beiden gekrümmten spitzigen Krallen trägt. Unter der Spitze des Fußes zeigen sich vier quer über einander liegende schmale, dicht mit kleinen Warzen — aus deren jeder eine kurze Borste entspringt — besetzte Schwielen, von denen die äußere das meistens aufwärts umgeschlagene Klauenglied trägt. Diese Schwielen hält Wiegmann für Rudimente von Tarsusgliedern. Guilding sowol als auch die französischen Naturforscher haben die Klauen unrichtig angegeben: es finden sich nur zwei einfache, hakenförmige Krallen, die keineswegs Borsten sind und höchstens mit den Hakenborsten der Arenicolen und Tubicolen verglichen werden dürften. Das letzte Fußpaar steht am letzten Körperringe, an dessen hinterem Ende sich der After befindet, während noch eine andere Öffnung, welche vielleicht Geschlechtsöffnung ist, an der Unterseite des vorletzten Segmentes, dicht an dessen Grenze mit dem letzten vorhanden ist. Innen an der Basis eines jeden Fußes findet sich ein kleiner Schlitz mit wulstigen faltigen Lippen, worin sich aber keine Tracheen öffnen; es ist diese Öffnung entweder Absonderungsorgan oder Athmungsorgan, ungefähr wie bei Blutegeln. Da das Guilding'sche Individuum drei Zoll lang war und 33 Fußpaare hatte, das Moritz'sche aber kürzer war und drei Fußpaare weniger hatte, so nimmt wahrscheinlich mit dem Wachsthume auch die Anzahl der Fußpaare zu. Wiegmann zweifelt nicht, daß Peripatus zu den Gliederwürmern gehört und gibt auch zu, daß es den Annélides errantes *Aud. Edw.* am nächsten steht, bemerkt aber noch, daß diese Gattung sich wesentlich durch den Mangel der Cirren und Kiemen, die Lebensweise auf dem Lande und die höhere Entwickelung der Bewegungsorgane mit ihrer konischen, mehr beinähnlichen Gestalt und ihrem beweglichen Klauengliede unterscheide, und als eigene Familie eine aberrante Gruppe der Annélides errantes bilde, welche auf einer anderen Organisationsstufe die die Gattung Arctiscon enthaltende Familie Xenomorpha *Pertz.* wiederhole und die Gliederwürmer mit den Kondylopen und zwar zunächst mit

den Myriopoden verbinde. v. Blainville, welcher sich ebenfalls mit der Gattung Peripatus beschäftigt hat, war Anfangs der Ansicht, daß sie als abweichende Form zu den Myriopoden gezählt werden müsse. Im J. 1838 hat jedoch Paul Gervais in den Annales Françaises et Etrangères d'Anatomie et de Physiologie (T. II. p. 309 et suiv.), nachdem er alles, was früher von Guilding, Gray, Audouin, Milne-Edwards und Wiegmann bekannt gemacht worden war, vorgetragen, noch einen Auszug aus einer bisher ungedruckten Abhandlung von Blainville mitgetheilt, woraus hervorgeht, daß Letzterer für dies eine Genus eine eigene Thierclasse bildet, welche er Malacopodes nennt und zwischen die Myriapodes und Annélides Chétopodes einreiht. Das Individuum, welches er untersucht hat, ist von der juliformis specifisch verschieden; er nennt die neue Art P. brevis. Der Leib ist beinahe spindelförmig, chagrinartig, nur mit 14 Fußpaaren versehen, mit den Antennen 43 Millimeter lang, oben sammetschwarz, unten gelblich weiß, mit weißlichen Füßen. Goudot hat das Thier auf dem Lande unter einem Steine an einem schattigen Orte bei einer Excursion nach dem Tafelberge am Vorgebirge der guten Hoffnung im December 1829 gefunden. Als er es reizte, spritzte es ziemlich weit aus dem Munde eine durchsichtige, farblose und geschmacklose Flüssigkeit, welche sich fast augenblicklich erhärtete und dann dem Federharz (Caoutchouc) ähnlich war: der Leib war nicht wie bei Limax mit Schleim bedeckt ɪc. Diesen Angaben folgt die Anatomie, welche Blainville gemacht hat; da ich jedoch die Annalen nicht besitze und nur nach dem Auszuge von Guérin-Meneville in der Revue Zoologique, par la Société Cuvierienne, année 1838, berichte, so muß ich den anatomischen Theil übergehen. Im fg. J. schrieb endlich Moritz noch einmal an Wiegmann und zwar über die Lebensweise des P. juliformis (abgedruckt in Wiegmann's Archiv für Naturgeschichte; fünfter Jahrgang, erster Band [Berlin 1839]. S. 175), woraus wir Folgendes entnehmen. Zuerst hatte er ein Individuum auf der Insel St. Thomas gefunden, und da es ganz mit weißem Schleim umgeben war, anfänglich, wie Guilding, für ein Weichthier gehalten. Es fiel ihm jedoch auf, daß dieser Schleim nicht, wie bei den Mollusken, den Weg, welchen das Thier genommen hatte, bezeichnete, und fing also bald an, das Thier genauer zu untersuchen. Der zu beiden Seiten gleichsam in Fäden ausgeschossene verdickte Saft, die Extremitäten und die „nicht einziehbaren" Fühler befreiten ihn von seinem augenblicklichen Irrthume, ohne ihm jedoch über die systematische Stellung des Thieres Aufschluß zu geben. Da ihm das erste Exemplar verloren ging, so bemühte er sich ein neues aufzufinden, was jedoch nicht leicht ist, da diese Thiere bei Tage sehr verborgen unter Steinen oder Holzstücken leben und ganz die Farbe eines Erdklümpchens haben. Erst auf dem Festlande, in den Thälern von Aragua, fand er den Peripatus wieder, aber „nie im Wasser, sondern stets nur auf dem Trockenen" unter einer schützenden Decke, wo das Thier regungslos liegt und sich nicht wollte zum Fortschreiten bewegen lassen. In dem Augenblicke, wo man die Schutzdecke aufhebt, pflegt es schon seinen Vertheidigungssaft auszuspritzen, sodaß man gewöhnlich eher diesen Schleim als das Thier selbst zu sehen bekommt. Einmal glückte es ihm, dasselbe vor jenem Act des Schleimschießens zu überraschen, aber schon im nächsten Augenblicke zeigten sich die weißen Schleimfäden, ohne daß er das eigentliche blitzschnelle Hervorstoßen desselben wahrnahm, weil der Saft farblos hervortritt und erst durch Einwirkung der atmosphärischen Luft Zähigkeit und die milchweiße Farbe erhält. Er geht deutlich in vielen Strahlen von den Seiten des Körpers und zum Theil daran hangend bleibend aus, und käme also nicht aus dem Munde! Außerdem schließt Moritz, daß der Peripatus, weil er ihn nicht anders als in Ruhe und im Versteck antraf, ein nächtliches Thier sei, und, da er ihn bei seinen häufigen, spät des Abends angestellten Excursionen niemals beim Ablöschern niedriger Kräuter und Gräser erhalten habe, daß er überhaupt nicht vom Erdreiche emporsteige, woran die Unvollkommenheit seiner Bewegungsorgane zu hindern scheint. (*Streubel.*)

PERIPEA, eine von Aublet (Guj. II. p. 628. t. 253) unter diesem barbarischen Namen aufgestellte Pflanzengattung, welche von Büchnera nicht verschieden ist. Peripea Palustris *Aubl.* (l. c.) hat Persoon (Syn. II. p. 148) mit Büchnera elongata *Swartz* (Fl. Ind. occ. II. p. 1061) vereinigt, nach K. Sprengel (Syst. veg. II. p. 805) bildet sie eine eigene Art, B. palustris *Spr.* (*A. Sprengel.*)

PERIPETASMA (*περιπέτασμα*), griechischer Name für Decken, Teppiche, die man um etwas herum ausbreitet, namentlich für den Theatervorhang, was in Rom auch „Auläum" hieß, seitdem die Pergamenische Erbschaft hierher kam. (*H.*)

PERIPETIE (*Περιπέτεια*), wörtlich Umschlagung, Umfallung, hieß bei den Griechen jede plötzliche Veränderung der Glücksumstände, aber meistens eine schlimme, also Unglücksfall. Ganz besonders aber sprach man in der dramatischen Poesie, namentlich in der Tragödie, von Peripetie; man unterschied hier einfache Fabel und verwickelte: eine Gattung der verwickelten wurde gebildet durch Peripetie; hier ist sie nach Aristoteles' (Poet. c. 11) Erklärung *ἡ εἰς τὸ ἐναντίον τῶν πραττομένων μεταβολή*, ein Umschwung der Begebenheit ins Entgegengesetzte. Aristoteles führt zwei Beispiele an, wovon wir eins zur größern Deutlichkeit wiederholen; im Ödipus wird der, welcher in der Erwartung, den Ödipus von seiner Furcht zu befreien und ihn so zu erheitern, sagt, wer er wäre, die Quelle des größten Jammers für ihn. Vergl. noch 6, 3. 10, 2. Man sprach daher von „theatralischer Peripetie" (*Dionys. H.* de Thuc. p. 819). (*H.*)

PERIPHAS (antis, *Περίφας, αντος*, m.). 1) Einer der Söhne des Ägyptus von den Gorgonen, vermählt mit der Danaide Aktäa, einer Tochter der Piereia (*Apollod.* II, 1, 5. 8).

2) Sohn des Lapithes und der Orsinome, der Tochter des Eurynomos, Bruder des Phorbas. Er heirathete die Astyageia, die Tochter des Hypseus, und zeugte mit

ihr acht Söhne, von denen der älteste Antion war, der Vater des Irion (*Diod.* IV, 69). Beim Stephanus Byzantinus (v. *Λαπίθη*) wird aus Epaphroditos ἐν Ὁμηρικοῖς erzählt, daß die thessalische Stadt Lapithe benannt sei ἀπὸ Λαπίθου τοῦ Περίφαντος. Schwerlich dürfte man berechtigt sein, in diesem Ausdruck eine besondere Genealogie zu finden, welche den Periphas zum Vater des Lapithes macht, vielmehr hat man bei τοῦ Περίφαντος: πατήρ zu suppliren (vergl. *Sturz.* Pherec. III, 121. ed. II.). Auch als Vater der Euryganeia, der Mutter des Eteokles und Polyneikes wird Periphas genannt (Schol. *Eurip.* Phoen. 53), der bei Apollodor (III, 5, 8, 8) Hyperphas heißt (vergl. Müller Orchom. S. 226).

3) Ein Lapithe, welcher im Centaurenkampf den Centaur Pyretus erlegt (*Ovid.* Met. XII, 449).

4) Ein Autochthone in Attika vor Cekrops Zeiten. Durch seine Gerechtigkeit und seine Frömmigkeit gegen Apollo stand er bei den Menschen so in Ansehen, daß sie ihn dem Zeus gleich verehrten, ihm Tempel bauten und Opfer brachten. Darüber erzürnt, wollte Zeus das Haus des Periphas mit dem Blitze zerschmettern, aber auf Bitten des Apollo milderte er die Strafe und verwandelte den Periphas in den Adler, den König der Vögel, und gab ihm das Amt, das Scepter des Zeus zu halten; des Periphas Gemahlin aber, welche wahrscheinlich Phene (φίνις) hieß, verwandelte er in einen Falken (φήνη), mit dem Auftrag, bei allem Vornehmen der Menschen als glückbedeutendes Zeichen zu erscheinen. (*Anton. Lib.* 6. *Ovid.* Met. VII, 399). Quae te, justissima Phini (so emendirte Schrader für das sinnlose Phineu) Teque, senex Penipha, pariter videre volantes.

5) Einer der Söhne des Öneus und der Althäa, welche im Kampfe gegen die Kureten, welchen Meleager erregt hatte, umkamen; die Schwestern beweinten die Brüder, und wurden von der Diana in die Meleagriden verwandelt (*Anton. Lib.* 2).

6) Der Sohn des Ochesios, Enkel des Öneus, der riesengroße (πελώριος), der tapferste der Ätoler, welchen Ares vor Troja tödtet (*Hom.* Il. V, 842. ib. Schol.).

7) Der Herold des Anchises, unter dessen Gestalt Apollo den Äneas zum Kampfe ermuntert (*Hom.* Il. XVII, 323).

8) Ein Grieche (ingens Periphas), welcher an der Erstürmung Iliums Theil nimmt (*Virg.* Aen. II, 476). (*Krahner.*)

PERIPHERIE (*Περιφέρεια*, wörtlich übersetzt circumferentia) wird oft gleichbedeutend mit dem Worte Perimeter (s. d. Art.) gebraucht. Im engeren Sinne versteht man unter Peripherie die einen Kreis begrenzende krumme Linie (vergl. d. Art. Kreis). Auch für bloße Theile des Kreisumrings, die wir jetzt Kreisbögen oder Bögen schlechthin nennen, bedienen sich die alten Geometer des Wortes Peripherie. (*Gartz.*)

PERIPHERIE (in der Natur und in der Kunst) im weitesten Sinne des Wortes ist die Wohnung der Gestalt, dennoch wächst die Gestalt aus dem Innersten hervor, und deshalb sagt Goethe:

„Es ist nichts in der Haut,
Was nicht im Knochen ist;
Vor schlechtem Gebilde Jedem graut,
Das ein Augenschmerz ihm ist."

Die Peripherie ist deshalb der Ausdruck des Inneren. Je vollkommener dieser Ausdruck ist, desto vollkommener ist das Geschöpf. Wir finden diesen Ausdruck am vollkommensten im Menschen. Ein normaler menschlicher Körper kann der Haut beraubt werden, daß die Muskeln offen liegen, und die Umrisse scheinen im Wesentlichen kaum verändert; die Gestalt der Leiche scheint sich vielmehr von Neuem beleben zu wollen. Man kann weiter gehen, und in einer gewissen systematischen Folge die oberflächlichen Muskeln entfernen, und noch ist die Gestalt rein menschlich und selbst schön zu nennen. Selbst das Gerippe zeigt frisch, mit den natürlichen Bändern zusammengehalten eine eigenthümliche Sicherheit. Nicht so bei den Thieren. Bei vielen derselben wird schon durch den Haarwuchs die Eigenthümlichkeit der Peripherie verdunkelt, und nach Entfernung der Haare erblicken wir ein ganz anderes Geschöpf. Bei einigen höheren Thiergestalten ist jedoch die Veränderung nicht so groß, und z. B. das Pferd zeigt nicht allein enthäutet noch die gewohnten Umrisse, sondern verträgt selbst Wegnahme mehrer oberen Muskelschichten, ohne sich wesentlich zu verändern. Nicht so bei minder ausgebildeten Geschöpfen: ein entfiederter Vogel ist kaum wieder zu erkennen; die walfischähnlichen Säugethiere zeigen erst nach Entfernung der Haut und Fettbedeckungen etwas von ihrer Gestalt. Die Sprache nennt solche Formen, sehr weise, nicht ausgebildet, weil die in ihrer Art immer vollkommene Idee nicht mächtig war, ihre Vollkommenheit in den äußeren umkreisigen, peripherischen Theilen auszudrücken. Jeder, der die Kenntniß menschlicher Anatomie besitzt, kann sich gleich von diesem auffallenden negativen Vermögen der Peripherie durch eigene Anschauung überzeugen. Zu den Säugethieren, welche die einzelnen Glieder des Skeletts noch ziemlich conform mit dem Menschen besitzen, gehört der Maulwurf; namentlich sind es die fast monströsen vorderen Extremitäten, welche in ihrer Gliederung diese Conformität zu zeigen vermögen. Es werde ein Maulwurf an der Haut entkleidet; es zeigt sich eine trotz der wohlgesonderten und in ihrer Richtung unzweideutigen Muskelbündel unförmliche, wie von abnorm gewachsenen Knochenhöckern in ihren Tendenzen verwirrte und zum Theil zerstörte Fleischmasse. Nur an den wenigsten Punkten treten Spuren zweckmäßiger Gestaltung unverkennbar hervor. Das Fleisch werde von den Knochen genommen; die Gestalt ist der menschlichen sehr analog, einzig sind die Epiphysen groß, mit langen Muskelansätzen, die Mittelstücke ungewöhnlich verkürzt. Dieser Unterschied ist offenbar ein ganz unwesentlicher, obgleich man fast durch dieselben Modificationen aus der Säule eine Scheibe machen kann. Wir haben also behauptet, daß dasjenige Geschöpf das vollkommenste sei, in dessen Peripherie sich die Idee nach ihrer Autonomie und Harmonie am deutlichsten abgedrückt habe. Eine solche Peripherie ist die vollkommenste und schönste. Das ist für die bildende Kunst von großer Wichtigkeit; wenn schon für die Malerei, noch viel mehr

für die Plastik. Der natürliche Reichthum der Gestalt kann nie erreicht werden, ohne sorgsamste Beachtung der Gesetze peripherischer Bildung. Als Elemente derselben zeigen sich namentlich im Menschen die verschiedenen Kegelschnitte (s. d. Art.). Es gibt deshalb am Körper keine gerade Linie. Wir finden auch an Antiken nie eine solche, nur an einigen neueren Kunstwerken läßt sie sich mit Unrecht am Nasenrücken und der vordern Fläche des Schienbeins bemerken. Die Peripherie erhält ihre reiche Gestalt durch die verschiedentlich über einander gelagerten starreren und beweglicheren, härteren und weicheren Organtheile. Die elastische, turpid passive Haut umgibt das Ganze; die Mitte der Glieder erhebt sich vor Allem mit den unruhigen, gespannten, drängenden Muskeln; die todteren, sehnigen Anfänge sind zum Theil unter dem interstitiären Zellgewebe eingehüllt, zum Theil treten sie mit einer leisen, die Gleichförmigkeit gewisser Flächen günstig brechenden Energie hervor; die Knochenenden zeigen sich (in allen Fällen außer an vorderer Fläche des Unterschenkels) in einer mehr queren, die Muskellage kreuzenden oder unterbrechenden Richtung, und begründen, als durchschauendes Gerüst, die eigentliche Bedeutung des Ganzen, soweit es Haltung und Bewegung angeht. In diesem Verhalten des Knochengerüstes ist auch der große Unterschied, welchen die Peripherie des männlichen Körpers und die des weiblichen zeigen, begründet. Beim Manne ragt der Knochen in seinen Endpunkten an die Oberfläche, und zeigt seine Gestalt als Hebelstange der Bewegungsprocesse; im Weibe wird das Gelenk mehr errathen, als erkannt, das Knochenende zieht sich zurück, und das Skelett hat scheinbar einen mehr passiven Charakter, zeigt sich als Tragendes.

Man hat die Peripherie, sofern sie Gestalt ist, nicht mit Unrecht einer sehr aufmerksamen Betrachtung werth gehalten, und in ihr das gefunden, was man Physiognomie, Signatur, nennt. Sie veranschaulicht das Ganze. Es muß die Peripherie, in sofern sie derjenige Theil (sit venia verbo) des Organismus ist, welcher mit der Außenwelt in nächste Berührung kommt, eine der concreten Lebensidee höchst entsprechende Beschaffenheit haben.

Das muß schon sehr lange erkannt worden sein, weil man sonst keine Darstellungen in Farbe und Form versucht haben würde. Aus ebendemselben Grunde ist die Darstellung in Form gewiß die älteste; denn sie bedarf der wenigsten Abstractionen, um verstanden zu werden.

Die so offen vor den Sinnen liegende Peripherie ist doch nicht allen Augen in ihren sämmtlichen Verhältnissen sichtbar. Nur die gleichsam summarischen Umrisse werden erkannt, die dazwischen mannichfaltig vertheilten Factoren wollen erst gesucht sein.

Wir haben hier zu beachten, wie der Zustand der Peripherie dem Lebenszustande noch ferner analog ist. Unter den niedrigsten Organismen findet sich meist eine ungemeine Veränderlichkeit der Peripherie. Die Hydren (Wasserpolypen) ziehen ihre Fangarme so zusammen, und verkürzen ihren Leib, daß die eigenthümliche Organisation kaum noch zu erkennen ist. Jedermann hat gesehen, wie bedeutend die Schnecken, durch Aus- und Einstülpen ihres Kopfes und der Fühlhörner, ihre Gestalt verändern. In den höheren Thierclassen, Insekten x., nimmt die Fähigkeit, die Peripherie vorübergehend umzugestalten, sehr ab; die Fische endlich können kaum in ihrer eigenthümlichen Erscheinung etwas ändern; bei den Amphibien und den höchsten Thierclassen finden wir wieder eine Zunahme der fraglichen Veränderlichkeit, bis im Menschen ohne große Bewegungen nicht nur das lebhafte Gesicht, sondern auch die ganze Körperoberfläche sich sehr bedeutend verändern kann. Wie im Gesicht diese Veränderung bedeutender ist, so ist sie im Auge am allergrößesten. Aus dem Angeführten kann schon hervorgehen, daß alle künstliche Darstellung der Peripherie nur eine symbolische sein kann, und von der mehr oder minder glücklichen Wahl des Symbols das mehre oder mindere Gelingen des Kunstwerkes abhängt. Am Auffälligsten ist diese symbolische Darstellung in der Malerei, wo wir namentlich landschaftliche Gegenstände, und vor Allem Baumschlag in ganz willkürlichen, dennoch die Vorstellung vollkommen reproducirenden und deshalb befriedigenden Formen auftreten sehen. Doch nirgends, auch nicht in der Plastik, fehlt diese Bilderschrift. Aus ihrer Unentbehrlichkeit und der individuellen Auffassung und Darstellung resultirt das, was man Manier genannt hat. Denn auch die der Peripherie angehörige Farbe kann nur symbolisch wiedergegeben werden, weil wir für die eigenthümliche Farbe und die zufällige Beleuchtung nur einen Ausdruck haben.

Der große Künstler vermag in seinen nur auf das Peripherische berechneten Darstellungen ungemein viel zu leisten. Ein merkwürdiges Beispiel wird hier ganz am Orte stehen. In den Elginschen Marmoren findet sich ein Basrelief, welches, wie die meisten dieser unschätzbaren Antiken, bedeutende Zerstörungen erlitten hat. Die Beschädigungen haben namentlich einen Rindskopf so betroffen, daß die ganze Oberfläche desselben in der Stärke von einigen Linien völlig vertilgt ist. Auf der also ungleichmäßigen, erodirten Fläche gewahren wir zum Erstaunen nicht allein die deutliche Gestalt des Thierkopfes, sondern auch die feineren, ganz charakteristischen, diesen Thieren eigenthümlichen Formen (um die Kiefergegenden). Dasselbe haben wir, wenn auch minder auffallend, Gelegenheit an zahlreichen antiken Überresten zu bemerken. Auf ähnliche Weise weht noch über sehr zerstörten und durch partielle Farbenverluste zerrissenen Gemälden der ursprüngliche Geist.

Diese Facta können auf's Neue auf eine der Peripherie inwohnende Intensität hinweisen, welche nicht unbedingt von dem Innersten abhängen mag, weil sie durch äußere Anregung geschaffen werden kann.

Damit nicht ein Misverständniß möglich werde, als wären wir auf dem Wege, die oben von der Peripherie erhaltene Erklärung aufzugeben, haben wir uns an das Spiegelbild, an die Möglichkeit des Portraitirens, und an die Daguerrotypen zu erinnern. Das Ereigniß liegt in völligem untrennbaren Zusammenhang mit dem Ganzen, während die Kunde ihren eigenen Weg geht.

Wie im Kinde die Peripherie noch von weniger Bedeutung ist, so erblüht sie mit den Jahren, und ergreift immer mehre Elemente zu ihrer Entwicklung, bis sie im Greise theils überladen wird durch Abdrücke fast aller organischen Systeme, theils unempfänglich für die Wirkungen des ferner Liegenden geworden, nur das Oberflächliche zu erkennen gibt und sich gleichsam entzweit, sich selbst zum Gegenstande geworden, ihre eigene Unzulänglichkeit abspiegelt (Hautrunzeln).

Eine andere Bedeutung der Peripherie gewahren wir im Pflanzenreiche. Der Ausdruck ist hier ein vom Besprochenen ganz verschiedener. Entweder sehen wir auf den einfachen cylindrischen oder mannichfach gefurchten und zertheilten Stämmen die Spuren der Anordnung der wenig differenten Saft- und Luftzellen, und an den geeigneten Orten die Anfänge der Knospenbildung, oder wir haben die Organe selbst in ihrer eigenthümlichen Gestalt, z. B. Blätter, vor Augen, oder wir sehen das Peripherische von Innen heraus so bestimmt, daß mehr ein Ausdruck der Kraft, als der Gestalt gegeben wird, so das Zerbersten der Baumrinde bei fortschreitendem Wachsthume. Es kann hier immer nur von der Peripherie des lebenden Körpers die Rede sein, indem das Todte, als überall ohne Beeinträchtigung seines Wesens trennbar, und der sinnlichen Anschauung zugänglich, überall peripherisch ist.

Ein recht angemessenes Sinnbild der Peripherie nach ihrer Bedeutung können wir in der Gestalt des Baumes finden. Man denke sich die Stamm- und Astbildung wie gewöhnlich, die Blätter aber als ein Continuum, das Umkreisige darstellend, und die Astgerüste selbst der Wahrnehmung entziehend. In diesem Falle wird sehr deutlich, wie die Richtung des Lebenswuchses sich unmittelbar in dem Äußeren abdrücken und die Gestalt der Peripherie begründen kann.

Erwägen wir, daß in den Steinen die regelmäßige peripherische Krystallisation durch Anhäufung gleichartiger Gestalten bedingt ist, diese Urintegraltheile aber gewöhnlich anders gestaltet sind, als der resultirende Körper, und vermöge einer eigenthümlichen Anordnung die große Gestalt zu Wege bringen, sodaß gleichgestaltete Theile verschiedengestaltete Ganze erbauen — so finden wir eine neue Aufklärung über das Wesen der Peripherie. Das Innere zeigt nur die Theile.

Was wir vorhin von der Peripherie des Todten gesagt haben, findet in dem Mineralreiche auch seine Anwendung. Es ist der Bruch, welcher gleichsam anatomische Betrachtung in der Mineralogie findet. Auffallend ist derselbe von der natürlichen Oberfläche verschieden, so z. B. daß er in gewissen Eisenerzen sich strahlicht zeigt, während die Oberfläche nierenförmig ist. Zuweilen ist eine solche Verschiedenheit nicht bald zu entdecken, indem die Oberfläche eines Minerals nicht gar deutlich, oder die leichte Theilbarkeit sehr ins Kleine gehend ist. Letzteres z. B. bei manchen Formen Bleiglanz, welche bis ins Kleinste tafelförmig brechen. Die Natur will nirgends die anatomische, todte Peripherie hervortreten lassen, sie zerstört entweder dasjenige, welches eine solche zur Schau trägt, oder verwandelt die misfällige Peripherie wieder in die lebendige. Wunden der Thiere heilen bis zum Fast-unsichtbar-werden, die der Pflanzen verändern sich wenigstens so, daß an den gewöhnlich unvereinbaren Wundlippen (wenn die Verletzung tief eindringend war) die sphärischen Umrisse hervortreten. Auch der Bruch der Steine bleibt nicht unverändert, sondern die umringenden Elemente brechen die unregelmäßigen Gestalten, lassen durch Zerstörung der loseren Theile die ursprünglichen Bildungen sicherer hervortreten (wie man künstlich Ähnliches wenigstens in Farbe darstellt im Moirée métallique) und verhüllen in jedem Falle die abnormen Verletzungen.

Es ist nun auch Aufgabe der Kunst, die lebendige Peripherie darzustellen, und sich von der todten fern zu halten. Nur die Darstellung der durch Kunst neu belebten, gleichsam galvanisirten Peripherie, in Bau und Gewand ist ihr gestattet. Beide letzteren bleiben jedoch immer nur untergeordnet, und dienen der lebendigen Peripherie wie die gefärbte Folie dem durch und durch lichtfarbigen Edelsteine. Vom Gewande namentlich muß doch erinnert werden, daß es an sich gar keine Bedeutung hat, und nur als neue künstliche Peripherie auf die organische Gestalt geheftet, und dieselbe ganz eigenthümlich in sich abspiegelnd und ausdrückend, seine Dignität erwirbt. Deshalb kann man sagen, daß in der Drappirung etwas Raffinirtes ist. Als Hauptaufgabe der Drappirung, des Faltenwurfes, ist es zu betrachten, daß die verborgene Gestalt möglichst deutlich und vollständig durchschimmere, doch aber das Gewand durch seine Eigenthümlichkeit das Unterliegende in seiner Erscheinung modificire. Wir finden diese Aufgabe herrlich gelöst in den antiken bekleideten Frauengestalten, und führen namentlich die Herculanische Matrone und Jungfrau an, anderer zu geschweigen.

Der Malerei scheint es weniger gestattet zu sein, diese Bedeutung der künstlichen Peripherie darzustellen. Sie sieht sich entweder genöthigt, das Gewand durchsichtig oder naß zu machen, und erreicht dann etwas Ähnliches, als die Plastik, oder sie vermag den Pinsel nur oberflächlich zu führen, indem sie dem Gewande alles Körperliche zuwendet. Sie hilft sich damit, daß sie an einigen Stellen die Peripherie des Gewandes zerbricht und die des Organismus beschränkt hervortreten läßt; die Plastik bedarf solcher Hilfsmittel nicht.

Es ist eigenthümlich, daß die bekleidete Gestalt an ihrer objectiven Schönheit einbüßt und reizend wird; es läßt sich aber nicht behaupten, daß bei anatomischer Entkleidung diese reine Schönheit noch zunehme.

Wenn wir die fragliche Erscheinung auf die Bedeutung der Peripherie beziehen, so findet sich, daß die Wirkung des Gewandes, auf der Sichtbarmachung mehrer organischer Schichten (wie wir oben von Muskel, Knochen, Ader ꝛc. sagten) und doch die Weichheit der Umrisse bewahrt, während nach Entfernung der Haut der Reichthum der Peripherie vermindert, die Umrisse aber viel härter gemacht werden. Wir haben aber vor-

her gesehen, daß die Schönheit der Peripherie in ihrem Reichthume und ihrer gleichzeitigen Verhüllung beruht.

Es ist noch ein wichtiger Punkt bei Betrachtung der Peripherie, daß wir es bei Menschen und vollkommneren Thiergestalten eigentlich nur mit den Bewegungsorganen zu thun haben, mit Knochen und Muskeln, welche unter der vermittelnden Haut liegen. In den unvollkommensten Thierleibern sehen wir strahlicht verbreitete Gestalten, ganz parallel der inneren, strahlenförmigen Anordnung der Organe; in den höheren sehen wir einfache, auf beiden Seiten nicht ganz entsprechende Organenbildung, und völlige seitliche (ja physiologisch betrachtet auch anderweitige) Symmetrie des Peripherischen. Der Mensch erfreut sich an dieser Symmetrie und stellt dieselbe anfänglich ganz mechanisch dar (Hermen, Ägyptische Basreliefs), sie soll aber in höherer Beziehung wieder hervortreten (s. d. Art. Symmetrie).

Es ist hier der Ort, des Verhältnisses der Farbe zur Peripherie zu gedenken. Die Farbe verhüllt die Gestalt. Sie wirkt überdies noch etwas, was sich mehr fühlen als aussprechen läßt. Für unsere Sinne ist die menschliche Gestalt dann am schönsten, wenn sie farblos oder wie ein von der Sonne beleuchtetes Weiß erscheint; man hat, als die Kunst blühte, Statuen nicht colorirt. Goethe, den wir bei Kunst und Natur nie vergessen wollen, sagt in Bakis Weissagungen 21:

Blaß erscheinest du mir, und todt dem Auge. Wie rufst Du
Aus der innern Kraft heiliges Leben empor?
„Wär' ich dem Auge vollendet, so könntest Du ruhig genießen,
„Nur der Mangel erhebt über Dich selbst Dich hinweg."

So ergreift die Kunst das Peripherische mit ganzer Seele! das Spiegelbild des Lebendigen belebt sie in der Malerei; die entseelte Gestalt in der Plastik; colorirte Statuen, Wachsfiguren, ganz täuschend perspectivisch behandelte Gemälde sind vielmehr Kunststücke, als Kunstwerke, sie sind die Prosa der Kunst. Die Poësie, der Streit des Idealen mit dem Realen kann die Sinne nicht täuschen; „nur der Mangel erhebt über Dich selbst Dich hinweg." (Dr. *G. O. Piper.*)

PERIPHETES (*Περιφήτης, ου, m.*). 1) Der Sohn des Hephästos und der Antikleia, ein berüchtigter Räuber in der Gegend von Epidaurus. Mit einer ehernen Keule (daher *κορυνήτης*, nicht zu verwechseln mit dem Homerischen Arethos *κορυνήτης* *Sturz.* Pherecyd. p. 192. ed. II.) erschlug er die Reisenden. Auch den Theseus, als dieser von Trözene nach Athen wanderte, fiel er an, wurde aber von ihm überwunden und getödtet. Die Keule führte Theseus nachher als seine gewöhnliche Waffe (*Eurip.* Suppl. v. 714. *Αὐτὸς δ' ὅπλισμα τοὐπιδαύριον λαβὼν Δεινῆς κορύνης διαφέρων ἐσφενδόνα.* *Apollod.* III, 16, 1. *Diod.* IV, 59. *Plut.* Thes. p. 4. *Paus.* II, 1, 4. *Ovid.* Met. VII, 436. Ibis 407). Hygin (fab. 38) nennt ihn einen Sohn des Neptun. Er war schwach auf den Füßen (*πόδας ἀσθενεῖς ἔχων Apollod.*), wie Heyne bemerkt, wahrscheinlich als Sohn des Hephästos. Die Thaten des Theseus ist man von Alters her mit denen des Herakles zusammenzustellen bemüht gewesen. Für die Erzählung von Periphetes findet Böttiger (Vasengem. I, 2. S. 138) im Cacus, den Herakles erlegt, das entsprechende Gegenstück. Sein Name war sprüchwörtlich für Erzräuber in Gebrauch (*Nicetas Choniata* de Man. Comm. p. 195 *Nieb.*).

2) P., König von Mygdonien, welchen Othon im Wettkampfe, als dessen Preis er seine Tochter Pallene von der Nymphe Mendeis ausgesetzt hatte, umbringt (*Conon.* Nar. 10).

3) Sohn des Niktymos und Vorfahr des Psophis, des Gründers der Arkadischen Stadt gleiches Namens (*Paus.* VIII, 24, 1).

4) Ein Mykenäer, der Sohn des Kopreus, des Heroldes, welcher dem Herakles die Befehle des Eurystheus überbrachte. Er war *πατρὸς χείρονος υἱὸς ἀμείνων.* Im Kampfe mit Hektor fiel er über den eignen Schild und ward von seinem Gegner mit der Lanze durchstoßen (*Hom.* Il. XV, 638).

5) Ein Troer, welchen Teukros tödtet (Il. XIV, 515). (*Krahner.*)

PERIPHOSIUS PORTUS, eine von Ptolemäos (IV, 6) genannte südliche Hafenstadt in der Nähe des Vorgebirges Arsinarium, in Gätulien, an der Westküste Libyens (s. *Cellar.* Orb. ant. II. p. 225. Sickler 2. Th. S. 658). (*Krause.*)

Periphragmos *R.* et *P.*, s. Cantua.

PERIPHRASE (*Περίφρασις*), Umschreibung, lateinisch circumlocutio, hieß bei den Rhetoren und Grammatikern die Ausdrucksweise, welche, statt eine Sache mit einem Worte zu bezeichnen und schlecht und gerecht bei ihrem Namen zu nennen, mehre Worte gebraucht, durch deren Verbindung der Ausdruck einen gewissen Schmuck gewinnt, oder nachdrücklicher und ausdrucksvoller wird, oder eine Milderung, eine feine Modification der Bezeichnung erhält, die nicht grade zum Verständnisse nothwendig ist, aber zur Anmuth oder zur Erhabenheit und Würde des Vortrags führt. Dichter und Redner bedienen sich gleichmäßig derselben; dagegen außerhalb der Poesie und Beredsamkeit und denjenigen Literaturgattungen, die sich diesen annähern, würde eine solche Ausdrucksweise ungeeignet und manchmal selbst lächerlich sein. Bekannte Umschreibungen waren bei den Griechen z. B. die Homerischen; statt Alcinous, Telemachus, Herkules sagt nämlich Homer öfters „des Alcinoos heilige Stärke," „des Telemachos heilige Kraft," „die Herakleische Macht" (*ἱερὸν μένος Ἀλκινόοιο, ἱερὰ ἲς Τηλεμάχοιο, βίη Ἡρακλείη*), ebenso die Platonische „des Schicksals Weg gehen" für „sterben." Von Demosthenes führen die Rhetoren in der Regel das Beispiel aus der Midiana an, wo es heißt „er ist durch die Macht des Übermuths und des Zorns von Midias entehrt," statt „er ist durch Midias entehrt." Man sieht an diesen Beispielen, daß die Umschreibung nicht etwas ganz Überflüssiges zu dem Nöthigen hinzu thut, sondern manche feine Nebenbestimmungen und Nebenbegriffe enthält. (Vergl. Longin v. Erhaben. 28. *Alexand.* de fig. X. *Tiber.* de fig. XXXV. Schol. *Aeschyl.* S. c. Theb. 645 und die von *Ernesti* Lexic. Technol. Graec. 262 angeführten Stellen.) (*H.*)

PERIPLANETA (von *περιπλανάομαι*), hat Burmeister in seinem Handbuche der Entomologie (2. Bd.

2. Abth. 1. Hälfte. S. 502) eine Insektengattung genannt, welche der Familie Blattina angehört und aus der alten Gattung Blatta (s. d. Art.) gebildet ist. Periplaneta gehört zu einer besondern Unterabtheilung dieser Familie, welche fünf nahe verwandte Genera enthält, nämlich Blatta, Thyrsocera, Ischnoptera, Nyctibora und Periplaneta. Sie zeichnen sich vor den übrigen durch ihren schlanken Bau, ihre sehr langen Fühlhörner und ihre schlanken Beine mit stachligen Schenkeln aus. Da sämmtliche fünf Gattungen noch nicht bei Bearbeitung der betreffenden Artikel unterschieden waren, so möge hier ihre Charakteristik nachfolgen:

1) Blatta. Leib oberhalb meist ganz flach, zuweilen nach der Mitte zu etwas gewölbt. Kopf unter dem Vorderrücken versteckt. Die Fühlhörner sind so lang als der Leib oder länger, borstenförmig. Die Grube der Nebenaugen fehlt oder ist undeutlich, unterhalb der Fühlergrube. Die Freßwerkzeuge wie gewöhnlich in dieser Familie, nur der Helm an der Spitze mit häutig-blasiger, nach dem Tode zusammengefallener Tastfläche. Vorderrücken sehr breit, am Seitenrande erweitert, hinten grade abgestutzt oder sehr sanft nach Außen gebogen, ohne aufgeworfenen Rand. Die Flügel sind etwas verschieden, aber die vorderen stets lederartig mit hervorstehenden Adern und an der Naht über einander greifend; die untern so lang als die obern, der Länge nach gefaltet, mit sehr schmalem Vorderfelde von etwas derberer Beschaffenheit. Beine schlank und zierlich; die Schenkel zusammengedrückt, allermeist langstachelig, die Stacheln in zwei Reihen. Schienbeine verlängert, langstachelig; Tarsen etwas kürzer als diese, fein, mit [illegible] bemerkbarer Sohle, das erste Glied länger als das zweite und dritte zusammengenommen, das vierte besonders klein, das fünfte länger, mit zwei feinen Krallen und einem Haftlappen versehen. Die Männchen sind schlanker als die Weibchen und haben mehr Hinterleibsringe; das letzte Segment ist jedoch bei beiden Geschlechtern gleich gebildet, flach, nur beim Weibchen merklich breiter, dreiseitig, hinten abgerundet und ohne Griffel beim Männchen; bei beiden Geschlechtern sind aber Raife vorhanden. Burmeister vertheilt die Arten folgendermaßen: I) Oberflügel ohne Bogenlinie am Grunde, nur so lang als der Hinterleib; A) Unterflügel fast verkümmert, viel kürzer als die obern: hierher zwei Arten, die in Europa vorkommen, die eine B. maculata, braunschwarz mit scherbengelben Flügeln, nur drei Linien lang, bei uns in Nadelwäldern. B) Unterflügel so lang als die obern. Hierher eine Art von Westindien. II) Am Grunde der Oberflügel ein deutlicher Bogenstrich: A) Beide Geschlechter mit abgekürzten Vorder- und Hinterflügeln: B. hemiptera, blaß, mit einigen dunkeln Punkten auf den Vorderflügeln, drei Linien lang, bei uns in Nadelwäldern. B) Beim Weibchen reichen Flügeldecken und Flügel nur bis an's Ende des Hinterleibes, beim Männchen darüber hinaus; einzige Art B. lapponica *L.* bei uns gemein im Nadelgehölz, 3½ Linien lang, dunkelbraun. C) Flügel bei beiden Geschlechtern gleich und länger als der Hinterleib, nach Hinten verschmächtigt, zugespitzt. Fast alle hierher gehörigen Arten kommen nur in der heißen Zone, meistens der westlichen Hemisphäre vor, nur eine Art, B. germanica, fünf Linien lang, gelblich, mit zwei schwarzen Punkten auf dem Vorderrücken, findet sich auch in Europa und ist dort gemein.

2) Thyrsocera *Burm.* (von *θύρσος* und *κέρας*). Der vorigen Gattung ähnlich in Körperform, oberhalb ganz flach, doch gestreckter und parallelseitig. Vorderrücken fast kreisförmig, aber der Vorderrand stärker gebogen als der hintere, ohne den Kopf ganz zu bedecken; ohne aufgeworfenen Rand. Fühlhörner so lang als der Leib, borstenförmig, behaart, vor der Mitte etwas verdickt und mit stärkern abstehenden Haaren dicht bedeckt. Die Flügel sind bei beiden Geschlechtern gleich, länger als der Hinterleib, ganz wie bei Blatta II, C. Beine schlank und zierlich, Schenkel zusammengedrückt, unterhalb stachlig, Schienen langstachlig, Füße kürzer als diese. Das letzte Bauchglied bei beiden Geschlechtern gleich gebildet, beim Weibchen breiter, beim Männchen ohne Griffel, mit sehr langen Raifen bei beiden Geschlechtern. Die Arten sind klein und bewohnen die heiße Zone der neuen Welt, nur wenige in Südasien.

3) Ischnoptera *Burm.* (*ἰσχνός, πτερός*), der Gattung Periplaneta nahe verwandt, aber mit langgestrecktem Körper. Vorderrücken sattelförmig, d. h. in der Mitte etwas vertieft, an den Seiten herabgebogen, vorn und hinten etwas erhaben, am Hinterrande ganz abgestutzt. Flügel ein Drittel länger als der Leib, die obern schmal, sonst wie bei Vorigen; die hintern etwas kürzer. Beine sehr schlank, Schenkel dünner, mit zerstreuten kurzen Stacheln. Der letzte Hinterleibsring beim Männchen von gewöhnlicher Größe, flach, vor dem Ende etwas eingedrückt, mit ziemlich bemerkbaren Griffeln, das letzte Hinterleibsegment der Weibchen sehr groß, etwas gewölbt, hinten abgerundet. Arten in Südamerika und Südafrika.

4) Nyctibora *Burm.* (*νύξ, βορά*). Der Leib ist oben flach, dicht mit angedrückten, feinen seidenglänzenden Haaren bekleidet, zumal am Pronotum und den Vorderflügeln. Vorderrücken ziemlich kreisrund, ohne aufgeworfenen Rand, der hintere Umfang fast gerade abgestutzt. Fühlhörner und Kiefertaster sehr lang, an diesen das letzte Glied viel länger und dicker als das vorletzte. Schenkel etwas kurz und dick, stark stachlig. Flügel bei beiden Geschlechtern gleich lang, die obern stark lederartig, mit deutlichen Längsadern und undeutlichen Queradern, weshalb sie wie gefurcht aussehen; hinten breiter als an der Basis, kreisförmig abgerundet. Hinterleib bei beiden Geschlechtern eiförmig, ziemlich breit. Beim Männchen das letzte Segment sehr klein, mit deutlichen großen Griffeln, das Rückensegment noch kleiner, ragt nicht hervor; beim Weibchen groß, dick, aber weder getheilt noch gespalten, ebenso das Rückensegment. Afterraife groß, länglich-spindelförmig. Die Arten in der Tropenzone beider Hemisphären.

5) Periplaneta *Burm.* = Kakerlak *Latr.* (Fam. nat.) Körperstatur der vorigen, aber etwas gestreckter, Pronotum und Oberflügel haarlos. Kopf groß, lang gestreckt, aber vom Vorderrücken bedeckt. Augen auf dem Scheitel genähert; statt der Nebenaugen vertiefte Flecke.

Fühlhörner um ein Drittel länger als der Leib, fein borstenförmig. Freßwerkzeuge wie gewöhnlich; Kiefertaster sehr lang, ihr letztes Glied spindelförmig, so lang als das vorletzte; das Kaustück mit zwei ungleichen, dicht an einander gedrückten Zähnen. Pronotum ziemlich kreisrund, eben, mit herabgebogenen Seiten, ohne aufgeworfenen Rand, am Hinterrande ziemlich gerade abgestutzt. Flügel beim Männchen länger als der Hinterleib, beim Weibchen ebenso lang oder kürzer; die vordern pergamentartig, gestreift, die Unterflügel merklich kürzer als jene, beide mit wenig bemerkbaren Queradern. Beine sehr groß, aber schlank, am längsten unter allen Schaben; die Schenkel zusammengedrückt, stark stachelig, Schienen ebenso; Füße kürzer als die Schienen, das vorletzte Tarsenglied sehr klein, das letzte mit schlanken Krallen und sehr kleinen Haftlappen. Hinterleibspitze der Männchen schmal, das letzte Segment etwas gewölbt, mit sehr langen Griffeln, daneben die ebenfalls langen, schwertförmigen Raife. Beim Weibchen ist der Bauch kürzer und breiter, das letzte Segment stark gekielt, der Kiel abgestutzt und der Länge nach gespalten; daneben ragen die etwas kürzeren Raife hervor. Diese Gattung ist nicht artenreich, aber über die ganze Erde verbreitet, weil sich die Arten vorzugsweise zu herumschweifender Lebensweise neigen, obgleich sie ursprünglich alle der Tropenzone angehören. Zwei derselben finden sich in Europa und sind selbst in den Häusern gemein und eine große Plage geworden; es sind die größten, bei uns vorkommenden, Arten. P. americana rostfarbig, unten blasser, mit rundlichem Vorderrücken, 1½ Zoll lang; stammt aus dem wärmeren Amerika, findet sich aber auch bei uns, besonders in Seestädten und selbst im Binnenlande in großen Zuckersiedereien 2c. P. orientalis dunkel schwärzlich, kastanienbraun, mit rostfarbenen Oberflügeln und Füßen, zehn Linien lang, in Vorderasien einheimisch, doch jetzt auch in Europa gemein und deshalb sehr schädlich. Vergl. Blatta. (*Streubel.*)

PERIPLOCA. Eine zuerst von Dodoens so benannte Pflanzengattung aus der ersten (zweiten) Ordnung der fünften Linné'schen Classe und aus der Gruppe der Periploceen der natürlichen Familie der Asklepiadeen. Char. Der Kelch fünfspaltig; die Corolle tief fünftheilig mit fünf spitzen Hörnern an der Basis der Fetzen; die echten Antheren einfach, mit einem Handgriffe versehen, unter dem Gynostegium (dem Dache des Griffels) in Falten liegend: die Pollenmassen körnig; die falschen Staubfäden abgesondert, an der Spitze bärtig; die beiden zusammengewachsenen Pistille bilden sich zu zwei spindelförmigen, von einander abstehenden, glatten, Balgfrüchten aus, welche zahlreiche mit einem Haarschopfe versehene Samen enthalten. Die neun bekannten Arten sind aufrechte oder kletternde Sträucher, selten Bäume. Nur die erste Art ist in Europa einheimisch. I. Schlingsträucher: 1) P. graeca. *L.* (Schkuhr, Handb. T. 53. Sprengel v. d. Bau u. d. Nat. d. Gew. t. V. fig. 26. Periploca altera *Dodonaeus* Pempt. 408. *Tournefort* inst. p. 93. t. 22), ein hochkletternder Schlingstrauch (daher der Gattungsname: πλοκή Geflechte, περί herum) mit eiförmig-länglichen, unbehaarten Blättern, fast doldentraubigen, gipfelständigen Blüthen und außen gelber, innen rothbrauner, behaarter Blumenkrone; im südlichen Europa und Mittelasien. 2) P. mauritiana *Poiret* (Enc. V. p. 188. P. nigrescens *Afzelius*, Cynanchum mauritianum *Lamarck* enc. II. p. 236. Funis papius *Rumph.* herb. amb. V. t. 10. Kata-pal-valli *Rheede* hort. malab. IX. t. 11), auf den mascarenischen Inseln, in Guinea und Ostindien. 3) P. parviflora *Poir.* (l. c. p. 192) in Ostindien. 4) P. chinensis *Spreng.* (Syst. veg. I. p. 836. Pergularia sinensis *Loureiro* fl. cochinch. ed. *Willdenow* p. 211) im südlichen China. II. Aufrechte Sträucher (die erste Art baumartig): 5) P. cochinchinensis *Loureir.* (l. c. p. 207), in Cochinchina und Bengalen. 6) P. divaricata *Spreng.* (l. c. Pergularia divaricata *Loureir.* l. c. p. 210), im südlichen China. 7) P. angustifolia *Labillardière* (Ic. pl. syr. II. p. 13. t. 7. P. laevigata *Vahl* symb. IV. p. 45. P. rigida *Viviani*) in Syrien, im nördlichen Afrika und auf den benachbarten Inseln. 8) P. punicaefolia *Cavanilles* (l. c. rar. III. t. 217. P. laevigata *Willdenow* sp. pl. II. p. 1249), auf den canarischen Inseln. 9) P. virgata *Poir.* (l. c.), in Ostindien. P. indica *L.* (P. cordata *Poir.*) ist Hemidesmus indicus *R. Br.* P. emetica *Retzius* und P. Secamone *L.* = Secamone emetica *R. Br.* und S. Alpini *Röm. & Schult.* P. esculenta *L.* = Oxystelma esculentum *R. Br.* P. tunicata *Retz* und P. africanum *L.* = Cynanchum pauciflorum und C. pilosum *R. Br.* P. tenuiflora = Microloma lin[illegible]
(*A. Sprengel.*)

PERIPLOMA, hat Schumacher in seinem Versuch eines Systems der Conchyliologie eine von ihm für die Anatina trapezoides *Lam.* aufgestellte Muschelgattung (aus der Familie Myacea, Zunft Crassipedia) genannt, von welcher sich folgender Charakter angeben läßt: Muschel eiförmig, sehr ungleichschalig und ungleichseitig, an der kleinen Hinterseite fast abgestutzt und kaum klaffend. In jeder Schale ist eine schmale, schiefe Schloßleiste, welche mit dem oberen Rande einen tiefen Ausschnitt bildet, in den ein kleines dreieckiges Knochenstück eingeschlossen ist, das an einem Theile des Ligamentes festsitzt. Der vordere Muskeleindruck befindet sich längs des Randes, ist lang und schmal, der hintere sehr klein und rundlich. Es ist außer der oben genannten Art noch keine andere dieser Gattung bekannt geworden. Deshayes hatte sie erst zu Corbula gerechnet und dann, später als Schumacher, ebenfalls zur Gattung erhoben. Blainville dagegen bringt sie zu der von Deshayes für die Mya norwegica *Chemn.* = Amphidesma corbuloides *Lam.* aufgestellten Gattung Osteodesma. Das Thier ist übrigens noch unbekannt; man weiß selbst nicht einmal seinen Fundort. Die Schalen, welche dünn durchscheinend und glatt sind, scheinen in den Sammlungen eben nicht selten zu sein. Vergl. übrigens Encyclopédie pl. 250 fig. 6 a, b, Encyclopédie méthodique, Vers. T. III. p. 739; Periploma inaequivalvis *Schumacher*,

l. c. 115, T. 5. fig. 1 a, b. **Osteodesma trapezoidalis.** *Blainville* l. c. pl. 75. fig. 8. **Periploma trapezoides** *Deshayes* in *Lamarck.* hist. nat. d. anim. s. vert. t. VI. p. 79. nr. 6 et p. 80. 81. (*Streubel.*)

PERIPLUS (*Περίπλους*), Umschiffung, hieß bei den Griechen ein gewisses nautisches Manoeuvre, wenn man die feindliche Flotte umzingelte. Ganz besonders hieß aber so eine Seereise und Beschreibung der auf derselben besuchten Küste; mehre geographische Werke, welche eine Küstenbeschreibung gaben, führten bei den Griechen diesen Titel; einige derselben bezogen sich auf die ganze bewohnte Erde, eine solche hieß *Περίπλους τῆς οἰκουμένης;* die meisten auf die Küsten bestimmter Meere, z. B. des Mittelmeeres, des rothen Meeres (*Περίπλους τῆς ἐρυθρᾶς θαλάσσης*), des Pontus Euxinus, der Maeotis. Dem alten Logographen Charon aus Lampsacus legt Suidas eine Schrift unter dem Titel: *Περίπλους ὁ ἐκτὸς τῶν Ἡρακλείων στηλῶν* bei. Von der Entdeckungsreise, die ein Carthaginenser, Hanno, wie man jetzt gewöhnlich annimmt, etwa 480 v. Chr. um die Westküste Afrika's unternommen und in punischer Sprache beschrieben hat, haben wir eine griechische Übersetzung unter dem Titel: *Ἄννωνος Καρχηδονίων βασιλέως περίπλους τῶν ὑπὲρ τὰς Ἡρακλέους στήλας Λιβυκῶν τῆς γῆς μερῶν.* Von Ktesias hat es nach den Grammatikern einen Periplus von Asien in drei Büchern gegeben. Sehr bedeutend für die Geschichte der Geographie ist der unter dem Namen des Skylax vorhandene und, wie Niebuhr erwiesen hat, in der ersten Hälfte der Regierung Philipp's, etwa Ol. 107, verfaßte Periplus; wir haben hieran eine Beschreibung des ganzen Mittelmeeres mit Einschluß des Pontus Euxinus, der Propontis und Maeotis, und zwar nicht blos der Küsten, sondern auch mancher mehr im Innern gelegenen Länder und der Inseln. Ich schweige von dem durch den marseiller Pytheas etwa zur Zeit Alexander's verfaßten Periplus, von dem Periplus des Phileas u. a., und erinnere nur noch an die auf Befehl Hadrian's von Arrian unternommene und von ihm unter dem Titel: *Περίπλους Πόντου Εὐξείνου* beschriebene Umschiffung; endlich haben wir noch von einem Namenlosen einen, ebenfalls Arrian, aber mit Unrecht, beigelegten Periplus des schwarzen, und von einem andern anonymen Schriftsteller einen Periplus des schwarzen und asow'schen Meeres; die neueste Ausgabe der drei zuletzt genannten Periplen ist eben von S. F. W. Hoffmann (Leipzig 1842) erschienen. Die genaueren Nachweisungen wird man bei Uckert und Forbiger (Handb. der alten Geographie. Leipzig 1842. 1. Bd. S. 59. 93. 113 fg. 148. 151. 442 fg.) finden. (*H.*)

PERIPNEUMONIA (*Περὶ, πνεύμων*), Lungenentzündung. Man hat früher mit Peripneumonia bald die gleichzeitige Entzündung der Lungen und des Brustfells, bald — und das am häufigsten — die Entzündung des Parenchyms der Lungen selbst bezeichnet. Das Erstere wäre etymologisch noch eher zu rechtfertigen, als das Letztere. Da aber Lungen und Brustfell meistens gleichzeitig entzündet sind, sichere Merkmale die Entzündungen beider Organe nicht von einander unterscheiden, und die Bezeichnung Pneumonie für die Entzündung der Lungen selbst vollkommen ausreicht, so ist von den neuesten und besten Schriftstellern der spätern und neuesten Zeit, Schönlein nicht ausgeschlossen, in ebendiesem letzterwähnten Sinne Pneumonie an die Stelle der „Peripneumonia" der Alten gesetzt worden. Wir verweisen daher auf diesen Artikel (s. Pneumonia), und bemerken nur noch, daß die gleichzeitige Entzündung der Lungen und des Brustfells bei den ältern Schriftstellern nicht selten auch den Namen der „Peripleumonia" führt. (*C. L. Klose.*)

PERIPOLION, eine kleine Stadt am Flüßchen Alex in Unteritalien, im Gebiete der Lokrer, welche einst von den hier anlandenden Athenäern weggenommen wurde (*Thuc.* III, 99). (*Krause.*)

PERIPOLOI (*Περίπολοι*), „Herumgehende" hießen in Athen die jungen Leute während ihrer ersten militairischen Dienstzeit, während welcher sie noch nicht außerhalb der Grenzen zu dienen hatten, sondern blos zur Besetzung der Wachposten in der Stadt und auf dem Lande von Attika gebraucht wurden. Ihren Namen hatten sie davon, weil sie die Wachposten des Landes bezogen (*περιπολοῦσι τὴν χώραν καὶ διατρίβουσιν ἐν τοῖς φυλακτηρίοις*); die von ihnen besetzten Posten hießen „Peripolia". Sie standen unter einem eignen Chef, welcher „Peripolarch" (*περιπόλαρχος*) hieß (vergl. *Thuc.* VIII, 92); zu gewissen Zeiten wurde die Ronde gemacht und alle Posten untersucht, ob die Peripoloi auf denselben wachsam wären, wobei Glocken, Schellen (*κώδωνες*) gebraucht wurden. Dieser Dienst dauerte wahrscheinlich in der Regel zwei Jahre, also von vollendetem 17. bis zum zurückgelegten 19. Jahre, so lange hat Äschines gedient und Pollux (VIII, 105) sagt: *δύο ἔτη ἠριθμοῦντο εἰς περιπόλους.* Eine Ausnahme fand vielleicht zu Gunsten der Söhne der im Kriege Gefallenen statt, die nur ein Jahr dienten; von diesen allein spricht Aristoteles im Attischen Staat. Auf diese Weise läßt sich wol der Widerspruch zwischen Äschines (de leg. sua §. 167) und Aristoteles ausgleichen, ein Widerspruch, den Harpokration oder die, aus denen der Grammatiker geschöpft, so zu lösen versucht hat, Äschines habe freiwillig zwei Jahre unter den Peripolois gedient, während ein Jahr die gesetzliche Dienstzeit gewesen wäre. Auf diesen Dienst der Peripoloi folgte der ebenfalls zweijährige Dienst, wo die jungen Leute zwar schon außerhalb der Grenzen Attika's aber auf minder gefährlichen Posten gebraucht wurden; dieser Dienst hieß *ἡ ἐν τοῖς μέρεσι στρατεία;* erst nach beendigtem 21. Lebensjahre begann der volle schwere Dienst (*Harpocr. Suid. Phot.* in *περίπολοι*. *Hesych.* in *κεκωδωνισμένοι* und *κωδωνοφορεῖν*). (*H.*)

PERIPOLTAS (*Περιπόλτας*), ein Wahrsager, welcher den Thessalischen Opheltas nach Böotien führt. Seine Familie bemächtigte sich der Stadt Chäronea, wo es noch zu Lucull's Zeit einen Abkömmling dieses Stammes, Namens Damon Peripoltas, gab (*Plutarch.* Lucull. I. p. 478. E. s. Müller, Orchom. S. 393). (*Krahner.*)

PERIPOT DURAN (פריפוט דוראן), ein jüdischer Grammatiker, der gegen Ende des 14. und zu Anfang des 15. Jahrhunderts lebte. Jener Name ist ohne Zweifel ein abendländischer, welchen er vermuthlich annahm, als er gezwungen ward, zum Christenthume überzutreten;

aber es möchte nicht leicht sein, ihn zu verificiren. Statt der obigen Schreibung, welche die gewöhnliche ist, findet man auch Peripoto Durante, Prophat Duran, Pourpeth, Prophet. Man hat ihn erklärt durch Parfait Duran (letzteres vielleicht der französische Name Durand), durch perpetuo durans (was eine ironische Beziehung auf seine Ausdauer im christlichen Glauben haben sollte) oder sonst wie. Fast häufiger wird er nach dem Titel seiner Grammatik Efodi, Ephodaeus, benannt; aber sein eigentlich jüdischer Name scheint Isaak ben Mose gewesen zu sein. Er stammte aus Aragonien. An seinem gezwungenen Übertritt zum Christenthum haben Manche mit Unrecht gezweifelt. Um wieder ungestört dem jüdischen Glauben anzuhängen, beschloß er gemeinschaftlich mit Bonet (David ben Goren), der gleichfalls gezwungen convertirt hatte, nach Palästina überzusiedeln. Bonet wurde zu Avignon, wo er mit Paulus Burgensis zusammentraf, der ihn für das Christenthum zu stimmen suchte, in seinem Entschlusse wankend und schrieb deshalb an Peripot, der ihm vorangereist war; worauf dieser seine berüchtigte Epistel an Bonet richtete, die oberflächlich angesehen, für das Christenthum zu sein schien, während sie in der That die greulichsten Schmähungen gegen dasselbe enthielt. Die Christen bemerkten dies, die Juden mußten es eingestehen, und die Schrift wurde besonders in Spanien an mehren Orten öffentlich verbrannt. Sie führt den Titel: אל תהי כאבותיך „Sei nicht wie deine Väter waren." Es gibt davon eine einzige äußerst seltene gedruckte Ausgabe ohne Anzeige des Jahrs und des Druckortes. Sie ist nicht zu Sabioneta gedruckt, wie Wolf meinte, sondern zu Constantinopel, wie de Rossi behauptet, der selbst ein Exemplar davon besaß [1]). Handschriftlich findet sie sich auf mehren Bibliotheken. Ähnlichen Inhalts ist das von ihm verfaßte Buch כלמת הגוים, d. i. die Schmach der Heiden (Christen), das man nicht mit andern Werken unter gleichem Titel verwechseln muß [2]). Sehr verdienstlich ist seine hebräische Grammatik Ma'ase Ephod, מעשה אפוד, genannt, die er im J. 1403 schrieb und die ihm den Beinamen Ephodi zuzog. Sie ist handschriftlich in der pariser, der Oppenheimer'schen und der de Rossi'schen Bibliothek vorhanden, und von Burtorf, J. Morinus und de Rossi mehrfach benutzt worden. Santes Pagninus hatte sie ins Lateinische übersetzt, aber diese Arbeit ist nie gedruckt. Peripot polemisirt hin und wieder gegen David Kimchi, was eine besondere Schutzschrift für Letztern von Elisa ben Abraham unter dem Titel: מגן דוד „Schild David's" veranlaßt hat. Ein anderes Werk des Peripot, חשב אפוד betitelt, ist astronomischen Inhalts (nicht geometrischen, wie Wolf sagt); er schrieb es im J. 1395. Sonst verfaßte er einen Commentar über den More nebuchim des Maimonides, welcher bisweilen mit diesem Buche zugleich abgedruckt ist, z. B. in der venediger Ausgabe, ein Trauergedicht und einige andere kleine Piecen, die noch nicht gedruckt sind. Man s. *Wolfii* Biblioth. hebr. T. I. p. 992 sq. T. III. p. 950 sq. *de Rossi* dizionario stor. degli autori Ebrei. Vol. II. p. 89. Vergl. auch *Luzzatto*, Prolegomeni ad una gramm. ragion. della l. ebr. (Padova 1836) p. 32. (*E. Rödiger.*)

1) *De Rossi*, Annali ebreo-tipogr. di Sabioneta. p. 17. Bibliot. giudaica anticrist. p. 88. 2) *Id.* Bibl. anticrist. p. 90.

Periptera, s. Säulenstellung.

PERIRRHANTERION, Gefäß mit Weihwasser, aus dem man sich damit besprengte; war bei den Griechen oft von edlem Metall, stand vor den Tempeln, in Athen auch rings herum um den Markt; innerhalb der letztern durfte kein Unreiner eintreten. (*H.*)

PERIRRHEUSA, eine von den vielen kleinen Inseln im Ägäischen Meere, welche, an sich bedeutungslos, allein von Plinius (N. H. V, 38) aufgezählt werden. (*Krause.*)

PERIRRHEXIS nannten die ältern Chirurgen das gänzliche Abbrechen eines Knochens. (*J. Rosenbaum.*)

Peris, s. Ahriman, Ormuzd, Parsen, Zend, Zend-Avesta und Zendlehre.

PERISIN, PERISINUS, auch PERRISIM (Jacques), ein älterer französischer Künstler, der sich sowol mit Radirung als mit Holzschnitt beschäftigte und gegen 1530 geboren war. Es ist wenig über ihn bekannt; wir kennen ihn nur nach der von ihm und dem mit ihm verbundenen Künstler, Namens Tortonel, bearbeiteten Folge von 38 Blättern, welche die Gräuelscenen des unter Heinrich II. erfolgten Bürger- und des später ausgebrochenen Hugenottenkriegs darstellen, und von den Jahren 1567 bis 1574 datirt sind.

Der von Perisin gearbeiteten und radirten Blätter jener Geschichtsscenen sind 25, wovon aber wieder 5 von Tortonel radirt wurden; außerdem schließen sich an jene Folge 13 Blatt Holzschnitte, alle von sehr starkem und schwerfälligem Schnitt. Mehre der historischen Scenen, besonders die in Holz, haben ziemlich große Figuren, weniger die Radirungen, obgleich einige, z. B. das erste Blatt nach dem Titel ziemlich große Figuren enthält. Einige dieser Blätter sind bezeichnet: I. C. Peresin fecit; das Titelblatt, mit Figuren und Verzierungen im Charakter der Schule von Fontainebleau umgeben, ist bezeichnet: Peresinus fecit, einige Blätter haben das Monogramm .

Merkwürdig bleibt, daß, während die Arbeit von französischen Künstlern stammt und auch die Scenen aus der französischen Geschichte genommen sind, doch Titel und Beschreibung teutsch gedruckt sind. Der Titel lautet: Mancher layen-gedenken historien v. Krieg mord und aufrur welche sich verflossen nechsten jaren in Frankreich zugetragen. Alle Blätter in s. gr. quer Folio-Format. (*Frenzel.*)

PERISKIOI (*Περίσκιοι*). Über die von Posidonius stammende Eintheilung der Zonen in Periskioi, Amphiskioi und Askioi s. Posidonius. (*H.*)

Periskythismos (*Περισκυθισμός*, s. Skalpiren.

Perispermium, s. Frucht.

PERISPHAERIA, gehört nach Burmeister, Handbuch der Entomologie, 2. Bd. 2. Abth. S. 483 zu der

zweiten großen Abtheilung der Blattina (vergl. Periplaneta), welche dadurch ausgezeichnet ist, daß die Männchen vollkommene Flügel besitzen, während die Weibchen derselben und oft auch der Flügeldecken ganz entbehren. Die Gattung Perisphaeria unterscheidet sich von dem, auch in diese Abtheilung der Schabenfamilie gerechneten, Genus Heterogamia zunächst wesentlich dadurch, daß sie zwischen den Krallen Haftlappen hat. Außerdem wird noch Folgendes bemerkt: der Vorderrücken ist halbkreisförmig mit geradem oder sanft ausgebogenem Hinterrande; der Seitenrand flach, oft nach Unten stark verdickt, kappenförmig, scharfkantig, nicht selten mit einer feinen, nach Oben aufgeworfenen Randleiste. Die Fühler der Männchen sind ziemlich so lang, als der Leib, die der Weibchen dagegen sehr kurz, kaum von halber Leibeslänge. Die Mundtheile sind ohne Auszeichnung, nur die beiden letzten Glieder der Kiefertaster sind etwas dicker als gewöhnlich; das Kaustück ist kurz, gedrungen, mit starkem, in zwei ungleiche, kurze Zähne gespaltenen Endhaken, dessen oberer Zahn der kürzere ist. Bei den Weibchen finden sich in der Regel gar keine Flügelspuren, bisweilen jedoch zeigt das Mittelbruststück einen freien flügelartigen Lappen; der Hinterleib ist allermeist gleich breit, zuweilen nach Hinten breiter; die Afterraife sind sehr kurz, kaum hervorragend; die Füße sind sehr plump, die Schenkel stets stachellos, doch ziemlich breit, die Schienen vierkantig, ziemlich stachelig, besonders die des vorderen Fußpaares; die Tarsen sind kürzer als die Unterschenkel, bald plump und dann das erste Glied kürzer als die zwei folgenden, jedes mit breiter Sohle, bald fein und zierlich, und dann das erste Glied etwas länger als die beiden folgenden. Bei den Männchen dagegen sind die stets vollkommnen Oberflügel lederartig, länger als der Leib, mit zahlreichen, unregelmäßig netzförmigen Adern, von denen auch die Queradern recht merklich hervorragen, am Grunde mit recht deutlicher Bogenlinie; die Hinterflügel sind ebenfalls völlig ausgebildet und zwar kürzer als die vorderen, aber breiter; die Beine sind viel zierlicher als die der Weibchen und das erste Tarsenglied etwas länger; die Schenkel bei einigen mit zerstreuten Stacheln; die Afterraife cylindrisch, recht merklich hervorragend; die kurzen Griffel am letzten Bauchringe entweder sehr klein, oder gar nicht vorhanden. Die zahlreichen Arten finden sich vorzugsweise in Afrika, einige auch in Bengalen und Java; der neuen Welt aber scheint diese Gattung zu fehlen. Serville glaubt, daß sich diese Thiere zusammenkugeln können. Sie leben unter Steinen. Prof. Burmeister theilt dieses Genus in folgende vier Untergattungen:

1) **Perisphaeria** *Serv.* Füße kurz und dick, das erste Glied kaum länger als das zweite. Die Männchen haben keine Aftergriffel. Sämmtliche Arten — Burmeister zählt deren fünf auf — finden sich am Cap, die eine jedoch hat sich auch in Italien gefunden; dies ist die P. stylifera *Burm.* = Blatta etrusca *Rossi.* bräunlich schwarz, glänzend mit zurückgebogenem Rande des Vorderrückens, rothbräunlichen Füßen und gelben Afterraifen.

2) **Deropeltis** *Burm.* Vorderrücken mit scharfem, nach Unten nicht verdicktem Rande, gewöhnlich mit feiner, nach Oben aufgeworfener Randleiste; am letzten Bauchsegmente finden sich bei den schlank gebauten und wie die Weibchen haarlosen Männchen sehr kleine Griffel vor. Die Füße sind zierlicher und schlanker als bei den vorigen, und das erste Tarsenglied ist länger als die beiden folgenden zusammen. Burmeister beschreibt zwei Arten vom Cap.

3) **Blepharodĕra** *Burm.* Wie vorige; doch sind die Männchen ohne Aftergriffel, mit breitem, zottig behaartem Leibe und mehr zusammengedrückten breiteren Schenkeln. Die Weibchen sind oben glatt, aber am Rande haarig gewimpert. Eine Art vom Cap.

4) **Derocalymma** *Burm.* Die Füße zierlich, schlank, das erste Tarsenglied länger als die beiden folgenden zusammen. Der Vorderrücken mit scharfem Rande, welcher nach Unten wulstig verdickt ist, und nur für den Kopf eine Kappe frei läßt. Männchen ohne Griffel am letzten Bauchsegmente. Fünf Species vom Cap, eine aus Java.

Die Gattung Heterogamia, welche der vorigen so nahe steht, aber keine Haftlappen zwischen den Krallen hat, zeichnet sich durch folgende Merkmale aus. Männchen und Weibchen sind höchst verschieden, stimmen jedoch noch darin überein, daß die ganze Unterfläche des Leibes stark behaart ist, die zwei Zähne am Ende des Kaustückes der Unterkiefer sperrig aus einander stehen und das letzte etwas beilförmige Kiefertasterglied kürzer als das vorletzte ist. Die Weibchen differiren in den andern Stücken nicht allein von den Männchen, sondern auch unter sich; dagegen haben die Männchen quer elliptischen, behaarten, am Rande stark gewimperten, den Kopf völlig bedeckenden Vorderrücken ohne aufgeworfenen Rand, kürzere Fühler als der Leib, mit zwei großen gelben Nebenaugen davor, am letzten Bauchsegmente ganz kurze Griffel und perlschnurförmige Afterraifen, lange dünne Füße, stachellose Oberschenkel, sehr kurze und wie die übrigen mit langen, starken dicht gedrängten Stacheln bewaffnete Unterschenkel, und sehr stark entwickelte, aber zart gebaute, Flügel, mit starken, rippigen Längsadern, aber sehr schwachen Queradern. Die Arten sind strenge Nachtthiere, deren Männchen nach dem Lichte fliegen, daher in die Wohnungen kommen und viel häufiger gefangen werden, als die unter Steinen lebenden Weibchen. Sie sind über sehr große Erdstrecken ausgedehnt, und werden in zwei sehr natürliche und schön geograpisch begrenzte Untergattungen vertheilt:

1) **Heterogamia** *Burm.* Die Arten finden sich nur auf der östlichen Hemisphäre. Ihre Weibchen haben gar keine Spur von Flügeln, einen fast kreisrunden, hochgewölbten, unten ausgehöhlten Leib, mit unbehaartem Rücken, aber stark gewimpertem Rande, am Kopfe statt der Nebenaugen bloße Hautflecke, die Beine denen der Männchen ähnlich, aber stärker, und sehr kurzen, oben achtringigen Hinterleib, dessen letztes Bauchsegment sehr breit und mit stumpfem mittleren gewölbten Lappen versehen ist, neben dem die kurzen Afterraife hervorragen, aber von dem Rückensegmente bedeckt werden. Prof.

Burmeister beschreibt zwei Arten aus Afrika, deren eine, H. aegyptiaca, jedoch auch in Südeuropa und Vorderasien vorkommt. Sie wird sieben Linien bis einen Zoll lang, ist schwarz mit weißem Vorderrande des Vorderrückens und mit reihenweise gestellten Stacheln an der inneren Seite der Schienen.

2) Homoeogamia *Burm.* Diese Untergattung enthält eine Art von der westlichen Hemisphäre, ausgezeichnet durch elliptischen, weniger gewölbten und mit Ausnahme des filzig behaarten Vorderrückens, oberhalb ganz von den ebenfalls filzig behaarten, lederartigen Oberflügeln bedeckten Leib. Die Flügeldecken reichen aber nur bis an das Ende des Hinterleibes und die Unterflügel kaum bis an die Mitte desselben. Vor den Fühlern befinden sich nur kleine Nebenaugen. H. mexicana aus Mexico ist die einzige bekannte Art. (*Streubel.*)

PERISPOMENON (*Περισπώμενον*) nennen die griechischen Grammatiker dasjenige Wort, welches den gedehnten Accent oder Circumflex (*τὴν περισπωμένην* sc. *προςῳδίαν*) auf der letzten Sylbe hat. (*H.*)

PERISPORIUM. Eine von Fries aufgestellte Gewächsgattung aus der letzten Ordnung der 24. Linné'schen Classe und aus der Untergruppe der Perisporiacei der Gruppe der Bauchpilze der natürlichen Familie der Pilze. Char. Sehr kleine punktförmige, kugelige Pilze; das Sporidienbehältniß ist meist fleischig, nackt, zuletzt an der Spitze sich öffnend, mit gallertartigem Marke und darin zerstreut liegenden Keimkörnern gefüllt (daher der Gattungsname *σπορά* Same, *περί* umher). Die 16 bekannten Arten kommen theils auf Blättern, theils auf Stengeln verschiedener Gewächse vor. Zu jenen gehört P. betulinum *Fr.* (Syst. myc. III. p. 249. Peziza betulina *Albertini* et *Schweiniz* consp. p. 339. t. 12 fig. 5) auf trockenem Laube der gemeinen Birke, auf sonnigem Torfboden im ersten Frühlinge. Zu diesen: P. Tragopogi *Fr.* (l. c. p. 250. Sclerotium Tragopogi *Alb.* et *Schw.* l. c. p. 77), auf den Stengeln des Wiesenbocksbartes im Herbste. (*A. Sprengel.*)

PERISTALTICUS (*περὶ, στέλλω*), scil. motus, die sogenannte wurmförmige Bewegung, welche in allen Theilen des Darmkanales von der Speiseröhre bis zum Mastdarme stattfindet, und welcher man, in sofern sie den Magen insbesondere angeht, den Namen Peristole beigelegt hat. Diese Bewegung beruht auf der wechselseitigen Wirkung der langen und der keilförmigen Muskelfasern des Darmkanales, und hat zum Zweck, Alles, was von Außen in den Darmkanal gelangt, oder in demselben sich bildet (Nahrungsmittel und verschlungene unverdauliche Stoffe, Chymus, verschiedene Luftarten, Chylus ꝛc.) von den obern Theilen dieses Kanales nach den untern zu befördern. Es geschieht dies, indem zuerst jene langen Fasern sich verkürzen, wodurch der Durchmesser der Stelle des Kanales, an welcher diese Verkürzung erfolgt, verlängert, der Kanal mithin erweitert wird, hierauf aber die kreisförmigen Fasern sich zusammenziehen, und durch diese Zusammenziehung der zu befördernde Körper in den erweiterten Raum hineingetrieben wird, welcher Wechsel der Wirkung jener doppelten Schicht von Muskelfasern von einer Stelle des Darmkanales zur andern in der obenangegebenen Richtung vorschreitet. Daß es sich mit der wurmförmigen Bewegung des Darmkanales in der That so verhalte, berechtigt uns der Bau und die Verrichtungen des gesunden, wie des kranken Darmkanals beinahe mit Zuverlässigkeit anzunehmen, obwol eingeräumt werden muß, daß zuverlässige unmittelbare Beobachtungen dies bis jetzt noch nicht erwiesen haben, indem man vielmehr bei Öffnung lebendiger Thiere, bald nachdem dieselben gefüttert worden waren, jene Zusammenziehungen der Muskelfasern keineswegs mit der bezeichneten Regelmäßigkeit, sondern bald an dieser, bald einer andern, von jener entfernten, Stelle und ebenso bald in der angegebenen Richtung von Oben nach Unten, bald aber auch in der entgegengesetzten vor sich gehen sah. Es darf indessen nicht übersehen werden, daß dergleichen Vivisectionen nur ein sehr unsicheres Ergebniß liefern können, indem wir außer Stande sind, den Einfluß zu berechnen, welchen dabei die durch uns herbeigeführte veränderte Lage der Theile, der Schmerz des Thieres, der Blutverlust desselben u. dgl. m. auf die wurmförmige Bewegung ausüben mögen. Einigermaßen zuverlässiger scheint zu sein, was uns die unmittelbare Beobachtung bei manchen Fisteln des Magens und der Därme in Betreff des fraglichen Gegenstandes lehrt, aber die Verrichtungen der von uns beobachteten Organe sind auch in diesem Falle gestörte, eben durch die vorhandene Krankheit. Von der wurmförmigen Bewegung des Mastdarms insbesondere in der angegebenen Richtung überzeugt den Wundarzt das Gefühl bei manchen chirurgischen Operationen, welche das Einführen eines Fingers in den Mastdarm nothwendig machen, aber daß es einem Schlusse von dem Verhalten des Mastdarms auf das der übrigen Därme an Zuverlässigkeit ermangeln würde, kann nicht in Abrede gestellt werden. Was die zahlreichen Einflüsse betrifft, welche als äußere Bedingung jener wurmförmigen Bewegung wirksam werden können, und dieselbe bald schneller, bald langsamer vor sich gehen lassen, obwol sie nicht immer auf die Muskelfasern des Darmkanales selbst, sondern oft nur auf die Schleimhaut desselben, und häufig consensuell wirken: so gehören dahin die Nahrungsmitttel, die Galle, die im Darmkanale enthaltene Luft, die abführenden Mittel, auf welchem Wege sie auch in den Körper gelangen, Gifte, krankhafte Zustände des Darmkanals und der Unterleibseingeweide überhaupt, wie sie bei Durchfällen, Ruhr, Entzündung und Verstopfung eines Theiles des Darmkanales ꝛc. stattfinden, Affectionen des Gehirns und Rückenmarkes, daher auch Gemüthsbewegungen, Affectionen des Hautorganes ꝛc. Wie diese Einflüsse häufig eine Beschleunigung der wurmförmigen Bewegung bewirken: so sehen wir dagegen nach denselben in andern Fällen, wie nach der Einwirkung des Mohnsaftes und seiner Zubereitungen, bei der Bleivergiftung, bei Verstopfungen der Leber, manchen langwierigen Magenentzündungen ꝛc., die wurmförmige Bewegung verzögert oder ganz aufgehoben wird. Auch ist sie bei dieser großen Abhängigkeit von den mannichfaltigsten Einflüssen keineswegs in den einzelnen Thei-

len des Darmkanales, in Bezug auf die Kraft, mit welcher sie von Statten geht, dieselbe. Innerhalb der Grenzen der Speiseröhre ist diese Kraft die stärkste, zumal an der obern Magenöffnung, ungleich schwächer im Magen. In den dünnen Därmen erlangt die wurmförmige Bewegung zwar nicht jene Kraft wieder, die sie in der Speiseröhre zeigte, geht aber mit größerer Stärke, als im Magen, und zugleich mit geringerer Regelmäßigkeit und Schnelligkeit, als im ganzen obern Theil des Speisekanales von Statten. Noch kräftiger, obwol langsamer, als die der dünnen Därme, ist die wurmförmige Bewegung der dicken, was sich aus der größern Stärke, sowol ihrer langen, als ihrer kreisförmigen Muskelfasern erklärt und den augenscheinlichen Nutzen gewährt, daß der Darminhalt, obwol bereits zu einer beträchtlichen Festigkeit gelangt und, den Gesetzen der Schwere entgegen, aus dem Blinddarm in das aufsteigende Colon tretend, nichtsdestoweniger weiter befördert wird; indessen ist die wurmförmige Bewegung des Mastdarms noch stärker, als die des Blinddarms und Grimmdarmes. Das eigene Gewicht des Darminhaltes unterstützt wol seine Beförderung aus den obern Theilen nach den untern, darf aber bei diesem ganzen Vorgange bedeutend nicht in Anschlag gebracht werden.

Die wurmförmige Bewegung geht während des ganzen gesunden Lebens gänzlich unabhängig vom Willen des Menschen und selbst ohne sein Wissen, durch keine Art von Empfindung sich bemerkbar machend, vor sich. Im kranken Zustande sehen wir dagegen dieselbe Bewegung nicht blos, wie bereits erwähnt, bald beschleunigt, bald verzögert oder ganz aufgehoben, sondern nicht selten auch in ihrer Wirkungsweise dergestalt rückgängig gemacht, daß man sie unter diesen Umständen mit dem Namen der antiperistaltischen Bewegung des Darmkanales (motus antiperistalticus) bezeichnen zu dürfen geglaubt hat, ein Name, welchen Manche mit dem der retroperistaltischen Bewegung vertauscht haben. Auch ist in der That die erstere Benennung in sofern unrichtig, als die antiperistaltische Bewegung (denn diesen Namen sichert ihr der lange und allgemeine Sprachgebrauch der Ärzte) nichts anderes ist als eine peristaltische, und nur das Eigenthümliche hat, daß bei derselben die untern kreisförmigen Muskelfasern früher in Thätigkeit treten, als die obern, wodurch der Darminhalt eine der gewöhnlichen Richtung entgegengesetzte von Unten nach Oben erhält. In der Mehrzahl der Fälle erstreckt sich diese antiperistaltische Bewegung nur vom Magen bis zum Schlunde, und bewirkt, unterstützt durch die Bauchmuskeln, das Erbrechen des Mageninhalts, sie nimmt aber auch unter manchen Umständen, namentlich bei Einklemmung eines Bruches, ihren Anfang schon bei den dicken Därmen und wird alsdann die Ursache der heftigsten Krankheitszufälle, insbesondere eines anhaltenden, selbst Darmkoth entleerenden, Erbrechens. Bei manchen Arten der krampfhaften Colik und vornehmlich bei der Brechruhr befindet sich endlich zu gleicher Zeit ein Theil des Darmkanales, nämlich die dicken Därme, in sehr beschleunigter wurmförmiger Bewegung, während der Inhalt der dünnen Därme durch eine antiperistaltische Bewegung nach dem Magen gedrängt wird. Daß aber einer solchen Bewegung nicht auch das Zurücktreten der Nahrungsmittel aus dem Magen in den Mund, welches man zuweilen nach dem Tode wahrnimmt, beigemessen werden darf, sondern daß dieser Vorgang ein rein mechanischer ist, beruhend auf dem Drucke, welchen im Magen die aus gährenden Stoffen entwickelte Luft ausübt, haben Chaussier's Versuche dargethan. Übrigens wird die wurmförmige Bewegung des Darmkanals durch den Tod keinesweges bald aufgehoben, man sieht sie vielmehr auch nach dem Tode bei Menschen sowol, als bei Thieren, bald noch von freien Stücken vor sich gehen, bald geschieht dies wenigstens in Folge der Einwirkung der Luft, eines mechanischen oder des galvanischen Reizes, jedoch nach Bichat und Nysten nur dann, wenn keine längere Krankheit dem Tode vorangegangen. Am frühesten hört diese Bewegung in den dicken Därmen auf, am längsten dauert sie, zumal bei Thieren, in der Speiseröhre fort, welche Nysten bei einem Enthaupteten noch anderthalb Stunden nach dem Tode für den galvanischen Reiz empfänglich sah. Ob die dünnen Därme ihre Fähigkeit, sich zusammenzuziehen, noch früher nach dem Tode verlieren, als der Magen, oder ob das Gegentheil stattfindet, lassen die bisher von verschiedenen Beobachtern angestellten Versuche unentschieden; gewiß ist aber, daß die Bewegung der dünnen Därme, unmittelbar nach dem Tode, eine sehr lebhafte ist, und daß sie bald erlischt. Im Augenblicke des Todes wird sie nach Magendie so stark, daß man sie durch die Bauchdecke fühlen kann.

Ob eine ähnliche Bewegung, als im Darmkanale, auch in dem Stenon'schen Gange, dem Lebergange, dem Gallenblasengange, dem gemeinschaftlichen Gallengange, den Harnleitern und andern Ausführungsgängen, oder wol selbst in den kleinen Gefäßen stattfinden mag, wie es nicht ganz unwahrscheinlich, ist gegenwärtig noch völlig unermittelt. (G. H. Gerson und N. H. Julius, Magaz. d. ausl. Liter. u. ges. Heilk. VI. S. 148.)

(*C. L. Klose.*)

Peristedion s. Peristethion.

PERISTERA. Mit diesem Namen, welcher im Griechischen (*περιστερά*) die Taube bezeichnet, belegte Candolle die Abtheilung der Gattung Pelargonium, deren Typus P. columbinum *Jacquin* ist, Hooker aber eine neue, nahe mit Anguloa *R.* et *P.* und Eucnemis *Lindl.* (s. d. Art.) verwandte Pflanzengattung aus der natürlichen Familie der Orchideen. Peristereon der Alten (*περιστερεών Dioscorides* mat. med. 4, 60. Peristereos *Plin.* hist. nat. 27, 78, 91; 26, 87, 90; 27, 6) ist die von ihnen viel gepriesene Verbena officinalis.

(*A. Sprengel.*)

PERISTERA (*περιστερά*), der griechische Name der Taubenvögel. Aristoteles bedient sich desselben in seiner Naturgeschichte zwar auch, um die ganze Gattung zusammenzufassen, gebraucht ihn aber ganz besonders von der Feldtaube (Columba Livia *auct.*), der gemeinsten und bekanntesten Art dieser Vögelgruppe. In der modernen Zoologie ist dieser Name lange Zeit ohne Anwendung geblieben, weil Linné zur Bezeichnung seiner Taubengattung den lateinischen Namen Columba dem grie-

chischen vorgezogen hat und dieses Genus wegen seiner großen Natürlichkeit bis auf die neueste Zeit ohne Anfechtung geblieben ist. Erst Swainson, einer der ersten, welche (in den Transactions of the Linnean Society und dem Zoological Journal) die Zahl der Vögelgattungen so unverhältnißmäßig vermehrten, hat den Namen Peristera in die Zoologie aufgenommen und ihn auf ein subgenus übertragen, von welchem er die Columba cinerea *Tem.* als Typus angibt. Boje, ohne davon zu wissen, hat ungefähr um dieselbe Zeit denselben Gattungsnamen auf eine von ihm gebildete Taubenabtheilung, als deren Hauptrepräsentant er die Turteltaube, Col. Turtur *Lin.* betrachtet, angewandt. Blasius und v. Kayserlingk haben in ihrer Wirbelthierfauna von Europa diese Boje'sche Gattung sowol, als auch deren Namen adoptirt, obgleich Ray und Brisson hier schon sehr gut unterschieden und den Namen Turtur vorgeschlagen hatten (ohne jedoch das Genus Columba aufzulösen), und der Name Peristera schon vergeben war. Endlich ist derselbe für eine dritte, von Col. chalcoptera und C. elegans gebildete, Taubensection gebraucht worden. (*Streubel.*)

PERISTERAE. Dümeril, welcher zuerst die Gattung Columba *Lin.* zu einer eigenen Familie erhoben, hat dieser den Namen Peristères, Peristerae gegeben. Die Familie ist fast von allen Zoologen angenommen, aber sehr verschieden benannt worden. Die Einen haben ihr den Namen Columbidae, die Andern Columbinae von dem einzigen in ihr enthaltenen Genus gegeben; die Schüler Dümeril's haben den Namen Peristera beibehalten und Gloger in seinem Handbuch der Naturgeschichte der Vögel Teutschlands nennt sie Aves Peristeroïdes. Boje hat in dieser Encyklopädie im Art. Columbidae eine kurze Notiz über diese Gruppe gegeben. Seitdem hat man jedoch eine große Menge neuer Arten kennen gelernt, der zoographische Theil der Ornithologie hat sich in seiner Grundlage verändert, und so darf man wol jetzt den für seine Zeit vortrefflichen Artikel von Boje als zum Theil veraltet betrachten. Es möge daher erlaubt sein, in Vorliegendem noch einige durch den Fortschritt der Wissenschaft nothwendig gemachte Nachträge zu liefern.

Zunächst muß bemerkt werden, daß man jetzt nicht mehr wie in dem genannten Artikel Boje's: Columbidae gesagt ist, die Taubenfamilie zur Ordnung der hühnerartigen Vögel rechnet. Zwar ist es nicht zu leugnen, daß sich im Äußeren mancher Arten, z. B. der javanischen Col. coronata, der auf den Molukken lebenden Col. nicobarica, sehr viel Hühnerähnliches zeigt, daß selbst die Anatomie noch einige Verwandtschaft mit den Gallinaceen andeutet. Jedoch ist durch Oken ein neues Eintheilungsprincip in die Ornithologie eingeführt und in der letzten Zeit allgemein angewandt worden, nämlich die Entwickelung des Thieres. Die Vögel hat man darnach in zwei scharf gesonderte Unterclassen vertheilt, von denen die eine, die Nestflüchter Oken's, Autophagae *Burm.*, alle diejenigen Arten enthält, welche, sobald sie aus dem Eie gekommen, die Locomotion ausüben und der Mutter folgen und ihre Nahrung allein suchen können; während die andere Gruppe nur die Vögel begreift, welche in ihrem frühesten Jugendzustande nackt und blind im Neste liegen, dasselbe nicht verlassen und sich daher nicht selbst Nahrung suchen können, sondern eine Zeit lang von den deshalb monogamisch lebenden Ältern gefüttert werden müssen. Diese hat Oken Nesthocker genannt und Prof. Burmeister hat für sie den systematischen Namen Sitistae gebildet. Aber nicht allein in der frühesten Jugend zeigen die beiden Classen eine so große Verschiedenheit, sondern noch ein anderer, freilich minder auffallender und mehr Ausnahmen zulassender, Unterschied offenbart sich das ganze Leben hindurch. Die Aves sitistae nämlich sind vorzugsweise dazu bestimmt, höhere Regionen zu beleben. Sie fliegen täglich ohne besondere Veranlassung durch die Lüfte, wohnen größtentheils auf Bäumen und nähren sich vorzüglich von den kleineren Luftthieren, nämlich den Insekten; laufen und schwimmen aber können sie nicht, manche nicht einmal gehen. Die Nestflüchter dagegen sind auf niedere Sphären angewiesen, zum Theil darauf allein beschränkt; sie bewohnen theils das hohe Meer, theils die Binnenwässer, theils den Meeresstrand, theils Moräste, theils das flache Land, und erheben sich nur in die Luft, um schneller zum Ziele zu gelangen (oder zu ihrem zuweilen hohen Neste zurückzukehren). Beide Unterclassen enthalten nur natürliche Gruppen; denn es werden nicht etwa Familien oder Gattungen, die in der Natur begründet sind, zerrissen, um einige Mitglieder jener in die eine, andere in die andere Abtheilung zu bringen, sondern sie bleiben zusammen und lassen sich sogar noch zu natürlichen Ordnungen vereinigen.

Die Hühner nun gehören entschieden zu den Autophagen. Ihrer Grundidee nach sind alle Landvögel, die jedoch, im Gegensatz zu den Straußen, ein mehr oder weniger entwickeltes Flugvermögen besitzen, und die Jungen aller ohne Ausnahme sind Nestflüchter.

Die Tauben dagegen sind in ihren typischen Formen Luftvögel, und die unter ihnen vorkommenden hühnerähnlichen Arten sind als vom Typus der Familie abweichend zu betrachten. Alle ohne Ausnahme sind in der Jugend Nesthocker; ja noch mehr, nicht allein werden sie von den Ältern, die in der strengsten Monogamie leben, und von denen das Weibchen mit wenigen Ausnahmen nur ein Paar Eier legt, wie andere Luftvögel gefüttert, sondern in den ersten Tagen sogar mit einer käsartigen, der Säugthiermilch analogen, Materie geätzt.

Es bedarf also die heut zu Tage geltende Ansicht, daß die Tauben nicht mehr den Hühnern zuzugesellen sind, keiner fernern Bestätigung. Auch über die weitere Stellung im Systeme kann kein Zweifel sein. Die Tauben sind keine Singvögel — mit denen sie zwar Oken, Lesson u. A. verbunden haben — denn sie haben keinen Singmuskelapparat; sie sind keine Spechtvögel, denn sie klettern nicht, noch fressen sie Insekten; noch viel weniger fressen sie Rückgrattiere, und daher sind sie auch nicht den Raubvögeln anzuschließen; sondern sie bilden eine eigene, diesen Zünften gleichwerthige Abtheilung, eine Übergangsgruppe von den Hühnern zu den Luftvögeln.

Betrachten wir die Lebensweise der Hühnervögel, so fällt uns zuerst auf, daß sie vorzüglich Pflanzennahrung zu sich nehmen, die sie vom Boden aufsuchen, besonders Körner. Die echten Hühner haben ein nicht bedeutendes Flugvermögen und leben in Polygamie; darauf folgen aber höher stehende Formen, welche sich den Tauben anzuschließen streben und in Monogamie leben; die höchsten Formen endlich haben ein so ausgebildetes Flugvermögen, daß sie Nitzsch und Andere veranlaßt haben, sie mit den Tauben zu vereinigen.

Diese dagegen beginnen mit Formen, welche die größte Hühnerähnlichkeit zeigen; darauf folgen entschiedene Luftvögel und endlich wird der Kreis durch hühnerähnliche Vögel wieder geschlossen. Sie nähern sich wieder den Hühnern dadurch, daß sie fast ausschließlich nur Pflanzennahrung zu sich nehmen und entfernen sich ebenso sehr von den übrigen Luftvögeln dadurch, daß sie ihre Jungen nicht mit Fleisch, Insekten, Würmern, sondern mit im Kropfe aufgeweichten Körnern und ähnlichen vegetabilischen Nahrungsmitteln ätzen, als von den Hühnern, deren Junge Nestflüchter sind. Endlich wie in der Natur gleichsam nach hartem Kampfe, und endlichem Siege, jedes Phänomen, wenn es sich zum ersten Male zeigt, seine Schranken übertritt, so finden wir auch bei den Tauben, die auf der untersten Bildungsstufe der Luftvögel stehen, die langsame Entwickelung und Hilflosigkeit der Jungen über alle Maßen ausgedehnt. Nur bei den höchsten Luftvögeln, den Papageien, finden wir etwas Ähnliches wieder. Diese nähren sich wieder von vegetabilischen Stoffen, leben in so strenger Monogamie, daß selbst ein Gatte um den Tod des andern tief betrübt oft seinen Geist aufgibt; sie allein schnäbeln sich wie die Tauben [1]), legen zum großen Theil nur zwei Eier und ätzen ihre Jungen mit einem käsartigen Stoffe. Auch finden wir unter Beiden, Sittichen und Tauben das Vorherrschen der grünen Farbe — welches nur bei unsern Tauben und einigen Verwandten nicht der Fall — ferner Riesen- und Zwergformen, endlich die unendliche Mannichfaltigkeit in der Schnabelbildung, welcher dennoch nur ein Typus zu Grunde liegt.

So sehen wir demnach, wie die Luftvögel, einen großen Kreis bildend, denselben mit den niedriger stehenden Tauben beginnen und den scheinbar ähnlichen, aber in vieler, besonders psychologischer, Hinsicht höher ausgebildeten Papageien ihn wieder schließen, und wie die Anfangs- und Endgruppe, für sich isolirt und mit den nächsten Familien keine Verwandtschaft eingehend, den zwischen ihnen befindlichen Raum von den Passerinen, den Raubvögeln und den übrigen Spechtvögeln einnehmen lassen [2]).

Zuerst, glaube ich, hat Prof. Burmeister (Handb. d. Naturgesch. 2. Bd. S. 768) den Tauben diese Stelle im System angewiesen. Anfangs schien man damit nicht einverstanden, nach und nach wuchs aber die Zahl der Zoologen, welche die Tauben für die Anfangsgruppe der Luftvögel ansehen, bedeutend und nur Wenige dürften sie noch jetzt nach Cuvier's Beispiel zu den Hühnervögeln rechnen.

Während es ziemlich leicht ist, die Stellung der Tauben im natürlichen System auszumitteln, möchte es wol ungleich schwerer fallen, ihren zoologischen Charakter aufzufinden, da sie, ungefähr anderthalbhundert an der Zahl, die größte Mannichfaltigkeit in der Gestalt und der Schnabelbildung mit vielen Übergängen zeigen. Naumann, Brehm, Gloger u. A. haben manche Kennzeichen angegeben, diese passen aber nur auf einheimische Tauben. Der einzige gleich sichtbare, allen Arten zukommende Charakter findet sich in der bauchigen Anschwellung der Nasendecken und den nicht übergreifenden, eingezogenen Kieferschneiden des an der Wurzel weichen Schnabels.

In pterylographischer Hinsicht nähern sie sich sehr der Familie Syrrhaptidae, unterscheiden sich jedoch durch den Mangel des Afterschaftes der Konturfedern; zwischen diesen bemerkt man übrigens keine Dunen und die Jungen haben statt derselben einfache kleine Borstenbüschel, welche auf den Spitzen der Konturfedern sitzen. Hierin nähern sie sich sehr den Passerinen. Die Bürzeldrüse ist klein und zipfellos oder fehlt ganz (Vergl. Nitzsch, System d. Pterylographie, herausg. v. H. Burmeister, S. 138). Es ergibt sich daraus, daß die Pterylographie *keine ausschließlichen* Charakter der Taubenfamilie festzustellen vermag.

Dasselbige wird man vielleicht künftig, wenn alle Gattungen in dieser Hinsicht untersucht sein werden, auch von der Anatomie sagen. Jetzt läßt sich jedoch Folgendes anführen: der Schlund ist in einen wahren Kropf erweitert, dessen Wände zur Brutzeit sich verdicken und netzartige Falten und Zellen auf der inneren Oberfläche zur Absonderung der milchartigen Materie für die Jungen bekommen [3]); die Blinddärme sind sehr klein oder fehlen ganz; eine Gallenblase ist nicht vorhanden. Die **Musculi thoraco-tracheales** entspringen beide von der rechten Seite der Luftröhre; der **Musculus femoris gracilis** ***Tiedemanni*** ist sehr schwach; der **Musculus extensor plicae alaris anterioris longus** hat drei Köpfe, von denen zwei sich wie bei andern Vögeln verhalten, der dritte aber vom Beuger des Vorderarmes entspringt, sich mit der gemeinschaftlichen Sehne der beiden andern Köpfe kreuzt und sich endlich mit seiner Sehne an den Daumenvorsprung des Mittelhandknochens setzt. Die von Nitzsch sogenannten Nebenknochen fehlen sämmtlich mit Ausnahme des **Hypodactylium** an der Zehen-

---

1) Das Schnäbeln ist ein Analogon vom Küssen, aber bei den Tauben und Papageien nicht blos eine äußerliche Berührung der Schnäbel mit einander, sondern eine viel innigere Liebkosung. Diese Vögel würgen nämlich aus dem Kropfe das darin Befindliche in den Schnabel des Gemahls, welcher das ihm dargebotene verschluckt und dann auf ähnliche Weise den Gatten liebkoset. 2) Diese drei Zünfte lassen sich schwer ordnen, da sie sich an mehren Stellen berühren. Die Schwalben führen zu **Cypselus**, die Fringillaceen zu **Colius**, **Lanius** zu **Falco**, **Caprimulgus** zu **Strix**, **Cuculus** wiederum zu **Falco**, **Todus** zu **Patyrrhynchus** etc.

3) Vielleicht findet sich dasselbe oder etwas Ähnliches bei **Psittacus**.

sohle. Desgleichen fehlen die Sternal-Luftzelle und die Nasendrüse. (Vergl. auch Nitzsch in Naumann's Naturgesch. d. Vögel Teutschlands. 2. Aufl. 6. Bd. S. 165—168.)

Kehren wir jetzt zur äußeren Betrachtung der Taubenfamilie zurück, um einen Gesammteindruck von der ganzen Gruppe zu erhalten, so bemerken wir noch Folgendes.

Der Kopf ist in der Regel ganz befiedert, seltener mit nackten und caruncolösen Stellen versehen; die Stirn ist flach und nicht breit; das Auge mittelmäßig groß; der Schnabel in der Regel lang, dünn, gerade und mit niedriger Kuppe, bei den Papageitauben dagegen hoch, kräftig, mit kurzem Mesorrhinum und großer, stark gebogener Kuppe; die Nasenlöcher liegen meistens etwas schief in der aufgetriebenen Wachshaut und sind in der Regel spaltenförmig wegen der sie bedeckenden Schuppe; die Zunge ist sehr schmal, gedrückt, pfeilförmig, weich, spitzig, mit einspringendem, fein gezähneltem Hinterrande, unter dessen Seitenecke jederseits eine besondere, nach Hinten gerichtete, starke, gezähnte Hornspitze sitzt; Federkämme und Hauben sind (mit Ausnahme der gezähmten Tauben) selten. Der Hals (Taubenhals) gewinnt durch den Kropf eine angenehmere Gestalt und ist gewöhnlich besonders an den Seiten mit metallisch schillernden Federn besetzt; die Endränder der Halsfedern sind sehr verschieden, bald schuppenähnlich abgerundet, bald zugespitzt, bald mit einem tiefen dreieckigen Ausschnitt (die Spitze des Schaftes fehlt nämlich), bald mit einem wellenförmigen Ausschnitt, bald — besonders wo das etwas derbe Gefieder sperrig ist — unregelmäßig abgenutzt. Die Flügel sind meist spitzig und lang, gewöhnlich mehr flach anliegend, seltener gewölbt; die zweite große Schwungfeder (durchschnittlich genommen!) die längste; die Armschwingen im Längenverhältniß zu den Handschwingen sehr verschieden; in der Regel verschmälern sich die Handschwingen nach der Spitze zu allmälig, oft jedoch behalten einige sehr lange dieselbe Breite und werden dann mit einem Male durch einen mehr oder weniger tiefen Ausschnitt an der äußeren, zuweilen auch noch an der inneren Fahne auffallend verschmälert. Die Füße sind gewöhnlich nackt, an der vorderen oder Rückenseite getäfelt und nur am Obertheile des Laufrückens befiedert; bei einigen Arten ist aber die Vorderseite des Laufs mit kleineren Schilden bedeckt, bei andern ist der Lauf halb, bei noch anderen ganz befiedert; die Zehen sind bis an den Grund gespalten, drei vorwärts gerichtet, eine nach Hinten, alle gleich hoch angesetzt und mit mittelmäßigen Nägeln versehen; die mittlere Zehe ist gewöhnlich länger als der Lauf, zuweilen aber selbst kürzer; die nackten Theile der Füße sind immer roth (taubenroth — dem Blutroth ähnlich) gefärbt, doch ist diese Farbe an todten Individuen nicht mehr zu bemerken. Der Schwanz ist gewöhnlich mittelmäßig lang und nie stark gabelförmig ausgeschnitten, sonst aber von der verschiedensten Gestalt, bald mit geradem, bald abgerundetem Ende, zuweilen sehr stark keilförmig.

Lange Zeit hat man die Tauben als zu einer Gattung Columba *Lin.* gehörig, betrachtet, diese aber nach Le Vaillant's Vorbilde in drei Abtheilungen: Hühnertauben (Galli-Columbae, Lauf länger als die Mittelzehe; Flügel weniger spitz), echte Tauben und Papageitauben (Vinago *Cuv.*, Schnabel sehr hoch mit stark gebogener Kuppe) gebracht. Als man die Unnatürlichkeit dieser Gruppen erkannt hatte, fing man an, die Linné'sche Gattung, sowie man es auch mit Falco, Psittacus u. dgl. m. gemacht hat, in mehre Gattungen aufzulösen. Vieillot trennte zuerst seine Gattung Lophyrus; Swainson bildete die Geschlechter Ectopistes, Peristera (für Columba cinerea), Ptilinopus, Chamaepelia. Wagler (Systema Avium, Gatt. Columba) behielt noch die Linné'sche Gattung bei, theilte sie aber nach der Fußbildung in drei Gruppen (Columbae bucerotopodiae, antarchopodiae et lepopodiae), von denen jede wieder nach der Schnabel- und Schwanzbildung in mehre Untergattungen zerfiel. Boje scheint einen Mittelweg eingeschlagen zu haben; er hat die Wagler'sche Abtheilung, Col. Lepopodiae, angenommen und sie im Artikel Columbi-Gallina beschrieben; daneben hat er noch einige andere Genera gebildet, z. B. Peristera (verschieden von der gleichnamigen Gattung Swainson's und der Abtheilung Turtur *Briss.* entsprechend). In neuester Zeit ist die Zahl der Geschlechter besonders durch Gray und Bonaparte bedeutend vermehrt worden. Da Beide sich jedoch begnügen, die Namen derselben ohne Diagnose und oft nur mit einer einzigen Art, welche sie für den Typus ihrer Gruppen halten, aufzuführen, so weiß man in der Regel nicht, was man aus ihren Gattungen machen soll.

Allerdings hat es seine bedeutenden Schwierigkeiten, Taubengattungen aufzustellen und sie zu charakterisiren, weil die Charaktere nicht immer gleich in's Auge springen, sondern oft mehr verborgen sind und mit Mühe aufgesucht werden müssen. Die schönen Abbildungen von Temminck (Monographie des Pigeons ou Grande Histoire naturelle des Pigeons; Recueil de planches coloriées d'oiseaux), Lesson (Voyage de la Coquille) u. A. lassen uns ebenfalls in Stich, weil in der Beschreibung die subtileren Merkmale übersehen wurden.

Da ich so glücklich gewesen bin, etwa neunzig Species von Tauben untersuchen zu können, so glaube ich darnach folgende Übersicht der Gattungen wagen zu dürfen, wobei ich mich bemühte, alle die von meinen vortrefflichen Vorarbeitern gegebenen Namen zu erhalten, obgleich ich nicht gewiß weiß, ob die von mir aufgestellten Gruppen mit den ihrigen identisch sind.

1) Tauben mit sechszehn Steuerfedern. Bürzeldrüse fehlt.

A) Laufrücken mit Schilden bedeckt; auf dem Kopf ein großer Federkamm; der schlanke Schenkelmuskel und Blinddärme fehlen.

1. Gatt. Megapelia *Kaup* [4]). Riesentaube (einzige Art: M. coronata, Krontaube).

4) Vieillot hat diese Gattung Lophyrus genannt; welcher Name jedoch schon an eine Immengattung vergeben ist. Der Name Goura ist auf Java gebräuchlich. Man sollte einen solchen Barbarismus nicht in die Wissenschaft einführen, um so weniger, da der

B) Lauf- und Zehenrücken getäfelt; kein Federkamm; Blinddärme und der Musc. femoris gracilis vorhanden.

a) Schnabel sehr kräftig, hoch, mit großer gebogener Kuppe; Nasenlöcher fast ganz bedeckt.

2. Gatt. Vinago *Cuv.* = Treron *Vieill.* Papageitaube.

α) Schwanz von gewöhnlicher Form. Vinago p. s. d.

β) Schwanz stark keilförmig. Sphenocercus *Gray.*

b) Schnabel lang, dünn, mit kleiner Kuppe; Nasenlöcher offen.

3. Gatt. Treron (mit den Arten Col. chalcoptera *Temm.* Col. elegans *Temm.*[5])

II) Tauben mit vierzehn Schwanzfedern.

A) Erste Handschwinge von gewöhnlicher Bildung.

4. Gatt. Carpophaga *Gray. Less.* (C. magnifica, C. aenea u. a.).

B) Die Spitze der ersten Handschwinge an beiden Fahnen ausgeschnitten; Schnabel keilförmig.

5. Gatt. Ptilonopus *Swains.* (Col. purpurata, cincta u. a.)

III) Der Schwanz besteht nur aus zwölf Steuerfedern.

A) Der Lauf- und Zehenrücken getäfelt.

a) Die Spitze der ersten Handschwinge an beiden Fahnen auffallend verschmälert.

aa) Tauben von mittler Größe; vierte Handschwinge die längste; Armschwingen ziemlich lang.

6. Gatt. Leptotila *Gray.* (Col. jamaicensis *Temm.*)

bb) Tauben von geringer Größe; dritte Handschwinge längste; Armschwingen sehr lang.

7. Gatt. Columbina (Col. Geoffroyi, Col. cinerea etc.).

b) Erste Handschwinge gewöhnlich gebildet.

aa) Dritte oder vierte Handschwinge oder beide mit starkem Winkelausschnitt an der Innenfahne.

8. Gatt. Chamaepelia *Swains.* (Col. talpacoti, pumila, pusilla, squamosa u. a.

bb) Dritte und vierte Handschwinge gewöhnlich gebildet.

α) Keine Federholle am Schnabelgrunde.

△ Flügel gewöhnlich; Kopf ohne Holle.

αα) Schwanz gewöhnlich.

9. Gatt. Columba *Lin. part.* (mit vielen Untergattungen).

ββ) Schwanz stark verlängert, mehr oder weniger keilförmig.

10. Gatt. Ectopistes *Swains.* (mit mehren Abtheilungen).

△△ Zweite Handschwinge säbelförmig zugeschnitten; Schnabel keilförmig; am Hinterhaupte ein langer, spitzer Federbusch.

11. Gatt. Lophaon (Col. lophotes *Temm.*).[6])

β) Eine von den vordern Stirnfedern gebildete Haube am Schnabelgrunde.

12. Gatt. Lophorrhynchus *Gray* (Col. dilopha *Temm.*).

B) Der Laufrücken mit Schilden bedeckt.

a) Ohne alle Auszeichnung.

13. Gatt. Starnoenas *Bonap.* (Col. cyanocephala.)

b) Mit sehr hühnerähnlichem Aussehen; Karunkeln am Kopfe.

α) Lange, sehr schmale, herabhangende Halsfedern; Kopf befiedert, aber auf dem Schnabel ein karunkulöser Aufsatz.

14. Gatt. Caloenas *Gray* (Col. nicobarica).

β) Keine langen, schmalen, herabhangenden Halsfedern; Kopf mit nackten Stellen und Fleischlappen.

15. Gatt. Columbigallus *auct.* [7]) = Columbicrax *Le Vaill.* (Col. caruncalata). (*Streubel.*)

PERISTETHION, eine zu der Familie Trigloides (Zunft Cataphracti sive Scleroparëi, Abtheilung Jugulares der Ordnung Ostacanthi Acanthopterygii) gehörige Fischgattung, welche zuerst von Lacepède in seiner großen Histoire naturelle des Poissons unter dem Namen Peristedion (doch ist wol die Oken'sche Schreibart Peristethion — von περιστήθιος — richtiger; s. Oken's Lehrb. d. Zoologie. 2. Abth. Fleischthiere. S. 113. Jena 1816) von der großen Gattung Trigla *Lin.* abgesondert und nachher von allen Ichthyologen als eigenes Genus anerkannt worden ist, von dem man folgende Diagnose gibt: „Triglen mit einer Rückenflosse und mehren Knochenschilden an der Unterseite des Leibes." Der ganze Leib ist mit rhomboidalen, oder richtiger unregelmäßig-sechseckigen, großen, harten Schuppen bedeckt, welche acht Längskanten bilden, und den Körper so umschließen, als wäre er mit einem Panzer, ungefähr wie ihn die Krieger früherer Jahrhunderte trugen, bekleidet. Die Schnauze ist in zwei, einer Gabel gleichenden knöchernen Spitzen verlängert, an deren Grunde sich die halbkreisförmige Mundöffnung befindet; die obere Kinnlade ist bedeutend länger als der Unterkiefer — doch behauptet Risso in seiner sonst vortrefflichen Ichthyologie de Nice, p. 211 irrthümlich grade das Gegentheil — und das Maul ist zahnlos; denn der Oberkiefer, das Pflugscharbein, die Gaumenknochen, die Zunge und der Unterkiefer sind unbewehrt, und nur die Schlundknochen lassen einige Rauhigkeit fühlen. An der unteren Seite ist die untere Kinnlade mit mehren herabhangenden, fleischi-

von Kaup gegebene Name allen Anfoderungen entspricht; er ist gebildet von μέγας, groß und ἡ πέλεια, die Taube.

5) Wagler zählt merkwürdiger Weise 18 Steuerfedern bei T. chalcoptera; ich finde bei beiden Arten nur sechszehn. Τρήρων, flüchtig, ἡ τρήρων, di Taube.

6) Lophaon von λοφάω, ich habe einen Helmbusch. 7) Der Name Columbigallina ist sechssylbig und deshalb nicht gut anzunehmen.

gen, verzweigten Bartfäden versehen, von denen der äußerste, vorderste beiweitem mehr entwickelt ist, als die übrigen, in eine Spitze ausläuft und mit vielen kleinen Fäden besetzt ist. Die Kiemenspalten sind ziemlich groß; die Kiemenhaut hat sieben Strahlen. Die beiden untersten Strahlen der Brustflossen sind frei (d. h. nicht durch die Schwimmhaut mit den übrigen Strahlen verbunden) und sehr stark. Es sollen beträchtliche Nerven in diese beiden fingerförmigen Strahlen gehen, weßhalb man diese auch für Tastorgane zu halten geneigt ist.

Die Leber ist klein, sehr tief in zwei Lappen getheilt, von denen der linke etwas größer und dicker als der rechte ist. Die Gallenblase ist länglich und im Verhältnisse zur Leber etwas groß; der Gallengang ist lang, dick und mündet ziemlich weit vom Pylorus in den Zwölffingerdarm. Die Speiseröhre ist kurz und ziemlich breit; sie ist gefaltet wie der Magen, welcher die unmittelbare Fortsetzung von ihr ist, indem sich keine, die Cardia darstellende, Einschnürung zeigt; dagegen ist die Verengerung, welche den Pylorus andeutet, sehr stark. Dieser ist nach Cuvier's und Valenciennes' Angaben in ihrem großen Fischwerke (IV. S. 106), von sieben außerordentlich kurzen Anhängen umgeben. Zuweilen mögen nur sechs vorhanden sein; wenigstens gibt diese Zahl Oken (a. a. O. S. 112 an, welcher jedoch hierüber keine eigene Untersuchung angestellt zu haben scheint, indem er daselbst in den Irrthum verfallen ist, den Malarmat zweimal, als zwei verschiedene Arten aufzuführen, nämlich S. 112 als **Trigla cataphracta** und S. 113 als **Peristethion cataphracta**. Goldfuß in seinem Lehrbuch der Zoologie (2. Bd. S. 94) gibt von allen Triglenarten, wozu er auch den Malarmat rechnet, zwölf pylorische Anhänge an. Der auf den Pylorus folgende Darm ist ziemlich dick, geht fast bis zum After, biegt sich dann um und läuft nach dem Diaphragma zu, macht eine zweite Windung, geht bis zum Pylorus, wo er dann noch eine dritte Windung macht, um sich nun, in gerader Linie fortlaufend, in den After zu endigen. Die Milz ist sehr klein und liegt neben der Gallenblase zwischen dem Magen und dem Zwölffingerdarm. Die Milch enthaltenden Säcke eines von Savigny im Mai bei Neapel gefangenen Männchens waren sehr klein. Die Schwimmblase ist ziemlich groß, eiförmig, nach Vorn verengt, einfach und ohne Lappen oder Einschnürung. Ihre Häute sind äußerst fein und die innere silberfarbig. Die Nieren sind klein, nach dem Kopfe zu etwas angeschwollen und nehmen ungefähr zwei Drittel der Bauchhöhle ein. Die Harnleiter sind ziemlich lang und münden in die Harnblase, welche eine eigenthümliche Gestalt hat; denn sie ist lang und eng, und macht eine Biegung, indem sie der zweiten Windung des Darmkanals, auf dem sie liegt, folgt.

Das Skelett ist dem der Triglen sehr ähnlich, unterscheidet sich jedoch in folgenden Stücken: das beinahe rechtwinkelige Siebbein ist etwas mehr auf den Schnauzentheil zurückgetreten; die Nasenknochen vereinigen sich darunter und bilden ein zweites Oblongum, welches verhindert, daß man von Außen den Pflugscharknochen sehen kann. Das Becken ist nicht allein mit seiner vorderen Spitze, sondern auch durch seine Seitenwinkel an die Schlüsselbeine befestigt; diese Verbindung ist also inniger als bei den Knurrhähnen. Das Becken ist ebenso breit als lang und in seiner Mitte fast ganz ausgehöhlt. Von dem Rückgrat gehören **10** Wirbel dem Bauche und **23** dem Schwanze an. Die Bauchwirbel sind nicht abgeplattet, aber an der Unterseite ausgehöhlt. Die kurzen Rippen sind einfach und mittelmäßig stark. Eine Abbildung des Schädels von Oben gesehen gibt Rosenthal in seinen ichthyotomischen Tafeln (Taf. **17**. Fig. **4**). Vergl. auch Cuvier und Valenciennes a. a. O. S. **107**.

Man kennt bis jetzt mit Gewißheit nur eine Art dieser Gattung, den Malarmat, **Peristethion cataphractum** *Lac.* = **Trigla cataphracta** *Lin.* Er ist an seinen oberen Theilen und dem Kopf, wie viele Triglen, schön roth, an den Seiten etwas golden, am Bauch mehr oder weniger silberglänzend. Rückenflossen roth, Schwanzflosse desgleichen, Brustflossen braun oder violettlich, Bauch- und Afterflosse weißlich. Flossenstrahlen sind in der ersten Rückenflosse **7**, in der zweiten **18—19**, in der Afterflosse **18**, Schwanzflosse **11**, in jeder Brustflosse **12** mit einander verbundene und zwei freie, in jeder Bauchflosse fünf gegliederte und ein Stachel davor. Beide Rückenflossen stoßen zusammen und sind in manchen Exemplaren sogar zu einer verbunden, indem die Verbindungshaut zwischen beiden fortläuft. Bei allen ist der siebente Strahl der ersten Rückenflosse kurz, und hinter ihm beginnt die zweite Flosse. Die Stacheln der ersteren sind dünn und biegsam, und gewöhnlich nur um ein Viertel höher, als die Strahlen der zweiten, also nicht so lang als der Körper hoch ist; doch bei einigen Individuen, vielleicht Männchen, verlängern sie sich bedeutend, sodaß der dritte, vierte und fünfte wol ein Drittel so lang werden, als der ganze Leib. Die Brustflossen sind mittelmäßig groß und nehmen höchstens den sechsten Theil der Körperlänge ein. Die Bauchflossen sind noch etwas kürzer und sind fast mit ihrem ganzen Innenrande dem Rumpfe angeheftet, aber sie sind nicht, wie Linné meinte („**Pinnae ventrales pectoralibus annexae**") mit den Brustflossen vereinigt. Der Anus befindet sich ungefähr in der Mitte der Leibeslänge. Die Afterflosse stimmt mit der zweiten Rückenflosse hinsichtlich der Länge, Höhe und der Strahlenanzahl überein; auch ist der Zwischenraum zwischen der letzten Rückenflosse und der kleinen Schwanzflosse ebenso unbedeutend wie der zwischen der After- und der Schwanzflosse. Die Gestalt des Kopfes ähnelt im Ganzen der der Triglaarten, aber die Schnauze ist platter und länger, die Backen sind weniger hoch, die sie durchkreuzenden Kanten länger und mehr hervorstehend; die oberen Augenränder sind gezähnelt; der Kiemendeckel ist klein, mit einer Gräte, die sich in eine Spitze endigt, der obere Rand ist abgerundet. Alle diese Theile sind fein gekörnt, aber diese Körner bilden keine strahligen Linien, wie bei Trigla. Einen teutschen Namen hat dieser Fisch eigentlich nicht, denn er kommt nicht in der Nord- oder Ostsee vor, und ist daher nicht dem Volke bekannt geworden. In der Büchersprache trägt er mehre Namen, wie Panzergabel, Gabelfisch,

Gabelseeschwalbe, Gabelseehahn, gegabelter Knurrhahn, Gabelstör ꝛc. Da er nur im mittelländischen Meere vorkommt, und besonders an allen Küsten des westlichen Theiles dieses Meeres gemein ist, so ist er auch den Südeuropäern viel bekannter und der südfranzösische Name Malarmat der allgemein gebräuchliche geworden. Weshalb er grade diesen Namen erhalten hat, ist nicht bekannt; denn wenn Malarmat schwach bewaffnet, unbewehrt (mal armé) bedeuten soll, so führt, wie schon Rondelet angibt, dieser Fisch seinen Namen ganz mit Unrecht, denn er ist eine von den europäischen Arten, die am meisten mit Vertheidigungs- und Angriffswaffen versehen sind. Nur auf die zahnlosen Kieferknochen dürfte der Name zu beziehen sein. Auf Iviça heißt er übrigens Armado. In Rom nennt man ihn Forchato und Pesce-forca, und in Gemeinschaft mit der Trigla lyra und ähnlichen Arten Pesce-capone. Im adriatischen Meere ist er selten; denn weder Belon noch Willughby haben ihn in Venedig gesehen. v. Martens jedoch in seiner Reise nach Venedig (II. S. 431) sagt, daß er ihn dort beobachtet habe und daß die Fischer ihn Anzoletta della madonna und Anzoletta di mar nennen. Duhamel und Risso sind fast die einzigen, welche sich genauer mit seiner Lebensweise bekannt gemacht haben. Er lebt einsiedlerisch, hält sich gewöhnlich in der Meerestiefe auf, und nähert sich nur zur Laichzeit, die ungefähr mit der Tag- und Nachtgleiche zusammenfällt, den Ufern. Er schwimmt äußerst schnell und kräftig, und stößt sich deshalb oft seine knöcherne Gabel vor der Schnauze an Felsen ab. Seine Nahrung besteht in Medusen, Beroearten und andern ähnlichen gallertartigen Mollusken und Zoophyten, kleinen Krebsen und Seetangen. In der Regel wird er nur einen Fuß lang. Sein Fleisch ist hart und mager. In Spanien soll er, da er getrocknet sehr leicht ist, an einem Faden aufgehängt, als Windfahne in den Zimmern benutzt werden. Sonderbar scheint es, daß die Alten dieses Fisches, der doch durch seine Gabel und seine Bekleidung so auffallend ist, nicht erwähnen; zum wenigsten läßt er sich nicht mit Bestimmtheit aus ihren Schriften herausfinden. Einige vermuthen, daß er des Plinius Lucerna sei. Rondelet (De piscibus, tab. 299) hat schon 1554 eine gute Abbildung von diesem Fisch gegeben; die von Bloch in seinem großen Fischwerke (Taf. 349) ist ungenau, besonders hinsichtlich der Anzahl der Flossenstrahlen, wie das Cuvier bemerkt, welcher zu seiner Histoire naturelle des Poissons pl. 75 ebenfalls eine Abbildung gegeben hat (Vergl. T. III. p. 108). Oken hat in dem weit verbreiteten Atlas zu seiner allgemeinen Naturgeschichte für alle Stände die Bloch'sche Abbildung wieder aufgenommen.

Renard, Valentyn und besonders Vlaming geben Abbildungen, die auf neue Arten schließen lassen. Der Letztere soll eine Art mit sehr kurzer Gabel dargestellt haben und sie Stör von Banda nennen, aus welchem Namen Cuvier und Valenciennes (a. a. O. S. 111) schließen, daß es ein großer Fisch sein müsse. Der Name brauchte aber wol nicht grade sich auf die Größe zu beziehen; vielmehr möchte er eine entfernte Ähnlichkeit zwischen Peristethion und Acipenser andeuten, die bei dem ersten flüchtigen Anblick wegen der Bekleidung und allgemeinen Gestalt mehr in die Augen fällt, als bei genauerer Untersuchung. Auch habe ich Gelegenheit gehabt zu sehen, daß unsere Art in einer der größten teutschen Sammlungen Jahre lang neben Acipenser aufgestellt war. Dessenungeachtet dürfte es leicht möglich sein, daß die eben angeführten drei Abbildungen andere Arten darstellen. Vergl. Cuvier und Valenciennes a. a. O. 3. Bd. S. 101—113. Risso a. a. O. S. 210—212 und den Artikel Trigloides. (*Streubel.*)

PERISTHENES (*Περισθένης, ους*). 1) Ein Sohn des Ägyptos von der Nymphe Kaliande, vermählt mit der Danaide Elektra, einer Tochter der Naïs Polyxo (*Apollod.* II, 1, 5, 7). 2) Nach einer von der gewöhnlichen sehr abweichenden Genealogie war Peristhenes der Sohn des Damastor, Enkel des Nauplios und Urenkel des Poseidon und der Amymone, der Vater des Diktys und Polydektes (s. Perseus). Seine Gemahlin war Androthoe, die Tochter des Kastor. (*Pherecyd.* ap. Schol. *Apoll. Rhod.* IV. v. 1091. *Sturz* p. 75. ed. II.) (*Krahner.*)

PERISTHLABA, Stadt oder Flecken im alten Dacien, in der solitudo Getarum, nach dem Itiner. Anton. (*Krause.*)

PERISTIA (*Περίστια*) hieß das Opfer, wodurch in Athen die Volksversammlung gereinigt oder lustrirt wurde, und Peristiarchoi (*περιστίαρχοι*) hießen die, welche dieses Lustrationsopfer besorgten und rings um die Versammlung trugen. (*H.*)

PERISTOLE nannten die ältern Ärzte die eigenthümliche Bewegung, welche die schlauchartigen Excretionsorgane machen, um ihren Inhalt nach Außen zu befördern; gewöhnlich wird das Wort aber für gleichbedeutend mit der peristaltischen Bewegung der Gedärme genommen. (*J. Rosenbaum.*)

PERISTOMA (Zool.) haben einige Conchyliologen den ununterbrochenen Umfang der Mündung der Schneckenschalen genannt; doch ist dieser Ausdruck noch nicht allgemein in die Terminologie aufgenommen worden. (*Streubel.*)

PERISTOMIDA (von *περί* und *στόμα*), mit französischer Endung Péristomiens, nennt Latreille in seinen Familles naturelles du règne animal seine erste Familie der Schneckenordnung Pectinibranchia *Cuv.* (Ctenobranchia *recent.*) Diese theilt er in Cryptocochlides, mit innerlicher, vom Mantel eingehüllter Schale, und in Gymnocochlides, deren Schale nicht vom Mantel umhüllt ist, den Körper des Thieres einschließt und gewöhnlich eine sehr gewundene, der eines Ohres nicht ähnliche Gestalt hat. Die erste Gruppe der Gymnocochliden zeichnet sich dadurch aus, daß der vordere Theil des Mantels keine Athemröhre bildet; das untere Ende der Muschel bildet weder einen schnabelförmigen, mehr oder weniger langen, Vorsprung, welcher mit einem durch die Verlängerung der Öffnung hervorgebrachten Kanal versehen ist, noch irgend eine Ausschweifung; ein Deckel ist immer vorhanden. Zu dieser Gruppe nun gehört die Familie Peristomida, welche Latreille folgendermaßen charakteri-

sirt: Die Ränder der Öffnung der Schale sind gar nicht abgesetzt; die Öffnung ist kreisförmig. Er theilte diese Familie in zwei Zünfte: 1) Muscheln des süßen Wassers, deren Windungen stets verbunden oder einfach gestreift und ei-kegelförmig sind. Gattungen: Paludina und Valvata. 2) Seemuscheln, mit bald getrennten oder locker, bald innig mit einander verbundenen Windungen; die Schale ist bald thurm-, bald scheibenförmig, und mit Rippen oder starken Erhabenheiten versehen. Gattungen: Vermetus, Delphinula, Scalaria. Diese Anordnung ist jedoch von keinem Naturforscher adoptirt worden. Man hat vielmehr sämmtliche in Flüssen lebende Kammkiemenschnecken zu einer Familie Potamophila vereinigt, die Gattung Vermetus neben Dentalium in die Abtheilung Tubicolae gestellt; Delphinula und Scalaria in die Familie Trochoidea zu Trochus, Turbo, Janthina gebracht, Ampullaria aber, welche Latreille in der Familie Turbinata zwischen Turbo und Janthina aufführt, als Süßwasserschnecke der heißen Zone den Potamophilen zugesellt. Vergl. d. Art. Potamophila, Tubicolae, Valvata, Vermetus u. s. w. (*Streubel.*)

Peristomium, s. Moose.

PERISTYLON (*Περίστυλον*), sowol das, was ringsherum mit Säulen, mit einer Galerie umgeben ist, als der Säulengang, die Galerie, welche ein Gebäude, einen Tempel umgibt, also der Säulenumgang, welcher auch Pteroma (*πτέρωμα*) heißt. Vergl. Säulen, Säulenordnung, Säulenstellung. (*H.*)

PERISYSTOLE nannte Thom. Bartholin (Anatom. h. c. lib. I. c. 6) den Zwischenraum zwischen einer Zusammenziehung (Systole) und Erweiterung (Diastole) des Herzens und der Arterien beim Pulsschlag, welcher aber beim gesunden Menschen nicht wahrnehmbar ist, sondern nur bei solchen, die an Herzfehlern leiden oder im Sterben liegen. (*J. Rosenbaum.*)

PERITANOS (*Περίτανος, Περιτίτανος*) soll nach Arkadischer Sage mit Helena, Paris' Gemahlin, vertrauten Umgang gehabt haben; Paris bestrafte ihn, indem er ihn entmannte; daher sollen die Arkader die Entmannten *περιτάνους* genannt haben. *Ptolem.* Hephaestio I. ap. *Phot.* p. 473. ed. *Schott.* Vergl. *Meziriac*, *Ovid.* Heroid. I. p. 436. (*Krahner.*)

PERITELUS hat Prof. Germar in seiner Schrift Insectorum species novae (I. p. 407) eine zu der Schönherr'schen Familie Gonatocera, Legio Brachyrhynchi, Abtheilung Cyclomides gehörige Rüsselkäfergattung genannt, welche letzterer in der Synonymia Insectorum, Vol. B, Genera et Species Curculionidum. Tom. IV. sect. 2. genus 164. p. 511 folgendermaßen charakterisirt: Ziemlich lange, starke Fühlhörner, deren Schaft länger als der Kopf, fast fadenförmig, zuweilen allmälig verdickt ist; die zwei ersten Glieder der Geißel länglich, verkehrt kegelförmig, das dritte bis zum siebenten kürzer, entweder beinahe kreiselförmig oder linsenförmig, öfter verengt; Keule fast eiförmig, zugespitzt. Der Rüssel ist kaum länger und etwas schmäler als der Kopf, oben ziemlich flach; die Fühlergrube liegt ziemlich an seiner obern Fläche nahe der Spitze, ist ziemlich lang, etwas breit und tief; die Pterygien sind öfters etwas ausgespreizt; die Mandibeln wenig hervorstehend, kurz, dick, an der Spitze abgestutzt, zahnlos. Die Augen sind seitlich, rundlich, etwas erhaben. Der Vorderrücken ist kurz, vorn und hinten wie abgeschnitten, an den Seiten etwas zugerundet und nach Vorn zu schmaler. Rückenschildchen fehlt. Flügeldecken fast eiförmig, am Grunde zusammen etwas ausgerandet, mit abgerundeten Schultern; an den Schultern sehr breit, nach der Spitze zu verengt, auf dem vordern Theil der Rückenseite etwas erhaben. Der Leib ist fast eiförmig, convex, bestäubt, ungeflügelt und von geringer Größe. Das Vaterland ist das gemäßigte und südlichere Europa, doch findet sich auch eine Art in Amerika. Schönherr hat dieser Gattung ihre Stelle zwischen Stomodes *Schönh.* und Holcorhinus *Schönh.* hinter Omias *Germ.* *Latr.* angewiesen (vergl. die Artikel Rhynchophora und Gonatocera), und rechnet zu ihr folgende acht Arten.

1) P. griseus *Schönh.* = P. sphaeroides *Germ.* (l. c. T. I. p. 408. Nr. 552) = Pachygaster *Déj.* (Catalogue de la collection du comte Déjean p. 91) = Curculio inquinatus *Illigeri* = Curculio griseus *Olivieri* (Entomologie, Vol. V. p. 358. Nr. 417. pl. 31. fig. 475). Länglich-eiförmig, tief schwarz, mit dichten schwarzbraunen, weißlichen und grauen, kleinen Schüppchen, von denen er beinahe bunt gefärbt ist, bedeckt; Fühlhörner und Füße roströthlich-pechbraun, Stirn gefurcht, Flügeldecken fein punktirt-gestreift, Größe und Gestalt ungefähr wie die des Otiorhynchus picipes, zuweilen jedoch auch nur halb oder ein Drittel so groß. Findet sich in Frankreich und dem westlichen Teutschland.

2) P. necessarius *Schönh.* (l. c. p. 513). Der vorigen Art sehr ähnlich, aber mit längeren Flügeldecken, die weniger convex sind. Der Leib hat eine längliche Gestalt, ist schwarz, aber über und über dicht mit kleinen weißen Schüppchen bestäubt, die Fühlhörner sind dicker als bei P. griseus und wie die Füße schwarz; der Vorderrücken unregelmäßig und etwas weitläufig punktirt und eng gerippt; die Flügeldecken sind länger, aber weniger erhaben als bei der vorigen Art und haben ziemlich weitläufig gestellte, punktirte Linien. Vaterland: Frankreich.

3) P. famularis *Schönh.* (l. c. p. 514). Der folgenden Art sehr nahe verwandt und von derselben Gestalt. Leib oval, convex, schwarz mit gräulich-weißen Schüppchenfeldern beinahe gleichmäßig bedeckt, dicken Fühlhörnern, welche gleich den Beinen schwarz sind, grob punktirtem Vorderrücken und mit eng gestreiften, und dazwischen unregelmäßig punktirten, Flügeldecken. Ist bei Katharinoslaw gefangen.

4) P. familiaris *Schönh.* Nur so groß wie die kleinsten Individuen von P. griseus, aber fast noch kürzer und gewöhnlich mehr convex, beinahe eiförmig, schwarz, mit dicht gestellten schwarzbraunen, weißlichen und grauen kleinen Schüppchen bedeckt und bunt gezeichnet, mit ausgehöhltem Schnabel, lebhaft rostrothen Fühlhörnern und Füßen, fein punktirt-gestreiften Flügeldecken, die sehr häufig weißbunt aussehen. Findet sich in Ungarn, dem südlichen Podolien ꝛc.

5) P. noxius *Chevrolatii*. Dem Vorigen verwandt, aber um die Hälfte größer, anders gefärbt und ohne Rinne in dem Rüssel und längeren Antennen. Der Leib ist eiförmig, schwarz, oben mit schwarzbräunlichen Schüppchen bedeckt; die Fühlhörner roströthlich-scherbengelb, der Schnabel schmaler als bei P. familiaris und ohne Kanal; die Fühlhörner sind länger, das zweite und dritte Glied derselben ziemlich lang; der Vorderrücken tief grob punktirt mit schmaler, von silberfarbigen Schüppchen gebildeter, Rücken- und Seitenlinie; die Flügeldecken sind fein punktirt gestreift und weißlich gefleckt. Italien.

6) P. senex *Déj.* = Omias sphaeroides *Déj.* (Catal. des coleoptères de sa collection p. 96) et *Sturm*. (Ins. Cat. 1826. p. 177) = P. sentinus *Schönh*. Aus dem südlichen Frankreich, ungefähr von der Gestalt des P. familiaris, aber um das Doppelte kleiner, eiförmig schwarz, mit grauen, gleichfarbigen Schüppchen bedeckt, lebhaft rostrothen Fühlhörnern und Füßen, schmälerem Schnabel, der ohne Kanal ist, dünneren Antennen mit eiförmiger Keule; Vorderrücken dicht punktirt; Flügeldecken fein punktirt-gestreift mit behaarten Zwischenräumen.

7) P. leucogrammus *Germ*. (Ins. Spec. T. I. p. 408. Nr. 553) = Centricnemus leucogrammus *Steven*. (Mus. Moscow. II. p. 94) = Omias albolineatus *Déj*. (Catal. Col. p. 96) ist die am weitesten verbreitete Art der Gattung, denn Germar, der sie zuerst beschrieben, hat sie bei Halle an der Saale gefunden, und später hat man sie auch in Volhynien und Orenburg angetroffen. Sie ist grau, dicht mit Schüppchen besetzt; Fühler und Füße dunkel pechbraun; Flügeldecken fein punktirt-gestreift mit weißen Linien.

8) P. chrysorrhoeus *Schönh*. = Curculio chrysorrhoeus *Say*. aus Nordamerika, von der Größe des P. familiaris, beinahe eiförmig, rostfarbig, mit schmuzig braungrauen Schüppchen bedeckt; Fühlhörner und Füße verwaschen rostfarbig; Vorderrücken zugerundet, mit vielen Punkten; Flügeldecken fein gestreift, mit gemeinschaftlicher, breiter, am Hinterrande gezähnelter, aus feinen umbrafarbenen Schüppchen gebildeter Längsbinde.

Prof. Germar, welcher sein Genus Peritelus anders charakterisirt hatte, als Schönherr, rechnete auch noch andere Rüsselkäfer dahin, die jedoch jetzt in den Gattungen Omias, Holcorhinus, Phlyctinus und Oosomus ihre Stelle gefunden haben. Da bei diesen Gattungsnamen mit Weglassung der Diagnose auf den Artikel Peritelus verwiesen worden ist, so möge hier noch eine kurze Übersicht der Familie Cyclomides mit den genannten Gattungen folgen.

Die zu der Gruppe Cyclomides *Schönh*. gehörigen Rüsselkäfer haben geknickte Fühlhörner und für dieselben zum Schutz am Schnabel unterhalb der Augen eine Rinne. Die Fühlhörner sind meist zwölfgliederig mit langem Schafte. Der Schnabel ist kurz, mehr oder weniger dick, entweder fast horizontal oder niedergebogen, oft drahtrundlich, zuweilen gegen die Spitze zu fast eckig. Der Leib ist beinahe eiförmig; stets ungeflügelt: die Schultern sind abgerundet oder abgestumpft. Gattungen:

Amycterus *Dalm. Schönh.*
(Phalidura *Mac Leay*. Curculio *Kirby*.)

Antennen mittelmäßig lang, nicht sehr dünn; der Schaft reicht fast bis an das Bruststück, ist allmälig verdickt; die zwei Basalglieder der Geißel sind beinahe verkehrt-kegelförmig, das dritte bis sechste Glied kurz, linsenförmig, das siebente lang, becherförmig, die Keule aufnehmend; diese ist kreiselförmig, zugespitzt. Der Schnabel ist sehr kurz, sehr dick, herabgebogen, ungleich, mit weiter Mundöffnung; die Oberkiefer sind sehr breit, sehr convex, am inneren Rande aber gerade. Die kleinen Augen sind rundlich, an den Seiten gelegen, eingesenkt. Der Vorderrücken ist rundlich am Grunde abgestutzt, an den Seiten gleichmäßig rundlich verbreitert, an der Spitze länglich abgerundet, bei den Augen fast gelappt, darunter an der Kehle breit ausgerandet. Schildchen klein, dreieckig, versteckt. Flügeldecken groß, oblong, fast elliptisch, an der Basis beide zusammen ausgerandet, am Schulterwinkel nach Vorn zu vorgezogen; an der Spitze sind sie zusammen stumpf abgerundet, oft mit einem kleinen, einfachen Höcker versehen. Der Körper ist beinahe elliptisch, mäßig convex, rauh, ungleich, dunkel, ungeflügelt, meist von nicht unbedeutender Größe. Die Arten bewohnen die Tropenzone der alten Welt.

1) A. mirabilis *Schönh*. (Genera et Species Curculionidum T. IV. pars 2. p. 470) = Curculio mirabilis *Kirby*. (Transact. of Linnean Soc. XII. p. 469. Nr. 21. pl. 23. fig. 9). Länglich-elliptisch, schwarz, grau bestäubt, mit dicht gestellten Höckerchen auf dem Vorderrücken, runzeligen, punktirt-gestreiften Flügeldecken, mit in Reihen gestellten, kleinen, abwechselnd höheren Höckern, welche sämmtlich eine kurze, schwarze, niedergebogene Borste tragen. Das Männchen unterscheidet sich vom Weibchen durch längeren Vorderrücken, gehörnte Kehle, unten an der Spitze ausgehöhlten Bauch und kräftigere Gabel am After. Das Weibchen dagegen hat kürzern, abgerundeten Vorderrücken, stumpfe, glatte Kehle, stumpf abgerundeten, ganzrandigen After. Diese Art hat einige Ähnlichkeit mit Spondylus buprestoides, ist aber um das Doppelte größer. Vaterland Neuholland.

2) A. mirabundus *Schönh*. (l. c. p. 471. Länglich elliptisch, schwarzbraun, düster gefärbt, sparsam grau bestäubt; der Vorderrücken beinahe kreisförmig, mit sehr dicht gestellten kleinen Höckern versehen; Flügeldecken undeutlich runzelig und gestreift-punktirt mit in Reihen gestellten, abwechselnd höheren Höckerchen, welche alle mit einer steifen, herabgebogenen grauen Borste besetzt sind. Ist der vorigen Art ähnlich, aber etwas kleiner und mehr schwarzbraun; findet sich ebenfalls in Neuholland.

Noch andere Arten dieser Gattung sind: 3) A. Marshami *Schönh*. (l. c. p. 472) = Curculio Marshami *Kirbyi* (l. c. XII, 11. p. 436. Nr. 77) = Curculio echidna? *Mac Leay* aus Neuholland. 4) A. bucephalus *Gyllenh*. = Curculio bucephalus *Oliv*. (Entom. V, 83. p. 399. Nr. 484. t. 25. fig. 355) =

Phalidura Gyllenhallii *Hope* in Neuholland und Ostindien. 5) A. Stephensii *Schönh.* = Phalidura Stephensii *Hope* aus Neuholland. 6) A. bubalus *Schönh.* = Curculio bubalus *Oliv.* (l. c. nr. 483. fig. 354) aus Ostindien. 7) A. obtusus *Schönh.* (l. c. p. 474) = Curculio obtusus *Wiedemann.* (Magazin der Zoologie II, A. p. 121. nr. 184), vom Vorgebirge der guten Hoffnung.

Episomus *Schönh. Gylh.* (l. c. p. 474)
(Curculio part. *Fabr. Oliv. Hbst. Sparrm. Wiedem.*)

Fühlhörner mittelmäßig lang, ziemlich dick; Schaft fast länger als der Kopf, sehr verdickt; die zwei ersten Glieder der Geißel kurz verkehrt-kegelförmig, das dritte bis sechste kürzer, beinahe breiter als lang, an der Spitze abgestutzt, das siebente um das Doppelte länger, fast cylindrisch, dicht an die Keule gedrückt, die Keule klein, kurz eiförmig. Rüssel kurz, sehr dick, oben öfter mit Rinne, an der Spitze tief dreieckig ausgerandet; Fühlergrube am Grunde des Schnabels, tief, gekrümmt, nach dem Auge zulaufend. Augen rundlich, sehr hervorragend. Vorderrücken schmaler, an der Basis entweder zweimal ausgebuchtet oder fast abgestutzt, mit fast geraden Rändern; vorn wenig schmaler, an dem Ende abgestutzt, oft mit einer Rinne an der oberen Seite. Rückenschildchen klein. Flügeldecken groß, eirund, mit abgerundeten Schultern; oben sehr conver, besonders nach Hinten zu, an dem Ende zusammen etwas zugespitzt. Körper eiförmig, conver, hart, kräftig, mit kleinen Schuppen bedeckt, entweder geflügelt oder flügellos, meist von mittlerer Größe. Arten gibt Schönherr fünf an:

1) E. platina *Schönh.* = Curculio platina *Sparrm.* (Acta Holm. 1785 p. 55. nr. 36. t. 3. fig. 36) *Oliv.* (Encyclop. méthod. V. p. 570. nr. 52), *Linn. Gmel.* (Syst. natur. T. IV. p. 1794. nr. 440) = Curculio nigrolineatus *Wiedem.* (Magaz. d. Zoolog. II. A. p. 125. nr. 189). Unten und an den Seiten silberweiß und goldgrün glänzend, oben, wie die Füße, grau; Flügeldecken mit schwarzen Längsbinden. Vorgebirge der guten Hoffnung, Java.

2) E. pauperatus *Schönh.* = Curculio pauperatus *Fabr.* (Syst. Eleuth. II. p. 509. nr. 15). Oblong, schwarz, mit weißlichen, hirschfarbigen und grünen Schüppchen bedeckt, schmalem Vorderrücken, welcher eine Rinne hat und mit in die Quere gestellten Runzeln versehen ist; Flügeldecken eiförmig, tief weitläufig punktirt-gefurcht, an der Spitze zusammen zugespitzt; Fühlerkeule schwarz. Bewohnt die Inseln von Ostindien, Java, Sumatra. Die Varietät γ nennt Wiedemann in seinem Magazin für Zoologie (I, C. p. 177. nr. 28) Curculio chlorostigma.

Die übrigen Arten sind: 3) E. lacerta *Schönh.* = Curculio lacerta *Fabr.* (l. c. p. 528. nr. 123) = Curculio avarus *Fabr.* (ibid. p. 510. nr. 16) = Curc. lacerta *Oliv.* (Entom. V, 83. p. 354. nr. 412. t. 6. fig. 68 et t. 12. fig. 148) *Herbst.* (Käfer VI. S. 388. nr. 367. t. 90. fig. 13) etc. Bewohnt Java. 4) E. figulus *Schönh.* (l. c. 476) aus Bengalen. 5) E. echinus *Schönh.* = Curculio echinus *Fabr.* (l. c. p. 519. nr. 74) in Guinea.

Piezonotus *Schönh. Gylh.* (l. c. p. 477)[1].

Antennen länglich, ziemlich dünn, Schaft über den vorderen Rand des Vorderbruststückes reichend, keulenförmig; alle Glieder des Schaftes beinahe verkehrt kegelförmig, fast gleich; Keule länglich eiförmig. Schnabel ziemlich kurz, rundlich, höckerig, an der Spitze etwas zugerundet. Augen seitlich, kurz eiförmig, mäßig hervorstehend. Vorderrücken länglich, an der Basis und dem Ende abgestutzt, an den Seiten gleichmäßig abgerundet, oben ziemlich flach. Kein Rückenschildchen. Flügeldecken länglich, eiförmig, an der Basis abgestutzt, an den Seiten gleichmäßig abgerundet, auf der Rückenseite flach gedrückt, hinten gerade abgeschnitten. Der Gattung Tyloderus ähnlich, aber durch Schnabel- und Fühlerbau verschieden. Einzige bekannte Art ist P. suturalis *Schönh.* aus Java.

Hadrorhinus *Schönh. Gylh.* (l. c. p. 479)[2].

Fühlhörner mittelmäßig lang, stark; Schaft fast an den Thorax reichend, allmälig verdickt, etwas zurückgekrümmt; Geißel ziemlich dick; ihre beiden Basalglieder sehr kurz, verkehrt kegelförmig, das dritte bis siebente Glied noch kürzer, an der Spitze abgestutzt; Keule länglich-eiförmig, zugespitzt. Schnabel sehr kurz, dick, durch eine rundliche Querfurche von der Stirn geschieden, mit länglicher, großer Fühlergrube. Augen seitlich, rundlich hervorragend. Vorderrücken fast breiter als lang, vorn und hinten abgestutzt, an den Seiten gleichmäßig abgerundet. Rückenschildchen ist nicht vorhanden. Flügeldecken länglich-eiförmig, conver, am Grunde abgestutzt. Körper länglich-eiförmig, conver, beschuppt, geflügelt, von geringer Größe. Typus: H. lepidopterus *Schönh.* aus Südafrika. Der folgenden Gattung sehr nahe stehend.

Ptochus *Schönh. Stev.*
(Omias *Déj.* part. = Peritelus *Germ.* part.)

Antennen lang, ziemlich kräftig, ihr Schaft reicht bis an den Thorax, ist beinahe fadenförmig, ziemlich gerade; die beiden ersten Glieder der Geißel länglich, verkehrt-kegelförmig, das dritte bis siebente kurz, an der Spitze fast abgestutzt, etwas verengt; Keule länglich eiförmig, am Ende zugespitzt. Schnabel sehr kurz, nicht deutlich vom Kopf gesondert, dick, oben ziemlich flach, an der Spitze tief ausgerandet; Fühlergrube am Ende kurz. Stirn breit, oft erhaben. Augen seitlich, rundlich mäßig hervorragend. Vorderrücken bei den meisten Arten sehr kurz, vorn und hinten abgestutzt, an den Seiten meist wenig zugerundet. Rückenschildchen sehr klein, kaum bemerkbar. Flügeldecken länglich-eiförmig, an der Basis abgestutzt, oben mäßig conver. Leib länglich-eiförmig, beschuppt, ungeflügelt, von sehr geringer Größe. Geographische Verbreitung: Arten finden sich in Europa, Persien, Nordamerika. Schönherr kennt eilf Arten:

1) Von πιέζω und νῶτος. 2) Von ἁδρός und ῥινός.

1) P. circumcinctus *Schönh.* findet sich in Persien.
2) P. longicollis *Schönh.* Ebendaselbst.
3) P. porcellus *Schönh.* in Taurien.
4) P. setosus *Schönh.* im Kaukasus.
5) P. perdix *Schönh.* Taurien und Kaukasus.
6) P. deportatus *Schönh.* Sibirien.
7) P. adspersus *Schönh.* Nordamerika.
8) P. tessellatus *Dej.* Nordamerika.
9) P. rufipes *Schönh.* Kaukasus.
10) P. bisignatus *Schönh.* = Peritelus bisignatus *Germ.* (l. c. p. 410. nr. 555) = Omias bisignatus et grandicornis *Dej.* (Cat. Col. p. 96) = Ptochus grandicornis *Stev.* (Mus. Mosq. II. p. 94). Eiförmig, dunkelbraun, dicht grau beschuppt, Antennen und Füße scherbengelb, Kopf und Rüssel dicht grob punktirt, Flügeldecken eiförmig, punktirt-gestreift, beiderseits mit dunkelbräunlichem Streif und dicht mit kleinen Borsthaarchen besetzt: Dalmatien, Taurien, Ungarn, Istrien.
11) P. subsignatus *Schönh.* findet sich in Taurien.

Trachyphloeus *Germ. Latr. Dej. Schönh. Gylh.*

Antennen ziemlich kurz und etwas dick; Schaft dick, kaum an den Thorax reichend, spitzwärts allmälig verdickt; die zwei ersten Glieder der Geißel kurz, verkehrt kegelförmig, das erste ziemlich dick, das dritte bis siebente breit, Keule klein, eiförmig. Schnabel so lang wie der Kopf, aber schmaler, etwas herabgebogen, oben beinahe eben, an der Spitze dreieckig ausgeschnitten, mit etwas erhabenem Rande und länglicher, tiefer, beinahe gerader Fühlergrube. Augen seitlich, rundlich, fast flach. Vorderrücken quer, vorn und hinten abgestutzt, an den Seiten öfter rundlich verbreitert, nach Vorn zu etwas schmaler. Rückenschildchen fehlt. Die Flügeldecken sind weit, zusammengenäht, kurz, eiförmig, am Grunde leicht ausgerandet, oben mäßig convex. Leib stumpf eiförmig, oben mit sehr kurzen Borsten besetzt, nicht sehr convex, ungeflügelt, sehr klein. Die Arten gehören Europa an. Vergl. d. Art. Trachyphloeus und *Schönherr*, Genera et Species Curculionidum II, 1, 490—496.

Omias *Schönh. Germ.*

(Thylacites [Brachysomus] *Schönh.* = Paurosomus *Stev.* = Bryssus *Megerle.* = Platymetopon *Meg.* = Peritelus, Trachyphloeus et Otiorhynchus *Germ.* etc.).

Antennen mittelmäßig lang, bald dünner, bald dicker, Schaft beinahe länger als Kopf, mehr oder wenig gekrümmt, spitzwärts verdickt; erstes und zweites Geißelglied kurz obkonisch, drittes bis siebentes knotenförmig, Keule oval. Schnabel kurz, schmaler als Kopf, bei mehren Arten an der Oberseite spitzwärts mit einem dreieckigen Eindruck, bei einigen fast eben; Fühlergrube kurz, etwas bogenförmig. Augen rundlich, convex, klein. Vorderrücken bald kurz, bald länglich, vorn und hinten abgestutzt, an den Seiten etwas abgerundet, vorn etwas schmaler. Den meisten Arten fehlt das scutellum, bei andern ist es jedoch vorhanden, klein, dreieckig. Flügeldecken weit, bald kurz, bald länglich eiförmig, oben sehr convex. Der Körper ist entweder etwas rund oder etwas eiförmig, ungeflügelt und stets von sehr geringer Größe. Die Arten finden sich in Europa.

†) Leib rundlich; Rückenschildchen fehlt:

O. seminulum *Schönh.* = Curculio seminulum *Fabr.* (Syst. Eleuth. II. p. 528. nr. 125) = Peritelus *Germ.* (l. c. p. 409. nr. 554) = Curculio globulus *Oliv.* (Entom. V, 83. p. 421. nr. 519. pl. 35. fig. 545) etc. Kurz eiförmig, oben trüb schwärzlich-bronzefarbig, mit anliegendem grauem Flaum bestreut, unten mit goldgrünen Schüppchen besetzt; Fühler am Grunde rostfarbig; Vorderrücken sehr kurz, runzelig-punktirt; Flügeldecken stark gewölbt, sphärisch, tief punktirt-gestreift, mit weißschuppigem Schildfleckchen; Hinterschenkel scharf gezähnt. Österreich. Ungarn.

Andere Arten: O. glomeratus *Schönh.* Taurien, Kaukasus. O. glomulus *Schönh.* Kaukasus. O. globosus *Stev.* Taurien, Kaukasus. O. rotundatus *Dej.* = Curculio rotundatus *Fabr.* (l. c. p. 531. nr. 140) Podolien rc. O. rufipes *Schönh.* Volhynien. O. verruca *Stev.* Taurien. O. puberulus *Stev.* Taurien, Kaukasus. O. strigifrons *Schh.* Taurien.

O. ruficollis *auct.* = Curculio ruficollis et holosericeus *Fabr.* (l. c. p. 525 nr. 105. p. 526. nr. 113). Fast eiförmig, rostfarbig, mit blassem Flaum, Antennen und Füße blasser, Stirn mit einer Grube, Schnabel breiter, oben eingedrückt, deutlich punktirt, Vorderrücken schmutzig rostbraun, etwas convex, Flügeldecken eiförmig, tief punktirt gestreift, vordere Oberschenkel stumpf gezähnt. Teutschland.

O. mollinus *Ahrens.* Eiförmig, pechbraun, Fühler und Füße röthlich scherbengelb, Kopf undeutlich punktirt, Scheitel beinahe glatt, Thorax weniger punktirt, Flügeldecken kastanienfarbig, tief punktirt gestreift mit kleinen weißlichen Borsten. Teutschland.

O. gracilipes *Schönh.* = Otiorhynchus gracilipes *Germ.* Fast eirund, blaß, scherbenförmig, Kopf und Rüssel dicht punktirt, Antennen ziemlich dick mit sehr gekrümmtem Schafte, Thorax kurz, quer, vorn schmaler, gegen die Mitte zu rundlich erweitert, sehr dicht undeutlich runzelig punktirt, Flügeldecken eiförmig, tief punktirt gestreift, fast mit Borsten bedeckt, Oberschenkel mäßig dick, unbewehrt. Teutschland.

O. hirsutulus *Gyll.* = Curculio hirsutulus *Fabr.* (l. c. p. 526. nr. 112. = Thylacites hirsutulus *Germ.* = Curculio echinatus, scaber scabriculus etc. *auct.*). Schwarzbräunlich, behaart, Fühler und Füße scherbenfarbig, Flügeldecken gewölbt, stachelig, tief punktirt gestreift, der enge Vorderrücken und der Schnabel ohne Rinne. Nördliches Europa, Volhynien.

O. villosulus *Schönh.* = Trachyphloeus villosulus *Germ.* Österreich.

††) Leib länglich-eiförmig; Rückenschildchen vorhanden.

O. brunnipes *Schönh.* im südlichen und gemäßigten Europa.

O. mollicomus *Schönh.* = Otiorrhynchus mol-

licomus *Germ*. Länglich-eiförmig, kastanienroth, fast glänzend, mit weißlichem Flaum besetzt; Füße und Fühlhörner matter gefärbt; Schnabel an der Spitze eingedrückt, undeutlich punktirt, Thorax oben etwas convex, Rücken gegen die Seiten zu punktirt, Flügeldecken tief punktirt-gestreift. Halle.

O. pellucidus *Chevrol*. Frankreich, England. O. indigens *Schönh*. = Curculio indigens *Hffm*. Lusitanien. O. concinnus *Schönh*. Südfrankreich. O. parvulus *Ulrich*. Illyrien.

Stomodes *Schönh. Gylh.*

Antennen ziemlich lang, stark; Schaft länger als Kopf, schwach gekrümmt, gegen das Ende zu allmälig verdickt; das erste Glied der Geißel sehr kurz, verkehrt kegelförmig, das zweite bis siebente kurz, fast kreiselförmig, gleich; Keule länglich oval. Schnabel kurz, dick, kaum schmaler als der Kopf, an der Spitze breit ausgerandet; Fühlergrube kurz, breit, geräumig; Oberkiefer ziemlich lang, stark gebogen, hornig, ungezähnt. Augen seitlich, rundlich, wenig convex. Thorax länglich, vorn und hinten abgestutzt, am Grunde mit erhobenem Rande, an den Seiten gleichmäßig rundlich erweitert, oben mäßig convex. Rückenschildchen nicht wahrnehmbar. Flügeldecken ziemlich lang, fast elliptisch, an der Basis abgestutzt, an der Spitze zugespitzt, oben wenig convex. Leib länglich, fast elliptisch, behaart, ungeflügelt, sehr klein. Typus: S. tolutarius *Schönh*. wohnt in Taurien.

Peritelus *Schönh*. siehe oben.

Holcorhinus *Schönh. Gylh.*

Antennen ziemlich lang, eben nicht dünn; der Schaft ist etwas länger als der Kopf, beinahe keulenförmig, gerade; die zwei ersten Glieder der Geißel ziemlich lang, verkehrt kegelförmig, drittes bis siebentes kurz, beinahe kreiselförmig; Keule länglich-eiförmig. Schnabel etwas länger und schmaler als der Kopf, am Grunde durch einen gebogenen, queren Einschnitt von der Stirn deutlich gesondert, oben beinahe flach, nach der Spitze zu etwas verdickt, die Spitze selbst rundlich ausgerandet; Fühlergrube am Grunde tief, gegen die Augen hin flacher. Augen seitlich, halbkugelförmig. Thorax kurz, vorn und hinten abgestutzt, an den Seiten gegen die Mitte zugerundet, vorn etwas schmaler, oben mäßig erhaben. Rückenschildchen fehlt. Flügeldecken länglich-oval, an der Basis zusammen leicht ausgerandet, mit abgerundeten Schultern, oben convex, besonders nach Hinten zu. Körper länglich eiförmig, beschuppt, ungeflügelt, von geringer Größe. Schönherr beschreibt zwei Arten von Algier: H. seriehispidus *Schönh*. und H. querulus *Schönh*. (l. c. 578—20). In seiner Curculionidum Dispositio methodica p. 194 war dieses Genus nur eine Unterabtheilung von Peritelus.

Cosmorhinus *Schönh*. (l. c. 520—2)

Fühlhörner lang, ziemlich dünn; der Schaft reicht bis an die Mitte des Thorax, ist fast fadenförmig, gebogen; die zwei ersten Glieder der Peitsche ziemlich lang, die übrigen stufenweise kürzer werdend, alle verkehrt kegelförmig; Keule oval, am Ende zugespitzt. Schnabel kurz, etwas dick, niedergebogen; Fühlergrube befindet sich oberhalb, in der Mitte der Rüssellänge, ist kurz und geräumig. Augen rundlich, mäßig hervorstehend. Thorax klein, breit, sehr kurz kegelförmig, vorn und hinten abgeschnitten, mit schiefen, geradlinigen Seiten, nach Vorn zu viel enger als hinten, oberhalb mäßig convex. Rückenschildchen fehlt. Die Flügeldecken sind weit, gewölbt, an der Basis zusammen ausgerandet, mit etwas hervorspringenden Winkeln; oberhalb sehr convex. Leib kurz, eiförmig, rundlich, convex, beschuppt, ungeflügelt, klein. Typus dieser Gattung ist C. cristatus *Billbg*. = C. cristirostris *Schönh*. vom Vorgebirge der guten Hoffnung.

Phlyctinus *Schönh. Gylh.*

Antennen ziemlich lang, ziemlich dünn; der Schaft reicht über die Augen hinaus, ist bald gerade, bald gekrümmt, keulenförmig; die zwei ersten Glieder der Geißel sind ziemlich lang, verkehrt kegelförmig, das dritte bis siebente kurz, bald beinahe verkehrt kegelförmig, bald kreiselförmig; Keule länglich-eiförmig. Schnabel wenig länger als der Kopf, linearisch drehrund; Fühlergrube oberhalb, länglich, tief, beinahe gerade. Augen seitlich, rundlich, mehr oder weniger stark hervortretend. Thorax bald kaum länger als hinten breit, bald breiter als lang, vorn und hinten abgestutzt, an den Seiten gegen die Mitte hin abgerundet, vorn schmaler, oben convex. Leib kurz eiförmig, convex, beschuppt, ungeflügelt, von geringer Größe. Die Arten finden sich meistens am Vorgebirge der guten Hoffnung. Schönherr hat anfänglich diese Gattung als gleichnamige Unterabtheilung seines großen Peritelus betrachtet, doch so, daß die eine Art, Ph. gallina, eine eigene Section, Pyctoderes, bildete (vergl. Curcul. dispos. method. p. 194. 196). Später hat er die letztere Abtheilung ganz mit Phlyctinus vereinigt, und die kleine Gruppe, welche er Oosomus nennt und früher (l. c. p. 195) zu Peritelus brachte, ebenfalls aber als eigene Section zu Phlyctinus gestellt. Die echten Phlyctinusarten sind folgende:

1) P. monstrosus *Schönh. Déj.* vom Cap. 2) P. callosus *Schönh*. vom Cap und aus Ostindien. 3) P. agrestis *Schönh*. 4) P. gallina *Schönh*. = Pyctoderes gallina *Schönh*. = Curculio Gallina *Sparrm. Oliv. Lin.-Gm.* = Curculio pleuroleucus *Wiedem*. (Zoolog. Mag. II, 1. p. 127. nr. 191) vom Cap.

Die Abtheilung Oosomus *Schönh*. enthält einige Arten, die in einigen Stücken von Phlyctinus abweichen, und die Schönherr deshalb als eine kleine Unter- oder Nebengattung zu Phlyctinus betrachtet. Er gibt folgende Diagnose: Antennen ziemlich kurz; der Schaft an der Spitze stark keulenförmig angeschwollen; die ersten beiden Glieder der Geißel ziemlich kurz, fast verkehrtkegelförmig, das erste etwas verdickt, das dritte bis siebente sehr kurz, breiter als lang, stufenweise breiter werdend; die Keule eiförmig. Augen rundlich, wenig convex. Flügeldecken weit, kurz eiförmig. Übrigens wie Phlyctinus. Arten: 5) P. Hariolus *Schönh*. vom Cap. 6) P. testatus *Schönh*. ebendaher.

Pholicodes *Schönh.* (Genera Curc. etc. p. 527).

Fühlhörner ziemlich lang, dünn, der Schaft beinahe an den Thorax reichend, gekrümmt, am Ende keulförmig; die zwei ersten Glieder der Geißel etwas lang, fast keulenförmig, das dritte bis siebente kürzer, entweder sehr kurz, verkehrt kegelförmig oder beinahe abgerundet, auseinanderstehend; die Keule lang, am Ende zugespitzt. Der Rüssel ist fast horizontal, kurz, dick, kaum vom Kopf gesondert, oben fast flach; die Fühlergrube befindet sich an der Spitze, ist kurz und liegt gerade. Augen rundlich, mäßig convex. Thorax nicht länger als breit, vorn und hinten abgestutzt, an den Seiten etwas abgerundet, vorn schmaler, oberhalb mäßig convex. Schildchen sehr klein, dreiseitig. Flügeldecken länglich, beinahe eiförmig, vorn kaum breiter als der Hinterrand des Vorderrückens, abgestutzt, mit abgerundeten Schultern, oben mäßig erhaben. Der Leib ist länglich eiförmig, etwas fein beschuppt, mittelmäßig convex, ungeflügelt und von geringer Größe. Die Arten leben am Kaukasus. Es sind folgende drei:

1) **P. plebejus** *Schönh.* vom Kaukasus. 2) **P. trivialis** *Schönh.* ebendaselbst. 3) **P. nubiculosus** *Schönh.* aus Persien.

Laparocerus *Schönh. Gylh.* (l. c. p. 530.)[3]

Fühlhörner lang, dünn; Schaft keulenförmig, wenig länger als der Kopf; die zwei ersten Geißelglieder ziemlich lang, das dritte bis siebente immer etwas kürzer werdend, alle umgekehrt kegelförmig; Keule länglich. Schnabel ziemlich kurz, kaum vom Kopf geschieden, oben ziemlich flach, am Ende dreiseitig ausgeschnitten; Fühlergrube länglich, breit. Augen etwas rundlich, mäßig hervorstehend. Der Thorax ist hinten und vorn abgeschnitten, an den Seiten gleichmäßig rundlich erweitert. Das Rückschildchen ist deutlich und stumpf dreieckig. Die Flügeldecken länglich eiförmig, an der Basis abgestutzt, oben convex. Schönherr betrachtet L. morio als Typus seiner Gattung, außerdem kennt er nur noch eine Art; beide aus Lusitanien. Das Genus erinnert sehr an Brachyderus.

1) **L. morio** *Schönh.* Lusitanien. 2) **L. piceus** *Schönh.* Ebendort.

Aomus *Schönh. Gylh.* (l. c. 532)[4].

Diese Gattung erinnert sehr an die genera Laparocerus, Omias und Otiorhynchus. Von dem ersten unterscheidet sie sich durch die Antennen, von dem zweiten durch Fühler- und Schnabelbildung, von dem dritten, mit dem sie gleiche Fühlhornbildung hat, durch den Rüssel. Die Fühlhörner sind lang, wenig dünn; der Schaft keulenförmig, bis an den Thorax reichend; die zwei ersten Peitschenglieder ziemlich lang, umgekehrt kegelförmig, die übrigen kürzer, kreiselförmig; Keule länglich, eiförmig. Der Schnabel hat ungefähr die Länge des Kopfes, ist aber schmaler, linienförmig, an der Basis etwas eingeschnürt, am Ende leicht dreiseitig ausgerandet; die Grube für die Fühlhörner länglich, ziemlich breit, etwas gebogen. Augen rundlich, mäßig erhaben. Der Thorax ist vorn und hinten abgestutzt, an den Seiten rundlich, vorn etwas schmaler. Das Rückenschildchen ist klein, von dreieckiger Gestalt. Flügeldecken länglich-eiförmig, am Grunde abgestutzt, vom Prothorax abstehend, oben convex. Typus dieser Gattung ist **A. pubescens** *Schönh.* aus Persien.

Sciobius *Schönh. Gylh.* (l. c. p. 534.)

Antennen entweder dünn oder schlank, in den meisten sehr lang; der Schaft erreicht den Brustkasten; ist bald keulenförmig, bald breit, zusammengedrückt; das erste Glied der Geißel ist ziemlich kurz, das zweite sehr lang, das dritte bis siebente ziemlich lang, alle umgekehrt-kegelförmig; die Keule lang, eiförmig, schmal. Der Schnabel ist von der Länge des Kopfes und kaum etwas schmaler als dieser, etwas drehrund, auf der Oberseite mit drei Furchen, an der Basis durch eine tiefe, gekrümmte Furche von der Stirn geschieden, an der Spitze breit ausgerandet; die Grube für die Fühlhörner befindet sich oberwärts nahe an der Spitze und ist nach den Augen zu flacher. Die Augen sind rundlich und mittelmäßig hervorstehend. Der Prothorax ist sehr kurz, breiter als lang, am Grunde und am Ende abgeschnitten, an den Seiten etwas abgerundet, nach Vorn zu schmaler. Rückenschildchen ist nicht vorhanden. Die Flügeldecken sind groß, bald länglich, bald kurz-eiförmig, vorn beinahe wie abgeschnitten, etwas breiter als die Basis des Prothorax, an den Seiten weit, nach Hinten hin schmaler werdend, am Ende zusammen etwas zugespitzt, oberhalb sehr convex. Der Körper ist sparsam mit Schüppchen bedeckt, ungeflügelt, von mittelmäßiger Größe. Die Arten finden sich am Vorgebirge der guten Hoffnung.

†) Mit länglich-eiförmigem Leibe:

1) **S. tottus** *Schönh.* = **Curculio tottus** *Sparrm. Linn.-Gm.* 2) **S. porcatus** *Schönh.*

††) Mit kurzem eiförmigem Leibe:

3) **S. griseus** *Klug.* 4) **S. pullus** *Schönh.* = **Curculio pullus** *Sparrm.* Alle vier Arten vom Cap.

Sphaeromus *Schönh. Gylh.*[5]
(**Pachygaster** *Dej.*)

Fühlhörner ziemlich lang, eben nicht dünn; der fast linienförmige Schaft ist länger als der Kopf; die zwei ersten Glieder der Geißel ziemlich lang, beinahe umgekehrt-kegelförmig, das dritte bis siebente Glied kurz, am Ende abgerundet; die Keule länglich, fast eiförmig. Der Schnabel ist ziemlich kurz, ziemlich dick, an der Basis durch eine etwas undeutliche, gebogene Furche von der Stirn geschieden, an der Spitze etwas ausgerandet; die Fühlhörnergrube ist tief, an dem Ende breiter und flacher. Augen rundlich, hervorstehend. Vorderbrustkasten etwas lang, vorn und hinten abgestutzt, an den Seiten ein we-

3) Von λαπαρὸς und κέρας gebildet. 4) Von ἀ privativum und ὦμος.

5) Der Name ist aus σφαῖρα und ὦμος zusammengesetzt.

nig abgerundet. Flügeldecken weit, kurz eiförmig, auf der Rückenseite niedergedrückt; Schultern abgerundet. Diese Gattung erinnert an Otiorhynchus, ist jedoch durch Schnabelbildung verschieden; auch zeigt sie einige Verwandtschaft zu Holcorhinus, weicht aber dadurch ab, daß die zu der Geißel gehörigen Antennenglieder anders gebildet sind, das Schnabelende kaum ausgerandet, der Prothorax länger als breit und die ganze Körpergestalt eine andere ist. Typus der Gattung ist S. australis; man kennt noch eine Art, beide von Australien:

1) S. australis *Schönh. Gylh.* = Pachygaster australis *Dej.* aus Neuholland. 2) S. Paganus *Schönh.* Oceanien. Vanikoro.

Eremnus *Schönh. Gylh.* (l. c. 540).

Die Fühlhörner sind ziemlich lang, dünn; der Schaft ist lang, keulenförmig; die zwei ersten Glieder der Geißel etwas lang, die übrigen allmälig kürzer werdend, alle umgekehrt kegelförmig; die Keule ist länglich, eiförmig. Der Schnabel ist wenig länger und schmaler als der Kopf, etwas dick, linienförmig, oberhalb beinahe flach, bald gekielt, bald mit einer Rinne, an der Spitze breit und tief ausgerandet; die Grube für die Fühlhörner liegt an dem Spitzentheile, ist an ihrer Basis tief, gegen die Augen hin breit und flacher. Augen ziemlich groß, fast abgerundet, wenig hervortretend. Das Vorderbruststück ist bei den meisten Arten breiter als lang, an der Basis abgestutzt, an den Seiten ziemlich rundlich, nach Vorn hin etwas schmaler, gegen die Spitze zu zusammengeschnürt, in der Nähe der Augen mehr oder weniger lappenförmig. Die Flügeldecken sind länglich eiförmig, an der Basis beinahe abgestutzt, an den Schultern abgerundet, neben diesen etwas rundlich erweitert, gegen die Spitze zu verschmälert, oberwärts mäßig convex. Der Leib ist länglich-eiförmig, bald mit kleinen Schuppen bedeckt, bald fast ganz glatt, ungeflügelt; meistens von mittelmäßiger Größe. Die Arten gewöhnlich am Cap.

†) Mit Rückenschildchen.

1) E. setulosus *Schönh.* = Curculio setulosus *Wiedem.* vom Vorgebirge der guten Hoffnung. 2) E. tetricus *Schönh.* lebt auf der Insel Teneriffa. 3) E. atratus *Schönh. Gylh.* = Curculio atratus *Sparrm. Oliv. Lin.-Gm.* vom Vorgebirge der guten Hoffnung.

††) Ohne Rückenschild:

4) E. dentipennis *Schönh.* am Vorgebirge der guten Hoffnung. 5) E. exaratus *Schönh.* lebt ebenfalls am Cap. 6) E. obtusus *Schönh.* ebendaselbst. 7) E. plicicollis *Klug.* desgleichen.

Die letzte Gattung, welcher die ganze Gruppe ihren Namen verdankt, ist:

Cyclomus *Schönh.*

Die Fühlhörner sind etwas lang, ziemlich dünn; der Schaft erreicht den Brustkasten; die beiden ersten Glieder der Geißel sind ziemlich lang und haben eine verkehrt-kegelförmige Gestalt, die übrigen Glieder nehmen nach und nach an Länge ab und sind bald sehr kurz verkehrt-kegelförmig, bald linsenförmig; die Keule ist länglich-eiförmig. Der Schnabel ist sehr kurz, niedergebogen, dick, fast drehrund, an der Spitze leicht ausgerandet, mit etwas erhobenem Rande; die Grube zur Aufnahme der Fühlhörner ist bald lang, bis an's Auge sich erstreckend, linear, breit und tief, oder sie ist undeutlich, fast verschwunden. Die Augen sind rundlich und hervorstehend. Der Prothorax ist länger als breit, an der Basis abgestutzt, an den Seiten gleichmäßig zugerundet, unterhalb an der Kehle breit ausgerandet. Das Rückenschildchen ist nicht wahrnehmbar. Die Flügeldecken sind länglich-eiförmig, vorn fast abgestutzt, wenig breiter als die Basis des Vorderrückens, mit abgerundeten Schultern; nach Hinten zu verschmälert, an der Spitze zusammen abgerundet, oberhalb convex. Die Flügel fehlen, wie bei den meisten vorigen Gattungen. Die Tarsen sind ziemlich lang, bald schmal und borstig, bald unterhalb mit verbreiterten Haftschwämmchen besetzt. Der Leib ist fast länglich-eiförmig, mit weichen Stacheln besetzt, von mittler oder geringer Käfergröße. Der hierher gehörigen Arten stammen aus Südafrika, eine soll auch in Europa vorkommen. Schönherr führt folgende Species auf:

†) Der Thorax ist in der Nähe der Augen nicht gelappt.

1) C. simus *Schönh.* = Curculio simus *Wiedem.* (Zool. Mag. II, 1. p. 126. nr. 190) = C. sepidioides *Chevrol.* = C. inquinatus et pollutus *Schönh.* (Curcul. dispos. method. p. 200), vom Vorgebirge der guten Hoffnung. 2) C. boops. *Schönh.* ebenfalls vom Cap. 3) C. eminulus *Schönh.* ebendaher. 4) C. lanugipes *Schönh.* desgleichen.

††) Der Thorax ist in der Nähe der Augen deutlich lappenförmig. Hierher nur eine Art, welche früher bei Schönherr (Curcul. dispos. method. p. 200) das zu Cyclomus gehörige subgenus Epichthonius bildete. Später hat er jedoch diese Untergattung wieder eingezogen.

5) C. coronatus *Schönh.* = C. (Epichthonius) simus *ejusd.* wie die vorigen Arten vom Cap.

Nähere Auskunft über diese Gruppe gibt das oben so oft citirte Hauptwerk über die Beschreibung der Rüsselkäfer: *Schönherr*, Genera et Species Curculionidum, auf welches, wie auf den Art. Rhynchophora verwiesen wird. (*Streubel.*)

Perithecium, s. Pilze.

PERITHYAS (*Περιθύας*), einer der Lieblinge des Herakles, welcher vom Schol. *Apoll.* Rh. I, 1207 neben Hylas, Philoktet, Diomos und Phrix genannt wird. (*Krahner.*)

PERITO. 1) Eine sehr große Ortschaft in der neapolitanischen Provinz Principato citeriore, auf einer Gebirgsstufe gelegen, die von einem höheren Berge überragt, sich über dem linken Ufer des Perainoflüßchens erhebt, 3½ Miglien ostwärts von Rotina entfernt, welches Dorf an der nach Calabrien führenden Hauptstraße liegt, mit einer zur Diöcese von Capanio gehörigen Seelsorge-

station, zwei Kirchen und etwa 800 Einwohnern *). Der Ölbaum, fruchtreiche Rebengelände und getreidereiche Saaten bilden die Umgebung des Dorfes. 2) Ein Dorf in der neapolitanischen Provinz Calabria citeriore, am rechten Ufer des Cardoneflüßchens nächst Pidace gelegen, 2$^1/_5$ Miglien südöstlich von Cosenza entfernt, mit einer Pfarre, Kirche und über 600 Einwohnern. (*G. F. Schreiner.*)

PERITOMA. Eine von Candolle so benannte Pflanzengattung aus der ersten Ordnung der sechsten Linné'schen Classe und aus der Gruppe der Cleomeen, der natürlichen Familie der Cappärideen. Char. Der Kelch becherförmig, an der Basis wie abgeschnitten (daher der Gattungsname: περιτομή, Beschneidung), oben vierzähnig; die Corollenblättchen eiförmig, fast ungestielt, gleich; der gestielte Fruchtknoten steht auf einem kleinen drüsigen Polster; die gleichen Staubfäden sind auf dem Stiele des Fruchtknotens eingefügt, an der Basis mit einander verwachsen: die Antheren ablang, zurückgekrümmt; die Frucht ist eine im Kelche stehende, gestielte, ablange, mit dem Griffel gekrönte Schote. Die einzige Art, P. serrulatum *Cand.* (Prodr. I. p. 237. Cleome serrulata *Pursh.* fl. bor. am. II. p. 441. Atalanta *Nuttall.* gen. am. II. p. 73), ein ästiges, gegen drei Fuß hohes Sommergewächs mit gedreiten, schimmelgrünen Blättern, traubenförmigen Blüthen und violetter Blumenkrone, ist an den Ufern des Missuri einheimisch. (*A. Sprengel.*)

PERITONAEUM (περὶ, τείνω), die Bauchhaut, das Darmfell. Was für die Schädelhöhle die Spinnwebenhaut, für die Brusthöhle das Brustfell, das ist für die Unterleibshöhle die Bauchhaut, eine seröse, einfache, weiche Membran, welche in einem von ihr gebildeten Sacke sämmtliche der Verdauung dienende Organe einschließt, während die Organe der Harnbereitung und der Zeugung nur theilweise von der Bauchhaut berührt werden, und die großen Blutgefäße des Unterleibes mit ihr außer aller Verbindung stehen. Ihre Schlagadern erhält sie aus den A. A. epigastricis, mammariis internis, phrenicis, lumbaribus, spermaticis u. a. benachbarten Gefäßen, und sowol an ihrem hintern als vordern Theile befinden sich zahlreiche einsaugende Gefäße; dagegen scheint sie Nerven nicht zu enthalten. Ihre äußere Fläche ist an die benachbarten Theile durch Zellgewebe, jedoch an den meisten Stellen nur lose, befestigt, und dieses hängt mit dem ganzen übrigen Zellgewebe des Körpers — theils unmittelbar, theils mittelbar — zusammen. Die innere Fläche der Bauchhaut ist glatt, und wird im gesunden Zustande beständig schlüpfrig erhalten durch eine von den aushauchenden Enden der Schlagadern in Gasgestalt abgesonderte Feuchtigkeit (Humor peritonaei), welche bald wieder von den einsaugenden Gefäßen aufgenommen wird.

Der erwähnte von der Bauchhaut gebildete Sack umschließt denjenigen Theil der Bauchhöhle, den man die Höhle der Bauchhaut (Cavum peritonaei) nennt, bildet aber in seinem Laufe noch gewisse zur Verbindung der Baucheingeweide bestimmte Fortsetzungen und Bänder. Es geht nämlich die Bauchhaut zuerst vom Nabel an aufwärts, bekleidet die innere Fläche der Bauchmuskeln (paries perit. abdominalis), und überzieht hierauf die ganze untere Fläche des Zwerchmuskels (paries perit. phrenica), wobei die Bauchhaut an einigen Stellen, namentlich an dem schwertförmigen Fortsatze und den Zwischenräumen des Rippentheiles und Lendentheiles des Zwerchmuskels, die Brusthaut berührt, und durch Zellgewebe mit ihr verbunden wird. Vom Zwerchmuskel abgehend wendet sich die Bauchhaut gegen die Leber, bildet nach Vorn das Ligamentum suspensorium, nach Hinten das Ligamentum coronarium, hüllt alsdann die Leber selbst ein, und wendet sich hierauf zum Magen und zum Zwölffingerdarm, wobei der zwischen Leber und Magen gelegene Theil das kleine Netz (Omentum gastrc-hepaticum), der zwischen der Leber und dem Zwölffingerdarm befindliche aber das Ligam. hepatico-duodenale bildet. Nachdem die Bauchhaut den Magen eingewickelt, läuft sie vom untern Rande desselben zum Quer-Grimmdarm, unterhalb dessen sie als großes Netz (Omentum magnum) frei herabhängt. Vom Zwerchmuskel als kleiner Fortsatz zur obern Magenöffnung herabsteigend bildet die Bauchhaut das Ligam. phrenico-gastricum, sowie zur Milz gelangend das Ligam. phrenico-lineale; die Bauchhaut umschließt sodann die Milz, und geht theils in das große Netz, theils zum Magen, das Ligam. gastro-lineale bildend. Vom Nabel abwärts senkt sich die Bauchhaut hinter den Bauchmuskeln zum Schambogen herab, überzieht den Grund und die hintere Fläche der Harnblase, bei beiden Geschlechtern in die Tiefe des Beckens herabsteigend, weshalb dieser Theil der Bauchhaut die Beckenwand derselben (Paries perit. hypogastrica) genannt wird. Im männlichen Körper geht von der hintern Fläche der Harnblase die Bauchhaut über die Saamenbläschen weg, läßt also diese und die abführenden Gänge (Ductus deferentes) außerhalb, geht nach der vordern Fläche des Mastdarms und von dieser in seine hintere und Seitenfläche über. Im weiblichen Körper geht dagegen die Bauchhaut von der hintern Fläche der Harnblase zum Fruchthälter; sie überzieht die vordere Fläche, den Grund, und die hintere Fläche desselben, und hüllt zugleich zur Seite des Fruchthälters die Eierstöcke und die Fallopischen Röhren, zwei Falten (Ligam. lata) bildend, ein. Von der hintern Fläche des Fruchthälters geht hierauf die Bauchhaut zum Mastdarm über, den sie als Mesorectum, und bei beiden Geschlechtern zwei Falten (Plicae Douglassi) bildend umschließt. Endlich geht die Bauchhaut auch zu beiden Seiten des Nabels, von diesem aus, zur Lendengegend, an der rechten Seite vor der Niere vorüberlaufend theils als Ligam. duodenorenale zum Zwölffingerdarm, theils zum Blinddarm und dem aufsteigenden Grimmdarm, beide einhüllend (Mesocolon dextrum), und hierauf sich nach dem Rückgrat wendend, an der linken Seite ebenfalls nur die vordere Fläche der Niere berührend, und nachdem sie den herabsteigenden Grimmdarm überzogen und das Mesocolon sinistrum

*) Giuf. M. Galanti (Descrizione geografica e politica delle Sicilie. Napoli 1794. Tom. IV.) gibt schon dem Orte 729 Bewohner.

gebildet hat, an den Rückgrat gelangend. An diesen von beiden Seiten zusammenstoßend bildet die Bauchhaut ihre Rückenwand (Paries per. dorsalis s. lumbaris), welche den Rückgrat, die Schenkel des Zwerchmuskels, die viereckigen Bauchmuskeln, die Aorta, die Hohlader, die Harngänge, die Nieren und die Samengefäße bedeckt; aber alle diese Theile, obwol durch Zellgewebe mit ihnen verbunden, nicht in seine Höhle einschließt. Von beiden Seiten an den Rückgrat gelangend, faltet sich die Bauchhaut, geht nach Vorn, umhüllt den Dünndarm in seinem ganzen Laufe und bildet das Gekröse (Mesenterium), während ein anderer Theil dieser Haut zum queren Grimmdarm geht, eine Hülle desselben abgibt und das Mesocolon transversum bildet. Von der äußern Fläche der Bauchhaut sehen wir im männlichen Körper zwei Fortsätze (Processus perit. externi), welche Scheidenhäute der Samenstränge heißen, durch die Beugung jeder Seite gehen, und diese Stränge als häutige Scheiden derselben zu den Hoden begleiten.

Der in die Augen fallende Zweck der Bauchhaut im thierischen Haushalte besteht darin, die Unterleibseingeweide in ihrer respectiven Lage zu erhalten und ihre Bewegungen zu erleichtern. Ob außer diesem Zwecke die Bauchhaut oder einzelne Theile derselben noch anderm dienen, und ob insbesondere der Nutzen der oben erwähnten, von der innern Fläche der Bauchhaut abgesonderten Feuchtigkeit sich wirklich darauf beschränkt, Reibung und Verwachsung der Bauchhaut mit den Unterleibseingeweiden zu verhüten, muß für jetzt dahingestellt bleiben. Die ganze Bildung der Bauchhaut und vornehmlich ihre zahlreichen Falten und Fortsätze lassen indessen nicht ohne Wahrscheinlichkeit vermuthen, daß der Nutzen der Bauchhaut auf den uns bekannten mechanischen wol nicht eingeschränkt sein dürfte.

Mannichfaltig sind die Abweichungen, deren die angegebene Beschaffenheit der Bauchhaut fähig ist, und welche sie bald in Folge einer angeborenen Misbildung, bald in Folge äußerer Verletzungen, krankhafter Affectionen ꝛc. wahrnehmen läßt. Zerreißungen der Bauchhaut kommen, obwol in ziemlich seltenen Fällen, bei alten Brüchen und bei Unterleibsverletzungen vor. Desto häufiger sind Veränderungen der Lage eines Theiles der Bauchhaut, die durch veränderte Lage eines Unterleibseingeweides herbeigeführt wird, d. h. die Brüche (herniae), bei denen der das hervortretende Eingeweide umschließende Theil der Bauchhaut den Namen „Bruchsack" erhält. Ebenso häufig kommt die Wassersucht der Bauchhaut (Hydrops peritonaei, s. ascites) vor, zunächst aus vermehrter Absonderung oder verminderter Einsaugung der oben erwähnten Feuchtigkeit der Bauchhaut hervorgehend, und die Entzündung der Bauchhaut (s. d. Art. Peritonaeitis), nebst mancherlei organischen Folgezuständen derselben: theilweise Verknorpelung und Verknöcherung der Bauchhaut, Bildung von Wasserbläschen auf derselben, namentlich zwischen derselben und den Bauchmuskeln, der Leber, der Bauchspeicheldrüse, den Nieren, Eierstöcken ꝛc. In der Höhle der Bauchhaut endlich findet nicht selten eine krankhafte Luftanhäufung statt (Meteorismus, am ausgebildetsten bei der Trommelsucht des Unterleibes, Tympanitis abdominalis), und nicht seltener findet sich in dieser Höhle ergossener Speisebrei, Galle, Chylus, Blut, Eiter, Urin oder Darmkoth. (*J. Douglas*, Description of the peritonaeum and of that part of the membrana cellularis, which lies on its outside. London 1730. 4. *L. T. Luther*, Diss. de peritonaeo, integrae sanitatis et ambiguorum morborum indice. Erfordiae 1734. 4. *J. G. Walther*, De morbis peritonaei et apoplexia. Berolini 1787. 4.) (*C. L. Klose.*)

PERITONITIS (περὶ, τείνω), die Entzündung der Bauchhaut. Wenn auch die in neuerer Zeit zuweilen ausgesprochene Behauptung, daß die Bauchhaut sich immer nur in Folge des entzündlichen Leidens eines Unterleibseingeweides selbst entzünde, und zwar an derjenigen Stelle, welche das entzündete Eingeweide bedeckt (Portal), sich in der Erfahrung nicht durchaus bestätigt, so ist doch nicht in Abrede zu stellen, daß die Entzündung der Bauchhaut als eine ganz selbständige Krankheit nur selten vorkommt, und theils dieses Verhältniß, theils die jedenfalls sehr große Verschiedenheit der sympathischen Erscheinungen dieser Krankheit macht die Erkenntniß derselben oft ganz ungemein schwierig, wobei es sich von selbst versteht, daß keine Stelle der Bauchhaut sich im Zustande der Entzündung befinden kann, ohne daß die dieser Stelle zunächst gelegenen Eingeweide an diesem Leiden Theil nehmen, und ebendadurch nach Maßgabe ihrer verschiedenen Organisation und Verrichtung mannichfach verschiedene Krankheitszufälle hervorrufen. Obgleich nun nach dem eben Gesagten auch ein, jedem einzelnen Falle anpassendes, Bild der Krankheit aufzustellen schwierig ist, so müssen wir doch unter den Erscheinungen, welche durchgängig diese Entzündung bezeichnen, vornehmlich Schmerzen nennen, welche an irgend einer von der Bauchhaut eingenommenen Stelle wahrgenommen werden, bei Allem, was auf diese Stelle bewegend einwirkt, zunehmen, und mit einem Gefühle erhöhter Wärme, oder selbst einiger Geschwulst dieser Stelle, verbunden sind. Zu dieser Erscheinung gesellen sich aber in allen Fällen auch Fieberbewegungen, bald gelindere, bald heftigere, wobei der Puls meistens ungleich und krampfhaft ist; auch gehören Ekel, Erbrechen, Verstopfung und Harnbeschwerden zu den häufigsten Begleitern der Krankheit. Der Verlauf der Bauchhautentzündung ist bald hitzig, bald langwierig.

Was die Verschiedenheit der Krankheitszufälle nach dem jedesmaligen Sitze der Entzündung betrifft, so sind bei keiner Art derselben die Schmerzen soweit über den Bauch ausgedehnt, als bei jener, welche ihren Sitz in dem unter den Bauchmuskeln liegenden Theile der Bauchhaut hat (Peritonitis anterior), obwol sie in der Gegend des Nabels am empfindlichsten zu sein pflegen. Sie nehmen bei Allem, was mit einiger körperlichen Anstrengung verbunden ist, zu, die unter der entzündeten Stelle liegenden Eingeweide fühlen sich hart an, und verbreitet sich die Entzündung, wie es nicht selten geschieht, über die Bauchmuskeln, so wird oft eine der Richtung derselben, zumal der geraden Bauchmuskeln, folgende Geschwulst bemerkbar, die nicht selten durch Ausschwitzung

gerinnbarer Lymphe oder Blut das Gefühl der höchsten Spannung herbeiführt. Von der Entzündung des Magens und anderer Baucheingeweide unterscheiden wir die Krankheit vornehmlich durch die Abwesenheit der Zeichen dieser Entzündungen, namentlich des Erbrechens, hartnäckiger Verstopfung ꝛc., doch kann dabei ein Irrthum sich um so leichter ereignen, als wenigstens die höhern Grade dieser Art der Bauchhautentzündung oft mit Athmungsbeschwerden, Ekel, Schluchzen und ähnlichen Zufällen verbunden sind. Ist das Gekröse der Sitz der Entzündung (Mesenteritis), so klagt der Kranke über einen vom Rücken ausgehenden und in der Nabelgegend haftenden, durch Beugen des Rückens, Husten und ähnliche Anstrengungen bedeutend vermehrten Schmerz, der oft auch mit Anschwellung und Härte der Nabelgegend, Verstopfung oder Urinbeschwerden verbunden ist. Übrigens ist diese Entzündung häufig von einer Darmentzündung begleitet, ihre Erkenntniß daher auch oft sehr schwierig, wie ihr Verlauf in vielen Fällen ein langwieriger. Beinahe nur mit noch geringerer Zuverlässigkeit läßt sich das Vorhandensein einer Entzündung des Netzes (Epiploïtis, omentitis) feststellen. Sie theilt sich leicht dem Magen mit, und es tritt überhaupt oft Erbrechen hinzu. In der Regel fehlen indessen die Erscheinungen, welche eine anderweitige Unterleibsentzündung bezeichnen, und der Kranke klagt nur über einen sich um den Nabel herumziehenden Schmerz; dabei ist die Nabelgegend gespannt, angeschwollen und gegen Berührung sehr empfindlich. Hat die Entzündung denjenigen Theil der Bauchhaut ergriffen, welcher die Darmbeinmuskeln und Lendenmuskeln bekleidet, so nehmen diese letztern oft an der Entzündung selbst Theil, die Schmerzen der Kranken haben ihren Sitz in der Lendengegend, und folgen entweder aufwärts dem Rückgrate, oder steigen nach den Lenden und Schenkeln herab, sind zuweilen äußerst heftige, oft aber auch, namentlich bei langwierigem Verlaufe der Entzündung, stumpfe und — was besonders leicht Verwechselungen der Entzündung mit Rheumatismus, Hüftweh, Hämorrhoidalleiden, Steinbeschwerden ꝛc. nach sich zieht — von Zeit zu Zeit nachlassende. Durch alle körperlichen Bewegungen, besonders das Ausstrecken und Beugen der Schenkel, werden sie bedeutend vermehrt, zuweilen tritt aber auch ein Gefühl von Taubheit der Schenkel an ihre Stelle. Diese Art der Bauchhautentzündung von Hüftweh und Nierenentzündung in allen Fällen sicher zu unterscheiden, ist beinahe unmöglich, in der Mehrzahl der Fälle aber wird das ärztliche Urtheil dadurch richtig geleitet, daß Fieber zugegen ist, und die Schmerzen nicht, wie beim Hüftweh, genau dem Laufe des Schenkelnerven oder des ischiadischen Nerven, folgen, und nicht, wie bei der Nierenentzündung, Harnausleerung und Stuhlgang mangeln. Die Entzündung jenes Theiles der Bauchhaut endlich, welcher dem Rückgrate zugewandt ist, wird vornehmlich an den Schmerzen erkannt, welche die Gegend der Wirbelsäule einnehmen, und dem Kranken beim Beugen des Rückens und Aufrichten des Körpers am empfindlichsten werden, eine Erscheinung, mit welcher zahlreiche consensuelle Zufälle des Darmkanales verbunden zu sein pflegen.

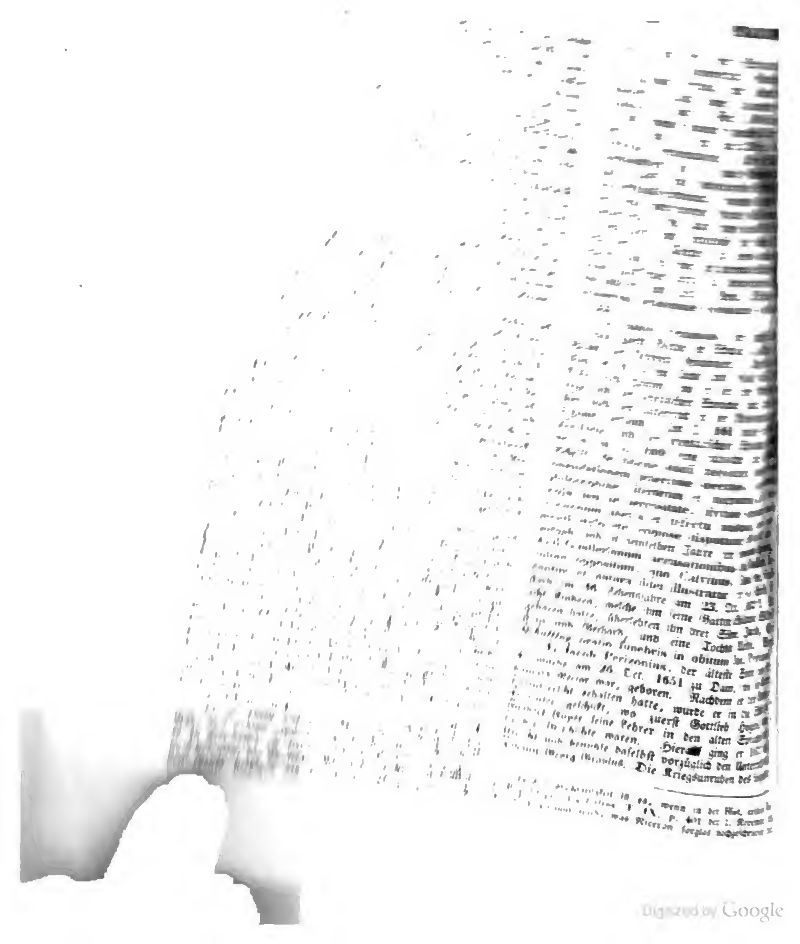
Was überhaupt Entzündung hervorzurufen vermag, kann unter gewissen Umständen auch eine Entzündung der Bauchhaut herbeiführen, und ganz besonders häufig entwickelt diese letztere Krankheit sich in Folge der Entzündung eines von der Bauchhaut bedeckten Unterleibseingeweides. Nächstdem sind es aber theils mechanische, theils chemische innere oder äußere besonders metastatische Einflüsse, welche wir als Ursachen der Bauchhautentzündung in Wirksamkeit treten sehen, und da viele dieser Einflüsse sich in den Verhältnissen der Schwangerschaft und des Wochenbettes mit einander verbinden, so erklärt sich hieraus zur Gnüge die Häufigkeit dieser Krankheit im Wochenbette, die in der That oft für sich allein das sogenannte Kindbettfieber (Febris puerperalis) ausmacht, wobei aber nicht übersehen werden darf, daß nicht blos die Bauchhautentzündung in allen Fällen dieser Art durch die Geschlechtsverhältnisse des Weibes eigenthümlich modificirt ist, sondern daß sich auch die entzündliche Affection der Kindbettfieberkranken keineswegs immer auf die Bauchhaut beschränkt, vielmehr häufig auch die Unterleibseingeweide, namentlich die Därme, die Eierstöcke, und selbst der Fruchthälter von der Entzündung ergriffen werden. Die Bauchhautentzündung hat sich endlich unter manchen Verhältnissen als epidemische Krankheit dargestellt, und unter solchen Umständen bisweilen selbst den Verdacht der Ansteckungsfähigkeit erweckt. Die schädlichen Einflüsse, welche eine Entzündung jenes Theiles der Bauchhaut bewirken, welcher die Lendenmuskeln und Darmbeinmuskeln bekleidet, sind in der Regel äußere mechanische: übermäßige Anstrengung beim Heben oder Tragen schwerer Lasten, ein Schlag oder ein Stoß, welcher die Lendengegend trifft u. dgl., indessen kommt diese Art der Bauchhautentzündung, wie die Entzündung des Netzes, häufig auch im Kindbettfieber vor. Die letztgenannte Entzündung ereignet sich überdies ebenso oft bei eingeklemmten Brüchen und Verwundungen des Unterleibes, als die Entzündung des Gekröses, die bei Erwachsenen im Ganzen selten vorkommt, bei Kindern Ausdruck ihrer skrofulösen Anlage ist.

Die Entzündung des vordern Theiles der Bauchhaut wird zuweilen glücklich zertheilt, öfter aber zieht sie Verwachsung der Bauchhaut mit den Därmen und dem Netze, oder auch Wassersucht nach sich, wie sie in andern Fällen zur Eiterung führt. Geschieht dies Letztere, so ragen die sich bildenden Abscesse bisweilen so sehr nach Außen hervor, daß eine oberflächliche Untersuchung den Zustand des Kranken wol mit Bauchwassersucht verwechseln kann; dringen dagegen dergleichen Abscesse mehr nach Innen, so nehmen sie nicht selten einen großen Theil der Unterleibshöhle ein, und üben daher auf die Eingeweide derselben einen großen und sehr nachtheiligen Druck aus. Öffnen sich diese Abscesse nach Innen, so geht der Kranke durch die sich bildende eitrige Bauchwassersucht (Hydrops purulentus) zu Grunde, während seine Erhaltung möglich wird, wenn jene Abscesse sich nach Außen öffnen, obwol auch in diesem Falle wenigstens die Bildung fistulöser, schwer zur Heilung zu bringender Geschwüre zwischen den Bauchmuskeln zu fürchten ist. Dieselbe Bil-

dung von Geschwüren ist bei der Entzündung des Gekröses zu fürchten. Der Tod erfolgt aber nach solcher Vereiterung bald plötzlich durch Ergießung des Eiters in die Bauchhöhle, bald langsamer unter den Erscheinungen der Unterleibsschwindsucht, oft nach vorangegangener hartnäckiger Verstopfung — und dies namentlich, wenn die Abscesse in große, die Därme zusammendrückende Säcke eingeschlossen waren, oder das Gekröse sich verhärtet hatte — noch öfter beinahe nach vorangegangenen eitrigen Durchfällen, wo nämlich die Geschwüre sich in die Höhle der Därme geöffnet hatten. Dagegen geht die Entzündung des Gekröses in den Brand vielleicht immer nur da über, wo dieser zugleich den Darmkanal ergriffen hat. Die Vereiterung des Netzes pflegt wie die des Gekröses zu verlaufen, ist aber manchmal vollständig, ohne sowie diese den Tod herbeizuführen. Oft bilden sich aber auch in Folge der Entzündung des Netzes Wasseransammlungen entweder in der Höhle, welche das Netz hinter dem Magen bildet, oder in eigenen am Netze sich bildenden Blasen, noch öfter verdickt und verhärtet sich das Netz oder verwächst mit der Bauchhaut, dem Gekröse, den Därmen ꝛc., was zu mannichfaltigen andern organischen Unterleibsstörungen und zahlreichen daraus hervorgehenden Krankheitszufällen Veranlassung gibt; am häufigsten aber geht wol die Entzündung dieses Theiles der Bauchhaut in den Brand über, sie besitzt wenigstens zu diesem Übergange ebenso die meiste Neigung, als die Entzündung jenes Theiles der Bauchhaut, welcher die Lendenmuskeln und Darmbeinmuskeln bekleidet, zum Übergange in eine sehr langwierige Eiterung entschieden hinneigt. Tritt diese letztere Vereiterung wirklich ein, so hat dies zwar bisweilen sehr bald den Tod durch Brand zur Folge, in der Regel aber gehen lange Leiden dem Tode voran, und sehr verschieden gestaltete Zufälle. Zuweilen nämlich bildet der Eiter eine nicht entzündete, schmerzlose, schwappende, im Liegen sich verkleinernde, im Stehen sich vergrößernde Geschwulst am Rücken, an den Lenden, der Hüfte, dem After oder dem Mittelfleische, oder er ergießt sich in den Hodensack, oder in die Gelenkkapsel des Schenkels, in welchem Falle er, indem er diese Kapsel und die ihr benachbarten Theile zerstört, Hüftweh, Lähmung des Fußes, oder wenigstens Hinken bewirkt. Manchmal ergießt sich der Eiter in die Bauchhöhle, oder dringt selbst aus dieser in die Brusthöhle. Knochen, zu denen er auf seinem Wege gelangt, werden vom Beinfraße ergriffen, der, wenn er die Lendenwirbel zerstört, meistens Krümmung des Rückgrates und Lähmung der untern Gliedmaßen zur Folge hat. Am häufigsten aber senkt sich der Eiter längs der Sehnen des großen Lenden- und des innern Darmbeinmuskels unter dem Poupart'schen Bande nach der innern Seite des Schenkels unter die breite Schenkelbinde, zuweilen selbst bis zum Knie herab, und bildet eine der zuerst erwähnten in jeder Rücksicht ähnliche Geschwulst, welche dem Kranken sowol das Aufrichten des Körpers, als die Bewegung des Schenkels nach Außen ungemein erschwert, ein Fall, der bei aller Ähnlichkeit mit einem Schenkelbruche sich doch von diesem dadurch unterscheidet, daß ihm Zufälle eines Leidens der Lendengegend vorangegangen sind, die Geschwulst eine schwappende ist, und in der wagerechten Stellung des Körpers kleiner erscheint. Vereiterung des dem Rückgrate zugewandten Theiles der Bauchhaut hat meistens Beinfraß der Lendenwirbel und die schon erwähnten Wirkungen desselben zur Folge.

Die Vorhersagung bei der Bauchhautentzündung kann nach dem Gesagten nur höchst ungünstig sein, und in der That nur wenige Fälle berechtigen den Arzt zu einiger Hoffnung eines glücklichen Erfolges seiner Heilbemühungen. Es sind dies namentlich jene Fälle, in welchen die Entzündung Folge der Unterdrückung eines gewohnten Blutflusses oder eines Hautausschlages ꝛc. war, also metastatischen Ursprunges, und die Möglichkeit gegeben ist, die unterdrückte Thätigkeit wieder zurückzurufen, sowie jene Fälle, in denen während des Verlaufes der Krankheit die ihr zu Grunde liegende Ursache nicht weiter fortwirkt, und die Constitution des Kranken keine irgend erhebliche und bedenkliche Complication begünstigt.

Die Cur der Bauchhautentzündung folgt den für die Heilung der Entzündungen allgemein gültigen Vorschriften und ist nächstdem, wie sich von selbst versteht, den jedesmaligen Ursachen des Falles anzupassen. Es bedarf in diesen Beziehungen hier keiner nähern Erörterung des Einzelnen zur Heilung erfoderlichen. Da der Charakter der Entzündung meistens der katarrhalisch-seröse ist, so kann zwar der Grad der Entzündung, das ursächliche Verhältniß derselben, stattfindende Complicationen und die individuelle Constitution des Kranken Aderlässe nothwendig machen, und es ist dies namentlich öfter bei Peritonitis traumatica, und jener Bauchhautentzündung, an welcher vornehmlich die Bauchmuskeln Antheil nehmen (Peritonitis muscularis), der Fall, im Allgemeinen aber sind bei dieser Krankheit ungleich häufiger örtliche Blutentziehungen, vornehmlich die reichliche und nach Umständen öfter zu wiederholende Anwendung von Blutegeln angezeigt. Abführende Mittel, zumal die stärker reizenden, würden den entzündlichen Zustand nur verschlimmern, und müssen daher, zumal im Anfange der Krankheit, vermieden werden, während im spätern Verlaufe die Manna, das Ricinusöl, Molken mit Weinsteinrahm u. dgl. bei der oft sehr hartnäckigen Leibesverstopfung der Kranken wesentliche Dienste leisten können. Noch weniger verdienen Brechmittel bei der Behandlung dieser Entzündung empfohlen zu werden, da sie, so lange die Entzündung in der Entwickelung begriffen, oder noch deutlich ausgebildet besteht, nur schaden können, der Nutzen aber, den sie während der Abnahme der Krankheit durch Entfernung mancher angesammelten gastrischen Stoffe in einzelnen Fällen leisten, sich offenbar nicht auf die in Rede stehende Krankheit, sondern auf fremdartige sie begleitende oder ihr nachfolgende Zufälle bezieht. Öfter als diese Heilmittel leisten die Hautausdünstung befördernden und die betäubenden Mittel, an der Spitze der letztern der Mohnsaft, bei der Cur dieser Krankheit gute Dienste; doch versteht es sich von selbst, daß auch ihrem Gebrauche ein verhältnißmäßig durchgreifendes, entzündungswidriges Verfahren jedesmal vorangehen muß. Außerdem dürfen erweichende Bähungen des leidenden Theiles und äußere ableitende



[illegible] illustrare [illegible]

[illegible] am 23. [illegible]

[illegible] welche ihm seine Gattin [illegible] überlebten ihn drei [illegible] und eine Tochter [illegible]

[illegible] oratio funebris in obitum [illegible]

5. Jacob Perizonius, der älteste [illegible] am 26. Oct. 1651 zu Dam, [illegible] Rector war, geboren. Nachdem er [illegible] erhalten hatte, wurde er in [illegible] geschickt, wo zuerst Gottlieb [illegible] seine Lehrer in den alten [illegible] waren. Hierauf ging er [illegible] daselbst vorzüglich den [illegible] Die Kriegsunruhen des [illegible]

[illegible] wenn in der [illegible] p. 401 der [illegible] was Rieron [illegible]

[illegible] zu [illegible] und noch [illegible] war, zu [illegible] auch [illegible] durch [illegible]. [illegible] der eigenen [illegible] der Wille [illegible] und alle [illegible] wurde [illegible] zu machen. [illegible] der Universität [illegible] und [illegible] zu [illegible] lehrte [illegible] 1675 nach Deventer zurück, um [illegible] zusende [illegible]. Doch [illegible] damit nicht [illegible] Heinsius und [illegible] mit der glänzendsten [illegible] Leistungen begten [3]. [illegible] Franeker, auf lange Zeit über ver[illegible] hinderlich [illegible] die Besuche, in Franeker, Leyden [illegible] Professur zu erlangen, blieben ohne [illegible] Deventer [illegible] die Bewerbung um [illegible] Stelle und er sah sich 1681 ei[illegible]ständigen nachgesetzt. Doch wurde er noch [illegible] Jahre Conrector zu Delft und schon im folgenden Jahres Professor der Geschichte [illegible]samkeit zu Franeker, welches Amt er am [illegible] in feierlicher Versammlung mit einer Rede [illegible] Ciceronis eruditione et industria an[illegible] hatte er Gelegenheit, die reichen Schätze sei[illegible] mitzutheilen, indem er bald einzelne lateini[illegible]steller, wie Cicero, Terenz, Florus und Sue[illegible]; bald Stylübungen veranstaltete, bald all[illegible]eschichte unter steigendem Beifall zahlreicher [illegible] lehrte. Seine Leistungen blieben auch nicht [illegible]kennung, denn schon 1684 bewilligten ihm die [illegible] der Universität eine Zulage von 100 Thalern. [illegible] 1690 starb Theodor Ryckius in Leyden; die von [illegible]dete Professur der Eloquenz und Geschichte wurde [illegible] angetragen, allein die Curatoren der Univer[illegible] Franeker vermehrten seinen Gehalt abermals um [illegible] Thaler und erhielten dadurch ihrer Hochschule die [illegible]lichste Zierde. Indessen nur noch auf kurze Zeit. [illegible] 1693 wurden ihm neue, glänzendere Anerbietun[illegible]macht, die er nicht zurückweisen wollte. Am 7. Juli 1693 trat er sein neues Amt mit der Rede de usu atque utilitate graecae romanaeque linguae, eloquentiae, historiae et antiquitatis in gravioribus disciplinis an. Der frühere Beifall, dessen er sich in seinen Vorlesungen erfreute, wuchs immer mehr, besonders [illegible] Vorlesungen wurden zahlreich besucht und [illegible] 1701 nach dem Tode Friedrich Span[illegible] auch der Auftrag ertheilt, die vaterländische Ge[illegible] zu [illegible]. Er trat dies neue Amt an [illegible] 1702 mit der Rede de fide historiarum contra Pyrrhonismum historicum (31 S. in 4.). Die doppelte Thätigkeit als akademischer Lehrer und als Schriftsteller schwächte endlich seine Kräfte, auf deren Erhaltung er [illegible] die große Sorgfalt verwendet hatte. Während der letzten zehn Lebensjahre schwanden sie immer mehr, ein [illegible] zehrendes Fieber ergriff ihn, dem er am 6. April 1715 in einem Alter von 63 Jahren 5 Monaten und 11 Tagen unterlag. Mit ängstlicher Sorgfalt hatte er die Be[illegible]stimmungen über seinen Nachlaß getroffen. In seinem Testamente war sein einziger Bruder [illegible] zum Erben angesetzt. Außerdem erhielt ein jeder von seinen Vettern 1000 Gulden. Unter den Legaten, [illegible] durch welche er seine Liebe zu den Wissenschaften am schönsten bethätigt hat: 20,000 Gulden vermachte er der Universität Leyden, von deren Zinsen 300 Gulden [illegible] Jahre lang einem Studirenden ausgezahlt, das [illegible] ge zum Ankauf größerer und theurer Werke verwendet werden sollte. Außerdem [illegible] Handschriften, die mit den handschriftlichen Anmerkungen versehenen Bücher, und einige werthvolle alte Drucke. Alles dies wird in einem besondern, mit [illegible] Bildniß verzierten, Schranke aufbewahrt [5]. Seine übrigen Bücher, sowie die Münzsammlung wurden öffentlich versteigert und zu diesem Behufe der Catalogus librorum et nummorum Jac. Perizonii (Lugd. Batav. 1715) gedruckt.

Den Umfang seiner Kenntnisse, die sich nicht bloß auf die alten Sprachen und die Geschichte beschränkten, sondern auch die hebräische Sprache in der Ausdehnung umfaßten, daß er einmal die Professur derselben in Leyden zu erlangen sich bemühte, bewährte Perizonius gleich in seiner ersten Schrift auf das Glänzendste. Im J. 1679 erschien zu Deventer Dissertationum trias, von denen die erste de constitutione divina super ducenda fratris uxore handelt und den bekannten Ausspruch (Deuteronom. c. 25, 5. 6) „Wenn Brüder bei einander wohnen und einer stirbt ohne Kinder, so soll des Verstorbenen Weib nicht einen fremden Mann draußen nehmen, sondern ihr Schwager soll sie beschlafen und zum Weibe nehmen und sie ehelichen. Und den ersten Sohn, den sie gebieret, soll er bestätigen nach dem Namen seines verstorbenen Bruders, daß sein Name nicht vertilgt werde aus Israel" einer gründlichen historischen Untersuchung unterwirft. Hier hatte er Veranlassung, seine Bekanntschaft mit den [illegible] und römischen

[3]) Grävius schreibt in einem Briefe der Burmann'schen Samm[illegible] (T. IV. p. 505): De Jac. Perizonio dies quoque noctesque [illegible]. Nam ejus ingenium et eruditio, cujus insignia vidi spe[illegible], et in annotationibus Livii, quae recenti accedent edi[illegible], et in multis epistolis ad me datis bonae frugis plenis, [illegible] praeclarum promittunt: modo queat ex his tenebris et [illegible] angustiis, quibus conflictatur, emergere. [4]) Sie erschien [illegible] in demselben Jahre im Druck und wurde in der Ausgabe der [illegible] wiederholt. [4]) Illud satis omnibus constat, sagt [illegible], nullius unquam Professoris in illo studiorum genere [illegible] sive privata sive publica tanto etc.

[5]) Ein Verzeichniß steht im Catalog. Biblioth. Leidensis p. 492. 494, auch vor den [illegible]

Mittel in jedem Falle zur Unterstützung der Cur benutzt werden. Was die Cur jener Entzündung betrifft, von welcher insbesondere der die Lendenmuskeln und Darmbeinmuskeln bekleidende Theil der Bauchhaut ergriffen wird, so fällt diese großentheils dem Wundarzte anheim, und erfodert — außer einem durchaus ruhigen Verhalten, bei welchem der Kranke insbesondere jede Bewegung der Schenkel vermeidet — tiefe Einschnitte in die leidenden Theile, nach vorausgeschickten allgemeinen Blutausleerungen und unter nachfolgendem Gebrauche anderweitiger entzündungswidriger und ableitender Mittel. Bei eintretender Eiterung muß der sich äußerlich bildende Absceß baldmöglichst mit einem Troikart geöffnet, der Zutritt der Luft zu der Wunde sorgfältigst vermieden und der Ausfluß des Eiters auf alle Weise begünstigt werden, um so mehr, als die größte bei Anwendung dieses Verfahrens beobachtete Sorgfalt dennoch nur selten von einem glücklichen Erfolge gekrönt wird. (*Lynch*, Diss. de peritonaeitide puerperarum. Edinb. 1799. *Laennec*, Histoire d'inflammations du péritoine. à Paris an XI.) (*C. L. Klose.*)

Peritricha, s. Infusoria und Säugethiere.

PERIUS. Nach Hygin (fab. 170) ein Sohn des Ägyptus, Gemahl der Hyale. (*Krahner.*)

PERIZOMA, s. Bruchband, Diaphragma und Herpes zoster, mit denen das Wort gleichbedeutend ist. (*J. Rosenbaum.*)

PERIZONIUS, ist der gräcisirte Name eines Geschlechts, aus Schuttorp in der Grafschaft Bentheim, dessen Abkömmlinge in der Gelehrtengeschichte des 17. und 18. Jahrh. einen wohlverdienten glänzenden Ruf sich erworben haben. Der eigentliche Name war Voorbroek. Der älteste uns bekannte Inhaber dieses Namens Gerhard, ein berühmter Jurist, hatte einen Sohn Johann, welcher zuerst durch einen Buchdrucker in Herford veranlaßt, den alten Namen mit jenem neuen vertauschte und die Beibehaltung desselben wenigstens bei den gelehrten Gliedern der Familie veranlaßte.

1) Anton Perizonius, ein anderer Sohn jenes Gerhard, widmete sich der Theologie zu Herborn unter Piscator, zu Heidelberg unter Fr. Junius, Daniel und Paul Toſſan und David Pareus, und begab sich dann nach Genf, um durch den Verkehr mit Beza seine Ausbildung zu vollenden. Nachdem er in sein Vaterland zurückgekehrt war, machte ihn der Graf von Lippe zu seinem Hofprediger; später wurde er Prediger zu Cappellen, wo er im 77. Lebensjahre 1645 starb. Seine Gattin (Schulting nennt sie Wibbena Troppia, was wol Wibbina Trop, die er bei der Verwaltung des Conrectorats in Steinfurt kennen gelernt hatte, heißen muß) hatte ihm eilf Kinder geschenkt, von denen das älteste ein Sohn Namens Heinrich, war, welcher später zum Predigtamte in Detmold gelangte.

2) Christian Perizonius, ein Sohn von Nr. 1. war im J. 1609 auf einem lippe'schen Schlosse in der Nähe von Lemgo geboren. Den ersten Unterricht erhielt er in Detmold; zu seiner weiteren Ausbildung ging er nach Bremen, wo Matthias Martini und Balthasar Wille den ebenso fleißigen als talentvollen Jüngling unterrichteten. Um sich dem Studium der Medicin zu widmen, bezog er die Universität Gröningen, deren berühmte Lehrer Johann Freitag und Konrad Matthäus ihn besonders anzogen. Nach einer glänzenden zweitägigen Disputation erlangte er am 1. Febr. 1639 die medicinische Doctorwürde und wurde darauf praktischer Arzt und Physicus zu Oldenzal, wo er sich am 29. Nov. 1640 mit Margarethe Hetsinge verheirathete. Auf den Wunsch seiner neuen Verwandten zog er nach Gröningen und erhielt am 19. Jan. 1647 eine medicinische Professur und darauf das Universitätssecretariat, welches letztere er erst, als auch hier seine medicinische Praxis sich immer mehr ausdehnte, niederlegte. Er starb schon am 29. Sept. 1650 im 41. Lebensjahre und hinterließ von fünf Töchtern und zwei Söhnen drei Töchter, zu denen noch ein nachgeborener Sohn kam. Er war ein unermüdlicher, gewissenhafter und dabei glücklicher Arzt; zu literarischen Arbeiten fehlte ihm Gesundheit und Zeit. Vergl. Effigies et vitae professorum academiae Groningae et Omlandiae p. 220—223.

3) Anton Perizonius, der jüngste Sohn von Nr. 1, war zuerst Rector der Schule zu Dam, einer kleinen Stadt der Provinz Gröningen. Aber nur sechs Jahre blieb er in diesem Amte und folgte im J. 1655 einem Rufe nach Hamm, wo er der erste Professor der Theologie und der hebräischen Sprache ward, mit dieser Stelle aber auch den Unterricht in der Philosophie und ein Predigtamt verband. Im J. 1661 wurde er Professor der Theologie und der orientalischen Sprachen zu Deventer, wo er im J. 1669 seine nützliche und sehr geschätzte Schrift: de ratione studii theologici tractatus ad ejus emendationem praecipue spectans: in quo de artium, philosophiae, literarum et linguarum in S. S. theologia usu ac necessitate, divinae scripturae studio, versionum naevis et defectu multiplici, novi testamenti stylo etc. copiose disputatur (598 in 12.) herausgab und in demselben Jahre ein Specimen Apolog. Anti-Gualleriamum accusationibus Jac. Gualleri Jesuitae oppositum, quo Calvinus, Beza etc. vindicantur et natura fidei illustratur (in 4.) schrieb. Er starb im 46. Lebensjahre am 23. Oct. 1672 [1]). Von acht Kindern, welche ihm seine Gattin Balduine Wildriks geboren hatte, überlebten ihn drei Söhne, Jacob, Christian und Gerhard, und eine Tochter Aleide. Vergl. *Schulting* oratio funebris in obitum Jac. Perizonii.

4) Jacob Perizonius, der älteste Sohn von Nr. 3, wurde am 26. Oct. 1651 zu Dam, wo sein Vater damals Rector war, geboren. Nachdem er den Elementarunterricht erhalten hatte, wurde er in die Schule zu Deventer geschickt, wo zuerst Gottlieb Hogers, dann Gisbert Cuper seine Lehrer in den alten Sprachen und in der Geschichte waren. Hierauf ging er 1671 nach Utrecht und benutzte daselbst vorzüglich den Unterricht von Johann Georg Grävius. Die Kriegsunruhen des folgenden

1) Nur Nachlässigkeit ist es, wenn in der Hist. critique de la Republique des lettres T. IX. p. 401 der 1. November als Todestag genannt wird, was Niceron sorglos nachgeschrieben hat.

Jahres nöthigten ihn jenen Musensitz zu verlassen und nach Deventer, wohin inzwischen sein Vater berufen war, zurückzukehren. Zu den Unruhen des Krieges, die auch jene Stadt nicht verschonten, kam häuslicher Kummer, durch den Tod des Vaters veranlaßt. Doch gab ihm dieser Unglücksfall größere Freiheit in den Studien der eigenen Neigung zu folgen. Die Theologie, zu der ihn der Wille seines Vaters bestimmt hatte, wurde aufgegeben und alle Zeit der altclassischen Literatur und der Geschichte gewidmet. Um hierin noch mehr Fortschritte zu machen, bezog er 1674 nach Wiederherstellung der Ruhe die Universität Leyden und benutzte daselbst den Unterricht und freundlichen Umgang mit Theodor Ryckius, der ihn sehr lieb gewann. Nach Beendigung der akademischen Studien kehrte er am Schlusse des J. 1675 nach Deventer zurück, um dort für sich weiter zu studiren und eine für ihn passende Anstellung abzuwarten. Doch wollte es ihm damit nicht gelingen, so sehr auch Männer, wie Nic. Heinsius und Grävius, sich für ihn verwendeten und die glänzendsten Erwartungen von seinen dereinstigen Leistungen hegten [2]). Jugendliche Unbesonnenheit, auch laute Klagen über verschiedene Beeinträchtigungen mögen ihm dabei hinderlich gewesen sein. Denn die Versuche, in Franecker, Leyden und Gröningen eine Professur zu erlangen, blieben ohne Erfolg, selbst in Deventer mislang die Bewerbung um die Stelle seines Lehrers Cuper und er sah sich 1681 einem weniger Würdigen nachgesetzt. Doch wurde er noch in demselben Jahre Conrector zu Delft und schon im Januar des folgenden Jahres Professor der Geschichte und der Beredsamkeit zu Francker, welches Amt er am 19. Januar in feierlicher Versammlung mit einer Rede de M. Tullii Ciceronis eruditione et industria antrat [3]). Jetzt hatte er Gelegenheit, die reichen Schätze seines Wissens mitzutheilen, indem er bald einzelne lateinische Schriftsteller, wie Cicero, Terenz, Florus und Sueton, erklärte; bald Stylübungen veranstaltete, bald allgemeine Geschichte unter steigendem Beifall zahlreicher Zuhörer [4]) lehrte. Seine Leistungen blieben auch nicht ohne Anerkennung, denn schon 1684 bewilligten ihm die Curatoren der Universität eine Zulage von 100 Thalern. Im J. 1690 starb Theodor Ryckius in Leyden; die von ihm bekleidete Professur der Eloquenz und Geschichte wurde Perizonius angetragen, allein die Curatoren der Universität Francker vermehrten seinen Gehalt abermals um 100 Thaler und erhielten dadurch ihrer Hochschule die vorzüglichste Zierde. Indessen nur noch auf kurze Zeit. Im J. 1693 wurden ihm neue, glänzendere Anerbietungen gemacht, die er nicht zurückweisen wollte. Am 7. Juli 1693 trat er sein neues Amt mit der Rede de usu atque utilitate graecae romanaeque linguae, eloquentiae, historiae et antiquitatis in gravioribus disciplinis an. Der frühere Beifall, dessen er sich in seinen Vorlesungen erfreute, wuchs immer mehr, besonders die geschichtlichen Vorlesungen wurden zahlreich besucht und daher ihm 1701, nach dem Tode Friedrich Spanheim's, auch der Auftrag ertheilt, die vaterländische Geschichte zu lehren. Er trat dies neue Amt an im Februar 1702 mit der Rede de fide historiarum contra Pyrrhonismum historicum (51 S. in 4.). Die doppelte Thätigkeit als akademischer Lehrer und als Schriftsteller schwächte endlich seine Kräfte, auf deren Erhaltung er ohnehin nie große Sorgfalt verwendet hatte. Während der letzten zehn Lebensjahre schwanden sie immer mehr, ein auszehrendes Fieber ergriff ihn, dem er am 6. April 1715 in einem Alter von 63 Jahren 5 Monaten und 11 Tagen unterlag. Mit ängstlicher Sorgfalt hatte er die Bestimmungen über seinen Leichnam getroffen; in seinem Testamente war sein einziger Bruder Gerhard zum Erben eingesetzt. Außerdem erhielt ein jeder von seinen Vettern 1000 Gulden. Unter den Legaten sind zwei, durch welche er seine Liebe zu den Wissenschaften am schönsten bethätigt hat; 20,000 Gulden vermachte er der Universität Leyden, von deren Zinsen 300 Gulden sieben Jahre lang einem Studirenden ausgezahlt, das Übrige zum Ankauf größerer und theuerer Werke verwendet werden sollte. Außerdem überließ er der Bibliothek seine Handschriften, die mit den handschriftlichen Anmerkungen versehenen Bücher, und einige werthvolle alte Drucke. Alles dies wird in einem besondern, mit des Schenkers Bildniß verzierten, Schranke aufbewahrt [5]). Seine übrigen Bücher, sowie die Münzsammlung wurden öffentlich versteigert und zu diesem Behufe der Catalogus librorum et nummorum Jac. Perizonii (Lugd. Batav. 1715) gedruckt.

Den Umfang seiner Kenntnisse, die sich nicht blos auf die alten Sprachen und die Geschichte beschränkten, sondern auch die hebräische Sprache in der Ausdehnung umfaßten, daß er einmal die Professur derselben in Leyden zu erlangen sich bemühte, bewährte Perizonius gleich in seiner ersten Schrift auf das Glänzendste. Im J. 1679 erschien zu Deventer Dissertationum trias; von denen die erste de constitutione divina super ducenda fratris uxore handelt und den bekannten Ausspruch (Deuteronom. c. 25, 5. 6) „Wenn Brüder bei einander wohnen und einer stirbt ohne Kinder, so soll des Verstorbenen Weib nicht einen fremden Mann draußen nehmen, sondern ihr Schwager soll sie beschlafen und zum Weibe nehmen und sie ehelichen. Und den ersten Sohn, den sie gebiert, soll er bestätigen nach dem Namen seines verstorbenen Bruders, daß sein Name nicht vertilgt werde aus Israel" einer gründlichen historischen Untersuchung unterwirft. Hier hatte er Veranlassung, seine Bekanntschaft mit den griechischen und römischen

2) Grävius schreibt in einem Briefe der Burmann'schen Sammlung (T. IV. p. 503): De Jac. Perizonio dies quoque noctesque cogito. Nam ejus ingenium et eruditio, cujus insignia vidi specimina, et in annotationibus Livii, quae recenti accedent editioni, et in multis epistolis ad me datis bonae frugis plenis, virum praeclarum promittunt: modo queat ex his tenebris et rebus angustis, quibus conflictatur, emergere. 3) Sie erschien noch in demselben Jahre im Druck und wurde in der Ausgabe der Orationes wiederholt. 4) Illud satis omnibus constat, sagt Schulting, nullius umquam Professoris in illo studiorum genere auditoria sive privata sive publica tanto etc.

5) Ein Verzeichniß steht im Catalog. Biblioth. Leidensis p. 492. 494, auch vor den Orationes.

Verhältnissen zu zeigen, über das Attische Erbrecht Einzelnes aus den Reden des Isäus zusammenzustellen und nach der Analogie dortiger Sitten jene Stelle dahin zu erklären, daß solchen Kindern ein eigener Name mit Hinzufügung von dem des Vaters verliehen worden sei. Die zweite Abhandlung **de lege Voconia** hat für unsere Zeit nur geringen Werth; nehmen wir weg, was zur Erklärung einiger Stellen und zur Widerlegung früherer Irrthümer beigebracht ist, so wird der Rest das misbilligende Urtheil Savigny's wol verdienen. Die frühere Zeit hat auch dies gebilligt [6]) und Ernesti z. B. diese Ansicht zu der seinigen gemacht. Jetzt, wo Gajus neue Aufschlüsse gewährt und die berühmtesten Juristen, wie Savigny, Zimmern, Hugo und Hasse, jenes Gesetz zum Gegenstande besonderer Untersuchungen gemacht haben, hat des Perizonius Arbeit für uns nur literargeschichtlichen Werth. Weniger bedeutend ist die dritte Abhandlung **de variis antiquorum nummis**, doch zeigen sich schon hier die Früchte der gründlichen Forschungen, welche er über die römischen Namen anzustellen frühzeitig begonnen hatte und von denen auch die späteren historischen und antiquarischen Schriften vielfache Belege geben.

Das nächste größere Werk waren **Animadversiones historicae, in quibus quam plurima in priscis Romanarum rerum sed utriusque linguae auctoribus notantur, multa etiam illustrantur atque emendantur, varia denique antiquorum rituum eruuntur et uberius explicantur**, die zu Amsterdam 1685 erschienen [7]). Hier war es nicht blos der Scharfsinn in der Verbesserung und Erklärung einzelner Stellen aus den Alten, sondern die kritische Schärfe, mit welcher er an die Untersuchung historischer Thatsachen ging, welche allgemeines Aufsehen erregte. Man hatte bisher das von den Schriftstellern Überlieferte treuherzig angenommen, ohne eine gründliche Prüfung zu wagen; die Zweifel der wenigen Gelehrten, die vor ihm Gleiches unternommen hatten, waren verschmäht oder vornehm beseitigt. Sicheren Schrittes ging Perizonius vorwärts; erst mußte er seinen Zeitgenossen den Wahn, daß die Alten nie geirrt hätten, benehmen und er that dies mit so schlagenden Zeugnissen ihrer eigenen Worte und mit so augenfälligen Belegen, daß dieser Irrthum für immer vernichtet worden ist. Mit Besonnenheit ging er nun weiter und zeigte an einzelnen römischen Familien, namentlich an denen der Serrani, Carbones, Clodii, Lepidi und Fabii, mit welcher Umsicht man bei geschichtlichen Forschungen der Art zu Werke gehen müsse. Auch dämmerte es bei ihm schon über die Beschaffenheit der Urgeschichte Roms. Denn als er die **dissertationes duae de republica Romana** herausgab, behandelte er in der ersten den Ursprung der königlichen Würde bei den alten Völkern im Allgemeinen, die zweite aber **de historia Romuli et Romanae historiae origine** geht specieller auf jene Frage ein, verdammt nicht jede Überlieferung über die älteste Zeit, sondern empfiehlt nur sorgfältige Prüfung und Ausscheidung späterer Zusätze und Ausschmückungen. Dies zeigte er an der Geschichte des Romulus, dessen Existenz und die von ihm ausgegangene Gründung Roms er zugibt. Daß bei allen diesen Untersuchungen einzelne Fehler sich finden, ist nicht zu leugnen. Aber nicht sowol diese, als vielmehr die vorherrschende Richtung der classischen Studien auf Grammatik und Kritik waren Veranlassung, daß der Eindruck des Werkes nicht größer war und der dadurch gegebene Anstoß nicht weitere Nachfolge herbeiführte, ja daß selbst die wenigen, die auf gleichem Gebiete sich bewegten, wie Bayle und Beaufort, die Arbeit ihres Vorgängers gar nicht beachteten noch benutzten. Erst der neuesten Zeit blieb es vorbehalten den eingeschlagenen Weg zu verfolgen und die Verdienste des Perizonius in ein helleres Licht zu setzen. „In dem 17. Jahrh., sagt Niebuhr [8]), gingen allgemein der Geist und die Wissenschaft aus der Unmündigkeit hervor; es lehrten große Männer das Antlitz der Dinge anschauen und mit freier Brust erforschen: in den Büchern, bisher der Gelehrten ganzer Welt, nur Bilder eines nicht unmittelbar zugänglichen Theils des Lebendigen erblicken: eigenen Sinn, eigene Vernunft, eigenes Urtheil in Allem gebrauchen: auch auf die römische Geschichte dehnte sich die junge Freiheit aus. Ohne Zweifel verdanken wir dem allgemeinen regen Leben seiner letzten Decennien die erste Schrift, welche, wie Einzelnes die Fülle, im Allgemeinen prüft, was diese Geschichte sei und sein könne. Dies sind Perizonius' meisterhafte Forschungen; ein Werk, welches wie andere genialische, unübertroffen classisch in der Art ist, worin es das erste war." Mit diesen Studien des römischen Alterthums hängen auch mehre kleinere Schriften zusammen, die zugleich Beiträge zur Erklärung des neuen Testaments liefern. Dahin gehört: 1) **Dissert. de Augustea orbis terrarum descriptione et loco Lucae eam memorantis (Franequer. 1682. 4.** und **1690)**, in welcher die viel besprochene ἀπογραφή nicht als ein eigentlicher Census, sondern als ein bloßes Verzeichniß sämmtlicher Bewohner des römischen Reichs dargestellt wird. Die Ansicht war nicht neu, sondern nur mit besseren Gründen erwiesen. Bekanntlich ist der Streit über diese Frage noch immer nicht geschlichtet und selbst Huschke's genaue Untersuchungen finden wohlbegründeten Widerspruch. 2) **Dissert. philologica de origine, significatione et usu vocum Praetoris et Praetorii veroque sensu loci ad Philippenses I, 13. (Franeq. 1687 4.)** und 3) **Dissert. philolog. de Praetorio Caesarum ejusque Praefecto (Franeq. 1688. 4.)**. In der ersteren Abhandlung suchte er zu erweisen, daß unter dem Prätorium, dem, wie Paulus versichert, seine Unschuld bekannt sei, nicht der Ort des Gerichts, sondern die prätorischen Cohorten zu verstehen seien. Ulrich Huber wi-

6) Schulling sagt: In omnibus magna sese prodit et enitet eruditio, acutum ingenium, limatum judicium, linguarumque et antiquitatum, non Latinarum tantum sed et Graecarum immo et Hebraicarum minime vulgaris notitia. Quin et juris veteris Romani nonnulla capita in secunda egregie exponuntur. 7) Schon 1739 versprach Ernesti einen Abdruck des Buches, den die mislichen Verhältnisse des dafür gewonnenen Verlegers vereitelten. Harles besorgte einen solchen 1771 zu Altenburg.

8) Vorrede zur röm. Gesch. I. S. VIII.

verlegte diese Ansicht in dem Schriftchen de officio praefecti praetorio und veranlaßte dadurch Perizonius zur Abfassung der zweiten Abhandlung, in der er seine Ansicht mit neuen Gründen zu sichern suchte. Je klarer die Wahrheit sich herausstellte, um so heftiger wurde der Gegner, gegen den Perizonius 4) die Abstersio censurae Huberianae in nuperas responsiones *Jacobi Perizonii* ad librum singularem *Ulrici Huberi* de praetorio (Franeq. 1690) herausgab, und dadurch einen glänzenden Sieg errang[9]. 5) Diss. de censoribus populi Romani (Lugd. Bat. 1697. 4.). 6) Dissert. de aere gravi (Lugd. Bat. 1713. 12.). Da Ludolf Küster denselben Gegenstand behandelt hatte, replicirte er in einer besonderen epistola, die Perizonius' Meinung bestreitet. Zu gleicher Zeit antwortete Perizonius auf *Andr. Morellii* de nummis consularibus epistola. Ein größeres Werk sind *J. P.* Origines Babylonicae et Aegyptiacae Tomis II., quorum prior Babylonicae et turris in terra Sinear exstructae ac dispersionis hominum ex ea rationem ac historiam continet, alter: Aegyptiarum originum et temporum antiquissimorum investigatur, in qua Marshami chronologia funditus evertitur, tum illae Usserii, Cappelli, Peyronii aliorumque examinantur et confutantur (Lugd. Bat. 1711) und in einer zweiten vermehrten, durch K. Andr. Duker besorgten Ausgabe (Trajecti ad Rhen. 1736). Die hier behandelten Gegenstände hatten ihn schon früher vielfach beschäftigt und einzelne akademische Schriften, z. B. die dissert. de Busiride (Lugd. Bat. 1700. 4.) veranlaßt. Dies faßte er nicht nur zusammen, verbesserte und vermehrte es ansehnlich, sondern fügte auch die Forschungen über die ägyptische Chronologie neu hinzu. Hier ging er von Necho zunächst auf die ältesten Zeiten zurück, zeigte, wie wenigen Angaben voller Glaube geschenkt werden dürfe, und wendete sich zuletzt auf Necho und Hophra und den Krieg desselben mit Nebukadnezar. Die babylonischen Untersuchungen zerfallen gewissermaßen in zwei Theile, deren erster die älteste Geschichte und Chronologie behandelt, während der zweite sich mit der Erklärung von Genesis C. 9, 1—9 beschäftigt. Mit den historischen Forschungen, zu denen ihn seine amtliche Stellung nöthigte, sind zu verbinden 1) zwei Streitschriften gegen Ulrich Huber: specimen errorum supra centum et viginti ex uno et primo tomo historiae civilis *Ulrici Huberi* in usum academicae juventutis collectum (Franeq. 1693). Errores XIII. ex historia civili *Huberi* in demselben Jahre; 2) die am 6. Febr. 1702 gehaltene und gleichfalls besonders gedruckte Rede de fide historiarum contra Pyrrhonismum historicum; 3) die Dissertation de rebus atque incrementis Prussorum (Lugd. Bat. 1708; 4) das größere Werk: Rerum per Europam maxime gestarum ab ineunte saeculo sextodecimo usque ad Caroli V. mortem etc. commentarii historici (Lugd. Bat. 1710) und in einer zweiten Ausgabe 1716, vielleicht das unbedeutendste unter seinen umfangreichen Werken, wenn auch die tüchtige Gesinnung [Wachler[10]) bezeichnet ihn als historischen Herold der Nationalfreiheit] und die Einfachheit der Darstellung und die Klarheit der Anordnung rühmend zu erwähnen sind.

Der Mittelpunkt seiner Wirksamkeit auf dem Gebiete der Grammatik ist in der Bearbeitung von Sanctii Minerva zu suchen; er selbst behauptet in derselben seine gesammten grammatischen Ansichten niedergelegt zu haben. Die Auffoderung eines Buchhändlers, einen von ihm beabsichtigten Abdruck jenes Werkes mit Anmerkungen zu bereichern, veranlaßte die erste zu Franecker 1687 erschienene Ausgabe; die zweite erschien 1693 ohne sein Wissen, die dritte nach längerer Verzögerung 1702 zu Amsterdam, die vierte 1714. In allen späteren Abdrücken, deren Anzahl nicht gering ist, sind die Anmerkungen von Perizonius aufgenommen und vielfach mit ungemessenen Lobsprüchen erhoben. Dies verdienen auch die scharfsinnigen Beobachtungen über einzelne Redeweisen, die wohlgewählten Beispiele, die treffenden Erklärungen einzelner Erscheinungen[11]). Im Ganzen aber hat er die Wissenschaft der Grammatik nicht grade gefördert, eher gehemmt und wesentlich dazu beigetragen, daß man in der Beobachtung des Einzelnen sich genügen zu können vermeinte. Die Sprache erscheint ihm als ein Kunstwerk der Menschen, der Zufall hat dabei eine große Bedeutung, den lebendigen Zusammenhang zwischen Sprechen und Denken verkennt er ganz, eine allen Sprachen gemeinsame Theorie der Casus verwirft er als Thorheit, Definitionen der verschiedenen Redetheile scheinen ihm überflüssig[12]), was er selbst darin versucht hat, muß als verunglückt betrachtet werden. Mit den Ellipsen treibt er ein ausgelassenes Spiel. Dies ist der Grund, warum Michelsen in der lobenswerthen Schrift: „Historische Übersicht des Studiums der lateinischen Grammatik" S. 50 folgendes harte Urtheil fällt: „Mir erscheint Perizonius als derjenige, durch welchen das von Sanctius angeregte höhere grammatische Studium alles Leben verlor, sodaß das todte Fortschleppen der grammatischen Lehren durch das 18. Jahrh. hindurch besonders durch ihn eingeleitet wurde, — in ihm sehe ich die Mahnung, wie Sanctius nicht verstanden werden muß." Der letzten Ausgabe des Sanctius fügte er eine Abhandlung über das Wort cernere bei, in welcher er seine mit großer Leidenschaftlichkeit und meist schwachen Gründen durch Küster angegriffene Ansicht über dasselbe rechtfertigt und die Wahrheit seiner Behauptung darthut.

Wenden wir uns zu den von Perizonius bearbeite-

9) Huberus, sagt Carpzov., in tota hac altercatione infans, quin nihil est ad Perizonium in hoc genere divinum. Sed quod illi doctrina denegavit, id impudentia inanisque fastus fiducia facile supplevit pro modo hujus saeculi, ubi quo quis est impudentior, eo fere doctior habetur.

10) Geschichte der historischen Forschung und Kunst. II. S. 232. 11) F. A. Wolf erklärte dies für das Beste, was Perizon geschrieben. 12) Ceterum de definitionibus hujusmodi subtiliter disputant non Sanctius modo, sed et alii Grammatici, et ita ut nunquam de iis in concordiam eant. Anxia mihi haec videtur et obscura diligentia, certe nullius fere usus, quum de re ipsa satis constet.

ten alten Schriftstellern, so ist seine Vorliebe für die lateinische Literatur und die besondere Thätigkeit für dieselbe im Gegensatz zu der Griechischen nicht zu verschweigen. Noch hatte der Aufschwung der Wirksamkeit für die letztere, der von Bentley ausging und von der Schule des Hemsterhuys auch nach Teutschland sich fortpflanzte, nicht begonnen. Doch verdient eine Ausgabe, die er besorgte, rühmende Auszeichnung. Auch hier war es eine äußere Veranlassung, die ihn zur Bearbeitung von *Aeliani* Variae Historiae führte, die Auffoderung eines Buchhändlers. Im J. 1701 erschien das Werk cum versione *J. Vulteji*, sed innumeris in locis ad graecum auctoris contextum emendata et perpetuo commentario *J. P.* accedunt indices et plures et superioribus longe locupletiores (Lugd. Batav.), 2 Bde. Schon die Vorrede zeichnet sich durch scharfsinnige Untersuchungen über das Leben und die Werke des Schriftstellers aus und auch die allgemeinen Bemerkungen über die Methode bei solchen Ausgaben verdienen Beachtung. Media et in his tenenda est via, sagt er, neque aspernandae sunt criticae locorum, quae per librarios male sunt habita, emendationes, neque negligendae rerum aut locutionum in scriptoribus antiquis obscurarum explanationes. Und diesen Weg hat er selbst eingeschlagen. Treffliche Handschriften waren ihm zur Hand, die erste Ausgabe verglich er sorgfältig und dadurch gelang es ihm, viele Verderbnisse des Textes glücklich zu beseitigen. Die eigenen Conjecturen, unter denen einige sehr glückliche sind, hat er nicht in den Text zu setzen gewagt. Der glänzendste Theil der Arbeit sind die sachlichen Erklärungen, in denen er schwierigere Sachen in längern, fast zu förmlichen Abhandlungen erwachsenen Anmerkungen behandelt, anderes in förmliche Excurse, wie beim siebenten Buche de Ilia et Rhea Sylvia, verwiesen hat. Dies Werk verwickelte ihn in einen heftigen und ärgerlichen Streit mit Jacob Gronov, der das frühere freundschaftliche Verhältniß zu Perizonius vergessen und ihn offen und heimlich vielfach angegriffen hatte. Der Älian gab dazu neue Veranlassung. Die Erklärung des Wortes ἀπάγχεσθαι (zu Var. Hist. V. c. 8) und die damit zusammenhängende Deutung zweier Stellen des Matthäus und Lucas, die Gronov gleichfalls behandelt hatte, veranlaßte diesen, eine hochmüthige und schmähsüchtige Gegenschrift herauszugeben, auf welche Perizonius in der dissert. de morte Judae et verbo ἀπάγχεσθαι, in qua explicantur et conciliantur loca Matth. XXVII. 5 et Lucae Actor. I. 18 et vindicantur, quae ad *Aeliani* V. H. V. 8. erant notata (Lugd. Batav. 1702. 12.) [13], ferner in der Responsio ad nuperam notitiam de variis Aeliani aliorumque auctorum locis und der Responsio secunda (Lugd. Batav. 1703) antwortete. Die Heftigkeit des Streites machte ein Einschreiten des Curatoriums nothwendig.

Geschichtliche Untersuchungen führten ihn hauptsächlich zu den lateinischen Historikern. Schon 1684 erschien zu Franecker eine dissertatio historica de duobus maxime insignibus Flori locis. 4; was er sonst zu diesem Schriftsteller gesammelt hatte, benutzte C. A. Duker in seiner größeren, 1722 erschienenen, Ausgabe. Als 1702 Ludwig Smids eine Ausgabe des sogenannten Dictys von Kreta besorgte, fügte er Perizonius' dissertatio de Dictye Cretensi et ejus interprete Septimio hinzu, die auch der neueste Herausgeber Dederich hat wieder abdrucken lassen. Hier zeigte er zuerst mit überzeugendem Scharfsinn, daß an einen Zeitgenossen des trojanischen Kriegs gar nicht zu denken sei und daß das lateinische Werk eine Übersetzung und theilweise Abkürzung eines griechischen Originals sei. Über das Zeitalter des Septimius ist er nicht über zweifelhafte Vermuthungen hinausgekommen. Der Übermuth, mit welchem Clericus in seiner Ars critica über Curtius und die Bestrebungen der Philologen abgesprochen hatte, veranlaßte 1703 die Schrift: Curtius restitutus in integrum et vindicatus per modum speciminis a variis accusationibus et immodica atque acerba nimis crisi *Joh. Clerici* (Lugd. Batav.). Er empfahl darin weise Mäßigung, die ebenso entfernt von ungemessener Bewunderung als hochmüthiger Verachtung die eigenthümlichen Vorzüge jedes Schriftstellers ruhig abwägt. Doch Clericus empfand den Tadel schmerzlich und antwortete mit gereizter Bitterkeit in der Biblioth. choisi III. p. 171—250. Mit Valerius Maximus hatte er sich frühzeitig beschäftigt, denn schon als er die animadvers. Hist. herausgab, versicherte er, seine Arbeit über ihn sei beinahe vollendet. De me illud ausim dicere, schreibt er an Heinsius, neminem ante tanta cura Valerium cum vetustis tum scriptis tum impressis exemplaribus contulisse neque ita singula adtendendo manus ei admovisse. Verum tanto diutius in isto paene dixerim Augiae stabulo versandum erit, neque tamen vel sic perpurgatum dabo omni ex parte, subsidio satis antiquarum membranarum destitutus. Inzwischen hatte er eine Handschrift und eine alte Ausgabe verglichen, zahlreiche Conjecturen gemacht und Anmerkungen niedergeschrieben. Aber zu einem Abschlusse ist diese Arbeit nie gediehen; Torrenius hat 1726 alles, was sich von Perizonius vorfand, in seine Ausgabe aufgenommen und dabei Gutes mit Schlechtem untermischt gegeben. Was er zu Pomponius Mela niedergeschrieben hatte, erstreckte sich nur auf sechszehn Capitel des ersten Buchs und wurde nach seinem Tode von Duker in den Miscellan. Observat. crit. Vol. VII. p. 417—460. Vol. VIII. p. 97—140, 201—239 bekannt gemacht und daraus in die Ausgabe von Abraham Gronov 1748 aufgenommen. Annotationes in Suetonium gab Christian Philipp Köllner zu Breslau 1725 heraus, doch wäre dies besser unterblieben, da dieselben kaum für Anfänger berechnet zu sein scheinen.

Von den Reden, die Perizonius im Namen der Universität bei öffentlichen Feierlichkeiten zu halten hatte, sind mehre schon erwähnt. Außerdem gehören hierher: Panegyricus Wilhelmo Aurasiae principi dictus im J. 1694; Laudatio funebris Mariae II. Angliae reginae ex auctoritate Lugdunensis academiae dicta im

13) Eine zweite Ausgabe erschien 1766 zu Utrecht.

J. 1695 (57 S. 4.); Orationes duae de pace, gehalten 1697 und im folgenden Jahre gedruckt (62 S. 4); Aether Britannis et Batavis militans seu proprium Dei numen manifesta prorsus ratione illis praesens in rebus gestis et victoriis a. 1708 in Belgica partis, gehalten am 4. Febr. 1709 (73 S. 4.); De doctrinae studiis nuper post depulsam barbariem diligentissime denuo cultis et desideratis, nunc vero rursus neglectis fere et contemtis im J. 1708. Sie alle, zwölf an der Zahl, erschienen in einer von Wilhelm Westhof besorgten Sammlung zu Leyden im J. 1740.

Auch als Dichter[14]) hat er sich versucht; einzelne Proben stehen in Sante'ns Deliciae poet. p. 163, ein hymnus Benedicti Aminis (d. h. Perizonius) ebendaselbst S. 206. Broukhuys ließ diese Versuche nicht ungetadelt; auch die Feindschaft mit Francius scheint daher zu rühren, daß dieser ein von Perizonius gelobtes griechisches Gedicht scharf getadelt hatte. Der Streit ist rein persönlich geworden und in mehren Schriften geführt, die sich durch große Heftigkeit nicht grade empfehlen sollen[15]). Fünf Schriften sind von Perizonius unter dem Namen Valerius Accinctus geschrieben, von denen ich blos die Titel kenne: carmen in scurram barbarum, qui se Petr. Francium dicit, epistola ad P. Francium Barbarum de novissimo ejus carmine in scurram literarium, ad Francii epistolam primam responsio und demonstratio Francianae barbariei et inscitiae per omnes philologiae partes et responsio ad ejus epistolam secundam; responsio ad Francii epistolam tertiam. Sie fallen alle in's J. 1696.

Den Professor Schulting, seinen Collegen, hatte Perizonius selbst erwählt, ihm die Leichenrede[16]) zu halten und ihm dafür *Lambecii* commentar. de bibliotheca Vindobonensi vermacht. Sie erschien 1715. 4. unter dem Titel: *Antonii Schultingii* Oratio funebris in obitum Jacobi Perizonii und wurde in dessen commentationes academicae (Halae 1770) S. 157—184 wieder abgedruckt. Enthält sie auch keine genügende Schilderung der umfassenden Verdienste des Mannes, so gibt sie doch ein schönes Bild von seinem Leben und seinem Charakter, von seiner Lehrthätigkeit und den wichtigsten seiner Schriften. Aus dieser Quelle haben die meisten Andern geschöpft; der Aufsatz von Masson in der Histoire critique de la Republique des Lettres T. IX. p. 395—424. T. X. 453—457 ist nicht ohne eigenthümliche Zuthaten. Nicht frei von Irrthümern, besonders in dem bibliographischen Theile, ist die Lebensbeschreibung in *E. L. Vrimoet* Athenae Frisiacae (Leuwarden 1758) p. 625—40 und noch fehlerhafter Niceron's Nachrichten 1. Th. S. 302—310. Das Elogium Jac. Perizonii in den Acta Eruditor. a. 1716 p. 95 ist oberflächlich. Werthvoll ist Gustav Kramer's Elogium Jac. Perizonii, eigentlich wol eine an der bonner Universität von Niebuhr gestellte Preisfrage, dann zur Erlangung der philosophischen Doctorwürde 1828 in Berlin gedruckt (96 S.).

5) Gerhard Perizonius, ein Bruder von Jacob, war reformirter Prediger in dem Dorfe Groot-Ammers, bei Schoonhoven, von wo er 1715 nach Brille berufen wurde. Dort lebte er bis 1742. Von ihm erschien: „De volstreckte Borgtogt van de Soone Gods" zu Amsterdam 1710 und wurde zu Utrecht 1712 und 1713 wiederholt.

Zum Schlusse füge ich eine Geschlechtstafel bei:

Gerhard
- Anton 1568—1645.
  - Heinrich.
  - Christian 1609—1650. | fünf Töchter und zwei Söhne.
  - Anton, das jüngste von eilf Kindern. 1616-1672.
    - Jacob 1651—1715.
    - Gerhard † 1742.
    - Christian.
    - Aleide.
- Johannes.

(*Fr. A. Eckstein.*)

PERJÁMOS, latein. Pereamus, ein dem agramer Bisthume gehöriges sehr großes Dorf im nagy-szent-mikloser Bezirke (Gerichtsstuhle, Processus) der torontaler Gespanschaft des Banates, im Kreise jenseit der Theiß Oberungarns, in der großen oder untern Landesebene, am linken Ufer des Marosflusses gelegen, mit 401 Häusern, 2945 meist teutschen Einwohnern, die bis auf 198 Griechen, zwei Reformirte und acht Juden, sämmtlich Katholiken sind, einer eigenen katholischen Pfarre des Bisthums Csanad, einer katholischen Kirche und Schule, mehren Gast- und Wirthshäusern und einem sehr fruchtbaren Boden. (*G. F. Schreiner.*)

PERJEN auch PERJENN, dessen Name in ältern Urkunden Perjon lautete und von dem römischen Ponsoeni entstanden ist, eine zum Landgerichte Landeck und zur Gemeinde Perfuchs gehörige niedliche Ortschaft, zwischen Obstbäumen unter dem Schlosse Schrofenstein, am steil aufragenden Gebirge des linken Innufers gelegen, nach Landeck (Bisthum Brixen) eingepfarrt, mit einer der heiligen Nothburga geweihten katholischen Filialkirche, 20 Häusern und 155 Einwohnern. Hier war zur Zeit der Römer der Hauptstandpunkt der römischen Macht in dieser Gegend, eine Brücke über den Inn und eine bedeutende Station, ganz nahe am Zusammenflusse des Inns und der Sanna. (*G. F. Schreiner.*)

PERJESS auch PERJÉSSE, slaw. Drassice, ein zur Herrschaft Balog gehöriges Dorf im ratkover Gerichtsstuhle der gömörer Gespanschaft, im Kreise diesseit der Theiß Oberungarns, zwischen Bergen gelegen, nach Padár (Bisthum Rosenau) eingepfarrt, mit 71 Häusern und 567 magyarischen Einwohnern, welche bis auf sechs Katholiken sämmtlich der evangelischen Kirche helvetischer Confession angehören. (*G. F. Schreiner.*)

Perjuratio, Perjurium, s. Meineid.

14) *Peerlkamp*, De poetis latinis Nederlandiarum. p. 465. 15) Vergl. Histoire critique de la republ. des lettres. T. X. p. 451 sq. 16) Bei dieser Gelegenheit erschien auch eine Elegie des Pastor Clermont in Amsterdam, welche den Verlust der Universität mit den lebhaftesten Farben schildert.

PERKAN, Berkan, Barkan), ein aus Kammwollgarn leinwandartig gewebter Zeug, dessen Hauptanwendung in dem Gebrauch zu Möbelüberzügen besteht. Das Garn dazu ist stark gedreht; die Kette besteht aus zweifach gezwirnten, der Einschuß aus zwei-, drei-, vier-, fünf- oder sechsfach gezwirnten Fäden. Beim Weben wird der Einschuß sehr fest angeschlagen, sodaß der Stoff eine große Dichtigkeit erlangt. Sehr oft wird der Berkan durch Kalandern mit einer gewässerten Zeichnung versehen, in welchem Falle er den Namen Moir (Moor) führt; zuweilen preßt man auch Dessins darauf. (*Karmarsch.*)

PERKANIA (*Περκανία*). Konon (*ἐν τῷ τρίτῳ περὶ τῆς Νησιάδος*) behauptete, daß das Ägäische Meer von der Perkania, einer Tochter der Ar (s. *Anton. Lib.* 36 *ἀπὸ Περκανίας Αἰγός* oder *ἀπὸ τῆς Καρυστίας. τῆς Αἰγαίης*) den Namen habe. (Schol. *Apoll. Rhod.* I, 1165.) (*Krahner.*)

PERKÁSZ auch BERKÁSZ, walachisch Prikasz, ungarisch Berekszász, ein walachisches, zum Theil von Salzschiffleuten bewohntes Dorf im szászvároser (brooser) Stuhle im Sachsenlande von Siebenbürgen, im Thale der Maros, unfern von deren linkem Ufer gelegen, mit einer eigenen griechisch-unirten und einer griechischen nicht unirten Pfarre und Kirche. Die gebirgige Umgebung bietet einen reichlichen Stoff zu geognostischen und mineralogischen Beobachtungen dar. (*G. F. Schreiner.*)

PERKÁTA. 1) Nagy-P., Groß-P., eine Herrschaft und Ortschaft (Dorf) im csákvárer Bezirke (Gerichtsstuhle, Processus) der stuhlweißenburger Gespanschaft im Kreise jenseit der Donau Niederungarns, in der untern oder großen Landesebene, in sumpfiger Gegend gelegen, mit 257 Häusern, 2464 illyrischen Einwohnern, welche mit Ausnahme von sechs Griechen und zwölf Juden sämmtlich Katholiken sind, einer eigenen katholischen Pfarre, Kirche und Schule. Die Herrschaft gehörte früher den Jesuiten. 2) Kis-P., Klein-P., ein in einem Thale an einem kleinen Bache gelegenes Praedium desselben Bezirkes, Comitates und Landes, nach Nagy-P. eingepfarrt, mit 13 Häusern und 89 Einwohnern. (*G. F. Schreiner.*)

PERKEL, PEIKO, der Höllengott, ward von den Lappländern verehrt [1]). Bei den mit dem großen Finnenstamme verwandten Ungarn heißt Pokol die Hölle. Das altslawische Peklo hatte die Bedeutung von Pech und Hölle, wie auch noch jetzt im Böhmischen Peklo die Hölle bedeutet, polnisch Pieklo, serbisch Pakao, slovenisch Pekel, lithauisch Pekla, altpreußisch Pickullû und der Teufel selbst heißt lithauisch Pyculus, altpreußisch Pickulls [2]). Mit Recht wird Perkell oder Peiko von Georgi für den finnischen Teufel gehalten. Bei den Lappen in Finnmarken wurden Perkel-Gadze (Teufelsgesellschaft) des Noaaid's (des Zauberers) Lehrmeister und Mithelfer darin, mittels Zauberkunst Menschen und Vieh zu tödten und andern Schaden zu thun [3]), genannt. (*Ferdinand Wachter.*)

1) Mone, Geschichte des Heidenthums im nördlichen Europa. 1. Bd. S. 57. 2) Vergl. Grimm, Teutsche Mythologie. S. 465. 3) *Knud Leems* Beskrivelse over Finmarkens Lapper. p. 423.

PERKHEIM, PERKHAM, auch Bergheim und in alten Urkunden Perkheimb und Perckkeinium, ein in historischer Hinsicht nicht unwichtiges Dorf im Districts-Commissariate Eschelberg, im Mühlkreise des Erzherzogthums Österreich ob der Enns, am Fuße sanft anschwellender Berge, in einer eben so fruchtbaren als angenehmen Ebene gelegen, nur eine halbe Stunde vom linken Donauufer entfernt, mit 61 Häusern, 290 Einwohnern, welche nach Pöndorf eingepfarrt sind, einem alten Schlosse, um das sich schöne Obst- und Gemüsegärten herumziehen, einem Brauhause und einem stark besuchten Märzenkeller. Der Ort erinnert an ein angesehenes altadeliges Geschlecht, die Perkheimer. Mehre Denksteine von Gliedern dieser Familie trifft man in der Pfarrkirche zu Offenhausen im Hausruckkreise an. Ein Stammhaus der Herren von Perkheim war Oberperkham im Hausruckkreise, von denen Richer 1285 zuerst erscheint. Das Geschlecht der Perkheimer soll übrigens aus den Stiften Salzburg und Freising stammen. Im J. 1304 kommen fünf Brüder oder Vettern der Herren zu Perkheim und Kammerschlagg vor. Im J. 1328 erscheint Haug von Perkheim als der von den Herzogen von Österreich über das auf einer Donauinsel gelegene Schloß Spielberg eingesetzte Burggraf. Im J. 1336 zogen die Pürkheimer aus den genannten Stiftern ganz nach Oberösterreich, bauten das Schloß Bergheim oder Perkham im Mühlkreise und wurden hierauf große Wohlthäter der Stifte Wilherung und Polgarn. Im J. 1339 gaben die Herren von Schaumburg dem Rüdiger Ennenkel, „daz Gesäsz datz Perkhaimb" zu Lehen; dieses war das obenerwähnte Oberperkham. Im J. 1430 stiftete Elspet, Ulrich's des Perkhaimers sel. Tochter, einen Jahrtag bei der Pfarre St. Johann am Windberge im Mühlkreise. Um diese Zeit besaßen die Herren von „Pergern, Puchheim und Perkheim" das Schloß Luten, welches später Losensteinluten benannt wurde. Im J. 1446 baute Georg von Perkheim an der Kirche zu Schöndorf eine besondere Kapelle für sich und seine Familie; 1508 gehörte Hoseck dem Ulrich Perkheimer; 1524 besaßen die Perkheimer auch die Schlösser Perl und Gneisenau; 1520 starb Kaspar von Perkheim, der einer der vorzüglichsten Männer dieser Familie war; 1548 hatte Georg von Perkheim zu Würting mit mehren andern Edlen die Bitte der österreichischen Ständen an den Reichstag zu Augsburg um protestantische Religionsübung unterzeichnet; 1559 starb Georg Freiherr von Perkheim. Vom J. 1564 findet man links neben dem Hochaltar der Pfarrkirche Heiligenberg eine Glastafel mit dem Wappen des Wolf von Perkheim und seiner Hausfrau. Im J. 1610 starb endlich diese Familie ganz aus *). (*G. F. Schreiner.*)

PERKIN WARBECK [1]). Nachdem in England un-

*) Bened. Pillwein's Geschichte, Geographie und Statistik des Erzherzogthums Österreich ob der Enns und des Herzogthums Salzburg (Linz 1828 u. 1830). I. S. 32. 47. 206. 207. 225. 256. 415. II. S. 49. 378. III. S. 25. 32. 385. 405—408. 455.

1) Die Biographie universelle, 33. Bd. (Paris 1823) schreibt Waerbeck und folgt hierin, wie im Ganzen des betreffenden Arti-

ter König Heinrich VII. der durch eine ihm günstige Verkettung von Umständen die mehrjährigen Kämpfe der Häuser York und Lancaster beendet und die Interessen der zwei Rosen vereinigt hatte, wiederholt das Gerücht aufgetaucht war, daß von den zwei Söhnen König Eduard's IV., die deren Oheim und Heinrich's Thronvorfahr, Richard III., im Tower zu London ermorden lassen, der Zweitgeborene, Richard Plantagenet, Herzog von York, noch am Leben sei, erschien 1493 — zehn Jahre nach jener Mordthat — ein portugiesisches Schiff in der Bucht von Cork in Irland und vom Bord desselben ein schöner, vielleicht 20jähriger Jüngling, der in seiner Person das Gerücht für Wahrheit, sich für den aus dem Tower geretteten Herzog von York erklärte. O'Water, Mayor von Cork, beglaubigte die Angabe; der Prätendent fand Anhänger[2]) und bereitete sich zu weiterer Unternehmung, als eine Gesandtschaft Karl's VIII. von Frankreich ihn zu diesem einladete, unter seinem Schutze den väterlichen Thron zu erobern. Karl war in Krieg mit Heinrich; sein Botschafter, Fryon, ein aus Heinrich's Dienst zu Karl entwichener Secretair[3]), gab dem Prätendenten den königlichen Titel, und mit dem Versprechen baldiger Rückkehr begleitete Letzterer den Gesandten nach Paris. Hier wurde er von Karl und dessen Hofe als zum englischen Throne berufener Sohn des vierten Eduard empfangen, erhielt einen eigenen Palast, eine eigene, von Lord Concressault befehligte Leibwache, ein seinem Range angemessenes Einkommen und bald auch durch ihre Bevollmächtigten, Sir George Nevil und Sir John Taylor, das Dienstanerbieten von mehr als hundert vornehmen englischen Herren. Aber alle diese Herrlichkeit vernichtete der Friede von Estaples, in welchem Karl sich gegen Heinrich verpflichtete, den Prätendenten ungesäumt aus seinem Königreiche zu entfernen[4]). Karl erfüllte die Zusage, und der Ausgewiesene ging nach Flandern zu Margarethen, der verwitweten Herzogin von Burgund, aus dem Hause York.

Obschon Margarethe, Witwe Karl's des Kühnen, Herzogs von Burgund, und Schwester Eduard's IV. und Richard's III. von England, dem König Heinrich wegen der seiner Gemahlin, ihrer Nichte Elisabeth, Tochter Eduard's IV., vorenthaltenen Theilnahme an der Krone[5]) feindselig gesinnt und sowol dies als ihre nahe verwandtschaftliche Stellung zu einem Sohne des vierten Eduard der ostensible Grund war, welcher den Prätendenten zu ihr führte, empfing sie ihn doch mit kalter Zurückhaltung, verlangte in Gegenwart ihres Hofs die Rechtfertigung seiner Ansprüche auf den Namen des Herzogs von York, und legte ihm selbst die einschlagenden Fragen vor. Als er solche aber insgesammt genügend beantwortet, stürzte sie in seine Arme, erklärte, beim ersten Blicke in ihm den Sohn ihres Bruders Eduard erkannt zu haben, nannte ihn ihren theuern, wunderbar geretteten Neffen, stellte ihn den Anwesenden als rechtmäßigen Erben der Krone Englands vor, wies ihm die Staatsgemächer ihres Palastes zur Wohnung an, gab ihm eine Leibwache von 30 Hellebardieren und schmückte ihn mit dem Titel der weißen Rose von England. Schnell eilte die Kunde nach London; das frühere Gerücht vom Leben des Herzogs von York fand am Benehmen der Herzogin eine Bürgschaft; alle mit Heinrich Unzufriedenen liehen freudigen Glauben, und nicht blos Lord Fitzwater, Sir Simon Mountfort, Sir Thomas Thwaites und andere hochstehende Männer, sogar Sir William Stanley[6]), des Königs Oberkammerherr, er, der Heinrich den Weg zum Throne gebahnt, bezeigten ihre Geneigtheit, den Prätendenten zu unterstützen. In ihrem Auftrage begaben sich Sir Robert Clifford und William Barley nach Flandern, dem Prätendenten, falls sie an seiner Identität mit Eduard's zweitgeborenem Sohne nicht zweifeln könnten, ihre Dienste anzubieten. Clifford's Berichte wußten von keinem Zweifel.

Alles dies blieb dem wachsamen Heinrich nicht fremd. Aber statt offener Gewalt zog er vor, dem drohenden Sturm durch Entlarvung des angeblichen Herzogs von York zu begegnen. Er wählte dazu zwei Mittel. Das eine sollte im unbestreitbaren Nachweise des Todes der beiden Söhne Eduard's bestehen, denn war dieser gegeben, so mußte der Prätendent ein Betrüger oder ein Betrogener, wenn nicht beides sein. Vier Personen waren bei der Ermordung thätig gewesen: Sir James Tyrret, dem Richard III. mit dem Befehl über den Tower den diesfallsigen Auftrag ertheilt, — dessen Diener, John Digh-

---

tels, der Histoire d'Angleterre par Mr. de *Rapin Thoyras*, 4. Bd. (Haag 1724) S. 460 fg. Abgesehen jedoch, daß die Franzosen für die Rechtschreibung fremder Namen unzuverlässige Autorität sind und sämmtliche englische Historiker, von Bacon bis mit Lingard, Warbeck schreiben, gibt auch weder Thoyras noch die Biogr. univ. für das nach a eingeschaltete e einen Grund an.

2) Über die Einzelnheiten in Warbeck's Geschichte finden bei den sie behandelnden Schriftstellern unvereinbare Abweichungen statt. So bemerken zwar Bacon (Hist. Reg. Henrici. p. 117), Thoyras (l. c. p. 461), Hume (History of England, chap. 25), Henry (History of Great Britain, Book VI. chap. 1. pt. 1. §. 1) und Lingard (History of England. Vol. V. chap. VI), daß Warbeck unverzüglich nach seiner Landung an die zwei mächtigen Grafen von Desmond und Kildare geschrieben und sie um Unterstützung gebeten; während aber Bacon und Henry versichern, daß beide Grafen das Gesuch abgelehnt, Lingard Erstern zu Gunsten Warbeck's sich aussprechen und Letzterer eine höfisch-zweideutige Antwort ertheilen läßt, begnügen sich Thoyras und Hume mit Erwähnung des Gesuchs. Für den Zweck gegenwärtigen Artikels darf ich auf die Momente solcher Abweichungen, wenn sie wie hier nur Unwesentliches berühren, nicht eingehen, sondern muß in den Text aufnehmen, was ich Ursache habe für das Richtigste zu halten. 3) *Hume* l. c.: One Frion, a secretary of Henry, who had deserted his service. *Thoyras* l. c.: ... un nommé Fryon, Secretaire du Roi pour la langue françoise, s'étoit évadé de la Cour, et s'en étoit allé à Paris, où il avoit été fort bien reçu. 4) Heinrich foderte Auslieferung, die aber Karl entschieden verweigerte. Der zierliche Monsieur de Marsollier (im zweiten Bande seiner Histoire de Henry VII., Roy d'Angleterre, Paris 1725) knüpft an jene Weigerung die nationalen Worte (p. 19): Mais les François ennemis de tout tems de la perfidie persistèrent toujours à la lui refuser, et à garder à Perkins la parole qu'on lui avoit donnée.

5) Das Nähere unter Anderem bei Lingard (l. c.) Settlement of the Crown. 6) Als ein Beleg für das gerechte Mistrauen in die französische Namenschreibung (s. Not. 1) diene, daß Thoyras (l. c. p. 470) den wohlbekannten Stanley Le Lord Guillaume Strange nennt.

ton und Miles Forest, die auf Geheiß ihres Herrn beide Prinzen im Bette erstickt — und der Kaplan, der sie unter der Treppe verscharrt [7]). Von diesen Vier lebten blos noch Tyrrel und Dighton. Sie wurden verhaftet und bestätigten ihre Theilnahme in nur erwähnter Maße, mit dem Zusatze, daß Tyrrel selbst die Leichen gesehen, der Kaplan jedoch später auf Richard's Befehl sie anderswo begraben und Niemand wisse, wo. Die durch den Tod des Kaplans verhinderte Angabe der Stelle beeinträchtigte natürlich die Glaubwürdigkeit des veröffentlichten Bekenntnisses und der ganze Zusatz des Anderswo-begrabens galt für eine Erdichtung des Königs zum Behuf der Bemäntelung eines wesentlichen Beweismangels. Je weniger Heinrich sich das verhehlte, um so sorgsamer verfolgte er das zweite Mittel, die Erforschung der Herkunft und der frühern Lebensverhältnisse des Prätendenten. Zu diesem Zwecke schickte er gewandte und treue Männer nach Flandern. Ihnen dort das Vertrauen der Herzogin und des Prätendenten zu gewinnen, mußten sie als Flüchtlinge erscheinen, wurden einige derselben in England sogar excommunicirt und öffentlich anathematisirt. Dabei versorgte er sie reich mit Geld, um die Geheimnisse der Anhänger zu erkaufen, und wenn der Erfolg im Allgemeinen dem Wunsche des Königs entsprach, so trug dazu insbesondere die Verrätherei Clifford's bei, der mit Allem, was er wußte, zum Könige übertrat. Die Gesammtsumme des Verrathenen und Erforschten, in soweit es den Prätendenten und die Herzogin betraf, zur Beruhigung der Nation veröffentlicht wurde, und später durch überwiegende Gründe sich als wahr herausgestellt hat, besteht in Folgendem:

Statt Richard's Plantagenet, zweitgeborenen Sohnes Eduard's IV., war der Prätendent der Sohn eines getauften Juden aus Tournay, Jean Osbeck oder Warbeck, der mit seiner schönen Frau, Katharine, geborenen di Faro, unter Eduard's Regierung nach London gekommen war und hier längere Zeit gelebt hatte. In diese Zeit fällt die Geburt des Sohnes, der in der Taufe den Namen Peter erhielt, im flamländischen Diminutiv Peterkin, von den Engländern zu Perkin verkürzt. Den Namen wählte ihm Eduard, der ihn aus der Taufe hob, sei es, weil er dadurch dem Vater eine Gunst bezeigen wollte, oder erkenntlich für die höchste Gunst, welche die schöne Katharine dem galanten König gewährt. Letztere Interpretation wäre wenigstens zugleich eine sehr natürliche Erklärung der Ähnlichkeit, die in auffallender Weise zwischen Perkin Warbeck und Eduard IV. stattgefunden haben soll [8]). Beide Ältern waren dem Knaben bald nach der Rückkehr nach Tournay gestorben und mehre Jahre lang hatte dann der Sohn ein so unstätes Wanderleben geführt, daß die Einzelnheiten desselben den sorgfältigsten Nachforschungen entgangen sind. Aber ungefähr zwei Jahre vor seinem Erscheinen in Irland war er der Herzogin von Burgund bekannt geworden, und seine Ähnlichkeit mit Eduard, seine körperliche Schönheit und seine geistige Gewandtheit [9]) hatten sie in ihm ein geeignetes Werkzeug erblicken lassen, dem Könige Heinrich Verlegenheiten zu bereiten, die, wenn ihn auch nicht die Krone kosten, ihn doch zwingen sollten, zu Befestigung seines Throns dem Hause York in der Person seiner Gemahlin Elisabeth Theil an der Regierung einzuräumen [10]). Nachdem sie ihn von Allem unterrichtet, was ihm zu Durchführung der gern übernommenen Rolle über die königliche Familie und sonst zu wissen nöthig war [11]), sendete sie ihn, bis sie sein Auftreten an der Zeit fände, unter der Obhut eines treuen Dieners nach Portugal [12]). Ein Jahr war er hier gewesen, als die Herzogin, den nahen Ausbruch eines Kriegs zwischen Frankreich und England für einen passenden Moment haltend, ihm die Überfahrt nach Irland gebot, wo die noch nicht erloschenen Sympathien für die weiße Rose von York die meisten Chancen glücklichen Erfolgs versprachen. Da ersah Fryon für Karl von Frankreich im Besitze des Betrügers eine Hilfswaffe wider Heinrich. Sie wurde weggeworfen, sobald sie Dienst gethan, und das Benehmen der Herzogin von Burgund gegen den Flüchtling war eine Hoffarce [13]).

Daß Heinrich das Gewebe durchschaute, konnte ihn nicht verhindern, diejenigen seiner Unterthanen zur Rechenschaft zu fodern, deren Beistand die Hauptstütze Warbeck's sein mußte. Sieben oder acht wurden gleichzeitig verhaftet und drei davon enthauptet, unter ihnen die oben Genannten Mountfort und Thwaites. Auch Stanley, der Oberkammerherr, von Clifford verrathen und der Begünstigung Warbeck's geständig, büßte am 15. Febr. 1495 mit dem Leben, und schwer, wie den König der Vorwurf des Undankes trifft, steht doch ebenso wenig zu leugnen, daß mit Stanley's Haupte Warbeck's Sache fiel. Wer durfte auf Heinrich's Verzeihung hoffen, seit sie der nicht

---

7) Hume (l. c.) spricht von fünf Personen — Five persons had been employed — und erwähnt als fünfte Person einen dritten Diener, Namens Slater. Meine anderen Hilfsquellen sprechen übereinstimmend nur von den vier oben Genannten. 8) Bacon's bestätigendes Zeugniß dürfte wol unbedingt Glauben verdienen.

9) Zu diesen Ausdrücken berechtigen alle Beschreibungen. *Hume* l. c. . . . so beautiful did he appear in his person, so graceful in his air, so courtly in his address, so full of docility and good sense in his behaviour and conversation. *Marsolier* l. c. p. 10 sq. Il étoit grand, bienfait, il avoit l'air majestueux, la taille aisée et bien prise, les manières nobles et insinuantes, le visage beau. . . . Il avoit l'esprit artificieux, hardi, ingenieux, ennemi du repos, entreprenant, fourbe, capable des plus grandes impostures, et d'une profonde dissimulation. 10) Solcher, vom Charakter der Herzogin und von ihrem spätern friedlichen Verhalten gegen Heinrich an die Hand gegebene Beweggrund löst alle außerdem sich aufdrängende Widersprüche. Vergl. l. c. *Thoyras* p. 459 sq. *Marsolier* p. 7 sq. *Henry* p. 34 sq. *Lingard.* 11) Daß der Schüler seiner Lehrerin Ehre machte, bezeugen Hume (l. c.): The lessons were soon learned by a youth of such quick apprehension; Thoyras (l. c. p. 461): En peu de tems, Perkin s'accoûtuma tellement à parler et à agir en prince, qu'on eût dit qu'il étoit né, et qu'il avoit été élevé dans une maison royale. 12) Hume (l. c.) sagt: Under the care of Lady Brampton. Alle übrige Berichterstatter sprechen von einem in das Geheimniß eingeweihten Diener. Auch die Wahrscheinlichkeit spricht dafür. 13) Marsolier (l. c. p. 20 sq.) gibt davon eine ausführliche Beschreibung und schließt mit den Worten: Enfin la fourbe fut si bien conduite de part et d'autre, que tout le monde y fut trompé.

gefunden, der ihm in der entscheidenden Schlacht von Bosworth das Leben gerettet, die Krone aufgesetzt und zuerst den Ruf erhoben hatte: lange lebe König Heinrich! [14]) Jedenfalls stimmen sämmtliche Autoritäten überein, daß der Streich, der Stanley das Haupt, Warbeck's Anhängern den Muth nahm [15]). Die Herzogin von Burgund entmuthigte er nicht. Noch war ihr Schützling nicht persönlich in England erschienen. Also sammelte Warbeck auf ihre Kosten ein Heer von 600 Mann [16]), schiffte mit diesen, von Fryon begleitet, nach der englischen Küste, setzte am 3. Juli 1495 ein Drittel bei Sandwich in Kent ans Land, und sobald er vom Bord aus bemerkt, daß die Einwohner, statt mit offenen Armen, ihnen mit gewaffneter Hand entgegengingen, lichtete er schleunigst die Anker und kehrte nach Flandern zurück. Das Schicksal, dem er die Gelandeten überließ, war für 169 der Tod am Galgen. Nicht freundlich von der Herzogin empfangen, blieb ihm jetzt keine andere Wahl als ein nochmaliger Landungsversuch oder das Niederlegen seiner verunglückten Rolle. Aus leicht begreiflichen Gründen entschied er sich für Ersteres und segelte im Januar 1496 mit einer Rotte Abenteuerer an der bewachten Küste Englands vorüber nach Cork. Aber Heinrich's Statthalter, Poynings, hatte es verstanden, Irlands Sympathien für ihn zu unterdrücken, und abgewiesen von den Schlössern, in den Hütten elend beherbergt, verfolgt und gehetzt, schiffte er sich wieder ein und nahm den Weg nach Schottland.

In Schottland herrschte damals König Jacob IV. Die feste Anhänglichkeit seines Vaters, Jacob's III. an König Heinrich war eine der mehren Ursachen gewesen, die ihn dem Volke und seinen Großen verhaßt gemacht. Sie hatten den Sohn an ihre Spitze gestellt; in der Schlacht bei Stirling war der Vater geschlagen und trotz der Bemühungen des Sohnes, ihm das Leben zu schirmen, auf der Flucht getödtet worden. Grund genug für den jungen König, sich gegen Heinrich zu erklären, und dies der Grund, der ihm Warbeck zuführte. Es scheint jedoch, Letzterer hatte solche Eventualität vorausgesehen; er kam nicht mit leeren Händen, sondern mit Empfehlungsschreiben von der Herzogin von Burgund, von Karl von Frankreich, vom teutschen Kaiser Maximilian und von dessen Sohne, dem Erzherzoge Philipp [17]). Sei es, daß diese ihr Gewicht nicht verfehlten, oder Jacob's Abneigung gegen Heinrich oder Warbeck's gewinnende Erscheinung den jungen König für ihn einnahm — er wurde am 24. Febr. 1496 in Edinburgh mit allen, einem königlichen Prinzen von England gebührenden Ehren empfangen, und nachdem er in feierlicher Versammlung dem Könige und dessen Rathe die Fabel seines Lebens erzählt und für seine gekränkten Rechte um Schottlands Schutz gebeten hatte, erwiederte ihm Jacob, daß, wer er auch sei, er sein Vertrauen nie bereuen solle [18]). Und das Erste, was Jacob für ihn that, war, daß er ihn mit der jungen, schönen und tugendhaften, dem Könige selbst verwandten Katharina Gordon, Tochter des Grafen von Huntley [19]), vermählte. Das Zweite war im October ein Einfall in England, nachdem Jacob sich gegen den Prätendenten verpflichtet, ihn auf den englischen Thron zu setzen, dieser, ihm dafür die Stadt Berwick abzutreten und 50,000 Mark zu bezahlen. Beim Überschreiten der Grenze erließ Warbeck, er selbst an der Spitze von 1400 Mann, zu deren Anwerbung die Herzogin von Burgund ihm die Mittel gesendet, ein Manifest, worin er sich Richard IV. von Gottes Gnaden König von England und Frankreich, Herr von Irland und Prinz von Wales nannte, seine Flucht aus dem Tower, seine Drangsale im Auslande und Heinrich's Grausamkeiten schilderte, den König von Schottland als seinen Verbündeten bezeichnete, der sich zurückziehen werde, sobald er ihn inmitten treuer Unterthanen sähe, jeden loyalen Engländer zu den Waffen rief, jeden nach Verhältniß seiner Dienste, doch keinen mit weniger als tausend Pfund Sterling und Ländereien zum jährlichen Ertrage von hundert Mark für sich und seine Erben zu lohnen versprach, aber Tod jedem drohete, der die Waffen wider ihn trüge [20]). Die Proclamation that keine Wirkung; kein Engländer gürtete ein Schwert um für die weiße Rose von York, und als gegen Jahresschluß Heinrich's Truppen sich näherten, führten Jacob und Warbeck die ihrigen, mit der Beute des verwüsteten Northumberland beladen, über die Grenze heim.

Ein Drittes, was Jacob zu Lösung seines Wortes unternahm, war im folgenden Jahre ein neuer Einfall in England. Er rückte bis vor Schloß Norham. Wieder fand Warbeck's Aufruf taube Ohren, und schon die Kunde vom Anzuge eines englischen, vom Grafen von Surrey befehligten Heeres brachte die Eingefallenen nach Schottland zurück. Als jetzt Heinrich durch den spanischen Gesandten an seinem Hofe, Don Pedro d' Ayala, dem Könige Jacob Frieden und Freundschaft bieten ließ unter der ersten Bedingung, daß er ihm den Betrüger ausliefere, schlug Jacob das zwar ab, ersuchte jedoch seinen Schützling aus Rücksichten für das Wohl seines Volkes, Schottland zu räumen. Warbeck fügte sich in wür-

14) Vergl. *Lingard* l. c. chap. V. 15) *Thoyras* (l. c. p. 471): L'exécution du grand Chambellan répandit une terreur universelle dans le Royaume. *Hume* l. c.: The fate of Stanley ... struck all Perkin's retainers with the deepest dismay. 16) Laut Hume's Angabe (l. c.) Gesindel aller Art: outlaws, pirates, robbers and necessitous persons of all nations. 17) Hume (l. c. chap. 26) erwähnt diesen nicht; dagegen erwähnen ihn Thoyras (l. c. p. 477) und Henry (l. c. p. 44).

18) Henry (l. c. p. 45) gibt Warbeck's eloquent speech im Auszuge, Marsolier (l. c. p. 64 sq.) die ganze Scene in extenso. 19) Hume (l. c.) nennt sie a young lady, eminent for virtue as well as beauty. Thoyras (l. c. p. 478) sagt mehr; er nennt sie une des plus belles et des plus accomplies dames d'Ecosse. Das Meiste weiß Marsolier; er nennt sie (l. c. p. 74) une beauté achevée, elle n'avoit encore que quinze ans, mais sa jeunesse étoit soutenue par une vertu qui ne cédoit point à la beauté. Auf den folgenden Seiten will er glauben machen, Warbeck habe das schöne Mädchen so sentimental geliebt, daß er sie gar nicht habe heirathen wollen. Der König mußte sie ihm aufzwingen. Credat Apollo. 20) Marsolier bemerkt (l. c. p. 78): Das Original dieses Manifestes befinde sich zu London in der Bibliothek des Sir Robert Corton. Henry hat es seinem 12. Bande als Appendix I. nach einem Manuscripte im britischen Museum beidrucken lassen, dessen Inhalt jedoch von dem in Bacon's Geschichte vielfach abweicht.

devoller Ergebung [21]), und begleitet von seiner Gemahlin und 120 Getreuen nahm er auf vier Schiffen den Weg nach Irland, wo er am 30. Juli 1497 bei Cork vor Anker ging. Aber fruchtlos warb er um die Unterstützung des mächtigen Grafen von Desmond, bemühte sich vergebens, die frühern Sympathien anzuregen, und mag es sein, daß die Männer von Cornwallis in England, die wegen der Besteuerung sich wider Heinrich empört, ihre am 22. Juni 1497 nahe bei London erlittene Niederlage auszuwetzen wünschten und deshalb den Prätendenten auffoderten, ihr Anführer zu werden, oder daß Warbeck, zum Äußersten gedrängt, seinen drei Staatsräthen, Herne, einem bankrotten Kaufmann, Skelton, einem Schneider, und Astley, der sich Secretair nannte, gezwungenes Gehör gab [22]) — mit seiner Gemahlin und vielleicht 100 treu Gebliebenen verließ er Irland und betrat am 7. Sept. 1498 bei der Whitsandbucht den englischen Boden. Eingeladen oder nicht, fand er Anhang. Von 3000, die in den ersten Tagen sich ihm angeschlossen, schwoll sein Heer schnell zu 6000, mit denen er durch ein abermaliges, nach Umständen abgeändertes, Manifest sich als König Richard IV. angekündigt, vor der reichen und festen Stadt Exeter erschien. Die Bürger hörten jedoch nicht auf seine lockenden Versprechungen, setzten Gewalt der Gewalt entgegen und schlugen seinen Sturm ab, der ihm 200 Kämpfer tödtete. Ehe noch Heinrich Zeit zum Entsatze gehabt, eilten die Lords D'Aubeney und Broke, der Graf von Devonshire, der Herzog von Buckingham und andere edle Herren mit rasch gesammelter Mannschaft wider ihn herbei, und schon am 20. Sept. hob Warbeck die Belagerung auf und nahm bei Taunton in Somersetshire eine klug gewählte Stellung. An der Spitze von 7000 Mann, die sich ihm bis zum letzten Blutstropfen verpfändeten, erwartete er hier das vom Könige geführte Heer und bereitete sich zur entscheidenden Schlacht. Aber am Vorabende sank ihm der Muth; bei nächtlicher Weile floh er mit 60 Reitern nach dem Kloster Beaulieu oder Bewley. Heinrich's Räthe waren getheilter Ansicht, ob die Heiligkeit des kirchlichen Asyls in gegenwärtigem Falle verletzt werden dürfe oder nicht. Der Herzog von Buckingham empfahl als Mittelweg, daß der König unter der Bedingung sofortiger Übergabe Warbeck die Schonung seines Lebens zusichern solle, und der feig Geflohene ging die Bedingung ein. Gleichzeitig sendete Heinrich nach Mont St. Michel in Cornwallis, wo Warbeck's unglückliche Gemahlin zurückgeblieben war. Er ließ sie nach London zur Königin geleiten, wo sie mit den Ehren einer Verwandtin des Königs von Schottland empfangen und von Heinrich mit einem Jahrgelde bedacht wurde, das sie noch unter seinem Nachfolger bis zu ihrem Tode bezog.

Gefangen, aber ungefesselt, auf einem schlechten Pferde, aber wohl bewacht, vom Volke verhöhnt, aber nicht mishandelt, mußte Warbeck dem Könige nach London folgen und hier am 28. Nov. als Schaugepränge zweimal durch die Hauptstraßen reiten, ehe das Doppelthor des Tower sich hinter ihm schloß [23]). Die Resultate des hierauf mit dem im Voraus zu lebenslänglicher Haft Bestimmten ließ Heinrich zwar veröffentlichen, doch nur in soweit sie Warbeck's persönliche Lebensgeschichte betrafen, und natürlich mußte das, wenn auch von kluger Politik gebotene Verschweigen des, Seiten der Herzogin von Burgund, der Könige von Frankreich und Schottland und anderer ihm gewährten Unterstützungen nicht blos das Interesse an dem Bekanntgemachten, sondern selbst dessen Glaubwürdigkeit schmälern. Und das war in um so höherem Grade der Fall, als das Ganze eigentlich nur das früher Erforschte wiederholte. Inzwischen gelang es Warbeck, am 9. Juni 1498 die Wachsamkeit seiner Hüter zu täuschen und aus dem Tower zu entkommen. Bald aber, überall umstellt, flüchtete er zur Freistätte des Klosters Shene in Surrey, von wo er wieder gegen die Zusage der Schonung seines Lebens sich dem Könige auslieferte. Er büßte am 14. Juni seine Flucht und seinen Kleinmuth mit Ausstellung am Pranger vor der Westminsterhalle und am Kreuze von Cheapside, und mußte an beiden Orten ein Geständniß seiner Schuld ablesen, das jedoch im Wesentlichen ebenso wenig Neues enthielt als die Veröffentlichung seines Verhörs. Ein zweiter Fluchtversuch kostete ihn, was er über Alles zu lieben schien, — das Leben. Er beredete vier seiner Hüter, die zugleich Diener des Towercommandanten, Sir John Digby, waren, ihren Herrn zu ermorden, sich seines Geldes und der Festungsschlüssel zu bemächtigen, und mit ihm und dem Grafen von Warwick, der seit Jahren im Tower gefangen saß und welchen Warbeck durch seine Hüter zur Einwilligung vermocht, aus England zu entfliehen. Ohne daß je ermittelt worden, wie Heinrich von dem Complotte Kenntniß erhalten, aber auch ohne erwiesenen Grund für die Vermuthung, daß er selbst es angestiftet, um Warbeck's und Warwick's unter anscheinendem Rechte sich zu entledigen, wurde Ersterer dem Gerichte übergeben und zum Tode am Galgen verurtheilt. Auf dem Schaffotte bekannte er, daß sein früheres Geständniß Wahrheit, er der Sohn des Juden John Osbeck aus Tournay sei. So starb er den 23. Nov. 1499 am Galgen zu Tyburn [24]). (*Woldemar Seyffarth.*)

PERKINISMUS. Mit diesem Namen bezeichnet man ein, jetzt wol niemals mehr in Anwendung kommendes, von D. Perkins in Nordamerika erfundenes und nach ihm benanntes Heilverfahren, welches in dem Be-

21) Nach übereinstimmendem Zeugnisse der betreffenden Schriftsteller, Thoyras (l. c. p. 488), Henry (l. c. p. 53), Marsolier (l. c. p. 112 sq.) sehr ausführlich. 22) Hierüber sind die Meinungen getheilt. Für die Auffoderung ist Marsolier (l. c. p. 117), für das Befolgen des Rathes Thoyras (l. c. p. 490), und Hume (l. c.). — Henry (l. c. p. 54) hält Eins für so wahrscheinlich wie das Andere, und Lingard (l. c. chap. VI.) läßt Eins wie das Andere unerwähnt.

23) Über das Verhalten Warbeck's bei der schimpflichen Schau sagt Thoyras (l. c. p. 493): ... jamais il ne contrefit mieux le prince qu'en cette occasion; und Henry (l. c. p. 56): ... amidst the hisses, taunts, and insults of the mob, which he bore with dignity and composure. 24) Hume (l. c.) stellt in einer Schlußnote sieben Momente zusammen, die jeden Zweifel lösen dürften, daß Perkin Warbeck nicht Richard Plantagenet, Herzog von York, war.

streichen leidender Stellen mit den Spitzen von zwei Nadeln bestand, die an einem Ende rund, am andern spitz waren, und von denen die eine, von gelblicher Farbe, aus Messing, die andere aus blau angelaufenem Stahl verfertigt war, jede aber eine Länge von drei bis vier Zoll und eine Breite von einem halben Zoll hatte. Der Erfinder derselben wandte Anfangs dieses Bestreichen, welches er zuweilen auch auf die den leidenden Stellen benachbarten ausdehnte, und welches er immer bis zum Eintreten einer oberflächlichen Entzündung der auf diese Weise gereizten Hautstellen fortsetzte, von welchem er aber während der Stunden der Verdauung, zur Zeit des Monatsflusses und unter ähnlichen Verhältnissen niemals Gebrauch zu machen rieth, nur zur Besänftigung nervöser und leichter rheumatischer Schmerzen an; nachdem er sich indessen von der Heilsamkeit seines Verfahrens bei diesen Krankheiten überzeugt zu haben glaubte, gab es bald keine Krankheit, gegen welche dasselbe von ihm nicht in Gebrauch gezogen worden wäre. Das Vertrauen der Menge zu neuen Heilmitteln ließ überdies den Perkinismus sehr bald die Grenzen von Amerika überschreiten. Eine Frau war es, die namentlich in Dänemark sein Herold wurde, Tode lieh seinen Namen, den Ruf des neuen Universalmittels noch weiter zu verbreiten, und so war es denn nicht auffallend, daß sehr bald der Gebrauch dieser Perkins'schen Nadeln innerhalb und außerhalb der ärztlichen Praxis ein fast alltäglicher wurde, die Verfertigung jener Nadeln zu einem einträglichen Geschäfte gedieh, und man zu denselben bald auch andere, als die von Perkins gerühmten, ja alle Metalle und selbst Pflanzenstoffe, benutzte. Indessen hatte auch im weitern Laufe der Zeit das neue Universalmittel kein anderes Schicksal, als alle seine Vorgänger, es gerieth in Vergessenheit, und während dies bei manchen dieser Vorgänger nur allmälig geschah und ihm doch noch eine oder die andere Stelle unter den Heilmitteln angewiesen blieb, überzeugte man sich in ebenso kurzer Zeit, als der Perkinismus zu seiner allgemeinsten Verbreitung gebraucht hatte, auch allgemein von seiner gänzlichen Nutzlosigkeit, oder vielmehr davon, daß die ihm nachgerühmten Heilwirkungen lediglich theils dem durch jene Nadeln bewirkten mechanischen Reize, theils dem bekannten mächtigen Einflusse der Einbildungskraft auf Nervenübel, in manchen Fällen auch wol Beidem zugleich, zugeschrieben werden müssen. Der Perkinismus hat daher auch nicht, wie manche andere Lehre, z. B. der Mesmerismus, von Zeit zu Zeit sein Haupt von Neuem erhoben, sondern scheint vielmehr für immer vergessen zu sein. Perkins, der in seinen Nadeln unter andern auch ein sicheres Schutzmittel gegen die Ansteckung des gelben Fiebers zu besitzen sich rühmte, ist ebendieser Krankheit nach vielfacher fruchtloser Anwendung jener Nadeln erlegen, und somit scheint er beinahe in Betreff seiner ganzen Lehre ein Betrogener gewesen zu sein, den wir einem Cagliostro, St. Germain und ähnlichen Leuten gleichzustellen, wie es zuweilen geschehen, nicht berechtigt sein dürften. (Hufeland, Journal der praktischen Heilkunde. 6. Bd. 2. St. S. 439. 7. Bd. 4. St. S. 151.) (*C. L. Klose.*)

PERKINS. 1) Elias, praktischer Arzt in Plainfield in Nordamerika, lebte in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts, ist als Erfinder des Heilverfahrens, das nach ihm Perkinismus (s. d. vorigen Art.) hieß, bekannt.

2) Benjamin-Douglas, Sohn des Elias, und ebenfalls praktischer Arzt, trat nach dem Tode seines Vaters als eifriger Vertheidiger von dessen Heilmethode in einer in London 1799 erschienenen Schrift auf.

3) ..... Erfinder des Dampfgeschützes, s. d. Art. Geschütz. (*H.*)

PERKOSIOS (*Περκώσιος*), ein Wahrsager, aus dessen Geschlecht Merops, der Vater der Kleite, stammt *). (*Krahner.*)

PERKOSZOVA, ein zur Kameralherrschaft Denta gehöriges großes Dorf im verseczer Gerichtsstuhle der temeser Gespanschaft des Banates im Kreise jenseit der Theiß Oberungarns, am östlichsten Rande der großen oder unteren Landesebene gelegene mit 182 Häusern, 1013 meist wallachischen Einwohnern (578 nicht unirte Griechen, 423 Katholiken und 12 evangelisch-helvetischer Confession), einer eigenen morgenländisch-griechischen Pfarre, Kirche und Schule, und einer sehr ausgedehnten und fruchtbaren Dorfflur. (*G. F. Schreiner.*)

PERKOTE (*Περκώτη*), eine alte Stadt am Hellespont, in der Nähe von Abydos und Lampsakos, wird schon von Homer, von Skylax (p. 84 ed. *Gron.*) und von Herodot (V, 117) erwähnt und hatte wahrscheinlich eine milesische Colonie aufgenommen, da die Gründungen und Ansiedelungen der Milesier in dieser Region überhaupt sehr zahlreich waren (vergl. *Raoul-Rochette* Hist. crit. de l'établ. des col. Grecq. T. III. p. 257). Daß sie zum Reiche des Priamos gehört hatte, erhellt aus Homer's Darstellung bei Strabon (XIII, 1, 586. Vergl. 587 *Cas.*). Auf dem großen Heerzuge des Dareios wurde sie, sowie die benachbarten Städte, von dem Daurises, einem Feldherrn der Perser und Eidam des Königs, eingenommen (*Herodot.* l. c.). Alexander der Große gelangte auf seinem Zuge von Ilion aus nach Arisbe, von hier am folgenden Tage nach Perkote, und von da nach Lampsakos (*Arrian.* I. c. 12). Außerdem wird diese Stadt auch von Plinius (N. H. V, 39) und von Stephanos Byz. (s. v.) angegeben. Mit dieser Stadt hat man häufig den Fluß Perkotes verwechselt (so *Cellar.* Orb. ant. Vol. II, 3, 3. p. 49), welcher schon von Homer (Il. II, 835 *Οἱ δ' ἄρα Περκώτην καὶ Πράκτιον ἀμφενέμοντο*) genannt wird, und sein Gewässer jedenfalls zwischen Abydos und Lampsakos dem Meere zuführte. (*Krause.*)

PERKOVCZE (Alt.-), ein zum brooder Grenzregiments-Bezirke gehöriges Dorf im peterwardeiner Generalate, der slavonischen Militairgrenze, welches an die verőczer Gespanschaft grenzt, 156 Häuser und 792 sla-

---

*) *Ephorus* ap. Schol. *Ap. Rh.* I, 976. Im Etym. M. v. *Κλειτή* ist dieses Scholion so citirt: *Εὗρον δὲ ἐν Ἀπολλωνίῳ καὶ σχόλιον, ὅτι Κυζίκου γαμετὴ ἦν Μέροπος θυγάτηρ Περκώση, τὸ γένος μάντεως.* Etym. Gud. v. *Κλειτή* nennt sie *Περκωσίς*, wie Stephanus Byzant. von der troischen Stadt Percote sagt, daß sie vormals *Περκώπη* geheißen habe.

vonische Einwohner zählt, die sämmtlich Katholiken sind, und eine katholische Filialkirche hat. (*G. F. Schreiner.*)

PERKOWETZ, ein russisches Gewicht, entsprechend dem Schiffpfunde anderer Länder. Es enthält 10 Pud oder 400 Pfund und ist gleich zu setzen: 349.78 preußischen Pfunden, 292.13 wiener oder bairischen Pfunden, 360.71 englischen Pfunden avoir-du-poids, 163.59 Kilogramm. (*Karmarsch.*)

PERKUN, PERKUNAS, PERKUNOS, PEHRKONS, Gott des Blitzes [1]) und Feuers bei den Preußen und Letten, war bei jenen der erste der drei Hauptgötter, welche nach der berühmten Sage zu Romov [2]) verehrt wurden. Hier erhob sich eine immer grünende Eiche mit drei großen Ästen, von welchen der eine das Bildniß des Perkun, der andere das des Potrimpos, der dritte das des Pikillos trug; nach der anderen Sage waren in den mächtigen Stamm der heiligen Eiche drei Blenden eingehauen, welche die Bildnisse der genannten Götterdreiheit bargen. Dem obersten [3]) dieser Götter, dem Perkunos, brannte vor der heiligen Eiche ein ewiges, mit Eichenholz unterhaltenes, Feuer. Verlosch es, so ward der Weidelotte (Priester), dessen Amt die Unterhaltung des Feuers war und der es säumig verwaltet hatte, in dem neuangezündeten Feuer verbrannt. Dem Perkun als Gott des Blitzes und des Donners waren sehr passend die Lieblingsbäume, die Eichen, in die er so gern seinen Strahl senkt, besonders heilig. Als Opferthiere wurden dem Perkunos Rosse und auch selbst Kriegsgefangene dargebracht. Er ward angeblich als ein Mann von mittleren Jahren vorgestellt, mit einem zornigen, drohenden Gesichte. Flammen bildeten ihm eine Krone und ein schwarzer krauser Bart hing ihm herab auf die Brust [4]).

Wenn es donnerte, glaubten die Preußen ihr Grive (Oberpriester) rede mit dem Gotte Perkunos; deshalb warfen sie sich auf die Erde und verehrten ihn durch die Worte: **Devus Perkunos absolomus** [5]).

Die Letten, bei denen noch heutzutage der Donner Perkonne heißt, und die dem Perkunos sogar noch fortdauernd, aber im Dickicht ihrer Wälder Opfer bringen [6]), sagen noch gegenwärtig, wenn es donnert: „Der Altvater schilt" und wenn es einschlägt: **Pehrkons** [7]) **sperr** (der Donner schlägt ein). Mittels der unter dem Volke noch jetzt fortlebenden Erinnerung an die Götter seiner heidnischen Vorfahren sagt der Lithauer, wenn der Donner rollt: **Perkunas grauja**: „Der Donnergott wirft etwas nieder," und wenn das Gewitter einschlägt, bemerkt er: **Perkunas ispire**: „Perkunos hat ausgeschlagen wie ein Pferd;" **Perkunas musca** (schlägt ferit). Der Name des Perkunos hat sich auch in dem Namen des lithauischen Dorfes Perkunlauken erhalten [8]). Wenn es donnerte, ging der lithauische Bauer mit entblößtem Haupte und eine Speckseite auf den Schultern tragend über sein Grundstück, und redete den Perkunos mit den Worten an: **Perkune Dowaste, nie muski und mana diewu melsu tawi palti miessu**: Perkuno halte dich zurück und sende auf meinen Acker keinen Wetterschaden; ich will dir diese Speckseite geben. Ließ das Gewitter nach, trug er das Fleisch nach Hause und verzehrte es mit den Seinigen [9]), nämlich als Opferspeise. Merkel bemerkt in Beziehung auf das Frühlingsfest der Letten, nachdem er von der Verehrung des Pergubios [10]) gehandelt, Folgendes. Die Menge zog tiefer in den Hain. Ein junger Stier ward einem höheren Altar zugeführt, und mit emporgestreckten Händen betete der Priester:

Pehrkun, Vater! deine Kinder leiten
Zum Altare dieses Opfer sonder Fehl!
Segne, Vater, Pflug und Saat! Wie Binsen
Prunke kupferrothes Stroh, mit großen Ähren
Hochgekörnt — mit echten Körnern fülle sie!

Alle hagelschwere, schwarze Wolken
Treib hinweg auf große Sümpfe, Wälder,

---

1) Das slawische Perun bedeutet Blitzstrahl. Den russischen Gott dieses Namens betrachten wir unter Perun. 2) Wie man vermuthet, lag Romove in der Nähe der westlichen Seeküste von Samland, unweit des Kirchdorfs Germau, bei dem jetzigen Dorfe Lengnitten. Man schließt auf diese Lage Romov's aus dem Umstande, daß in der bezeichneten Gegend noch jetzt das Dorf Romehnen sich findet. s. Voigt, Gesch. Preußens. 1. Bd. S. 640. Gebser, Der Dom zu Königsberg in Preußen. S. 10. 3) Die Preußen hatten dieses, daß der Perkun, der dem Wetter vorstehende Gott, der Gott des Blitzes und Donners, der oberste Gott war, mit vielen andern Völkern, namentlich den Griechen und Römern im Betreff des Zeus und Jupiter's, mit den Teutschen in Hinsicht des Thunnar's, und mit den Schweden und andern Skandinaviern in Beziehung auf den Thor gemein; s. F. Wachter, Forum der Kritik. 2. Bds. 1. Abth. S. 49. Allgem. Lit.-Zeit. Aug. 1836. Nr. 144. S. 532—535. Über den Perun als den obersten Gott der Slawen s. d. Art. Perun. 4) Nach der Beschreibung des Thomas Clagius (Linde Mariania, sive de Virgine Lindensi. Lib. I. cap. 8. p. 44) hatte Perkun ein ganz feuriges und vor Zorn brennendes Gesicht; sowie auch ein von Flammen bekröntes Haupt, und einen krausen, knotigen Bart von schwarzer Farbe. Dasselbe sagt Henneberger, der jedoch alles das Seinige, was er über die Religion der Preußen schreibt, aus Simon Grunow genommen, und fügt hinzu: Perkun habe mit dem nichts als Zorn und Drohungen athmenden Antlitze den ihm zugekehrten Potrimpos angesehen. Schütz, welcher diesem beistimmt, fügt noch hinzu: Perkun sei vorgestellt gewesen in der Gestalt eines Mannes von mittlerem Alter. Vergl. *Hartknoch*, De reb. Boruss. Dissert. 7. p. 150 und *Frencel*, De Diis Sorab. et alior. Slavor. bei *Hoffmann*, Rer. Lusat. Script. T. II. p. 170.

5) *Schaefferus*, Upsal. c. 10. p. 133. *Hartknoch*, Dissert. 10. p. 16 nach *Stryckovius*, *Henneberger* et *Waisselius*. 6) Merkel, Die Letten, und darnach Andrey von Kayssarow, Versuch einer slaw. Mythol. S. 78. 7) Pehrkons ist die lettische, Perkunas die lithauische und Perkunos die altpreußische Form. Vergl. Grimm, Teutsche Mythol. S. 116. Auf den angeblichen Rethraischen, aber unbezweifelt untergeschobenen Denkmälern, den Machwerken eines Neuern, heißt der Perkunos Perkunust. Er ist daselbst dargestellt mit zwölf Strahlen umgeben, der Vorderkopf menschlich und behelmt, der Hinterkopf vom Löwen, die Pflugschar vor der Brust. (Vergl. Mone, Gesch. des Heidenthums im nördlichen Europa. 1. Th. S. 204.) Im Betreff dieser Darstellung ist jedoch zu bemerken, daß die preußischen Schriftsteller nur davon erzählen, daß das Haupt Perkun's mit Flammen umgeben gewesen. Diesen Umstand hat also der neuere Verfertiger des metallenen Bildsäulchens des Perkunust, wie er ihn nennt, benutzt, und aus eigner Phantasie das übrige hinzugethan. Nach *Nic. Marescalcus*, Ann. Herul. et Vandal. Lib. I. cap. 4 stand Perkun's Bildniß, aus gediegenem Golde geschmolzen in der Gegend nahe bei Parchunum (Parchim). Doch er ist so genügsam, nicht anzugeben, wie dieses angebliche Bildniß gestaltet gewesen. 8) Das Ausland. 1839. S. 1298. 9) *Lasicius*, De Diis Samogitarum. p. 300. 10) s. d. Art. Pergubios.

Breite Wüsten, wo sie keine Menschen
Schrecken! Und gib Sonnenschein und Regen
Sanften Regen, daß die Saat bekleibe [11]).

Das Opfer geschah und eine zweite Schale ward geleert; die erste hatte nämlich dem Pergubios gegolten, die zweite galt dem Perkunos; die dritte gehörte dem Uhsing, dem Gotte der Bienen [12]). Während also bei den Preußen der Perkunos die erste Gottheit war, nahm er bei den Letten den zweiten Rang ein, obschon er auch bei ihnen Gott des Feuers, Gebieter des Donners war. Von ihm hieß es in einem lithauischen Volksliede, welches besingt, wie der Mond um die Sonne freite, aber die Sonne früh aufstand, und der Mond längere Rast hielt:

Er irrte darauf einsam,
Gewann Frühröthe lieb,
Das nahm Perkunas übel,
Hieb in zwei Hälften ihn [13]).

Hier erscheint Perkunas als Mondzertheiler. Sein gewöhnlicheres Wirken ist das Zersplittern der Eichen, sowie es in der „Sonnentochter" heißt:

Es freit der Mond die Sonnentochter.
Der Donnergott ritt als Begleiter
Im Brautgefolge durch die Pforte

Und schmetterte die Eiche nieder.
Da ward vom grünen Blut der Eiche
Besprengt mein Gürtelkleid, mein weißes [14]).

Nach einer Sage nimmt die Göttin Perkuna, die Mutter des Blitzes, den müden und staubischen Perkunas in ihrem Bade auf, und läßt ihn des anderen Tages hell und gewaschen wieder fortgehen. Mone bemerkt in Beziehung hierauf, daß die wenigen Spuren von Sagen auf den Perun (Perkunos) als Sonnengott gehen [15]). Schäffer sagt, daß die preußischen Schriftsteller, welche von Perkunos' flammengekröntem Haupte erzählen, hierdurch nichts anderes haben ausdrücken wollen, als den rings mit Strahlen und Flammen umgebenen Sol (die Sonne). Nach Frencel's Muthmaßung ist das Etymon des Namens Perkunos das ebräische barak, fulguravit, und davon die Substantive barak fulgur, coruscatio, fulgor, sowie auch die Syrier, Chaldäer, Araber und Äthiopier dieselbe Wurzel gebraucht haben; kraft dieses Ursprungs ist Perkunos also Gott des Blitzes und ebenso des Donners. In der lithauischen und preußischen Sprache bedeutet Perkunos Donner [16]) Die Morduinen beten, wenn es donnert: paschangui Porguini pas (erbarme dich, Gott Porguini [17]). Nach Grimm gemahnet Perkun an diesen morduinischen Donnergott Porguini, noch merkwürdiger an einen gothischen Ausdruck, der freilich, wie er bei Ulfilas erscheint, alle Personification eingebüßt hätte. Das gothische Neutrum fairguni bedeutet Berg, ὄρος. Wie wenn es, fragt Grimm weiter, vorzugsweise der Donnersberg gewesen, und ein verlornes Fairguns des Gottes Name wäre? Man dürfte die Bedeutung von fairguni: soviel als mons, unverändert behalten, und in das Masculinum Fairguns oder Fairguneis, folglich in Perkunas, den Sinn jenes ἄκριος legen? ein schicklicher Beiname für den Donnergott. Auch das althochteutsche virgun, angelsächsisch firgen, in Zusammensetzungen [18]), ohne welche es untergegangen wäre, kann entweder blos den Begriff des Bergigen, Waldigen enthalten, oder auf einen verdunkelten Gottesnamen bezogen werden. Wie es darum stehe, daß mit fairguni, virgun, firgen göttlich verehrte Wesen zusammenhängen, ergibt sich offenbar aus dem altnordischen Fiörgyn, Genitiv Fiörgynjar, worunter in der Edda Thor's Mutter, die Göttin Erde, verstanden wird; und außer ihr tritt noch ein männlicher Fiörgyn, Genitiv Fiörgyns (in der Snorra-Edda 10. 118) auf, als Vater der Frigg, Odhin's Gemahlin. In allen diesen Wörtern muß man fairg, firg, fiörg als Wurzel annehmen, nicht abtheilen fair-guni, fir-gun, fiör-gyn. So Grimm [19]). Auch Mone (Angelsächs. Glossen) [20]) bemerkt zu ibices, firgingaetti, d. h. die Gais der Fiörgyn, Thor's Mutter, daher auch ihr Sohn mit Böcken fährt, und der Steinbock ebenfalls Firginbucca heißt. Der Aufenthalt dieser Thiere auf hohen Bergen und ihre Schwungkraft gab die nächste Veranlassung, sie dem Thor beizugesellen. So Mone. Zwar kann Thor auch blos Berggais bedeuten, aber auch die Berge stehen im Zusammenhange mit dem Donnergotte. Da Gewitterregen befruchtend sind, so war es ganz natürlich, daß dem Donnergotte Perkunos, sowie den andern Göttern der Fruchtbarkeit ein Bock als Sinnbild der Fruchtbarkeit geopfert ward, und Thor mit Böcken fährt [21]). Die durch ihr dem Ziegenmeckern und Rossewiehern ähnliches Geschrei warme Frühlingswitterung verkündende Heerschnepfe (scolopax gallinago), welche in der teutschen Volkssprache Donnersziege, Donnerstagspferd, Himmelsziege genannt wird, heißt im Lettischen Pehrkona kasa (Donnerziege) Pehrkona Ahsis (Donnerbock). Simon Grunow, der zum preußischen Bockopfer kam, mußte im Namen des Perkunos schwören, daß er dem Bischofe nichts davon verrathen wollte [22]). Bei Nestor geht Igor, um die Verträge mit Constantinopel zu beschwören, mit den Gesandten auf den Hügel des Perun, und er und seine Männer, und so viele Russen Heiden waren, leisteten daselbst den Eid [23]). Perkunos oder in russischer Na-

11) Ein ähnliches Gebet an den Donnerer findet sich in dem Werkchen: Über die Ehsten und ihren Aberglauben. 12) Merkel, Die Vorzeit Livlands. S. 168. 169. 13) Volkslied bei Theodor Narbut, Dzieje starozytne narodu Litewskiegu. 1. Th. Wilna, und daraus in Übersetzung in den Blättern für literarische Unterhaltung. 1836. Nr. 3. S. 12. 14) Über die Dainos oder Volkslieder der Lithauer im Ausland. 5. Nov. 1839. S. 1234. 15) Mone, Gesch. des Heidenthums im nördlichen Europa. 1. Th. S. 152. 16) *Frencel*, De Diis Soraborum et al. Slav. bei *Hoffmann*, Rer. Lusat. Script. T. I. p. 170, mit Bezugnahme auf *Hartknoch*, Dissert. 7. p. 130. 17) *Georgi*, Description I, 641, vergl. Grimm, Teutsche Mythologie. S. 18.

18) So angelsächsisch firgenholt, Bergwald, firgenbeám, der Waldbaum, firgenstreám, der Waldstrom, firgenbucca, der Steinbock, firgengât, der junge Steinbock. 19) Teutsche Mythologie. S. 117. 20) Anzeiger für Kunde der teutschen Vorzeit. 7. Jahrg. 1838. 21) s. Allgem. Enc. d. W. u. K. 3. Sect. 6. Th. S. 111—113. 8. Th. S. 233. 22) s. *Hartknoch* p. 176 und daraus *Frencel* p. 195. 23) s. Nestor's russ. Annalen in ihrem slaw. Urspr. u. übers. v. A. L. v. Schlözer. 4. Th. S. 99.

mensform Perun, war aller Wahrscheinlichkeit nach darum Gott des Eides, weil es der Höchste war, und zugleich die höchste und augenblicklichste Macht hatte, die Eidbrüchigen zu strafen, nämlich den alles zerschmetternden Blitzstrahl. Der Hederich heißt bei den Letten Pehrkones. (*Ferdinand Wachter.*)

PERKUPA, ein mehren adeligen Familien gehöriges großes Dorf im unteren Gerichtsstuhle, der tornaer Gespanschaft im Kreise diesseit der Theiß Oberungarns, am rechten Ufer des in den Sagó sich ergießenden Bodvaflusses in gebirgiger Gegend gelegen nach Szegliget (Bisthum Rosenau) eingepfarrt, mit 122 Häusern, 953 meist magyarischen Einwohnern, die sich vom Feldbaue ernähren (601 Reformirte, 348 Katholiken und vier Juden), einer katholischen Filialkirche, einer eigenen Pfarre, Schule und einem Bethause der evangelisch-helvetischen Confession*). (*G. F. Schreiner.*)

Perl, s. Perlschrift.

PERLA, eine von Geoffroy (hist. abrég. des Insectes, q. s. trouv. aux envir. de Paris 4. 1762. Vol. II. p. 229) aufgestellte, auf Phryganea bicaudata *Linn.* und Phryg. nebulosa *Linn.* gegründete Gattung der Insecta Neuroptera, welche Linné auch späterhin nicht annahm, obwol sie hinreichend von Phryganea in allen Lebensstadien verschieden ist. Fabricius erkannte diese Differenz mehrer von Linné zu Phryganea gezogenen Arten zwar, aber er bildete aus allen, mit wahrhaften hornigen Oberkiefern und bestimmten, von der Unterlippe getrennten Unterkiefern versehenen Arten dieser Gattung Linné's, ein einziges Genus, welches allerdings einen viel weiteren Umfang hatte als die Geoffroy'sche Gattung und deshalb wol einen neuen Namen bekommen durfte. Er nannte dies Genus Semblis und unterdrückte Geoffroy's Perla ganz. Aus der mangelhaften Theilnahme, welche die Gruppe der Neuropteren überhaupt fand, ist es erklärlich, wie diese von Fabricius gleich Anfangs (1775) aufgestellte Gattung bis auf Latreille's Zeit unverändert bleiben konnte. In der hist. natur. des Crust. et des Insectes (Paris 1803—5) löste Letzterer die Fabricius'sche Gattung zuerst in mehre Genera auf und vertheilte dieselben mit Recht sogar in verschiedene Familien. Drei dieser neuen Gattungen: Chauliodes, Corydalis und Sialis verband er mit den Florfliegen (Hemerobius *Linn.*) zu einer Familie, aus den beiden andern: Perla und Nemura, errichtete er die besondere Familie Perlariae. So war denn der Gattungsname Semblis ganz weggefallen, und derselbe Vorwurf, den man Fabricius machen konnte, eine schon vorhandene generische Benennung absichtlich nicht gebraucht zu haben, auch auf Latreille ausdehnbar, indem er die ältere Fabricius'sche Benennung ganz überging. Freilich blieb es fraglich, welche der fünf Gattungen den Namen Semblis erhalten sollte, allein Fabricius' Gattungsbeschreibung in den generib. Insector. zeigt deutlich, daß er den Hemerobius lutarius Linné's (Hemerob. aquaticus *Geoffr.*), als Haupttypus seiner Gattung Semblis ansah, und diesem hätte also Latreille den alten Namen Semblis lassen müssen, seine eigene später erfundene Benennung Sialis aber unterdrücken. Indessen verschwand von dieser Zeit der Gattungsname Semblis ganz bei den Franzosen; während man in Teutschland ihn für diejenigen Gattungen beibehielt, welche den Inhalt der Familie Perlariae ausmachen. Eine solche Entscheidung war freilich ebenfalls ungerecht, denn in diesem Fall blieb der Name Perla unbenutzt, da er doch für die Perlariae entschieden der ältere war. Ich habe daher in meinem Handbuch der Entomologie (2. Bd. S. 873) vorgeschlagen, von den beiden Gattungen, in welche Latreille die Familie Perlariae getheilt hat, die eine Semblis, die andere Perla zu nennen; und zwar Latreille's Gattung Nemura in Semblis umzutaufen, weil dieser Gattungsname nicht ganz sprachrichtig gebildet sei, auch für die ganze Familie den Namen Semblodea einzuführen; allein dieser Vorschlag hat nicht den Beifall des späteren Bearbeiters der ganzen Familie erhalten, vielmehr hat derselbe sich ganz auf Latreille's Seite geschlagen und den Namen Semblis völlig unterdrückt. Dieses Verfahren ist offenbar eine ebenso unverdiente Geringschätzung des Fabricius, als ungerechte Bevorzugung des Latreille, weßhalb ich bei meiner früheren Meinung beharren muß; oder in sofern dieselbe mehr ein Auskunftsmittel als eine in sich nothwendige ist, der von Latreille benannten Gattung Sialis ihren ältesten ersten Gattungsnamen Semblis zuertheile, den Gattungsnamen Sialis aber unterdrücke. Diesen letzteren Ausweg schlug ich damals nicht ein, weil es üblich ist, der größeren Menge von Arten den alten Gattungsnamen zu lassen, und die Gattung Sialis *Latr.* nur aus zwei Arten besteht, während zahlreiche Nemura- und Perla-Arten bekannt sind. Der zuvor erwähnte jüngste Monograph ist übrigens F. J. Pictet, dessen im vorigen Jahre begonnene Hist. nat. des Insectes Neuroptères (Genève. av. fig.) im ersten Abschnitt die Sembloden oder Perliden behandelt, nachdem derselbe schon früher eine Monographie dieser Familie in den annales des scienc. natur. (T. 26 u. 28. anc. série) mitgetheilt hatte. Da diese neueste Arbeit aber zur Zeit noch nicht beendet ist, so scheint es mir unangemessen, die vorliegenden Resultate derselben schon jetzt mittheilen zu wollen, ich verweise daher meine Leser über die Organisationsverhältnisse der Perlariae auf den später zu liefernden Artikel Semblodea, in welchem ich alsdann die Naturgeschichte der ganzen Gruppe im Zusammenhange schildern werde, bis dahin die in meinem Handbuche der Entomologie a. a. O. niedergelegten Resultate als genügend bezeichnend. (*Burmeister.*)

PERLA (Bagno della-,) ein Mineralbad im Gebiete von Pomarance in Compartimento von Pisa des Großherzogthums Toscana, am rechten Ufer des Possera-Wildbaches, der sich linksuferig in die Cecina ergießt, in einer an Mineralquellen reichen Gegend, denn das Bagno a Morba ist nur ¼ Meile und die Bagni di S. Michele sind nicht weit entfernt. Aus einer Spalte entspringt zwischen zwei Kalkfelsenmassen eine Wasserader, die nach Schwefel riecht, klar, von säuerlichem Geschmacke,

*) s. *Ludovici Nagy*, Notitiae geographico-statisticae regni Hungariae etc. (Budae 1828.) Pars I. p. 393.

und 32° Reaum. warm ist. Ringsum erkennt man noch einige Überreste eines gemauerten Beckens, in das er sich in früheren Zeiten ergoß. Ungefähr zehn Ellen tiefer entspringt ein zweiter Quell, der auch heißes Wasser führt, das stets ein milchweißes Wölkchen in der Mitte zeigt und die Pflanzen, welche es berührt, incrustirt. Man rühmt dasselbe in vielen auch hartnäckigen Krankheiten *). (*G. F. Schreiner.*)

Perladmiral, s. Admiral.

PERLAK, slawisch Prelok, ein der gräflichen Familie Festetics gehöriger bedeutender Marktflecken im muraköзer Gerichtsstuhle der szalader Gespanschaft, im Kreise jenseit der Donau Niederungarns, mit 312 Häusern, 2311 meist kroatischen Einwohnern, welche bis auf 12 Juden sämmtlich Katholiken sind, einer eigenen alten katholischen Pfarre, welche zum campestrer Vice-Archidiakonatsdistricte des agramer Bisthums gehört und 3242 Pfarrkinder zählt, einer dem heiligen Jacob geweihten katholischen Kirche, einer Schule, bedeutenden Maulbeerpflanzungen und Seidenbau. (*G. F. Schreiner.*)

Perlaloë ist Aloë margaritifera *Lin.*

PERLANA, ein Wildbach, der unter heftigem Getöse von der Höhe jener erhabenen Berge sich herabwirft, welche die schöne Tramezzina nordwärts einschließen. Er kommt aus dem Thale Intelvi herab und hat seine Mündung auf der Westseite des Comersees, zunächst Balbiano, einer einschichtigen Villa der Commune Ossuccio, im Districte IV. von Menaggio der Provinz Como, in der österreichischen Lombardei. Der Fall, den die Perlana bildet, ist nicht durch seine Höhe oder durch die Wassermenge, als vielmehr durch die vielen kleinen Einfälle anderer Bäche, die sich mit ihr vereinigen, interessant, indem diese mitunter höchst malerisch sind. Merkwürdig ist die Verheerung, welche der Gießbach in jener Kalkwand angerichtet hat, durch die er sich sein gegenwärtiges Bette gebrochen. Es geht die Sage, daß derselbe einst an Malghisio vorübergeflossen sei und sich bei Lennó in den See gestürzt habe. (*G. F. Schreiner.*)

Perlaria *Heist.* ist Aegilops.

Perlarius *Rumph.* ist Dartus.

PERLASCHE †), wird die beste Sorte käuflicher Pottasche genannt, welche sich durch ihre weiße, etwas in das Bläuliche ziehende Farbe auszeichnet (m. vergl. d. Art. Pottasche). (*Döbereiner.*)

PERLASZVÁROS, ein überaus großes, zum teutsch banatischen Grenzregimentsbezirke gehöriges Dorf im temesvarer Generalate der ungarischen-banatischen Militairgrenze, in der großen oder untern ungarischen Ebene, ostwärts von Tittel, am linken Ufer des Begaflusses, in sumpfiger Gegend gelegen, von Teutschen und Walachen bewohnt, mit 561 Häusern, 3679 Einwohnern (2932 nicht unirte Griechen, 742 Katholiken und 5 Juden) einer eigenen katholischen Pfarre des csanader Bisthums, einer Pfarre der nicht unirten Griechen, einer katholischen und einer griechischen Kirche, Schule und einigen Wirthshäusern und neun Roßmühlen. (*G. F. Schreiner.*)

*) s. D. *Giov. Targioni-Tozzetti*, Relazioni d'alcuni viaggi fatti in diverse parti della Toscana etc. (In Firenze 1751.) T. II. p. 417.

†) Die Composita, welche man nicht unter Perl— findet, suche man unter Perlen.

Perlata *Latr.* *) (Perlmutterfalter), s. Argynnis und Cethosia.

PERLBIRNE (kleine Blanketbirne. Petit Blanquet. Petit à la Perle (Pomol.), kleine Birne, mit heller, glatter, gelblicher, an der Sonnenseite zuweilen braunröthlicher Schale, weißem, ziemlich feinem, doch nicht sehr saftigem Fleische und von angenehmem etwas muskirtem Geschmack; sie ist nicht sehr haltbar und reift schon im Juli und August. (*William Löbe.*)

PERLBLÄSER heißen die Verfertiger der Glasperlen, s. Perlen (künstliche). (*Karmarsch.*)

PERLBOHRER, ein kleiner Drillbohrer, womit die Löcher in die Perlen gebohrt werden, sofern letztere zum Aufreihen auf Fäden bestimmt sind. (*Karmarsch.*)

PERLBRANNTWEIN, Schaumbranntwein, wird (zum Unterschiede von dem etwas schwächern Schankbranntwein) der gute Trinkbranntwein genannt, welcher 19 bis 21° am Baumé'schen Aräometer oder 47 bis 53 Procent nach Tralles zeigt, und die Eigenschaft hat, beim raschen Eingießen, sowie beim Schütteln eine Menge kleiner Luftbläschen (Perlen) zu bilden. Dieses Perlenwerfen oder Schäumen gibt ein empirisches (aber keineswegs ganz zuverlässiges) Kennzeichen für die Stärke des Branntweins ab, und man schätzt diesen letzteren desto höher, je länger der Schaum anhält. (*Karmarsch.*)

PERLCANTILLE, eine Gattung Cantille oder Bouillon (nämlich auf einer Drahtspindel schraubenartig zu einem Röhrchen gewundener Golddraht), welche sich von anderen Sorten der Cantillen dadurch unterscheidet, daß sie aus halbrundem Drahte gemacht ist; sie wird von Goldstickern gebraucht. (*Karmarsch.*)

Perldruck s. Perlschrift.

PERLEBERG, Hauptstadt des Kreises Westpriegnitz, Regierungsbezirkes Potsdam, Provinz Brandenburg, liegt an der Stepenitz, zwei Meilen oberhalb ihres Einflusses in die Elbe. Die Stadt ist sehr alt und war früher als Hauptstadt der Priegnitz bedeutend und durch ihre städtischen Rechte, sowie durch ihre angesehenen patricischen Familien ausgezeichnet. Auch war sie eine Zeit lang der Sitz der Quitzows und der Winterfelds. Im J. 1638 wurde sie von den Kaiserlichen fast gänzlich zerstört. Jetzt zählt sie 3200 Einwohner, welche Cichorienfabriken, Tuchfabriken, Leinweberei und Bierbrauerei betreiben. (*A. Keber.*)

PERLEBIA. So nannte zuerst Martius nach dem Professor der Naturgeschichte zu Freiburg im Breisgau K. J. Perleb eine Pflanzengattung, welche aber mit Caulotretus *Rich.* (einer Untergattung von Bauhinia) im Wesentlichen übereinstimmt. Die von Candolle aufgestellte Gattung Perlebia (Coll. des Mém. V. p. 67) hat dieser selbst später Colladonia benannt, indem er irriger Weise Colladonia *Spr.* mit Palicourea vereinigt. Hiernach ist Perlebia *Cand.* beizubehalten. Diese

*) Familles naturelles du règne animal. p. 312.

Gattung gehört zu der zweiten Ordnung der fünften Linné'schen Classe und zu der Gruppe der Smyrnieen der natürlichen Familie der Umbelliferae. Char. Gemeinschaftliche und besondere Doldenhüllen bestehen aus mehren ganzrandigen Blättchen; der Kelch ist ganzrandig, die fünf Corollenblättchen sind oval, ganzrandig, an der Spitze eingerollt; die Frucht ist seitlich zusammengedrückt, auf dem Rücken mit fünf häutigen Flügeln und dazwischen liegenden breiten Vertiefungen, in deren jeder ein Saftstriemen verläuft, versehen; die schmale Nahtfläche hat zwei Saftstriemen; der Eiweißkörper ist eingerollt. Die einzige Art, P. triquetra * (Colladonia triquetra *Cand.* prodr. IV. p. 240. Cachrys triquetra *Spr.* in *Römer* et *Schultes* syst. veg. VI. p. 443. Laserpitium triquetrum *Ventenat* hort. Cels. t. 97) ist ein bei Constantinopel wachsendes, unbehaartes, perennirendes Kraut, mit gegen drei Fuß hohem, scharf dreikantigem, zuletzt fast spiralförmig zusammengerolltem Stengel, herablaufend gefiederten Blättern, deren Fetzen eiförmig, stumpf sind, und gelben Blüthen. (*A. Sprengel.*)

PERLEDO, großes Gemeindedorf des Districtes Introbbio der lombardischen Provinz Como, zehn Miglien nordwestwärts von Lecco entfernt, im Gebirge gelegen, mit einer eigenen katholischen Pfarre, einer dem heil. Lorenzo geweihten Kirche, zehn dazu gehörigen Abtheilungen (Frazioni), einer Schule, Gemeindedeputation und Schulenoberaufsicht. (*G. F. Schreiner.*)

PERLEN, kugelförmige Körper, die zum Putz von den verschiedensten Völkern seit sehr entlegenen Zeiten verwendet worden sind, und zunächst in natürliche und künstliche zerfallen. Die natürlichen Perlen erscheinen uns in zoologischer Hinsicht als Körper von sehr veränderlicher Gestalt und Größe, die sich nur in gewissen beschalten Weichthieren finden, in der Regel zwar der Schale anhängen, und eigentlich nur eine Veränderung krankhafter und ungewöhnlicher Art derselben sind, indessen auch in den weichen Theilen des Thieres vorkommen können. Da, wie weiter unten zu zeigen ist, die Perle der Weichthiere ganz identisch ist mit dem Stoffe, welcher als sogenannte Perlmutter das Innere der meisten Schnecken und Muscheln auskleidet, so ist auch anzunehmen, daß die meisten der beschalten Weichthiere Perlen hervorzubringen im Stande sein dürften, und wirklich findet man dergleichen bisweilen auch in den Einschaligen, z. B. den Gattungen Patella, Fissurella, Haliotis, sogar in Anomia, und in seltenen Fällen auch an dem Mundsaume einiger großen Arten von Kreiselschnecken. Im Allgemeinen sind aber nur die Zweischaligen dieser eigenthümlichen Umbildung ihrer Perlmutterschichten ausgesetzt, und unter ihnen wiederum diejenigen am meisten, deren Schalen von ansehnlicherem Gewicht und Dicke sind. In der Familie der Mytilaceen kommen Perlenbildungen am häufigsten vor, und zwar ebenso in solchen Arten, welche nur im Meere, als in andern, welche nur in Süßwässern gefunden werden, in Unio, Anodonta, Mytilus und zumal Avicula. Eine Art der letzten Gattung: A. margaritifera *Brug.* (Mytilus margaritaceus *L.* Meleagrinae sp. *Lamk.*) liefert die orientalischen (persischen) Perlen, andere dieser entweder sehr verwandte, oder mit ihr identische Arten, geben die Perlen von Panamá, den Inseln des großen Oceans, den Küsten von Japan, der Insel Ceylon. Über die Entstehungsart der Perlen haben von jeher die abweichendsten Ansichten geherrscht. Manche sind im höchsten Grade sonderbar, doch mag ebendieses Entschuldigung finden, wenn man sich erinnert, daß man überhaupt nur in den neuesten Zeiten erst zu einem richtigen Verständniß des Wachsthums der Molluskenschalen gelangt ist. Plinius und Dioscorides meinten, Perlen entständen aus Thautropfen, welche zufällig in eine geöffnete Muschel fielen. Athenäus vergleicht die Perlen mit den Hydatiden anderer Thiere, und meinte, sie könnten sich nur im Fleische der Mollusken bilden. Samuel Dale sah sie an als Absonderungen den Harnsteinen analog. Der Wahrheit näher kam Stheno, indem er die Perle von dem Versuche des Weichthieres herleitete, zwischen den Mantel gerathene eckige Körper durch Umkleidung unschädlich zu machen, und Valentin, welcher die Perlen für verhärtete Eier nahm. Da Perlen ebenso, wenn auch ungleich seltener, im weichen Körper der Muschelthiere freiliegend gefunden werden als festsitzend an der inneren Seite der Schale, so ist jedenfalls die Ursache ihrer Entstehung dieselbe, wenn auch im Bildungshergange einige unbedeutende Verschiedenheiten eintreten. An jeder regelmäßig gebildeten Perle ist auf dem horizontalen Durchschnitte leicht zu erkennen, daß sie aus einer großen Anzahl sehr dünner Schichten besteht, die sich concentrisch bedecken [1]), und die in diesem Falle nicht selten einen sehr kleinen härteren, im Mittelpunkte gelegenen Körper einschließen, der allerdings verschieden erscheint von seinen Hüllen. Diese Schichten bestehen aus derselben Substanz, die als Perlmutter bekannt, das Innere der Muscheln auskleidet, und die oberste Lage jener in thierischen Schleim eingehüllten Kalktheilchen ausmacht, welche aus dem Mantel des Weichthieres ausgesondert und über einander abgelagert werden, und hierdurch die Verdickung der Muschel oder des Schneckenhauses hervorbringen, während durch Ablagerung über die alten Ränder hinaus Vergrößerung des Umfangs oder, bei Schnecken, Verlängerung der Windungen geschieht. Als Unterschied zwischen dieser innersten Schicht und den älteren, nach Außen gelegenen zeigt sich aber das Phänomen des Iridisirens, welches die Perlmutter vorzugsweise zu Zierathen anwendbar macht, und zu Folge der schönen Untersuchungen Brewster's dadurch entsteht, daß zwischen den Kalktheilchen kleine Zwischenräume bleiben, in welchen die Lichtstrahlen vor der Refraction zerlegt werden. Perlen bestehen ganz aus demselben Stoffe, welcher die Perlmutter ausmacht, und sind folglich Product derselben Organe, welche die letztere aussondern und ablagern auf dem Inneren der Schale. Das chemische Verhalten beider ist sich im Übrigen völlig gleich. Allein während die Perlmutter in Folge eines unabweislichen organischen Herganges sich bildet und

1) Sie sind vergrößert abgebildet von Sir Ever. Home (in Philos. Transact. for 1826. III. t. XIII. fig. 5. 6.

an bestimmten Orten sich ansetzt, ist die Verwendung desselben Stoffes zur Erzeugung der Perle zwar wol kein krankhafter, aber auch kein ursprünglich nothwendiger Proceß. Die alte Ansicht Stheno's hat durch die Untersuchungen unserer Zeit Bestätigung erhalten, denn ohne Gewaltthätigkeit, sie bestehe nun in einer äußeren Verletzung oder im Hineinfallen eines fremden Körpers, bildet sich auf der inneren Seite der Schale keine Perle. Man bemerkt mit Leichtigkeit bei Untersuchung vieler Schalen, zumal der Seeohren, daß an allen Stellen, wo während des Lebens des Thieres eine große Reibung stattgefunden, z. B. in der Gegend der Muskeleindrücke, Ungleichheiten der Perlmutterschicht entstanden sind, die oft wie aneinandergereihte Blasen erscheinen. Wo eine Muschel durch äußere Gewalt eingedrückt worden, vielleicht gar Substanzverlust entstanden ist, bildet sich durch ungleiche Ablagerung des aus dem Mantel abgesonderten Kalkes leicht eine Halbkugel, oder doch eine blasenförmige Auftreibung. Vom Zufalle allein hängt es ab, welche Gestalt die letztere haben solle; eine solche kann sogar gestielt sein, sowie denn die sogenannten Barockperlen fast alle möglichen Abänderungen von der Kugelform und die größten Unregelmäßigkeiten zeigen. Wie auch Blainville schon bemerkt, kann man daher die Perle nicht mit einem Auswuchse des thierischen oder pflanzlichen Körpers verwechseln, denn dieser nimmt allein zu durch Intussusception, jene aber durch Ablagerung auf der Oberfläche. Redi, Bournon, zumal aber Home[2]) beobachteten eine andere Art von Perlen, die sich besonders im weichen Körper, vorzüglich zwischen den Falten des Mantels oder den Kiemenblättern finden, nicht angewachsen und gemeinlich kugelrund und ziemlich klein sind. Solche können nun nicht auf dieselbe Art entstehen wie die an der Schale festsitzenden, die entweder als Ausbesserungsversuche einer entstandenen Öffnung, oder als mechanische Ungleichheiten gelten müssen. Vielmehr ist hier anzunehmen, daß fremde Körper haben sollen beseitigt werden. Als solche sieht man Sandkörner an, Home aber die nicht zur Entwickelung gelangten Eier. Bei Untersuchung großer Süßwassermuscheln fand dieser verdiente Anatom nicht selten sogenannten Perlsamen, d. h. Perlen von der Größe eines Stecknadelknopfes, jedoch immer im Eierstocke oder doch an der diesem nächstgelegenen Stelle der Schale, eine Entdeckung, die schon anderthalb Jahrhunderte früher[3]) gemacht, aber übersehen worden war. Dergleichen Perlen werden keinen Stiel haben können und sind von vorzüglich regelmäßiger Form, aber niemals von ansehnlicher Größe. Endlich ist es nicht unwahrscheinlich, daß eine dritte Art von Perlen entstehen könne, die zwar ebenfalls frei im Körper des Weichthieres liegt, allein von der schon beschriebenen sich dadurch wesentlich unterscheidet, daß sie nicht um einen fremden Kern sich bildet, nie ein Zeichen früher da gewesener Anheftung darbietet. Man muß hier annehmen, daß Extravasate des Perlmutterstoffes, sei es im Mantel oder nur am Rande desselben, möglich sind, welche entweder durch Krankheit oder durch einen äußeren Reiz hervorgebracht werden. Die künstliche Erzeugung der Muschelperlen ist mehrfach versucht worden. Linné durchbohrte die Schalen der schwedischen Unionen und erhielt wenigstens unregelmäßig geformte Perlen durch das Bestreben des Weichthieres, die seiner Schale zugefügten Verletzungen wieder auszubessern. Die einer solchen Behandlung unterworfenen Unionen mußten in reinem Wasser gehalten und reichlich ernährt werden, und Anfangs machte die schwedische Regierung aus der Erfindung ein Geheimniß, welche zunächst Linné's Erhebung in den Adelstand veranlaßt haben soll. Der Erfolg entsprach aber durchaus nicht der Erwartung, und regelmäßig geformte Perlen wurden so selten auf diesem Wege erzeugt, daß die Kosten des Unternehmens ungedeckt blieben und man gezwungen war es aufzugeben. In Ostindien scheint man schon seit älteren Zeiten dasselbe oder ein ähnliches Verfahren gekannt und befolgt zu haben. In verschiedenen Sammlungen befinden sich Schalen der echten Perlmuschel, welche der Länge nach mit einem durch zwei Löcher eintretenden Kupferdrahte durchzogen sind, in dessen Nähe sich Unebenheiten gebildet haben, und vielleicht Perlen angesetzt haben würden. Faujas St. Fond sah in London eine chinesische Flußmuschel, welche von einem äußerlich umgenieteten Draht durchbohrt war, auf dessen innerer Spitze eine Perle sich angesetzt hatte. Broussonet erzählt, auf glaubwürdige Aussagen fußend, daß man in Finnland Perlen erlangte, indem man sphärische Stückchen Perlmutter einer lebenden Muschel unter den Mantel schob, und an dieser Stelle die vorhandene Perlmutter der Schale abkratzte. In Asien soll man bisweilen kleine Kunstwerke in lebende Muscheln legen, damit diese mit Perlmutter bekleidet werden mögen[4]). — Die Perlfischerei ist für manche Länder ein wichtiger Zweig der Betriebsamkeit. Mit Erfolge wird sie, soweit sie sich mit der echten Perlmuschel (Avicula margaritifera *Brug.* und verwandte jedoch unbekannte Arten derselben Gattung) beschäftigt, in den tropischen Meeren von Asien, Polynesien und Amerika betrieben, jedoch stets nur auf beschränktem Gebiete. Über die Perlfischerei um die Insel Barein, im Golf von Persien und im rothen Meer, bei der Stadt Katif, an der Küste des glücklichen Arabiens, ist wenig bekannt. An den Küsten von Ceylon wird sie seit unbekannten Zeiten systematisch betrieben, hauptsächlich auf den großen Bänken, die sich um Arippo, Condaatchy und Pomarippo finden. Obgleich die Muscheln nur einer Species angehören, so erhalten sie doch durch Beschaffenheit des Bodens, auf welchem sie sitzen, sowie durch den Überzug mit Zoophyten ein mannichfaches Ansehen, und daher von den Fischern verschiedene Namen. Auf einer der Perlmuschelbänke sind die Muscheln häufig mit sehr großen, becherförmigen Spongien überwachsen, an anderen Orten bilden sie die Träger von Corallenstäm

2) l. c. p. 338. 3) In den norwegischen Flußmuscheln fand Christoph Sand, laut seiner Briefe vom 1. Dec. 1673 und 27. Febr. 1674 Eier in Perlen verwandelt (Phil. Trans. l. c. p. 340).

4) Blainville im Dict. Scienc. natur. XXXVIII. 505. Ältere Ansichten über diesen Gegenstand finden sich in Eberhardt Abhandlung über den Ursprung der Perlen (Halle 1757). Vergl. auch Hauff, Margaritologie (München 1796).

men, von welchen sie an Gewicht um das Fünffache übertroffen werden. Der Umfang der Schalen beträgt dort gewöhnlich 9⅓ Zoll engl. Die Muscheln befestigen sich an den Boden mittels eines feinen und langen Byssus, allein der Wellenschlag während der Monsoons ist heftig genug, um sie in Menge abzureißen und große Veränderungen in der Lage der Bänke hervorzubringen. Im Ganzen schreiben die Taucher dort der Perlenmuschel nur eine siebenjährige Lebensdauer zu, denn es finden sich außerordentliche Mengen von leeren Schalen zu Bänken aufgehäuft. Nach der Ansicht jener Cingalesen sind die Perlen selbst krankhafte Erzeugnisse des Thieres. Wäre dem wirklich so, so müßte die Krankheit eine sehr verbreitete sein, indem keine Muschel ohne eine große Zahl von feinen Körnern, als Anfängen künftiger Perlen, gefunden wird. Die reifen Perlen liegen immer gegen den vorderen Winkel der Schale in der Nähe des Schlosses, wo das Thier am meisten fleischig und dick ist; bisweilen hat man schon 150 Stück aus einer Muschel genommen, während man freilich Hunderte öffnen kann, ohne eine einzige werthvolle Perle zu entdecken. Vollkommene sind glänzend weiß; in sehr seltenen Fällen hat man carmoisinrothe oder schwarze gefunden. Vor Beginn der eigentlichen Fischerei werden die Bänke untersucht, und zwar gegen Ende Octobers in der kurzen Zeit guten Wetters zwischen dem Aufhören des SW. Mousoons und dem Eintritte des NO. Mousoons. Neun Bote, jedes mit zehn Seeleuten und zwei Tauchern, segeln unter Aufsicht des Commissairs der britischen Regierung nach den Bänken. Die Untersuchung leitet ein eingeborner Pilot (Aripanaar), dessen Kenntniß und Geschäft vom Vater auf Sohn vererben. Die Taucher untersuchen die Lage der Bank, und wenn 1000 der versuchsweise heraufgebrachten Muscheln, Perlen zum Werthe von drei Pf. Sterling enthalten, so wird die Bank für paßlich zur regelmäßigen Ausbeutung erklärt. Ist die Zahl junger und unreifer Muscheln unter jenem Tausend sehr groß, so wird, ungeachtet der Gewinn der Probe die angegebene Höhe erreicht haben mag, die Fischerei auf die Zukunft verschoben, damit jede unnöthige Verringerung des Muschelbestandes möglichst vermieden werde. Das Resultat der Untersuchung in den verschiedenen Revieren wurde ehedem bekannt gemacht, und von der Regierung die Fischerei an den Meistbietenden verpachtet, allein sie zieht es ungefähr seit d. J. 1830 vor, durch eigene Bote und Taucher die Muscheln fischen zu lassen, und diese dann tausendweis zu versteigern. Der Ertrag dieses Monopols ist höchstens 200,000 Pf. Sterling jährlich gewesen, hat aber oft kaum den vierten Theil dieser Summe ausgemacht. Im J. 1832 gewann die Regierung nur 25,000 Pf. Sterling reinen Ertrag, da nach uraltem Herkommen der vierte Theil des ganzen Fanges an die Eigener der Böte, ihre Bemannung, Taucher rc. abgetreten werden mußte [5]). Die 14 Muschelbänke liegen im Golfe von Manaar und sind von N. — S. etwa 30 englische Meilen lang, 24 englische Meilen breit. Die größte ist 10 englische Meilen lang, 2 englische Meilen breit; die übrigen sind alle weit kleiner, manche sind kaum einträglich und selten kann man mehr als drei Bänke auf einmal in derselben Periode abfischen lassen. Die Muscheln liegen da entweder verstreut auf dem ebenen Sandboden des Meeres, oder sie machen Erhöhungen aus, indem die Jüngeren auf den Abgestorbenen festsitzen, wol auch Corallen zur Unterlage haben. Die Tiefe des Wassers beträgt an solchen Stellen 18—90 Fuß; am Geeignetsten für die Muscheln scheint eine Tiefe von 6—8 Klaftern. Diese Verschiedenheiten sind für den Fang von solcher Wichtigkeit, daß man über die ganze Bank geankerte Buoys anbringt, und ein kleines Kriegsschiff dort stationirt, theils um diese Signale zu beschützen, theils um die Bote zu leiten. Ein jedes Signal besteht aus einem dreieckigen Floß, welches verschiedenfarbige und bedeutsame Flaggen, sowie ein Buch trägt, mit genauer Beschreibung der nächstliegenden Gegend der Bank, ihrer Muscheln, der Menge und Beschaffenheit der letzteren. Nach allen diesen Vorbereitungen versammelt sich um den 20. Februar in der Bai von Condaatchy die Perlfischerflotte, die man zwar gewöhnlich die ceyloner nennt, die aber sonderbar genug, meist nur aus Fahrzeugen besteht, die ebenso wie ihre Bemannung der Küste von Coromandel angehören. Ihre Zahl ist bedeutend, denn im J. 1833 bestand die ganze Flotte aus 125 Boten mit 1250 Tauchern, ohne die gewöhnlichen Seeleute. Von diesen gehörten nur 150 der Insel Ceylon an [6]). Jedes dieser Boote hat ungefähr eine Tonne Gehalt, 45 Fuß in der Länge, 7—8 in der Breite, 3 Fuß Tiefe, und zieht bei mittelmäßiger Belastung nicht mehr als 8—10 Zoll Wasser. Eine wenigstündige Fahrt bringt diese genau beaufsichtigten und numerirten Bote nach der Bank, wo jedes seine Station einnimmt, und schon gegen 6 Uhr Morgens beginnt das Tauchen. Die Taucher geben vermittels eines schweren Steines, der durch ein Seil mit dem Bote zusammenhängt, schnell auf den Boden hinab, werfen sich dort platt nieder und reißen alles ab, was in den Bereich ihrer Hände kommt. Sie füllen einen nebenstehenden, gleichfalls aufziehbaren Korb mit möglichster Schnelle, geben mittels eines Seiles ein Signal und steigen nach ein bis anderthalb Minuten Aufenthalt unter dem Wasser wieder empor. So groß ist aber die Gewöhnung dieser Menschen, daß sie zwar ohne einen Zwischenraum ruhigen Athmens nicht wieder tauchen können, aber selten in das Boot steigen, sondern schwimmend ausruhen, und somit den ganzen Tag im Wasser zubringen. Außer den gewöhnlichen Gefahren des häufigen Untertauchens für die Gesundheit werden die Taucher noch durch Haifische bedroht, und ihre Beschäftigung ist im Ganzen um so unangenehmer, da ein jedesmaliges Untertauchen im äußersten Falle 150 Muscheln einträgt, oft nur 5—10 ergriffen werden, und überhaupt immer sieben Achttheile der Muscheln keine Perlen enthalten. Die Aussonderung der Perlen aus den Muscheln ist ein höchst ekelhaftes Ge-

5) *James Holman*, Voy. round the World (Lond. 1835). III, 209.

6) Ebendas. Über die Perlenfischerei Ceylons umständliche Nachrichten in *James Cordiner* (description of Ceylon (Lond. 1807). II Voll. 4.

indem der ganze Ertrag der mehrtägigen Fischerei inen Haufen geworfen wird und zehn Tage lang muß. In geneigten, mit feinen Abzuglöchern vern Holzkästen wäscht man diese furchtbar übelriechende vielmals ab, bis alle weichen Theile entfernt sind. wendet alle mögliche Vorsicht an, um auch die en Perlen zu erhalten, aber trotz aller Kunstgriffe nmer ein bedeutender Theil verloren gehen. Die Perlei in dem großen Ocean ist sehr neuen Ursprungs, wird eben nicht im Großen oder systematisch betrie- Sie scheint zuerst um 1827 von Chile aus durch lische Speculanten unternommen worden zu sein, die Errichtung einer kleinen, bald wieder aufgelö- Compagnie veranlaßten. Man sendete kleine Fahr- nach den tropischen Archipeln und nahm auf vernen Inseln Eingeborne als Taucher an Bord. Da n aller genauen Kenntniß der Muschelbänke fehlte, r lor man stets viel Zeit mit Untersuchung der Kü- und lief obenein viele Gefahr bei dem Landen an n Inseln, wo, wie zumal auf der Fidjigruppe, die ohner sehr feindlich gesinnt sind gegen alle Europäer. Niederländer Mörenhout [7]) gab sich mehre Jahre diesem Geschäfte ab, gewann aber wenig durch das- , indem er wenige Perlen erhielt und die im Über- vorhandene Perlmutter nicht in hohem Preise stand. Perlmuscheln sind dort nur in den Corallenriffen ig, und werden aus einer Tiefe von sechs bis acht tern von Tauchern hervorgeholt, welche zwar zwei drei Minuten unter dem Wasser aushalten, aber der in Ceylon gewöhnlichen Vorkehrungen kennen, trotz einer doppelt großen Anstrengung oft auf die Fläche zurückkehren, ohne mehr als zwei oder drei Mu- unter den Armen mit heraufzubringen. Man öffnet auf der Stelle, findet aber in 30 — 40 Stück nicht eine Perle. Einmal erhielt Mörenhout jedoch Perlen von guter Form aus einer einzigen Mu- Große Perlen liegen auch dort frei im weichen der des Thieres und gehen vermuthlich häufig verlo- wenn die Muschel sich öffnet, was ihre Seltenheit ermaßen erklärt. Gewisse kleine Fahrzeuge, welche jahrelang in jenen Archipelen aufhalten, und Lan- producte aller Art einsammeln, lassen häufig Perlen ch Eingeborne auffuchen, allein großartig ist jener ndel nie gewesen. In den amerikanischen Meeren ist rlfischerei schon vor der Entdeckung durch die Eingebornen rieben worden, und die Häufigkeit des Perlenschmuckes ter den Indiern reizte ganz besonders die unersättliche gehrlichkeit der Spanier. Am ausgedehntesten sind die uschelbänke an der Küste der Tierra firma bei der In- Cubagua, und außerdem noch im Golfe von Pana- a. Columbus entdeckte bei seiner dritten Reise (1498) ubagua, ward dort freundlich aufgenommen, und er- elt zum Geschenk sechs Mark Staubperlen, mit unter- nischten werthvollen Stücken. Die Spanier bekreuzten ch (se santiguaron) beim Anblick der außerordentlichen Menge schöner Perlen, mit welchen alle Indier geziert einhergingen, und verbreiteten bei der Rückkehr den Ruf dieser Schätze durch ganz Spanien. Um an diesen Theil zu nehmen, rüsteten die Pinzon und Niño ihre Expeditionen aus [8]). Der Letztere kehrte im J. 1500 mit 60 Pf. Staubperlen nach Spanien zurück, besaß aber außerdem eine große Menge von Perlen der feinsten Art, manche von sechs und mehr Karat Schwere. Der Gouverneur von Galicien beschuldigte ihn, den König um sein Fünftel betrogen zu haben, und hielt den unternehmenden Seemann lange Zeit gefangen. Bald nachher entdeckte man reiche Perlmuschelbänke an der Mündung des Rio la Hacha [9]), die aber späterhin nicht mehr ausgebeutet worden sind, während um Cubagua die Fischerei bis auf unsere Tage, wenn auch im Kleinen fortgedauert hat. Das Geschäft der Aufsuchung wurde den Eingebornen als Frohndienst auferlegt, und viele von ihnen mögen dabei durch die Schonungslosigkeit der Spanier um ihr Leben gekommen sein. Die wichtige Perlfischerei im Golf von San Miguel (Isthmus) entdeckte Balboa (1513), für welchen der Cazike Tumaco in wenigen Tagen zwölf Mark großer Perlen einsammeln ließ, nachdem er ihm mehre Hundert vorräthig gewesene bereits geschenkt hatte [10]). Ähnliche Erfahrungen machte man etwas später an der Küste von Guatemala, wo alle Indier Perlen besaßen und nur geringen Werth auf dieselben legten. Acosta berichtet, daß er im J. 1587 in den Listen der amerikanischen Einfuhr 18 Mark großer und drei Kisten mit kleinen Perlen, welche dem Könige gehörten, außerdem aber 264 Mark und sieben Beutel mit Perlen, Eigenthum von Privatleuten, gefunden habe. Die Menge der Perlen war damals so groß, daß sogar Negerinnen mit dergleichen sich schmückten [11]). Im Golf von Panamá sind die Küsten und Untiefen des aus 43 Inseln bestehenden Archipels del Rey und Taboga sehr reich an Perlmuscheln. Ehedem besaß jede Familie mehre im Tauchen geübte Neger, und beschäftigte sie mit dem Perlsuchen, welches Jedermann frei stand, unter Bedingung der Entrichtung eines Fünftheiles des Ertrags an den König. In neuen Zeiten hat man weniger Lust gehabt auf diesen unsichern Betrieb Zeit und Capital zu verwenden, jedoch gibt es immer noch einige größere und reiche Unternehmer in und um Panamá, welche theils ausschließliche Grundeigenthümer einzelner Inseln sind, oder auf denselben wenigstens Niederlassungen und geeignete Fahrzeuge besitzen. Die Bemannung eines solchen Botes bestand aus 18 — 20 Negern und einem Aufseher. Die Fischerei geht auf den schon bekannten Bänken, in einer Wassertiefe von 10 bis höchstens 15 Fuß Tiefe, vor sich. Die Neger sind an ein Seil gebunden, tauchen geschickt, und kehren mit drei oder vier Muscheln zurück, welche sogleich geöffnet werden. Von den gefundenen Perlen gehört ein Theil dem Herrn des Negers, der Rest diesem, und ein altes Herkommen macht dieses Gesetz unverletzlich. Das Tauchen ist im Übrigen in jenem Meere höchst

7) Voyage aux îles du grand Ocean (Par. 1838). 2 Bde.

8) *Gomara*, Hist. de las Indias. ed. Antverp. 1554. p. 105. vers. 9) *Acosta*, Hist. nat. de las Indias (Sevilla 1590). L. IV. c. 15. p. 235. 10) *Gomara* p. 86. vers. 11) Hoy dia es tanta copia dellas, que basta las negras traen perlas. *Acosta* l. c.

gefährlich, indem Haifische und außerordentlich große Rochen zwischen den Untiefen herumstreifen; jährlich gehen mehre Menschenleben auf diese Weise verloren. Die seit 1812 an der südamerikanischen Westküste angesiedelten Fremden, haben auch auf diesen Erwerbszweig speculirt. Eine Compagnie unternahm von Lima aus die Perlfischerei im Golf von Panamá, zog englische Capitalisten in das Spiel, versuchte umsonst die Taucherglocke anzuwenden, und stellte bald ihre Unternehmen wieder ein. Die Perlen von Panamá sind von sehr wechselnder Beschaffenheit, allein sie kommen selten in Menge oder ausgezeichneten Stücken im europäischen Handel vor, da sie zumal in Lima sehr gesucht sind. — Die technische Bereitung der Perlen ist sehr einfach. Wo man sich mit dem Sammeln begnügt und das Durchbohren dem europäischen Käufer überläßt, wie in Panamá, wird die Perle nur gereinigt, und ihr durch Herumschwenken in einem Gefäße voll Maismehl eine höhere Politur gegeben. Auf Ceylon befolgt man ein künstliches und ziemlich viele Übung erfoderndes Verfahren, um die Perlen zu bohren. Die Perlen sind in Löcher von angemessener Größe versenkt, die sich auf der Oberfläche eines verkehrt kegelförmigen Stückes von hartem Holz befinden, und liegen da ganz fest. Ein dünner Holzstab von fünf Zoll Länge ist an dem einen Ende mit einer guten Stahlnadel, am anderen mit einer kurzen Eisenspitze versehen. Die erstere durchbohrt die Perle, die letztere stemmt sich gegen ein Stück Cocosnußschale, welche der Arbeiter mit der Stirn niederdrückt. Ein Bogen aus Bambus und Cocosfasern setzt den letzteren Apparat in Bewegung. Um die Hitze der Reibung zu verhüten, wird während des Bohrens ein Finger häufig angefeuchtet. Zum Durchbohren einer Perle sind 2—3 Minuten erfoderlich. Geschickte Arbeiter bohren in einem Tage 300 kleine und 600 große Perlen. — Der Gebrauch der Perlen ist vom höchsten Alterthume. Im Orient war es von jeher Sitte, sich mit denselben zu schmücken; Reiche verzierten dort sogar Geräthschaften und Pferdegeschirr mit jenem kostbaren Schmucke. Die Perser zahlten nach Athenäus' Berichte für die Perlen ein gleiches Gewicht an Gold, und aus den classischen Schriftstellern erhellt, daß man in Rom denselben Luxus trieb. Man schätzte ganz besonders Schnuren aus gleichgroßen Perlen. Da, wie schon Plinius [12]) bemerkt, eine Zahl großer und dabei gleicher Perlen (die daher auch Uniones hießen) schwer zu erlangen war, so stieg der Preis derselben endlich auf eine außerordentliche Höhe. Der Hauptfundort für die von den Alten getragenen Perlen war ohne Zweifel der persische Meerbusen, wo noch jetzt der jährliche Ertrag der Fischerei auf eine Million Thaler sich beläuft. Auffallend ist es, daß bei dem großen Verbrauche der Perlen und der Beschränktheit des einzigen damals bekannten Fundortes die Muschel nicht ausgerottet worden ist. Wahrscheinlich geschieht die Vermehrung ebenso schnell wie bei Austern und Miesmuscheln, an welchen trotz der außerordentlichen Consumtion noch kein Mangel eingetreten ist. Die Völker des inneren Asiens erhalten noch heute ihre Perlen fast allein aus dem persischen Golf; man gibt an, daß die schönsten des Jahresertrages, etwa 700,000 Thaler an Werth nach Indien und China, die übrigen, 300,000 Thaler werth, über Bassora nach dem Inneren gehen. Die weltbekannte Anekdote von der Kleopatra, die in der Absicht, eine noch größere Summe bei einem Gastmale zu verthun, als Antonius, eine Perle von unschätzbarem Werthe in Weinessig warf und dann austrank, ist höchst unwahrscheinlich. Gewöhnlicher Essig vermag erst in Zeit von mehren Wochen oder sogar Monaten eine Perle aufzulösen, und nur Mineralsäuren wirken kräftig und schnell auf eine solche ein. Eine solche Lösung ist aber natürlich ungenießbar. Als sehr große Perlen werden hauptsächlich folgende genannt: eine, welche Julius Cäsar für die Mutter des Brutus zum Preis von sechs Millionen Sesterzien, etwa 225,000 Thaler, kaufte; eine, ehedem in dem Besitze des Schahs von Persien befindliche von 1 Zoll 4 Linien Höhe und 11 Linien Dicke, welche man nach Tavernier im J. 1633 auf 1,600,000 Franken schätzte; eine, welche Ludwig XIV. der Frau von Maintenon schenkte, 27⅞ Karat wog, gegenwärtig an 3650 Thaler werth sein würde und 1819 zum Verkauf ausgeboten wurde. Zur Zeit Kaiser Karl's V. befand sich im madrider Schatze eine Perle (la Peregrina genannt), welche um 1505 für 80,000 Dukaten gekauft worden war. Die größte bekannte Perle besaß Philipp II. von Spanien; sie hatte die Größe eines Taubeneies, war birnförmig und dürfte jetzt einen Werth von ziemlich einer Million Thaler haben. Im Handel zerfallen die Perlen je nach Größe und äußerer Form in mehre Classen. Die vorzüglichsten, ebenso durch Größe, regelmäßige Form als reine Färbung ausgezeichneten Perlen nennt man Parangonperlen. Auf diese folgen die großen runden Zahlperlen und die etwas kleineren Kropfperlen, die aber wenigstens noch ein Gran wiegen müssen, oft aber drei bis vier Gran wiegen. Die folgenden Sorten heißen im Allgemeinen Internetperlen. Sie sind nicht regelmäßig kugelig geformt, häufig birnförmig oder hemisphärisch, und verlieren natürlich um so mehr an Werth, je mehr sie abweichend gebildet sind, sodaß endlich platt gedrückte und mit Vorsprüngen oder Vertiefungen versehene, die sogenannten Barockperlen, selbst bei bedeutender Größe nicht hoch im Preise stehen. Kartenperlen und Perlaugen nennt man solche, welche auf einer Seite flach sind; Brockenperlen sind Barockperlen von sehr unregelmäßiger Form, aber von bedeutender Größe, die in angemessener Fassung zu allerlei Schmuck anwendbar sind. Perlsamen oder Staubperlen sind die kleinsten, zum Durchbohren unbrauchbaren Perlen, die wiederum sortirt werden, indem die kugeligen gefaßt und zur Randverzierung von allerlei Bijouterien angewendet werden. Die übrigbleibenden brauchte man ehedem in Apotheken, wo jedoch Perlen schon seit sehr langer Zeit nicht mehr officinell sind, oder sie werden zur Verfertigung unechter Perlen benutzt. Der Werth der Perlen ist aus begreiflichen Gründen sehr schwankend, im Ganzen jetzt geringer als in der Vorzeit. Mode erhob den Preis zu großen Höhen während des wiener Congresses und zur

12) Hist. Nat. IX. c. 35.

Zeit der Blüthe des französischen Kaiserthums 1809—1811. Die Abschätzung beruht nicht allein auf Gewicht, Größe und Form, sondern auch Glanz und Färbung. In Europa sind die milchweißen die gesuchtesten, in Indien, Persien und Arabien zieht man die gelblichen vor. Diese eignen sich allerdings mehr zum Gebrauche in warmen Ländern, indem weiße Perlen durch Einsaugung des Schweißes eine unangenehme und ungleiche gelbe Färbung erhalten, die man durch gelindes Erwärmen zwischen Weizenmehl, durch Wasserdämpfe, viertelstündiges Kochen in Kuhmilch, Backen zwischen Brodteig, oder vorsichtiger Anwendung sehr verdünnter Schwefelsäure, zwar wol vermindert, aber niemals so vollständig entfernen kann, daß die Perlen den ursprünglichen Glanz und Färbung vollständig zurückerhielten. Die orientalischen Juweliere und die Perlenhändler auf Ceylon verstehen es, fleckige oder stellenweise abgeriebene Perlen zu werthvollen zu machen, indem sie sehr vorsichtig die oberste Schicht absprengen. Zwar besteht nun jede Perle aus concentrischen Schalen oder Lagen, allein da diese nicht immer von völlig gleicher Dicke sind, so verunglückt bisweilen jenes schwierige Geschäft der Verbesserung. In bunten, beiläufig seltenen Perlen, z. B. in den im Orient sehr gesuchten schwarzen, durchdringt die Färbung alle Schichten gleichmäßig. Tavernier versichert, sechs Perlen von Ebenholzschwärze besessen zu haben. Man glaubt, daß solche Verfärbung entweder durch allzulanges Faulenlassen der Thiere, oder durch besondere Beschaffenheit des Meeresschlammes an gewissen Orten entstehe. Da die Perlen aus kohlensaurem und phosphorsaurem Kalk und thierischem Stoffe bestehen, so werden sie von stärkeren Säuren leicht angegriffen, und daher sind alle Versuche, um sie durch jene zu reinigen oder zu verbessern, mit großer Vorsicht vorzunehmen. Starke Hitzgrade vertragen sie nicht, sondern werden durch diese leicht blind und misfarbig. Verkauft werden sie, wenn sie von besonderer Größe sind, nach dem Karat und stückweis, sonst nach Schnuren, indem man solche von möglichst gleichem Gewicht zusammenreihet. Ganz kleine Perlen (Perlsamen Seedpearls) werden lothweise verkauft, doch entsteht ein Unterschied im Preise, je nachdem eine größere oder kleinere Zahl auf das Loth gehen. Zum schnelleren und richtigen Sortiren der letzteren bedient man sich mehrer Arten von Blechsieben, deren Löcher von verschiedenem Durchmesser sind. Der englische Juwelier Jefferies hat eine sehr umständliche Tabelle über den Werth der Perlen gegeben [13]), welcher, mindestens hinsichtlich des Verfahrens bei der Abschätzung, auch in Teutschland Autorität eingeräumt wird. Bei allen größeren Sorten wird bei Diamanten das Quadrat der Schwere zur Berechnung des Werthes angewendet. Angenommen, daß eine Perle von ein Karat Schwere ein Sh. Sterling werth sei, so wird eine Perle von 2 Karat (also 2×2×8) 32 Sh. = 1 Pf. 12 Sh. kosten müssen; eine Perle von 5 Karat (5×5×8) 200 Sh. = 10 Pf. Sterling, eine von 8 Karat 512 Sh. = 25 Pf. Sterling 12 Sh. ꝛc. Zur Schätzung von Perlen, welche schnurenweise verkauft werden sollen, bedient man sich eines anderen Verfahrens, über welches Jefferies gleichfalls Tabellen geliefert hat. Schnurperlen werden lothweise berechnet; gehen auf das Loth 200—300 Stück, so ist jenes 200 Thaler werth, bei 600—700 Stück nur 100 Thlr. Von Internetperlen ist das Loth (ungefähr) werth, wenn es 900—1000 Stück enthält, 5 Thlr. preuß. Cour.; 700—800 Stück = 10 Thlr.; 400—500 Stück = 20 Thlr.; 300—400 Stück = 30 Thlr.; 200—300 Stück = 40 Thlr.; 100—200 Stück = 50 Thlr.; 80—100 Stück = 60 Thlr.; 20—40 Stück = 90 Thlr.

Außer den echten sogenannten orientalischen Perlen kommen im Handel, wiewol selten, auch Perlen europäischen Ursprungs vor. Sie sind das Product der schmalen Flußperlmuschel und der größeren Flußperlmuschel [14]), welche im nördlichen und mittleren Europa in kleineren Bächen und Flüssen einheimisch sind, zumal aber in Teutschland, z. B. in Sachsen in der oberen Elster (im Voigtlande), in Baiern in der Ölsnitz, in Böhmen in der Watawa und der Moldau zwischen Krumau und Frauenberg. In Schottland (im Tay) und in Schweden hat man, wahrscheinlich aus derselben Muschel, bisweilen werthvolle Perlen erhalten. Aus dem ersteren Lande soll eine besonders schöne Perle stammen, welche im englischen Schatze unter den Kronjuwelen aufbewahrt wird. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß im nördlichen China gleichfalls Arten von Unio vorkommen, welche die Chinesen durch Anbohren ꝛc. zur Ansetzung von Perlen zu zwingen verstehen. Am eifrigsten ist das Perlensuchen, und zwar als Regal, schon aus dem 17. Jahrh. in Sachsen betrieben worden. Man hat die Muscheln in der Elster und sieben in sie strömenden Bächen in zehn Bänke vertheilt, von welchen alljährlich nur eine abgefischt wird. Die Muscheln liegen so dicht neben einander, daß sie bisweilen den Boden der Gewässer ganz bedecken. Ausgewachsen sind sie 6 Zoll lang, 1¼ Zoll breit, 2 Zoll hoch. Perlen kommen in ihnen allerdings sehr häufig vor, allein fehlerlose sind dennoch überaus selten, vielmehr sind sie meistens sehr unförmlich. Sie liegen immer frei, fallen daher leicht heraus und finden sich auch im Sande der Bäche, aber sie bilden niemals angewachsene Erhöhungen der Schalen selbst. Man theilt die Muscheln ein in trächtige und in Legemuscheln, welche von den Perlsuchern genau unterschieden werden. Eine sehr rauhe, cariöse Schale deutet gewöhnlich auf das Vorhandensein guter und zahlreicher Perlen im Inneren. Die Untersuchung geschieht während der Sommermonate ohne Tödtung der Thiere, die, wenn sie perlenlos befunden sind, wieder in das Wasser gelegt werden. Man will Muscheln gefunden haben, die vor länger als einem Jahrhundert mit der Jahreszahl bezeichnet worden, also

13) Sie findet sich in J. G. Blumenberger, Der vollkommene Juwelier ꝛc. (Ilmenau 1828.) Heinr. Schultze, Praktisches Handbuch der Juwelierkunst und Edelsteinkunde (Quedlinb. 1830).

14) Unio elongatus *Pfeiff.* (Naturgesch. teutscher Land- und Süßwassermollusken. Weim. 1828. I. t. 5. fig. 11) = Mya margaritifera *L.* und Unio sinuatus *Lamk.* (Pfeiff. II. t. 7. fig. 4. 5 = Unio margaritiferus *Nilss.*

theils die lange Lebensdauer dieser Thiere, theils die geraume Zeit beweisen würden, welche zur Bildung einer Perle erfoderlich ist. Unter den dortigen Beamten herscht von jeher die Ansicht, daß Perlen verhärtete Eier, und Muscheln, welche dergleichen enthalten, zur Zeugung unfähig sind. Sie sind von verschiedener Färbung, wie man glaubt durch Einwirkung des Bodens, oft aschgrau, blau oder gelblich, selten ganz milchweiß. Die Vervielfältigung geschieht durch regelmäßiges Versetzen, und die Cultur beschränkt sich auf Beförderung des Wachsthums, indem man die Muscheln nach Stellen bringt, wo mit dem Sande der Bäche Schlamm vermischt ist. Man berechnet die ganze Länge der Flußbetten, welche zwischen dem Dorfe Elster und dem Städtchen Elsterberg dieser Cultur vorbehalten sind, zu sechs teutschen Meilen. Die Aufsuchung der Perlen beginnt im Mai, sobald die Gewässer völlig hell geworden, und dauert bis in den Juli. Sie ist sogenannten Perlsuchern übertragen, welche vereidete Beamte sind, und unter Aufsicht der Forstverwaltung stehen. Kurfürst Johann Georg I. erhob 1621 den Perlenfang zum Regal und übertrug dem Moritz Smirler (gest. 1642) das Amt eines Perlensuchers, welches bis auf die Gegenwart in dieser Familie verblieben ist. Der Ertrag war ehedem weit beträchtlicher als jetzt, wo der Betrieb mehr der Seltenheit als des Nutzens wegen beibehalten wird. An den Hof abgeliefert wurden im J. 1650 im Ganzen 224 Perlen, unter welchen 45 Stück rein weiße und helle, von welchen jedoch nur 16 von bedeutender Größe waren. Im J. 1687 erhielt man 73 Stück helle und werthvolle Perlen außer vielen kleinen und unansehnlichen. Besondere Verordnungen von 1680 und 1701 bezweckten regelmäßigen Betrieb und Vergrößerung dieser Fischerei, die jedoch immer weniger Gewinn brachte, um d. J. 1803 höchstens 1000 Thaler reinen Ertrag lieferte und jetzt sich kaum ohne baare Zuschüsse erhält [15]). In dem sogenannten grünen Gewölbe in Dresden wird eine große Zahl sächsischer Perlen, unter welchen manche sehr werthvolle, aufbewahrt. Als Seltenheit hat man in einigen Sammlungen endlich Perlen, welche in der eßbaren Muschel (Mytilus edulis *L.*) und in Steckmuscheln gefunden worden sind. In den sehr verbreiteten Flußmuscheln des tropischen Südamerika (Unio caudatus *Wagl.* etc.) kommen ebenfalls Perlen, jedoch sehr geringer Art vor.

Unechte Perlen werden besonders in Frankreich mit außerordentlicher Kunst verfertigt, und sind dann von den echten kaum zu unterscheiden. Sie bestehen aus sehr dünnen Glaskugeln, die an sich schon opalisiren müssen, und inwendig mit der sogenannten Perlenessenz überzogen, nachher mit Wachs ausgefüllt werden. Die Perlenessenz wird aus den silberglänzenden Schuppen des Silberfisches (Cyprinus alburnus *L.*) ziemlich mühsam bereitet, indem man die glänzende Oberhaut von den Schuppen selbst durch Reiben und Waschen sondert, ohne jedoch den Proceß zur Fäulniß kommen zu lassen [16]). Verfälschung der Perlen, d. h. Hervorbringung sehr großer Stücke geschieht, indem Barockperlen oder die blasenartigen Auftreibungen der Perlmutter sehr vorsichtig zerschnitten oder herausgesägt werden, und zwei auf solche Art erlangte gleiche Halbkugeln mittels Kitts an einander befestigt werden. Nothwendig muß ein solches Stück gefaßt sein, und daher ist die Zusammensetzung bei gewöhnlicher Vorsicht leicht zu entdecken. Als Schmuck sind Perlen, wie Jefferies glaubt, besonders dadurch werthvoll geworden, daß Kunst zu ihrer Hervorbringung oder Verschönerung gar Nichts thun kann. Ihre Vergänglichkeit und die Veränderung, die sie bei längerem Gebrauche erleiden, nimmt ihnen dennoch nichts von ihrem Werthe. Redi erzählt, daß man bei Eröffnung des Grabes der Töchter Stilicho's alle vor 1150 Jahren mitbegrabenen Geschmeide im besten Zustande vorfand, ausgenommen die Perlen, die so mürbe geworden waren, daß sie unter dem leichten Drucke eines Fingers zerfielen. Derselbe Naturforscher ließ von einer Taube zwölf kleine Perlen verschlucken und fand, daß diese nach 20 Stunden ein Drittel ihres Gewichts verloren hatten, ein Beweis von der Unwahrheit der Angabe, daß die Chinesen gelbgewordene Perlen dadurch reinigten, daß sie dieselben von Truthhühnern verschlucken ließen. (*E. Pöppig.*)

PERLEN, Margaritae, Uniones, Perlae orientales et occidentales, in pharmakognostischer Beziehung. Früher wurden die Perlen zu vielen pharmaceutischen Zusammensetzungen und für sich als Absorbens benutzt und in den Apotheken aufbewahrt. Man wählte hierzu die kleinen hirsegroßen und noch kleineren Perlen, die sogenannten Staubperlen oder auch die unregelmäßigen, nicht zu Schmucksachen tauglichen Bruchstücke. Da sie aber hauptsächlich nur aus kohlensaurem Kalk, verbunden durch eine häutige thierische Substanz, bestehen, so können sie durch jeden andern reinen kohlensauren Kalk ersetzt werden und sind jetzt gänzlich aus dem Arzneischatz verdrängt worden. Ebenso ist die früher officinelle Perlmutter, mater s. nacra perlarum, gänzlich außer Gebrauch gekommen, da sie ebenfalls nur durch eine thierische Substanz verbundener kohlensaurer (und phosphorsaurer?) Kalk ist. (*Döbereiner.*)

PERLEN (künstliche). Zunächst sind hierunter die aus Glas verfertigten, mit Wachs ausgefüllten Perlen zu verstehen, welche als Schmuck statt der echten Perlen getragen werden, und eine möglichst vollkommene Nachahmung derselben sein sollen (unechte Perlen, falsche Perlen, Wachsperlen). Im weiteren Sinne des Wortes rechnet man aber zu den künstlichen Perlen vielerlei kleinere, oder größere, weiße oder farbige Kügelchen, welche nur die Gestalt in gewissem Grade mit den eigentlichen Perlen gemein haben, und theils als Schmuck (zu Halsbändern rc.), theils als Verzierungsmittel bei gestickten, gestrickten Arbeiten u. dgl. Anwendung finden. Dieser Artikel hat hiernach von folgenden Arten Perlen

15) *J. G. Canzler*, Tableau hist. de l'Elector. de Saxe (Dresd. 1786). III, 469. *Planer*, Hist. Varisc. p. 46. J. G. Leonhardi, Erdbeschr. der kurf. u. herzogl. sächs. Lande (Leipz. 1804). III, 405.

16) Dingler's polytechn. Journal. XVII, 241. LI, 217. Diction. technol. XVI, 63. Krünitz, Encykl. Art. Perle.

zu handeln: Wachsperlen, Glasperlen (Stick- oder Strickperlen), Glaskorallen (große Glasperlen), römische oder Alabasterperlen, Gold-, Silber- und Stahlperlen, türkische und Rosenperlen.

1) Wachsperlen. Diese Art Perlen, welche oft den echten Perlen bis zur vollkommenen Täuschung im Ansehen ähnlich sind, bestehen aus dünnen, hohlen Glaskügelchen, welche durch eine von Innen angebrachte Bekleidung von feinzerriebenen Weißfischschuppen die eigenthümliche mattweise opalähnliche Farbe, und durch eine Füllung von Wachs sowol das gehörige Gewicht als die erfoderliche Festigkeit erlangen. Ihre Verfertigung zerfällt hiernach in drei Hauptarbeiten, nämlich das Blasen des Glases, das Färben und das Ausfüllen mit Wachs. Das Glas, welches man zu den Perlen gebraucht, ist mit Zusatz von etwas Bleioxyd bereitet, ziemlich leicht schmelzbar und darf einen schwachen Stich ins Bläuliche besitzen, der die Farbe der Perlen erhöht und ihr mehr Feuer gibt. Man verfertigt aus solchem Glase schon auf den Glashütten enge Röhren, welche der Perlbläser gewöhnlich in Stücken von zwei bis drei Fuß Länge erhält, und vor seiner Schmelzlampe im glühenden Zustande zu derjenigen Feinheit auszieht, welche der Größe der Perlen angemessen ist. Nachdem sodann das eine Ende eines solchen Röhrchens in der Lampenflamme gleichmäßig rothglühend gemacht ist, bläst der Arbeiter in das andere Ende ein paar Mal mit dem Munde, um die glühende und dadurch erweichte Stelle zu einem regelmäßigen Kügelchen aufzutreiben. Um unregelmäßig gestaltete Perlen (sogenannte Kropf- oder Barockperlen) hervorzubringen, wird das noch glühende, weiche Kügelchen mit einer kleinen Zange gequetscht, oder mit einem kalten Stücke Glas &c. leicht berührt (eingedrückt). Da die Glasröhre beim Aufblasen an dem in die Flamme gebrachten Ende verschlossen (zugeschmolzen) sein mußte, so wird hier ein kleines Loch durch das zuletzt sehr verstärkte Blasen selbst, oder durch Ausbrechen gebildet. An der entgegengesetzten Seite hängt das Kügelchen mit dem Überreste des Rohrs zusammen, und an diesem Punkte muß es nun abgeschnitten werden, was durch Aufsetzen und leichtes Niederdrücken einer sehr harten und scharfen, aber an der Schneide einigermaßen rauhen (sägeartigen) Stahlklinge geschieht. Man schreitet dann sogleich zum Blasen einer neuen Perle, und fährt so fort, bis die Röhre so kurz geworden ist, daß man sie nicht mehr bequem zwischen den Fingern halten kann. Die Schmelzlampe des Perlbläsers ist die gewöhnliche Glasbläser- oder Emaillirlampe: eine große Talglampe mit dickem Dochte, dessen Flamme durch eine Art Löthrohr von Glas oder Messing mittels eines durch den Fuß bewegten Blasebalges angefacht wird. Auf dem Arbeitstische (Blastische), unter welchem der Blasebalg angebracht ist, befinden sich oft an den vier Seiten vier Lampen, sodaß ebenso viele Arbeiter zugleich beschäftigt sein können. Der Stoff, durch welchen den Perlen die Farbe und der Glanz der Perlenmutter gegeben wird, besteht in dem weißen, glänzenden Theile der Schuppen des Weißfisches (cyprinus alburnus). Um diese Substanz rein darzustellen, werden die Schuppen vom Körper des Fisches mit den Fingern abgestreift, indem man vorsichtig in der Richtung vom Schwanze nach dem Kopfe hinfährt; dann arbeitet man sie in einem mit Wasser gefüllten Gefäße, mittels eines hölzernen Stößels, eine Zeit lang durch, wobei die schwarzen Theile der Schuppen abgehen und mit dem Wasser weggegossen werden; dieses Verfahren wird mit frischem Wasser wiederholt; hierauf gibt man den glänzenden Bodensatz in Flaschen, die man halb damit anfüllt; übergießt ihn mit reinem Wasser, dem man etwas Ammoniak (Salmiakgeist) zusetzt, um die Fäulniß der Substanz zu verhindern; zieht nach 24stündigem Stehen die trübe Flüssigkeit mittels eines Hebers ab, und wiederholt dieses Auswaschen mit verdünntem Ammoniak so lange, bis die Flüssigkeit über der zu Boden gefallenen Masse völlig klar erscheint. Die Aufbewahrung der völlig gereinigten Substanz geschieht in verstopften gläsernen Flaschen, worin man sie mit schwacher Ammoniakflüssigkeit zuletzt abermals überschüttet hat. Um Gebrauch davon zu machen, muß man die Flüssigkeit so vollständig als möglich von dem Bodensatze entfernen, und letztern mit klarem Pergamentleim oder mit Hausenblasenauflösung anmachen. Dabei kann man der Wohlfeilheit wegen höchst feingepulverten venetianischen Talk zusetzen. Die Mischung wird lauwarm in die Perlen eingefüllt, wobei man auf folgende Weise zu Werke geht. Große Perlen (die nicht unter drei Linien im Durchmesser haben) werden zu je 2—6 Stück auf Ein Mal von Arbeiterinnen zwischen die Finger der linken Hand gefaßt, mittels eines spitz zulaufenden Glasröhrchens zur Hälfte mit flüssiger Fischschuppenmasse angefüllt, dann zwischen den Fingern gerollt, und endlich auf ein Bret mit niedrigem Rande gelegt, worauf ein feuchtes Tuch oder ein Blatt Papier ausgebreitet ist, und welches beständig geschüttelt wird. Wenn sich ungefähr 1000 Perlen auf diesem Brete gesammelt haben, so fährt man noch einige Minuten fort, letzteres sanft hin und her zu bewegen, damit die Perlen in rollender Bewegung bleiben, und sich inwendig überall gleichmäßig mit der Schuppensubstanz (Farbe) überziehen. Kleine Perlen werden nicht in der Hand gefüllt, sondern auf einem Bleche mit aufgebogenen Rändern, welches so lange sachte geschüttelt wird, bis alle Perlen aufgehört haben zu rollen, was dann geschieht, wenn sie auf einem der Löcher ins Stehen gekommen sind. Man gießt dann die Farbe auf die schon angegebene Weise durch die obere Öffnung ein. Manchmal erhalten die Perlen kein Wachs, und dann füllt man sie ganz mit Farbe, durch welche die Öffnungen verstopft werden. Gewöhnlicher aber ist es, sie in Wachs zu setzen, und in diesem Falle muß man darauf achten, das Loch offen zu halten, damit das Wachs durch selbes eindringen und dagegen die Luft austreten kann. Die Füllung mit Wachs geschieht bei großen Perlen auf eine andere Weise als bei kleinen. Erstere werden einzeln mittels des trichterartigen zugespitzten Glasrohres mit geschmolzenem weißem Wachse voll gegossen, welches sogleich darin erstarrt, sodaß kein Rollen erfoderlich ist. Die kleinen gibt man, zu 8000—10,000 Stück auf Ein Mal, in das flüssige Wachs, worin man sie untertaucht. Man nimmt sie

dann mit Hilfe eines Schaumlöffels heraus, breitet sie auf einem reinen Tische aus einander, macht sie — wenn das Wachs zu erstarren anfängt, mit einem Messer los, reibt sie zwischen den Händen und zuletzt in Seifenwasser, um das außen daranhängende Wachs zu entfernen. Es versteht sich von selbst, daß in jedem Falle die Farbe in den Perlen völlig ausgetrocknet sein muß, bevor man dazu schreitet, das Einlassen mit Wachs vorzunehmen.

2) Glascorallen pflegt man größere verschiedenfarbige, auch bunte Glasperlen zu nennen, welche bald hohl, bald massiv (d. h. nur mit einem geraden, ganz durchgehenden Loche versehen) sind. Die hohlen werden, wie die Glaskügelchen zu den Wachsperlen, vor der Schmelzlampe aus Glasröhrchen geblasen, aber aus weißem, gelbem, rothem, blauem, überhaupt aus farbigem Glase. Sie sind theils glatt, theils gaufrirt, d. h. mit Rippen oder andern Reliefverzierungen versehen. Die glatten bläst man frei vor der Lampe zur Kugelform auf, die gaufrirten werden in zweitheiligen (zangenähnlichen) gravirten Formen von Messing gebildet, indem man zuerst ein kleines Kügelchen bläst, dieses dann, noch an der Röhre sitzend, in die geöffnete Form legt, diese schließt, und das Aufblasen rasch vollendet. Eine Füllung erhalten diese hohlen Glascorallen gewöhnlich nicht; doch ist dies bei einer Art der Fall, welche unter dem Namen Marcasitperlen, Spiegelperlen (auch wol falsche Stahlperlen) vorkommen. Die ebengenannten Perlen sind aus farbigem Glase sehr dünn geblasene Kügelchen, welche eine Füllung von weißem Metalle bekommen, das wie die Belegung eines Spiegels wirkt, und mit feinem eigentlichen Metallglanze durchscheint. Solche Perlen aus farblosem Glase sehen dann stahl- oder silberartig, solche aus gelbem Glase goldähnlich aus. Das erwähnte Metall ist ein durch Zusammenschmelzen bereitetes Gemisch von 1 Theile Zinn, 1 Theil Blei, 16 Theilen Wismuth und 17 Theilen Quecksilber. Man bläst an dem Ende einer Glasröhre 4—6 Perlen nahe neben einander auf, taucht dann das untere geöffnete Ende in das flüssige Metallgemisch, und saugt oben mit dem Munde, damit das Metall in den Perlen in die Höhe steigt. Weil aber die Perlen nicht voll bleiben sollen, sondern die Absicht nur ist, einen dünnen Überzug des Metalls auf ihrer innern Fläche anzubringen; so zieht man das Rohr gleich wieder aus dem Metalle heraus, und bläst durch dasselbe mit dem Munde, um den Überfluß des Gemisches wieder auszutreiben. Zuletzt werden die Perlen aus einander geschnitten. Die massiven Glascorallen werden ebenfalls vor der Schmelzlampe verfertigt, aber nicht durch Blasen, sondern durch Herumwickeln eines dünnen Glasstäbchens oder durch allmäliges Auftragen von Glasmasse rund um einen Eisendraht, der das Loch ausspart, und zugleich zur bequemen Handhabung dient. Die Erzeugung der richtigen Kugelform unter theilweise fortgesetztem Schmelzen (oder vielmehr Erweichen) der Masse, sowie die Vermeidung von Sprüngen durch unregelmäßige Abkühlung, setzt hierbei viel Gewandtheit voraus, besonders wenn die Kugeln ziemlich groß sind, wie man denn dergleichen von einem Zoll und darüber im Durchmesser macht. Man wählt zu den massiven Glascorallen undurchsichtiges gefärbtes Glas (Email) von verschiedenen Farben, und bringt oft darauf eine Art einfacher Malerei an, indem man mit dünnen Glasstäbchen von mannichfaltigen Farben die glühende Kugel betippt oder in Strichen ꝛc überfährt.

3) Glasperlen, gläserne Stick- oder Strickperlen, Venetianerperlen. Diese kleinen, bis jetzt allein in Venedig (Murano) verfertigten Perlen entstehen aus dünnen farbigen Glasröhrchen, welche in Stückchen, deren Länge gleich dem Durchmesser ist, zerschnitten und dann durch anfangende Schmelzung an den Kanten abgerundet werden. Man macht sie in einer großen Anzahl (über 200) verschiedener Farben und Schattirungen, und bringt sie auf Schnüre gefaßt in den Handel. Um die dazu nöthigen Röhrchen herzustellen, nimmt ein Arbeiter aus dem Glashafen (Schmelztiegel) einen kleinen Klumpen Glasmasse an die gewöhnliche Glasmacherpfeife, ein anderer Arbeiter macht eine Höhlung in diesen Klumpen, und befestigt an demselben, mittels ein wenig flüssigen Glases, einen Eisenstab. Dann entfernen sich die beiden Personen mit raschen Schritten von einander auf 100, 150—200 Fuß, überhaupt soweit, daß dadurch die Glasmasse in ein hinreichend dünnes Röhrchen ausgezogen wird. Man zerbricht diese Röhrchen in Stücke von 2—3 Fuß Länge, schneidet oder zerhackt vielmehr eine Anzahl derselben mit einander unter einer Art Schneidemesser in kleine Stückchen, und erhitzt diese (mit Kohlenpulver gemengt, um das Zusammenschmelzen zu verhindern) in einem eisernen oder kupfernen Cylinder (der im Feuer um seine Axe gedreht wird) zum Glühen, wodurch sich die erweichten Kanten abrunden. Die nun fertigen Perlen werden gewaschen, durch Siebe mit verschiedenen großen Löchern sortirt, und endlich auf Fäden gereiht. Längere, wie Stifte aussehende, blos geschnittene und nicht angeschmolzene Stücke von Glasröhrchen der erwähnten Art bilden das, was man Schmelz, Glasschmelz zu nennen pflegt.

4) Römische Perlen werden aus ganz feinkörnigem Alabaster verfertigt, welchen man in kleine Stücke zerhaut, worauf jedes Stückchen durchbohrt, auf der Drehbank kugelförmig abgedreht wird. Um diesen Perlen den eigenthümlichen Glanz zu ertheilen, taucht man sie, auf Rohrsplittern steckend, in die mit Hausenblase angemachte Farbe, welche aus Weißfischschuppen (wie zu den oben beschriebenen Wachsperlen) bereitet wird; läßt sie trocknen und wiederholt das Eintauchen ein oder mehre Male. Da der Perlenglanz, weil er außen sitzt, sich leicht abnutzt, so verlieren diese Perlen schnell ihre Schönheit.

5) Stahlperlen. Das Material zu denselben ist sehr gutes reines Eisenblech, besser aber Gußstahlblech, welches durch Glühen im Verschlossenen zwischen Eisenfeilspänen entkohlenstofft wurde, um größere Weichheit zu erlangen. Mittels eines Durchschnittes (einer Art Schraubenpresse) werden in dem Bleche zuerst kleine Löcher ausgestoßen, dann kleine runde Scheibchen concentrisch mit jenen Löchern ausgeschnitten, sodaß in dem Mittelpunkte jedes Scheibchens ein Loch sich befindet. Dadurch ist die rohe Gestalt der Perlen, als die eines kleinen in der Axe

durchbohrten Cylinders, gegeben. Mittels der Feile wird jede Perle (auf einem zugespitzten Drahte steckend) nöthigen Falls weiter ausgebildet. In manchen Fabriken bedient man sich hierzu auch der Wippe, d. h. der nämlichen kleinen Schlagmaschine, mit welcher die Köpfe an den Stecknadeln gebildet werden. Sodann folgt das Härten der Perlen durch Einsetzen (Glühen zwischen Kohlenpulver in einer verschlossenen Büchse) und Ablöschen in Wasser. Die Facetten werden nach dem Härten durch Schleifen auf einer metallenen schnell umlaufenden Scheibe, mittels Schmirgels und Wassers, erzeugt; das Poliren als die letzte Arbeit, geschieht mit feinem Schmirgel auf einer Bürstenscheibe, und schließlich mit Zinnasche und Weingeist auf den Fingerspitzen der Arbeiterinnen.

6) Gold- und Silberperlen. Diesen Namen führen messingene (oder tombackene), im Feuer vergoldete oder versilberte Perlen, die theils rund und glatt, theils gleich den Stahlperlen facettirt (geschliffen) sind. Man verfertigt sie theils wie die Stahlperlen, theils dadurch, daß man aus Blech Röhrchen zieht und löthet, diese dann mit der Laubsäge in kurze Stückchen zerschneidet. Die runden Perlen empfangen ihre Gestalt zwischen den Stempeln der Wippe, die facettirten auf der Schleifscheibe.

7) Türkische Perlen, die man an Schnüren aufgereiht als Halsbänder trägt, bestehen aus einer durch Abdampfen eingedickten Auflösung von Katechu in Rosenwasser, welche mit gepulverter Veilchenwurzel, Moschus, Bergamott- oder Lavendelöl, Hausenblasenauflösung und Lampenruß vermengt wird. Von dieser teigartigen Mischung macht man mittels der in den Apotheken gebräuchlichen Pillenmaschine gleich große Kügelchen, welche mit einer Nadel durchstochen, mit Mandelöl bestrichen und endlich getrocknet werden.

8) Rosenperlen. Man zerstößt die Blumenblätter von rothen Rosen in einem Mörser unter Zusatz von Rosenwasser zu einem feinen Teige, formt aus diesem, wenn er halb trocken ist, die Kügelchen, und bestreicht dieselben nach dem Durchstechen und Trocknen mit Rosenöl. (*Karmarsch.*)

PERLEN nennt man in der Jägersprache die kleinen kantigen Auswüchse an den Gehörnen der Hirsche und Rehböcke. Je größer und je vollkommener ausgebildet sie sind, desto älter ist in der Regel das Thier, welches das Gehörn trägt und desto mehr schätzt man dies letztere. (*Pfeil.*)

Perlenarchipelagus *), s. Perleninseln.

Perlenaugen, soviel als runde Perlen, s. Perlen.

Perlenauster, soviel als Perlenmuschel, s. Perlen.

PERLENBACH, eins der kleinen Flüßchen, welche den weißen Main bilden helfen. Es entspringt im bairischen Obermainkreise, heißt Anfangs Ölsnitz und wird erst nach Aufnahme des Gefreesbaches Perlenbach genannt. Vergl. d. Art. Main (weißer). (*G. M. S. Fischer.*)

*) Die Composita mit Perlen—, welche sich hier nicht finden, suche man unter Perl, z. B. Perlenbohrer unter Perlbohrer.

Perlenbirn, soviel als ovale Perlen, s. Perlen und Perlbirn.

PERLENESSENZ, wird aus den Schuppen des Ukleys oder Weißfisches, **Cyprinus alburnus**, erhalten. Diese Fische werden in einem hölzernen Gefäß mit Wasser an einander gerieben, damit die Schuppen losgehen und diese zu Boden sinken; die Schuppen werden dann mit Ätzammoniakflüssigkeit übergossen, worin sich ein Theil derselben löst, ein anderer Theil aber nur suspendirt wird. Diese Flüssigkeit dient zur Darstellung künstlicher Perlen, indem sie mit Hausenblasenlösung vermischt in gläserne Perlen gesogen wird; nach der Verdunstung des Ammoniaks bleibt ein silberglänzender Überzug zurück. (*Döbereiner.*)

Perlenfarbe, s. Perlenessenz.

Perlenfischerei, s. Perlen und Anonica.

Perlengewicht, **Perlenhandel**, s. Perlen.

PERLENINSELN (Islas de las Perlas), eine Gruppe von 45 Inseln verschiedener, jedoch meistens geringer Größe, im Golf von Panamá, und von dieser Stadt 10—12 Leguas entfernt. Sie sind zum Theil ziemlich hoch und bestehen aus Kalkfelsen, die aber meistens mit guter Pflanzenerde bedeckt sind. Der Boden ist daher fruchtbar, und selbst die kleinsten Inseln sind dicht bewaldet. An süßem Wasser mangelt es nicht. Das Klima ist zwar sehr heiß, aber erträglicher als auf dem nahen Festlande, und niemals so ungesund als dort. Ungewitter mit furchtbaren Stürmen und Wolkenbrüchen begleitet sind zwar in der Regenzeit so häufig, daß dieser Meeresstrich sprüchwörtlich geworden, allein sie richten verhältnißmäßig wenig Schaden an. Erderschütterungen, die wahrscheinlich von dem großen vulkanischen Herde unter Mittelamerika ausgehen, sind gewöhnliche Ereignisse, indessen da wenig furchtbar, wo es weder Städte noch steinerne Häuser gibt. Die Producte bestehen zunächst nur in den gewöhnlichen Nahrungspflanzen des tropischen Amerika, welche jedoch von der Bevölkerung selbst verbraucht werden, dann aber auch in Perlen. Der Entdecker des stillen Oceans, Vasco Nuñez de Balboa, erhielt bei seinem Zuge über dem Isthmus die erste Nachricht von diesen Inseln durch den Caziken Tumaco. Pedrarias (s. d. Art.) sendete später (1515) den Gaspar de Morales mit 150 Spaniern, um die Insel Tararegui zu erobern, welche wahrscheinlich die größte der Gruppe, jetzt Isla del Rey genannt, gewesen sein mag. Siebenzig Spanier landeten und besiegten erst bei dem vierten Angriffe die kriegerischen Eingeborenen. Der Häuptling machte endlich mit den Spaniern Friede, schenkte dem Morales ein Käßchen, in welchem 110 Mark Perlen sich befanden, ließ sich taufen, nahm den Namen Pedrarias an, und versprach dem Kaiser (Karl I.) jährlich 100 Mark Perlen als Tribut zu liefern. Die größte der geschenkten Perlen wog 31 Karat, wurde sogleich für 1300 Dukaten verkauft und kam durch Bobadilla endlich in den Besitz der Kaiserin. In Folge dieser Entdeckung wurde Spanien mit Perlen überschwemmt, die dennoch kostbar blieben. Der Ertrag des Archipels nahm aber bald ab, indem man ganz schonungslos mit den Eingeborenen umging, und sehr viele derselben dem beschwerlichen und ge-

fährlichen Dienste als Taucher unterlagen (*Gomara* ed. 1554. p. 267 b. sq.). Schon Cieza versichert, daß zu seiner Zeit (1540) die einst zahlreichen Eingebornen ausgerottet gewesen, und daß die Spanier zum Perlenfischen sich der Neger und Indier hätten bedienen müssen, die man von Nicaragua und Cubagua kommen ließ (Chronica ed. 1554. c. 3. p. 5 b). Späterhin blieb zwar die Perlenfischerei hauptsächlicher Betriebzweig der Pächter und Besitzer jener Inseln, allein um die Mitte des vorigen Jahrhunderts (Ulloa) wurden nur Negersklaven zu ihr verwendet. Sie nahm hierauf immer mehr ab und scheint ganz vergessen worden zu sein während des langen Revolutionskrieges. Die Inseln kamen mit Panamá endlich an die Republik Colombia, und mögen ziemlich entvölkert gewesen sein, denn die Regierung gab einige als Vergeltung an solche ausgediente Officiere, deren große Soldrückstände sie nicht vermochte zu bezahlen. In Verbindung mit einigen Engländern stellten diese die Perlenfischerei wieder her, und einer dieser ehemaligen Krieger besuchte mit einer ansehnlichen Sammlung von Perlen 1840 Teutschland und sogar die Messe von Nischney-Novogorod. Auf den zwei größern Inseln, Isla del Rey und Isla de S. José hat sich eine neue Bevölkerung vom Festlande her eingefunden, welche nur vom Ackerbaue lebt.

Ein andere geringere Gruppe gleichen Namens liegt an der Küste von Honduras, nahe bei den Inseln Mosquitos und Manglares. Alle diese Eilande sind sehr klein, niedrig, sandig und völlig unbewohnt. (*Pöppig.*)

Perlenkronen, s. Kronen (Heraldik).

Perlenkupfer, s. Kupfer.

PERLENMACHER, Verfertiger von weißen und gefärbten Glasperlen, bildeten früher in Nürnberg eine eigene Zunft, welche aber im J. 1637 ausgestorben ist. Gegenwärtig werden die Glasperlen von den Glasbläsern verfertigt (s. Perlen, künstliche). (*Karmarsch.*)

PERLENMASS oder **PERLENSIEB**, ein Geräth der Juweliere, wodurch die Größe der Perlen bestimmt und zugleich das Sortiren derselben nach ihrer Größe vorgenommen wird. Es besteht aus einer blechernen Büchse, die aus mehren auf einander gesetzten Abtheilungen gebildet ist. Jede Abtheilung stellt für sich eine besondere Büchse (ohne Deckel) dar, und ist in ihrem Boden mit lauter runden Löchern von einer bestimmten Größe durchbohrt. Die oberste Abtheilung enthält die größten Löcher, die Löcher einer jeden folgenden sind um eine Stufe kleiner als jene der vorhergehenden. Schüttet man nun ein Gemenge von Perlen verschiedener Größe in die oberste Büchse, so fallen beim Schütteln alle Stücke durch den Boden hindurch, mit Ausnahme der größten, deren Durchmesser den Durchmesser der Löcher übertrifft. Ähnliches geht in jeder folgenden Abtheilung vor, und zuletzt bleibt in jeder Abtheilung nur Eine Sorte von Perlen liegen, nämlich diejenige, welche größer ist als die Löcher in dieser und kleiner als die Löcher in der vorhergehenden Abtheilung. (*Karmarsch.*)

Perlenmuschel, s. Muschel.

Perlenmutter, s. Perlmutter.

Perlenpottasche, s. Perlasche.

PERLENPRESSER, die Verfertiger der Gold-, Silber- und Stahlperlen; s. Perlen, künstliche. (*Karmarsch.*)

Perlensieb, s. Perlenmass.

PERLENSTAB. Unter den runden architektonischen Gliedern ist der sogenannte Stab (Ring oder Reif), Astragalus beim Vitruv genannt, das kleinste und bildet hauptsächlich einen Saum für größere. Sein Querschnitt ist meist kreisförmig und dann gewöhnlich mehr als ein Halbkreis, oft auch Theil eines Ovals. Die hauptsächlichste Art seiner Verzierung bei den Griechen und Römern gibt diesem Gliede den Namen Perlenstab. Es ist nämlich gewöhnlich in der Art ausgeschnitzt, daß entweder gleichmäßig Kügelchen neben einander gestellt, oder ovale liegende Körper mit dazwischen gestellten scheibenartigen (linsenförmigen) an einer Schnur aufgereihet erscheinen; welche Bearbeitung man besonders bei den Griechen aufs Zarteste und Schönste ausgeführt findet, wo dann dieses Glied eine vortreffliche Zierde bildet. Oft sieht man auch, besonders in römischen Monumenten, den Stab in vielseitige Körperchen, auch als Flechtwerk, als Blattgewinde u. ausgeschnitzt, oft auch blos in allen diesen Arten bunt bemalt.

Der Gebrauch des Stabes ist häufig. Er dient in der korinthischen und ionischen Säulenordnung im Gesimse, und in der ionischen Ordnung auch im Capitäl als Saum des Wulstes (Echinus) und als begrenzendes Glied des verzierten Säulenhalses gegen den Schaft, und ist dann eben als Perlenstab geschnitzt. Auch unter die Kehlleiste im Gesims wird er gesetzt und ebenso unter den Vorsprung der übereinanderstehenden Streifen des Architravs. Ebenso schmückt der Perlenstab die Seiten der Schnecken des ionischen Capitäls.

In der dorischen Bauart kommt der Gebrauch des Perlenstabs sehr selten vor. Ausnahmsweise findet man ihn z. B. am Tempel des Theseus im Innern, und beim Parthenon über den Triglyphen. An den römisch-dorischen Säulen aber findet er sich unter dem Echinus. Nirgends kommt er am Fuße der Säulen vor, wenn auch der unverzierte Stab bei der ionischen Base gebraucht wird.

Die sogenannte byzantinische Architektur hat dies verzierte Glied ebenfalls aufgenommen und man findet es häufig an den Thür- und Fenstergewänden in derselben und am Hauptgesims u. (*Stapel.*)

PERLENSTICKEREI. Das Sticken mit echten Perlen wird selten für sich allein, meist in Verbindung mit Gold- und Silberstickerei, angewendet, und beruht ganz allein darauf, daß man nach Anweisung der Musterzeichnung die durchbohrten Perlen mittels eines seidenen Fadens an den gehörigen Stellen aufheftet. In ähnlicher Weise wird manchmal mit verschiedenfarbigen Glasperlen gestickt. (*Karmarsch.*)

PERLENSTRICKEREI, die bekanntlich als weibliche Handarbeit betriebene Art zu stricken, wobei auf dem seidenen Faden Glasperlen von verschiedenen Farben, nach Anweisung eines auf Gitterpapier (sogenanntes Tupf-

oder Patronenpapier) gemalten Musters, angereiht werden, die man dann beim Stricken in die Maschen einarbeitet. Man bedeckt auf solche Weise entweder den ganzen gestrickten Gegenstand (Uhrbänder, Börsen ꝛc.), in welchem Falle Perlen von einer Farbe den Grund, und andersfarbige das Muster bilden; oder man erzeugt nur das Muster aus Perlen, und läßt im Grunde die glatte Strickerei selbst sehen. In jedem Falle ist die Arbeit ihren Grundsätzen nach höchst einfach; sie erfodert aber große Aufmerksamkeit beim Abzählen und Aufreihen der Perlen. (*Karmarsch.*)

PERLENWEBEREI, heißt das Verfahren, durch welches Figuren von Glasperlen in Bändern eingewebt werden. Man bedient sich dazu nicht des Webestuhls, sondern eines einfachen hölzernen Rahmens, in welchem die Kettenfäden aufgespannt werden. Die Perlen werden, in gehöriger Abwechslung der Farben, auf dem Einschlagfaden angereiht, und das Durchziehen oder Einflechten des letztern geschieht aus freier Hand, wobei man den Perlen ihren gehörigen Platz, nach Vorschrift der Musterzeichnung, anweiset. (*Karmarsch.*)

Perlenweiss, s. Perlweiss.

PERLES, teutsch Pieterlen, schönes Pfarrdorf, reformirter Confession, mit 515 Einwohnern. Mit den Nebenorten Reiben, Romont (Rotmunt) und Montmenil (Meinisperg) hat die ganze Pfarre 1460 Seelen. Sie gehörte zu der ehemals bischof-baselschen Herrschaft Erguel, jetzt zum bernerschen Amte Büren. Die Straße von Solothurn nach Biel geht hier durch. Die Gegend ist angenehm und fruchtbar (vergl. d. Art. Immerthal). (*Escher.*)

PERLESREUT, Markt im bairischen Landgerichte Wolfstein, acht Stunden von Passau, mit 55 Häusern, einem katholischen Pfarramte, einer Pfarrkirche und 456 Einwohnern, die lebhaften Handel mit Garn treiben. (*Eisenmann.*)

PERLETTO, eine Gemeinde, welche zum Mandamento von Cortemiglia der Provinz von Alba, zur Militairdivision von Cuneo den festländischen Staaten des Königs von Sardinien gehört, östlich von Cortemiglia auf einem Hügel oberhalb des rechten Ufers der Bormida gelegen, von einem Vierecke fester und guterhaltener Bastionen umgeben, in deren Mitte sich ein ungemein hoher Thurm erhebt, zeigt sich Perletto, dessen zuerst in einer Schenkung des Valentino Visconti vom J. 1386 Meldung geschieht. Diese Gemeinde zählt ungefähr 1200 Einwohner, die auf ihrem sehr fruchtbaren Gebiete starke Seidenzucht und Weinbau treiben, hat mehre Dorfkirchen, eine eigene pfarrliche Propstei, welche zum Bisthume Acqui gehört, eine hübsche Pfarrkirche, eine Elementarschule und eine Wohlthätigkeitsgesellschaft (Congregazione di Carità)*). (*G. F. Schreiner.*)

Perleule, s. Eule.

PERLFELSEN, PERLKLIPPEN, heißen niedrige und gefahrvolle Felsen, welche nahe bei der Südspitze von der Calvertsinsel im nördlichen Theile des stillen Oceans unter 51° 54′ nördl. Br. und 231° 52′ östl. L. eine ziemlich bedeutende Gruppe bilden. (*G. M. S. Fischer.*)

PERLFISCH. In Teutschland bezeichnet man allgemein mit diesem Namen eine zu der Gattung Leuciscus *Kl.* gehörige Art, welche Linné Cyprinus Grislagine genannt hat. Sie hat große Ähnlichkeit mit dem Döbel (Cyprinus dobula *Lin.*) und scheint auch wirklich von Pallas und Bloch dafür gehalten worden zu sein. Ihr Körper ist länglich, der Kopf ziemlich klein und spitzig, die obere Kinnlade etwas länger als die untere, die Augen mittelmäßig, die Seitenlinie undeutlich. Die Rückenflosse hat drei ungetheilte und neun getheilte, die Afterflosse drei ungetheilte und zehn getheilte Strahlen, in der Brustflosse befinden sich 16, in der Bauchflosse 9, in der Schwanzflosse 16 Strahlen. Über der Seitenlinie sind 10, unter ihr 6 Schuppenreihen. Die Färbung und Zeichnung erinnert sehr an die Zährte (Cyprinus vimba *Lin.*). Die großen Schuppen sind silberglänzend, am Rücken jedoch dunkler, dunkelaschgrau oder aschbraun; Iris silbern; der Kopf oben dunkelbraun, an den Seiten gelb, grau und weiß marmorirt. Die Farbe der Flossen wird verschieden angegeben. Schinz in seiner Wirbelthierfauna von Europa (2. Bd. S. 320; wie es scheint eine Originalbeschreibung nach Exemplaren des züricher Museums) beschreibt sie weißlich mit gelben Strahlen; Oken dagegen in seiner allgemeinen Naturgeschichte 6. Bd. S. 298 sagt: die Flossen am Grunde röthlich, am Ende schwarz. Außerdem weicht die Oken'sche Beschreibung noch in andern Punkten wesentlich ab; denn nach dieser hätten die Rücken- und die Schwanzflosse jede 11 Strahlen und der Kopf wäre dick. Schinz übrigens gibt 10 Rücken- und 11 Afterflossenstrahlen an. Der Perlfisch erreicht eine Länge von ein Fuß bis ein Fuß zwei Zoll und wird (nach Oken) drei Zoll hoch. In Teutschland ist er überaus selten — man hat ihn erst im Attersee in Oberösterreich gefunden — und deshalb ist sein Name bekannter, als er selbst. Sein eigentliches Vaterland ist das südliche Rußland. Nach Pallas findet er sich in den Flüssen längs der nördlichen Küste des kaspischen Meeres in ungeheuren Schwärmen, heißt Oblé, wird von dem Hausen (Acipenser Huso) verfolgt, und deshalb gefangen, in Behältern aufbewahrt und als Köder an die Angel gesteckt. Da er ein schmackhaftes Fleisch hat, so wird er jedoch auch gegessen. In Schweden, wo er Stall-Id und Stamm heißt, und im südlichen Frankreich soll er auch noch vorkommen. Merkwürdig ist er dadurch geworden, daß die Männchen zur Laichzeit an dem Kopfe und den Schuppen kleine perlartige Auswüchse bekommen, woher sich auch der Name Perlfisch schreibt. Vergl. übrigens Pallas' Reisen, Auszug, 2. Bd. S. 254. *Pallas* et *Tilesius*, Zoographia rosso-asiatica T. III. p. 319. *Meidinger*, Icones piscium Austriae T. IV. tab. 40. Heckel, über europäische Cyprinen in den Annalen des wiener Museums, 1. Bd. Taf. 21. Schinz und Oken a. a. O.; endlich *Fries* och *Eckström*, Skandinaviens Fiscar (4. Heft. Stockholm 1838). (*Streubel.*)

*) Corografia dell' Italia con atlante geografico ed illustrativo di *Attilio Zuccagni-Orlandini* (Firenze 1835—1840). Tom. IV. p. 1056.

Perlfliege, s. Perla.

PERLFLUSS, PERLEN-. Dieser entspringt im Chactawland auf der Westseite des nordamerikanischen Staates Mississippi, nimmt eine südliche Richtung, geht bei Monticello vorbei und mündet, sieben Faden breit, in den Meerbusen von Mexico. Er hat 150 engl. Meilen aufwärts Tiefe genug für Handelsschiffe. Im J. 1769 befanden sich einige Niederlassungen an diesem Flusse, welche Tabak, Indigo, Baumwolle, Reis, indianisches Korn und andere Vegetabilien bauten. Das angrenzende Land trägt verschiedene Arten Zimmerholz, welches man zu Pipen- und Orhoftdauben, zu Masten, Segelstangen, Schiffsplanken rc. benutzt. Ein anderer Fluß dieses Namens in Chiampa ergießt sich unter 10° 54′ nördl. Br. und 107° 33′ in das chinesische Meer. (*G. M. S. Fischer.*)

Perlfriesel, s. Friesel.

Perlgerste, s. Perlgraupen.

Perlglanz, s. Glanz.

Perlglimmer, s. Margarit.

PERLGRAS (Melica). Die Blüthen befinden sich in Rispen, der Balg ist zweispelzig, ungegrannt, mit zwei Blüthchen und dem gestielten Rudiment eines dritten. Die Spelzen sind häutig und ungegrannt. Unter dem Fruchtknoten steht auf besonderen Stielchen ein gesäumtes Schildchen. Für den Landwirth sind von dem Perlgras vier Arten zu bemerken. 1) Blaues Perlgras (M. coerulea), auch Flunkerbart genannt, vorzüglich im Havellande einheimisch; dort bildet es einen festen Filz, der oft von dem darunter liegenden schwarzen Boden getrennt ist. Zum Gedeihen desselben ist es nöthig, daß es im Frühjahre einige Zeit unter Wasser steht. Am Besten gedeiht es auf Moorboden, der Wiesenerz und salzige Theile enthält, und nur selten trifft man es in Sandboden, unter dem Quellen liegen, an. Die Wurzel ist wollig, und aus ihr kommen mehre Halme hervor, die nur einen Knoten haben, dann aber glatt emporschießen und 6—12 Fuß hoch werden. In trockenen Sommern dagegen wird es nur drei Fuß hoch, blüht auch nur kurze Zeit, während es an feuchten Stellen oder in nassen Jahren obige Höhe erreicht. Die Farbe der Pflanzen ist meergrün, die Rispen und Staubbeutel violett. Wenn dieses Gras nicht zu hoch wächst und in der Blüthe abgemäht wird, gibt es ein gutes Schaffutter. Nur hat es die Eigenthümlichkeit, daß es bei einem erhöhten Wollertrage ungünstig auf die Ausbildung des Körperbaues einwirkt. Von den Pferden wird es nur ungern gefressen, und dem Rindvieh kann es sehr nachtheilig werden, wenn es lange im Freien gelegen hat, und von dem Regen ausgelaugt worden, indem es in diesem Zustande den Knochenbruch veranlaßt. Jedenfalls muß man bei der Fütterung desselben sehr vorsichtig sein. 2) Gefranztes oder haariges Perlgras (M. ciliata). Die aufrechtstehenden, glatten, rund gestreiften, nach Oben scharf und mit mehren Knoten versehenen Halme werden nur 1½—2 Fuß hoch. Die Blüthen erscheinen in einer aufrechten cylinderförmigen, zwei Zoll langen Rispe, und das untere Spreublatt des untern Blüthchens ist von weichen Wimperhaaren schön gefranzt, wovon die ganze Rispe ein haariges, wolliges Ansehen erhält. Sie ist besonders auf den schlesischen und böhmischen Gebirgen und dem mittlern und südlichen Teutschland einheimisch und eine gute Weidepflanze, indem sie sich sehr bestaudet. 3) Einblüthiges Perlgras (M. uniflora) kommt nur selten vor, bestockt sich aber sehr. Die Wurzeln kriechen auf dem Boden hin, die Blätter sind lanzettförmig, die Blüthen traubenförmig, und die Ährchen klein, blaßbraun und lang gestielt. Es wächst in Wäldern, blüht im Mai und Juni und reift im Juli und August, oder auch noch später. Die weichen und zarten Blätter geben nicht nur ein angenehmes, sondern auch ein gesundes Viehfutter. 4) Überhängendes oder glattes Perlgras (M. nutans) kommt mit dem vorigen hinsichtlich der Blüthe, Reife und des Standortes überein, doch kriechen seine Wurzeln nicht so sehr, es ist nicht so schmächtig und die hängenden eirunden Ährchen sind etwas länger. Es ist unter allen diesen Arten das schönste Gras mit dunkelvioletten, weißgeränderten Blüthen und empfiehlt sich zur Cultur auf Torf- und Moorwiesen. Seine vielen saftreichen Blätter und seine süßen Halme werden von Kühen und Schafen begierig gefressen. Der Same wird von den Gänsen gern gefressen, den Hühnern ist er aber schädlich. Ein zu kurzes Abmähen muß man vermeiden, weil sonst leicht die Ausläufer beschädigt und die Vermehrung verhindert werden könnte. Auch kann man die Annehmlichkeit des Futters erhöhen, wenn das Gras nach dem Mähen einige Zeit liegen gelassen und von einem durchdringenden Regen getroffen wird. Sämmtliche vier Arten des Perlgrases sind perennirend. (*William Löbe.*)

Perlgras, s. Melica und Molinia.

PERLGRAUPEN, die feinste, ganz rundkörnige Sorte der Graupen, auch Perlgerste oder Perlengerste genannt. (*Karmarsch.*)

Perlgyps, s. Gyps.

Perlhirse, Perlkraut, s. Lithospermum arvense und officinale.

PERLHUHN (Numida meleagris). Gattung aus der Familie der Hühner, stammt aus Afrika, wo es wild ist und aschgraue, mit vielen runden Flecken besetzte Federn hat. In Europa wird es als Hausthier um der wohlschmeckenden Eier willen, noch häufiger aber zur Zierde des Hühnerhofes gehalten, obgleich sein Geschrei sehr beschwerlich ist. Der Schnabel ist kurz, dick, herabgebogen, gewölbt, hat an der Wurzel Wachshaut, worin die Nasenlöcher sind, die sich an dem Unterkiefer zu Fleischlappen verlängern. Der Kopf ist klein, dürr, weiß und bunt, kahl oder nur vorn befiedert. Auf der Stirn hat es einen knöchernen Helm, oder einen Busch langer Federn. Die Füße sind spornlos und braun, der Schwanz ist kurz und herabhängend, und besteht aus 14—16 Federn, die unter den Deckfedern fast verborgen liegen. Die vierte Schwungfeder ist die längste. Die Farbe der Federn ist braun- oder schwarz- und weißgefleckt; an den Flügeln mit länglichen Flecken. Sie setzen sich gern auf Bäume und leben in Polygamie. (*William Löbe.*)

PERLICAN (Neu-), bekannter Hafen an der Ostküste von Neufundland, ist in westsüdwestlicher Richtung acht Leagues von Altperlican und fünf Leagues von der Randonspitze entfernt, und hat eine weite und sichere Einfahrt, sodaß Schiffe bei 5—10 Klaftern Wassertiefe, geschützt vor allen Winden, sicher einlaufen können. (*G. M. S. Fischer.*)

PERLINGHOF, eigentlich PÖRLINGHOF, ein zum Bezirke und Landgerichte Kraigh gehöriges Dorf im klagenfurter Kreise von Kärnthen, in dessen Nähe sich die merkwürdigen kraigher Schlösser befinden. (*G. F. Schreiner.*)

PERLISTYE, auch Berlistye, wallach. Berlischtye, ein zur Herrschaft Szászka gehöriges königliches Kameraldorf im oraviczaer Gerichtsstuhle der krassover Gespanschaft des Banates, im Kreise jenseit der Theiß Oberungarns, in ebener Gegend gelegen, an die Militairgrenze anstoßend, mit 136 Häusern, 1042 wallachischen Einwohnern, von denen sich alle, bis auf sechs Katholiken zur morgenländisch-griechischen Kirche bekennen, einer eigenen Pfarre, Kirche und Schule der nicht unirten Griechen, und einem sehr ergiebigen Boden. (*G. F. Schreiner.*)

PERLKIRSCHE (Pomol.), ziemlich große buntfarbige Herzkirsche, ist fleischfarben ins Gelbliche fallend und punktirt; auf der einen Seite ist die Farbe stets heller als auf der andern; sie hat weiches, weißes Fleisch, angenehmen süßen Saft und reift Mitte Juli. (*William Löbe.*)

PERLKOPF, PERLENKOPF, heißt in der Weberei eine Vorrichtung zum Weben der Gaze und ähnlicher Stoffe, bei welchen die Kettenfäden paarweise mit einander gekreuzt oder zwischen den Einschußfäden zusammengedreht sind. Der Perlkopf bildet gleichsam einen Schaft mit halben Litzen (sogenannten Stelzen), und hat seinen Namen davon, daß oft an dem Ende einer jeden Litze ein durchbohrtes Glaskügelchen (eine Perle) angebracht ist, durch deren Öffnung ein Kettenfaden geht. (*Karmarsch.*)

Perlkrankheit, s. Viehkrankheit.
Perlkraut, s. Kraut.
Perllauch, s. Lauch.
Perlmaus s. Maus.

PERLMOOS, Caragheen, Caragheén. Dieses von Chondrus crispus *Lingbye*, Fucus crispus *Linn.* s. polymorphus *Lamark.*, Sphaerococcus crispus *Agardh*, Ulva crispa *Dec.* abstammende Moos besteht, wie es im Handel vorkommt, in verschiedenartig großen und geformten Stücken von hornartiger Beschaffenheit, ist durchscheinend und von schmutzig gelblicher oder blaßbräunlicher Farbe, in's Weiße oder auch in das Schwarzbraune sich ziehend. Der Hauptbestandtheil des Perlmoses ist die große Menge des in ihm enthaltenen Pflanzenschleims, dem es seine Nahrhaftigkeit verdankt. Eine Drachme des Mooses ist hinreichend, mit 6—7 Unzen Wasser gekocht, eine ziemlich farblose Gallerte zu geben. (Über die Untersuchung des Schleims vgl. m. Lucá im Berl. Jahrb. XXIV, 1, 74 und Herberger in Buchn. Rep. XLIX, 14.) (*Döbereiner.*)

Perlmutter, ist die Schale der orientalischen Perlenmuschel, s. Perle und Aviculacea.

PERLMUTTERARBEITEN. Es gehören hierher eine Menge kleiner ganz aus Perlmutter verfertigter Gegenstände, die man häufig mit Bronze, Gold, Silber oder Stahl verziert; ferner Bestandtheile aus Perlenmutter an größeren Arbeiten, die übrigens aus Holz oder Metall gemacht sind. Sehr wichtig ist dabei die Auswahl der Perlenmutter und deren zweckmäßige Zertheilung. Man muß in beiden Beziehungen sorgfältig darauf achten: a) daß die Perlenmutterschalen so vortheilhaft und sparsam als möglich benutzt werden, um wenig Abfall zu erhalten und nicht große schöne Stücke nutzlos zu zerschneiden; b) daß man die schönsten (mit dem reinsten und vollkommensten Farbenspiele versehenen) Theile der Muschel dort anbringt, wo sie am meisten in die Augen fallen; dagegen die speckigen, gelben, unreinen Stellen nach Möglichkeit zu verbergen trachtet. Es ist in dieser Hinsicht zu bemerken, daß die äußeren (zunächst unter der rauhen Oberfläche liegenden) Theile nicht so schön sind, als die auf der inneren glatten Oberfläche; und daß auf einem durch die Dicke der Muscheln gemachten Schnitte die Perlenmutter ebenfalls keine schöne Farbe und kein irisirendes Ansehen hat. Das Zuschneiden der Bestandtheile aus Perlenmutter geschieht mit feinen Sägen, die weitere Ausarbeitung entweder auf der Drehbank oder mit Feilen, Grabsticheln, Bohrern, Laubsägen, Schleifsteinen x. Um die Gegenstände glatt zu schleifen, wendet man Schmirgel und geschlämmtes Bimssteinpulver, zum Poliren Tripel mit Öl oder mit verdünnter Schwefelsäure (auf Hutfilz an). Auf diese Art werden Zahnstocher, Nadelbüchsen, Schnurnadeln, Knöpfe, Messer- und Gabelhefte, Scheerengriffe, Spielmarken, Schachfiguren, und eine Menge anderer Artikel verfertigt, die man, wenn sie zu groß sind, um aus einem einzigen Stück gemacht zu werden, aus mehren Theilen zusammenschraubt, nöthigenfalls mit Hausenblase zusammenkittet. Zu größeren Gegenständen (z. B. Leuchterfüßen) benutzt man öfters ganze Muscheln; ganze Flächenräume werden nicht selten (auf einer Grundlage von Holz oder Metall) mit dünnen Perlmutterblättchen furnirt, wobei die Befestigung der Perlmutter nach Umständen mit Leim, Hausenblase oder irgend einem gut haftenden Kitte geschieht. Eine schöne und leicht auszuführende Verzierung der Perlenmutter, welche sehr oft geeignet ist, das Graviren mit Vortheil zu ersetzen, wird durch Ätzen erreicht. Da die Perlenmutter hauptsächlich aus kohlensaurem Kalke besteht, so wird sie von den Säuren leicht angegriffen. Man überzieht, um das Ätzen vorzunehmen, die Perlenmutter in etwas erwärmtem Zustande dünn mit dem gewöhnlichen Ätzgrunde der Kupferstecher; kratzt diesen Grund, wenn er kalt und fest geworden ist, mit der Radirnadel oder mit einer Federmesserspitze überall wieder weg, wo das Ätzwasser eingreifen und eine Vertiefung der Fläche entstehen soll; umgibt das Stück mit einem Wachsrande und gießt verdünntes Scheidewasser darauf. Ungefähr nach 7—10 Minuten wird das Ätzwasser wieder entfernt und der Ätzgrund mittels Terpentinöls abgewaschen.

Wenn man das Scheidewasser gehörig durch Beimischung von reinem Wasser geschwächt hat, so behalten die geätzten Stellen vollkommen ihren Glanz und ihr Farbenspiel. Ätzt man Zeichnungen auf sehr dünnen (nur 1/100 —1/10 Zoll starken) Perlmutterblättchen ziemlich tief ein, so kann man nachher beliebige Theile mittels einer scharfen Messerspitze herausschneiden, wobei man das Plättchen auf eine glatte und nicht zu harte Fläche legt), und auf solche Art zierlich durchbrochene Arbeiten viel leichter herstellen, als durch Aussägen mit der Laubsäge. (*Karmarsch.*)

PERLMUTTERBLECH, ist das mit krystallinischen Figuren bedeckte Zinnblech, und wird auch Metallmor, Metallatlas genannt. Die Hervorbringung dieser mitunter ganz eigenthümlichen Figuren ist dadurch bedingt, daß das beim Erhitzen des Zinnbleches schmelzende Zinn langsam erkaltet und dabei krystallisirt, aber auch auf seiner Oberfläche zum Theil orydirt, wodurch die Krystallisation unsichtbar wird; durch schwache Säuren oder Alkalien wird jene Orydbecke weggenommen und die Krystallisation sichtbar, die durch einen farbigen Firniß mit mehr Glanz hervorgehoben wird. (*Döbereiner.*)

PERLMUTTEREMAIL, eine Gattung Email oder eingebrannte Schmelzfarbe auf Glas, um gläserne Spiegelrahmen, Schmuckkästchen u. dgl. damit zu verzieren; erfunden von dem Glaskünstler Egermann, zu Blottendorf, in Böhmen 1824. (*Karmarsch.*)

Perlmuttermuscheln, s. Aviculacea.

Perlmutteropal, s. Opal.

PERLMUTTERSCHALENBAND, eine (jetzt nicht mehr gebräuchliche) Art des Büchereinbandes, wobei den mit Pergament überzogenen, mit Blattsilber versilberten und fein geglätteten Deckeln durch wolkenartiges Aufmalen blasser, durchsichtiger Gummifarben das schillernde Ansehen der Perlenmutter gegeben wurde. (*Karmarsch.*)

PERLMUTTERSCHNEIDER, heißen die Arbeiter, welche die Perlenmutterschalen in dünne Blätter zersägen und aus letzteren allerlei Gegenstände verfertigen; oder überhaupt diejenigen, deren einziges oder vorzüglichstes Geschäft die Bearbeitung der Perlenmutter ausmacht. Dergleichen gibt es aber an wenigen Orten; meist sind es die Drechsler, welche sich nebenbei auf Perlenmutterarbeit legen (s. d. Art. Perlmutterarbeiten). (*Karmarsch.*)

PERLOG, eigentlich Berlog und Berlogh, ein zum ottochaner Regimentsbezirke gehöriges Dorf, im agramer Generalcommando, der österreichisch-kroatischen Militairgrenze, am rechten Ufer der Gaczka, mit 133 Häusern, 684 kroatischen Einwohnern (darunter 83 Katholiken, die übrigen zur nicht unirten griechischen Kirche gehörig), einer eigenen katholischen, einer morgenländisch-griechischen Pfarre und Kirche, einer Schule, einem alten Schlosse. (*G. F. Schreiner.*)

PERLON, ist der französische Name des Seehahns, Trigla hirundo *Lin.* = T. cuculus *Brünnichii*, eines in der Ost- und Nordsee sehr häufigen Fisches. Derselbe wird zwei Fuß lang, fünf Zoll dick, ist glatt, röthlich-braun, mit schwarzen, blau gesäumten Brustflossen. Er ist die größte europäische Art der Knurrhähne (s. d. Art. Trigla), wird zwei bis drei Pfund schwer, hält sich in der Tiefe auf, schwimmt überaus schnell und lebt von Muscheln und Krebsen. Er wird mit der Grundschnur gefangen und frisch gegessen, in Dänemark aber auch eingesalzen, an der Luft getrocknet und als Schiffsvorrath gebraucht. Bei den Alten heißt er Rabe, Corvus, bei Gesner Rondelet, u. A. Corax. Die Franzosen nennen diesen Fisch zuweilen auch Ronget grondin, die Engländer Tub-fish, die Belgier und Holländer Seehahn und Knorrhahn, die Teutschen manchmal Seeschwalbe, womit man aber richtiger und allgemeiner die Vögelgattung Sterna bezeichnet. Vergl. übrigens *Cuvier* hist. nat. des poissons T. III. p. 40. (*Streubel.*)

PERLOZ, eine zu dem nach Donnaz benannten Mandamento III gehörige Gemeinde der Provinz und Militairdivision von Aosta der festländischen Staaten des Königs von Sardinien. Der gleichnamige Hauptort dieser Gemeinde (Comune), welcher durch den Wildbach d'Eyles in zwei Theile getheilt wird, liegt 13 Miglien nordwestlich von Ivrea, in der Nähe der Grenzen dieser Provinz, da wo das Thal von Valaise aufhört. Seinen Namen leitet man von dem lateinischen Worte Periculum ab, hergenommen von der ewigen Gefahr, in der seine Bewohner schweben, durch den Einsturz der überhängenden Felsen der Berge begraben zu werden. Das alte Schloß, das einst zur Vertheidigung diente, gehört gegenwärtig den Grafen von Valaise. Perloz hat eine Pfarre, welche dem Bisthume von Aosta einverleibt ist, und eine dem Erlöser geweihte Kirche. Auf einer benachbarten Höhe zeigt sich die Kirche der Madonna della Guardia, von der man eine unbeschreiblich schöne Aussicht hat, nämlich von der einen Seite die lieblichen Hügel des Canavese, die im März schon in das saftigste Grün gekleidet sind, und gegen Norden die Felsengebirge von Valaise, denen die Natur es erst tief im Frühlinge gestattet, das Winterkleid abzulegen und ihre Bäume und Gesträucher in Blätter zu kleiden. Auf mehren Karten heißt der Ort auch Perlo. (*G. F. Schreiner.*)

Perlpotasche, s. Potasche.

PERLSAGO, ist der feinste Sago (s. d. Art.), indem er durch öfteres und besseres Waschen des Stärkmehls der Sagopalme und durch vorsichtigeres Trocknen dargestellt wird; er kommt aus Amboina, der beste und schneeweiße aber, der auch Sagoblume genannt wird, aus Japan. (*Döbereiner.*)

PERLSALZ, Syn. phosphorsaures Natron, findet sich mit phosphorsaurem Ammoniak im Harn der Menschen und einiger Thiere, und wird dargestellt aus Phosphorsäure oder saurem phosphorsaurem Kalk mit kohlensaurem Natron, wobei man, um schöne Krystalle zu erhalten, einen Überschuß des Letzteren gibt. Es krystallisirt in farblosen, durchsichtigen, geschobenen, vierseitigen Säulen, schmeckt salzig, nicht bitter, verwittert stark an der Luft und verliert ⅗ seines Gewichtes an Wasser, und schmilzt in mäßiger Wärme zu einer Glasperle, welche beim Erkalten undurchsichtig wird; es reagirt schwach alkalisch, löst sich in vier Theilen kaltem und zwei Theilen

heißem Wasser und besteht aus 17,88 Natron, 20,40 Phosphorsäure und 61,72 Wasser. Es dient zu Löthrohrversuchen und in der Medicin als Abführungsmittel. (*Döbereiner.*)

PERLSAND, ein aus feinen, gleich großen, runden und glatten Körnern bestehender Quarzsand, wie er in den Sanduhren gebraucht wird (s. Quarzsand). (*Karmarsch.*)

Perlsäure, s. Natron.

PERLSCHRIFT, die zweite Größe der Buchdruckerschriften (wenn man diese von der kleinsten zu zählen anfängt), zwischen Diamant (der kleinsten Schriftgattung) und Nompareille stehend. Sie wird französisch Perle (nach Didot: Quatre), und englisch Pearl genannt. Die Höhe ihres Kegels beträgt in Frankreich vier typographische Punkte (⅓ der pariser Linie), in Teutschland ⅘ vom Kegel der Petitschrift. (*Karmarsch.*)

PERLSCHWAMM (Agaricus rubescens *Fries* syst. myc. I, 18. Ag. margaritifer *Batsch*), ein Blätterschwamm, welcher in waldigen Gebirgsgegenden im Sommer häufig vorkommt, mit röthlichem, nicht hohlem, unten schuppigem, fast gleich dickem Strunke. Der Hut mit ungleichen, flachen, mehligen Warzen besetzt, am Rande glatt; das Fleisch desselben schnell röthlich werdend. Wird an manchen Orten, namentlich in Frankreich (wo er Golmelle oder Golmotte vraie heißt) gegessen; aber man muß sich dabei vor einer Verwechselung mit dem ähnlichen, sehr giftigen Pantherschwamme (Agar. pantherinus *Cand.* — Golmotte fausse) wohl hüten. (*A. Sprengel.*)

Perlsinter, s. Kieselsinter.

Perlstein, s. Pechstein.

Perluigi Giovanni, s. Palestrina.

PERLUPO, ein Dorf in der neapolitanischen Provinz Calabria ulteriore II; gleich vielen anderen calabresischen Ortschaften an steilem Bergabhange über jenem Thale gelegen, durch dessen Grund der von der Serra nuda di St. Agata herabströmende Gießbach seinen Lauf nach dem Meere nimmt, bei fünf Miglien nordöstlich von Reggio entfernt, mit 520 Einwohnern, einer eigenen Pfarre und einer Kirche. (*G. F. Schreiner.*)

PERLWEISS, ist die überbasische Chlorverbindung des Wismuthes, welche erhalten wird, wenn man zu einer Auflösung des Wismuthes in Salpetersäure verdünnte Salzsäure setzt; ist der Niederschlag gut ausgewaschen, so wird er getrocknet, worauf das Perlweiß, blanc de perle, pearl white, pearl powder, in perlmutterglänzenden Blättchen zurückbleibt. Es dient als Schminkmittel, wozu es aber gänzlich zu verwerfen ist, da es nicht allein die Haut runzelig macht, sondern auch am Lichte und in selbst sehr schwachen Schwefelwasserstoffdämpfen dunkel gefärbt wird. (*Döbereiner.*)

PERM, PERMIEN, das heutige russische Gouvernement, stellt in seiner dem westlichen Ural angehörenden Hälfte nur ein Fragment dar des alten Groß-Biarmien, unter welchem Namen die Scandinavier das weite Land von der Dwina und dem weißen Meer (Gandwik) bis zu der Petschora kannten. Jenseit der Petschora lag Jotunheim, das Mutterland der natürlichen Schrecknisse und der bösen Zauberkünste, gegen Nordwesten ward Biarmien von Quänland, oder Kajana, begrenzt; es mag demnach in seinem ursprünglichen Umfange etwa die heutigen Statthalterschaften Archangel, Wologda, Permien und Wjätka umfaßt haben. Groß-Biarmien hieß diese Landschaft nicht sowol wegen ihres ausgedehnten Umfangs, als um sie von dem von Suränen bewohnten Klein-Perm (Malaja-Perm oder Permza) in dem Umfange der heutigen Statthalterschaft Wologda zu unterscheiden. Die isländischen Sagen berichten viel vom östlichsten Ziele kühner Schiffer, aber das erste historische Zeugniß von Biarmien gibt Other, der im 9. Jahrh. das Nordcap umsegelte, die Mündung der Dwina besuchte, und allerlei Erzählungen über die Bewohner und ihr Land, auch über die demselben angrenzenden Völker vernahm, Erzählungen, von welchen er jedoch nichts mittheilt, außer der einzigen Bemerkung, daß das zahlreiche Volk der Biarmier mit den Finnen beinahe dieselbe Sprache rede. Damals, und lange vor Rurik, stand dieses Volk unter eigenen, durch kriegerische Tapferkeit berühmten Fürsten; es war auch zu Bedeutsamkeit für den gesammten Norden durch ausgebreiteten Handelsverkehr gelangt; die indischen Waaren, über das caspische Meer her bezogen, gingen die Wolga und die Kama hinauf, dann zu Lande in die Petschora, um von da durch Küstenfahrer nach Norwegen und den entferntern Theilen von Scandinavien verschifft zu werden. Der Mittelpunkt dieses Handels, Tscherdün, an der vereinigt mit der Wischera in die Kama gehenden Kolwa, war zugleich Hauptstadt des Landes, und der Brennpunkt aller für uns kaum mehr kenntlichen Cultur des ausgebreiteten Volkes der Finnen. Wie im Allgemeinen dieses in unzählige größere und kleinere Stämme getheilte Volk, die niemals zu gemeinsamer Wirksamkeit zu vereinigen waren, der compacten Masse der Russen eine sichere Beute werden mußte, so ereignete sich dies auch besonders mit Biarmien. In dem südwestlichen Theile des Landes setzte sich, zur Zeit von Andrei Bogoljubsky, eine nowgorodische Colonie fest, die zu dem unabhängigen Freistaate Wjätka erwachsen, mit den benachbarten finnischen Stämmen abwechselnd in Fehde oder in Handelsbeziehungen sich befand. Das übrige Land, von der Dwina zum Ural, geschützt durch Entfernung und Wüsteneien, wurde nur gelegentlich, etwa vom 11. Jahrh. ab, von den nowgorodischen Russen heimgesucht, geplündert und besteuert, ohne daß die Räuber, welche sich mit dem auf solche Weise eingesammelten Pelzwerk und Silber begnügten, wesentlichen Einfluß auf die Religion oder auf die Regierungsform des Volkes zu üben versucht hätten. Als die vorzüglichsten Götzen der permischen und obdorischen Völker werden Woipel und die goldene Frau (russ. Solotaja Baba) genannt. Das Heiligthum der Frau war in der Nähe des Ob errichtet, golden hieß sie von der Vergoldung des Steins, aus welchem ihr Bild gehauen war; ein Kind, ihren Enkel muthmaßlich, trug sie auf dem Schooße, ein zweites Kind stand ihr zur Seite. Dieser Göttin opferten die Heiden Zobelfelle, oder die fettesten Rennthiere; mit dem Blute der geschlachteten Thiere wurden Mund und Augen der Bildsäule bestrichen, wor-

auf sie dem Wißbegierigen, durch Vermittelung der Priester, die Geheimnisse des Schicksals offenbarte. Nicht weit vom Standort des Götzenbildes, im Gebirge, wurden öfters Töne, dem Laute einer mächtigen Posaune ähnlich, vernommen, die gingen, so hieß es, von der Bildsäule aus; Sigismund von Herberstein erklärt sie für eine natürliche Wirkung des Windes, andere Berichte sprechen von musikalischen Instrumenten, die in dem Innern des Tempels verborgen waren. Wie mangelhaft auch diese Nachricht ist, so deutet sie doch genugsam an, daß Biarmien das heilige Land der Finnen, der Mittelpunkt ihres religiösen Systems gewesen, und auch dann geblieben ist, als der Staat schon längst in Abhängigkeit zu den Nachbarn gerathen war.

Von der dunkeln Nacht des Heidenthums, in welche Biarmien versenkt wäre, hörte Stephan Chrap, der Sohn des Priesters Simeon, zu Ustjug, aus dessen Ehe mit Maria. Von dem Bischof Arsenius von Rostow zum Diakon, zum Priester von Geraßim von Kolomna geweiht, erlernte Stephan die permische Sprache, sobald er sich von seinem Berufe zu dem Apostolat von Permien ergriffen fühlte, erfand er für diese Sprache eigene Buchstaben, 24 an der Zahl, und in solche durch ihn constituirte Schriftsprache übersetzte er die vorzüglichsten Kirchenbücher. Nachdem er noch geraume Zeit zu Rostow in dem Kloster St. Gregorien, des Theologen, um die dortige berühmte Bibliothek, hauptsächlich zu Erlernung der griechischen Sprache, benutzen zu können, zugebracht hatte, empfing er von Geraßim von Kolomna den bischöflichen Segen, von dem Großfürsten in der Moskau Schutzbriefe, und ohne weiteres Säumen trat er die Fahrt zu den Permäken an der Wütschegda an. Mit Verwunderung hörte das rohe, aber gutmüthige Volk ihn von dem wahren Gotte predigen, Einzelne ließen willig sich taufen, andere, die Zauberer und Hexenmeister zuvörderst, sprachen: „Wie kann man einem Manne glauben, der von Moskau kommt? Hausen da nicht die Russen, die von Alters her durch schwere Steuern die Permier erdrücken? Und von ihrer einem sollten wir Wahrheit und Heil erwarten? Traun, Thoren müßten wir heißen, wenn wir die vielen, durch unfürdenklicher Zeiten Wohlthaten bewährte Götter gegen einen einzigen, unbekannten, fremden Gott vertauschen wollten. Es sind die Götter der Väter, die uns Marder, Zobel und Luchse zusenden, das Pelzwerk, mit welchem die Großen der Russen prunken, Handel treiben, und den Khan, Griechen und Teutsche beschenken. Euere Lehrer sind erfahrene Greise, und dieser Fremdling ist ein Jüngling in Jahren, und folglich auch in Klugheit.“ Allein es gedieh unter göttlichem Schutze, unter der Ägide, zu welcher die Briefe des Großfürsten sich gestalteten, das heilbringende, von Stephan unternommene Werk; als sich eine Gemeinde von etwa tausend Seelen gesammelt hatte, erbaute Stephan, nahe an der Mündung des Wymflusses, eine Kirche, vor deren Altar er in permischer Sprache das Evangelium verkündigte. Blind dem Heidenthume ergeben, schauten die Nachbarn neugierig die Ceremonien des christlichen Gottesdienstes, bewundernd über Alles die Pracht und Schönheit des Tempels. Um sie von der Ohnmacht der Götzen zu überführen, warf Stephan eigenhändig Feuer in einen der berühmtesten Opferaltäre. Vergeblich unternahm es Pama, der oberste Zauberer, seinen Glauben zu vertheidigen; deutlicher und eindringlicher als seine Worte, sprachen zu dem Volke von der Ohnmacht der Götzen die Flammen, inmitten deren die rohen Bilder sich verzehrten. Um die Wunderkraft seiner Götter zu bethätigen, erbot sich Pama zu einem Gang durch Feuer und Wasser, unter der Bedingung, daß Stephan dieselbe Probe bestehe. „Den Elementen zu gebieten, vermag ich nicht,“ antwortet der demüthige Mönch, „aber groß ist der Gott der Christen. Ich gehe mit.“ Ihn zu schrecken hatte Pama gemeint; des Gegners freudigen Muth gewahrend, wollte er nicht weiter auf Gottes Gericht sich berufen, lieber durch Feigheit den Triumph des Kreuzes vervollständigen. Von Stephan's Worten, von der überzeugenden Wahrheit seiner Lehre hingerissen, begehrten und empfingen haufenweise die Permier die Taufe, und zerstörten selbst in den Häusern, auf den Straßen, in den geweihten Hainen die Götzenbilder, sogar die kostbaren Felle, welche sie an dem Fuße der Altäre niedergelegt hatten, wie die feinen Linnentücher, in welche die Bilder eingehüllt gewesen, trugen sie zum Feuer. Noch zwei Kirchen erbaute Stephan, dabei Schulen als Bildungsanstalten für die dem Priesterstande sich widmenden Jünglinge; sodann ging er nach Moskau, um die Errichtung eines Bisthums für Permien zu betreiben. Der Großfürst kannte und liebte ihn, nicht minder ehrte ihn Pimen, der Metropolit, beide fanden den Apostel der Heiden zumal des Bischofsamtes würdig. Mit der Tiare geschmückt, kehrte Stephan nach dem Lande zurück, das durch ihn für die Kirche gewonnen und zu erneuerter Abhängigkeit gegen Rußland gebracht worden war, und segensreich hat er als Bischof gewirkt. Nicht nur Lehrer im Geiste, auch Vater im Fleische ist er den Permiern geworden, zumal er in Zeiten der Hungersnoth, wo er sie aus Wologda mit Brodfrüchten versorgte, auch, so oft es die Angelegenheiten der Provinz erfoderten, sich der weiten und beschwerlichen Reise gen Nowgorod unterzog. Darum ward, selbst in bürgerlichen Beziehungen, die Einführung des Christenthums dem Volke eine Glücksära, und bis auf diesen Tag gedenkt dasselbe, in freudiger Dankbarkeit, der Thaten seines Apostels. Was er sich am Rande eines so einzig in Wohlthätigkeit hingebrachten Lebens wünschte, in Moskau zu sterben, wurde ihm gewähret, 1396. Sein Leichnam ruhet im Kreml, in der Kirche zur Verklärung Christi, sein Leben hat ein Schüler des heil. Sergius, der Mönch Jepifanij, beschrieben. Stephan ist auch in die Zahl der Heiligen der griechischen Kirche aufgenommen worden, und fällt sein Gedächtnißtag auf den 26. April.

Stephan war ausgegangen, die Geister zu erobern; den Leibern zu gebieten hatte er nie verlangt, ebenso wenig vermochte das mächtige Nowgorod eine regelmäßige Herrschaft in Perm einzuführen. Die finnischen Stämme blieben ihren angebornen Oberhäuptern unterworfen, auf eine zweifelhafte Oberherrlichkeit legten die Nowgoroder nur in sofern Werth, als mittels derselben ein vortheil-

hafter Handel bestand. Gegen teutsche Tücher ertauschten sie von den Permäken kostbare Felle, und das nach der Lage der Provinz sogenannte tromskamasche Silber. Dieses Silber hatte bereits die Begierden von Johann Kalita erregt, nach der Unterjochung von Wologda begannen die moskowitischen Großfürsten ernstlicher nach dem Besitze von Permien zu streben. Darin widerstanden ihnen beharrlich die Nowgoroder, noch in dem am 11. Aug. 1471 an der Mündung der Schelona eingegangenen Friedensvertrage wurde Permien als eine Besitzung der Republik anerkannt. Indessen hat der Großfürst Johann III. Wassiljewitsch selten Verträge genehmigt, ohne die unabänderliche Nebenabsicht, sie bei der ersten günstigen Gelegenheit zu brechen. Als eine solche faßte er die Beleidigungen auf, die einigen Moskowitern im Lande Permien angethan worden waren; noch im Winter 1471 entsendete er den Fürsten Feodor den Bunten, um an der Spitze einer bedeutenden Truppenmacht blutige Genugthuung zu fodern. Von Moskau aus erreichte dieser Heerhaufen in der Woche nach Ostern den Fluß Tschernaja, dann, auf Flößen das Örtchen Aisalow. Hier bestiegen die Reisigen wieder ihre Rosse, denn die Feinde warteten ihrer bei dem Städtchen Isskor. Die Niederlage der des Krieges längst entwöhnten Permäken konnte keinen Augenblick zweifelhaft bleiben; sie wurden aus einander gesprengt, gleich Hasen gehetzt, und ihre Feldherren Katsch, Burmat, Mitschkin und Syran fielen lebend in die Gewalt der Sieger. Das hierauf eroberte Isskor und mehre andere Städte übergab Feodor den Flammen, dagegen legte er auf der Stelle, wo die Potschka in die Kolwa mündet, eine neue Festung an, auch ließ er durch seinen Unterfeldherrn, Gabriel Nelidow, am 26. Juni 1472 die Stadt Tscherdün einnehmen. Den bei dieser Gelegenheit gefangen genommenen Fürsten von Tscherdün, den christgläubigen Michael, und viele von dessen der Heimath entführten Landsleuten, 16 Zimmer schwarzen Zobel, einen kostbaren Zobelpelz, 29 Ballen teutsches Tuch, drei Panzer, einen Helm und zwei damascirte Säbel schickte Fürst Feodor, als Trophäen der leichten Eroberung, nach Moskau. Fürst Michael scheint von da nachmals in seine Heimath zurückgekehrt zu sein, denn nach ihm herrschte sein Sohn Matthias als Vasall der Moskowiter über Tscherdün, oder vielmehr über Gräber und Wüsteneien. Zu allen Zeiten war es unabänderlicher Gebrauch der Moskowiter, den durch Trug oder Schwert unterworfenen Ländern vorerst den Schatten der alten Verfassung zu lassen, als das bequemste Mittel, die beglückende Selbstherrschaft unbemerkt einzuführen. Dazu mag es in Permien mit dem Anfang des 16. Jahrh. gekommen sein, wenigstens wird unter dem J. 1505 des Fürsten Basilius Andrejewitsch, beigenannt der Teppich, als des ersten moskowitischen Statthalters in Groß-Permien gedacht. Von Permien aus wurde später die Unterwerfung von Jugorien vollbracht; bereits im Mai 1483 zog, unter den Befehlen der Fürsten Fedor Kurbski, der Schwarze, und Ssaltyk-Trawin, ein Heer von Ustjugern und Permäken gegen die Wogulitschen und Jugorier; freudig dienten die Permäken in dieser Kriegfahrt, zumal zeitber Jumschan, der Fürst der Wogulitschen, wie ein Menschenalter früher sein Vater Asyk, der Schrecken Biarmiens gewesen war. Sieger über Jumschan unweit der Mündung der Pelynja, drangen die Permäken und Ustjuger den Tawdafluß hinab, bis zur Stadt Ssibir, und von dort, den Irtysch entlang, an den großen Ob, in das jugorische Land, dessen Fürsten Moldan sie gefangen nahmen; hierauf kehrten sie nach einem Dienste von fünf Monaten, mit Beute beladen, nach Ustjug zurück, wogegen die jugorischen oder kondischen Fürsten Frieden verlangten, solchen auch durch Vermittelung des permischen Bischofs Philoteus erhielten. Die gänzliche Eroberung von Jugorien war dem J. 1499 vorbehalten. In Permien aber blieb die russische Herrschaft, selbst nachdem sie auf mehren Punkten den Ural überschritt, zweifelhaft und ohnmächtig; Feinde im Innern und Feinde auf der östlichen Grenze beunruhigten sie ohne Rast. Mittel zur Bezähmung Sibiriens suchend, foderte der Großfürst Johann der Schreckliche die Gebrüder Stroganow, Jacob und Gregor Johannikiew oder Annikin zu sich; Söhne eines Mannes, der sich durch Anlegung von Salzsiedereien an der Wütschegda bereicherte, und nach ausländischen Berichten, den Russen die ersten Handelswege nach der Ostseite des Uralgebirges bereitete, mußten sie vor allen andern mit den Schwächen und Bedürfnissen der nordöstlichen Grenzen Rußlands bekannt sein, und aus ihrem Munde wollte Johann das Ergebniß ihrer Erfahrungen vernehmen. Sie sprachen ihre Gedanken aus, fanden für ihre Vorschläge williges Gehör und empfingen Schenkungsbriefe über die längs der Kama, von dem permischen Lande bis zur Sylwa sich ausdehnenden Wüsteneien, und über das Ufergelände der Tschußowaja, bis zu des Flusses Ursprung. Es wurde ihnen erlaubt, auf diesem Gebiete als Schutzwehr gegen sibirische und nogaysche Räuber Festungen anzulegen und dieselben mit Geschütz zu bewehren, Kanoniere und anderes Kriegsvolk auf eigene Kosten zu halten, freie Leute, zinsbare und Landflüchtige nicht, nach Wohlgefallen aufzunehmen, über dergleichen Ansiedler, ohne Zuziehung des permischen Statthalters, die Gerichtsbarkeit zu üben, Dorfschaften, Äcker und Salzsiedereien anzulegen, 20 Jahre hindurch zollfrei mit Salz und Fischen zu handeln; einzig der Bergbau war ihnen untersagt, vielmehr bestimmt, daß sie im Falle der Auffindung von Silber-, Kupfer- oder Bleigängen solche unverweilt dem großfürstlichen Schatzmeister anmelden sollten. Hierauf haben in Folge dieser Bewilligungen die Stroganow 1558 auf dem püskorschen Vorgebirge, wo das Kloster des allbarmherzigen Heilands stand, das Städtchen Kankor, 1564 am Orlowsky-Wolok die Festung Kergedan, 1568 und 1570 die Schanzen an der Tschußowaja und Sylwa gebaut, eine Menge Menschen, Landstreicher und Heimathslose an sich gezogen, indem sie dem Fleiße reiche Früchte, Beute der Kühnheit verhießen; unabhängigen Fürsten vergleichbar hatten sie ihre eigene Gerechtigkeitspflege und ihr eigenes Heer, mit welchem sie den Nordosten des Reichs hüteten, 1572 durch einen herrlichen Sieg eine Empörung der Tscheremissen, Ostjaken und Baschkiren Meister wurden, endlich im

Verfolg neuer, vom 30. Mai 1574 datirten Verleihungen die Eroberung des unermeßlichen Sibiriens vorbereiteten, auch, acht Jahre später, ausführten.

In diese fabelhaften Erfolge die treuen Hüter des perm'schen Landes, die Anbauer der tschußow'schen Wüsten, die Handelsfürsten zu begleiten, ist uns nicht verstattet; wir dürfen aber nicht unbemerkt lassen, wie die Colonisirung des verödeten Permien ganz eigentlich ihr Werk war, wie überhaupt jegliche Colonisirung nur das Werk einer Privatindustrie sein kann, und zwar einer Industrie, die mächtig genug zu Vertheidigung ihrer Anlagen ist, wie alle neue Colonisationsversuche, im Osten besonders, deshalb keinen rechten Fortgang gewinnen, weil die Regierungen, wie die besten Früchte des Werkes, so dessen Leitung sich vorbehalten, und zu ihrem vergeblichen Treiben der kostspieligen, dem zu colonisirenden Lande meist verderblichen Beihilfe von Miethlingen bedürfen. Im Gegentheil haben bei dem von den alten Großfürsten befolgten System Staat und Unternehmer gleich sehr ihre Rechnung gefunden. Nach einer Revision aus der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts besaß die Stroganow'sche Familie, in ihren mancherlei Zweigen, die zum Theil zwar von fremden Geschlechtern beerbt worden sind, 5½ Millionen Desätinen Land; auf diesem, dem europäischen Theile der Statthalterschaft angehörenden Gebiete waren 83,468 Leibeigene, männlichen Geschlechtes, ansässig. Der Staat hingegen konnte aus der Landschaft, die stets unter dem in Moskau angeordneten nowgorod'schen Gerichtshofe gestanden hatte, bei Errichtung des Gouvernements, eine Provinz des kasan'schen Gouvernements bilden, wobei zugleich zu mehrer Bequemlichkeit der Sitz der Woiwodenbehörde von Ssolikamsk nach Tscherdün, und später, um die unruhigen Baschkiren besser zu zügeln, nach Kungur verlegt wurde.

Noch später hat die steigende Wichtigkeit der Provinz erlaubt, sie zu einem unabhängigen Gouvernement zu erheben (1781), dessen Hauptstadt die an der Stelle der jagoschichins'kischen Kupferhütte neu erbaute Stadt Perm sein sollte; demselben wurde die katharinenburg'sche Provinz, jenseit des Urals, die stets als ein Bestandtheil von Sibirien gegolten hatte, hinzugefügt. Durch nachträgliche Verordnung von 1783 erhielt die Statthalterschaft ein eigenes, und zwar das alte perm'sche Wappen: im rothen Felde ein silberner Bär, welcher ein in Gold gebundenes Evangelienbuch mit einem silbernen Kreuze auf dem Rücken trägt. Die also constituirte Statthalterschaft wird nördlich von Wologda, östlich von Tobolsk, südlich von Ufa, westlich von Wjätka begrenzt. Von den 15 Kreisen der ursprünglichen Eintheilung liegen acht auf der Westseite des Ural: Perm, Kungur, Kraßnousimsk, Ossa, Ochan, Obwinsk, Ssolikamsk und Tscherdün, die in ihrer Gesammtheit die perm'sche Provinz ausmachen, während der katharinenburgischen Provinz, auf dem östlichen oder asiatischen Abhange des Urals, die Kreise Katharinenburg, Dalmatow, Schadrin, Kamüschlow, Irbit, Alapaew und Werchoturje zugetheilt wurden. Die größte Länge der Statthalterschaft, nach dem Streichen des Uralgebirges gemessen, beträgt 700 Werste, bei 600 Breite, ihr Flächenraum 270,000 □Werste oder 5500 teutsche □Meilen. Vermöge ihrer Lage zu beiden Seiten des mächtigen Gebirges zeigt sich diese Statthalterschaft als eine der gebirgigsten Landschaften des Reichs, wiewol sie auch schöne Ebenen und weite Flächen umfaßt, namentlich machen die Kreise Irbit, Kamüschlow, Dalmatow und Schadrin eine große Fläche aus, gleichwie auch die westlichen Kreise Kraßnousimsk, Ossa und Kungur meist ebenes Land besitzen. Bei mancher Ähnlichkeit in den Naturverhältnissen bieten die beiden Hälften der Statthalterschaft auffallende Verschiedenheiten dar. Besonders ist die Ostseite die beiweitem reichere an Erzen. Dort arbeitet man auf den mächtigsten Lagern von Kupfer- und Eisenerzen, nebst den bekannten katharinenburgischen Goldkiesen; in der westlichen Hälfte brechen nur mulmiger Eisenstein oder Rasenerze und Kupfersanderze, worin sich selten eine Niere von gediegenem Kupfer, Fahlerz oder Glaserz findet, welche in den Kupfergruben der Ostseite so gemein sind. Hingegen besitzt die Westseite einen Schatz an Kochsalz, das dem östlichen Theile fast gänzlich fehlt. Auch fällt der Gebirgszug gegen Westen ungleich sanfter herab, als gegen Osten. An jener Seite erstrecken sich die Flötzgebirge in immer abwechselnden Hügeln bis an die Ufer der Kama, ja bis zur Wolga; an dieser Seite lagern sich alle Gebirge der zweiten Ordnung in geringer Entfernung von dem Granitrücken, und die Steinschichten der dritten Ordnung, oder die Flötzgebirge dieser Seite, stellen bis zu Ob und Irtisch fast durchgehends flaches Land vor. Über Katharinenburg hinaus trifft man selten einen Hügel von einiger Bedeutung. Wenn auf der Westseite die Flötzgebirge, als Ausläufer des Urals, in gerader Linie bis auf eine Entfernung von 800 Werste sich ausdehnen, so erstrecken sich an der Ostseite die sämmtlichen, dem Granitrücken angelehnten Gebirge und Hügel in den meisten Gegenden kaum auf 10—20 Werste.

Die vielen und bedeutenden Flüsse, von welchen die Statthalterschaft durchschnitten, werden zumal in künftigen Zeiten ihre Bedeutsamkeit für Handel und Verkehr bewähren. Es sind unter diesen Gewässern die vornehmsten in der westlichen Hälfte: die Petschora, die Kama, nicht nur unter den Flüssen der Statthalterschaft, sondern auch von allen Nebenflüssen der Wolga der mächtigste, die Tschußowaja, mit ihrem Nebenflusse Sylwa, die Kolwa, in welche die Wischera sich ergießt, gleichwie sie selbst der Kama zueilt, die Koßwa, ebenfalls ein Nebenfluß der Kama, die zwei Werste oberhalb der Stadt Ufa in die Belaja sich ergießende Ufa. Auf der Ostseite des Gebirges fließen die Soßwa, welche, nachdem sie die Loßwa aufgenommen, in die Tawda sich ergießt, die Tura, welche, durch viele kleine Gewässer verstärkt, zuletzt dem Tobol selbst nicht viel nachgibt, der Iset, in Wasserreichthum der Tura vergleichbar, doch der vielen Mühlen und einiger Wasserfälle halber nur in seinem untern Lauf schiffbar, wo er aber Fahrzeuge von 16,000 und mehr Pud Ladung trägt.

Die vielen fischreichen Seen gehören sämmtlich, mit gar wenigen Ausnahmen, der Ostseite des Urals an,

während in der asiatischen, wie in der europäischen Hälfte, Mineralquellen, die häufige Salzsole abgerechnet, beinahe gänzlich fehlen.

In einem so ausgedehnten, von Berg und Thal durchschnittenen Lande muß nothwendig eine große Ungleichheit des Bodens sich ergeben. Die östliche Hälfte es tscherdünischen Kreises bietet einen ziemlich trocknen, hügeligen, mehrentheils mit den schönsten Waldungen bedeckten Lettenboden, indessen die westliche, gleich stark bewaldete, Hälfte von Niederungen und Sümpfen durchschnitten ist. Von ähnlicher Beschaffenheit im Allgemeinen, ist doch der ssolikamskische Kreis in seiner westlichen Hälfte stärker angebaut. Sumpfig und sandig zugleich, mit vielem Walde bedeckt, ist der permische Kreis. Der obwinskische Kreis hat ein hügeliges, fast durchaus mergelartiges, sehr fruchtbares und stark angebautes Erdreich, und sind mit ihm von ähnlicher Beschaffenheit, nur etwas sandiger und mehr bewaldet, die Kreise von Ochan und Ossa. So besitzen auch der kunguriſche und kraßnousimskische Kreis in ihrer westlichen Hälfte, insonderheit an der Sylwa, einen fruchtbaren, ziemlich stark angebauten Thonboden, während die östliche, dem Ural sich anlehnende Hälfte dieser Kreise noch mehrentheils von Waldungen eingenommen ist. Auch kommen in dem kraßnousimskischen Kreise weitläufige Steppen vor. Von den Kreisen der katharinenburgischen Provinz enthält der größte, der von Werchoturje, ungeheure Wälder, ausgebreitete Moräste, und nur weniges Bauland. Von ähnlicher gebirgiger und waldiger Beschaffenheit sind die Kreise von Alapaew und Katharinenburg, nur daß jener flacher und ungleich stärker angebaut, zum Theil wegen seines bessern mergelhaften Bodens. Die flachsten, fruchtbarsten und am meisten angebauten Kreise sind die von Irbit, Kamüschlow, Dalmatow und Schadrin, unter welchen vorzüglich der letzte durch sorgfältigern Anbau auffällt. Es besitzen diese vier Kreise durchgehends einen sehr guten, schwarzen, nur hie und da nassen Boden, der größtentheils zu den schönsten Äckern und Wiesen benutzt wird. Im Allgemeinen ist das Erdreich der nördlichen Kreise in der europäischen Hälfte der Statthalterschaft meist mergelhaft, und dienen mehr oder weniger verhärtete Mergel-, Kalk- und Gypsschichten der Dammerde zur Unterlage, dagegen die südlichen Kreise vielmehr einen sandigen, und nach dem Gebirge zu meist lehmigen Boden besitzen. Die Ostseite des Urals zeigt fast durchgehends einen schwarzen Boden, wo unter der Dammerde häufig Letten-, Thon- und Mergelschiefer vorkommen. Die Polhöhe 56° 30′ — 61° 30′ nördl. Br. und 70—81° 30′ östl. L. bestimmt das Klima, auf welches jedoch das Gebirge noch absonderliche strenge Einflüsse übt. Der fürchterliche Winter der nördlichen und gebirgigen Theile gestaltet sich in dem übrigen Lande nur etwas milder. In den meisten Gegenden ist das Erdreich von Anfang September a. St. bis Ende Aprils gefroren; die Schlittenbahn beginnt gemeiniglich mit Anfang Novembers und dauert bis Ausgang März, zuweilen länger. Regelmäßig 14 Tage später tritt das Zu- und Aufgehen der Flüsse ein. Zuweilen steigt der Frost selbst in geschützten Lagen bis zu 30, auch 35 Grad R. Doch währt solche strenge Kälte selten länger als zwei bis drei Tage, wo sie wiederum mit einer verhältnißmäßig geringern Temperatur wechselt. Denn im Winter, wie im Sommer pflegt die Witterung sehr unbeständig zu sein. In der schönen Jahreszeit genießen die Kreise von Schadrin, Dalmatow und Kamüschlow zuweilen Monate lang einer sehr angenehmen warmen Temperatur. Andere Kreise, Obwinsk, Ochan, Ossa und theilweise Kungur, Kraßnousimsk und Irbit, genießen in solcher Jahreszeit einer ziemlich gemäßigten Luft. Auch das rauhe kalte Klima der nördlichen und Gebirgslandschaften ist der Gesundheit zuträglich, die wenigen Gegenden ausgenommen, wo die häufigen Regen in den Sommer- und Herbstmonaten übermäßige Feuchtigkeit erzeugen.

An Mineralien ist Permien bekanntlich eine der reichsten Statthalterschaften des russischen Kaiserthums. Kreide, Kalk, Gyps, Marmor, Talk, Serpentin, Amianth, Porzellan-, Pfeifen- und Töpferthon, Bolus, Tripel, Dach- und Rechenschiefer, Bergkrystall, Achat, Jaspis, Porphyr, Feuerstein, brechen meist in starken Quantitäten. Das Gypsgebirge an Kama und Sylwa nimmt einen Strich von mehr denn 200 Wersten ein. Von Edelsteinen kommen Topas, Granat, Carneol, Chalcedon, Onyx, darunter der Alten Nelkenonyx, Sardonyx, Opal, Chrysopras vor. Unerschöpfliche Quellen von Kochsalz hat es in der Nähe der Gypsgebirge von dem Ausflusse der Tschußowaja, längs der Kama hinauf, und müssen dieselben ihren Ursprung mehr ostwärts, gegen den Fuß des Urals hin, haben. Ohne Zweifel sind da mächtige Stockwerke von Steinsalz vorhanden. Von Metallen findet man Blei, Eisen, darunter Magnete, Kupfer, unter den Kupfererzen namentlich den schönen sibirischen Malachit, vorzüglich in dem Gumeschewskoi Rudnik, Platina, Silber, als Zusatz der katharinenburgischen Golderze, Gold. Das Pflanzenreich bietet fast alle Arten von Laub- und Nadelholz, auch die im werchoturischen Ural besonders häufig vorkommende Ceder; doch zeigen sich Eiche, Buche, Ahorn und Linde nur in den unteren Kreisen an der Kama, und die Linde ausgenommen, selbst da nicht häufig. Auch die Haselstaude wächst nur sparsam in den untersten Kreisen, an der Kama. Äpfel und Kirschbäume kennt man nur in den Kreisen von Dalmatow und Schadrin, und beschränkt die Obstcultur sich auf die Treibhäuser; dagegen ist an schmackhaften, gesunden Beeren von mancherlei Art Überfluß. Die gewöhnlichen Gartengewächse gedeihen in den meisten Gegenden in freier Luft, Kürbis und Gurke aber sind die allgemeinsten Früchte, mit deren Anbau jeder Bauer sich beschäftigt, wo hingegen die Melone allein im schadrinskischen Kreise bei guter Witterung fortkommt. Von Hülsenfrüchten werden Phaseolen und die edlern Gattungen von Erbsen nur in Gärten gezogen, und selbst in solch geschützter Lage täuschen sie nicht selten die Erwartung. Roggen und Hafer werden fast in allen, Weizen, Gerste, Hirse und Buchweizen nur in den fruchtbaren, wärmeren Kreisen erbaut; Flachs und Hanf gewinnen die schadrinskischen und dalmatow'schen Kreise, dann die unteren, der

Wolga zugekehrten Gegenden in ziemlicher Menge, und in einer befriedigenden Quantität. Die Hopfenzucht reicht kaum an den Bedarf, dagegen ersetzt der Überfluß an eßbaren Schwämmen manchen Abgang. Außer den gewöhnlichen Thieren findet sich ziemlich häufig das gemeine sowol, als das fliegende Eichhörnchen, der Suslik, das Murmelthier, der Erdhase, der Hase, das Kaninchen, der Iltis, Marder, Zobel, dieser zwar höchst mittelmäßiges Gut, einzig in den werchoturischen, tscherdünschen und ssolikamskischen Kreisen, das Hermelin, der Vielfraß, der Dachs, Kameele bei den Baschkiren in dem kraßnoufimskischen Kreise, Elenthiere, Rennthiere bei den Wogulen, im werchoturischen Kreise. In dem gelinden Winter von 1819 auf 1820 wurde die Hauptstadt Perm plötzlich von einer Bärenarmee eingeschlossen. Vom Hunger angetrieben kamen diese Gesellen in allen Schattirungen von grau, schwarz, röthlich und braun angezogen, um in der Stadt ihr Futter zu suchen. Nur mit großer Mühe wurden die Feinde, deren Anzahl man zu 2000 berechnete, von der Stadt abgehalten, und endlich, nachdem die Belagerung ganzer drei Wochen gedauert hatte, durch die Anwendung des schweren Geschützes zerstreut. Die Nachtigall zeigt sich einzig in den unteren Gegenden der Kama. Zum Fischfang bieten die vielen Flüsse und Seen reiche Gelegenheit. Der Stör steigt gemeiniglich bis Sarapul, die Beluga bis zu der Mündung der Belaja, der Sterlet bis Ssolikamsk, aus der Wolga in die Kama hinauf. Auch in der Tschußowaja, im Mjas, Iset und in der Tura kommt der Sterlet vor. Die Biene ist in dem ganzen südlichen Theile der Statthalterschaft einheimisch, der Krebs findet sich nur an der Westseite des Urals, insonderheit in der Tschußowaja, bis zu der Mündung der Utka. Die Landwirthschaft ist noch in der Kindheit, wenn auch sichtlich im Fortschreiten begriffen. Das Rindvieh, meist eines kleinen Schlags, deckt das Bedürfniß nicht, sodaß aus den angrenzenden Statthalterschaften regelmäßig eine Menge Ochsen zugetrieben werden müssen. Auf einzelnen Slawoden findet sich schönes Hornvieh von kirgisischer Race. In viel größerer Anzahl werden Pferde gezogen, die, klein von Wuchs, durch Ausdauer sich empfehlen. Größere Pferde finden sich bei den Baschkiren, aber die vorzüglichsten Thiere dieser Gattung fallen in den Kreisen von Obwinsk und Schadrinsk, wo ehedem von verschiedenen Herrschaften Stutereien unterhalten wurden. Schafe, Ziegen und Schweine werden nur zum nothdürftigsten Gebrauche gehalten. Hingegen ist in den südlichen Kreisen die Geflügelzucht, besonders in Bezug auf Gänse, Enten und Truthühner, von Belang. Die Bienenzucht gedeiht vorzüglich in dem ossischen Kreise, und bei den Tataren und Baschkiren. Der Viehseuche waren von jeher die dalmatow'schen, kamüschlow'schen und schadrin'schen Kreise besonders ausgesetzt. Die besten und weitläufigsten Heuschläge finden sich an der Kama, an dem Iset und in dem kraßnoufimskischen Kreise. Der Getreidebau ist vorzüglich in den Kreisen Obwinsk, Kungur, Krasnoufimsk, Irbit, Kamüschlow, Dalmatow und Schadrinsk in schwunghaftem Betriebe. Der Roggen blüht gemeiniglich in der ersten Hälfte des Juli, und wird in der letzten Hälfte des August geerntet. Sein Halm erreicht oft die Höhe von 1½ Arschin und darüber; er trägt in guten Jahren, etwa wie der Weizen, das fünfte, Gerste das achte bis zehnte, Hafer das dritte Korn. Im J. 1785 wurden von den Kronbauern, die von der gesammten Bauerschaft der Provinz ⁵/₇ ausmachen, indem als Kronbauern nicht nur alle Leibeigene der Krone, an Russen, Tataren, Baschkiren, Permäken, Ssuränen, Wogulen, sondern auch die den Slawoden zugeschriebenen Meisterleute, und die von den Kirchengütern herrührenden Ökonomiebauern betrachtet werden, überhaupt 2,109,437¼ Desätinen Land benutzt, nämlich zu

Hofplätzen und Viehtriften	185,780¼	Desätinen
Ackerbau	797,830½	"
Heuschlägen	285,107½	"
Wald	840,719½	"
Überhaupt	2,109,437¼	Desätinen.

Wird dem im Verhältnisse die Ausstattung der von Privaten besessenen ²/₇ der Bauern berechnet zu 900,000 Desätinen, so ergibt sich für die ganze Statthalterschaft ein Quantum von drei Millionen Desätinen. Hiernach konnte im besagten Jahre kaum ¹/₁₀ der Provinz als Wiesen- und Ackerland benutzt sein, und da sie jährlich an schwerem Getreide, die Gerste eingerechnet, 3½ Millionen, an Hafer 1½ Million Tschetwert erntete, war nur eben ihr Brodbedarf gedeckt, während der rohe Stoff zu der Branntweinconsumtion, 165,000 Eimer, aus den anstoßenden Statthalterschaften bezogen werden mußte.

Wie groß aber noch immer die Ausdehnung der Forsten, viel größer ist die Sorglosigkeit, mit welcher man eines zum Betrieb der vielen Hüttenwerke unentbehrlichen Reichthums misbraucht, und bereits 1785 war der Kohlenpreis in manchen Gegenden außerordentlich gestiegen, Folge der sinnlosen Behandlung, welche die Privathütteninhaber sich gegen die ihnen angewiesenen Kronwälder zu erlauben pflegen. Diese Sorglosigkeit wird dereinst, bald vielleicht, dem Bergbau, auf welchen zumal der katharinenburgischen Provinz Nahrungsstand begründet, verderblich werden. Im J. 1782 besaß die Krone in den Kreisen Katharinenburg, Dalmatow und Werchoturje sieben Eisenwerke, ein achtes, Serebransk, in dem kungurischen Kreise. Auf diesen Werken bestanden 11 Hochöfen, 54 Hämmer, 5 Walz- und Schneidewerke, und es wurden durch 1419 Meisterleute, alt und jung, 421,593 Pud 7 Pfund Roheisen und 182,363 Pud 33¼ Pud geschmiedetes Eisen producirt. An Privatwerken hatte es im permischen Kreise drei, im ssolikamskischen ein, im ochanskischen vier, im ossa'schen zwei, im kraßnoufimskischen sechs, im kungurischen drei, im katharinenburgischen 16, im irbitskischen ein, im werchoturischen zwölf, im alapaewskischen Kreise eilf Werke, und bestanden bei diesen 59 Privatwerken 46 Hochöfen, 423 Hämmer, 17 Walz- und Schneidewerke; auch wurden von 41,459 Meisterleuten erzeugt 3,925,118 Pud 34 Pfund Roheisen und 2,876,049 Pud 32½ Pfund geschmiedetes Eisen. Den Werth der ganzen auf Kron- und Privatwerken erbeute-

ten Eisenmasse berechnete man, im Durchschnittspreise von 80 Kopeken pr. Pud, zu 2,446,730 Rubel 90 Kopeken, als von welcher Summe die Krone theils für eignen Betrieb, theils als Zehnten von den Privathütten, vier Kopeken von dem Pud Roheisen, und als Hochofensteuer 228,699 Rubel 37½ Kopeken bezog, während den Privatbesitzern, eine Sorte in die andere gerechnet, von dem Pud 25 Kopeken, überhaupt ein Reingewinnst von 719,012 Rubel 25 Kopeken verblieben. Der Krone acht Kupferhütten hatten 69 Schmelzöfen, zwei Spleisöfen, neun Garherde, 293 Meisterleute, die in besagtem Jahre 20,848 Pud 25 Pfund Garkupfer erzeugten. Die 19 Privatwerke hatten 111 Schmelz-, zehn Spleis-, fünf Stücköfen, 20 Garherde, 3349 Meisterleute und producirten 104,114 Pud 4⅘ Pfund Garkupfer. Unbeschadet des Gewinnstes von den auf ihren eigenen Werken gewonnenen 20,848 Pud, à 4 Rubel, zusammen 83,394 Rubel 50 Kopeken erhob die Krone an Zehnten von den Privatwerken, nach dem damaligen Marktpreise von 9 Rubel pr. Pud, 93,708 Rubel. Von den nach Abzug des Zehntens den Hüttenherren verbleibenden 93,702 Pud 4 Pfund Kupfer mußte die Hälfte nach Katharinenburg zur Münze abgeliefert werden, um eine Ablösung, welche dem Marktpreise verglichen, die Krone pr. Pud 3 Rubel 50 Kopeken, überhaupt 163,978 Rubel 50 Kopeken gewinnen ließ. Diesen verschiedenen Posten 595 Rubel, als den Betrag der Ofensteuer, hinzugefügt, ergab sich für die Krone eine Summe von 341,676 Rubel, während der Privatinhaber Nutzen, pr. Pud nur zu 2 Rubel, im Ganzen also zu 208,228 Rubel, angeschlagen werden konnte. Der Gesammtwerth alles erbeuteten Kupfers, in dem Marktpreise von 9 Rubel, betrug die Summe von 1,124,664 Rubel 75 Kopeken, die, wie man sieht, vollkommen unabhängig von dem Ertrage des seit 1762 wieder in Gang gesetzten Münzhofes zu Katharinenburg. Die Gesammtheit des bei den Kronhütten aufgebrachten, oder an Zehnten erhobenen Metalls, ergibt zu 16 Rubel das Pud daselbst ausgeprägt, einen Nominalwerth von etwa 1½ Million, davon der Werth des Kupfers mit 9 Rubel abgezogen, bleibt ein Schlagschatz von 805,881 Rubel, der jedoch durch die Kosten der Ausmünzung, 35 Kopeken pr. Pud, zu einem Überschusse von rein 765,582 Rubel 70 Kopeken reducirt wird. Gold wurde seit 1754 in drei Waschwerken, zu Beresofsk, Pyschminsk und Uktusk gewonnen, und waren an besagten Orten an 685 Waschherden 1106 Arbeitsleute männlichen Geschlechts beschäftigt. Diese haben 1782 aufgebracht 3 Pud 37 Pfund 20½ Solotnik, wovon jedoch bei der Scheidung ungefähr 3 pr. Eisen und 7 pr. Silber abgingen, sodaß etwa 13,000 Solotnik reines Gold und 1000 Solotnik Silber sich ergaben, in dem Werthe von 22,143 Rubel 15 Kopeken. Im J. 1786 sind aber bereits über 7 Pud Gold geliefert worden, und hat seitdem von Jahr zu Jahr die Ausbeute in überraschender Progression zugenommen. Die Salzwerke gehörten ehedem sämmtlich, die in Ssolikamsk ausgenommen, den Stroganow, indem aber deren Reichthum in mancherlei Weise vertheilt worden, geriethen auch die Salzwerke an verschiedene Besitzer, unter welchen die Krone obenan steht. Im J. 1682 hatte der Krone Salzwerk, auf einer Insel, Angesichts der Stadt Ussolie, angelegt, eilf Pumpenkünste (Klutschi oder Brunnen) und 24 Pfannen; die Salzerzeugung betrug 910,142 Pud. Von den sechs Salzwerken in Ussolie selbst erzeugte jenes des Grafen Stroganow, auf 10 Pumpenkünsten und 16 Pfannen 700,000 Pud, jenes des Barons Stroganow, 5 Pumpenkünste und 12 Pfannen, 630,000 Pud, jenes des Senators Sesewolodskoi, 5 Pumpenkünste, 10 Pfannen, 450,000 Pud, jenes des Fürsten Galizin, 9 Pumpenkünste 14 Pfannen, 530,000 Pud, jenes des Fürsten Schachofskoi 6 Pumpenkünste 16 Pfannen, 620,000 Pud, jenes von Iwan von Lasarew 6 Pumpenkünste 9 Pfannen, 420,000 Pud. Von den zwei Werken zu Ssolikamsk erzeugte jenes des Raths Turtschaninof, drei Pumpenkünste und vier Pfannen, 120,000, jenes des Kaufmanns Surofzof, drei Pumpenkünste und drei Pfannen, 49,000 Pud. Im Ganzen sind im bemeldeten Jahre gegen fünftehalb Millionen Pud Salz aufgebracht worden, nach dem von der Regierung festgesetzten Preise, 35 Kopeken pr. Pud, ein Verkaufswerth von 1,575,000 Rubel, wovon jedoch, an Ort und Stelle, der Gewinnst für die Krone auf 40,000, für die Privatinhaber auf 140,000 Rubel sich reducirte. Die ehedem von der Familie Stroganow betriebenen Salzwerke in Tschussofskoi-Gorodok und in Orel waren vorlängst eingegangen. Aus dem Gesagten ergibt sich, daß diese einzige Statthalterschaft 1782 in Bergwerkserzeugnissen und Salz dem Capital des Nationalreichthums die Summe von sechs Millionen Rubel hinzugefügt hat, eine Summe, die jedoch unendlich weit von den Resultaten späterer Jahre übertroffen wird. Auch die eigentlichen Fabrikanlagen sind meist nur der Veredlung der Metalle zugewendet. Bereits vor Jahren wurden bei vielen Kron- und Privathütten, neben dem gemeinen Roheisen auch mancherlei Geräthschaften von Gußeisen, Töpfe, Platten ꝛc., verfertigt, zuweilen auch abgedreht und polirt. Besonders beschäftigte man sich auf der 1700 in Betrieb gekommenen Eisenhütte Kammensk mit dem Guſſe eiserner Kanonen, gleichwie zu des alten Demidow Zeiten auf Newiansk und Nischneitagilsk Statuen, die nicht ohne Kunstwerth, Gitterwerk u. dgl. aus Gußeisen verfertigt worden sind. Heutzutage werden auf den Kronhütten Bomben und Kugeln in gewaltigen Massen gegossen. Auch Bleche werden in beträchtlicher Quantität verfertigt; 1786 waren 13 Blechhämmer und 8 Öfen zum Verzinnen vorhanden. Man machte nicht nur Dachpfannen, sondern auch Sägen, Kasserole ꝛc. Zu Verfertigung eiserner Kasserole bestanden zwei besondere Werkstätten. Schon damals waren die schönen lackirten Präsentirteller von Nischneitagilsk und Newiansk berühmt. Von Stahl bereitete man aus altem Eisen eine sehr geringe Sorte, Uklad genannt, die einzig zur Verstählung grober Werkzeuge dienlich, als 1785 auf Rechnung der Krone bei Katharinenburg eine Stahlfabrik von zehn Herden, vier großen und zwei kleinen Hämmern, angelegt wurde, um nach der in Teutschland und Schweden üblichen Methode Stahl zu bereiten. Auf mehr als 20, hierzu besonders

eingerichteten, Hämmern wurden Anker von den verschiedensten Größen geschmiedet. Die Nagelschmieden deckten eben den Verbrauch. Auf 15 Hütten bestanden eigene Schlösserfabriken, und wurde besonders zu Katharinenburg, Sisertsk, Newiansk, Nischneitagilsk mancherlei, zum Theil schöne Arbeit, dieser Art geliefert. Zwei Drahtfabriken, zu Katharinenburg und Nischneitagilsk, waren zu Stillstand gekommen. Auf den pochadjaschinschen, turtschaninischen, obokinschen und einigen andern Kupferhütten wurden mancherlei Geräthschaften, Casserole, Theegeschirre u. dgl. angefertigt, selbst zum Verkaufe außerhalb der Grenzen der Statthalterschaft. Glockengießereien bestanden bei vier Werken, und waren auch kupferne Statuen aus denselben hervorgegangen. Auf der suksunskischen Sawode bestand eine Messingfabrik von zwei Öfen, und auf der Hütte Sisertsk wurden mancherlei Geräthschaften in Messing und anderer Composition gearbeitet.

Die Seifensiederei war ein altes, stark betriebenes Gewerbe, insonderheit wichtig für das von Katharinenburg vier Werste entlegene, gänzlich von Roskolniken bewohnte Dorf Tschertasch, dann auch für Katharinenburg, Kungur und einige Gegenden an der Kama. Ebenso beschäftigte sich mit Talggießerei und Lichterzieherei von alten Zeiten her ein namhafter Theil der Bevölkerung, und es bestanden zu Tschertasch, am Iset, an der Kamenka und anderwärts viele Stampfmühlen und Talggießereien. Die für die Berg- und Salzwerke erfoderlichen Taue und Stricke werden fast auf jeder Hütte, je nach dem eigenen Bedarfe, verfertigt; für die Anwohner der Kama macht aber das Seilergewerbe noch eine erhebliche Nebenbeschäftigung aus. Leinwand weben die Bauern kaum für ihren Hausgebrauch; da sie das bunte Zeug lieben, so finden sich aller Orten Leute, welche in verschiedenen Farben die Leinwand drucken. Die Lederbereitung ist ein allen Russen gemeinsames Nationalgewerbe, doch wird in Permien nur gemeines Leder, dann Juchten von vorzüglicher Qualität bereitet. Am stärksten wird das Geschäft in Tschertasch, Katharinenburg, Werchoturje, Kungur, Ssolikamsk und Tscherdün betrieben. Auch der Schiffbau nährt viele Menschen. Die Schiffe selbst sind höchst einfach zusammengesetzt; die großen, 50,000—100,000 Pud fassende Salzschiffe mit glattem Boden sind, obgleich kein Nagel an sie kommt, von bewundernswürdiger Dauerhaftigkeit. Der Pristan, Landungsplätze, an den verschiedenen Flüssen wurden 42 im J. 1786 gezählt; bei den meisten befindet sich ein Zimmerwerft, behufs des Schiffbaues. Im J. 1779 bestanden allein bei den Bergwerken 45 Sägemühlen mit 95 Säulen, und acht Mahlmühlen mit 18 Gängen. Als die vornehmsten Handelsplätze galten damals Irbit, Katharinenburg, Werchoturje, Kungur, Ssolikamsk, und wurde der Verkehr nicht wenig durch die vielen Jahrmärkte bei den Städten, und bei manchen Eisenwerken, wie z. B. Newiansk und Nischneitagilsk, befördert. Im J. 1781 wurde die Kama von 556 Schiffen befahren; davon waren 80 mit 3,272,278 Pud Salz, 272 mit 1,937,456 Pud Eisen, 126 mit Getreide, Erz, Kupfer, Geld und andern Waaren, über 500,000 Pud an Gewicht, befrachtet. Auf diesen Schiffen waren 15,600 Individuen beschäftigt. Die Ausbreitung aller Gewerbe wurde besonders 1785 merklich, und stieg der Getreidepreis bereits auf das Vierfache, ja Fünffache der Preise, die nur vor fünf Jahren bezahlt worden. Es kostete im Februar besagten Jahres in der Hauptstadt Perm das Pud Roggenmehl 46 Kopeken, ein Pud Heu 2, ein Pud Rindfleisch 40, ein gutes Kalb 70—100, ein Truthahn 25, ein Auerhahn 15, ein Paar Rebhühner 7—8, ein Haushuhn 7—8, eine Flasche astrachanischer Wein 25, eine Flasche sogenannter Rheinwein 100, ein Pfund Talglichter 6, ein Pfund Kaffee 40 Kopeken, ein Ries holländisch Postpapier 10, ein Stück feine holländische Leinwand 50—100, ein Paar seidene Strümpfe 3—4½ Rubel. Die 1784 beendigte vierte Revision stellte in Ansehung der Bevölkerung die folgenden Resultate auf:

Permsche Provinz.

Kreis.	Ortschaften.	Kaufleute, Bürger, Geistlichkeit.	Kronbauern.	Bauern der Edelleute.
Perm	544	247	4186	24,592
Kungur	350	2575	23,192	2159
Kraßnousimsk	221	304	18,774	6368
Ossa	268	3	22,877	4469
Obwinsk	1584	4	1521	28,950
Ssolikamsk	805	1218	5823	16,720
Ochan	865	—	10,460	11,869
Tscherdün	475	1002	17,360	351
Überhaupt	5112	5353	104,193	95,478

Katharinenburgische Provinz.

Kreise.	Ortschaften.	Kaufleute, Bürger, Geistlichkeit.	Kronbauern.	Bauern der Edelleute.
Katharinenburg	194	908	22,600	6923
Dalmatow	249	—	33,448	59
Schadrinsk	226	96	30,383	128
Kamüschlow	284	—	29,499	40
Irbit	277	662	22,294	170
Alapaew	168	—	17,043	7068
Werchoturje	290	858	15,934	7942
Überhaupt	1688	2484	168,201	22,330

Hiernach betrug die Anzahl der männlichen Einwohner der ganzen Statthalterschaft 398,039 Köpfe, worunter jedoch die höhere Geistlichkeit, hohe und niedere Beamte, Officiere, Soldaten, nicht einbegriffen, sodaß gar füglich eine runde Summe von 400,000 Mannspersonen anzunehmen. Dieser das weibliche Geschlecht in gleicher Anzahl hinzugefügt, ergibt sich eine Totalsumme von 800,000 Köpfen. Dieser Gesammtbetrag war in der Revision von 1793—1796 bereits zu 1,099,300 Individuen angewachsen. Es sind die Einwohner theils Russen (30,170 Haushaltungen um 1772, mit 110,271 Personen männlichen, und 104,417 Personen weiblichen Geschlechts), theils Permäken und Ssuränen, Stämme eines und desselben Volkes, das sich

selbst Komi und Komiamurt nennt, theils Wogulen, Tscheremissen, Wotäken, sammt einigen Resten von tatarischen Stämmen. Die finnische Race ist fortwährend im Abnehmen begriffen, vornehmlich im Gefolge der Leichtigkeit, mit welcher die östlichen Finnen überhaupt in das Slawenthum übergehen. Es bewähren die Russen in der ihnen beiwohnenden Anziehkraft für mehr oder minder ihnen verwandte Stämme, daß sie unter den Slawen das sind, was die Franken unter den Germanen gewesen sind. Insonderheit sind die Permäken, die alle an den Grenzen der Statthalterschaft Wjätka ansässig, und alle zum Christenthum bekehrt sind, kaum noch unter den Russen kenntlich; dasselbe gilt von den Ssuränen an den Flüssen Wym und Wytschegda. Die Hauptstadt Perm, von Petersburg ungefähr 2000 Werste entfernt, liegt in einer sehr angenehmen Gegend, auf einer Anhöhe, am linken Ufer der Kama, und scheint bestimmt, dereinst der Stapelort des sibirischen Handels zu werden. Sie zählte 1796 in 738 Häusern oder Hütten 3763 Einwohner. Das Bisthum Perm ist dem von Wjätka einverleibt; im J. 1772 enthielt die Provinz nur 37 Kirchspiele. Fürst von Perm schreibt sich der Kaiser in seinem vollständigen Titel. Wir beklagen, daß uns weder die Zeit vergönnt ist, einen der Dialekte der finnischen Sprache zu erlernen, noch auch das Werk von Moderazh zu benutzen, von dem wir doch selbst den Titel nur in einer Übersetzung angeben können. Er lautet also: Ökonomische Beschreibung des Gouvernements von Perm, ausgearbeitet von Moderazh, und 1804 durch die Druckerei der Gouvernementsregierung von Perm veröffentlicht. (*v. Stramberg.*)

Im eigentlichen Permien findet man noch sehr viele alte tschudische Wohnplätze oder Dörfer, welche gut und dauerhaft gebaute Erdwälle mit Gräben haben. Wo man diese Wälle nicht vorsätzlich zerstört hat, um sie in Äcker zu verwandeln, haben sie sich vollkommen gut erhalten. In ihrem Schutte finden die Bauern oft altes Ackergeräthe und mancherlei Geräthschaften von Gold, Silber, Kupfer, Erz, auch Figuren von Menschen und Thieren aus diesen Metallen. Die von Gold und Silber kaufen die Goldarbeiter und verarbeiten sie. An dem Flusse Kolwa, noch weit nördlich von der Kreisstadt Tscherdin, in der Nähe des Gipfels eines waldigen Berges, ist eine merkwürdige Höhle von außerordentlicher Größe, mit mehren Gängen und Abtheilungen. In allen sieht man Säulen und mancherlei Figuren von Tropfstein. Alle Wände dieser unterirdischen Gewölbe sind mit solchen, gleichsam gedrechselten Gestalten ausgeziert. Mitten darin ist ein kleiner runder Teich, mit gutem trinkbaren Wasser. Die Luft in dieser Höhle, dem Aufenthalte einer Menge Fledermäuse und Ohreulen, ist sehr gemäßigt und angenehmer, als sie in dieser Gegend auf der Oberfläche der Erde ist. Der Kreis Perm liegt in der westlichen Hälfte, zwischen 72° 50′, bis 76° 30′ östl. L. und 57° 30′ bis 59° 12′ nördl. Br., und sein Areal beträgt 450 □Meilen, mit 65,900 Bewohnern, die in einer Stadt und 545 Sloboden und Dörfern wohnen. Die Einwohner sind größtentheils Russen, Permier und Sirjänen, und zum Theil Leibeigene der Stroganow'schen Familie, die hier weitläufige Besitzungen hat. Der Kreis bildet eine Terrasse des Urals, die sich allmälig zur Kama herabneigt, und meistens aus niedrigen, mit Wald bewachsenen Hügeln besteht, die viel Kupfer- und Eisenerz enthalten. Der Hauptfluß ist die Kama mit mehren ihrer Zuflüsse. Der Ackerbau ist gering, beträchtlicher die Viehzucht; der größere Theil der Bewohner nährt sich vom Berg- und Hüttenbau, vom Barkenbau und der Wasserfahrt. Der starke Kohlenverbrauch bei den Hütten und die schreckliche Holzverschwendung haben die Wälder schon sehr gelichtet und der Mangel an diesem unentbehrlichen Material wird bald fühlbar werden.

Künste und Wissenschaften sind hier noch in der Kindheit. Nur in Perm und Jekatharinenburg existirt eine Buchhandlung und ein Paar Buchdruckereien. Mit den Schulen sieht es auch noch dürftig aus. In Perm ist zwar ein Gymnasium und ein Seminar zur Bildung junger Geistlichen, auch eine Kreisschule und ein Paar Volksschulen, und in Jekatharinenburg auch eine Bergwerksschule; allein es fehlt noch immer in den einzelnen Kreisen an guten Unterrichtsanstalten, besonders für die Jugend der unteren Volksclassen und der Landleute. Wenn auch hin und wieder in den kleineren Städten einzelne Kreisschulen bestehen, so reichen diese für die Bevölkerung noch lange nicht zu. Die herrschende Kirche ist die griechische, zu welcher sich alle Russen, Finnen und getaufte Heiden bekennen. Der höchste Geistliche ist der Bischof von Perm und Jekatharinenburg. Unter den Griechen befinden sich auch an 3000 Roskolniken oder Altgläubige. Zum Islam bekennen sich die Tataren und Baschkiren. Dem Schamanismus sind die Wogulen zugethan, deren höchster Gott in der Sonne wohnt, oder die Sonne selbst ist *). (*J. C. Petri.*)

PERM, Haupt- und Gouvernementsstadt der großen Statthalterschaft Perm an der Kama, in Sibirien oder dem asiatischen Rußland. Sie liegt 284 Meilen von Petersburg und 175 Meilen von Moskau unter 58° 2′ der Br. und 74° 6′ der L., in einer angenehmen Gegend auf einer Anhöhe, und wird höchst wahrscheinlich einst wegen ihrer vortheilhaften Lage ein Hauptstapelplatz des ganzen sibirischen Handels werden, wozu schon jetzt der Anfang gemacht ist. Als der Sitz des Gouverneurs der ganzen Provinz und der Gouvernementsbehörden, sowie des Bischofs von Perm und Jekatharinenburg, herrscht in ihr viel Regsamkeit und thätiges Leben. Seit 1780 ist sie aus einer unansehnlichen Slo-

*) Man vergleiche hierbei: 1) Falk's Beiträge zur topograph. Kenntniß d. russ. Reichs, herausg. von Georgi, 3 Bde. 2) *Makinowitsch* Slovar geogr. Ross. Gossud; d. h. geogr. Wörterb. d. russ. Reichs rc. 6 Bde. 3) Beschr. d. Statthaltersch. Perm (in Herrmann's Beiträgen, 3. Bd.). 4) Brömsen, Geogr. d. russ. Reichs. 5) Storch's Rußland unter Alexander I. 24 Lief. 6) Ökon. Beschr. d. Statthaltersch. Perm, von Ritter und Moderach. 7) Heym, Encyklop. d. russ. Reichs. 8) Pallas und verschiedener anderer Akademiker Reisen in Rußland. 9) Hassel, Erdbeschr. d. russ. Reichs in Asien. 10) Herrmann's mineralogische Beschr. des ural'schen Erzgebirges. 11) Schäffer, das russ. Reich. 2. Th. 12) Sauer's Reisen nach den nördlichen Gegenden des russ. Asiens rc.

bode in eine hübsche, ganz neue Stadt verwandelt, regelmäßig angelegt, doch größtentheils nur (die Krongebäude ausgenommen) von Holz erbaut. Die herrschaftlichen Gebäude stehen neben der Stadt auf einer Anhöhe, welche die Stadt beherrscht und eine schöne Aussicht gewährt. Sie hat jetzt über 1000 Wohnhäuser, zum Theil elende Hütten, drei Kirchen, ein Gymnasium, eine Volksschule, ein Seminarium für junge Geistliche, ein Hospital, ein großes Getreidemagazin und an 7000 Einwohner, die sich vom städtischen Verkehr, bürgerlichen Gewerben, Kramhandel, Hüttenbau und Ökonomie nähren. Der Handel bedeutet gegenwärtig wenig, obgleich die Lage dazu sehr vortheilhaft ist. Auch befindet sich hier eine Druckerei (in dieser Weltgegend eine seltene Erscheinung!) und bei der Stadt ein Hafen, bei welchem alle die Kama herabsegelnde Schiffe anlegen müssen, was dem neuen Platze vieles Leben und Verkehr gibt. In der Nähe ist ein der Krone zugehöriges Kupferhüttenwerk und eine Saline, die beide zusammen eine Vorstadt ausmachen. (*Petri.*)

PERM, PERMEN, PERNA. Diesen Namen führt eine Art von Gondeln, welche, mit einem leichten Sonnendeck versehen, von den Türken Constantinopels bei ihren Lustfahrten und zum Überfahren nach Asien benutzt werden. (*G. M. S. Fischer.*)

PERMACOIL (nördl. Br. 12° 14′, östl. L. 79° 55′ von Greenw.), Stadt im südlichen, zur vorderindischen Provinz Karnatik gehörigen, District Arcot, ist 17 engl. Meilen nordnordwestlich von Pondichery entfernt und wird durch ein auf einem Felsen befindliches Fort vertheidigt. (*G. M. S. Fischer.*)

PERMESSOS (*Περμησσός, οῦ*, m.) Böotischer Flußgott, Vater der Aganippe am Helikon (*Pausan.* IX, 29, 3). Der Fluß war, wie die sämmtlichen helikonischen Quellen, den Musen heilig. Callimachus erklärte die Aganippe für die Quelle des Permessus (s. *Callim.* fragm. p. 560. ed. *Ern.* Müller Orchomenos S. 45). Aus Stellen, wie *Propert.* II, 10, 26: Nondum etiam Ascraeos norunt mea carmina fontes, Sed modo Permessi flumine lavit Amor hat man mit Unrecht gefolgert, daß minores poetae aus dem Permessos, majores aus der Aganippe ihre Begeisterung schöpften; Vergl. *Hertzberg* Observatt. in *Propert.* (Halberstadii 1836. 4.) p. 6. (*Krahner.*)

PERMESSOS (*Πέρμησσος*), ein kleiner, südwestlich vom Kephissos strömender Fluß in Böotien, in dessen Nähe die alte Stadt Haliartos lag (*Strab.* IX, 2, 412 *Cas.* Mannert 8. Th. S. 212). Der Permessos sowol, als der ihm benachbarte Olmeios entspringen (nach *Strab.* IX, 2, 407. *Cas.*) auf dem Helikon, stoßen zusammen und ergießen sich in der Nähe von Haliartos in den kopaischen See (*Strab.* l. c.). Pausanias (IX, 29, 3) läßt den Permessos in der Nähe des Helikon fließen und nennt nach mythischer Genealogie die Aganippe, von welcher die bekannte Quelle ihren Namen hatte, als Tochter des Permessos (über die Lesart Termessos vergl. *Sylburg.* not. ad *Paus.* IX. p. 766 ed. *Kuhn.*). Unter den neueren Reisenden, welche Böotien besucht und beschrieben haben, erwähnt Clarke (Travels T. VII. p. 125 sq. ed. IV) den Lauf dieses Flusses und seine Mündung. (*Krause.*)

PERMISSGELD. Mit diesem Namen bezeichnete man vordem in dem ehemaligen Brabant die alten Albertus- und Kreuzthaler, welche 8⅓ pro C. besser waren, als das dortige Courant, und in welchem erlaubt (permissum) war, die Wechselzahlungen zu leisten. Nach dem allmäligen Verschwinden jener Thaler blieb das Permißgeld stets in höherem Course gegen das Courant, und nach der Verordnung vom Jahre 1749 bestand es in den gröberen Landesmünzsorten, welche 16⅔ pro C. mehr als das brabantische Courant galten, und dieserhalb behielten sechs Gulden Permißgeld einen beständigen Werth von sieben Gulden brabantischem Courant. (*K. Pässler.*)

PERMISSION (Bernhard, Bluet, Graf de la). Dieser Mensch, welcher sich nur durch seine Narrheiten bekannt gemacht hat, wurde 1566 im Dorfe Arbères bei Divonne, im Lande Ger, geboren und mußte, da seine Ältern arm waren, Anfangs das Vieh hüten. Wenig dadurch beschäftigt, überließ er sich kindischen Träumereien und glaubte sich bald überzeugt, daß ihn die Vorsehung zu etwas Großem bestimmt habe. Er trug kein Bedenken, dies andern Hirtenknaben mitzutheilen, indem er ihnen sagte, sie würden, wenn er groß geworden sei, Fürsten und selbst Könige in seinem Gefolge, ihn aber in Sammt und Seide gekleidet einhergehen sehen. Erfüllt von diesen thörichten Erwartungen fing er an, Panzer aus Baumrinde und Säbel aus Holz zu verfertigen, mit welchen er seine Spielgenossen ausrüsten wollte, um sie dem ersten, besten Fürsten zuzuführen, der ihrer Dienste benöthigt sein würde. Um Fahnen anzuschaffen flocht er Körbe aus Weidenruthen und verkaufte diese in Genf. Als er mit diesen Vorrüstungen zu Stande gekommen war, theilte er den Vertrautesten seiner Genossen seinen Plan mit, bewaffnete sie, legte ihnen Adelstitel bei und erklärte sich zu ihrem Anführer, ohne zu erwarten, ob sie ihn dazu haben wollten. So erreichte er das Alter, in welchem man sich zu einem bestimmten Lebenszweck entschließen muß; allein da er dies zu thun nicht Lust hatte, überhaupt es seiner für unwürdig hielt, das Brot durch Arbeit verdienen zu müssen, so entfloh er dem älterlichen Hause. Ein bemittelter Mann in Rumilli nahm ihn aus Mitleid auf und bestimmte ihn, als er fast heirathsfähig war, Wagner zu werden. Als solcher arbeitete er eine Zeit lang am Annonciadenfort in Savoyen; kaum aber hatte er einiges Geld in den Händen, so eilte er, seiner Voraussage gemäß, sich in fleischfarbenen Boccasin zu kleiden, und kehrte, den Säbel an der Seite, den Dolch im Gurt und den Federbusch auf dem Hute in seinen Geburtsort zurück. Hier verrückten ihn die Schmeicheleien, welche ihm seine früheren Genossen sagten, den Kopf völlig. Sie seines hohen Schutzes versichernd, nannte er sich jetzt Großmeister des Artilleriegebirges des Annonciadenschlosses, verließ seinen Geburtsort, bald darauf auch Rumilli und bot seine Dienste dem Gouverneur der Citadelle von Montmélian an, welcher ihn auch in Arbeit nahm. In dieser Stadt spielte ihm seine Eitelkeit manchen Streich, wie er dies selbst

naiv genug, doch immer die beste Seite herauskehrend, in seiner Lebensbeschreibung erzählt. Er verließ deshalb Montmélian, schweifte einige Zeit, und zwar nicht in den glücklichsten Umständen, bei Chambéri herum und kehrte darauf zum zweiten Male nach Arbères zurück, wo er sich als einen von Gott zur Bekehrung des Landes gesendeten Propheten ankündigte. Die Reden, welche er in seinem neuen Berufe hielt, fanden jedoch keineswegs den erwarteten Beifall; dies bewog ihn, den Staub von seinen Füßen zu schütteln und (1597) nach Chambéri zu gehen, wo sich damals der Herzog von Savoyen aufhielt, welchem er in seiner Schrift den Namen David beilegt. Dieser Fürst belustigte sich an Permission's Narrheiten, ließ ihn seine Livrée tragen und reichte ihm seinen Unterhalt. Im Gefolge dieses neuen David's durchreiste Bluet Piemont, sah Alessandria, Asti, Turin, und verlebte in der letzteren Stadt einige Jahre als Hansnarre (plastron) der Hofleute. Diese machten ihm unter anderem weiß, daß alle Mädchen Turins sich es zur Ehre rechneten, ihm zu gefallen, allein Bluet blickte mit Stolz auf diese herab, denn die Königin seines Herzens war die Maitresse des Herzogs und er trug ihre Farben. Doch diese Huldigung hatte sehr üble Folgen für ihn. Denn als er eines Tages vor seiner Herrin auf den Knieen lag, ließ ihn der Herzog von einigen Dienern ergreifen und, gleich dem armen Sancho Pansa, wie einen Fuchs prellen. Diese unzarte Behandlung bewog unsern Grafen, denn diesen Rang hatte sich Permission aus eigener, hoher Machtvollkommenheit beigelegt, seine Entlassung aus des Herzogs Diensten zu fodern, und er begab sich, da man sein Ansuchen gern gewährte, nach Frankreich an den Hof des großen Kaisers Theodosius, wie er Heinrich IV. zu nennen beliebet. Hier fand er jedoch nur eine kalte Aufnahme und l'Estoile (Journ. de Henri IV. T. III. p. 126) redet von ihm als einem Narren, welcher die Straßen durchlaufe, um kleine Schriften an Personen des Hofes zu verkaufen, von denen er geringe Almosen erhalte. Er starb hier, wie man glaubt, im J. 1606 und zwar in traurigen Verhältnissen*). (*G. M. S. Fischer.*)

Permissivus Modus, s. Modi (grammatische).

*) Man hat unter Permission's Namen ein Werk mit folgendem treu abgeschriebenen Titel: Recueil de toutes les oeuvres de *Bernard de Bluet d'Arbères*, comte de Permission, chevalier des Ligues des treize cantons suisses; et le dit comte de Permission vous avertit qu'il ne sait ni lire ni écrire et n'y a jamais appris; mais par l'inspiration de Dieu et la conduite des anges, et par la bonté et miséricorde de Dieu etc. (Duodez mit einigen Holzschnitten). Dieser Recueil enthält 103 einzeln gedruckte Bücher, welche in Debure's Bibliographie (T. IV. no. 3990) nach Gaignat's Exemplar, dem vollständigsten, welches man hat, beschrieben sind. Die ersten Bücher enthalten Sprüche, Reden, Gebete und Gesichte. Die Bücher 53—55 liefern die Namen derjenigen Personen, von welchen Bluet bei seiner Ankunft in Frankreich beschenkt worden war und im 72. Buche beginnt seine Lebensbeschreibung. In dem Exemplare, welches die Bibliothek Mac-Carthey besaß, befanden sich außerdem noch in einem Werke, welches den Titel führt: Dernières oeuvres de *Bernard de Bluet d'Arbères* etc. die Bücher 141—173, welche den Zeitraum bis zum 9. April 1605 umfassen (M. s. le Manuel du libraire. 3. édit. 1, 224). Eine ausführlichere Beschreibung, welche jedoch nach einem nur 92 Bücher enthaltenden Exemplare gemacht ist, findet sich im Catalogue Delaleu, par *Nyon*, 1775. nr. 1055. Vergl. Biogr. univ. T. XXXIII. Art. Permission.

PERMISS-SCHILLING, war eine ehemals und bis zum J. 1749 in Brabant geprägte Silbermünze, welche 103 holländische As wog, 9 Loth 4 Grän Gehalt hatte, 59,3 holländische As feines Silber enthielt und einen Werth von 3 Groschen und 11 Pfennigen im Conventions-Zwanzigguldenfuße hatte. (*K. Pässler.*)

PERMOSER (Balthasar)*), war zu Kammer in Baiern, einem in das Gericht Trauenstein gehörenden Dorfe, nicht, wie sein Grabstein sagt, am 1. Aug. 1650, sondern am 3. Aug. 1651, laut seines Taufscheins, geboren. Sein Vater, Christian Permoser, und seine Mutter Anna, waren schlichte Landleute. Als Knabe mußte er das Vieh hüten, zeigte aber da schon eine entschiedene Neigung für Bildnerei, indem er auf seinen Hirtenstab oder sonst in Holz Figuren schnitzte. Der Vater war der sich immer mehr entwickelnden Bestimmung für Sculptur nicht entgegen und brachte daher den Sohn nach Salzburg, wo ihm Weißenkirchner in dieser Kunst Unterricht ertheilte. Während eines vierzehnjährigen Aufenthaltes in Italien vervollkommnete er sich ungemein. In Florenz machte er sich durch verschiedene Arbeiten in Elfenbein, die er für den Großherzog fertigte, rühmlichst bekannt. Nach Teutschland zurückgekehrt ging er zuerst nach Berlin, wo er ebenfalls Denkmäler seines Fleißes hinterließ, und von da, als Hofbildhauer des Königs von Polen und Kurfürsten von Sachsen, August II., nach Dresden.

Außer mehren Kunstgebilden, die sich von ihm in Florenz und in Berlin befinden, sind dergleichen auch in Stuttgart, Bautzen, Oberlichtenau bei Pulsnitz und in Freiberg. Das in Oberlichtenau sich befindende ist eine große, aus Sandstein gefertigte Gruppe, König Friedrich August den Starken oder den Zweiten, die Siegsgöttin, die Fama und einen Tatar vorstellend. Von ihm ist ferner im Dom zu Freiberg das Denkmal der Witwe des Kurfürsten Johann Georg III., Anna Sophie, Prinzessin von Dänemark, welche 1717 starb und deren Schwester, Wilhelmine Ernestine, des Kurfürsten Karl von der Pfalz Gemahlin, welche 1706 starb und 1811 hier beigesetzt ward.

Permoser's größtes Werk ist das aus einem achtzig Centner schweren Marmorblocke verfertigte Standbild des Prinzen Eugen in Wien. Als er es arbeitete, war er schon 76 Jahre alt. Das grüne Gewölbe in Dresden bewahrt sehenswerthe Producte seiner Geschicklichkeit. Als ein solches ist auch die Kanzel in der katholischen Hofkirche daselbst anzuführen, Wolken und Engel tragen sie; auf ihrer Decke sind die Werkzeuge des Leidens Christi angebracht. Unter den Marmorstatuen, die vor dem siebenjährigen Kriege den großen Garten bei Dresden zierten, waren mehre von Permoser gefertigt. Eine davon, ein Mohr aus schwarzem Marmor mit weißen Adern, wurde darunter als ein ganz vorzügliches Stück bewundert. Viele davon ließ Friedrich II. nach Berlin führen, wo sie viel-

*) Der Sammler 1. Bd. 1835. S. 505.



leicht noch sind. Einige zertrümmerte der Vandalismus der Kroaten, welches Schicksal auch noch 1813 zwei vortreffliche Statuen: Ceres und Merkur, durch Franzosen hatten. Sein Grab auf dem katholischen Friedhofe in Dresden bezeichnet ein Kreuz, das er auch verfertigte.

Permoser war ein frommer, menschenfreundlicher und dabei fröhlicher Mann. In seinem Geburtsorte stiftete er im J. 1692 eine katholische Schule und sendete dazu 1000 Gulden an die Hauptpfarre: „damit die Jugend auf ewige Zeiten sowol im Lesen, Schreiben, Rechnen, auch andern guten Sitten und christkatholischen Lehrstücken durch taugliche Statthalter unterrichtet werden solle." Auf seine Kunst stolz, zerschlug er ein aus Elfenbein gefertigtes Bildniß einer hohen Dame, weil deren Mann ihm nicht die dafür bedungene Summe ganz bezahlen wollte. Den König Karl XII. von Schweden bewunderte er und sprach gern von dessen Thaten. Auf die Äußerung eines Gegners desselben: daß er doch das Standbild seines Helden meißeln möchte, antwortete Permoser: „O ja, wenn er (der König) nur nicht so eigensinnig wäre und mir stände." Als nun jener meinte: „daß Beide mit einander aufheben könnten," entgegnete Permoser: „Allerdings, denn er ist König und ich bin Künstler."

Gleich seinen Zeitgenossen trug Permoser einen ansehnlichen Bart, und soll, zur Vertheidigung der Bärte, woran der Spott sehr stark zupfte, eine kleine Schrift geschrieben haben. Er starb in Dresden am 20. Febr. 1752 81½ Jahre alt. Sein Vetter und Erbe, Michael Permoser, auch Bildhauer, ließ mit folgenden Worten das Kreuz auf Permoser's Grabe bezeichnen:

Diesem Meister im Bildhauen
Kann nicht jeder sich getrauen
Gleich zu kommen an Ähnlichkeit,
An Stellung, Stärke, Feinigkeit;
Er gab Alles, doch kein Leben,
Das kein Mensch, nur Gott kann geben.

(*Gottschalk.*)

PERNA, teutsch **Bergen**, ein zur fürstlich Dietrichsteinischen Fideicommißherrschaft Nicolsburg gehöriges Dorf im südlichen Theile des brünner Kreises von Mähren, am Fuße des klentnitzer Hügels malerisch zwischen Gärten gelegen, mit 193 Häusern, 945 teutschen Einwohnern, welche sich von Wein- und Feldbaue ernähren, einer eigenen katholischen Pfarre (nicolsburger Dekanate des Bisthums Brünn), einer katholischen Kirche und Schule. (*G. F. Schreiner.*)

PERNA, ein zur Herrschaft Weißenburg gehöriges Dorf im V. O. W. W. des Erzherzogthums Österreich unter der Ens, im Mittelgebirge an einem Seitenbache der Bielach gelegen, nicht weit von Laubenbach entfernt, mit einem sogenannten Gauhammer, mit drei Hämmern und vier Feuern. Die Gegend ringsum ist noch reich an Waldung. (*G. F. Schreiner.*)

PERNA (Petrus), einer der vielen Italiener, welche im 16. Jahrh. ihr Vaterland verließen, um frei ihrer religiösen Gesinnung folgen zu können. Er war von Lucca gebürtig und ließ sich in der zweiten Hälfte des 16. Jahrh. zu Basel nieder, wo er eine Buchdruckerei errichtete. Allein weder sein Geburts- noch sein Todesjahr werden angegeben. Thuanus, der 1579 zu Basel war, besuchte seine Druckerei und fand den greisen Druckerherrn Perna noch so kräftig, daß er selbst arbeitete. Von seinen Lebensschicksalen ist wenig bekannt. Nur in einem Briefe des berühmten Rechtsgelehrten Franziskus Hotomannus vom 25. Dec. 1580 an den zürcherischen Antistes Gwalter findet sich eine Notiz über ihn. Hotomannus hielt sich damals zu Basel auf und führte eine lebhafte Correspondenz mit Gwalter, welche die damaligen politischen und kirchlichen Verhältnisse der Reformirten in Frankreich und der Schweiz betraf (*Francisci et Joannis Hotomannorum* Epistolae. Amstelaedami 1700. 4.). Er erscheint darin als sehr lebhafter Gegner sowol freierer Ansichten über religiöse Dinge, als der Umtriebe des baslerischen Antistes Sulzer, der auf zweideutige Weise sich heimlich den Lutheranern in der Lehre vom Abendmahl näherte, und nur aus Furcht nicht wagte, die Annahme der Concordienformel zu betreiben. Hotomannus sagt nun (in der angeführten Sammlung S. 139): „Idem ille bonus Typographus Perna, qui toties a magistratu ob impios et execrandos libellos a se impressos in carceres detrusus fuit, detestanda opera omnia Machiavelli, ab eodem illo Stupano latine conversa, hic imprimit. Scis illa opera propter tam apertas in Mosem et Christum blasphemias ne in Italia quidem aut imprimi aut divendi licere." „— — Haec tamen blasphemia et verborum portenta Basileae cum Magnifici D. Rectoris (damals der Jurist Basil. Amerbach) privilegio et auctoritate promulgantur, latine conversa ab eo, qui biennio ante illam magnificam Rectoris personam gessit, diu mendiculus, pane pauperum et Senatus eleemosyna educatus, nunc nuper opulentae uxoris secundae maritus: qui mihi biennio ante rectoratu fungens coram D. Urstisio dicere ausus est, se nescire an missa papistica esset blasphemia; neque talia ad se pertinere." Dies betrifft Hotomann's Händel mit dem Arzt und Professor Joh. Nicolaus Stupanus, der seiner Übersetzung des Principe von Macchiavelli eine Dedication an den Bischof von Basel beigefügt hatte, welche schon an sich wegen der damaligen gefährlichen Verwickelungen der Stadt Basel mit dem Bischofe, theils wegen ihres Inhalts großen Unwillen erregte, sodaß es Hotomannus wirklich dahin brachte, daß Stupanus durch einen Beschluß des Rathes vom 31. Dec. 1580 suspendirt wurde. Erst im Juli 1583 wurde diese Suspension wieder aufgehoben. In diese Sache war auch Perna, welcher die Schrift druckte, verwickelt. Der Bogen, welcher die Vorrede enthielt, mußte umgedruckt werden, allein Hotomann sagt in einem andern Briefe an Gwalter vom 27. Sept. 1580, der erste Abdruck werde doch in katholischen Gegenden verkauft. Ochs erwähnt in seiner Geschichte von Basel diese Ereignisse so wenig als die andern Vergehen von Perna, welche Hotomannus andeutet, obschon man im sechsten Band seiner Geschichte von Basel (S. 360) Verschiedenes findet, was auf die Buchdruckerei Bezug hat, unter Anderm das Verbot, die Übersetzung des Alcoran, welche

Oporinus 1542 gedruckt hatte, zu Basel zu verkaufen. Unter Anderm, was Perna gedruckt hat, verdienen Erwähnung: *P. Jovii* Elogia virorum literis et virtute bellica illustrium, *Petri Pernae*, Typographi Basil. opera ac studio. 1577. Fol., wozu er mit bedeutendem Aufwande eine Menge von Bildnissen stechen ließ, und hierauf das Werk in einer ausführlichen Vorrede dem Herzog Julius von Braunschweig und Lüneburg dedicirte. (*Escher.*)

Perna (Schiffsbau), s. Perm.

PERNA, Schinkenmuschel, eine von Bruguieres aufgestellte Muschelgattung, welche allgemein zu der Familie der Schalmuscheln (Malleacea) gerechnet wird. Sie zeichnet sich von den verwandten Gattungen dadurch aus, daß ihr Schloß eine Reihe in gerader Linie parallel neben einander liegender, sich gegenseitig entsprechender Grübchen hat, in welcher ebenso viele elastische Bänder festsitzen. Die Schalen sind ungleichseitig, unregelmäßig, flach und blätterig wie die der Austern. Unter dem Schloß befindet sich ein Ausschnitt zum Durchgange des Byssus. Den Namen hat diese Gattung von der Ostrea perna *Lin.*; Linné rechnete nämlich alle hierher gehörigen Arten zu Ostrea. In neuerer Zeit hat man von Perna noch mehre Nebengattungen gesondert: Crenatula *Lam.*, Gervillia *Defr.*, Inoceramus *Sowerb.* und Catillus *Brongn.*, von denen die drei letztern nur fossile Arten enthalten. Die Thiere sämmtlicher Gattungen sind unbekannt und nur von denen der Gattung Perna s. str. weiß man, daß ihre Mantellappen getrennt sind, ohne hintere Röhren, daß der Mantel sich nach Hinten fortsetzt; daß der Fuß konisch ist und dem der Schwalbenmuschel (Avicula) ähnelt und daß ein dicker, grober Byssus vorhanden ist, mit dem sie sich an Felsen festhalten.

Von Perna p. s. d. kennt man ungefähr zehn lebende und sieben fossile Arten. Jene finden sich in den heißen Meeren; zwei sind allgemein bekannt geworden, finden sich in allen Cabineten, werden von Privatsammlern sehr gesucht und theuer bezahlt. Es sind:

P. Isogonum *auct.* = Ostrea Isogonum *Lin.*, von den Naturalienhändlern Winkelhaken oder Winkelmaß genannt, wird nur etwa zwei Zoll lang, aber fünf Zoll breit und hat ein sehr verlängertes Ohr, wodurch die Gestalt eines Winkelmaßes entsteht; außerhalb schwarz und violettbraun gefärbt, innerhalb perlmutterglänzend. Das Schloß bildet wol an zwanzig Furchen. Diese Art findet sich im ostindischen Ocean. Große und gut erhaltene Exemplare sind früher mit 40 Gulden bezahlt worden. Abbildungen finden sich in Martini's systematischem Conchylienecabinet, fortgesetzt von Chemnitz. (Nürnberg 1768). 6. Bd. Taf. 59. Fig. 584. Rumph's amboinische Raritätenkammer. Taf. 47. Fig. 1 rc.

P. Ephippium *auct.* = Ostrea Ephippium *Lin.*, teutsch die Husarentasche genannt, wird etwa vier Zoll groß, ist nach Oben kreisrund, flach, mit scharfen Rändern; das Schloß ohne Ohren und nur mit einem Dutzend Kerben. Die Außenseite der Schale ist schwarz, braun oder roth, mehr oder weniger in's Violette spielend, die Innenseite perlmutterartig. Diese Muschel wird für sehr selten angesehen und daher sehr theuer bezahlt. Sie findet sich ebenfalls im ostindischen Ocean — eine Varietät in den Meeren von Australien — und kommt selten vollständig zu uns. Abbildungen: Martini, Chemnitz a. a. O. 7. Bd. Taf. 58. Fig. 576. Knorr, Vergnügen der Augen und des Gemüthes. 6. Bd. Taf. 21. Fig. 1 u. dgl. m.

Was Linné unter Ostrea perna verstanden hat, ist noch nicht recht ermittelt worden; wahrscheinlich hat er mehre Arten verwechselt. (*Streubel.*)

PERNACCIANO, Dorf in der päpstlichen Delegation Urbino und Pesaro, am östlichen Abhange des Apenninus, in der Nähe einer der Quellen des Metauro gelegen. Das Gebirge besteht hier aus engen und wilden Schluchten, die häufig von hohen, furchtbaren, nackten Felsen umstanden werden. (*G. F. Schreiner.*)

PERNAGUA. 1) Ein See an der Südgrenze der brasilischen Provinz Piauhy, soll erst seit der Zeit der Portugiesen durch den ihn abführenden Pirahim, welcher dem Rio Gurgea zufließt, gebildet worden sein. In der trocknen Jahreszeit zwei Leguas lang und eine Legua breit, wird er in der Regenzeit vier Leguas lang und zwei Leguas breit. Die Tiefe des Sees soll beträchtlich und sein Reichthum an Fischen bedeutend sein. 2) Eine kleine Villa in der vorhergenannten Provinz und auf dem Ostufer des ebenerwähnten Sees in einer Hochebene liegend. Sie besitzt eine hübsche, aus Steinen aufgeführte Pfarrkirche zu U. L. Fr. der Befreiung, und ihre Bewohner, unter denen sich einige europäische Familien befinden, beschäftigen sich mit Pferde- und Rindviehzucht, erbauen ihre Lebensmittel und soviel Zucker, als sie zu Rum rc. nöthig haben. (*G. M. S. Fischer.*)

PERNALLA, Stadt in der vorderindischen Provinz Guzerat, liegt unter 20° 35′ nördl. Br. und 72° 53′ östl. L. und ist 38 engl. Meilen in südlicher Richtung von Surat entfernt. (*G. M. S. Fischer.*)

PERNAMBUCO, eigentlich PARANAMBUCO, ehemals eine Capitanie, jetzt Provinz von Brasilien, zwischen den Provinzen Piauhy, Alagoas, Bahia, Goyaz und Minas gelegen. Ihre Gestalt ist sehr unregelmäßig und wird durch den Fluß S. Francisco bestimmt, indem sie eigentlich nur aus dem Thale desselben besteht, welches bei einer Länge von mehr als 200 geogr. Meilen selten mehr als 15 geogr. Meilen in der Breite mißt. Gebirgsketten von geringer Höhe bilden die natürlichen Grenzen, und gehören ungeachtet ihrer sehr wechselnden Benennungen demselben Systeme an. Sie entsenden eine große Menge von Seitenzweigen, durch welche die Oberfläche des Landes sehr hügelig wird. Der Hauptstrom ist der von Minas herabkommende San Francisco, der nur theilweise beschifft werden kann, indem Felsen, Stromschnellen und große Wasserfälle, unter welchen der von Paulo Affonso der berühmteste ist, seinen Lauf unterbrechen. Indessen sind die Strecken, welche völlig freie Befahrung gestatten, immer noch von ansehnlicher Länge; die Verbindung des Innern mit der Küste ist daher ziemlich lebhaft. Man bringt die Erzeugnisse dieser entlegenen Gegenden, die Unterbrechungen, wo Landtransport



nöthig wird, ungerechnet, auf einer 140 geogr. Meilen langen Wasserstraße nach der Küste. Die zahlreichen Seitenflüsse des S. Francisco sind nur für Kähne schiffbar. An der Küste münden sich eine große Menge Flüsse aus, deren Lauf zwar sehr kurz ist, die aber meistens wie Seearme erscheinen und den zahlreichen Zuckerpflanzungen jener niedrigen, oft überschwemmten aber sehr fruchtbaren Region von großem Nutzen sind, indem sie directen Verkehr mit den Häfen zulassen. Der Boden der Provinz ist von sehr verschiedener Beschaffenheit. An den Küsten wechseln sandige und unfruchtbare Flächen mit feuchten und daher fruchtbaren Niederungen, die theils die eigenthümliche Vegetation des brasilischen Küstenwaldes deckt, theils in Pflanzungen von Zuckerrohr und Baumwolle umgewandelt worden sind, und ein heißes, eben nicht gesundes Klima haben. Weiter im Innern breitet sich das Hauptthal mit seinen zahllosen Seitenzweigen aus, und bietet Raum zu den mannichfachsten Benutzungen. Theils ist der Boden so fruchtbar, daß die Cultur der gewöhnlichen Nahrungspflanzen Brasiliens auf ihm mit Vortheil getrieben wird, theils decken ihn natürliche grasreiche Weiden, auf welchen zahlreiche Heerden ihre Nahrung finden, die im Innern von Pernambuco den Reichthum der Bewohner bilden und für den Handel und Wohlstand der ganzen Provinz von größter Wichtigkeit sind. An manchen Orten gehen diese Triften allerdings auch in Heiden über, auf welchen nur stachlige Gräser und dürres Buschwerk zu sehen ist, oder Felsen in unverbesserlicher Unfruchtbarkeit sich erheben, allein da nur an wenigen Orten entschiedener Wassermangel herrscht, so sind solche Steppen nie so ausgedehnt oder so völlig unbewohnbar wie in den Provinzen Ceará, Riogrande do Norte und selbst Piauhy. Die Gebirge sind fast ganz mit Urwäldern bedeckt, die sich durch Reichthum an kostbaren Nutz- und Farbehölzern auszeichnen. Stapelwaaren sind Zucker (25,000 Kisten jährlich) und Baumwolle (80,000 Ballen jährlich); außerdem Häute und für einheimischen Verbrauch getrocknetes Fleisch, Salz, Mais ꝛc. Erzeugnisse, die man theils nach Minas, theils in den von Sklaven erfüllten Küstenprovinzen (Bahia, Maranham) mit Vortheil absetzt. Die Flüsse sind reich an Fischen. Die Bewohner sind der Mehrzahl nach Farbige; diese Classe der Bevölkerung wiegt in keinem Theile Brasiliens so vor wie in Pernambuco, wo am frühesten Zuckerpflanzungen angelegt und Neger in Menge eingeführt wurden. Gesteht man den Pernambucanern auch lebhaften Geist und schnelle Auffassung zu, und kann man nicht in Abrede stellen, daß sie von jeher mehr ausgezeichnete Männer unter sich gezählt als die Bewohner des übrigen Brasiliens, so trifft sie doch auch der Vorwurf, sehr unruhige Köpfe und schwer zu regierende Bürger zu sein. Die Intriguen, welche den Kaiser Don Pedro I. stürzten, gingen großentheils von Pernambuco aus; Aufstände, Bürgerkriege und blutige Verfolgungen waren in jener Provinz von Alters her gewöhnlich, sind aber seit 1820 sich so rasch gefolgt, daß der Wohlstand tief erschüttert ist. Die große Zahl von Negersklaven macht dieses Treiben zum doppelt gefährlichen, denn nur mittels vielen Blutvergießens ist es in neuesten Zeiten gelungen, die Schwarzen wieder zu unterjochen, die mehrmals sich die Anarchie zu Nutzen zu machen strebten. Pernambuco ist eine der ältesten Colonien Brasiliens und wurde durch Duarte Coelho Pereira (gest. 1554) als Lehnsträger der Krone Portugal unter der Regierung Johann's III. im J. 1535 begründet. Die ersten Europäer ließen sich an der Mündung des Rio Iguarassú nieder und legten den Hafenort Olinda an, welcher geraume Zeit die Hauptstadt der Provinz blieb. Dem genannten Begründer folgte sein Sohn, Jorge de Albuquerque Coelho, welchem es gelang, nach langem Kampfe die Cahetes und Tupinambazes, kriegerische Stämme von Eingeborenen, zu besiegen, und die sehr gefährdete Colonie zu retten. Bevölkerung und Wohlstand hatten schnell zugenommen, als 1595 der englische Flibustier, John Lancaster, erschien, Olinda nahm, plünderte und verwüstete, mit der Beute eilf Schiffe anfüllte und sich entfernte. Die Holländer, welche früher eroberte Provinzen Brasiliens wieder verloren hatten, richteten nach einigen entscheidenden Seesiegen über die vereinten spanisch-portugiesischen Flotten, von Neuem ihr Augenmerk auf die vielversprechenden Küstenlande des nördlichen Brasiliens. Eine Compagnie (s. d. Art. Indische Handelscompagnien) rüstete den Admiral Hendrik Loncke aus, der in den ersten Monaten d. J. 1630 vor Olinda mit 56 Kriegsschiffen erschien, 3200 Mann an das Land setzte und nach drei Gefechten sich der Stadt und ihrer Forts bemächtigte. Die Portugiesen machten zwar große Anstrengungen, um die Holländer wieder zu vertreiben (Expedition unter Oquendo im J. 1631, unter Toledo 1632, unter Mascarenhas 1639, de la Torre 1640); allein theils verfolgte sie das Unglück, theils vermochten sie nicht mit ihren Feinden sich zur See zu messen, die zumal unter dem Befehle des Fürsten Moritz von Nassau unbesiegbar erschienen. Spaltungen unter den Holländern und Ergreifung einer eigenthümlichen Art von Kriegführung ließen endlich die Portugiesen zur Macht gelangen. Nach siebenjährigem Kriege gelang es ihnen unter Menezes die schrittweis zurückgedrängten Holländer auf Olinda zu beschränken, dieses am 27. Jan. 1655 zu nehmen, und hierdurch sich in ausschließlichen Besitz von Brasilien zu versetzen, der ihnen endlich durch den Friedensschluß von 1661 garantirt wurde. Außer einigen Negeraufständen und der von Pombal im J. 1759 mit Kraft unternommenen Wiedererrichtung einer i. J. 1721 bereits aufgehobenen Handelsgesellschaft bietet die fernere Geschichte von Pernambuco bis 1824 nichts Bemerkenswerthes dar. In dem letztgenannten Jahre sah sich Don Pedro I. gezwungen, Gewalt gegen die Republikaner jener Provinz anzuwenden, die mit der Regierung unzufrieden, unter dem Namen der Conföderation des Äquators einen Freistaat errichtet hatten. Lord Cochrane erschien am 23. Aug. vor Olinda, mit ihm Commodore Juell und General Lima. Nach einem heftigen Bombardement und zahlreichen Gefechten wurde zwar die Stadt genommen, doch sind seitdem immerdar neue Unruhen dort ausgebrochen, die zu kleinen Feldzügen geführt haben. Die Hauptstadt der Provinz ist Pernambuco, welche aus den Nachbar-

städten Olinda und Recife besteht. Olinda liegt auf einer Landzunge, deren anderer Arm Recife trägt, und besitzt einen durch Riffe geschützten vortrefflichen Hafen. Die Zahl der Bewohner dieser verschiedenen Abtheilungen einer Stadt beläuft sich auf 65,000 Seelen. Der Handel ist bedeutend und hat seinen Sitz zumal in Recife, wo der Präsident der Provinz und die obersten Behörden sich aufhalten, ein Bischof residirt und eine der besten Schulen Brasiliens besteht. Die Orte im Innern der Provinz sind meistens Villas, deren Bewohner vom Ackerbau leben. (*E. Pöppig.*)

PERNAMBUK-BAUMWOLLE, die beste Sorte der brasilischen Baumwolle und eine der vorzüglichsten Baumwollsorten überhaupt, welche in der Provinz Pernambucco gewonnen wird. Sie wird theils in langen eiförmigen, theils in länglich viereckigen Ballen von 100—220 Pf. versandt, ist gleichförmig gelblichweiß, matt glänzend, lang, zart, weich und fest von Haar, selten mit unreifen (gelben) Theilen vermengt. (*Karmarsch.*)

Pernambukholz, s. Fernambukholz.

PERNARTITZ 1), ein der fürstlich von Löwenstein-Wertheim'schen Herrschaft Hayd einverleibtes Dominium im südlichen Theile des pilsener Kreises Böhmens, zu welchem 12 Dörfer gehören mit 373 Häusern, 2270 Einwohnern; 2) das gleichnamige Dorf, am Fuße des Pfaffenberges gelegen, mit 70 Häusern, 428 teutschen Einwohnern (12 jüdischen Familien), einer eigenen katholischen Pfarre, einer sehr schönen und großen im J. 1733 erneuerten katholischen Kirche, in der sich die fürstliche Gruft befindet. (*G. F. Schreiner.*)

PERNASIO *), ein hoch im Gebirge gelegenes Dorf, einst eine kaiserliche Lehensherrschaft, in der Militairdivision von Nizza, der Provinz Oneglia und im Mandamento della Pieve del Tecco, das in geschichtlicher Hinsicht sehr merkwürdig ist (s. d. Art. Pornasio). (*G. F. Schreiner.*)

PERNATA, Dorf der Insel und des Bezirks von Cherso, im quarnerischen Meerbusen, auf einem Gebirgsrücken gelegen, der terrassenförmig bebaut ist, aus Kalkstein besteht, und gegen Norden fortstreichend das bedeutendste nach diesem Dorfe benannte Vorgebirge der Insel, die Punta Pernata, nächst Grabovizza bildet. Dieses Dorf gehört, sammt der ganzen Insel zum istrianer Kreise des triester Gouvernements und erzeugt Olivenöl und Wein. Das Vorgebirge ist nur 1⁹⁄₁₀ geogr. Meile von der Punta-Negra (dem schwarzen Vorgebirge) der Halbinsel Istrien und nicht ganz eine Meile von dem ostwärts auf Cherso selbst gelegenen Vorgebirge (Punta) Covacini entfernt. Zwischen den beiden letzteren bildet das Meer südwärts einen weiten Busen, der den Namen Vallone di Cherso führt. (*G. F. Schreiner.*)

PERNATE, ein Dorf, welches zur Provinz Novara der festländischen Staaten des Königs von Sardinien gehört, gegen 1200 Einwohner zählt, von der von Mailand nach Turin führenden Straße durchschnitten wird, und eine eigene katholische Pfarre, Kirche und Schule hat. (*G. F. Schreiner.*)

PERNAU (Br. 58° 21′, L. 42° 16′), eine kleine, aber hübsch gebaute Kreisstadt in der riga'schen Statthalterschaft des europäischen Rußland (russisch Pernow), 70 Meilen von Petersburg und 30 von Riga. Sie ward in den Jahren 1255—1260 erbaut, liegt an der See und an einem Flusse gleiches Namens, der für kleine Schiffe nothdürftig zu einem Hafen dient (da größere Schiffe auf der Rhede, drei Werste von der Stadt, ein- und ausgeladen werden), hat über 500 Wohnhäuser, zwei evangelische und eine griechische Kirche, ein altes verfallenes Schloß, eine Kreisschule mit fünf Lehrern, vier Elementarschulen und über 3000, meistens teutsche Einwohner, welche See- und Durchgangshandel treiben, einige Gärbereien, Handwerke, eine Ziegelei und zehn Sägemühlen unterhalten, und alljährlich im Juli einen stark besuchten Jahrmarkt haben. Die Zahl der jährlich ankommenden Schiffe beläuft sich im Durchschnitte auf 70—80 und der Werth der gesammten Ein- und Ausfuhr beträgt jährlich weit über 1½ Million Rubel. Pernau ist eine Festung zweiten Ranges, hat eine große, von Russen bewohnte, Vorstadt, außerhalb der Wälle ein kleines Schiffswerft, welches ein reicher und patriotisch gesinnter Kaufmann gestiftet hat und mehre Wind- und Wassermühlen. Der Pernaustrom, welcher bei seiner Mündung in die Ostsee über 1000 Schritte breit ist, bringt der Stadt wichtige Vortheile, weil nicht nur vieles Holz auf demselben dahin geflößt wird, sondern auch Boote und Barken bis an den Wall gehen und nahe dabei ausgeladen werden. Seit dem August 1803 ist eine vortreffliche neue steinerne Brücke über diesen Strom gebaut, und auch eine an der Mündung desselben befindliche, die Schiffahrt nicht wenig störende Sandbank hinweggeräumt worden.

Pernau, als eine nicht unbedeutende Festung, vertheidigte sich in dem großen nordischen Kriege, zu Anfang des 18. Jahrh., tapfer gegen die Russen, ward aber doch endlich im J. 1710 von Peter I. erobert. In dem letzten schwedischen Kriege 1789—1790 wurden die Festungswerke verbessert und erweitert. Vormals war Pernau der Sitz eines Bischofs und bestand noch am Ende des 16. Jahrh. aus zwei Städten, Alt- und Neupernau, welche der dazwischen fließende Strom trennte. Die Samogiten zerstörten Altpernau 1268, wovon man die Ruinen noch in einem Steinhaufen, der jetzigen Stadt gegenüber, erblickt. Es wurde zwar wieder aufgebaut, aber 1599 von den Schweden, vornehmlich aber von den Polen, auf's Neue verheert, seit welcher Zeit es sich auch nicht wieder erholt hat. Es stehen jetzt blos noch einzelne Häuser, Mühlen und ein Wirthshaus da. Das jetzige Pernau hat lauter Erdwälle und vier Thore, die gleich in die Hauptstraßen der Stadt führen. Ein Bataillon Russen, welches, sowie die Festung, unter einem Commandanten steht, wacht für die Sicherheit der Stadt. An gesellschaftlichen Vergnügungen, in Privatcirkeln sowol, als an öffentlichen Orten, fehlt es nicht. Der Umgang,

*) Nach der Carta amministrativa d'Italia *Tornasio*, nach Rizzi Zannoni's Nuova carta della Lombardia *Fornasio*, und nach Zuccagni-Orlandini's Corographia dell' Italia: *Pornasio*, Cassini dagegen *Parnasio*.

der Ton in den Gesellschaften, die Geselligkeit, die freundliche, herzliche und willige Aufnahme der Fremden, mit einem Worte die Tugend der Gastfreundschaft ist hier, wie in den übrigen Städten Liv- und Ehstlands, charakteristisch.

Der Magistrat hat volle Gerichtsbarkeit in Civil- und Criminalsachen, über die Stadt sowol, als über die zu derselben gehörigen Landgüter und Dörfer. Die Appellation von seinen Aussprüchen geht nach Riga an den dasigen Gerichtshof. Die Einkünfte der Stadt betragen über 60,000 Rubel in Silber. Unter den Kirchen ist die neueste, schönste und geschmackvollste die russische auf dem neuen Markte. Sie wurde auf Kosten der Kaiserin Katharina II. erbaut, bildet ein regelmäßiges Viereck, hat einen zierlichen Thurm mit einer Kuppel, welche vier kleinere Thürme einschließen; auch das Innere ist nett und sauber eingerichtet. Die beiden Hauptfeste der russisch-griechischen Kirche, die Jordanstaufe oder Wasserweihe, am 6. Januar a. St. und die Feier der Auferstehung Jesu am ersten Ostertage, werden auch hier, wie in allen Städten des russischen Reichs, mit aller ersinnlichen Pracht begangen.

Der Pernau'sche Kreis, ein Theil von Ehstland (zwischen 57° 46′ — 58° 50′ nördl. Br. und 41° 46′ — 44° 31′ östl. L.) grenzt in Norden an Ehstland, in Südost an Wenden, in Süden an Riga und in Westen an den riga'schen Meerbusen. Das Areal hält 70 □ Meilen und die Bevölkerung 115,700 Köpfe, größtentheils Ehsten. Er begreift folgende 13 Kirchspiele: Pernau, Audern, Testama, St. Michaelis, St. Jacobi, Fennern, Torgell, Paistell, Tarwast, Hallist, Karkus, Helmet, Saara. Im Michaelischen Kirchspiele liegt das große Gut Kokenkau, in dessen Gebiete man die Ruinen von einer zerstörten Stadt, oder einem weitläufigen Schlosse findet. Die Bauern erzählen davon, daß es schon vor Ankunft der Teutschen eine Stadt oder Festung der heidnischen Ehsten gewesen sei. Durch das torgelsche Kirchspiel fließt der Pernaustrom. An seinen Ufern findet man mehre größere und kleinere, tiefe Höhlen, von denen sich die Bauern allerlei seltsame Geschichten erzählen. Wegen ihrer Tiefe, Finsterniß und des von verfangenem Winde darin herrschenden Brausens nennen sie selbige die Pforten der Hölle. Sie scheinen blos ein Werk der Natur und vielleicht früher vom Wasser ausgehöhlt zu sein. In Tarwast stand in den alten Zeiten am Flusse gleiches Namens ein dem Comthur von Fellin gehöriges, nun aber zerstörtes Schloß. An Holz hat der Kreis zwar keinen Überfluß, jedoch aber auch keinen Mangel. Desto mehr Moräste sind in demselben, und außer dem Wiezjerw noch mehre Landseen. Der Boden ist im Allgemeinen mager, gering und dürftig, besonders längs der Seeküste, wo Sandstrecken sich hinziehen. Ackerbau und Viehzucht sind daher wenig einträglich*). (*J. C. Petri.*)

*) Vergl. Hupel's topographische Nachrichten von Liv- und Ehstland. Petri's Ehstland und die Ehsten. Desselben neuestes Gemälde von Liv- und Ehstland. Snell, Beschreibung der russischen Provinzen an der Ostsee.

PERNAU, ungar. Porno, Herrschaft und Dorf im körmender Gerichtsstuhle der eisenburger Gespanschaft, im Kreise jenseit der Donau Niederungarns, am Pinkaflusse, mit 87 Häusern, 519 teutschen katholischen Einwohnern, welche sich von der Landwirthschaft nähren, einer eigenen katholischen Pfarre, Kirche und Schule. (*G. F. Schreiner.*)

PERNAUER RECHNUNGSRUBEL, besteht aus 10 Griwen oder 100 Kopeken; seine Würderung ist 31,5 holländische As feines Gold, 4374 As feines Silber und 1 Thaler 4 Groschen und 9 Pfennige im Conventions-Zwanzigguldenfuße. (*K. Pässler.*)

PERNAUER RECHNUNGSTHALER, enthält 64 Witten oder 80 Kopeken und seine Würderung ist 25,2 holländische As feines Gold, 349 As feines Silber und 23 Groschen im Conventions-Zwanzigguldenfuße. (*K. Pässler.*)

PERNE, eine kleine Insel vor den Häfen von Miletos, welche von Plinius (N. H. II, 91) genannt wird. (*Krause.*)

PERNE (François L.), geboren zu Paris 1772, ein Zögling des pariser Nationalinstitutes der Musik, des nachherigen Conservatoriums der Musik, vorzüglich ein Schüler Haudimont's, welcher um 1783 sich durch sechs concertirende Violinquartette und einige Violinduos bekannt machte, die unter dem Namen Meunier herauskamen; — wurde nach vollendeter Lehrzeit, die jedoch außer der Musik auch zu wissenschaftlicher Bildung benutzt worden war, für welche der junge Mann fortwährend lebhaftes Interesse behielt, als Contrebassist an der kaiserlichen Oper angestellt. Dieser Beruf, da er auf seinem Instrumente nicht Virtuosenkünste treiben wollte, die sich auch am wenigsten für den großen Baß eignen, und einige Stunden, die er täglich dem Pianofortspiele widmete, auch nicht in der Absicht, um auf diesem Instrumente zu glänzen, ließen ihm Zeit genug, sich in dem Wissenschaftlichen überhaupt und besonders der Musik weiter zu bilden, wie er seine Neigung mit sich brachte. Seine namentlich unter den Franzosen ausgezeichnete Bildung wurde erkannt; man ernannte ihn 1817 zum Professor und Inspector am Conservatorium der Musik in Paris. Von jetzt an wurde das Theoretische der Tonkunst der praktischen Behandlung seiner Instrumente von ihm noch mehr vorgezogen. Er fühlte sich, theils aus Vorliebe, theils um seinem Amte zu genügen, gedrungen, einige theoretisch-praktische Schriften über Musik zu verfassen und in zeitgemäßen Erörterungen wissenschaftlicher Art einzugreifen. Gedruckt wurden von ihm folgende Schriften: Cours élémentaire d'Harmonie et d'Accompagnement, composé d'une suite de leçons graduées, présentées sous la forme de thêmes et d'exercices, au moyen desquels on peut apprendre la composition vocale et instrumentale. Ouvrage spécialement disposé pour les élèves et offert aux Professeurs pour faciliter l'enseignement. En 2 Parties. Paris 1822. Fol. Dieses Werk blieb auch vorzüglich für seine Schüler und machte außerdem selbst in Frankreich wenig Glück, noch weniger in Teutschland. Auch die folgenden beiden Werke, obgleich

für ihre Zeit brauchbar, griffen doch nicht sehr um sich: Nouvelle Méthode de Pianoforte und Méthode courte et facile de Pianoforte, beide in Paris. Es waren dies auch nicht seine Hauptsächer, ebenso wenig, wenn auch noch weit mehr, als die eigentliche Composition tondichtender Art, wovon nur einige Arbeiten bekannt gemacht wurden, als ein Domine salvum fac regem. Bei dieser Gelegenheit wollen wir darauf aufmerksam machen, daß Perne ohne und mit dem oben angeführten Vornamen, den das neue stuttgarder Lexikon der Tonkunst nicht kennt, eine und dieselbe Person ist. Wir bemerken dies darum, weil neuere Literaturbücher einen Unterschied zwischen einem Perne ohne Vornamen und einem Franc. L. Perne annehmen, wodurch sie zu Unrichtigkeiten verleiten. Gewöhnlich wird auch nach beliebtem Gebrauche flüchtiger Abschreibereien erzählt, Perne sei in Teutschland erst 1828 durch seine Widerlegung der Driebergischen Schrift über die altgriechische Musik, worin auch Chladni, unser berühmter Akustiker, sich als Gegner Drieberg's zeigte, bekannt geworden. Dem ist nicht so. Unsere heutigen Literatoren über Gegenstände der Tonkunst (es versteht sich, dem großen Haufen nach; es gibt noch sehr würdige) werden sehr vergeßlich und erinnern sich oft nicht einmal an mancherlei Leistungen solcher Werke, aus denen sie doch so viele andere Artikel, natürlich ohne ihre Quelle zu nennen, abschreiben, und zuweilen sogar halb verstanden. — Unsere leipziger allgemeine musikalische Zeitung erwarb sich schon 1821 das Verdienst, den Mann durch folgende Abhandlung in Teutschland einzuführen: Nachricht von der im Übungssaale des königlichen Conservatoriums der Musik in Paris aufgestellten crescendo und decrescendo spielbaren Orgel (Orgue expressif), welche unter seinem Namen S. 133 in Nr. 9 und 10 des genannten Jahres zu lesen ist. Es sollte darin die Erfindung einer Orgel mit an- und abschwellenden Tönen dem Franzosen Grenié beigemessen werden. Gegen diese angebliche Erfindung, sowie gegen mehre in Perne's Aufsatze vorkommende Unrichtigkeiten setzten sich zwei im Fache des Orgelbaues gekannte und erfahrene Männer, Friedr. Wilke und Friedr. Kaufmann, deren erhärtete Widersprüche 1823 S. 113 fg. in derselben Zeitschrift mitgetheilt wurden. Zeigte sich nun auch Herr Perne in diesem Aufsatze nicht als einen der Sache vollkommen kundigen Mann, so war er doch ganz gewiß dadurch in Teutschland eingeführt und sein Name war durch den Streit darüber, den auch andere Blätter, wie gewöhnlich, später aufnahmen, nur noch bekannter geworden. Perne's Erklärung gegen Fried. v. Drieberg's Werk: „Aufschlüsse über die Musik der Griechen" ist also die zweite kleine Schrift, durch welche sich Perne in Teutschland bekannt erhielt. Er hatte sie nach Teutschland gesandt, damit sie in einer Übersetzung verbreitet werde. Unser Chladni nahm es auf sich und unsere Zeitung machte auch diesen Aufsatz nicht erst 1828, sondern 1826 S. 762 den Teutschen zugänglich. Man mag aus dem Bisherigen sehen, wie wenig man sich auch auf namhafte Bücher der neuesten Zeit in tonkunstgeschichtlichen Nachrichten, des überaus leichtfertigen Abschreibens der ersten der besten Notizen wegen, verlassen kann. Der Übersetzer der Perne'schen Gegenschrift, Chladni, nannte Herrn Perne in seiner Einleitung einen ausgezeichneten Kenner der ältern und neuern Musik, dessen Privatbibliothek in Hinsicht auf die Geschichte der Musik noch reichhaltiger sei, als die königliche Bibliothek. Seit der Zeit setzte sich dieses Urtheil über Perne in Teutschland fest. Wirklich war auch das Fach der Geschichte der Musik, namentlich der alten und der mittelalterlichen, was Perne immer mehr bethätigte, des Mannes Hauptfach. Manche von seinen Untersuchungen, jedoch immer nur die wenigsten, sind in verschiedenen französischen Zeitschriften und einige einzeln im Drucke erschienen. Unter diese gehört Nouvelle exposition de la seméiographie ou notation musicale des Grecs. (in einem französischen Dictionnaire mitgetheilt). Auch Übertragungen alter Gesänge des Mittelalters in unsere Notenzeichen lieferte er, wenn auch nicht immer richtig, und gab nicht wenige sehr lobenswerthe Beiträge in Fétis' Revue musicale. Mehre größere Werke geschichtlicher Art über die Tonkunst sind Manuscript geblieben. Unter Anderem arbeitete er sehr eifrig an einem großen Geschichtswerke der Tonkunst, wozu er die vielen wichtigen Handschriften und seltenen Druckwerke der reichen pariser Bibliothek benutzte. Als Perne etwa 1838 seinen Tod herannahen fühlte, sprach er gegen die Umstehenden und seine Frau den Wunsch aus, man möge seine handschriftlichen Arbeiten sämmtlich der pariser Bibliothek überantworten, daß sie ihr einverleibt blieben. Man sagte ihm das fest zu; allein die öffentliche Bibliothek hat seine Handschriften nicht erhalten. Aus Paris wurde uns gemeldet, es gehe die Sage, die namhafte Männer als Thatsache bestätigt haben sollen, Hr. F. J. Fétis, jetzt in Brüssel, vormaliger Herausgeber der Revue music., habe alle Manuscripte Perne's der Witwe abgekauft, mit dem Versprechen, das Geeignete unter Perne's Namen herauszugeben, was bis jetzt freilich nicht erfolgt ist. Hr. Fétis lebt und schreibt noch; er wird sich schon vertheidigen, wenn die misliche Sache nicht wahr ist. *(G. W. Fink.)*

PERNECK. 1) Ein zur fürstlich Palffy'schen Herrschaft Detrekeö gehöriges Dorf in dem jenseit des Gebirges liegenden (transmontanen) Gerichtsstuhle der presburger Gespanschaft im Kreise diesseit der Donau Niederungarns, an einem Wildbache gelegen, mit 154 strohgedeckten Häusern, 1115 slowakischen Einwohnern (22 Juden, die übrigen Katholiken), einer eigenen sehr alten katholischen Pfarre, einer katholischen Kirche und Schule. Zu diesem Dorfe gehören ausgedehnte Waldungen. 2) P., auch Berneck genannt, kleiner Marktflecken und Hauptort einer gleichnamigen Religionsfonds-Herrschaft im V. O. M. B. des Erzherzogthums Österreich unter der Ens, in hoher Lage zwischen dem Pulkau- und Mödringbache, nordwestlich von Horn, mit 26 Häusern, 178 Einwohnern, einem Schlosse, in welchem bis zum J. 1783 ein im J. 1160 gegründetes Prämonstratenserstift bestanden hatte, das von alten und reichen Grafen dieses Namens gestiftet wurde. 3) Ein romantisch im Thale südöstlich von Ischl liegendes Dörfchen im Districtscommissariate Ischl des oberösterreichischen Salzkammergutes

(Traunkreis), nach Ischl (Bisthum Linz) eingepfarrt; es befinden sich hier das im J. 1811 neu erbaute unterste Berghaus, die Wohnung des dem ischler Salzbergbaue vorstehenden Bergmeisters und in dessen Nähe die Salzstube in der Au, oberhalb welcher für Herrschaften, bei Befahrungen des Salzberges, Tragsessel vorbereitet sind, um die sehr ermüdende Fußreise bis zum Einfahrtsstollenmundloche zu erleichtern. (*G. F. Schreiner.*)

PERNEGG, PERNECK. Noch besteht im Lande unter der Ens, wenigstens den Gebäuden nach, die von den Grafen von Pernegg gestiftete gleichnamige Abtei, während Pernegg an der Mur, das Stammhaus der steier'schen Freiherren von Pernegg und das ebenfalls der Steiermark angehörende Pernegg in der Elsenau, nach der heutigen Rechtschreibung Bäreneck heißen. In dem V. U. M. B. des Landes unter der Ens, bei Horn, haben sich einige Überbleibsel der vormaligen Burg Pernegg erhalten. Die davon benannten Grafen sollen mütterlicher Seits von dem Markgrafen von Österreich, Leopold dem Schönen, abstammen, mittels einer ungenannten [1]) Tochter, die ihrem Gemahl Ips, Persenbeug und Pailstein zugebracht hätte. Das in der Note angeführte Zeugniß wird aber kaum zureichen, um eine sechste Tochter des Markgrafen zu begründen. Zudem ist es bekannt, daß die vierte Tochter, Euphemia, die Grafschaft Pailstein ihrem Gemahl, einem bairischen Grafen, Konrad dem Rauhen zubrachte. Nicht viel glücklicher ist die Annahme, eine sechste Tochter des Markgrafen Leopold III., Richardis, die mit Ips und Persenbeug abgefunden, sei in ihrer Ehe mit dem Grafen Heinrich von Stephaning die Ahnfrau der Grafen von Pernegg geworden. Graf Heinrich von Stephaning scheint vielmehr, nachdem er seine erste Gemahlin, die Gräfin Richardis von Vohburg, verloren, der Schwiegersohn des Markgrafen Leopold IV. des Heiligen, geworden zu sein. Wenn aber der Grafen von Pernegg Ursprung keineswegs zu ermitteln, so bezeugen hingegen alle Monumente der Vorzeit einstimmig ihre Macht und ihr ausgedehntes Besitzthum, so mit Drosendorf anhebend, durch das ganze V. O. M. B. sich bis zur Donau hinabzog. Ekbert und Ulrich von Pernegg, Gebrüder, oder aber Vater und Sohn, kommen 1130—1160 in den Urkunden des Saalbuchs von Kloster-Neuburg vor, stifteten auch, vor 1159, das der Stadt Horn nördlich, gegen die mährische Grenze gelegene Kloster Geras, des Ordens von Prämonstrat. Es ist nicht wahrscheinlich, daß jener Ekbert derselbe sein sollte, dessen eine Urkunde Herzog Heinrich's von Österreich 1171 gedenkt. Graf Ulrich hingegen ist ohne Zweifel derjenige, von dem die Lebensbeschreibung des sel. Berthold [2]) handelt. Des frommen Berthold beredte und eindringende Vorstellungen brachten den sündhaften Grafen zur Erkenntniß, daß er eilf von seinen Beischläferinnen entließ, die zwölfte zur Frau nahm. Von dem wüsten Treiben zur Bahn geregelten Lebens zurückgeführt, empfand der Graf das Bedürfniß, die Sünden seiner Jugend zu büßen; er unternahm daher in der Wildniß, unweit seiner Stammburg, einen klösterlichen Bau, den jedoch erst sein Sohn, Egnardus oder Egbert, beendigte, um 1160. Ulrich soll sich noch in Urkunden von 1200 und 1308 finden; das ist ein jüngerer Ulrich, der Vater des ungenannten Grafen von Pernegg, dem, als einem Blödsinnigen, sein Eigenthum von dem Herzog von Österreich genommen wurde [3]). In diesem, vielleicht nur angeblichen, Narren glaubt man den Grafen Gerhard von Pernegg zu erkennen, welcher, der väterlichen Besitzungen beraubt, um 1226 nach Böhmen flüchtete, und von König Przemysl Ottokar zum Burggrafen von Znaym ernannt, weitläufige Güter in Mähren erwarb, auch dieselben seinen Söhnen Boczek, Smil, Kuno und Nikul hinterließ. Boczek, der in der Hoffnung, das Erbe der Vorfahren einstens wieder zu erlangen, Zeitlebens den Grafentitel von Pernegg beibehielt, kommt 1234 als des Königs von Böhmen Marschalk, und von 1240—1255 als Burggraf in Znaym vor, gründete die herrliche Abtei Saar Eistercienserordens, und verlieh 1255 dem Kloster Geras, was ihm als Stiftung seiner Ahnen auch im fremden Lande werth geblieben war, den Jägerhof zu Gogitsch, V. O. M. B. Vom Bruder dieses Boczek, Smil, stammt eine, durch den Beinamen Zagimacz sich unterscheidende, Linie des Hauses Kunstadt. Smil selbst gab 1256 dem Stifte Pernegg den Hof zu Raistorf, dessen als eines angeblichen Eigenthums, Graf Boczek sich bemächtigt hatte, zurück, stiftete auch 1264 bei Wisowitz hradischer Kreises, das Kloster Smilheim, Eistercienserordens. Vom dritten Sohne des vertriebenen Grafen von Pernegg, von Kuno, stammt das Haus Kunstadt, mit dem königlichen und fürstlichen Zweige der Podiebrade, von Nikul das Haus Drnowsky von Dirnowitz ab (vgl. die Art. Kunstadt, Podiebrad und Drnowsky). Nach Jahren nahm Graf Ulrich II. von Heumburg, als Gemahl der Markgräfin Agnes von Baden, die eine Tochter der Gertrudis, der Erbin von Österreich, war, unter anderen die Grafschaft Pernegg, sammt Drosendorf, in Anspruch, wurde aber von König Ottokar gezwungen, diesem Anspruch zu entsagen, und rücksichtlich desselben von Kaiser Rudolf, am 22. Oct. 1279, mittels einer Geldsumme abgefunden.

Das Kloster Pernegg, die Stiftung des Grafen, bestand, wie wir gesehen haben, bereits um 1160. Von dem Erbauer war es Chorherren Prämonstratenserordens

1) Sexta (filia Leopoldi) data est cuidam viro magnifico, cujus nomen nescitur, inque dotem oppidula dua Ipsa et Poesenbeuga, quemadmodum et comitatum, schreibt *Linck*, Annal. Zwetl. 1, 88. 2) Bei *Pez* S. rer. austr. II, 116: „Vir quidam nobilis et dives, nomine Ulricus de Berneke, audiens hominem Dei esse apud Gotewicum, misit ad eum, ut ad se venire dignaretur. Qui licet infirmus esset aliquantulum, profectus est tamen, ne tantus vir sua spe frustraretur. Veniens ergo invenit in domo viri duodecim dominas, quarum singulas, quia coniux obierat, suo lecto ille vir pro libitu adesse semper praecipiebat.

3) Der Grav Ulreich des Graven Ekkprechtes Sun von Pernek der gewan einen Sun der waz ein Nar und ein Tor vnd ist noch heut ein Nar. Der waz dez nicht wert daz er dax Aigen het vnd dez unterwant sich Herzog Leupold, so ist es herchomen, schreibt Ennenkl in seinem Fürstenbuch S. 10.

zugedacht, es wurde jedoch auf Veranlassung Gottschalk's, des ersten Abtes zu Seelau, mit Schwestern desselben Ordens, die zeither das Kloster Lunewick inne gehabt hatten, besetzt. Der ihnen auf Ansuchen Egnard's von Pernegg von Abt Gottschalk als Propst vorgesetzte Engelbert starb den 2. März 1171, im allgemeinen Rufe der Heiligkeit. Im J. 1249 wurde das Kloster von Konrad von Playen, dem Grafen von Hardeck, mit verschiedenen Weingärten und einem Hofe zu Pulkau, dann 1281 von der Gräfin Kunigunde von Mörn mit einem ihrer Herrschaft Burgschleunitz dienstbaren Hofe und mehren andern Grundstücken beschenkt. In demselben J. 1281 findet sich in einer Urkunde des Nonnenklosters St. Bernhard ein Propst Ulrich von Pernegg, und wiederum wird 1314 ein Propst Konrad genannt; von andern Pröpsten ist das Andenken erloschen, oder es regierte statt ihrer der Abt von Geras, dessen Kloster von Pernegg nur eine Meile entlegen. In einem 1327 für Pernegg ausgefertigten Bestätigungsbriefe spricht jedoch Kaiser Friedrich III. von einem dasigen Propst, der vermuthlich Johannes hieß. Jedenfalls starb, laut des Nekrologs, ein Propst Johannes den 21. Sept. Dessen Nachfolger, Wilhelm, behielt, obgleich 1348 in Geras zum Abt erwählt, die Propstei noch mehre Jahre bei, bis er durch richterliches Erkenntniß dem Kloster Pernegg die Pfarrei Hößling erstritten. Da er hierauf dem Convent vergönnte, sich einen unabhängigen Propst zu erwählen, fiel die Wahl auf Tilmann, denselben, der anstatt der in unbequemer Entfernung gelegenen Güter die in Schirmannsreith eintauschte. Der nächste Propst Hermann, der die zu Padendorf gestifteten Grundholden verkaufte, starb den 19. Oct. 1399, und fand in Johann von Ruffin einen ungemein wirthschaftlichen Nachfolger. Dieser starb den 30. Jan. 1405. Sein Nachfolger, der 1432 auch zum Abte von Geras erwählte Wilhelm, hat das Dorf Rödersdorf zum Stifte gebracht. Als Wilhelm der Propstei, die er längere Zeit sammt der Abtei besessen hatte, entsagte, trat an seine Stelle Gerhard, der zwar die gesuchte Aufhebung des Filialverbandes zu Geras nicht erreichte, aber 1451 mit St. Johann von Capistran, dem für Teutschland bestellten Generalvicar des Franziskanerordens, Namens des Klosters zu Egenburg, eine Fraternität, quoad suffragia pro defunctis, errichtete, und 1457 verschied. Sein Nachfolger, Oswald, scheint, vor 1466, zur Regierung der Abtei Geras berufen worden zu sein. Der Propst Nicolaus, gest. 6. Sept. 1482, erkaufte das landesfürstliche Lehen in Nondorf. Lorenz, als Priester und als Ökonom gleich ausgezeichnet, starb den 16. Oct. 1505, Christoph, der Pingendorf und Möbring veräußerte, 1511, Christian Zarnwolf den 23. Juli 1515, Johann Kolb den 16. März 1520, Thomas 1532. Gregor beschäftigte sich ernstlich mit der Klosterzucht, bemühte sich, den zerrütteten Umständen des Hauses wieder aufzuhelfen, und starb 1545, sein Nachfolger, Kollmann Radt, den 6. April 1551. Dieser hat das Aussterben der sämmtlichen Klosterfrauen erlebt, und wurde nach seinem Tode Pernegg als eine simpliciter, nach Geras gehörige Propstei behandelt. Der erste auf diesen Fuß bestellte Propst, Johan Küpl, wurde von und aus dem Capitel zu Geras erwählt, den 17. April 1551, und starb den 23. Jan. 1558. Ihm folgten Urban Leser, der 1563 nach Geras als Abt berufen wurde, Christoph Weber, gest. um 1570, Matthias Leser, gest. den 21. Dec. 1582. Bis dahin hatte der Propst nur einige Conventualen, als Expositi, bei sich gehabt. Georg Sumper, ein geprüfter Ökonom, brachte es dahin, daß in Pernegg ein förmlicher Convent, aus den von Geras dahin entsendeten Capitularen, gebildet werden konnte, 1584, und beschaffte auch die Mittel, diesen Convent zu ernähren. Er starb den 12. Dec. 1586, sein Nachfolger, German Ranzel, den 24. Juni 1591. Johann von Beyer, unglücklich in allen seinen Bemühungen um die Wiederaufnahme des häuslichen Wohlstandes, sah sich genöthigt, die Mildthätigkeit des Ordinarius anzurufen; Bischof Christoph von Passau bewilligte eine auf den ganzen Umfang der Diöcese auszudehnende Collecte, die, wie es scheint, reichlich ausfiel, zumal von da an für das Stift eine neue Ära des Wohlstandes beginnt. Johann von Beyer wurde 1600 als Abt nach Geras gefodert, Sebastian Fuchs, der resignirte Abt von Bruck, in Mähren, ließ sich durch vieles Bitten überreden, das Regiment der Propstei Pernegg zu übernehmen. In Bruck hatte er von den Akatholiken viel zu leiden gehabt, um so mehr befleißigte er sich in seinem gegenwärtigen Wirkungskreise, den Fortschritten der Reformation zu widerstehen. Durch diesen Eifer hat er für sich und seine Nachfolger bei Papst Paul V. den Gebrauch der Pontificalien erlangt. Er starb den 15. Oct. 1618, im Beginn demnach der böhmischen Unruhen, die auch über Pernegg viele Leiden verhängten, ohne daß sie den Propst Valentin Sprinzel hätten verhindern können, in Gebäuden und Wohlstand das Kloster zu bessern. Zwölf Jahre hindurch führte Valentin zugleich in Geras die Administration; er starb den 2. Mai 1642. Norbert Bratig, Chorherr im Stifte Wildau, wurde nach Pernegg postulirt. Dem in dem 30jährigen Kriege verwüsteten Kloster, und besonders der Kirche, gab er die heutige Gestalt. Kaum seiner Schöpfung in Pernegg froh, wurde er von dem verarmten und verschuldeten St. Vincenzkloster in Breslau zum Abt begehrt; auch da hat er nicht nur die von den Vorfahren hinterlassenen Schulden bezahlt, sondern auch veräußerte Güter wiederum zum Stifte gebracht. Die Propstei Pernegg, die er einige Jahre hindurch zugleich mit der Abtei besessen, gab er den 27. Oct. 1653 auf; er ist zu Breslau den 22. Jan. 1656 gestorben. Nach einer Sedisvacanz von 18 Monaten wurde den Chorherren in Pernegg, die sich über einen Nachfolger nicht zu einigen wußten, von dem Landesherrn ein Capitular des Stiftes Strahow, Lorenz Weigel, als Propst vorgesetzt, der schon am 7. Jan. 1657 starb. An seine Stelle trat, durch Postulation, Nicolaus Maister, ebenfalls Capitular im Strahow, der durch mehre Jahre den Posten eines landschaftlichen Raithrathes bekleidete und am 4. April 1677 starb. Franz Edler von Schöllinger, der erste aus dem Mittel des Stiftes erwählte Propst, war zugleich ständischer Verordneter des Prälatenstandes und nachmals

desselben Standes beständiger Ausschuß. Ein Mann von außerordentlichem Unternehmungsgeist, erlangte er bei dem Orden, daß seine Propstei zu einer Abtei erhoben wurde; er baute, von Grund auf, die Abtswohnung, den Schüttkasten und Keller; er bereicherte die Sacristei mit kostbaren Ornaten und vielen heiligen Gefäßen. Was aber sein Andenken dem Orden unsterblich machen muß, sind seine erfolgreichen Bemühungen um die Wiedererlangung der entfremdeten ungarischen Klöster. Bekanntlich sollte ein jeder Orden, um zum Wiederbesitz der von den Türken vernichteten Häuser zu gelangen, eine bestimmte Summe, als den ihm zur Last fallenden Antheil der Kriegskosten, erlegen, wie das in einer frühern Periode bereits in Ansehung der böhmischen und oberpfälzischen Klöster beobachtet worden war. Der hierauf gestellte Antrag fand aber von Seiten des Prämonstratenserordens im Allgemeinen keineswegs die angemessene Aufnahme, und Franz Schöllinger, der Allen gemeinsamen Aufgabe sich unterziehend, konnte für ein so wichtiges Geschäft beinahe nur auf die Mittel des eigenen Hauses rechnen. Allerdings hatte er sich den Weg dazu durch seine patriotischen Leistungen gebahnt: Kaiser Leopold rühmt von ihm 12. Juli 1697, daß er „durantibus his suscepti contra Otthomanicam potentiam belli temporibus, variis jam viribus, in promotionem servitii nostri et boni publici, reique christianae emolumentum, nervo belli, seu non contemnendis pecuniis, tum hactenus, tum de praesenti etiam, sive conjunctim, ultra 230,000 Florenorum importantibus, prompte et alacriter, sponte et benevole, ac opportune, liberaliter et laudabiliter benignaque cum placentia nostra succurrerit,“ allein die dem kleinen Stifte Pernegg zugemuthete Anstrengung, deren Frucht die Extradition der Propsteien Csorna, Jasso, Lelesz, St. Stephan zu Groß-Waradein, Horpács und Turie, befand sich außer allem Verhältnisse zu den Kräften der Communität. Der Abt selbst sah sich noch genöthigt, Jasso, Lelesz und St. Stephan, den reichsten Theil seiner kühnen Speculation, an die Abtei Bruck zu überlassen, daß ihm einzig Csorna, wovon er den Propstentitel angenommen hatte, und Turie, sammt dem aller Einkünfte entbehrenden Horpács verblieben. Er starb den 19. Febr. 1707. Es folgte ihm sein Brudersohn, Ambrosius von Schöllinger, vornehmlich, wie es scheint, um die Last von den verunglückten Unternehmungen des Vorgängers zu tragen. Vor Allem mußte er die herrliche Propstei Csorna an die Abtei Hradisch verkaufen (1710), indem aber der Erlös keineswegs zur Befriedigung der sämmtlichen Gläubiger hinreichte, folgte jener Veräußerung eine Administration, die von dem Abte Michael Wallner von Geras geführt wurde. Dem Abte Ambrosius blieb allein das geistliche Regiment zusammt einer Congrua von 400 Fl. jährlich; 200 Fl. wurden für jeden andern Chorherrn ausgeworfen. Ambrosius starb den 27. Jan. 1735. In Folge Hofdecrets durfte, bis sämmtliche Schulden, 73,951 Fl., getilgt sein würden, keine Abtswahl vorgenommen werden; der Abt von Geras blieb daher noch weitere eilf Jahre in seinen, seit Ableben des Ambrosius sich zugleich auf die geistlichen Beziehungen erstreckenden Verrichtungen. Die Belastungen waren endlich 1746 abgeführt, und das Capitel konnte eine Abtswahl vornehmen. Peter Gröbner, zu dessen Gunsten die Stimmen sich vereinigten, verkaufte 1747 die Propstei Turie, in der szalader Gespanschaft, erbaute zu Trabenreith eine Pfarrkirche, um hiermit den Insassen der allzu weitläufigen Stiftspfarrei den Kirchenbesuch im Winter zu erleichtern, erneuerte die verfallene Pfarrkirche auf dem St. Niclasberg, sorgte für eine zweckmäßigere theologische Ausbildung der Novizen, und starb den 7. März 1772. Sein Nachfolger, Leopold Silipp, beschäftigte sich eifrigst mit der Klosterzucht und mit wirthschaftlichen Verbesserungen, als in Folge Hofdecrets vom 7. Sept. 1783 die Abtei Pernegg dem Schwesterkloster Geras zur Administration einverleibt und der Abt mit einer anständigen Pension versorgt wurde, während die nicht als Seelsorger auf Localkaplaneien untergebrachten Capitularen dem Convent in Geras zugetheilt wurden.

Das Herrengeschlecht derer von Pernegg (Bäreneck an der Mur), in der Steiermark, soll, nach Lazii Bericht, einen Grafen Bernhard von Steier, den Bruder des steierischen Markgrafen Ottokar IV. und des Waldgrafen Adalbero von Ens, zum Ahnherrn haben, wornach es mit denen von Hohenberg, Starhemberg und Losenstein gemeinschaftlichen Herkommens sein müßte. Es schreibt jedoch bereits Aq. Jul. Cäsar „Bernardum de Styra nonnisi dubie Ottocari IV. fratrem et satorem Perneggensium dici posse,“ und wird jene Abstammung vollends verdächtig durch die Behauptung, daß Bernhard's Gemahlin, Leudgardis, eine Schwester des Grafen Konrad von Würtemberg gewesen sei. Aus der angeblichen Ehe kamen vier Söhne, Otto, der Herren von Hohenberg Stammvater, Gottfried, Herrand und Gundakar. Von Gundakar werden die Pernegge hergeleitet, und schreibt von ihm Lazius S. 178: „Gundoccarus comes de Styra et dominus de Bernech et Gracz, comitatum adhuc Styrae, Norici ripensis, possedit circa annos Salutis 1100.“ Als Söhne dieses Gundakar betrachtet Lazius die in einer Urkunde von 1140 unter den Zeugen genannten Herren von Grätz, Ottokar und Ordulf, von denen dieser zugleich Graf von Steyer und Herr von Perneck, auch Vater von vier Söhnen war, Ekbert, 1150 und 1186, Gundakar II., Ulrich, 1150—1208 und Dietmar, 1140—1170, dieser war mit Hadwigis vermählt und Ahnherr jenes Otto von Pernegg, der 1260 in Gemeinschaft mit seiner Schwester Kunegundis, der Witwe des Otto von Lonsperg, an das Kloster Göß den unter der Frauenburg belegenen Hof zu Hindersdorf vergabte. Gundakar II. Berner de Steyr, von welchem verschiedene kaiserliche, auch der Fürsten der Steiermark Urkunden 1170 und 1176 unterfertigt, wurde Vater Gundakar's III. Anno 1200 und Großvater des mit einer Liechtensteinerin von Murau verheiratheten Gottfried. Gottfried's Sohn, Ordulf II., wird 1260 genannt, und ist der Vater von Gundakar IV., von Otto von Pernegg, dem Schenken der Steiermark Anno 1319 und von Ozel, den drei Brüdern, die 1320 dem Stifte Rein



wohlthätig; „a quo (Gundacaro) barones Styriae, nominati a Berneckh, initia trahunt,“ schreibt Lazius, und pflichten wir darin willig ihm bei, wogegen die Herleitung dieser spätern Pernegg von den alten Grafen von Steier uns schweren Bedenklichkeiten unterworfen zu sein scheint. Aus Otto's Schenkenamt geht die Ministerialität allzu deutlich hervor; wir dürfen daher wol annehmen, daß ein Ministerialengeschlecht, das etwa von dem Zeugen Ulricus de Pernegg abstammte, der in der Urkunde des Markgrafen Ottokar IV. für Garsten 1112 vorkommt, nachdem es Nachfolger der Edelherren von Pernegg in dem Besitze der Burg Pernegg geworden war, sich zugleich deren Wappenschild zugelegt habe. Wir kehren zu Gundakar IV. zurück, von dessen Söhnen, Otto II., Johann, Konrad, Erasmus und Gundakar V., allein der mittlere, Konrad, die Hauptlinie fortsetzte. Einer von dessen Söhnen, Friedrich von Pernegg, 1385 zum Domdechanten in Salzburg erwählt, wurde an die Stelle des am 10. Juni 1399 gestorbenen Johannes von Neuberg zum Bischof von Seckau ernannt, kam aber sofort in Streit mit seinem Metropolitan. Ohne denselben zu begrüßen, erlangte er von Papst Bonifacius X., daß einige der salzburgischen Diöcese entzogene Pfarreien dem seckau'schen Sprengel einverleibt wurden; der Erzbischof mußte diesen Schritt als einen ersten Versuch betrachten, um sich der salzburgischen Hoheit zu entziehen. Es ergaben sich Zerwürfnisse von der ernsthaftesten Natur, welche auszugleichen Herzog Wilhelm der Liebreiche einen Tag nach Bruck 1402 ausschrieb. Kaum konnte Bischof Friedrich II. dahin gebracht werden, den Erzbischof von Salzburg als seinen gnädigen Herrn und Freund, welchem er zu gehorsamen schuldig sei, anzuerkennen, aber von den seinem Stifte zugetheilten Pfarreien Radkersburg, Leibnitz, St. Georgen an der Stiffing, St. Ruprecht an der Raab und Frauenberg bei Weiz wollte er um keinen Preis ablassen; am Ende mußte der Metropolitan seiner Hartnäckigkeit weichen und bestätigen, was nicht mehr zurückzunehmen war. Überhaupt muß Bischof Friedrich sich der besondern Gunst des Herzogs erfreut haben; 1399 verfügte Wilhelm der Liebreiche, daß in Streitigkeiten um seine Person oder Kirche der Bischof vor keinem andern Richterstuhle als vor dem Herzog, oder vor einem von diesem eigens delegirten Richter belangt werden, auch, selbst in landrichterlichen Sachen, durch einen Procurator eigner Wahl sich vertreten lassen könne. Der für die Erweiterung seines Sprengels und für die Erhöhung seines bischöflichen Ansehens so thätige, von seinem Landesfürsten geachtete und begünstigte Bischof Friedrich II. starb den 4. Sept. 1414. Ein Bruder von ihm mag gewesen sein Eckard von Pernegg, Bischof zu Chiemsee, durch Ernennung von 1390, gestorben 1399. Ein Neffe vielleicht des Bischofs Friedrich, Rudolf von Pernegg, hinterließ zwei Söhne, Wilhelm I. und Erasmus III. Wilhelm I., Landeshauptmann in der Steiermark 1427, ist ohne Zweifel der unter den Begleitern des Herzogs Friedrich in die Pilgerfahrt nach dem heiligen Lande, 1436, verzeichnete Wilhelm von Pernegg, Freiherr; dessen einzige Tochter, Richardis, wurde an Johann Ungnad verheirathet. Johann IV., ebenfalls wol ein Neffe des Bischofs Friedrich von Seckau, und ein Bruder Ordulf's III., der 1453 als Besitzer von Luttenberg genannt wird, hinterließ fünf Söhne, von denen doch nur Wilhelm II. als Vater von Stephan und Matthäus, der Erwähnung werth ist. Matthäus kommt noch 1494 und 1499 vor, gleichwie dessen Sohn, der ehelose Sebastian, 1519, genannt wird. Elisabeth hingegen, des Matthäus Tochter, aus dessen zweiter Ehe mit Hedwig von Zelking, hat als Frau des Wolf von Ödt und Haupterbin des Bruders nicht nur Schöneck, V. O. W. W., sondern auch das pernegg'sche Stammwappen an die von Ödt gebracht. Stephan von Pernegg 1440—1500, war Vater von sechs Kindern; eine Tochter Magdalena freite sich Christoph von Racknitz, der einzige Sohn Wilhelm's III. von Pernegg, vermählt mit Maria von Guetenberg, gest. 1532, und nachdem mit Wilhelm's einziger Tochter Maria, gest. 1559, der uralte Herrenstamm von Pernegg zu Grabe getragen worden war, verfiel das Stammhaus Pernegg an den von Racknitz, als den Sohn einer pernegg'schen Tochter. Die von Pernegg führten das steierische, feuerspeiende Panther, schwarz, im goldenen Felde, während im grünen Schilde der Herzoge von Steiermark das Pantherthier silbern war. Als Besitzungen des Geschlechtes werden außer Pernegg, Negau, Leonrod, Greiseneck, Waldstein, Waasen, Eppenstein, Einöd, Schalleck, Dobreng und Luttenberg aufgeführt. Von der Herrschaft Pernegg oder Bäreneck an der Mur, als dem Stammhause, Einiges zu berichten, möge genügen, daß dieselbe sich über 14 Gemeinden, mit einer Bevölkerung von 2813 Köpfen und einem Flächenraum von 26,894 Joch 1105 Klafter ausdehnt, an eigenen Gründen 34 Joch Ackerland, 38 Joch Wiesen, 535 Joch Waldungen besitzt, und die Voigtei über die dem Schlosse gegenüber belegene Kirche zu St. Maximilian in Kirchdorf; und die anstoßende St. Katharinenkapelle, über U. L. Frauenkirche nächst dem Schlosse, über die Pfarrkirche St. Paul und die Filialkirche St. Jacob in der Breitenau, sowie in einem bedeutenden Bezirke die Wildbahn und Reisjagd, in der Mur das Fischrecht übt. Als Besitzer kommen, nach denen von Pernegg, die Racknitz, Cassinedi, von 1681—1797 die Grafen von Leslie, und seit dem 13. Aug. 1805 Graf Johann (von Dukla) von Dietrichstein vor. Es liegt diese Herrschaft in dem brucker Kreise, der Kreisstadt südlich. Ein zweites Bäreneck, in dem grätzer Kreise der Steiermark, an der Grenze von Österreich und Ungarn, unterscheidet sich durch den Beinamen: in der Elsenau. Die davon abhängende Herrschaft enthält in 20 Conscriptionsgemeinden bei einem Flächeninhalte von 7539 Joch 977 Klafter eine Bevölkerung von 2870 Köpfen, und übt die Voigteigerechtsame in Ansehung der Kirche zu St. Peter und Paul in Schäffern. Von Bäreneck in der Elsenau entlehnten ohne Zweifel die Perner ihren Namen von welchen Heinrich Perner 1347, Konrad der Perner von Pernegg 1353 lebten. Heinrich's Sohn, Konrad, Pfleger zu Fürstenfeld 1400, war mit Anna von Polheim verheirathet. Nicolaus Perner wurde 1530 in den Herrenstand erhoben, und vermachte, als der letzte seines Stammes, die Herrschaft Pernegg in der Elsenau seiner

Frau, Apollonia von Puchheim, ohne jedoch diese Disposition gegen die Angriffe seiner Blutsverwandten sicher stellen zu können, vielmehr gelangte Pernegg an Nielasens Schwester, an die mit Hans Rindsmaul verheirathete Dorothea Perner. Nicolaus starb 1550, seine Witwe 1553; beide liegen zu Bärneck begraben, die Herrschaft aber ist bis zum Schlusse des 18. Jahrhunderts dem Geschlechte Rindsmaul verblieben, wenngleich 1529 Maximilian Steinbeiß als Besitzer vorkommt. Am 16. Febr. 1798 erkaufte sie von dem Grafen von Rindsmaul D. Ignaz Holler. Von den Pernern zu Pernegg war eine Nebenlinie, die der Perner zum Schachen, ausgegangen. Dietrich Perner zum Schachen verschenkt all sein Gut an Johann von Neudeck, den Burggrafen zu Stüchsenstein, 1429. Von Dietrichen Perner zum Schachen, ihrem Pfleger zu Neidau, schreibt Elisabeth von Neuberg, die Erbin ihres großen Hauses, als Witwe des Grafen Christoph von St. Georgen und Pösing [4]). Derselbe Dietrich wird als einer der Sodalen von der Brüderschaft St. Christophen, und 1517 als Pfleger zu Fürstenfeld genannt. Radegundis, Margaretha, Christoph und Katharina Perner haben 1539 ihres Vaters Güter, die Weikarden von Polheim lehnrührig, an Bernhard von Teufenbach zu Mayerhofen verkauft. Das Prädicat, zum Schachen, scheinen diese Perner von einem Burgsitze in dem heute der Herrschaft Thalberg unterthänigen Dorfe Ehrenschachen entlehnt zu haben, die jetzige Benennung des Dorfes Ehrenschachen mag aus Pernerschachen corrumpirt sein. (*v. Stramberg.*)

PERNES. 1) P., lat. Pernae (Br. 50° 29′, L. 20° 6′), kleine Stadt im franz. Departement Pas de Calais, Canton Heuchin, Bezirksstadt St. Pol, liegt von dieser 3¾ Lieues entfernt auf einem Hügel an der Clemance und hat eine Succursalkirche, eine Pferdepost, 120 Häuser und 708 Einwohner. 2) Eine kleine Stadt und Hauptort des gleichnamigen Cantons im Departement Vaucluse (Comtat), Canton und Bezirk Carpentras, liegt eine Lieue von dieser Stadt entfernt auf einer Anhöhe am linken Ufer der Nesque, ist der Sitz eines Friedensgerichts und hat eine Pfarrkirche, mehre Succursalkirchen und kleine Kapellen, 820 Häuser und 4186 Einwohner, welche zwei Jahrmärkte unterhalten, Handel mit Safran und Oliven treiben und sich mit Seidenwürmerzucht beschäftigen. Pernes gehörte bis zur Revolution dem Papste, auch ist es der Geburtsort des berühmten Esprit Flechier (geb. 1632, gest. zu Montpellier 1710). Der Canton Pernes enthält in sechs Gemeinden 7460 Einwohner. (Nach Expilly und Barbichon.) (*Fischer.*)

4) Hab ich ... nach Rath und in Beywesen Dietrichen Perners zum Schachen, zu dem ich dan nach meinem lieben Herren und Gemahl viel Vertrauens gesetzet ... und wann es Gott füegte, daß ich also mit Tode abstürbe, so soll der bemelte Dietrich Perner der röm. Kayserlichen Mayestet solch mein 2 Theil des Schloß und Herrschaft Neidau umb ein Summa Geldts, benantlich 8000 Gulden anbieten, und ob die Kayserlich Mayestet bemelt mein 2 Theil also umb dieselbe Summa annehmen, und das Geldt also zu gedachten meines lieben Herrn und Gemahl, oft genant Dietrichen Perner für seine Treu, willig Dienst ausrichten und bezahlen 500 Gulden Reinisch. Anno 1503.

Pernes (Zool.), s. Pernis.

PERNETTI (Jacques), geboren in le Forez um 1696, trat in den geistlichen Stand und übernahm die Erziehung des M. de Boulogne, welcher Rath und Finanzverwalter wurde. Durch den Einfluß seiner Gönner erhielt er ein Kanonikat zweiter Classe an der Hauptkirche zu Lyon. Mit dieser Stelle nahm der Abt Pernetti den Titel eines Ritters der Kirche zu Lyon an, welcher den Stiftsherren dieser Classe zukam, wie der Grafentitel den Stiftsherren der ersten Classe. Sich nun in Lyon niederlassend, legte er sich mit großem Eifer und gutem Erfolg auf das Studium der Wissenschaften. Als er in die Akademie zu Lyon aufgenommen worden war, bewies er sich überaus eifrig und hielt besonders viele Vorträge über die Alterthümer dieser Stadt. Dazu war er den Studien der Naturgeschichte leidenschaftlich ergeben und war kein Fremdling im Ausüben der Künste; erreichte ein hohes Alter, geliebt wegen seiner Sanftmuth, Bescheidenheit und anderer schönen Eigenschaften. Er starb zu Lyon am 6. Febr. 1777.

Ungeachtet der Lobeserhebungen, die einige Kritiker seinen Werken angedeihen ließen (z. B. Sabatier: Siècles de la literature), sind sie doch in Vergessenheit gerathen. Die Titel seiner Schriften und einige Bemerkungen darüber sind hier ebenso nothwendig als hinreichend:

1) Les Abus de l'éducation sur la piété, la morale et l'étude. (Paris 1728. 12.) Diese Misbräuche der Erziehung in Hinsicht auf Frömmigkeit, Moral und Studium brachten Nutzen und sind immer noch von geschichtlicher Bedeutung.

2) Le Repos de Cyrus (Paris 1732), von G. F. Bährmann in's Teutsche übersetzt (Leipzig 1835). Dieser Roman versetzt seinen Helden vom 16. bis zum 40. Jahre in Ruhe, ohne Zweifel um ein Gegenstück zu den Voyages de Cyrus von Ramsay, die damals viel Aufsehen erregten, zu liefern. Allein die Ruhe ist nicht so streng, daß ihn der Verfasser nicht nach Medien und sogar in den Krieg gegen die Assyrier zu führen Gelegenheit nehmen sollte. Überhaupt wirft man dem Verf. leichtfertige Situationen, einen hochtrabenden Styl und völlige Verrückung seines Planes im zweiten Theile vor. Die Liebhaber der Geschichte der Romane finden eine beurtheilende Auseinandersetzung dieser Schrift in der Bibliothèque des Romans, Decembre 1775.

3) Les Conseils de l'amitié. (Francf. 1738. 12.)

4) Lettres philosophiques sur les physionomies. 1748. 3 part. 12. (Lyon 1760.) Diese Ausgabe ist mit drei Briefen vermehrt. Von diesem Buche führt Ersch in seinem literarischen Frankreich (III, 38) eine teutsche Übersetzung an: Dresden 1785, 3 Bände. Man hat zwar behauptet, Pernetti habe die Handschrift dieses Werkes vom Pater Bougeant erhalten, welcher sich gefürchtet habe, durch Veröffentlichung desselben unter seinem Namen die Ungnade seiner Vorgesetzten auf's Neue sich zuzuziehen. Namentlich berichtet dies Thiebault (im 5. Bande der Souvenirs de Berlin. p. 89), sich auf das alleinige Zeugniß des Abbé Matte berufend. Da

aber das Werk erst fünf Jahre nach dem Tode des Pater Bougeant herausgegeben wurde, so fiel der Grund der Verheimlichung des Namens weg, wenn Pernetti's Redlichkeit nicht gefährdet werden soll, wozu der Mann sonst nirgends eine Veranlassung gegeben hatte. Auch die Hinzufügung der drei neuen Briefe der zweiten Ausgabe widerlegt das unsichere Gerücht. Am meisten aber ist es die Sprache selbst, welche die Erzählung widerlegt. Weder der Styl noch die Grundgedanken dieser philosophischen Briefe über die Physiognomien erinnern an das sinnreiche Buch: Amusement sur le language des Bêtes, dessen vorübergehender Erfolg der Neuheit des Gegenstandes zugeschrieben werden muß, welcher wenigstens noch nicht in die Mode gekommen war, was erst durch eine merkwürdige Behandlungsweise späterer Schriftsteller dahin gebracht wurde. Es muß also die Anekdote, welche der Abt Matte erzählt, in die Reihe jener Geschichtchen gestellt werden, welche nacherzählt werden, ohne daß man weiß warum, die sich aber sogar auch in übrigens sehr achtbare Werke verlaufen haben. Pernetti muß daher als Verfasser dieser philosophischen Briefe, die um Lavater willen nicht unbeachtet zu lassen sind, anerkannt werden.

5) Histoire de Favoride (Genève 1750). Ein sehr mittelmäßiger Roman.

6) Observations sur la vraie philosophie (Genève 1757. 12.). Diese Bemerkungen sind in einer Sammlung aufgenommen worden, welche den Titel führt: Choix de Philosophie morale. (Avignon 1771. 12.)

7) Recherches pour servir à l'Histoire de Lyon, ou les Lyonnais dignes de mémoire. (Lyon 1757. 2 vol.) Dieses oberflächliche ungenaue Werk enthält doch einige wichtige Notizen und seltsame Geschichtchen. Weil Pernetti unter andern auch Personen in sein Buch aufgenommen hatte, die wenig oder gar nicht dazu geeignet waren, so machte ihn Pierre Laurès, ein lyoner Chirurg, in einer kleinen Schrift von 60 Seiten: Supplement aux Lyonnais dignes de mémoire (1757), deshalb lächerlich.

8) Tableau de la ville de Lyon, 1760, 82 Seiten, mit einem Grundriß. Dieses vorgebliche Tableau enthält ziemlich oberflächliche Untersuchungen über den Ursprung der ersten Ansiedelungen und Niederlassungen, über Einzüge der Könige, Unglücksfälle durch Feuer und Überschwemmung rc., endlich noch ein alphabetisches Register aller Stiftsherren (oder Grafen) von Lyon, seit 1020—1758.

9) Essai sur les coeurs. (Amsterd. 1765. 12.)

10) Discours sur le travail. (Lyon 1766. 12.) Jacq. Pernetti hinterließ mehre ungedruckte Werkchen, deren Titel und Inhalt uns Delandine aufbewahrt hat in seinem Catalogue des Manuscrits de la Bibliothèque de Lyon. (Nach Biographie universelle; ancienne et moderne. T. XXXIII. p. 387.) (*G. W. Fink.*)

PERNETY (Antoine Joseph), geb. d. 13. Febr. 1716 zu Roanne in le Forez, ein Vetter des Abtes Jacq. Pernetti. Beide Männer schrieben ihre Namen, wie hier angegeben steht, verschieden. Nach zurückgelegten Schuljahren widmete er sich dem Mönchsstande und trat in die Congregation von Saint Maur, wo er sich seinen Obern durch Fleiß und Anstelligkeit bemerkbar machte. Man berief ihn deshalb in die Abtei Saint Germain, wo er alle nöthigen Hilfsmittel fand, seine Kenntnisse zu vervollkommnen und neue hinzuzufügen. Mit einer ziemlich weitschichtigen Gelehrsamkeit vereinigte sich noch eine große Neigung zur Naturgeschichte; er hatte sogar zeichnen gelernt, um die Pflanzen, welche er bei seinen Spaziergängen in der Umgegend von Paris fand, nachzubilden. Als er hörte, daß Bougainville vom Könige die Erlaubniß erhalten hatte, auf den malouinischen Inseln (Falklandsinseln) eine Niederlassung zu stiften, wünschte er ihn als Almosenpfleger zu begleiten, überzeugt, daß diese Reise ihm zu nützlichen Beobachtungen Gelegenheit bieten werde. Nach seiner Zurückkunft in Frankreich am Ende des Jahres 1764 beeilte er sich die Veröffentlichung seiner Reise zu vollenden. Da er aber unterdessen des klösterlichen Joches bald überdrüssig geworden war, gehörte er zu den vornehmsten der 28 Benedictinermönche, welche am 15. Juni 1765 die berüchtigte Bittschrift, von ihrer Regel losgesprochen zu werden, unterzeichneten. Er und seine übrigen Mitgenossen widerriefen zwar schon am 11. Juli desselben Jahres, ohne jedoch ihre Meinung über die Sache zu ändern. In dem Generalcapitel seiner Congregation, welches 1766 gehalten wurde, ernannte man ihn zu einem der Commissarien, die mit einer neuen Umarbeitung der Constitutionen beauftragt wurden. Hier gab er sich nun alle ersinnliche Mühe, die Aufhebung der Regel durchzusetzen. Da er aber sah, daß die Angelegenheit gegen seinen Willen zu langsam vorwärts schritt, so verließ er das Capitel, legte sein Ordenskleid nieder und begab sich auf Einladung Friedrich's des Großen nach Preußen. Dieser Monarch, der sich erinnerte, in seiner Jugend die philosophischen Briefe über die Physiognomien gelesen zu haben und den Almosenpfleger Bougainville's für den Verfasser derselben hielt, hatte ihm die Stelle eines Conservateur der Bibliothek in Berlin mit dem Titel eines Akademikers und mit 1200 Reichsthalern (rixdalles) Gehalt antragen lassen. Bei Pernety's Ankunft zu Potsdam wurde von Lecat eine Unterredung über physiognomische Wissenschaft unternommen; sie kamen überein, daß Lecat die Regeln, nach denen er für möglich hielt, den Charakter nach der Physiognomie der Menschen beurtheilen zu können, angreifen, Pernety hingegen sie möglichst vertheidigen solle. Dieser Streit brachte nun wol von beiden Seiten mehre Abhandlungen hervor, aber übrigens nicht das Geringste, was der Wissenschaft zu irgend einem Vortheile hätte gereichen können. Später hatte Pernety einen lebhaften Streit mit Pauw, welcher die Amerikaner für eine ausgeartete Menschenrace ausgab. Bald darauf entsagte er jedoch aller Polemik, um von Neuem seine alchymistischen Experimente vorzunehmen und seine Anhänglichkeit an Schwedenborg besser zu befriedigen. So lange Pernety zu Gunsten der physiognomischen Wissenschaft schrieb, behandelte ihn Friedrich der Große sehr gut, erhielt auch auf einige Zeit die Abtei Bürgel in

Thüringen. Als er sich aber mit den Schwedenborgianern einließ, hörte des Königs Neigung für ihn auf. Nachdem Pernety 1782 eine Reise gemacht hatte, um mit Einigen dieser Sekte zu unterhandeln, empfand er es bei seiner Rückkehr nach Berlin sehr übel, sich von der Aufsicht über die königliche Bibliothek beinahe ganz ausgeschlossen zu sehen; er verlangte seinen Abschied, auf den ihn auch Friedrich nicht lange warten ließ. Hatte nun eine Übersetzung der Werke Schwedenborg's in das Französische seine alchymistischen Experimente unterbrochen, so unterbrach nun die Abreise aus Preußen nach Paris 1783 seine ganze Thätigkeit, wenn auch nicht lange. Ob der Erzbischof von Paris ihn wirklich nöthigen wollte, ins Kloster zurückzutreten, ist ungewiß, blieb jedoch jedenfalls erfolglos. Pernety blieb in der Welt, lebte eine Zeit lang bei seinem Bruder in Valence und fand endlich in Avignon einen Zufluchtsort. Hier soll er eine Sekte gebildet haben, welche 1787 gegen 100 Mitglieder zählte; die Lehrsätze derselben sind nicht recht bekannt. Pernety hatte sich damals mit einem Polen, Namens Grabianka, in Verbindung gesetzt, und man vermuthet, daß gegen ihre Gesellschaft ein Decret des Dominikaners Pani, Maître du sacré palais, vom 2. Nov. 1791, gerichtet war, worin eines gewissen Octavio Capelli gedacht wird, welcher einer Art der Illuministen angehören sollte.

Durch die Stürme der Revolution bewegte sich Pernety, so gut er konnte; er mischte sich in nichts und zeigte sich nicht einmal; dennoch wurde er festgesetzt und erst nach dem 9. Thermidor aus der Haft entlassen. Jetzt fing er von Neuem an, Untersuchungen über den Stein der Weisen fortzusetzen, den er auch gefunden zu haben meinte. Er starb 1801, vollkommen überzeugt, das Geheimniß zu besitzen, sein Leben viele Jahrhunderte verlängern zu können.

Thiebault, der mit ihm sehr vertraut gelebt hatte, gibt in seinen Souvenirs de Berlin (T. V. p. 90) von ihm folgendes Bild: Dom Pernety war ein sehr gelehrter Mann, allein seine Wissenschaft war nur rudis indigestaque moles; in seinem Charakter lag soviel Gutmüthigkeit und Mäßigung, daß er sich niemals mit irgend Einem veruneinigte, Verbindlichkeiten erzeigte, wo und wann er nur konnte, und in Gesellschaft überaus gefällig war. Er glaubte an die Cabala, Hexen, Gespenster &c., und ungeachtet dieser Lächerlichkeiten hatten ihn doch alle lieb.

Pernety hat mit Brezillac Ch. Wolf's Cours de Mathématiques übersetzt; in Preußen Schwedenborg's les Merveilles du Ciel et de l'Enfer (im vollen Glauben daran); soll Antheil am achten Bande der Gallia christiana gehabt haben, welcher die Weihbischöfe (suffragants) von Paris enthält; Manuel bénédictin und mehre asketische Werke, welche sich in Histoire littéraire de la Congregation de S. Maur verzeichnet finden. Man hat von ihm:

1) Dictionnaire portatif de peinture, sculpture et gravure, mit einer praktischen Abhandlung über die verschiedenen Arten zu malen (Paris 1757). Ins Teutsche übersetzt: Berlin 1764. Der Verfasser der praktischen Abhandlung ist d'Arclai de Montamy.

2) Les Fables égyptiennes et grecques, dévoilées et réduites au même principe, mit einer Erklärung der Hieroglyphen und des trojanischen Krieges. (Paris 1758. II vol. 8.; zweite Auflage 1786, 3 Theile 12.) In allen diesen Fabeln sieht Pernety nichts als Allegorien, unter deren Schleier die Alchimisten ihre bewunderns-werthen Entdeckungen versteckt haben; und die Gedichte Homer's enthalten gleichfalls nichts, was nicht Bezug auf das große Werk hätte. Damit steht in Verbindung:

3) Dictionnaire mytho-hermétique. (Paris 1758.)

4) Lettre à l'abbé Villain sur l'histoire critique de *Nicolas Flamel* (Année littéraire 1762. T. 1.) Pernety macht hier dem Abt Villain Vorwürfe, daß er den Flamel der Würde eines hermetischen Philosophen habe berauben wollen!

5) Histoire d'un voyage aux îles Malouines, fait en 1763 et 1764. Zweite umgearbeitete und mit naturgeschichtlichen Bemerkungen vermehrte Ausgabe. (Paris 1770. Zwei Bände in 8. mit 16 Kupfertafeln in 4.) Diese Reise ist in das Englische übersetzt worden, nach der ersten Auflage: London 1770 in 4.; nach der zweiten Auflage 1794. Der erste Band enthält Betrachtungen über die Sitten der Einwohner und Bemerkungen über naturgeschichtliche Gegenstände der Insel S. Katharina, Brasiliens, des Paraguay und der malouinischen Inseln. Der zweite Theil enthält das nautische Journal, Beobachtungen über die Maghellanstraße und die Patagonier, welche er zu Riesen macht; ferner Briefe von Bougainville über die zweite Expedition nach den malouinischen Inseln. Das Werk hat viel Anziehendes, obgleich weitläufig und weitschweifig geschrieben.

6) Dissertation sur l'Amérique et les Américains. (Berlin 1770. 12.) Der Verfasser hat diese Abhandlung der Akademie zu Berlin mitgetheilt; er will darin gegen Pauw's Ausspruch beweisen, daß Amerika von der Natur nicht stiefmütterlich, im Gegentheil so gut als die übrigen Welttheile behandelt worden ist, und daß die Eingeborenen ebenso tapfer, ebenso geeignet sind, Künste und Wissenschaften mit Glück zu betreiben, als die Europäer. Pauw antwortete in einem Schreiben: Défense des Recherches sur l'Amérique etc., worin man mehr Gelehrsamkeit und Logik des Styls, als in der Schrift des Benedictiners fand.

7) Examen des Recherches philosophiques sur l'Amérique et les Américains, et de la Défense de cet Ouvrage. (Berlin 1771. 12. II T.) Es ist eine neue Ausgabe des vorigen Werkes mit einer Antwort auf die letzten Bemerkungen von Pauw, welcher es nicht nöthig fand, den Streit weiter fortzuführen.

8) La connaissance de l'homme moral par celle de l'homme physique. (Berlin 1776. III T. 2 vol.) Der erste Theil enthält vier Vorlesungen über die Physiognomie, die Vortheile der physiognomischen Kenntnisse, welche Pernety in der berliner Akademie gehalten hatte, in denen er die Meinung Lecat's widerlegt. Das Werk verkaufte sich sehr schnell, eine Thatsache, die nach Thie-

bault's Ausspruche, nur dem glücklich und gut gewählten und pikanten Titel zuzuschreiben ist; dies sei aber auch alles Gute an den drei Theilen. Pernety's letztes Werk:

9) Les vertus, le pouvoir, la clémence et la gloire de Marie, mère de Dieu. (Paris 1790.) Nach der Biographie universelle. (*G. W. Fink.*)

PERNETYA. So nannte Gaudichaud zu Ehren des Begleiters von Bougainville, des Geistlichen Dom A. J. Pernety, welcher die Falklands-Inseln beschrieben hat (Journal historique d'un voyage fait aux îles Malouines. Vol. I. & II. Paris 1770. 12.), eine Pflanzengattung aus der ersten Ordnung der zehnten Linné'schen Classe und aus der Gruppe der Arbuteen der natürlichen Familie der Ericeen. Char. Der Kelch fünftheilig, ausdauernd, an der Basis fleischig; die Corolle kugelig oder eiförmig mit fünfspaltigem, zurückgerolltem Saume; die Staubfäden eingeschlossen, oberhalb der Basis verdickt; die Antheren zweifächerig, an der Spitze gespalten: die Fetzen zweitheilig, von einander abstehend; zehn dreilappige Drüsen wechseln mit den Staubfäden ab; der Griffel kurz mit fünflappiger Narbe; die Beere fünffächerig, vielsamig. Die 14 bekannten Arten sind sehr ästige kleine Sträucher mit kleinen, immergrünen, abwechselnden, eiförmigen Blättern und achselständigen, gestielten, nickenden, mit Stützblättchen versehenen weißen Blüthen. Sie wachsen in Südamerika, in Mexico (1 A.) und auf der Insel Juan Fernandez (2 A.), z. B. P. empetrifolia *Gaudich.* (Annal. d. sc. nat. V. p. 102., *Freycinet* voy. aut. du mond. Bot. p. 454. t. 67., Bruyère à feuilles pointues *Pernety* voy. II. p. 64., Arbutus empetrifolia *L. fil.* suppl. p. 239., Andromeda empetrifolia *Willdenow* sp. pl. III. p. 619), auf den Falklands-Inseln. — Pernetya *Scopoli* ist dieselbe Gattung, welche Linné Canaria und Jussieu Canarina genannt haben. (*A. Sprengel.*)

PERNIGO, eine zur Gemeinde Badia Calavena oder Sprea gehörige Ortschaft in der venetianischen Provinz Verona, hoch im Gebirge über dem Thale, in dem der Progno dahin fließt, gelegen, mit ungefähr 300 Einwohnern und dem merkwürdigen Berge Pernise, der sich über dem Dorfe erhebt und durch seine Steinbrüche bekannt ist. Hier bricht nämlich ein opalisirender und phosphorescirender Marmor (Marmo lumachella opalizzante fosforico). (*G. F. Schreiner.*)

PERNINGER, auch Päringer und Bärringer, slaw. Perning, lat. Paeringa, ein zur Herrschaft des Großherzogs von Toscana Schlackenwerth gehöriges Schutzstädtchen im nordöstlichen Thale des ellbogner Kreises Böhmens, in einer überaus rauhen Gegend des Erzgebirges, am Bache Wistritz gelegen, mit 130 Häusern, 940 teutschen Einwohnern, welche wegen des für den Getreidebau zu rauhen Klima's und des höchst undankbaren Bodens und da der ehemalige reiche Bergsegen an Zinn sich bedeutend verringert hat, sich genöthigt sehen, sich durch Spitzenklöppeln, Bergmusik, Viehzucht und Abrichten von Gimpeln ihren Unterhalt kümmerlich zu sichern, einer eigenen, im J. 1768 errichteten katholischen Pfarre von (1831) 1861 Seelen, welche zum joachimsthaler Vicariats-Districte des prager Erzbisthums gehört und unter dem Patronate der Schutzherrschaft steht, einer Schule, einem eigenen Stadtgerichte und Bergbaue auf Zinn, der zur Zeit Kaiser Ferdinand's I. am stärksten betrieben wurde, indem damals 72 Pochwerke und eine Roßmühle vorhanden waren und wahrscheinlich dieserhalb Perninger nebst mehren andern Bergflecken auf Ansuchen der Landstände im J. 1579 dem Königreiche Böhmen als Krongut einverleibt worden war *). (*G. F. Schreiner.*)

PERNIO, die Frostbeule, eine durch die Einwirkung der Kälte hervorgerufene rosenartige, aber langwierige Hautentzündung (eine Art des Erythems), deren Entstehung durch den genannten Einfluß am sichersten veranlaßt wird, wenn er mit dem der Wärme plötzlich wechselt. Die Finger, Zehen, Fersen, Ohren, die Nase und die Backen sind die von dieser Entzündung am häufigsten ergriffenen Theile. Das Übel, jedes Mal zuerst zur Winterszeit auftretend, kommt jedoch in verschiedenen Graden vor, unter denen sich vornehmlich drei unterscheiden lassen. Im niedrigsten Grade bildet die Frostbeule eine mäßig rothe Geschwulst, die — zumal in der Bettwärme und bei Annäherung an das Feuer — eine juckende und brennende Empfindung erregt. Hat die Entzündung ihren zweiten Grad erreicht, so ist sie mit größerer Geschwulst verbunden, die Farbe des leidenden Theiles dunkler, oft bläulich, und das Gefühl der Hitze und des Brennens steigt bis zu einer schmerzhaften Empfindung, und steigert sich das Übel bis zu seinem höchsten Grade, so entstehen auf dem geschwollenen leidenden Theile Blasen, welche, nachdem sie aufgeplatzt sind, eine wunde, bald in ein langwieriges Hautgeschwür übergehende Stelle zurücklassen. Auch können Frostbeulen, welche diesen höchsten Grad der Entzündung erreicht haben, schnell brandig werden, was indessen in unseren Klimaten nur selten geschieht. Übrigens pflegen die Zufälle der beiden ersten Grade der in Rede stehenden Entzündung dem Einflusse der wärmeren Jahreszeit regelmäßig zu weichen, um im nächstfolgenden Winter zurückzukehren, und es kann dieser Wechsel des Eintritts und Verschwindens dieses mindestens höchst beschwerlichen Übels sich viele Jahre hindurch wiederholen.

Das jugendliche und vorzüglich das kindliche Alter, sowie große Empfindlichkeit des Hautorgans macht in vorzüglichem Grade zu Frostbeulen geneigt, sowie außerdem die Entstehung derselben am häufigsten an Solchen beobachtet wird, welche wenig an den Einfluß der Kälte gewöhnt sind, und ihn meistens sorgfältig meiden, oder deren Geschäft sie nöthigt, die Hände oft, während sie naß sind, dem Wechsel von Wärme und Kälte auszusetzen. Frostbeulen der Zehen und der Füße überhaupt bilden sich am öftersten bei Personen aus, welche stark an den Füßen zu schwitzen pflegen, oder die Füße eng bekleidet zu tragen gewohnt sind. Endlich gibt es gewiß noch manche bisher nicht hinlänglich bekannt gewordene Momente der Anlage zu dem fraglichen Erythem, indem z. B. die Er-

*) s. Jaros. Schaller's Topographie des Königreichs Böhmen (Prag 1785). 2. Th. S. 77.

fahrung zu lehren scheint, daß im Ganzen fette Personen häufiger an Frostbeulen leiden, als magere.

Frostbeulen, zumal die der höhern Grade, gründlich zu heilen, ist oft sehr schwierig; desto wichtiger ist es, ihre Entstehung zu verhüten, und diesen Zweck erreicht man am sichersten durch Abhärtung des Körpers gegen den Einfluß der Kälte und Vermeidung jedes öfteren bedeutenden Wechsels der Temperatur. Auch in Beziehung auf das in Rede stehende Übel sind daher häufige kalte Bäder und tägliche Bewegung im Freien, auch im strengsten Winter, nicht genug zu empfehlen. Wer die Beobachtung dieser diätetischen Regeln nicht versäumt, also namentlich auch stark geheizte Zimmer vermeidet und die von Winterfrost erstarrten Glieder nicht plötzlich einem stark geheizten Ofen nähert, auf Reisen zur Winterszeit die Füße weniger durch Fußsäcke vor der Kälte zu schützen bemüht ist, als den ganzen Körper dadurch, daß er ihn, wenigstens von Zeit zu Zeit, durch Laufen erwärmt, hat Frostbeulen wenig zu fürchten. Auch verdient als ein gutes Verbannungsmittel derselben das öftere starke Reiben der Hautoberfläche, namentlich der Nase, Ohren, Hände und Füße, mit Fett bei hohen Kältegraden empfohlen zu werden, und ist doppelt empfehlenswerth für solche, die bei strenger Kälte eine Reise anzutreten im Begriffe sind.

Die Heilung bereits ausgebildeter Frostbeulen fodert begreiflicherweise nach dem jedesmaligen Grade des Übels eine verschiedenartige Behandlung; aber auch bei gleichen Graden ist in verschiedenen Fällen der Erfolg unserer Heilbemühungen wenigstens in sofern ein ziemlich unsicherer zu nennen, als oft genug ein Mittel, welches in einem oder mehren Fällen sich auf's Vollkommenste bewährte, nichtsdestoweniger in andern, wenn auch ganz ähnlich scheinenden, seine Dienste versagt, woraus sich zugleich die sehr große Zahl der gegen Frostbeulen gerühmten Heilmittel erklärt. — Am öftersten bewähren sich beim ersten und zweiten Grade des Übels mehr oder weniger zusammenziehende Mittel hilfreich: das täglich mehre Male wiederholte minutenlange Eintauchen des erfrornen Theiles in eiskaltes Wasser, das Reiben mit Schnee, Umschläge von eiskaltem Wasser, Goulard'sches Wasser, Theden's Schußwasser, Kamphergeist, Essigdämpfe und Essigumschläge, eine Salmiakauflösung, der mit Wasser verdünnte Vitriolgeist oder Salzgeist, Minderer's Geist, Bernsteintinctur, Steinöl, Urin, Terpentinöl, Wachsöl, das Auflegen von gebratenen Zwiebeln, eine Abkochung von Rüben mit Essig oder Alaun und Öl u. s. w. Immer aber ist es beim Gebrauch eins oder das andere dieser Mittel (unter welchen übrigens das Goulard'sche Wasser noch einen Vorzug vor den übrigen verdienen möchte) sehr zweckmäßig, wenn der Kranke ein paar Mal täglich den erfrornen Theil stark mit Fett, namentlich Hirschtalg, reibt, und besonders, nachdem dies Abends geschehen, ihn während der Nacht bekleidet erhält, also z. B. während der Nacht Handschuhe trägt, nachdem die Hände am Abende stark mit Fett eingerieben gewesen sind. Aber auch unter den genannten Mitteln behält man die stärker reizenden, zu denen auch noch einige Aufgüsse aromatischer Kräuter, Myrrhenessenz und ähnliche gezählt werden dürfen, solchen Fällen vor, in denen das Übel bereits längere Zeit gedauert hat und die entzündliche Spannung nicht bedeutend ist, während im entgegengesetzten Falle statt der genannten mehr oder weniger stark reizenden Mittel oft genug ausschließlich erweichende und erschlaffende in Anwendung kommen können, und selbst das Setzen von Blutegeln an den leidenden Theil nöthig wird. Bähungen von Fliederblumen und Chamillenblumen, ein Brei von faulen Äpfeln, gequetschtem Hauslauch, weißen Rüben, Leinöl, Mandelöl u. dgl., täglich einige Mal frisch aufgelegt oder in die leidende Stelle gerieben, dienen bei sehr schmerzhaften Frostbeulen als Linderungsmittel, und man geht erst, nachdem sie ihre Dienste geleistet, allmälig zu den genannten reizendern und zusammenziehenden, über. — Eiternde Frostbeulen müssen zuvörderst sorgfältig vor der Luft geschützt und der leidende Theil geschont werden, das Geschwür selbst aber behandelt man mit austrocknenden Mitteln: dem Ceratum Saturni, der Zinksalbe und ähnlichen, denen Kampher, Myrrhe u. dgl. zugesetzt werden kann. Erschlaffende Salben und Umschläge müssen vermieden werden, weil bei ihrem Gebrauche zu leicht schwammiges Fleisch sich bildet. Auch Einwickelung des leidenden Theiles zeigt sich zuweilen hilfreich. Die eben erwähnte schwammige Beschaffenheit dieser Geschwüre aber erfodert die Anwendung einer aus dem rothen Präcipitat bereiteten Salbe, die Anwendung des Höllensteins u. dgl.; auch kommen Fälle vor — sie sind jedoch verhältnißmäßig sehr selten — in denen vorhandene Frostgeschwüre mit einer allgemeinen Dyskrasie des Kranken, namentlich mit rheumatischen und gichtischen Leiden, in näherem Zusammenhange stehen, und es ist von selbst einleuchtend, daß die fraglichen Geschwüre in diesen Fällen nur heilen können, wenn mit der äußern Anwendung der örtlichen Heilmittel ein innerer dem Allgemein-Leiden entsprechender Arzneigebrauch verbunden wird. Wo man die Heilung sehr veralteter Frostgeschwüre unternimmt, ist es rathsam, der Anwendung der genannten austrocknenden Mittel das Legen einer Fontanelle vorauszuschicken. — Die Behandlung des in den Brand übergegangenen fraglichen Erythems hat nichts Eigenthümliches.

Nach beendigter Heilung der Frostbeulen müssen nicht nur von Seiten des Kranken zur Verhütung der so ungemein häufig und leicht erfolgenden Rückfälle die oben angedeuteten diätetischen Regeln fortwährend auf's Genaueste beobachtet, sondern es müssen noch längere Zeit hindurch die genannten reizend zusammenziehenden Mittel: das Waschen mit Branntwein, Kamphergeist u. s. w., in Anwendung gebracht werden, und es muß der Kranke auch, sobald sich wieder eine Spur jenes Erythems zeigen sollte, sofort zum Gebrauch der Mittel, welche die Heilung bewirkt hatten, zurückkehren. — Schließlich bemerken wir, daß sich zur Bekleidung von Theilen, an denen sich einmal Frostbeulen gebildet hatten, Leder, Wachsleinwand, Wachstaffent u. dgl. in eben dem Grade vorzüglich eignet, in welchem warme Kleidungsstücke, namentlich Pelzwerk, nachtheilig wirkt. (*C. L. Klose.*)

PERNIS oder **PERNES** ist nach Aristoteles der griechische Name eines Raubvogels. Cuvier hat diesen

Namen in die neuere Zoologie aufgenommen und damit eine Falkengattung, die Wespenbussarde oder Wespenfalken (französisch Bondrées), bezeichnet. Diese Gattung unterscheidet sich von ihren Verwandten durch folgende Kennzeichen:

Der Schnabel ist sehr schwach, wenig gekrümmt, stark zusammengedrückt und völlig ungezähnt, dem der Gabelweihe (Milvus) ähnlich; die Nasenlöcher ritzförmig, dem Kieferrande parallel. Die Augenlider ohne Wimper; die Zügel sind mit kurzen, dicht stehenden, eiförmig zugespitzten, steifen Federchen besetzt; die Federn des Kopfes derb und scharf abgerundet, die des Hinterkopfes und des Nackens ausnehmend lang, aufsträubbar, bei einer Art (P. cristatus) eine sehr deutliche, lange Haube bildend. Die Läufe sind kurz, vorn bis zur Hälfte stark befiedert (Hosen), an den nackten Theilen wie die Zehen rauhschuppig; letztere ziemlich lang, die innere derselben ebenso lang und kaum stärker als die äußere; die Nägel sämmtlich schwach, sehr wenig gebogen, unterhalb jederseits mit einer scharfen Kante. Die sehr langen Flügel sind zum Stoßen untaugliche Schwebeflügel, haben 24 (zuweilen nur 23) Schwungfedern, von denen die drei ersten eine tief unten beginnende Verschmälerung der Fahne zeigen; die vierte Handschwinge ist in der Regel die längste von allen, aber nur wenig länger als die dritte (manchmal ist diese sogar die längste), die erste ungefähr so lang wie die siebente und die zweite länger als die sechste. Der lange, am Ende abgerundete, Schwanz überragt etwas die Flügel. Das Gefieder ist ziemlich hart, dem Körper locker anliegend; die großen Schwingen und die Schwanzfedern sehr zerbrechlich. Die Pterylose stimmt mit der der Bussarde (Buteo) überein (vgl. Nitzsch, System der Pterylographie, herausgegeben von H. Burmeister S. 91, Taf. II. Fig. 4). Das Weibchen ist merklich größer als das Männchen; auch ändert die Farbe des Gefieders, der Wachshaut und des Augensterns in jedem Alter, wodurch früher verdienstvolle Ornithologen zu der irrigen Ansicht verleitet wurden, daß mehre Arten Wespenbussarde in Teutschland vorkämen. — Die Wespenfalken sind unedle, langsame und feige Raubvögel, welche sich gern von Eidechsen und Fröschen nähren, aber auch Mäuse fangen, Vogelnester plündern, Käfer haschen und zur Heckezeit sogar Blüthenkätzchen, Heidelbeeren, Obst, grünes Getreide u. dgl. m. fressen, am liebsten aber stechende Kerfe verfolgen und Wespen- und Hummelbrut aufsuchen. Da die einzige, bei den verwandten Falken verwundbare, Stelle an der Oberfläche des Leibes, nämlich die Augengegend, bei ihnen von den harten Zügelfedern geschützt wird, so haben sie die Stiche von den Immen nicht zu fürchten, und damit diese ihnen auch nicht in der Mundhöhle gefährlich werden können, beißen sie den gefangenen, bevor sie dieselben verschlucken, den stacheltragenden Hinterleib ab und werfen ihn fort. — In ganz Europa findet sich nur eine Art dieser Falkengattung, nämlich:

P. apivora *Cuv.* = Falco apivorus *Lin.* = Falco incertus *Lath.* = Falco poliorrhynchus *Becht.* = Buteo apivorus *alior.* = Aquila variabilis *Koch.* (der europäische Wespenfalk oder Wespenbussard, an einigen Orten auch Honig-, Bienen-, Läuferfalk, Froschgeier, Mäusewächter rc. genannt). Er ist oben braun, unten braun und weißlich gewellt; der Schwanz mit drei dunklen Binden — deren letzte von der mittleren jedoch so weit absteht, daß noch eine vierte dazwischen zu fehlen scheint — und weißer Spitze. Die ganze Körperlänge beträgt 23—25 Zoll, wovon der Schwanz allein 11 Zoll einnimmt; die ausgespannten Flügel klaftern 53—55 Zoll. Im ersten Jahre sind die Schnabelwurzel, die Wachshaut und die Füße gelb, die Augensterne braun, die Hauptfarbe beim Männchen braun, beim Weibchen gelbbraun, auf dem Hinterkopfe und dem Nacken gewöhnlich lichter gefleckt. Zuweilen ist besonders am Vorderkörper Weiß die herrschende Farbe und das Braun zeigt sich nur in Flecken, an dem Schwanze und den Schwingenspitzen stark. Später wird der Augenstern goldgelb, die Wachshaut schwarz wie der Schnabel, die Hauptfarbe des Gefieders bald einfach braun, an den Spitzen der Schwungfedern am dunkelsten, bald auf dem Oberleibe braun, auf dem untern braun und weiß gefleckt, bald auf der Unterseite fast ganz weiß. Das alte Männchen ist auf dem Kopf stets graublau, wovon das Weibchen nur höchst selten im hohen Alter eine Spur, besonders an den Kopfseiten zeigt. — Der europäische Wespenbussard ist bei uns ein gegen Kälte sehr empfindlicher Zugvogel, welcher erst im April bei uns ankommt, besonders gern waldige Gebirgsgegenden bewohnt, nicht ungesellig, aber scheu ist, im August bereits herumstreicht und um die Mitte des Octobers, gewöhnlich familienweise, von uns fortzieht. Er findet sich fast in ganz Europa und dem angrenzenden Theil von Asien, ist jedoch nirgends gemein, wol aber in manchen Gegenden, z. B. in Holland, sehr selten. Er baut seinen Horst erst im Mai oder Juni hoch oder niedrig auf Waldbäume und belegt ihn mit grünen Laubzweigen. Seine zwei bis vier Eier sind schmutzig weiß, sehr dicht rothbraun marmorirt, sodaß man oft die Grundfarbe nicht erkennt. Seine Stimme ist gewöhnlich kick kick kick, besonders zur Begattungszeit; doch läßt er auch diese Töne hören, wenn er von seinen Erbfeinden, den Krähen, hart verfolgt wird. Seine Jungen lassen sich sehr leicht zähmen. Vgl. Naumann, Naturgeschichte der Vögel Teutschlands, zweite Auflage, 1. Band, Seite 367, Taf. 35 und 36; Gloger, Handbuch der Naturgeschichte der Vögel von Europa 1. Band, S. 76—77, und Brehm, Handbuch der Naturgeschichte aller europäischen Vögel, 1. Band, S. 37 u. dgl. m.

Eine andere Art, welche Leschenault von Java mitgebracht hat, der gehäubte Wespenbussard, Pernis cristata *Cuv.*, ist ganz braun; der Kopf aschgrau wie beim unsrigen, aber der Schwanz schwarz mit einer weißen Querbinde in der Mitte und einem langen, braunen Federbusche am Hinterhaupte. Abbildungen finden sich in *Cuvier*, le règne animal, vol. I. pl. III. fig. 4, und *Temminck*, recueil de planches coloriées d'oiseaux pl. 44 (Buse ptilonorhynque).

Eine dritte, aber noch zweifelhafte Art, vielleicht mit der vorigen identisch, hat Lesson in Belanger's Reise un-

ter dem Namen Pernis maculosa aufgestellt. — Vgl. übrigens den Artikel Falco. (*Streubel.*)

PERNISSE, Dorf in der belgischen Provinz Südbrabant, welches eine Kirche, 140 Häuser und 750 Einwohner zählt. (*G. M. S. Fischer.*)

PERNO, eine Pfarrei in der finnischen Provinz Nyland, Län Kymenegard, 1⅙ Meile westlich von der Stadt Lovisa und etwas über drei Meilen östlich von der Stadt Borgå, nebst dazu gehöriger Kapelle Lilljedal und der Brukskirche (Kirche des Eisenhüttenwerks) Forsby; Präbende des Bischofs von Borgå, zu dessen Stift die Pfarrei gehört. Neben der alten steinernen schwedischen Mutterkirche liegt eine kleine hölzerne finnische Kirche, in welcher nur zwei Mal jährlich gepredigt wird. Ein 48 Loth schwerer Kelch der Kirche zu Perno ist aus dem Silber der jetzt öden Grube von Forsön, einer zu Perno belegenen Insel, im 17. Jahrhunderte gefertigt worden, wie die Inschrift des Oblatentellers: (dieses Gold und Silber ist aus der ersten Probe des Berges in Forsbyn, Kirchspiels Perno, genommen worden) bezeuget. — In Perno wird viel Strömlingsfang getrieben; auch wird jährlich ein Mal Markt gehalten. Der Gerichtsbezirk (Perno, Mörskom und ein Theil von Lappträsk) hat hier sein Tings- (Gerichts-) Haus.

An der ausgedehnten, durch einen langen Meeresarm in zwei Hälften getheilten, Südküste des Pastorats Perno, zu welchem auch eine Menge, meist kleine, Inseln gehört und weiter westlich auf den Inseln über Borgå's Küste hinaus, wohnen Ehsten, die bei der nahen Verwandtschaft der ehstnischen Sprache mit der finnischen, von den finnischen Geistlichen bedient werden, jedoch auch also, daß der finnische Geistliche mit ihnen den ehstnischen Katechismus durchgeht; denn sie verstehen nicht nur selbst das Finnische, sondern ihr Ehstnisches wird auch von den Finnen verstanden; für sie wird der oben erwähnte finnische Gottesdienst in Perno gehalten. Die meisten dieser Ehsten sind in Finnland geboren: ihre Vorfahren entflohen der Leibeigenschaft und der Conscription. Sie wohnen nur an den Küsten und meistens auf den Inseln, sind Fischer, und erlegen ihre Steuern in Fischen. So oft sie dem finnischen Gottesdienst in den Kirchen nicht beiwohnen können, versammeln sie sich z. B. auf Pörto, an der Küste von Borgaås und Sibbo, zum Privatgottesdienst bei einem Dorfvorsteher (Upsyningsman). (*v. Schubert.*)

PERNO, eine zu dem nach Monforte benannten Mandamento IX. gehörige Gemeinde, der Provinz von Alba, der Militairdivision von Cuneo der festländischen Staaten des Königs von Sardinien. Ein Syndicus mit einem Secretair leitet die Angelegenheiten der Gemeinde. Das Dorf gleiches Namens ist der Hauptort dieser Gemeinde, liegt auf einem steilen Hügel gegen fünf Miglien ostwärts von Cherasco, hat eine eigne Seelsorge-Station, der ein Erzpriester vorsteht; sie gehört zur Diöcese von Alba, und ist ihr auch das benachbarte Castelletto einverleibt. Auf alten Karten heißt Perno Padernum, aber von dieser Ortschaft ist keine Spur mehr übrig. (*G. F. Schreiner.*)

PERNO dell OZARI heißt ein Gebiet des Herzogthums Lucca, welches von dem Waldbache Ozari und dem Serchioflusse bewässert, zwischen diesem und dem Lago di Bientino liegt. Einst soll sich hier, zwischen Pisa und Lucca, der Arno mit dem Serchio vereinigt haben, und dadurch alles Land in einen Sumpf verwandelt worden sein, bis Herkules die Theilung des Flusses den Bewohnern von Lucca als leicht ausführbar angerathen hätte*). (*G. F. Schreiner.*)

PERNO (SOMMARIVA-), eine zu dem nach Corneliano benannten Mandamento V der Provinz Alba, der Militairdivision von Cuneo gehörige Gemeinde der festländischen Staaten des Königs von Sardinien. Der Hauptort dieser Gemeinde liegt zwischen Carmagnola und Alba fast in der Mitte, hat einen Syndicus mit einem Secretair, welcher die Angelegenheiten der Gemeinde leitet, zählt gegen 2000 Einwohner, welche ihrem überaus fruchtbaren Boden treffliches Getreide, Wein und andere Früchte abgewinnen und sehr geschätzte Seide erzeugen, hat eine eigene Pfarrpropstei (dello Spirito Santo) und sechs katholische Kirchen. Einige Überreste sehr hohen Alters erregten die Vermuthung, daß Perno's Ursprung in sehr frühe Zeiten hinaufreichen müsse. Die sehr alten Mauern und Schloßthore wurden aber zerstört und auf ihrer Stelle erhebt sich jetzt an erhabener Stätte der herrliche Palast des Marchese Carone di S. Tommaso mit schönen Gärten. (*G. F. Schreiner.*)

PERNOCARI und PERNOCARELLO, zwei dicht neben einander befindliche Ortschaften in der neapolitanischen Provinz Calabria ulteriore II., auf einer Höhe oberhalb des rechten Ufers des Calopotamo, westwärts von der Stadt Mileto, deren jede eine Kirche mit einem Priester und über 550 Einwohner hat. Sie haben durch das furchtbare Erdbeben im Jahre 1783 ungemein viel gelitten, ja sie sind fast ganz zerstört worden. Waldige Berge starren in der Nähe empor. (*G. F. Schreiner.*)

PERNSTEIN, auch Bernstein, ungarisch Borostyánkö, 1) eine gräflich battyanische große Herrschaft im günser Gerichtsstuhle der eisenburger Gespanschaft, im Kreise jenseit der Donau Niederungarns, in gebirgiger Gegend gelegen, von einem Theile der nach ihr benannten wald- und metallreichen Berge bedeckt, die viel Schwefelkies, aber auch Magneteisenstein, Vitriol, selbst Quecksilber, einiges Kupfer und Cementwasser enthalten; es findet sich auch Serpentin von dunkler und grüner Farbe vor; die ganze Herrschaft liegt sehr hoch, wird von der Donau, Güns und mehren kleinen Bächen bewässert und hat einen sehr großen Waldstand, besonders sind die längs des rechten Ufers der noch jugendlichen Güns sich dahinziehenden Berge mit ausgedehnten Waldungen bedeckt, die auch sehr reich an Wild sind. Die Einwohner treiben starken Hanf- und Flachsbau. 2) Ein Marktflecken und Hauptort der gleichnamigen Herrschaft, sehr hoch gelegen, mit weiter Umsicht, 129 Häusern, unter denen sich das große Gebäude einer ehemaligen, längst

*) Relazioni d'alcuni viaggi fatti in diverse parti della Toscana. Dal D. *Giov. Targioni-Tozzetti.* (In Firenze 1754.) T. I. p. 422.

eingegangenen Tuch- und Bandfabrik befindet, 1060 meist teutschen Einwohnern, (695 Lutheraner, 365 Katholiken), einer eigenen katholischen Pfarre des Bisthums Stein am Anger, einem evangelischen Pastorate, einer katholischen Kirche, einem Lutherischen Bethause, Schule; einem alten ausgebesserten herrschaftlichen Schlosse, das sich einer umfassenden Aussicht erfreuet, einem Serpentinsteinbruche, einem flötzweise übereinanderliegenden blauen Schieferfelsen, der in senkrechter Erhebung aus der Tiefe des Thales bis zum ersten Stockwerke des Schlosses emporsteigt und im Thale Kupfer, Vitriol und Schwefel enthält, auf die früher durch mehr als hundert Jahre gebauet wurde; dem Verwaltungssitze der Herrschaft, zu der noch 17 andere Ortschaften gehören. Der Ort liegt 1291 Fuß über dem Meere [1]). 3) Eine große gräflich mittrowsky'sche Herrschaft im westnordwestlichen Theile des brünner Kreises von Mähren, die außer der Burg gleiches Namens zwei Märkte und 47 Dörfer einschließt, welche von 9346 Seelen (fast sämmtlich Slawen), bewohnt werden. Sie wird von der Schwarzawa und den Bächen Nedwiedic̨zka und Lodunka bewässert und von zwei Handels- und einer Verbindungsstraße durchschnitten. Die Oberfläche der Herrschaft ist meist gebirgig, nur im Westen entfaltet sie sich mehr in kleine, von sanften Anhöhen unterbrochene Flächen. Die Berge erheben sich bis zu einer absoluten Höhe von 3600 wiener Fuß (der Czepinku-Wrch.) und bestehen theils aus Urkalk und theils aus Glimmerschiefer und Gneus; auch an trefflichen Kalk- und Bausteinbrüchen ist das Gebirge an mehren Orten reich. In diesen Hauptgebirgsarten finden sich nicht selten der Cölestin, Lepidolit, Wolfram, Andalusit u. s. w. vor. Der tragbare Boden ist fast durchgehends sandig. Die Hauptbeschäftigung der Bewohner bildet die Landwirthschaft; die Obstbaumzucht ist nicht von großer Bedeutung; an Schafen werden 1566 Stück gehalten. Zur Gewinnung und Verarbeitung des Eisens sind ein Schmelzofen, eine Schmelzhütte, 4 Eisen- und 1 Zainhammer auf dem Gebiete der Herrschaft im Betriebe. 4) Eine zur Herrschaft gleiches Namens gehörige Gemeinde von 41 Häusern, 251 Einwohnern und der berühmten Burg Pernstein, Mährens größtem Ritterschlosse, unweit des rechten Ufers der Schwarzawa gelegen, noch immer in vollkommen bewohnbarem Stande erhalten [2]). 5) Ein Districtscommissariat im Traunkreise des Erzherzogthums Österreich ob der Ens, unter einem eigenen Pfleger, umfaßt einen Markt (Kirchdorf) und fünf Dörfer mit 1075 Häusern und 6459 Einwohnern, eine größere Herrschaft, einen Freisitz, ein Landgut, und acht kleinere Dominien. Seine Oberfläche ist größtentheils gebirgig. Die Landschaft ist überaus anmuthig und der Boden ergiebig. 6) Neu-Pernstein, eine dem Benedictinerstifte Kremsmünster gehörige, früher unter dem Namen Hampfelleiten bekannte größere Herrschaft, mit dem nur eine halbe Viertelstunde vom Kirchdorf entfernten, von dem Abte Anton Wolfradt im J. 1632 erbauten Schlosse, in welchem der Amtssitz sich befindet. 7) Alt-Pernstein, ein altes, zum Theil noch bewohnbares Schloß, auf schroffem Felsen, der Ruine Schellenstein gegenüber gelegen, mit einer Wallfahrtskapelle, in welcher die Andacht ein Madonnenbild aus Titian's Schule aufgestellt hat. Diese Burg ist wahrscheinlich das Stammhaus der alten Herren von Pernstein, die sich im 11., 12. und 13. Jahrhunderte theils als Schirmvoigte und theils als Geschenkgeber und Wohlthäter um das Stift Kremsmünster verdient gemacht haben [3]). (*G. F. Schreiner.*)

PERNSTEIN, Bernstein, Borostyánkö, die in dem eisenburger Comitat von Ungarn belegene Herrschaft, ist als eins der Stammhäuser der großen Grafen von Pernstein und Güssing merkwürdig. Als Stammvater dieser Grafen nennt Lazius (de gentium aliquot migrationibus) einen der Söhne des Grafen Engelbert von Sponheim und Lavant. Dieses Sohn, Bernhard, Bruder des Grafen Siegfried von Liebenau in der Steiermark, und des von Heinrich von Murzthal, dem Herzoge von Kärnthen, an Kindes Statt angenommenen Heinrich, soll in den Zeiten der Kaiser Heinrich V. und Lothar gelebt, und als ein Reichslehen den ganzen von den norischen Alpen und den Grenzen von Österreich und Steiermark in die pannonische Ebene sich herabsenkenden Landesstrich mit den Festen Martersdorf, Stuben, Kirchschlag, Güns, Rechnitz, Schleining, Güssing, Lukenhausen und Pernstein empfangen haben. Gebhardi dagegen hält diese Abstammung für unzuverlässig, da Bernhard von Sponheim vielmehr als Ahnherr des Grafen von Ortenburg betrachtet werden müsse. Dieser Ansicht ist gewissermaßen der Verf. des Art. Ortenburg beigetreten, indem er mit dem Ritter von Lang, Sponheim, auf dem Hundsrücken, für das Stammhaus der Grafen von Ortenburg hält, obgleich Huschberg, der neueste Geschichtschreiber dieser Grafen, sie von den alten Grafen des Rotach- und Kinzinggaues herleitet. Mir sind gegen das hierdurch vorausgesetzte sehr hohe Alter der Grafen von Sponheim große Bedenklichkeiten aufgestoßen, die ich hier in einer Note [1]) mittheile. Lazius läßt auf den Gra-

1) Vergl. noch den Artikel Bernstein, wozu der gegenwärtige Artikel als Ergänzung dienen kann. Red. 2) Vergl. den zweiten genealogischen Artikel Pernstein.

3) B. Pillwein's Geschichte, Geographie und Statistik des Erzherzogthums Österreich ob der Ens und des Herzogthums Salzburg (Linz 1828). 2. Th. S. 89. 394—403.

1) Zillesius und Kremer, die Väter der sponheimischen Geschichte, gehen doch nur von einem ungenannten Grafen von Sponheim aus, dessen Gemahlin Hedwig und Sohn Eberhard 1044 vorkommen; auch ich habe ihnen diese sponheimischen Ahnen gläubig abgenommen, bis ich kürzlich zu der Entdeckung gelangte, daß Hedwig, eine der Töchter des Herzogs Hermann III. von Schwaben, nicht an einen Grafen von Sponheim, sondern seit 1009 an den Grafen Eberhard I. von Nellenburg verheirathet gewesen ist. Ihr Vater, ein Sohn Udo's, des großen Grafen in dem rheinischen Franken, besaß einen reichlichen Antheil an den in Nah- und Wormsgau belegenen Stammbesitzungen des salisch-wormsischen Hauses, darein theilten sich die Töchter, nachdem ihr Bruder Herzog Hermann IV., ein Knabe noch, am 28. Juli 1012 gestorben war. Der Gräfin von Nellenburg wurde ihre Erbportion in der reizenden Umgebung von Kreuznach angewiesen; dort zu Schwabenheim, an der Appel, erbaute sie, mit Zuziehung ihres Sohnes, des Grafen Eberhard II. von Nellenburg, das späterhin unter dem Namen Pfaffen-Schwabenheim bekannte Kloster. Hedwig war aber schwerlich



sen Bernhard die Brüder Bertram, Simon und Michael folgen (um 1218), „quos alii male ex Aragonia derivare conantur.“ In der That ist die Ansicht, daß die Grafen von Pernstein und Güssing teutschen Herkommens, und durch einen der auf jener Grenze so häufigen Wechsel unter ungarische Hoheit gerathen sind, glaubhaufter, als die in Ungarn beliebte Version, daß zwei spanische Ritter, die Gebrüder Simon und Michael Bajot, die 1199 in dem Gefolge der aragonischen Prinzessin Constantia, Gemahlin des Königs Emerich, nach Ungarn gekommen sein sollen, die Stammväter eines Geschlechtes hätten werden können, das in seinem ersten Austreten durch Ansehen und Besitzthum die mächtigsten der eingebornen Familien verdunkelt. Heinrich Graf von Güssing oder Német-Ujvár, in dem eisenburger Comitat, stand an der Spitze einer Verschwörung, welche begünstigt von Anna, der Schwester des Königs Stephan IV., sich der heiligen Krone und des Schatzes zu bemächtigen beabsichtigte, vielleicht hatte sie auch noch den fernen Zweck, den Prinzen Bela, den jüngern von den Söhnen, welche Anna in ihrer Ehe mit dem Herzoge von Halicz und Bosnien, Rostislav, geboren, auf den Thron König Stephan's zu erheben. Die unerwartet schnelle Rückkehr des Königs aus Polen vereitelte jene Absichten, aber Anna und Heinrich von Güssing entkamen nach Böhmen zu König Ottokar, worauf Anna ihm den ungarischen Hausschatz überlieferte, während der Graf von Güssing seine Schlösser, namentlich Pernstein, den Böhmen öffnete und sie hierdurch in den Stand setzte, die anstoßenden Gespanschaften zu verheeren. Um sich zu rächen, fiel der König von Ungarn, noch im Winter 1269, in Steiermark ein, eine blutige, von den schrecklichsten Verheerungen begleitete, Fehde währte bis in das zweite Jahr. Ottokar, der auf der einen Seite bis an die Gran, auf der andern Seite, nach der Einnahme von Raab, bis an die Rabnitz vorgedrungen war, wurde einzig durch die künstliche von dem Grafen Ivan von Güssing veranstaltete Überschwemmung abgehalten, diesen letzten Fluß zu überschreiten. Nach einer der Bestimmungen des prager Friedens, am 14. Jul. 1271, sollten die ungarischen Überläufer aus Ottokar's Gebieten verwiesen werden, ohne hierdurch Anspruch auf Begnadigung von Seiten König Stephan's zu erlangen; wie es scheint fand jedoch diese Bestimmung auf den Grafen Heinrich von Güssing, als den größten aller ungarischen Magnaten, keine Anwendung. Er blieb mit seinen, längs der Grenze von Österreich sich hinziehenden Schlössern in Ottokar's Devotion, bis ein neuer Überläufer, der Magister Tavernicorum und Obergespan des presburger Comitats, Ägidius, durch den entschieden ausgesprochenen Entwurf, den unwürdigen König Ladislaus zu entthronen, die besondere Aufmerksamkeit und Gunst des böhmischen Monarchen gewann. Es sollte vermöge dieses Entwurfs Rostislaus' Sohn, Ottokar's Schwager, ebenderjenige Bela, dem bereits der Graf von Güssing die Krone zugedacht hatte, den Ungarn zum Könige gegeben werden. Dem Grafen schien aber unleidlich, daß ein anderer auszuführen unternehme, was er zuerst gedacht hätte; daneben verletzte ihn Ottokar's ungewöhnliche Freigebigkeit gegen

noch am Leben, als Graf Eberhard II., getreu der von der Mutter vorgezeichneten Bahn, 1044 auf dem Gauchsberg, unweit der Burg Sponheim, eine Kirche, die später so berühmt gewordene Abtei Sponheim, erbaute, und solche u. a. mit dem Zehnten des Dorfes Sponheim begiftete. Wenige Jahre später stiftete Graf Eberhard II. auf seinem schwäbischen Gebiete das herrliche Münster zu Allerheiligen bei Schafhausen; er ist ohne Zweifel auch der, bisher für einen Grafen von Sponheim geltende, Everhardus comes, welchem Kaiser Heinrich IV. am 22. Mai 1065 die Dörfer Hochfelden und Schweighausen, sammt dem heiligen oder Hagenauerforst in dem Niederelsaß verlieh, als Tauschobjecte für das nellenburgische Lehen *) im Nahgau, die der Kaiser dem Hochstifte Speier zugedacht hatte, auch am 30. Aug. 1065 sammt der Villa Kreuznach an dieses Hochstift vergabte. Graf Eberhard II. starb 1073, nachdem er sich vorher hatte in die Zahl der Brüder von Allerheiligenmünster aufnehmen lassen; von seinen Söhnen fielen zwei, Eberhard III. und Heinrich, für den Kaiser, in der Schlacht an der Unstrut, 13. Juni 1075, der dritte, Udo, der Erzbischof von Trier, starb im Lager vor Tübingen, 11. Nov. 1077, der vierte, Graf Burkhard von Nellenburg, hinterließ eine einzige Tochter Mechtild, welche die Güter im Nahgau, auch das Patronat der Kirchen auf dem Gauchsberg und zu Schwabenheim ihrem Gemahl, dem Grafen Meginhard, zutrug, während die Güter im Hegau, oder die Grafschaft Nellenburg, vermöge einer alten Erbverbrüderung, an den Grafen Wolfrad III. von Bohringen fielen. Aus der Ehe der Mechtild mit Meginhard ist das herrliche Geschlecht der Grafen von Sponheim erwachsen. Denn wenn auch in einer Urkunde des Erzbischofs Udo von Trier, von 1075 und früher nirgends, unter den Zeugen Stephanus de Spainheim genannt wird, so darf man nicht übersehen, daß dieser Stephan Vater des Grafen Meginhard war; er wird mit dem Grafen Burkhard von Nellenburg die Heirath der beiderseitigen Kinder verabredet haben, ihm wird nach Sitte der Zeit die Braut als ein Kind, zusammt einem Theile ihres künftigen Erbes, übergeben worden sein, und von jenem Erbe wird er in der Urkunde von 1075 den Titel de Spainheim ohne das Prädicat comes führen. Indem aber Stephan dem großen, beinahe noch gänzlich unbeleuchteten, Stamme der Grafen von Vianden entsprossen, ist aus seinem Erbtheile die hintere Grafschaft Sponheim erwachsen, gleichwie die Besitzungen, die sein Sohn mit der Erbin von Nellenburg erheirathete, sich zu der vordern Grafschaft ausbildeten: eine Verschiedenheit des Ursprungs, die von Anbeginn her in dem Wappen ausgedrückt, indem das Schachbret der vordern salischen Grafschaft von Silber und Roth, jenes der hintern Grafschaft von Gold und Blau zusammengesetzt ist. Dadurch aber, daß mit Graf Meginhard, dessen und der Mechtild Sohn, Graf Gottfried von Sponheim, den Mönchen von Schafhausen das ihnen von seinem Großvater, Graf Burkhard von Nellenburg, verliehene Gut Ilnau 1138 bestätigte, die Stammreihe der Grafen von Sponheim anhebt, und erwiesen ist, daß selbst der angebliche Graf von Sponheim, de anno 1044, ein Nellenburger war, dadurch verschwindet Alles, was man von frühern Grafen von Sponheim geträumt hat, insbesondere auch die ihnen zugeschriebene Vaterschaft der Häuser Ortenburg und Güssing, man müßte denn unter jenen alten Grafen die Besitzer der Burg Sponheim aus dem salisch-wormsischen Geschlechte verstehen wollen, eine Annahme, die allerdings durch nichts widerlegt, aber ebenso wenig durch irgend ein Zeugniß wahrscheinlich gemacht wird.

*) In dem von Kremer gelieferten Abdruck der Urkunde vom 30. Aug. 1065 heißt es beneficium Eberhardi comitis de Newenburg, und glaubte der Herausgeber unter Newenburg das sponheimische Naumburg an der Nahe verstehen zu können. Darin konnten wir ihm nicht beistimmen; in Erwägung, daß das 11. Jahrh. in solchem Falle Nuwenburg oder Nuimburg geschrieben haben würde, nahmen wir keinen Anstand, Newenburg in Nellenburg zu verbessern, eine Verbesserung, die nachmals durch die Ansicht der Originalurkunde bestätigt worden. Da heißt es: beneficium comitis de Nellenburg.

den Magister Tavernicorum, mit dem er von jeher in Feindschaft gelebt hatte. Unerwartet kehrte der Graf nach Ungarn zurück, wo er nicht nur Ottokar's feindliche Absichten verkündigte, sondern auch den Prinzen oder Herzog Bela von Bosnien anklagte, daß er dem königlichen Knaben die Krone zu entreißen trachte. Hierüber geriethen Herzog und Graf in Wortwechsel; jener wurde von diesem auf der Hasen- oder Margaretheninsel bei Pesth erstochen, 1272. In gerechtem Zorne gelobte König Ottokar den Mord seines Schwagers zu rächen; alsbald erfolgte der von Graf Güssing sehnlich gewünschte Bruch mit Böhmen. Bereits im Febr. 1273 wurden die Feindseligkeiten durch gegenseitige Grenzverwüstungen eröffnet. Presburg ward von den Ungarn wieder genommen, Österreich von den Cumanen verheert, misvergnügte Vasallen des Königs von Böhmen fanden in Ungarn bereitwillige Aufnahme. Dafür streiften österreichische Parteigänger bis Raab und Neutra, und Ottokar ließ in seinen Ländern ein allgemeines Aufgebot für S. Jacobs Tag verkündigen. Bevor das Aufgebot versammelt war, überschritt Heinrich von Güssing mit 30,000 Mann die March, siegte in offener Feldschlacht über den böhmischen Feldherrn Ulrich von Dürnholz, mußte sich aber, als König Ottokar selbst 60,000 Streiter herbeiführte, eiligst über die March zurückziehen. Bis jenseit der Waag verfolgt, blieb er ein unthätiger Zuschauer des Falls von Presburg, St. Georgen und Ödenburg, ja er vermochte die Fortschritte des Feindes nur dadurch zu hemmen, daß er das eigne Land zur Wüste machte. Diese Kriegsmanier und noch mehr die Botschaft von der am 1. Oct. 1273, ungeachtet der Einwürfe der böhmischen Abgesandten, vorgenommenen Kaiserwahl flößten dem König von Böhmen friedlichere Gesinnungen ein; die Fehde wurde daher im Laufe des Jahrs 1274 ausgeglichen. Doch blieb beiden Höfen mancherlei Stoff zur Zwietracht; die ungarischen Barone schieden sich in zwei feindliche Parteien, wovon die eine, an deren Spitze Joachim Pectari stand, zum Kaiser hielt, die andere sich für den König von Böhmen erklärte. Als der thätigste unter dessen Anhängern erwies sich Graf Ivan von Güssing, derselbe, der einmal das siegende böhmische Heer beinahe in den Thälern von Walbach oder an der Rabnitz ersäuft hätte, indem er in dunkler Nacht auf den ringsumher gelegenen Höhen die Dämme der wasserreichen Teiche und kleinen Seen durchstechen ließ, während die Vorhut den böhmischen Spionen jegliche Kenntniß von diesem Beginnen durch ungewöhnliche Bewegungen und kriegerisches Getöse zu benehmen suchte. Von dem hohen Ansehen, dessen Ivan bei seinen Landsleuten genoß, zeugt der Umstand, daß ihm der jüngste von König Stephan's IV. Prinzen, Coloman, zur Erziehung übergeben wurde, nicht damit der Graf einen Ayo nach heutigem Zuschnitte vorstelle, sondern damit er, der gepriesene Ritter, den Prinzen erziehe als seinen Sohn, in der Weise, wie sie vordem in den schottischen Hochlanden beobachtet wurde, und noch heute bei den Tscherkessen beobachtet wird. Der Prinz starb aber in seiner Kindheit. In seinem Streite mit Pectari erlag Ivan, weil der Gegner die Person des Königs in Händen hatte, doch blieb dieses Misgeschick ohne Einfluß auf Ivan's Beziehungen zum Auslande. Während eine ungarische Hilfsmacht bei Stillfried für Kaiser Rudolf stritt, streifte Ivan, belebt durch die vom wiener Bürger Paltram, einem eifrigen Anhänger Ottokar's, empfangenen Subsidien, in Österreich und Steiermark, um den Schwaben eine Diversion zu machen; zugleich veranstaltete er, daß König Ladislaus, als ein Gönner der heidnischen Cumanen, bei dem Papst verklagt wurde. Jedoch bei der Trauerbotschaft von Stillfried fühlte Ivan sein Unvermögen, der vereinigten Macht des römischen und ungarischen Reichs zu widerstehen; er bat den Kaiser um Verzeihung, und erbot sich, in dessen Dienste zu treten. Rudolf erwiederte, vermöge des Bundesvertrags könne er keinen, dem König von Ungarn Ungetreuen in seine Dienste aufnehmen, theilte auch diese Antwort dem Könige Ladislaus mit, und überließ dessen Weisheit die fernere Entschließung über den Grafen von Güssing; sollte Ivan Verzeihung erhalten, so bedingte sich Rudolf Ersatz für den von ihm in Österreich und Steiermark angerichteten Schaden; sollte dagegen Ladislaus den Ivan für seine gegen Ungarn und gegen das Reich verübte Treulosigkeit strafen wollen, so erbot sich Rudolf, hierzu als treuer Bundesgenosse des Königs wirken zu wollen. Graf Ivan starb aber in demselben Jahre 1278. Mithin wird der Graf Ivan von Güssing, welcher 1280 den König Ladislaus gefangen hielt, sein Sohn, oder wahrscheinlicher sein Neffe und ein Sohn Heinrich's gewesen sein.

Die Gefangenschaft hatte der König dadurch verschuldet, daß er, abwechselnd zu der schismatischen griechischen Kirche oder zu dem cumanischen Heidenthum sich hinneigte, und als er deshalb vom päpstlichen Legaten bedroht wurde, diesen aufheben und den Cumanen zu beliebiger Mishandlung überantworten ließ. Gegen solche Verrücktheit erhoben sich mit Recht die geistlichen und weltlichen Magnaten, und als sie den thörichten König bei Graf Ivan wohl verwahrt wußten, bedeuteten sie die Heiden, daß die Behandlung des Legaten wesentlichen Einfluß auf das Schicksal des Königs üben werde. Hierdurch wurde der Legat, dem man schon angekündigt hatte, daß er mit stumpfen Pfeilen erschossen werden solle, vom Tode gerettet. So reuig Ladislaus, als er der Haft entlassen wurde, sich bezeigte, so ernste Maßregeln er gegen seine bisherigen Lieblinge, die Cumaner, ergriff, so wenig konnte er im Herzen demjenigen, dessen Gefangener er gewesen, verzeihen. Als der König den günstigen Augenblick herangekommen wähnte, erklärte er den Grafen Ivan aller seiner Güter verlustig, und sandte, im Einverständnisse mit Albert von Österreich, ein ungarisch cumanisches Heer gegen die Burg Pernstein aus (1284). Die Belagerer, namentlich die seit den letzten strengen Verfügungen dem Könige tödtlich verfeindeten Cumaner, thaten jedoch ihre Schuldigkeit nur mit Widerwillen, am Ende zogen sie unverrichteter Dinge ab. Ivan behandelte mit steigendem Übermuth nicht nur den König, sondern auch das anstoßende Österreich, welches er von nun an häufig verwüstete. Als er auch gegen Steiermark einen Raubzug richtete, eilte der Abt Heinrich von Admont, zu Folge

des ihm vom Herzog gewordenen Auftrags, dem bedrohten Grenzgebiete zu Hilfe. Hundert Reisige brachte er im Enstdal zusammen; diese führte er kühn in die Nähe des von den Ungarn belagerten Radkersburg. Noch stand es in seiner Macht, ein Treffen zu vermeiden, und die Ankunft der zu ihrem Beistande herbeieilenden, von Aloth von Feistritz und von dem Seffner befehligten Grenzvölker abzuwarten; aber der ehrgeizige Prälat wollte mit Niemandem den in Aussicht genommenen kriegerischen Ruhm theilen. Er sprengte an die Ungarn heran, sie wichen nach schwachem Widerstande und lockten die unvorsichtigen Verfolger in einen Hinterhalt, dem allein der Abt mit wenigen Begleitern durch die schnellste Flucht zu entkommen vermochte. Von der Verheerung der Grenzlande wurde Ivan durch die Nothwendigkeit abgerufen, den König seiner Wahl, Andreas den Venetianer, in Ungarn einzuführen. Ivan, sein Bruder, der Bischof Peter von Weszprim, und Lodomerius, der Erzbischof von Gran, gingen dem Prinzen, der zu Zara gelandet war, entgegen, ließen ihn aber einstweilen nur als Herzog von Slavonien ausrufen. Ladislaus entwickelte nämlich eine ungewohnte Thätigkeit in der Vertheidigung seines Throns, Andreas fand den Anhang nicht, auf den man gerechnet hatte, und endlich wurden die Güssinger zur Vertheidigung des eignen Herds abgerufen. Lange schon beschäftigte sich der Herzog von Österreich mit der für die Niederlage des Abtes von Admont zu nehmenden Rache; als seine Rüstungen beendigt waren, übergab er das mehrentheils aus Schwaben zusammengesetzte Heer den Befehlen Hermann's von Landenberg, eines berühmten schwäbischen Ritters, der in vielen Kriegen gleich viel Einsicht und Tapferkeit an den Tag gelegt hatte. Eben waren die Güssinger mit der gräuelvollen Verheerung der Umgebung von Neustadt beschäftigt, als sie von den Schwaben ereilt wurden, 1286. Dem Landenberg war indessen die Kriegsmanier des Feindes, dem er hier begegnete, ganz fremd. Schwer gerüstet, beritten auf mächtigen, schwerfälligen Rossen, waren die Schwaben gewöhnt, sich mit dem ungeheuren Schlachtschwert in der Hand auf den Feind zu stürzen, durch die Kraft von Mann und Roß seine Ordnung zu brechen und dann die vereinzelten Gegner niederzusäbeln. Ganz anders verhielt es sich dagegen mit den Ungarn; leicht bewaffnet und beritten pflegten sie von allen Seiten den unbehilflichen Feind zu umschwärmen und mit einem Pfeilregen zu belästigen; einem ernstlichen Angriff entzogen sie sich durch schnelle Flucht, dann machten sie plötzlich wieder Halt und foderten den Feind zu neuen Angriffen heraus; auf diese Weise trugen sie zuerst Muthlosigkeit, Folge der immer vergeblichen Anstrengung und Ermüdung in die feindlichen Reihen und gelangten endlich, fast ohne Verlust, zum Siege. Ein wohl abgerichtetes und mit solcher List vertrautes Volk mag leicht ihrer spotten, und dazu hätte auch Landenberg gelangen mögen, wenn er den wohlgemeinten Rath der Grenzer, sich vor den Pfeilen der fliehenden Ungarn zu hüten, beherzigt hätte; ihm aber schien es schon schimpflich, solchen Rath nur anhören zu müssen. Unter dem Schwur, die seien alle feige Memmen, die sich mit dem Schwerte nicht zu vertheidigen wüßten, wurde er der Feinde ansichtig, und sogleich empfand er das Gewicht der treugemeinten Warnung. Von Ivan's Bogenschützen eingeschlossen, sehen, in Erstaunen und Verzweiflung, die schweren gepanzerten Ritter alle ihre Turnierkünste vor den beweglichen leichten Reitern zu Schanden werden. Nach einem großen Verluste an Menschen und Pferden wurde Landenberg genöthigt, sich mit dem Reste des Heeres zu ergeben [2]). Außer Stand, für jetzt ein zweites Heer aufzustellen, auch kaum innerhalb der Mauern von Neustadt sich in Sicherheit wähnend, gab Albrecht dem Grafen Hugo von Taufers den Befehl, um jeden Preis mit Ivan Frieden zu schließen. In dem zu Heimburg verabredeten Vertrage verpflichtete sich der Graf von Güssing, alle Gefangenen freizugeben und für die Zukunft Herzog Albrecht treulich, jedes Mal mit 1000 Reisigen, beizustehen, wogegen der Herzog ihm, als seinem Diener, seine Hilfe zusagte, wider alle und jede, auch wider den König Ladislaus, nur das teutsche Reich ausgenommen. Es ist in der That zu bewundern, daß Ivan und seine Brüder, Nicolaus, Heinrich und Peter, der Bischof, welche sämmtlich an den Ehren des Tages im Steinfeld Antheil genommen hatten, den Sieg mit so ungewöhnlicher Mäßigung benutzten, dem Magyarenvolke zumal schien diese Mäßigung unbegreiflich. Ein so großer Sieg, wie ein dergleichen seit sehr langen Zeiten nicht über die Teutschen erfochten worden war, hatte nämlich eine unglaubliche Gährung und Begeisterung hervorgerufen, etwa derjenigen vergleichbar, welche sich in Teutschland äußerte, als nach dreißig Jahren Krieg und Sieg die Franzosen bei der Conzerbrücke, 1675, die erste Niederlage erlitten. Auf die Politik Ivan's mag der Umstand viel gewirkt haben, daß der Träger aller seiner Hoffnungen, der Venetianer Andreas, um dieselbe Zeit treuloser Weise vom Grafen Arnold von Trau zum Gefangenen gemacht und dem Herzog von Österreich ausgeliefert wurde. Die Haft des Prinzen hinderte jedoch die Gebrüder von Güssing keineswegs, ihre Opposition gegen König Ladislaus fortzusetzen, vielmehr scheinen sie bei Gelegenheit der neuerdings von Prälaten und Baronen beim Papst Honorius IV. gegen den verächtlichen, heidnischen König angebrachten Klagen ganz besondere Thätigkeit entwickelt zu haben. Darum wurde auch nach Honorius' Ableben der Erzbischof von Gran von dem versammelten Conclave angewiesen, in den gegen den ungläubigen ungehorsamen König anzuordnenden Zwangsmaßregeln sich vorzüglich des Raths und der Einsichten der Gebrüder von Güssing zu bedienen (3. April 1287). Der König wurde wenigstens zu äußerlicher Bekehrung gebracht, Ivan vergaß in dem Hochgefühle des Sieges der gegen Österreich übernommenen Verpflichtungen, zumal Herzog Albert in Folge eines Rangstreites aller früher dem ungarischen Prinzen bezeigten Rücksichten vergaß, und seinen unglücklichen Gefangenen so tief sinken

2) Da die Mere chamen Herzog Albrechten, darumb er ward swerlich betrübt; Doch tat er nyndert dengleichen alſ ain Manen, der sich zu gewynn und zu verlust mendleich kan stellen.

ließ, daß dieser Lebensunterhalt und Hemden sogar von der Barmherzigkeit eines Mönchs annnehmen mußte. Ivan's bewegliche Scharen bedrohten und verheerten abwechselnd Österreich und Steiermark. Der Herzog beschwerte sich hierüber bei König Ladislaus, der ihm erwiederte, er sei jetzt zu sehr mit andern Rebellen beschäftigt, als daß er die Güssinger zu Gehorsam zu bringen vermöchte, habe aber nichts dagegen, wenn sich ihre Feinde nach Belieben und Vermögen an ihnen rächen wollten. Eine solche Antwort fand Herzog Albrecht erwünscht; ungewöhnliche Anstrengungen wurden von den Vasallen erzwungen; verstärkt durch den Zuzug der Bischöfe von Bamberg, Passau, Freising und Seckau führte Albert ein Heer von 15,000 Mann ins Feld (1289). Seine erste Unternehmung galt Ivan's Vettern, den Grafen Simon und Michael, die in Mattersdorf, Nagy-Marton, belagert wurden. Ivan eilte zum Entsatze herbei, allein seine leichte Reiterei vermochte nichts gegen die Linien, von welchen das österreichische Heer umschlossen war; den vergeblichen Versuch, sie zu durchbrechen, büßte er mit Verlust seines halben Heeres; die Vettern, froh, daß ihnen das Leben bewilligt wurde, öffneten den Siegern die Feste. Hierauf galt es dem benachbarten, heute der Stadt Ödenburg zuständigen Agendorf; weder vermochte der hölzerne mit Fellen belegte Wall dem Feuer, noch der mächtige Thurm dem furor teutonicus zu widerstehen; Weiber und Kinder wurden ausgewiesen, die Männer, ohne Unterschied, verfielen als Straßenräuber dem Galgen oder Henkersbeil. St. Margarethen (Szent-Margita), ebenfalls ein sehr gefürchtetes Raubnest, kam demnächst an die Reihe, und wurde vom Herzog Albrecht dem Heinrich von Kreußbach, als seinem Burggrafen, anvertraut, während Berthold von Emerberg die Hut von Kabersdorf, Mattersdorf und Agendorf, Ulrich von Stubenberg jene von Rechnitz, und Heinrich von Stubenberg jene der Schlösser von Schleining übernahm. Als auch Ungarisch-Altenburg mit Sturm genommen war, zogen die Landwehren von Österreich und Steiermark nach Hause, doch wurde der Abgang bald durch die nicht weiter zu der salzburgschen Fehde zu verwendenden Streiter ersetzt; Herzog Albert, angespornt durch die von seinem kaiserlichen Vater empfangene Zusage einer schleunigen Reichshilfe, legte sich vor der Güssinger Hauptfestung, vor die schon damals bedeutende Stadt Güns (Ende Sept. 1289). Österreicher, Steirer, Kärnthner, Tyroler, Schwaben fühlten sich, unter den Augen des Fürsten, durch den gegenseitigen Haß zu den kühnsten Anstrengungen begeistert, aber auch Ivan bot die letzten Mittel auf, das Kleinod seines Hauses zu retten. Im Voraus hatte er, um die Belagerung möglichst zu erschweren, die Umgebungen der Stadt verheert, auch die Bürger gezwungen, ihm als Bürgschaft ihrer Treue ihr kostbarstes Eigenthum, ihre Kinder, auszuliefern; die Fortschritte der Belagerer suchte er auf alle mögliche Weise durch Abschneiden der Zufuhr, durch partielle Angriffe und Überfälle aufzuhalten. In einem auf solche Weise herbeigeführten Gefechte erlegte er gegen 500 Feinde, der übrige Haufen mußte sich gefangen geben; es waren mehrentheils Krainer, denen Ivan Hände und Füße abhauen ließ, worauf er sie als einen Gegenstand des Schreckens den Belagerern zuschickte. Doch war für Herzog Albert jede Schwierigkeit immer nur eine Auffoderung zu erhöhter Thatkraft; unbekümmert um alle Zwischenfälle vollendete er die Krone von Werken, welche die Stadt umschließen sollte, dann wurden am 11. Tage die Mauern mit Sturmleitern erstiegen; die Vertheidiger flüchteten sammt dem wehrlosen Volke in das Schloß. Die Österreicher, in ihren Hoffnungen auf Rache, Mord und Raub betrogen, warfen Feuer in die verlassenen Häuser. Härtere Arbeit fanden sie an dem Schlosse. Sie zimmerten einen mächtigen Widder, der mit Eisen reichlich beschlagen wurde, und die Mauern erschüttern sollte; einer der Vertheidiger erfand, um die Stöße aufzufangen, eine Art Korb von doppeltem Flechtwerk, der an Stricken herabgelassen wurde; dieser erwies sich sehr praktisch, ehe die Österreicher zum Fuß der Mauern vorgedrungen waren; denn nun konnten die Belagerer mit an Lanzen gehefteten Sicheln die Stricke, woran der Korb geheftet war, abschneiden. Ivan, der jetzt an der Wirksamkeit seiner Waffen verzweifelte, suchte sein Heil in List und Bestechung. Mehre von Albert's Räthen ließen sich durch sein Gold blenden, und suchten ihren Fürsten zu überreden, er möge nicht durch hartnäckiges Bestehen in seinen Unternehmungen ganz Ungarn, wo der Haß alles Teutschen noch immer so lebendig wäre, zu den Waffen rufen. Ja, der betraute Freund der Herzogs, Graf Hugo von Taufers, ließ sich unter dem Vorwand einer Krankheit nach Wien bringen, nicht zufrieden, solche Rathschläge ertheilt zu haben. Beharrlich in seiner Ansicht, unermüdlich in seinen Anstrengungen, schickte Albert, nachdem ein Stück Mauer gefällt, einen Trompeter vor die Bresche, um Allen, die sofort den Ort verlassen würden, Leben und Sicherheit, den Hartnäckigen qualvollen Tod zu verheißen. Da sank den Entschlossensten der Muth, und Alle ohne Unterschied beeilten sich, den letztern Gnadenschimmer zu benutzen; 800 Männer und 150 Frauen sind am 1. Nov. 1289 abgezogen, die letztern waren besonders dem Belagerungsheere ein Gegenstand der Neugierde und Bewunderung, denn sie hatten mit siedendem Wasser, mit Feuerbränden, mit dem Ausschütten von Bienenstöcken den eigenen Herd zu vertheidigen gewußt. Berthold II. von Emmerberg wurde in Güns als Burggraf aufgestellt, sorgte auch sofort für die Wiederherstellung der Festungswerke[3]). Der Bischof von Weszprim, Peter, unternahm es, seine Brüder zu rächen und das ihnen Entrissene wieder zu gewinnen, wurde aber auf seiner Heerfahrt ermordet. So lange

3) Außer Güns nennt das Chron. Australe noch viele andere den Güssingern entrissene Orte, als Mattersdorf, Karlburg, Rohrbach, Baumgarten, Walbersdorf, Ungarisch-Prebersdorf, Kremsdorf, St. Margarethen, Ödenburg, Neckenmark, Kabersdorf, Landsee, Trauersdorf, Steinberg, Pilgreimsdorf, Willemsdorf, Rechnitz, Pinkafeld, Reterstaigen, Albernsdorf, Steegreifenbach, Oneiuze, Das Drin Warten, St. Nicolaus, Schleining, Pötelsdorf, Rumpelsdorf, Neubaden, Weikersdorf, Brandorf, Wartenkirchen, Lukenhausen, Zuganochsen, Altenburg, Eisenburg. Wir schreiben dieses großentheils berichtigte Verzeichniß ab, damit man nach demselben die Ausdehnung von den Besitzungen der Güssinger im ödenburger und eisenburger Comitat, sowie in dem benachbarten Österreich, beurtheile.

der König Ladislaus regierte, durfte die Familie kaum hoffen, zu dem verlornen Eigenthum wieder zu gelangen; als Ladislaus von den Cumanen in seinem Zelt ermordet wurde (den 10. Juli 1290), vereinigten sich alle wahre Magyaren, um ihm den immer noch in Österreich festgehaltenen Prinzen Andreas zum Nachfolger zu geben. Andreas entkam in eine Mönchskutte verhüllt, wurde zu Stuhl-Weißenburg am 3. Aug. 1290 gekrönt, und hielt es für seine erste Pflicht, die Güssinger, denen er großentheils die Krone verdankte, gegen den Herzog von Österreich in Schutz zu nehmen; er hatte auch vor seiner Krönung der Familie versprechen müssen, daß er dieses thun und ihr zu allen ihren Schlössern und Gütern wieder verhelfen wollte. Die zu jenem Zwecke eingeleiteten Unterhandlungen gingen jedoch in eine Fehde über, in deren Verlaufe die Umgebungen von Neustadt und Wien von den Ungarn verwüstet, ja die Vorstädte Wiens verbrannt wurden, bis Herzog Albert, durch Ableben seines Vaters seiner Hoffnungen auf eine Reichshilfe verlustig, auch durch die Verschwörungen seiner Barone beunruhigt, sich zu einer Unterredung mit König Andreas bequemte und die vom Erzbischof von Gran aufgestellten Friedensbedingnisse genehmigte. Vermöge derselben wurden alle von den Österreichern besetzten ungarischen Schlösser in ihrem damaligen Stande zurückgegeben, mit Ausnahme einiger, den Grafen von Güssing zuständigen Festen, wie Karlburg, Wieselburg, Altenburg, deren Thürme und Außenwerke gebrochen wurden, damit sie nicht ferner als Räuberhöhlen dienen könnten. So vollständig wurden die Brüder von Güssing mit dem Herzog versöhnt, daß der eine, Graf Heinrich von Pernstein, sofort auch zu dem Besitz der in Österreich belegenen Güter, wie namentlich Katzelsdorf, zugelassen wurde, auch daneben von dem Herzoge die Pfandschaft Schwarzenbach empfing; die beiden andern Brüder aber, Nicolaus und Ivan, verziehen ihrem angestammten Könige nicht, daß er die Zerstörung ihrer Raubschlösser bewilligt hatte, und sie traten daher in Verbindung mit dem päpstlichen Legaten, der Karl Martell's Ansprüche auf die ungarische Krone durchzuführen gekommen war. In die Hände des Legaten schwor Ivan den Eid, keinen König von Ungarn anzuerkennen, der nicht vom Papste bestätigt wäre; es gelang auch dem Grafen, sich der Person des Königs zu bemächtigen *), 1292, und nur die angestrengten Bemühungen des Erzbischofs Lodomerius und des Propstes Theodor konnten den König aus seiner engen Verwahrung befreien. Der Propst gab seinen Bruder und drei Nepoten als Geisel hin, um seinen König zu erlösen. Sobald Andreas sich frei fühlte, ließ er durch den Erzbischof Lodomerius über Ivan und Nicolaus von Güssing den Bann aussprechen; sie wurden zugleich als Feinde des Reichs und der Krone geächtet, der König zog mit einem starken Heere gegen sie aus, bemächtigte sich auch ihrer Besitzungen. Die Ächter entflohen, zusammt einem ihrer Spießgesellen, dem Ugrin Poth von Ujlack, nach Italien, setzten auch, von dem neapolitanischen Hofe unterstützt, alles in Bewegung, damit Papst Bonifacius VIII. endlich in Karl Martell's Interesse einen entscheidenden Schritt thue. Andreas entsandte den neu erwählten Erzbischof von Gran, Gregor, nach Rom, um diesen Umtrieben entgegen zu arbeiten, auch seine Aussöhnung zu bewirken; Gregor erwog aber, daß ihm für die neue Würde noch die päpstliche Bestätigung abgehe, und nahm, uneingedenk seines eigentlichen Auftrags, von dem päpstlichen Hofe am 28. Jan. 1299 die Vollmacht als Legat für Ungarn an. Am 4. März 1299 wurde ihm hierauf von dem Papst befohlen, den Grafen Ivan von Güssing und die übrigen Exulanten von dem durch den vorigen Erzbischof von Gran verhängten Interdict freizusprechen, wofern ihr Vergehen, wie sie behaupteten, nur darin bestehe, daß sie dem Andreas, der sich einen König von Ungarn nennt, Folgsamkeit und Achtung verweigert hätten, weil ihres Wissens der heil. Stuhl sein Thronrecht weder anerkannt, noch gebilligt habe. Bald nach dieser Verhandlung fuhr der Legat sammt den Güssingern nach Dalmatien, ein von dem Grafen von Brebir (dem Zriny) aufgebrachtes Heer setzte sie in den Stand, dem König in Ungarn selbst die Spitze zu bieten. Gregor, durch die Rathschläge des Grafen von Güssing geleitet, nahm in Weszprim seinen Sitz, und foderte dahin alle Prälaten des Reichs, um über Andreas Gericht zu halten, mußte aber Anfangs Juli 1299 die Antwort vernehmen, daß die ungarische Geistlichkeit, obgleich der Kirche treu ergeben, in keinem Falle in Weszprim sich einfinden könne, weil der Legat dort von Reichsverräthern umgeben sei; von den Güssingern, die nicht erst jetzt, sondern schon seit Bela IV., also unter der Regierung von vier Königen, als Störer der öffentlichen Ruhe und als Räuber berüchtigt, endlich gebrandmarkt und durch Urtheil und Recht des Reichs verwiesen worden seien. Daß der Legat sie, ohne Zuziehung des ungarischen Klerus, von dem aus den triftigsten Gründen über sie verhängten Interdict losgesprochen habe, sei allein schon ein Gegenstand bitterer Beschwerde. Statt einer Antwort bedrohte der Legat den Reichstag, von dem er solche Worte vernommen, den König und die Prälaten als Rebellen gegen den heil. Stuhl, mit dem Bann und mit weltlichen Strafen, und die Güssinger bereiteten sich, mit Heeresmacht den Reichstag anzufallen. Die Stände gingen aus einander, um sich zu einer lebhaften Offensive zu bereiten, und der Legat mußte, Angesichts des königlichen Heeres, zuerst nach Kreuz in Kroatien, dann nach dem Küstenlande flüchten, es entriß auch der König, von seinem Schwiegervater, dem Herzoge von Österreich, unterstützt, dem Grafen Ivan drei von seinen besten Schlössern, 1299. Noch entscheidender sollte der nächste Feldzug ausfallen, allein es wurde Andreas in seinen Operationen durch das unerwartete Ableben seiner Mutter Thomasina, die an Gifte starb, aufgehalten, dann traf ihn, unter denselben Umständen, das gleiche Schicksal, den 14. Juni 1301. Der Sohn Karl Martell's, der aus Neapel herübergekommene Karl Robert, schien berufen, ohne Widerspruch über Ungarn zu herrschen. Die Güssinger hatten sich jedoch abermals zu einer Oppositionspartei gestaltet. Noch bei Lebzeiten des Königs Andreas foderten Ivan und Heinrich, zu einigem Ersatze für die ihnen in Ungarn

*) Rex Ungarorum a comite Yvano dolose capitur.

entrissenen Güter, den gersenzer Comitat, als Donation; da aber hierüber bereits von König Ladislaus III. zu Gunsten des Bisthums Agram verfügt worden war, stand es nicht in des Legaten Macht, das Gesuch zu gewähren, er mußte es vielmehr auch bei Karl Robert zu hintertreiben suchen. Darüber ergrimmt, zeigten sich die Güssinger nicht abgeneigt, der eigentlich patriotischen Partei, welche die Krone für Wenzel von Böhmen foderte, beizutreten. Die erste Veränderung in Jvan's Gesinnungen gab sich in dem Beistande zu erkennen, den er dem Marschalk von Österreich, Hermann von Landenberg, bei der Eroberung von S. Martinsberg und der Lösung der Aufgabe, die verwitwete Königin, Albert's Tochter, aus Ofen zu entführen und in Sicherheit nach Wien zu geleiten, leistete. Die böhmische Partei, an ihrer Spitze den Erzbischof von Colocsa, Johann von Jimurs, und den Palatin Matthäus von Treutschin, söhnte sich, um die weiteren Fortschritte Karl Robert's zu hemmen, vollends mit Heinrich und Jvan von Güssing aus; die beiden Brüder gingen öffentlich und feierlich zu Wenzel's Partei über, und Jvan reiste selbst nach Böhmen, um den König zur Annahme der ihm zugedachten Krone zu bestimmen. Das glückte in soweit, daß der König zwar nicht für sich, aber doch für seinen Prinzen Wenzel das ihm dargebotene Geschenk annahm; während eine glänzende Gesandtschaft, von Graf Heinrich von Pernstein begleitet, am 5. Juli 1301 nach der Grenze aufbrach, um in Göding den zwölfjährigen Prinzen zu empfangen, eilte Graf Jvan, von dem Vater mit reichen Geschenken entlassen, nach der Donau, um die neapolitanische Partei durch Waffengewalt zu erdrücken. So unwiderstehlich stürmte er vorwärts, nachdem er einmal Stadt und Schloß Gran durch seine Waffen erobert hatte, daß Karl Robert nach Wien zu Herzog Rudolf III., der Legat aber nach Italien entfliehen mußte. Das Schloß von Gran überließ Jvan um Gold, den angeblichen Ersatz seiner Kriegskosten, an König Wenzel, der daselbst böhmische Besatzung einlegte, aber in dem übrigen Reiche maßte sich im Namen des unmündigen Königs Jvan aller Gewalt an, und regierte um so unumschränkter, da kurz hinter einander die beiden einflußreichsten Männer im Rathe, der Erzbischof von Colocsa und der Bischof von Zipsen, gestorben waren. Jvan's übermäßige Gewalt scheint indessen ihm sogar in dem eignen Hause Neider und Gegner erweckt zu haben; es äußerten sich in der böhmischen Partei so bedeutende Spaltungen, daß Karl Robert aus seinem Verstecke hervorkam und in ganz Kroatien und dem südwestlichen Ungarn wiederum als König anerkannt wurde, ja selbst die Belagerung von Ofen vornehmen konnte. Doch hatte in dem getheilten Reiche eigentlich keiner der beiden Könige zu gebieten; gleichwie in dem 16. und 17. Jahrhundert, erhoben sich auf allen Punkten die mächtigen Barone als unabhängige Fürsten; sie rissen die Kroneinkünfte an sich, befehdeten oder verbündeten sich nach Maßgabe ihrer wandelbaren Interessen und Launen, und gehorchten nur in seltenen Fällen, wenn und sofern ihnen gefällig war. Doch blieben die Güssinger inmitten dieser allgemeinen, landverderblichen Thätigkeit, der Partei ihres jugendlichen Königs zugethan, bis der alte Wenzel, der fortwährend von dem Papste mit dem Banne, vom Kaiser Albert aber mit einem neuen Kriege bedroht wurde, falls er nicht seine Ansprüche auf Ungarn aufgeben sollte, und der seinem Sohne nur ein Scheinregiment vergönnenden Anarchie herzlich überdrüssig war, zu Pfingsten 1304 mit einem Heere in Ungarn einbrach, um Ofen zu entsetzen und sodann sein Kind nach Hause zu führen. Von dem Lager von Parkany aus zwang er, unterstützt durch die Operationen des Grafen Jvan, den graner Erzbischof, Michael, zur Flucht; das Schloß zu Gran wurde gestürmt und geplündert, und ohne ferneres Hinderniß gelangte das vereinigte Heer nach Ofen. Hier mußte der König wol seine eigentlichen Absichten den Güssingern offenbaren: mit deren Zustimmung ließ er verkündigen, daß sein Sohn im königlichen Ornat und mit der Krone auf dem Haupte durch die Straßen reiten werde, um sich neuerdings dem Volke als König darzustellen; es wurde aber hiermit einzig bezweckt, den Prinzen ohne Aufsehen in das böhmische Lager vor Pesth zu schaffen. Sobald dies erreicht war, traten die beiden Könige, beladen mit den Reichskleinodien, den Rückmarsch von Mähren an, um ihre Erbstaaten gegen die Angriffe des Herzogs Rudolf von Österreich zu vertheidigen. Trotz des entschiedenen Übergewichtes, das hiermit die neapolitanische Partei erlangte, blieb Graf Jvan den bisherigen Verbindungen ergeben: er vertheidigte seine von mehren Seiten angefallenen Besitzungen mit Muth und Glück, behauptete auch durch eine ihm gänzlich ergebene Besatzung das Schloß von Gran. Er verzweifelte jedoch an der Möglichkeit, den allzu ungleichen Kampf in die Länge fortsetzen zu können, und ersah sich daher in der Person des Herzogs Otto von Baiern einen neuen Thronbewerber, den er dem neapolitanischen Prinzen entgegenstellen könnte. Otto wurde am 6. Dec. 1305 gekrönt, ließ sich aber von dem Woiwoden von Siebenbürgen, Ladislaus von Dobrogost, verlocken, und mußte in dessen Gefängnissen bis zum Jahre 1308 schmachten.

Denn Graf Jvan war nicht mehr, hatte auch keinen Sohn hinterlassen, der die erledigte Stelle hätte ausfüllen können; noch bei seinen Lebzeiten war ihm der Erstgeborne durch einen Blitzstrahl getödtet worden, die überlebenden Güssinger aber und der Graf von Pernstein differirten in Meinung und Ansichten zu sehr unter einander und mit ihrem treuen Verbündeten, Matthäus von Trentschin, als daß für den gefangenen König Wirksames hätte geschehen mögen. Nach einer neuen Periode von ungezügelter Anarchie trat das jetzige Haupt der Familie, Graf Heinrich von Pernstein und Güssing, endlich zu Karl Robert's Partei, wozu er auch durch die ihm verliehene Würde eines Bans von Slavonien bestimmt wurde (1308), und wohnte in dieser Eigenschaft, doch nur durch einen Stellvertreter, der am 15. Juni 1309 vollzogenen Krönung Karl Robert's bei. Seinen Todestag vermögen wir aber nicht anzugeben, ebenso wenig die Namen seiner Kinder; nur finden wir, daß seine und seines Bruders Jvan Enkel den Herzogen von Österreich dienten, 1336, Karl Robert's Regierung zu beunruhigen. Als solche Enkel betrachten wir namentlich die Brüder Eustach und Laurentius,

um 1330; Laurentius, der mit Margaretha, Johann's von Haslau Tochter, verheirathet war, besaß Mattersdorf, Forchtenstein und Güns: Eustach, auf Eisenburg, Rechnitz, Ödenburg, Schwarzenbach und Ankenstein, in der Steiermark, gesessen, diente mehrentheils den ungarischen Königen. Wie nahe die beiden verwandt dem Grafen Paul von Mattersdorf, der 1321 und 1341, in dem letzten Jahre als Consiliarius des Königs Karl Robert, vorkommt, wissen wir nicht zu ermitteln; eine Schwester oder Tochter Eustach's könnte sein die Gräfin Agnes von Forchtenstein und Güssing, die mit dem 1342 gestorbenen Grafen Peter I. von St. Georgen und Pösing verheirathet gewesen. Die Vettern Paul, Nicolaus und Johannes lebten um 1360; Paul, Judex curiae, war mit Elisabeth von Pottendorf, Albero's Tochter, Nicolaus mit der Tochter eines Grafen von St. Georgen und Pösing verheirathet; Johannes heißt gemeiniglich der Graf von Höflein, von seinem in dem ödenburger Comitat belegenen Sitze, wurde auch der Vater des Grafen Georg von Höflein. Peter, Graf von Antau, welchen Namen er ebenfalls von seinem Sitze empfing, trägt auch den Beinamen Ciscus, um 1350; sein kinderloser Sohn, Graf Kaspar, vermachte alles, was er an Gütern und Dörfern besessen, seinem Vetter Paul. Ivan, Graf von Pernstein und Mattersdorf, nennt in einem Revers vom Jahre 1390 die Frau des Grafen Johann von St. Georgen und Pösing, Margaretha „amita nostra;“ er wurde in seiner Ehe mit Agnes der Vater eines gleichnamigen Sohnes, und einer Tochter Anna; diese heirathete 1370 Otto von Ehrenfels, dem und seinem Schwiegersohne, Graf Ivan „von Pernstein und Güssing“ all sein Recht und Genuß abtrat, „so er da hätt an dem Markt, Gericht und Mauth zu Neunkirchen“ wie er solche von den Herren von Österreich, Albrecht und Leopold, Gebrüdern, um 60 Pf. wiener Pfennige in Versatz gehabt, eine Verhandlung, welche Herzog Albrecht 1378 bestätigte. Ivan besaß auch bis 1352 Kirchberg am Wechsel und Loipersdorf. Paul, Graf von Güssing, „aus dem Geschlechte der Grafen von Pernstein, Hornstein“ u. s. w., hatte zur Ehe die Tochter des um 1400 verstorbenen Grafen Thomas II. von St. Georgen, Namens Anna; ihr verschrieb er zum Witthum die in dem ödenburger Comitat belegenen Ortschaften Schadendorf und Trauersdorf. Ob der ihm gleichzeitige Nicolaus sein Bruder oder Vetter gewesen, lassen wir unentschieden; gewiß ist nur, daß der von jüdischen Gläubigern hart gedrängte Graf Nicolaus durch die Dazwischenkunft des Nicolaus von Forchtenau aus seiner Noth errettet wurde. Vielleicht ist dieser Graf jener Nicolaus, Graf von Forchtenstein, der 1409 sich des Grafen Thomas II. von St. Georgen Tochter Katharina beilegte. Paul, Graf von Forchtenstein, ward in seiner Ehe mit Anna von Pottendorf Vater von zwei Töchtern, Margaretha und Walpurgis, die ihr Recht auf Forchtenstein etwa 1418 an Herzog Albert von Österreich überließen. Ein Ivan, Emmerich's Bruder, verbürgte sich für Albert von Pottendorf um einige Tausend ungarische Gulden. Wilhelm versetzte um 1445 Forchtenstein, Kabersdorf und Landsee an die Herzoge von Österreich; seine Gemahlin Anna, die freigebige Wohlthäterin der Augustiner zu Wien, liegt in deren Kirche begraben. Der letzte Mann des gesammten Stammes soll Johann IV., Graf von Lukenhausen und Kanisa, gewesen sein; von ihm erkaufte Kaiser Maximilian I. nochmals den Forchtenstein; seine einzige Tochter wurde an Thomas Nadasdy verheirathet. Übrigens gab es in dem ausgebreiteten Geschlechte der Linien noch mehre, wie wir denn u. a. demselben die Gräfin Eva von Csorna, Gemahlin um 1487 eines Grafen Johann von St. Georgen, zutheilen. Wie unvollständig aber unsere Nachrichten überhaupt sind, mag man daraus ermessen, daß wir auch nicht eine Spur von einer Verwandtschaft mit dem großen Haus Gilethi auffinden können, obgleich, nach dem Wechsel der Besitzungen zu urtheilen, zwischen den Pernsteinern und den Gilethis vielfältige Heirathen vorgekommen sein müssen. Das Siegel des Grafen Ivan von Pernstein, von 1349, zeigt einen mit vier Pfauenfedern bedeckten Helm, doch scheint das nur ein Secret gewesen zu sein, das eigentliche Wappen wird sich in dem von den Grafen von Mattersdorf gebrauchten schwarzen Adler im silbernen Felde wiederfinden. Die Burg Pernstein mit der Grafschaft, die sammt so vielen andern Grenzorten, an Österreich gekommen war, verlieh Kaiser Friedrich IV., 1450, seinem Rathe, Walther von Zebringen, und dessen Sohne Thomas. *(v. Stramberg.)*

PERNSTEIN. Umschlossen von einer dunkelbewaldeten Gebirgskette sieht von einem steilen, aus Glimmerschiefermassen aufgethürmten Berge die alterthümliche Burg Pernstein in die schattigen Wiesenthäler herab, durch welche die Fluthen der Schwarzawa sich ergießen, zugleich den freundlichen Markt Nedwieditz umschlängelnd. Erkern gleich sind die Fenster der obern Stockwerke der Burg auf ungeheuren Kragsteinen herausgerückt; in einiger Entfernung sieht das aus, als rage der obere Theil der Burg weit und drohend über die Grundlage hervor. Sie scheint, von der nämlichen Entfernung aus gesehen, einem umgekehrten Zuckerhut vergleichbar. Zwei starke Ringmauern, zwischen denen ein tiefer Graben sich hinabsenkt, umgeben das Schloß, zu dem man durch fünf, einst von Zugbrücken begleitete, Thore gelangt. Durch den weiten Hofraum über eine Treppe von 68 Stufen und durch ein gothisches, mit verschiedenen Wappen geziertes Portal gelangt man in das Innere. Eigenthümlich und phantastisch ist der Anblick auf diesem Punkte; planlos in seiner Anlage kündigt der Bau deutlich und grell die drei verschiedenen Epochen der Bauherren an. Der nördliche, runde Theil scheint noch dem 11. Jahrh. anzugehören. Diesem Äußeren entspricht ganz das Innere der Burg. Ausgenommen den großen, hellen Rittersaal, der 30 Fuß in die Länge mißt, und die neuerer Zeit aufgeführte Haupttreppe, besteht sie fast durchgehends aus winkligen Gemächern, niedern dunkeln Gängen und engen Treppen, die sich ordnungslos durchkreuzen. Von mehr als 100 Fenstern werden die Gemächer erleuchtet, aber es finden sich unter diesen Fenstern vielleicht nicht zwei, die einander in Form und Größe gleichen. Da eine Felsenklippe vom Gemäuer der Burg umbaut ist, so erklärt es sich leicht, wie im Innern Treppen aufwärts führen können zu den in Felsen gehauenen Kel-

lern und Verließen, von denen diese, vor nicht gar langen Jahren, noch mit Menschenknochen angefüllt waren. Das ganze Schloß ist reichlich mit weißem Marmor überkleidet. Zu dem düstern, abgesondert stehenden Wartthurme gelangt man nur durch eine hölzerne, hoch in der Luft schwimmende Brücke, die aus dem oberen Gaden des Schlosses dahin führt. Rund um diese, noch immer in bewohnbarem Stande erhaltene, Burg lagern sich die im neueren Styl aufgeführten Wohnungen der Wirthschaftsbeamten und der Schloßdienerschaft; sie stehen in auffallendem Gegensatze zu dem Hauptgebäude; noch greller stechen die auf dem felsichten Südabhange des Berges, trotz so mancher Hindernisse, durch seltenen Aufwand von Kraft und Beharrlichkeit von den letzten Gutsherren im Geschmacke unserer Zeit hingezauberten freundlichen Gartenanlagen ab. Hier wechseln sogenannte englische Baumgruppen mit den Sandpartien der alten Ziergärten ab; Bassins und Eremitagen, Parapluies und groteske Felsengestalten vereinigen sich zu einem lieblichen Ganzen, das durch zwei steinerne Denkmale, von Schweigel, die den Manen des ehemaligen Herrschaftsbesitzers, Freiherrn von Schröfel, gewidmet sind, seine Vollendung erhält.

Wie diese Burg sich vor allen andern Mährens durch ihre kolossalen Formen, durch Alter und historisches Interesse auszeichnet, so entbehrt auch ihr Gebiet keineswegs der Merkwürdigkeiten. Der Blick aus ihren Fenstern hinab in die dunkeln, zu beiden Seiten sich verlängernden Bergwälder, deren melancholische Eintönigkeit lediglich durch kahle Felsenwände unterbrochen wird, trifft zwar keineswegs auf freundliche Ansichten, aber der feierliche dort waltende Ernst beschäftigt und erhebt ein denkendes Gemüth; vertieft sich der Wanderer in die entferntern Thäler des Burggebiets, so sieht er sich mit jedem Schritte neue Naturschönheiten entfalten. Die vielen Burgfesten, Stammhäuser untergegangener ritterlicher Geschlechter, die mit Waldung bekleideten Spuren verödeter Dörfer, die verlassenen Stollen und Schachten zeigen, wie einstmals in denselben Thälern frohe Regsamkeit herrschte, wo jetzt der Landmann dem unergiebigen steinigen Boden mit saurer Mühe spärliche Halmfrucht abgewinnt. Den reichen Bergwerken ihres Gebietes verdankten die Herren von Pernstein zum Theil ihren fürstlichen Reichthum, und noch zu Ende des 16. Jahrh. waren die hiesigen Gruben berühmt durch die häufig in ihnen brechenden Gold- und Silbererze. Späterhin gerieth dieser Bergbau in Verfall, und was auch die Nachkommen versuchten, um ihn wieder zu heben, blieb erfolglos; das war z. B. der Fall mit einem alten Kupferbergwerk, das, von einigen Theilnehmern unterstützt, der Ober-Bergamts-Administrator Lauer 1716 auf's Neue belegte, doch schon nach drei Jahren, unangesehen der bedeutenden Ausbeute, ins Freie verfallen lassen mußte. Nur die Eisengruben werden noch heute schwunghaft betrieben. Die stiepanauer Hüttenwerke wurden durch einen Pächter, den Engländer Baildon, eine Zeit lang in namhaften Schwung gebracht, besonders durch die bei der Hütte angebrachten Cylindergebläse, und ähnliche, der fernen Heimath entlehnte Verbesserungen. Überhaupt hat die Natur das pernsteiner Gebirge, wenn auch die fruchtbaren Thäler ihm abgehen, mit mannichfachen, nur noch nicht hinreichend gewürdigten Reichthümern ausgestattet. Eine reiche Fauna erwartet hier den Zoologen, seltene und heilsame Kräuter und Pflanzen findet zwischen Felsenritzen der Botaniker, die verschiedensten Gesteinarten laden den Mineralogen zu emsigen Forschungen ein. Diesem ist eine Merkwürdigkeit von besonderer Auszeichnung der Lepidolith, bisher ausschließliches Eigenthum nicht nur der Provinz Mähren, sondern auch der Herrschaft Pernstein. Er kommt auf dem bei Rozna gelegenen Berge Hradisko vor, geht durch alle Abstufungen des Blaßrothen bis zum Dunkelvioletten und Olivengrünen fort, nimmt eine schöne Politur an, und wird zu Vasen, Leuchtern rc. verarbeitet. Die heutige Herrschaft Pernstein erstreckte sich über die Märkte Nedwieditz und Daubrawnik, die Dörfer Bischowetz, Boor, Bukowa, Chliwsky, Ober- und Unterczepy, Czenwir, Czernowitz, Gestrzeby, Hodonin, Hrdawes, Husle, Jablaniow, Klokocz, Kobilnitz, Korazna, Kowarzow, Kozlow, Krzeptow, Lesenowitz, Liskowetz, Litawa, Maniow, Milasin, Pischowetz, Piwonitz, Porowetz, Rakowa, Rotkow, Rozna, Schwaretz, mit der merkwürdigen Kapelle Seyrek, Skorolitz, Sladkow, Smrczek, Stiepanow, Srzitesch, Ugczow, Vierhöfen, Wieschny, Wietierzitz, Woleschniczka, das neuere Dominicaldorf Josephsdorf mit dem Lehensantheil am Dorfe Malostowitz, war aber vermöge ihrer gebirgigen Lage nur zu $43^{23}/_{64}$ Lahne, mit 6670 Fl. 17 Kr. obrigkeitlicher Schätzung angeschlagen. Sie zählte 1793 in 935 Häusern 1316 Familien und 6984 Seelen. Gegenwärtig enthält sie auf zwei □Meilen Flächenraum eine Bevölkerung von 9346 Köpfen. Bis gegen Ende des 16. Jahrh. gehörten auch die theils verödeten, theils veräußerten Ortschaften Kleczan, Jamne, Jwowetz, Niwsko mit dem wüsten Schlosse Zuberstein, ferner die wüsten Schlösser Mitrow und Bickowetz, und die Dörfer Rogetin, Widonin, Radin, Blaßkow, Rosiczka, Rozinka, Meziborz, Janowitz, Habrzi, Neudorf-Risowska mit dem Burgstalle Risow, Pawlowitz, Dworzisstie und Janowiczky zur Herrschaft.

Den Ursprung des Geschlechtes Pernstein leitet die Sage ab von dem Köhler Wienawa, der in heidnischen Zeiten in der Gegend, wo nun auf hohen, waldigen Felsenzacken oberhalb des Dorfs Pcionin die Trümmer einer Feste kühn über Abgründe hervorragen, sein Gewerbe trieb. Einstmals stürmte in toller Wuth gegen die Hütte des Mannes ein ungeheurer Auerochs heran; unerschrocken trat Wienawa dem Unthier entgegen, faßte dasselbe mit der einen Hand am Horn und zog ihm mit der andern eine Ruthe durch die Nase. Meister der Bestie, führte er sie an des Königs Hof, indem er sie, wegen ihrer ungewöhnlichen Größe, als ein des Monarchen würdiges Geschenk betrachtete. Bewunderung erregte hier die Gestalt des Ungethüms, noch mehr wurde Wienawa's Stärke bewundert, zumal er auf Geheiß und in Gegenwart des Königs und der Lopoten auf einen Hieb mit seinem Beile dem Thiere den Kopf abschlug. Ausgeso-

dert, sich eine Gnade zu erbitten, bat er, man möge ihn auch fortan nicht in seinem Gewerbe hindern; diese Bescheidenheit gefiel dem König dermaßen, daß er die um Piwonitz sich ausdehnenden Berge dem Köhler zu Eigenthum schenkte, auch ihm, der fortan ein Rittersmann sein sollte, auferlegte, im Schilde einen Büffelkopf mit einem Nasenringe zu führen. Darum sah man noch in späten Zeiten auf dem Thurm zu Pernstein, auf den Schlössern Leutomischl, Landsberg, Pardubitz, Kunietitz, das Bild eines Starken, der einen beringten Auerochsen führet, und daneben die Inschrift: Wilim wede zubra (Wilhelm führt den Auerochsen). In seine Berge zurückgekommen, erbaute Wienawa auf der Stelle der vormaligen Holzhütte ein geräumiges, festes Haus, das von ihm, zum Andenken an den besiegten Auerochsen, Zubr, Zuberstein, genannt und einst unter die festesten Schlösser des Landes gezählt wurde, jetzt aber nur noch in einigen Ruinen bei dem Dorfe Piwonitz übrig ist. Wienawa's Sohn, Perszten (Ring), gefiel sich nicht in Zuberstein, und erbaute sich, nach dem Tode des Vaters, auf dem felsigen Berge unweit des Baches Nedwiediczka, eine andere Wohnung, die zwar nur von Holz, aber sorgfältig befestigt, um die feindlichen Einfälle der Czechen abweisen zu können. Nach dem Namen des Erbauers ward die Feste Perszten, in der Folge Pernstein, genannt. Derselbe Perszten soll auch die Umgegend zuerst urbar gemacht und die umliegenden Städtchen und Dörfer angelegt haben. Einer seiner Nachkommen, Dobeslaw, befand sich, so erzählt man, unter den Gesandten, welche um 962 die Tochter des Herzogs Boleslaw des Gütigen von Böhmen, Dombrowka, ihrem Bräutigam, dem polnischen Herzog Mieczislaw, zuführten; ihm gefiel die Landesart von Hochpolen; er ließ sich daselbst häuslich nieder, und wurde der Stammvater des großen Hauses Leszczyński und anderer Geschlechter Herbu Wienawa oder Perszten (mit dem Büffelkopf), wie z. B. der Bronisz, Dlugoß ꝛc. Zibrzid, vielleicht der Sohn dieses Dobeslav, ward als Pole von Geburt, als Mährer von Abstammung, dem Herzog Boleslaw von Polen besonders wichtig in seinen Entwürfen für die Unterjochung von Böhmen und Mähren. Unter den polnischen Starosten, welchen der Herzog das seiner Meinung nach vollständig bezwungene Mähren anvertraute, nahm sicherlich Zibrzid eine ausgezeichnete Stellung ein. Aber schwer lastete auf dem unglücklichen Lande der Druck dieser Starosten, daß dem Volke zuletzt nur die Verzweiflung als Rathgeber blieb. An einem bestimmten Tage erhoben sich einmüthig Czechen und Mährer, erschlugen viele von den unvorbereiteten Polen und verfolgten die andern bis weit in ihre Heimath hinein. Ein einziger Punkt wagte es, dem Gesammtwillen des mährischen Volkes zu widerstehen: es war die Burg Pernstein, wo, als auf seinem Erbgute, Zibrzid gebot. Mit unerschütterlichem Muthe wies er die wiederholten Stürme der Belagerer ab, sein Geist, sein Zorn hatte sich der ganzen Besatzung mitgetheilt, und selbst seine Töchter, zarte Jungfrauen, verrichteten Wunder der Tapferkeit. Durch die heldenmüthige Vertheidigung stutzig gemacht und eingedenk der ihnen mit dem Burgherren gemeinsamen Abstammung, stellten die Belagerer die Feindseligkeiten ein, um mit Zibrzid eine Unterhandlung zu eröffnen. Schon war ein Vertrag abgeschlossen, aber zu großer Unzufriedenheit der einen von den Töchtern des Burgherrn. Abrathend, zürnend äußerte sie sich gegen den Vater, während sie zugleich ihre und ihres Häufleins Waffen gegen den Feind richtete. Zibrzid, ergrimmt über diesen Ungehorsam, bestrafte und ermordete in ihrem heißen Kampfe die eigene Tochter; ihren Namen hat die Sage nicht aufbewahrt, aber ihre vielfältigen Erscheinungen haben Jahrhunderte lang die steilen Treppen, die winkligen Gänge, die düstern Gemächer von Pernstein nach dem Glauben der Zeitgenossen belebt. Wenn sich das Fräulein zeigte, erwartete das Gesinde jedesmal einen ungewöhnlichen Vorfall im Schlosse; ängstlich fragte dann jeder, ob ihre Züge warnend ausgesehen oder Freudiges verkündigt hätten. Im weißen Kleide, die goldenen Locken aufgelöset, begegnete sie Laien und Priestern; sittige Anreden erwiederte sie mit freundlichem, stummem Lächeln, freche Äußerungen bestrafte sie nicht selten mit schnellem Tode [1]).

Wir müssen bekennen, daß die Herleitung des Ge-

---

1) So saßen einmal am späten Abend des Jahres etwa 1601, die Knechte in der Burgherberge beim Trunke, und erzählten sich um die Wette schauderhafte Mährchen von dem Burggeiste. Der frevelhafteste von den Knechten vermaß sich mit einem Eide, er welle bei der ersten Begegnung dem Fräulein einen Kuß rauben. Nach wenigen Tagen sah er die Gestalt auf sich zuschreiten. Eingedenk des Eides stürzte er wahnsinnig auf sie zu. Der Kuß wurde dem Anschein nach ihm nicht verwehrt, aber er sank in demselben Augenblicke todt zur Erde. Ein anderer Spuk begegnete dem Jesuiten P. Johannes Drachowski aus dem wittingauer Collegium, welcher im Laufe seiner fruchtbaren Missionsreise durch Böhmen, 1626, auch das Schloß Pernstein zu besuchen hatte. Kaum angelangt, besah er sich alle Merkwürdigkeiten des Schlosses, bestieg die stolzen Thürme, durchlief das Labyrinth der Gemächer. Als er im höchsten Gaden der Burg angelangt war, trat ihm aus der nächsten Stube eine stattlich aufgeputzte Jungfrau, die einen Schlüsselbund in der Hand hatte, entgegen. Der Pater nahm sie für eine Zofe, redete sie an; sie blieb stehen, der Pater gab sich ihr zu erkennen: ein Gast, sei er gekommen, um die Unterthanen in dem katholischen Glauben zu unterrichten. Auch ihr trage er seine geistlichen Dienste an. Die Jungfrau lächelte freundlich und bescheiden, machte einen tiefen Knix und ging ihres Wegs. Einige Tage darauf, als der Pater an der abzuhaltenden Predigt studirte, suchte er die einsamsten Gänge der Burg auf. Wiederum traf er auf die Jungfrau, die in einem Erker saß, das lang herabhängende Haar kämmte, doch als sie den Pater sah, sogleich die Haare auf den Rücken warf und das Gesicht enthüllte. Dem Pater, „qui naturae severioris semper est habitus," missfiel die Beschäftigung der eitlen Schönen. Er sagt: am Sonntage ist übertriebene Sorgfalt für den Putz zumalen unschicklich. Viel nothwendiger wird es, durch frommes Gebet das Gemüth zu Anhörung des göttlichen Wortes vorzubereiten. Da verbarg die Jungfrau schnell den eben noch so geschäftigen Kamm, legte den Finger auf den Mund, beugte das Haupt zum Boden und ging von dannen. Darauf ging der Pater hinunter zur Kirche, die ganz von weißem Marmor erbaut, und sang die Messe; während der Predigt suchten seine Augen die wohlbekannte Zofe; da er sie nirgends bemerkt, eilte er nach dem Schlosse zurück, um dem Burggrafen zu verweisen, daß die Personen des Hausgesindes, von denen vorzüglich ein gutes Beispiel gegeben werden sollte, den öffentlichen Andachtsübungen sich entzögen. Verwundert ließ sich der Burggraf die Jungfrau beschreiben, auch den Ort bezeichnen, wo sie der Pater zum ersten Mal gesehen; es ergab sich, daß der seit un-

schlechtes Pernstein von Wienawa und Persztyn vornehmlich auf dem Zeugnisse des Paprocki beruhet, der in der Materie so bewandert ist, daß er die über einer Pforte angebrachte Inschrift: 490 Wratislaw z Persšteina, zum Beweise anführt, wie das Schloß 490 erbaut worden sei. Deswegen wollen wir nicht verschweigen, daß eine andere Sage die Pernsteine von einem teutschen Ritter herleitet, der von König Ottokar herbeigerufen und mit Ländereien beschenkt, einstmals auf der Jagd einen mächtigen Bären Niedzwiedz, erlegte, und darauf zum Andenken an den bestandenen harten Strauß den Markt Nedwiedit (Bärenau) und ganz in dessen Nähe, an dem Bache Nedwiedizka, die Burg Bärenstein (Pernstein) erbaut hätte. Wo jener teutsche Einwanderer hergekommen, ob aus Oberösterreich, aus dem Thurgau, aus dem meißnischen Erzgebirge, darüber sind die Chroniken nicht einig, doch glauben wir die meißnische Herkunft schon aus dem einzigen Grunde, weil die von Bärenstein bei Altenberg einen aufgerichteten schwarzen Bären im Wappen führten, verwerfen zu müssen, überhaupt scheint uns die Herkunft aus der Fremde mit dem großen Besitzthum und dem langen Bestand des pernstein'schen Geschlechtes gleich unvereinbar. Denn es ist vielleicht das wichtigste, wenn gleich bisher übersehene Ergebniß der Genealogie, daß eingewanderte Familien niemals das Alter der Autochthonen erreichen. Es bewähret sich das in der Geschichte der normännischen Eroberer von England, noch auffallender in den Beziehungen der Iren, oder der Urbewohner von Dacien, der Walachen, zu spätern Einwanderungen. Bereits im Anfange des 12. Jahrh. erscheinen in mährischen Urkunden die Perstayn. Ihnen wird auch Philipp der Fromme, Bischof zu Posen von 1196—1209, zugezählt, der 1172 das Augustiner-Eremitenkloster in der mährischen Stadt Gewitsch stiftete. Ludomir und Jesko von Pernstein sollen, um 1200 in den väterlichen Nachlaß sich getheilt, eine handfestliche Erbverbrüderung errichtet haben, vermöge welcher, bei dem Erlöschen der männlichen Nachkommenschaft des einen von ihnen, der ganze Nachlaß an die Abkömmlinge des andern Bruders fallen sollte. Es fiel demnach mit Jesko's Ableben dessen Erbportion, die Stadt Strazek mit der Burg an Ludomir, zurück. Seine Söhne Burian und Wraczek nehmen abermals eine Theilung in der Art vor, daß Burian die Burgen Pernstein und Namiest behielt, dem Wrazek aber Strazek zufiel. Dieses Besitzthum vertauschte Wraczek 1231 an den König Wenzel, gegen die Burg Eichhorn, wo er bisher als königlicher Burggraf geboten hatte. Bald darauf trat Wraczek in den Tempelorden, dem er zugleich Eichhorn zuwandte; dagegen erhob sich Burian, in Kraft jener von zwei andern pernstein'schen Brüdern eingegangenen Erbverbrüderung. Sein Widerspruch führte ihn zu einer langwierigen und blutigen Fehde mit dem Orden, zu dessen Gunsten endlich König Przemisl entschied. So berichtet die eichhorner Handschrift, die nach Schwoy in dem Nachlasse eines berühmten gelehrten Mannes gefunden worden sein soll, uns hingegen schon vor 36 Jahren eine unbegreifliche Unwissenheit in allen Zuständen des Mittelalters zu verrathen schien, und deshalb schon damals für eine freche Betrügerei, und alles, was sie von den Pernsteinen, von den Burggrafen von Eichhorn, von dem Tempelorden erzählt, für eitel Lug und Trug erklärt worden ist; eine Erklärung, die wir hiermit wiederholen.

Die Brüder Stephan und Albert von Pernstein, genannt von Medlau, begleiteten 1218 den Fürsten Theobald von Brünn in seinen Zug gegen die heidnischen Preußen; Stephan stiftete, als er glücklich in die Heimath zurückgekehrt war, in Erfüllung eines Gelübdes, in dem, bereits 1208 von seinem Vater Gotthard von dem Bischof Robert von Olmütz eingetauschten Dorfe Daubrawnik, ein Nonnenkloster, Augustinerordens, und in dessen Kirche sich und seinem Geschlechte ein Erbbegräbniß. Vir nobilissimus wird Stephan 1233 von Bischof Robert von Olmütz genannt. In dem Kloster Daubrawnik waren die Brüder Stephan und Gallus von Pernstein gegenwärtig, als der Bischof von Olmütz Theodor 1285 den Nonnen die ihnen von Demetrius von Lukow gemachten Schenkungen bestätigte. Drei andere Brüder de Pernsteyn, Phylippus camerarius Moravie (er kommt noch 1308 in diesem Amte vor), Bohuzlaus camerarius Pacsouiensis provincie et Yngramus, erlassen, Brune in colloquio generali, proxima secunda feria post dominicam invocavit 1293, dem Kloster Saar den Zehnten und das Bergrecht, das es wegen eines Weinberges zu Medlau zu entrichten verpflichtet war. Indessen beginnt Balbin's Stammtafel keineswegs mit einem dieser drei Brüder, sondern mit einem Bornissa, der mit einer Pogarell in erster, mit einer Wrbna in anderer Ehe verheirathet, 1315 gestorben sein soll. Ihm legt Balbin drei Söhne, Philipp, Dobislaus und Bohuslaus, bei; in der That haben die Gebrüder Philipp und Robiß von Pernstein, am 9. März 1326, dem Kloster Saar einen halben Lahn in Heinrichsdorf zur Unterhaltung des Geleuchtes vergeben, ohne Zweifel in Betracht, daß ein dritter Bruder, Johann von Pernstein, im besagten Kloster Saar das Ordenskleid empfangen hatte. Überhaupt traten damals mehre geistliche Personen in dem Hause auf, wie z. B. der pernsteiner Burgherr Ingram (wahrscheinlich der 1349 urkundlich vorkommende Ingram von Pernstein), welcher mit Bewilligung seiner Söhne, Stephan, Bohuslaw und Gerhard, mehre Dörfer und Zinsen an das Kloster Daubrawnik verschenkt hat, wo seine Tochter Blanka, seine Nichten Clara und Agnes, den Schleier genommen hatten. Johanna und Lucia von Pernstein werden bei Balbin als Äbtissinnen von Daubrawnik genannt; ebendaselbst kommt Anna als Äbtissin von Oslawan vor, und werden hoffentlich diese drei Namen besser begründet sein, als jene von Dobeslaw, Peter und Wenceslaw von Pernstein, die Balbin als Äbte zu Saar aufführt, oder als seine Ludmilla von Pernstein, Äbtissin zu Tischnowitz. Überhaupt scheinen die ersten sieben Generationen der Balbinschen Tafel mehrentheils nur auf Er-

vordenklichen Zeiten im Schlosse einheimische Spuk den Jesuiten geäfft habe,) dessen Unwille hierauf dem Gelächter weichen mußte.

dichtung, seltener auf Hypothesen zu beruhen. Przemisl von Pernstein mußte 1335 Eichhorn an den Markgrafen von Mähren, nachmaligen Kaiser Karl IV., zurückgeben. Im J. 1358 besaß Pischoletz, das Bergschloß in der pernsteiner Herrschaft, durch Kauf von einem von Pernstein, Markgraf Johann. Ingram von Pernstein kommt 1371 vor. Wilhelm von Pernstein, vielleicht der Enkel jenes Wenceslaus, den Balbin als Freiherrn bezeichnet, nachdem die frühern Pernsteine nur Ritterstandes gewesen, Wilhelm erheirathete mit der Witwe des Albert von Sternberg-Swietlau, mit Agnes von Pottenstein, Borschitz, Feste und Dorf, Luka, Spinek und Unprow 1385, Güter, die er jedoch 1408 verkaufte, und später der Herrschaft Ostrau, hradischer Kreises, einverleibt worden sind. Wilhelm mag zu dieser Veräußerung durch das Verlangen, den Tod des Markgrafen Prokop zu rächen, veranlaßt worden sein. König Siegmund hatte nämlich diesen Fürsten, von dem Pernstein als Lohn ausgezeichneter Tapferkeit das Lehen Luczicz empfangen, im Kerker zu Brünn morden lassen. Um die Blutrache zu üben, erhob sich zuvörderst Johann von Sokol, und gleich schlossen sich diesem viele von den bedeutendsten Burgherren Mährens an, wie Wilhelm von Pernstein, Erhard Puška von Kunstadt, Hinko von Kunstadt, der dürre Teufel, Hassek von Waldstein, Heinrich von Waldstein mit der eisernen Tasche, Heinrich von Krawarz. Die Blutrache artete schnell in unbezähmte Raubgier und Mordlust aus; die sich einander bekämpfenden Parteien erlaubten sich jede Art von Greueln. Die Kaufleute aus Brünn, Olmütz und Neuhaus wurden, wenn sie die Märkte zu beziehen wagten, ihrer Waaren beraubt und ausgeplündert, der Bischof von Leutomischl wurde auf seiner Reise durch Mähren mishandelt, einem Priester wurde bei Budwitz die Zunge ausgeschnitten, Iglau, Pohrlitz, Eibenschitz und andere feste Punkte wurden befehdet und förmlich belagert, die Juden zu Trebitsch geplündert und mishandelt, überhaupt alle Ruchlosigkeiten verübt, welche Willkür im Bewußtsein ihrer Unverletzbarkeit ersinnen mag. Der von den Gesellen des Pernsteiner zusammengebrachte Raub an Pferden, Gewürz, Schnittwaaren, Kleinodien und baarem Gelde wurde abwechselnd nach den Burgen Pernstein, Jaispitz und Goldenstein geschleppt, und daselbst unter die Bundesverwandten vertheilt.

In solcher Weise lastete auf dem Lande eine untilgbare Geißel, bis die schrecklichen Zeiten des Hussitenkrieges den unruhigen Geistern eine andere, noch verderblichere, Richtung gaben. Für diesen hat in Mähren wenigstens die Religion die Rollen nicht vertheilt, die Parteien blieben, wie sie in den unmittelbar vorher gegangenen Unruhen einander gegenüber gestanden hatten, nur der Vorwand für Gewaltthat, Raub und Mord war ein anderer geworden. Deshalb finden wir das ganze pernstein'sche Geschlecht auf Seite der Hussiten, den Oberstkämmerer bei dem olmützer Landrecht (1417), den Wilhelm von Pernstein, der vielleicht eine Person mit dem oben genannten Wilhelm, den Johann, der als Besitzer von Medlau 1417, Johann von Medlow genannt wird; den Johann von Pernstein, der von 1421—1430 als Besitzer von Bistritz, von dem Schlosse Zuberstein und dem Dorfe Pischoletz vorkommt, den Landeshauptmann Peter von Pernstein, der nach Balbin zwei Frauen gehabt hat, eine Boskowicz und eine Ludanicz. Aber dieser Peter, entschieden in seinen Richtungen, war nicht, wie andere Männer seiner Partei, von blindem Hasse gegen die Teutschen erfüllt, ein reifes Urtheil ließ ihn bei Zeiten den Abgrund erblicken, der sein Vaterland zu verschlingen drohte; er vereinigte sich mit dem Bischof von Olmütz, Johann dem Eisernen, um bei Zeiten die Rotte zu vernichten, die vor allen andern die öffentliche Ruhe gefährdete, jene Taboriten nämlich, die, gleich einer Setscha, von der befestigten Marchinsel, bei Straznitz aus, die ganze Landschaft beherrschten. Bischof und Landeshauptmann trafen mit ihren Söldnern unfern der Burg Buchlau zusammen, und zogen, nach gehaltener Berathung in verschiedenen Richtungen der untern March zu. Von drei Seiten bestürmt, wurde die Insel genommen, die grimmige Rotte versprengt, und zuletzt in ihren Überbleibseln bis nach Böhmen verfolgt (1421). Den Ausbrüchen der Zwietracht war hiermit nur kurze Zeit gewehrt, die Ursachen des Grolls blieben dieselben. Um sie zu heben, wurde für die Stände der Schwesterlande, Böhmen und Mähren, eine Unterredung in Czaslaw beliebt. Daselbst erschienen, außer den böhmischen Deputirten, Abgeordnete des Königs Siegmund, und von Seiten der Mährer sieben der mächtigsten Landherren, den Landeshauptmann an der Spitze; ein bedeutendes Resultat wurde aber nicht erreicht. Denn die vier prager Artikel, die noch dazu bald darauf als ketzerisch von dem Landtage zu Brünn verworfen wurden, ließ sich wol Peter von Pernstein gefallen, aber einen fünften Artikel, der die Absetzung Siegmund's und die Wahl eines neuen Königs verfügte, misbilligte und bestritt er in der entschiedensten Weise. Die Nachkommenschaft dieses Peter stellt Balbin in folgender Weise dar:

Peter von Pernstein. Gem. 1. Ludmilla von Boskowicz. 2. Margaretha v. Ludanicz.

Hinko. — Johann V. Gem. Margaretha v. Lippa.

Jaroslaus I., Gem. 1. Martha v. Sternberg. 2. Ludmilla v. Lomnitz. — Magdalena, Gem. Einer v. Krawarz.

Elisabeth, Gem. Einer v. Lomnitz. — Johann VII., Landeshauptmann in Mähren 1515. Gem. 1. Bohunka v. Boskowitz. 2. Magdalena Kragirz v. Krageik.

Wilhelm IV., Obersthofmeister, gest. 1521. Gem. Ursula v. Berka. — Bohunka, Gem. Heinrich's V. von Lippa.

Ursula v. Pernstein, Gem. Einer v. Schellenberg. — Katharina, an einen von Ludanicz verheirathet.

Johann VII. kommt 1516 nicht nur als Landeshauptmann, sondern zugleich als Oberstkämmerer bei dem brünner Landrecht vor; er wurde in dem Kloster Smilheim, hradischer Kreises, beerdigt 1521. Seinem Sohne, Wilhelm IV., dessen Todesjahr 1521 wol nur auf einer Verwechslung beruht, wurde von Berchtold von der Lippa 1480 um 2200 Schock Groschen und 800 ungarische Gulden die Stadt Eybenschitz verpfändet, und dazu, von dem Gebiete der Herrschaft Kromau, der Markt Rauchowan, die Dörfer Leipertitz, Herzmanitz, Kutkowitz, Czuczitz und Rapotitz, ferner die Teiche bei den zum Burgstall Rapstein gehörigen Dörfern, und der Zehnte zu Seitz, Kobily und Pawlowitz, Güter, welche zwar derselbe Wilhelm 1496 an den Gemahl seiner Tochter (nicht aber Schwester) Bohunka, an Heinrich V. von der Lippa auf Kromau abtrat. Bohunka besaß noch 1539 die Burg Sadek, znaymer Kreises, mit Schamnikowitz, Laukowitz und Milotitz. Diese Güter waren ihr von dem Vater zum Genusse angewiesen, der sie 1491 sammt dem Flecken und der Pfarre Starz, den Dörfern Czaslawitz und Slawitz und dem Hofe Przibislawitz gekauft hatte. Nicht minder irrt Balbin, wenn er diesem Wilhelm IV. das Obersthofmeisteramt beilegt; der Obersthofmeister gehört vielmehr einer Linie an, die Balbin von Peter's Bruder, von Wilhelm I., ableitet, und die in ihrer Feindschaft gegen den alten Glauben und den Landesherrn noch auffallender hervortritt, als die Nachkommenschaft Peter's. Wilhelm I. werden vier Kinder beigelegt, Anna, die Äbtissin von Oslawan, Johann IV., Hinko und Bawor. Hinko soll in der Ehe mit Anna Zagimacz von Kunstadt Vater von zwei Töchtern geworden sein, von denen nach Balbin's Versicherung Elisabeth den Herzog Victorin von Münsterberg, Barbara den Zdenko Lew von Rozmital heirathete. Aber die Herzogin von Münsterberg ist wieder nur eine erdichtete Person. Bawor, der vertraute Freund und Anhänger Boczek des ältern von Podiebrad, verheerte mit diesem 1422 die Besitzungen des Bischofs von Olmütz, belagerte auch Kremsier, das der Bischof noch glücklich entsetzte. Um sich für den hierbei erlittenen Verlust zu entschädigen, nahm Bawor Besitz von den sämmtlichen Gütern des Klosters Daubrawnik, dem schon vorher der Burggraf auf Pernstein, Waniek, das Dorf Kleczan entrissen hatte. Bevor noch die Äbtissin Elißka die gesuchte Abhilfe für das ihr angethane Unrecht erhalten konnte, durchbrach ein Hussitenhaufen das anstoßende Gebirge, erstürmte das wohl bewehrte und tapfer vertheidigte Kloster, und verwandelte dasselbe durch eingeworfene Pechkränze in einen ungeheuren Scheiterhaufen, der die Leichname der wehrlosen Nonnen, wie der entschlossenen, in ihrer Vertheidigung gefallenen Krieger verzehrte. Der katholischen Kirche war aber ein Vertheidiger geblieben, der Bischof von Olmütz, der, unerschütterlich in den dringendsten Gefahren und beharrlich, mit Recht den Beinamen der Eiserne trägt. Noch im Laufe des J. 1424 triumphirte Bischof Johann XIII. über die meisten seiner Feinde; durch sein Waffenglück fand sich beinahe die ganze Provinz beruhigt, keines Bleibens war hier länger für die hussitischen Horden, nur Bawor von Pernstein und Boczek von Podiebrad setzten noch in ihren Burgen Pernstein und Kunstadt den Widerstand fort, behaupteten sich auch gegen die wiederholten Anstrengungen des Bischofs, der sich zuletzt begnügen mußte, sie durch die in die Festen Czernahora, Lettowitz, Lukow, Lomnitz und Tollstein vertheilten Besatzungen im Zaum zu halten. Der Bischof vermochte jedoch nicht, den Pernsteinen und Podiebraden allen Verkehr mit alten Freunden abzuschneiden; es bildete sich von 1426 an ein neues und engeres Bündniß hussitisch gesinnter Familien, der Boskowicze, Pernsteine, Krawarze und Cymburge zuvörderst. Das von ihnen aufgebrachte gewaltige Heer durchstreifte Ungarn und Österreich, und bezeichnete überall durch Brandstätten und Blut seine Bahn; von weiterm Vordringen konnte es nur durch die Meldung abgehalten werden, daß ein unzählbares teutsches Kreuzheer in Böhmen eingefallen sei.

Im J. 1412 hatte Elska von Sternberg-Swietlau, Gemahlin des Wok von Krawarz, den Jarosch von Sternberg-Swietlau und den Stephan von Pernstein in die Gemeinschaft der Burg Swietlau, hradischer Kreises, und der jetzt zur Herrschaft Luhaczowitz gehörigen Dörfer Rzetechow, Prowodow, Poplowitz, Zillin und halb Ustie aufgenommen. Der Johann von Pernstein, der 1432 die Bergschlösser Pischoletz und Zuberstein, und kraft markgräflicher Verleihung die Herrschaft Bistrzitz inne hatte, in solchem Besitze aber von Johann von Lomnicz angefochten wurde, ist ohne Zweifel der Johann IV. Balbin's, demnach der Vater von Wilhelm II., der mit seinem, dem Jesuiten Balbin unbekannten Bruder Adalbert, sich um die Mitte des 15. Jahrh. mit dem Landeshauptmann Johann von Cymburg verbündete, um dem von manchen Großen mit Selbsthilfe und Wegelagerung getriebenen Unfuge durch gewaltsame Einnahme und Zerstörung der Raubschlösser ein Ende zu machen. Ein Bruder Wilhelm's und Adalbert's, Johann VI., der in erster Ehe mit Agnes von Wartenberg, in anderer Ehe mit Katharina von Sowinecz oder Eulenberg verheirathet war, kaufte 1453 von Machna von Lomnicz und Mesericz und ihrem Gemahl, Wock von Sowinecz, den Frau Machnen zustehenden Antheil an Schloß und Städtchen Krzizanau und an dem Städtchen Bobrowa um 600 Schock Groschen, 1463 aber von Agnes von Lomnicz und Mesericz, und ihrem Gemahl, Smil Ossowsky von Dubrawitz, um 480 Schock Groschen den ihr zustehenden Antheil an besagtem Schlosse und den beiden Städtchen, wie auch einige Dörfer. Im J. 1454 hatte König Ladislaw ihm die Burg und das Dorf Wiczkow, mit dem benachbarten Drahonin, verliehen, 1452 erkaufte derselbe Johann um 25 Schock Groschen zu Pernstein die Dörfer Strzitesch und Luczka, mit dem Hof in Pawlowitz, dann 1462 den Flecken Ingrowitz mit den Dörfern Jaworek, Ubussin, Sulkowitz, Ruczin und Antheilen an Pawlowitz und Piczulin von Johann von Cymburg. Im J. 1470 verpfändete ihm König Georg gegen ein Darlehen von 3000 ungarischen Gulden den halben Ertrag der tischnowitzer Klostergüter. Einer ungleich wichtigern Erwerbung, der Herrschaft Groß-Meseritsch, in welcher Johann 1459 er-

scheint, wurde er, der vielleicht nur Pfandinhaber gewesen, von Bohusch von Lomnitz entsetzt. Zu seinen vielfältigen Erwerbungen soll Johann die Mittel vornehmlich in dem schwunghaft betriebenen Bergbau der Stammherrschaft gefunden haben. Aber nicht nur um den häuslichen Kreis hat er sich ausgezeichnetes Verdienst erworben. Als Georg von Podiebrad zu dem erledigten Throne aufstieg, spalteten sich neuerdings die böhmischen Kronlande in Parteien; die Verwirrung, welche hievon die Folge, schien die Zeiten der kaum vorübergegangenen Hussitenkriege wieder herbeiführen zu wollen. Die Pernsteine, getreu der einmal verfolgten Partei, erklärten sich sammt den Kunstadten, Krawarzen, Sternbergen und Kragirzen mit Schrift und Schwert für den kühnen Thronbewerber, unterstützten alle seine Unternehmungen eifrigst, und wagten Gut und Blut, um seine Absichten durchsetzen zu helfen. Vorzüglich hat Johann seinen Einfluß für den Triumph einer Sache verwandt, die unter den waltenden Umständen nicht nur jene der Ordnung und des Friedens, sondern sogar jene der Nationalexistenz geworden war. Wiederum, als sich die Könige Georg und Mathias um das schlugen, was genau genommen, keinem von beiden gehörte, wurde Johann als ersehnter Friedensbote thätig, das Königreich verdankte seinen Vorstellungen den 1470 auf dem Königsfelde bei Brünn errichteten Friedensvertrag. Daß aber Johann noch derselbe Johann von Pernstein sein sollte, der 1480, wie abermals das Faustrecht waltete, in Gesellschaft des Hinko von Wrbna das nördliche Mähren von den Räuberhorden befreite, die Edlen gleich den Knechten bestrafte, und die unzugänglichen Felsenhorste der Räuber schleifte, müssen wir billig bezweifeln, da bereits 1475 Johann's Söhne, Wilhelm und Wratislaw, selbständig handeln, wir auch außer Balbin's Johann VII. noch einen andern, dem Jesuiten unbekannt gebliebenen, Johann von Pernstein gefunden haben, welcher mit seinen Brüdern Siegmund und Wilhelm 1465 Dorf und Feste Oberlesonitz von Wenzel von Rositz um 500 ungarische Gulden erkaufte. Johann's VI. Söhne, Wilhelm und Wratislaw, erscheinen gemeinschaftlich in verschiedenen Verhandlungen, z. B. 1482, wo sie von dem Kloster Saar das halbe Städtchen Krzizanau mit dem Hofe, und Antheile an den Dörfern Jwowy, Pikaretz und Meblow, gegen Hingabe des Fleckens Oberbobrowa eintauschten, 1483, wo sie von der malteser Comthurei zu Brünn das Patronatrecht der Pfarrei Krzizanau sammt dem Zehnten erwarben, auch 1486. Wratislaw wird 1480 als Besitzer des Gutes Mitrow genannt; es verlieh ihm auch König Wladislaw 1488 das Gut Medlanko. Mit Ludmilla, der Tochter Heralt's von Kunstadt, erheirathete er die Herrschaft Plumenau, olmützer Kreises, von welcher er kaum Besitz genommen hatte, 1490, als ihm König Wladislaw noch dazu die Dörfer Czechlowitz, Moskowitz, Lutotein, Drozdowitz, Groß- und Kleinlatein als Lehen, ferner den Antheil des Klosters St. Jacob zu Olmütz an Charwat, den dem olmützer St. Katharinenkloster zuständigen Antheil an Olschan, und den Antheil des Domcapitels an Chrozim verlieh. Wratislaw vergrößerte die Herrschaft aber noch ferner, indem er 1490 den Rittersitz und das Dorf Selitek, dann um 200 Schock Groschen die Dörfer Schesuwky, Slaup und Wawrzinecz, darauf 1512 die Feste und das Dorf Czech, die Dörfer Starzechowitz, mit dem Rittersitze Slusin und Wiczow mit dem Rittersitze, Antheile an Chrozim, Leschau und Stinau, und das wüste Dorf Skihrow, zusammen um 4300 Schock Groschen, erkaufte. Da er keine Kinder hatte, so folgte ihm in seinem Besitzthume, namentlich auch in der Herrschaft Plumenau, sein Bruder Wilhelm. Übrigens könnte auch diesem Wratislaw die Burg Pernstein ihre heutige Gestalt verdanken, wenn anders der bereits besprochene Pokal mit der Jahrzahl 490 ihm angehört, und nicht vielmehr einem Vetter, den Balbin als den Sohn Wilhelm's II. darstellt.

Dieser andere Wratislaw kommt 1480, 1490 und wiederum 1492 in dem Amte eines Oberstkämmerers bei dem brünner Landrecht vor, wurde daneben 1495 zum Landeshauptmann erwählt, und machte sich in diesem wichtigen Amte vorzüglich verdient durch seine Bemühungen um die Aufrechthaltung des neuerdings und von vielen Seiten her angefochtenen Landfriedens. Verfügend über die Kräfte der Provinz und über eine bedeutende Hausmacht, nahm und brach er die Burgen der Friedensstörer; Herren wie Knechte mußten seiner unwandelbaren Gerechtigkeitspflege mit dem Strange büßen. Dieser heilsamen Thätigkeit wurde Wratislaw durch den Tod entrissen, 1496. In erster Ehe mit Ludmilla von Miczan, in anderer Ehe mit Johanna von Lomnicz verheirathet, hinterließ er einen einzigen Sohn, Johann IX., der 1527 als Landeshauptmann genannt wird, und in zwei Ehen mit Anna von Sowinecz und Ludmilla von Kragirz, *ohne* Kinder blieb.

Wir kehren zu Johann's VI. älterem Sohne, zu jenem für die Haus- und Landesgeschichte so besonders bedeutenden Wilhelm III., zurück. Eine endlose Reihe von Erwerbungen führen wir zunächst von ihm in der Note auf [2]). Über die Mittel und Wege, auf welchen er zu

2) Bereits 1471 verlieh ihm König Wladislaw die Güter des Klosters Oslawan zu Genuß, vermuthlich unter der Verbindlichkeit, die noch vorhandenen Nonnen zu unterhalten; die Verleihung wurde 1490 auf Wilhelm's Söhne ausgedehnt, 1509 bestätigt, und 1512 vervollständigt, indem der König sogar seine landesherrliche Gerechtsame auf dieses Stift an die Pernsteine überließ. Im J. 1475 kaufte Wilhelm von Albert oder von Zdenko Kostka von Postupicz die Herrschaft Helfenstein oder Leipnik, prerauer Kreises, zugleich überließ ihm derselbe Kostka, sein Pfandrecht auf das mit Leipnik grenzende Weißkiech und auf die Herrschaft Prerau; in dem nämlichen J. 1475 erkaufte Wilhelm noch die vorlängst zu der Herrschaft Holeschau gehörigen Dörfer Mißkowitz und Zanaschowitz, sowie 1476 um 6500 ungarische Gulden die Stadt Drahotusch, prerauer Kreises, mit den dazu gehörigen Ortschaften. Im J. 1480 vergrößerte er die Herrschaft Weißkirch durch Ankauf von Halbendorf; 1482 ertheilte König Wladislaw ihm und seinen Söhnen, Johann und Wilhelm von Pernstein, die Befugniß, das verpfändete Klostergut Großniemschitz einzulösen; auch überließ das Kloster Welehrad, als Eigenthümer, besagtes Dorf den drei Herren auf ihre Lebtage, unter dem Vorbehalte, dasselbe nach ihrem Absterben um 1000 Gulden einlösen zu können. Im J. 1485 kaufte Wilhelm um 2000 ungarische Gulden einen Rittersitz zu Nuslau mit einigen dazu gehörigen Unterthanen, vier Lahnen und dem Hofe zu Schabschitz, und dem seitdem eingegangenen Dorfe Zielitz, wozu er 1486 durch

so ungemessenen, selbst über die Rosenberge ihn erhebenden Erwerbungen gelangte, können wir uns kaum Vermuthungen erlauben; die Klostergüter mag er sehr wohlfeilen Kaufs gehabt haben, der Bergbau, den er mächtig unterstützte, mag ihm mit reichen Ausbeuten gelohnt haben, doch genügt das alles nicht, um in der geldarmen, jeder Art von Circulation entbehrenden Zeit, in einem durch die Folgen der Hussitenkriege so schrecklich zerrütteten Lande jenes Phänomen zu erklären. Wir finden uns daher beinahe genöthigt, anzunehmen, daß Wilhelm den von so vielen Chroniken und in so fabelhafter Weise besprochenen, doch keineswegs fabelhaften Schatz des Klosters Opatowitz entdeckte und zu seinem Gebrauche verwendete. Opatowitz, von dem einst das fürstliche Stift Grüssau eine Propstei gewesen, das auch noch Propsteien in Neumark, Wahlstadt und Hohenelbe gehabt hat, war mit der Herrschaft Pardubicz, gleich den vielen mährischen Klöstern Oslawan, Tischnowitz, Daleschitz, znaymer Kreises, Trebitsch, St. Jacob zu Olmütz, Prostnitz, gleich den vielen einzelnen Klostergütern, an den Freiherrn von Pernstein gekommen. Ihn scheint nicht der Wahn des Volkes von Klostergut gekümmert zu haben, ebenso wenig die uralte Fabel von dem Adler, der die Kohlen von dem Opferaltar raubte und sein Nest in Brand steckte. Wilhelm hat auch, als hätte er an den eigenen Werken nicht genug zu tragen, keinen Anstand genommen, seine beiden Söhne an die allerdings sehr reichen Erbtöchter des Johann Kostka von Postupicz zu verheirathen, und hiermit für seine Nachkommenschaft die gesammte Schuld der Kostka, dieser Erzpicarditen, in Blut und Kirchenraub übernommen. Denn noch war Stanislaus Kostka, der sarmatische Heilige, nicht geboren, der für den Frevel der

---

Kauf von Heinrich von Lippa und um einen Preis von 5000 ungarischen Gulden den übrigen Theil des Marktes Ruslau mit den Lahnen im Dorfe Nikoltschitz fügte. Im J. 1486 kaufte er um 600 Gulden das später dem Gute Wesseliczko unterthänige Dorf Groß- oder Oberaugezd, und 1487 wurde ihm von den Königen Matthias und Wladislaw seine Herrschaft Prerau zu Erbrecht verliehen, zu welcher er 1488 noch die Brücke und Mauth, und 1505 den Hof des Procop von Zamosti ankaufte. Im J. 1489 erkaufte er von Dobrsch und Benesch von Boskowitz Gebrüdern das Dorf Kleintapar, auch um 100 Gulden von Victorin Friczek von Weltzinsdorf einen daselbst belegenen Hof. Im J. 1491 wurde die Abtei Hradisch veranlaßt, ihm die von dem von Schattny eingelösten, dann wieder um 2000 Gulden an Albrecht Kostka von Postupicz verpfändeten Güter vollständig abzutreten. Im J. 1491 erkaufte Wilhelm auch um 100 Schock Groschen das jetzt zu Mitrow gehörige Pawlowitz, und von König Wladislaw um 15,500 ungarische Dukaten das Kloster Trebitsch, sammt der Stadt und den noch übrigen Klostergütern, Wolein und Stubnitz mit einbegriffen. Einige andere Klostergüter, wie Radostin und Meserzizko, hatte Wilhelm schon vorher von dem Convent pfandweise erhalten, und indem ihm von dem König zugleich die Befugniß ertheilt wurde, die anderweitig verpfändeten Güter des Klosters einzulösen, finden wir ihn häufig beschäftigt, von dieser Befugniß Gebrauch zu machen, wie er denn z. B. die Elißka von Staupna zwang, ihm das Pfandgut Kochanow abzutreten. In demselben Jahre, 1491, erkaufte Wilhelm das Gut Wesseliczko, wo die Oder entspringt; dann erlangte er von der Abtei Hradisch, daß sie ihm ihre Rechte auf die Stadt Weißkirch, sammt dem Gebiete erbeigenthümlich abtrat. Im J. 1492 erkaufte er, zu Handen der Herrschaft Pernstein, das aus vielen Ortschaften bestehende Gut Litawa, sammt dem Dorfe und öden Schlosse Wiczkow, dem Dorfe Rzikonin, dem verfallenen Bergschlosse Risow und Neudorf-Risowa. Im J. 1495 erkaufte er um 75 Schock Groschen das jetzt zu Gurein gehörige Lazanko, 1496 aber um 1000 Schock Groschen das Bergschloß Luka, mit dem darunter gelegenen Dorfe, den Marktflecken Ölsen und das Dorf Czebin, und in demselben Jahre um 2000 ungarische Gulden das Städtchen Neustadtl, mit den Dörfern Mnichow, Wlachowitz, Prochow, Petrowitz und dem damals schon wüsten Dorfe Wrzisst, endlich auch um 1130 ungarische Gulden das nachmals an die Herrschaft Pirnitz gekommene Dorf Chlistow. Im J. 1497 erkaufte er das in unsern Tagen dem Gute Reketnitz unterthänige Buk, 1498 das Dorf Eibis sammt Antheil Krepitz, 1501 das später zu Seelowitz gezogene Dorf Woykowitz und den Antheil des St. Jacobsklosters zu Olmütz in Klopotowitz; ferner bald nach 1502, in welchem Jahre er Hradisko an die Abtei Hradisch überließ, die Stadt Kojetein, sodann 1503 Rozinka, bei Bistrzitz, Kralitz, die er in der Folge mit Tobitschau vereinigte, das Bisthumslehen Lobotitz, das seitdem und bis 1710 der Herrschaft Tobitschau verblieb, und endlich um 24,000 Schock Groschen die große Herrschaft Tobitschau, für welche er 1513 auch das Dorf Czertoreg erwarb. Im J. 1507 übernahm Wilhelm von Benesch von Boskowicz die Dörfer Sokolnicz, Telnicz und Woykowicz, und 1508 erkaufte er Markt und Schloß Seelowitz, mit dem Patronatrechte, den Markt Lautschitz mit der Pfarre, das Dorf Hunkowitz mit der Pfarre, das damals schon öde Dorf Kowalow um 15,400 Schock Groschen, und indem er diesen Gütern seine frühern Erwerbungen Ruslau, Eybis und Woykowicz hinzufügte, sowie das ihm 1514 von König Wladislaw zu Erbe verliehene Städtchen Pohrlitz, bildete er die heutige Herrschaft Seelowitz. Im J. 1511 erkaufte Wilhelm, in Gemeinschaft mit seinem Sohne Johann, von Herait von Kunstadt um 9000 ungarische Gulden das Gut Oberbojanowitz bei Auspitz; König Wladislaw verlieh ihm 1512 die Herrschaft Göding, mit dem Rechte, in derselben Bergwerke zu bauen, und in demselben Jahre überließ ihm und seinen Söhnen der König alle landesherrlichen und Stifterrechte an das Kloster Tischnowitz, auch das Eigenthum an den sämmtlichen Klostergütern, deren Administration sammt den klösterlichen Patronatrechten ihm bereits 1486 überlassen worden war. Ebenso übertrug ihm Wladislaw 1512 das Eigenthum an den sämmtlichen noch übrigen Gütern des St. Jacobsklosters zu Olmütz, sammt dem Patronatrechte auf das Kloster selbst, dann hat er in demselben Jahre um 130 Schock Groschen sechs Unterthanen, das Burgrecht und das Patronatrecht der Pfarre zu Duban, und zu besserer Arrondirung der ihm von dem Bruder angefallenen Herrschaft Plumenau einen Hof in Bilowitz erkauft. Im J. 1517 erkaufte Wilhelm in Gemeinschaft mit seinem Sohn Johann, Ober- und Unterborzitz mit Bobuniow, und 1520, Samstag nach Christi Himmelfahrt, um 15,500 Schock Groschen die Herrschaft Kunstadt. Aber nicht auf Mähren sich beschränkend, hat er weit über dessen Grenzen hinaus nach Böhmen seine Herrschaft getragen. Dort in dem königgrätzer Kreise besaß er bereits 1490 die Herrschaft Kostelecz am Adlerflusse, und in demselben Jahre erwarb er das benachbarte Pottenstein, dessen uraltes und berühmtes Bergschloß er neuerdings befestigte, dann die Güter Daudleb und Jeleny. Im J. 1491 erscheint er zum ersten Male als Besitzer der im chrudimer Kreise belegenen, Herrschaft Pardubicz (von 12 □Meilen Flächeninhalt), und 1492 wird er als Besitzer der großen, im königgrätzer Kreise belegenen Herrschaften Neustadt, Senftenberg mit Liticz und Reichenau genannt; Neustadt, das er von den Czeruczizky von Kaczow ererbt haben mag, zählt 80, Reichenau 72, Senftenberg, wo er 1492 die Bürgerschaft begnadigte, 24 Ortschaften. Im J. 1507 erkaufte Wilhelm um 2500 Schock Groschen das Gut Holicz mit Chwogno, Rzedicz und Wostrzetin, das er sofort, gleichwie das 1511 angekaufte Gut Daschitz, mit Heczan, Prachowicz, Platenicz, Morawan und Koztieticz, der Herrschaft Pardubicz einverleibte. Endlich erscheint er 1516 auch als Besitzer der Herrschaft Brandeis am Adlerflusse. Bereits 1490 hatte König Wladislaw ihm die Herrschaft Frauenberg, in dem heutigen budweiser Kreise, gegen ein Darlehn von 24,000 ungarischen Gulden pfandweise verschrieben

böhmischen Vettern Genugthuung geben sollte, wie sein Ordensbruder, der heil. Franziskus von Borgia, für die Verbrechen von Alexander und Cäsar Borgia. Überhaupt ist es ein eignes Schauspiel mit diesen Hussiten, diesen Pernsteinern, die sich einem Meteor gleich erheben und verschwinden, nachdem sie die Glorie von drei ihnen angeheiratheten Heiligen aus dem Jesuitenorden, Aloys von Gonzaga, Franziskus Borgia, Stanislaus Kostka gesehen. Um auf Wilhelm von Pernstein zurückzukommen, so hat er selbst noch die Hussitische Lehre abgeschworen, in das aus seinen Ruinen wieder erhobene Kloster zu Daubrawnik Minoriten eingeführt, auch zu deren Unterhalt ansehnliche Ländereien ausgesetzt, 1519 und 1516 andern Minoriten die St. Bartholomäikirche in Pardubicz, sammt dem von den Kreuzherren de poenitentia beatorum Martyrum verlassenen Kloster übergeben. Er erneuerte 1509 das Schloß zu Kunieticz auf der Herrschaft Pardubicz, empfing und bewirthete zu Pardubicz 1497 den König Wladislaw, der dagegen des gastfreien Wirthes Söhnen, Johann und Adalbert, in dem prachtvollen Rittersaale am 22. Juli den Ritterschlag ertheilte. Im J. 1491 verlieh Wilhelm den Einwohnern von Bobanecz, pardubiczer Herrschaft, denen er bereits bei König Wladislaw einen Jahrmarkt erbeten hatte, das Recht, frei zu testiren. Im J. 1507 ließ er die Stadt Pardubicz mit Mauern und Gräben umschließen, auch die beiden Thore mit den noch vorhandenen Thürmen aufführen; in demselben Jahre entsagte er im Namen seiner beiden Schwiegertöchter dem bisher in der Stadt Landskron von der Herrschaft geübten Heimfallsrechte. Im J. 1509 ertheilte er den Einwohnern von Pardubicz das Recht, über ihr sämmtliches bewegliches und unbewegliches Eigenthum frei zu schalten, auch wöchentlich Markt zu halten; 1510 schenkte er ihnen das von ihm auf fünf Pfründner gestiftete St. Johannisspital, und 1512 den der Stadt benachbarten, längs der Elbe sich hinziehenden Wald. Zugleich verlieh er der Gemeinde den freien Weinschank im Schlosse, die Robotfreiheit gegen einen Jahreszins von 2⅓ weißen Groschen für jeden Grund, und das Recht der eigenen Waisenrechnung- und Grundbuchsführung. Dann widmete er der dasigen Pfarrkirche den Zehnten von den Kirchen in Rossicz und Kleinpardubicz. In demselben Jahre ertheilte er der Stadt Leipnik einen Freiheitsbrief, gleichwie er 1513 den Bürgern von Daschitz, pardubiczer Herrschaft, das Recht zusprach, über ihr Vermögen bei Lebzeiten und durch letzten Willen frei zu schalten, und 1514 an die Stadtgemeinde Bodanecz das Dorf Gilowka verkaufte. Um endlich von seiner amtlichen Wirksamkeit zu sprechen, müssen wir noch anmerken, daß er 1483 und 1484 als Kämmerer der Czuda von Brünn, und zugleich als Marschall des Königreichs Böhmen erscheint, nachdem der von Lippa dieses Amt durch seinen Abfall von König Matthias verwirkt hatte. Im J. 1500 wurde Wilhelm zum Obersthofmeister des Königreichs bestellt; er bekleidete dieses Amt 18 Jahre lang, entsagte demselben um seiner Leibesschwachheit willen, und starb den 8. April 1521. Aus seiner Ehe mit Beatrix von Lippa hinterließ er zwei Söhne, Johann VIII. und Adalbert (böhm. Wogtiech oder Woitech).

Adalbert, der weder mit Johanna von Wartenberg, noch auch, nach Andern, mit Hedwig von Schellenberg, sondern mit Margaretha Kostka verheirathet war, gilt den Neuern, gegen Balbin's Ansicht, als der ältere Sohn, obgleich der Umstand, daß Johann VIII. in verschiedenen Kaufbriefen mit dem Vater zugleich handelnd erscheint, ihm den Rang als Erstgeborner zusichern dürfte. Adalbert erscheint bereits 1511 als Besitzer der eigentlich seiner Gemahlin zuständigen sehr großen Herrschaft Landskron und Landsberg, chrudimer Kreises, erbte auch von dem Vater unter andern Pardubicz und Kunstadt. Jedoch ist er nicht nur in Ansehung der Güter theilweise Nachfolger des Vaters geworden, er folgte demselben auch in dem Amte eines Obersthofmeisters des Königreichs, wurde desselben zwar 1523 entsetzt, doch aber wieder 1525 darin eingeführt, sodaß er 1526 ausdrücklich als supremus Capitaneus et regni Praefectus bezeichnet wird. Im J. 1518 setzte er das jährliche Schoßgeld der Stadt Landskron auf acht Schock böhmisch herab, 1526 verlieh er dem Städtchen Böhmisch-Tribau die Braugerechtigkeit, und 1531 der Stadt Pardubicz die Befugniß eigener Fleischbänke und den Brauurbar auf acht herrschaftliche Dörfer, während er zugleich die seitdem in Vorstädte umgewandelten Dörfer Bukowina und Lhotka an die Stadtgemeinde vergabte. Um das J. 1533 erwarb er durch Kauf oder Erbschaft die Herrschaft Nachod (106 Ortschaften), eine Erwerbung, die er jedoch nur kurze Zeit überlebte [3]). Da er keine Kinder hinterließ, so wurde er von seinem Bruder beerbt; der nun mit Recht, indem er mit dem reichen Erbe der Kostka alle von Wilhelm III. gemachten Erwerbungen, mit Ausnahme der einzigen, gleich im J. 1522 an Johann von Lippa, zugleich mit Czeikowitz, Pawlowitz, Kobily und Oberbojanowitz veräußerten Herrschaft Göding, vereinigte, Johann der Reiche heißt. Johann hat aber diesen Reichthum nicht nur bewahrt, sondern noch viel höher getrieben [4]). Am Tage Marien Geburt 1537 überließ ihm König Ferdinand I.

---

3) Auf dem schönen, ihm in der pardubiczer Dechantkirche, vor dem Hochaltar gesetzten Monumente heißt es nämlich: Tuto lezy tielo Pana Pana Wogtiecha z Pernsteina, ktery byl negwissim hofmistrem Kralowstwy Czeskeho, a umrel Leta. M.CV.XXXIII co Autery na den S. Katerziny. Wir führen die Inschrift an, weil des Freiherrn Todestag allerwärts unrichtig angegeben. 4) Bereits 1517 hatte er um 116 Schock von dem unter Pohrlitz gelegen gewesenen, damals wüsten Dorfe Niemcziczky sieben Lahne und eine Mühle von dem Kloster S. Michael zu Brünn, neun Lahne ebendaselbst von dem Kloster Kanitz, das wüste, zwischen Pohrlitz und Eybis gelegen gewesene Dorf Narnitz von dem böhmischen Kloster Willemow, und gegen einen Jahreszins von 18 Schock von dem St. petersberger Capitel das ebenfalls wüste Dorf Borowsko erworben, und alles zusammen der Herrschaft Seelowitz zugelegt. Im J. 1522 besaß er durch Kauf den Markt Mohelno, der seitdem ein Bestandtheil der Herrschaft Namiest geworden ist. Die Herrschaft Großmeseritsch erwarb er 1528 und 1529 theils durch Kauf, theils tauschweise gegen Hingabe der im znaymer Kreise belegenen Herrschaften Frain und Jamnitz. Das Gut Pratsch mit Teßitz und Tesswitz an der Wiese erwarb er 1531 vom Augustinerkloster St. Thomas zu Brünn, gegen einen jährlichen Zins von 350 Thalern mährisch. Die Herrschaften Wsetin und Walachisch-Meseritsch, diese in dem prerauer, jene in dem hradischer Kreise, er-

pfandweise, mit allen Hoheitsrechten, die Grafschaft Glatz, 1538 erkaufte er die Burg und Herrschaft Eichhorn von einem von Ludanicz und das im prerauer Kreise beiegene Gut Paskau, 1540 das ihm schon vorher um 700 Schock verpfändete Dorf Radkow (heutzutage des Gutes Moraweh). Am Sonntag nach Christi Himmelfahrt 1545 verpfändete ihm sein Schwiegersohn, Herzog Wenzel Adam von Teschen, um 12,000 ungarische Gulden, die durch die Ostrawicza von Mähren geschiedene schlesische Minderherrschaft Friedeck; der Herzog sicherte auch zugleich für den Fall, daß er ohne männliche Nachkommenschaft abgehen sollte, dem von Pernstein die Nachfolge in dem gesammten Herzogthum Teschen zu. Im J. 1547 erkaufte Johann die der Stadt Königgrätz wegen ihrer Widersetzlichkeit zur Zeit des schmalkaldischen Krieges entzogenen Güter, Stößer, Libezan, Nedelischt, Prim, Popowitz und Rosnitz. Hierdurch wird die Angabe, daß seine den Widersachern des sächsischen Kriegs bezeigte Sympathie mit der Einziehung seiner Herrschaft Neustadt bestraft worden sei, wenigstens zweifelhaft. Johann's letzte Erwerbung möchte wol die von Auertschitz, Lesitz, Narnitz und Eywan oder Eybis gewesen sein; diese Güter, die er der Herrschaft Seelowitz hinzufügte, wurden ihm von der Hofkammer zu Lehen verkauft, auch hat von ihm der Markt Auertschitz 1548 einen Begabnißbrief empfangen. Überhaupt haben die Städte und Märkte seines weiten Gebietes ihm Großes zu verdanken, denn er half dem Gewerbe durch verliehene Vortheile und Freiheiten auf, sorgte für die Verbesserung des innern und äußern Wohlstandes der Gemeinden, unterstützte die Schulen und bewährte sich als Gönner und Beschützer der Wissenschaften; unter ihm kam vornehmlich in Mähren der Meistergesang in Aufnahme, zu dessen Betrieb sich mit seinem Zuthun in einigen der Städte seines Gebiets, wie zu Trebitsch und Großmeseritsch, Genossenschaften bildeten, die auch durch manche Begünstigungen von ihm unterstützt wurden. Es haben von Johann Freiheitsbriefe erhalten die Städte Weißkirch, 1517, 1536, 1538, 1540, und Leipnik 1519, 1536, 1540, 1541; er erließ 1538 für ewige Zeiten den Bürgern von Pardubicz den wegen des Dorfes Prerow schuldigen Zins, 1539 aber den Bürgern von Prelautsch die Robot und eine Zinsung. Diesen gestattete er zugleich den Ankauf gewisser Grundstücke im Dorfe Lhota, und er gab ihnen das Recht, über ihr Vermögen frei zu schalten und zu walten, mit dem Zusatze, daß wenn ein Eigenthümer ab intestato und ohne Anverwandte sterben würde, alsdann sein Nachlaß zur Hälfte an die Gemeinde, und zur Hälfte an das Hospital fallen solle. Im J. 1536 bestätigte er der Stadt Landskron den Besitz ihres Waldes und erlaubte zugleich, daß die Gemeinde darin jährlich zweimal, bei der Rathserneuerung und am Fastnachtdinstag, auf Hasen und Rehe jage; die Herrschaft Landskron hatte ihm sein Bruder Adalbert noch bei Lebzeiten abgetreten. Johann nennt sich darum in einer Urkunde von 1527: „Pán a Drzitel panstwj Lansskronského,“ Herr und Besitzer der Herrschaft Landskron. Im J. 1543 sprach Johann für alle Zukunft die Bürger von Sezemicz, pardubiczer Herrschaft, von der Entrichtung des Rathhauszinses frei, eine Gunst, die er bereits 1539 den Bürgern von Daschitz erwiesen hatte. Nach dem großen Brande vom 18. März 1538, welcher die Stadt Pardubitz bis auf fünf Häuser verzehrte, ließ er, wie die noch unter dem Chor der St. Bartholomäuskirche vorhandene böhmische Inschrift besagt, nicht nur die Kirche, sondern auch die Stadt auf seine Kosten wieder aufbauen. Er vergrößerte auch die Burg Kunietitz, wogegen er 1539 das auf seiner Herrschaft Wallachisch-Meseritsch belegene und von einer Räuberbande eingenommene Felsenschloß Hradisko, ob Rozna, nach Überwältigung der Bande, zerstörte. Im J. 1540 begann er auf den Ruinen der alten Klosterkirche zu Daubrawnik die heutige Pfarrkirche aufzuführen; bei dieser Gelegenheit fand man Grabsteine alter Herren von Pernstein aus den Jahren 1422, 1440 und 1475. Johann hat sich aber nicht nur um seine böhmischen und mährischen Herrschaften verdient gemacht, auch von seiner Verwaltung der Grafschaft Glatz wird viel Rühmliches erzählt, wenn er gleich die Landgüter schätzen ließ, auch eine außerordentliche Steuer von 1 p. c. einfoderte. In seiner Eigenschaft als Graf von Glatz hat er Dukaten, Thaler, Gulden und Groschen münzen lassen [5]). Als Johann's Landeshauptmann zu Glatz wird 1542 Hans von Prag genannt. Von Johann's öffentlichem Leben ist nicht viel zu berichten, ein so großer und mächtiger Baron konnte mit dem ohnmächtigen Staate nur selten in Berührung kommen, mußte vielmehr seine eigne Bahn verfolgen, über die uns nur ein Schriftsteller belehren könnte, wie ihn die Rosenberge an Brzezan gefunden haben; auch eine solche pernstein'sche Hausgeschichte, sollte sie auch irgendwo begraben liegen, haben wir wenigstens nicht benutzen können. Einmal, zur Zeit des schmalkaldischen Krieges, erhob sich Johann mit Lebhaftigkeit zur Vertheidigung der bedrohten Freiheiten des Vaterlandes. In einer weitläufigen Rede suchte er die Gründe des obersten Burggrafen, der die versammelten Stände zu schleuniger Unterwerfung ermahnt hatte, zu widerlegen, und die Nothwendigkeit, bei dem ständischen Bündnisse

---

kaufte er 1534 um 14,000 Schock, doch hat er selbst noch 1548 Wsetin veräußert, den Bürgern von Meseritsch und Krasno hingegen 1546 ein Privilegium über die Schenkgerechtigkeit verliehen. Frischau, die kleine Herrschaft, mit dem öden Dorfe Libiz und einigen Weingärten bei Znaym, erkaufte er 1536 um 2526 Schock von der Abtei Wellehrad, doch hatte er den Zehnten zu Frischau, sammt dem Patronatrecht, 1539 an die Abtei Bruck überlassen.

5) Auf den Dukaten heißt es: Av.: Johan. baro. a Bernstein in Helff. Von den zwei zwischen Laubwerk zusammengesetzten Wappenschilden ist das eine der pernstein'sche Büffelkopf, das andere zeigt drei Schrägbalken, wegen Glatz. Rev. Mone. Aure. Comitatus Glacen. 1546. Der böhmische gekrönte Löwe. Auf einem Thaler, dergleichen es auch von 1540 und 1542 gibt, heißt es: Johan. baro. a. Bernstein. in Helff. Das pernstein'sche und glatz'sche Wappen, nebeneinandergestellt und mit Blumenwerk geziert. Rev. Mone. no. comitatus Glacensis. 1541. Der gekrönte böhmische Löwe. Das Guldenstück hat im Av. das pernstein'sche und glatz'sche Wappen, wie oben, dann die Umschrift: Johan. baro. a. Bernstein. in Helff. Rev. Der gekrönte böhmische Löwe. Mone. no. Comitatus Glacens. 1541.

zu verharren, einleuchtend zu machen. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß ihm diese Schilderhebung die Ungnade des Hofes zuzog, und wenn diese Ungnade auch seiner, als des größten Unterthanen im Königreiche, verschonte, so empfand er doch bitter genug die auf Böhmen überhaupt ruhende Ungunst, indem Bohuslaus Kostka von Postupicz die Herrschaft Leutomischl, das künftige Erbe der pernstein'schen Kinder, verwirkte. Wenn aber von Hormayr, in seinem Taschenbuch für 1821, erzählt: „Nach dem Tode Johann Kuna's von Kunstadt (1524) wurde er (Johann von Pernstein) zum mährischen Landeshauptmann erwählt, und wußte durch sein würdiges Verfahren das Vertrauen der Stände so zu gewinnen, daß ihn diese nach dem unglücklichen Tode König Ludwig's, in der Schlacht bei Mohacz, auf einem am 22. Sept. 1526 zu Brünn abgehaltenen Landtage einmüthig in seiner Würde bestätigten und zum einstweiligen Gubernator des Landes erkoren," so müssen wir, ohne jedoch die Frage entscheiden zu wollen, dagegen erinnern, daß Balbin in einer andern Linie, in dem Sohn Wratislaw's I. und dem Enkel Wilhelm's II. in Johann IX. von Pernstein den mährischen Landeshauptmann gesucht hat. Wenn Hormayr fernern Bericht von Johann VIII. gibt: „sein rühmliches Leben schloß ein rühmlicher Tod. Er blieb nämlich, einen Trupp mährischer Reiter anführend, im J. 1554 bei Raab in Ungarn gegen die feindlichen Türken," müssen wir ebenso, wie der Versicherung Balbin's, daß Johann VIII. im J. 1535 gestorben sei, auf das Bündigste widersprechen; er ist vielmehr 1548 gestorben. Nicht besser ist Balbin über Johann's Verheirathung unterrichtet. Er legt ihm zwei Frauen bei, die Katharina von Rozmital und die Ursula von Lubanicz, fügt aber sogleich verbessernd hinzu: „certum est Joannem habuisse uxorem Catharinam Kostkianam, cum qua accepit Litomisslium, alii faciunt Hedwigem, Jaroslai Ssellenbergii filiam." In einer spätern lobkowitz'schen Ahnentafel straft er den Cruger, daß er eine Helena von Sellenberg als Mutter Wratislaw's II. von Pernstein nenne; er nennt gradezu die von Kostka als die Mutter von Johann's VIII. Kindern. Dieses Letzte ist eine ungezweifelte Thatsache, aber Balbin kennt wiederum nur drei Söhne, Wratislaw II., Jaroslaus und Adalbert, nicht aber die an den Herzog Wenzel Adam von Teschen verheirathete Tochter, Maria.

Noch weniger findet der böhmische Plinius Veranlassung, der Zeichen des Rückgangs und Verfalls, die unmittelbar nach dem Tode Johann's VIII. sichtbar werden, zu gedenken. Gleich 1548 verkauften die Brüder an Wenzel von Haugwitz die Herrschaft Weißkirch sammt dem Gute Drahotusch und den bis dahin helfenstein'schen Dörfern Austy, Czernotin, Hleis und Opatowitz. Im nächsten Jahre versetzten sie die Grafschaft Glatz um 140,000 Gulden an den bairischen Prinzen Ernst, niemals haben sie diese Pfandschaft zu lösen versucht. Sie verkauften auch das Gut Libczan, königgrätzer Kreises, ferner 1550, um 1200 Schock Groschen, das Städtchen Tasow mit der Pfarre, das Dorf Oslawa und einen Antheil Kamen, mit dem dasigen wüsten Schlosse, sowie das Gut Paskau und den Flecken Bochdalow, der seitdem dem Gute Teutsch-Rudoletz einverleibt worden ist, item 1552 die Herrschaft Eichhorn, auch Sokolnitz und Weßeliczko. Diese so frühzeitig eingetretenen Veräußerungen berechtigen wol zu der Annahme, daß der Hof, zu ohnmächtig, an Johann VIII. seine Rache zu üben, dieselbe den Söhnen aufsparte und sie durch unmäßige Geldstrafen zu Grunde richtete. Später nahmen die drei Brüder eine Gütertheilung vor, deren Bestimmungen uns jedoch unbekannt sind. Nur finden wir, daß Jaroslaus 1550 Neuorzechau und Kadoletz um 1500 Schock Groschen an Johann Przepicky von Richenburg verkaufte, und demselben im folgenden Jahre auch noch die Dörfer Chlistow und Kiiow um 151 Schock überließ. Im J. 1552 wurde demselben Jaroslaus von dem Kaiser die Herrschaft Leutomischl um 60,000 Schock meißnisch verpfändet, die er jedoch 1556 gegen die gleiche Summe an Wenzel von Haugwitz überließ. Im J. 1554 verkaufte er, in Gemeinschaft mit seinem Bruder Wratislaw, die Herrschaft Leipnik an Putha von Lubanicz, und 1555 bestätigte er den Bürgern von Senftenberg die ihnen von seinem Vater und Großvater 1547 und 1492 verliehenen Freiheiten. Am 16. Oct. 1556 verkaufte er das Gut Pottenstein und die Herrschaft Kostelecz an den Prinzen Ernst von Baiern, dem er 1557 auch die Herrschaft Senftenberg überließ; Nachod war bereits seit 1555 veräußert, und von all dem unermeßlichen Besitze im königgrätzer Kreise demnach nichts mehr übrig, als das einzige Brandeis; das scheint eine daselbst, in der Wohnung des Amtsdirectors angebrachte Glasscheibe, mit dem pernstein'schen Wappen und der Jahrzahl 1573 anzudeuten. Im J. 1560 verkaufte endlich Jaroslaw, der noch 1554 die Zahl der Pfründen bei dem Johannisspital zu Pardubicz von fünf auf zwölf erhöht hatte, die ganze Herrschaft Pardubicz und 200,000 Schock an die böhmische Hofkammer. „Jaroslaw fiel," so versichert v. Hormayr, „nach mehren glänzenden Kriegsthaten, gleich seinem Vater, im Kampfgewühle gegen die Türken." Er war unbeweibt geblieben.

Adalbert oder Wogtiech, der Jüngere zubenannt, zum Unterschied von seinem gleichnamigen, auch als Geschichtschreiber des Hussitenkriegs bekannten Oheim, trat ein Jüngling noch, 1558 gegen die Sekte der Picarditen als Schriftsteller auf, und veranlaßte die Theologen dieser Glaubensmeinung zu einer ebenfalls im Drucke erschienenen Vertheidigungsschrift, worin unter Anerkennung der gründlichen Kenntnisse des Gegners, das Streben sichtbar wird, ihn durch den ihm gemachten Vorwurf seines jugendlichen Alters zu beschämen. Vermählt mit Sophia Thurzo, aus dem großen ungarischen Hause, hielt Adalbert ungleich besser Haus, als seine beiden Brüder; er hinterließ, da aus seiner Ehe nur eine Tochter Hedwig gekommen war, bei seinem Tode 1561 sein Erbtheil, das in den Herrschaften Pernstein, Plumenau, Landskron und Landsberg bestand, in dem Zustande, wie er es empfangen hatte, seinem Bruder Wratislaw II.

Dieser, der älteste von Johann's VIII. Söhnen, war zu Großmeseriez den 9. Juli 1530 (nicht 1520)

geboren. Er studirte auf den Hochschulen zu Prag und Wien, wohnte einigen Feldzügen bei, trat als Rath und Kämmerer in König Ferdinand's Dienste, bekleidete das Oberstallmeisteramt und wurde nach Joachim's von Neuhaus traurigem Ende zum Oberstkanzler des Königreichs Böhmen ernannt. Im J. 1573 ging er mit Wilhelm von Rosenberg als Abgeordneter der Stände nach Polen, um daselbst, bei der bevorstehenden Königswahl, für den Kaiser oder einen von dessen Prinzen zu wirken. „Wenn es dem Allmächtigen gefallen sollte," dieses gaben die Gesandten den Polen zu bedenken, „die beiden Königreiche, Böhmen und Polen, nebst noch andern Ländern, unter einem Oberhaupte zu vereinigen, so würde dieses gewiß zum Ruhme und zur Ausbreitung der slawischen Sprache und Nation gereichen." Unangesehen seiner Verbindungen mit dem Hofe, vertheidigte Wratislaw muthvoll die Gerechtsame und Freiheiten seines Vaterlandes; das versichert von Hormayr, aber wir fürchten, er hat den Sohn mit dem Vater verwechselt. Denn Wratislaw, eifrig der katholischen Kirche ergeben, mußte wol ihrer Vertheidigung jede andere Rücksicht opfern, und ebendarum sich streng und unbedingt dem System des Hofs ergeben, sobald dieser nur katholisch war, und nicht selten mochte zu Maximilian's II. Zeiten Wratislaw für einen Ultra-Katholiken gelten. Als in Böhmen die Wahl und Krönung des Erzherzogs Rudolf zur Verhandlung kam, befürchtete Papst Gregor XIII., die mehrentheils der neuen Lehre zugethanen böhmischen Magnaten möchten die Gelegenheit benutzen, um sich freie Religionsübung zu stipuliren[6]). In Olmütz stiftete Wratislaw ein Seminarium; er trug das Meiste dazu bei, daß der Landesfürst die Aufnahme der Jesuiten in Olmütz bewilligte, worüber ihm Gregor XIII. sogleich seine Dankbarkeit bezeigte. Der Papst stiftete und dotirte bei den prager Jesuiten zwölf Freistellen für Alumnen[7]). Maffei[8]) rühmt noch von Wratislaw, daß er, gleichwie Kaiser Rudolf II., stets bereit gewesen, des Papstes Bemühungen um die Wiederherstellung der katholischen Religion zu unterstützen. Wratislaw hatte indessen die Zahl seiner Besitzungen bereits sehr vermindert, seiner Prachtliebe fast sein sämmtliches, auch theilweise das von seinem Bruder Adalbert ererbte Vermögen geopfert. Die wichtige Herrschaft Trebitsch verkaufte er vor 1550, 1552 das nicht minder bedeutende Großmeseritsch. Um dieselbe Zeit verkaufte er auch die anmuthige, nach 1516 an das pernstein'sche Haus gekommene Herrschaft Grußbach, 1556 Wolein, 1559 die Herrschaft Walachisch-Meseritsch, 1560 das unschätzbare Seelowitz, um 1567 die nicht minder werthvolle Herrschaft Tobitschau, nachdem er vorher die dasige, schöne, von ihm selbst mit den kostbarsten Werken bereicherte Geschlechtsbibliothek an die neu gestiftete Universität zu Olmütz überlassen hatte. Die Herrschaft selbst übernahm sein Schwager, der k. k. Hofkriegsrath und Oberst Johann Manrique de Lara. Es blieben dem von Pernstein, nachdem er 1570 auch Kralitz verkauft hatte, die Herrschaften Landskron und Landsberg, Pernstein, Neustadtl, Plumenau, Kojetein, wo er noch 1565 als Besitzer vorkommt, Prerau, Witschap, das er wenigstens 1557 inne hatte; es gelang ihm auch, das wichtigste Besitzthum der mütterlichen Ahnen, die ungeheure Herrschaft Leutomischl, wieder an sich zu bringen, in der Eigenschaft einer von Wenzel von Haugwitz übernommenen Pfandschaft, 1567; doch wird er ohne Zweifel das Geheimniß gefunden haben, auf diese Besitzung, sowie auf des Bruders Erbe, noch eine Masse von Schulden zu häufen. Denn der Aufwand im Hause blieb fortwährend, ungeachtet aller Veräußerungen, derselbe, die Verschönerung des Schlosses Pernstein, der Schloßbau in Leutomischl von 1568—1573 durch den Italiener Battista, in einer in Böhmen kaum noch vorgekommenen Pracht ausgeführt, die demselben beigefügten Gartenanlagen, die Gemäldesammlung, verschlangen ungeheure Summen; der Kanzler unterstützte auch, mit nicht geringen Aufopferungen, die Gelehrten, wie er sich in keiner Periode seines Lebens gegen Wissenschaft und Kunst unthätig zeigte. Sein Bemühen, den Wohlstand der Unterthanen zu erhöhen, während der eigene Wohlstand mehr und mehr im Sinken begriffen war, bekunden eine Menge für die Städte und Märkte seines Gebiets ausgefertigte Privilegien. So erlaubte er den Bürgern von Landskron, zu jeder Zeit im Jahre ihre Jagdgerechtigkeit auszuüben. Um der dasigen Gemeinde beim Bau des Rathhauses behilflich zu sein, trat er an sie den obrigkeitlichen Salzhandel ab; auch nöthigte er die sämmtlichen herrschaftlichen Unterthanen, ihren Salzbedarf in der hierzu bestimmten städtischen Niederlage zu kaufen. Die Vorstadtbewohner befreite er 1567 von aller und jeder Dienstbarkeit, mit Ausnahme der Reinigung des Mühlgrabens und des Besäens der zum landskroner Meierhofe gehörigen Felder. In demselben Jahre verlieh er den Bürgern von Wildenschwert den Bierverlag auf mehre Dörfer. Den Bürgern von Neustadtl gab er 1580 eignes, freies Braurecht, und dazu den Bierverlag in 18 obrigkeitlichen Dörfern, ferner freie Weinschenkgerechtigkeit im Städtchen, Befreiung von der Leibeigenschaft, und ein freies, eigenes, über mehre Ortschaften sich erstreckendes Gericht. Die Stadt Proßnitz, indem sie verschiedene picarditische

6) Er schrieb daher 1575 an den Nuntius Delfino: Che a sì grave inconveniente si opponesse con ogni suo maggiore studio e forza, valendosi dell' ajuto de' Cattolici: e per tal' effetto gli mandò Brevi particolari per Antonio Arcivescovo di Praga, per Guglielmo Orsino Barone di Rossemberg, per Ladislao Popie Barone di Lobcoviz, e per Uratislao Prenestano, e Sbinco Berca, l'uno Maggiordomo, l'altro Cameriero maggiore del re di Boemia, e per alcuni altri principalissimi Signori di quel regno. I quali tutti come per loro medesimi erano molto bene inclinati, così vedendosi onorati dall' esortazioni immediate del sommo Pontefice, pigliarono incredibile vigore ed ardore.
7) Lasciando la cura di eleggere soggetti di nobil sangue e di buona speranza, la metà al Barone di Rossembergh, e l'altra al Prenestano, il quale ad imitazione di Gregorio già ne sostentava esso ancora ventiquattro sotto la disciplina de' Gesuiti medesimi nelle scuole di Olmuz.
8) In tutte queste azioni concorreva Cesare con molta prontezza, e ad imitazione di lui il Baron Prenestano, con dare pieno arbitrio e gagliardo ajuto al vescovo di Olmuz di bandire dagli Stati, che il detto Prenestano teneva in Moravia, la feccia, che vi era quasi tutta di Piccardi, e Ussiti (1582).

Schriftsteller, auch die ihnen zugehörige Buchdruckerei, aufgenommen und fortwährend zu beschützen suchte, hatte in hohem Grade des Kaisers Unwillen herausgefodert, gleichwol erwirkte ihr Wratislaw wider alles Erwarten die Bestätigung sämmtlicher Privilegien (1564), deren 27 an der Zahl. Die Angabe aber, daß er zu Glatz Münzen aller Art habe prägen lassen, beruht lediglich auf einer Verwechselung mit seinem Vater. Er starb sehr verschuldet den 20. Oct. 1587 als Ritter des goldenen Vließes, k. k. Geheimrath, Oberstkämmerer, wie auch oberster Kanzler des Königreichs Böhmen „non senza gran sentimento del Papa“ und wurde in der pernstein'schen, jetzt kinsky'schen Kapelle des Doms zu Prag beigesetzt [9]). Er war vermählt mit Maria Manrique, der Tochter von Garcias Manrique [10]), dem Gouverneur von Piacenza, vertrat mit ihr bei dem am 13. Nov. 1559 geborenen Erzherzog Albert, dem nachmaligen Beherrscher der Niederlande, Pathenstelle. Er wurde durch sie Vater von acht Kindern, als Johanna, Elisabeth, Hedwig, Agnes, Johann X., Polyxena, Bibiana und Maximilian.

Johanna heirathete nicht, wie Balbin annahm, den Grafen von Fürstenberg, sondern den sechsten Herzog von Villahermosa, Don Ferdinand de Aragon und Guerrea; sie wurde Mutter von einer einzigen Tochter, welche die großen Güter ihres Hauses, insonderheit Villahermosa in dem Königreiche Valencia, und die weitläufige Grafschaft Ribagorza, die Wiege des Königreichs Aragon, ihrem Gemahle, dem Enkel des heil. Franziskus, dem Don Carlos de Borgia, Grafen von Ficallo, zutrug. Johanna von Pernstein ist demnach die Ahnfrau des neuern Hauses Villahermosa geworden. Ihre Schwester Elisabeth wurde die Gemahlin des Grafen Albrecht I. von Fürstenberg-Kinzigerthal; Kaiser Rudolf gab den Brautleuten zu Ehren auf dem altstädter Ringe zu Prag ein Turnier, das drei Tage währte (vom 31. Aug. 1578 ab), und mit verschiedenen andern Schauspielen abwechselte. Hunderttausend Schock Groschen kostete dem Kaiser diese Feier. Elisabeth hat den väterlichen Namen Wratislaw in das Haus Fürstenberg getragen.

Polyxena von Pernstein wurde 1587 an Wilhelm von Rosenberg verheirathet. Unter den Hochzeitgästen befand sich Kaiser Rudolf selbst mit einem großen Gefolge von Reichsfürsten und Magnaten aus allen seinen Gebieten; die Vermählung wurde auch von verschiedenen vaterländischen Dichtern besungen [11]). Polyxena blieb aber, gleich Wilhelm's von Rosenberg drei andern Frauen, kinderlos; sie ging, als Witwe den 31. Aug. 1592, eine zweite Ehe ein mit Zdenko Adalbert von Lobkowitz, dem böhmischen Oberstkanzler. In dem rosenberg'schen Hause war Polyxena durch das Gewicht der Verhältnisse erdrückt; in dem lobkowitz'schen Hause erscheint sie in dem Glanze einer souverainen Gebieterin, zu welcher Stellung zu gelangen, der von ihrem ersten Manne ererbte Reichthum ihr besondern Vorschub geleistet haben mag. Aus dem Testament ihres Schwagers, des Peter Wok von Rosenberg, wissen wir z. B., daß ihr dieser u. a. vermuthlich in Folge der Ehepacten, die große und einträgliche Herrschaft, das heutige Herzogthum Raudnicz, dann das nachmals der lobkowitz'schen Herrschaft Chlumecz einverleibte Gut Sedlczany zu Eigenthum abtreten mußte. Wir ersehen ferner, wie sie über ihre Erbrechte mit ihrem Bruder die genaueste Rechnung hielt, und dieser genöthigt wurde, ihr die ganze Herrschaft Leutomischl abzutreten, sicherlich ein unverhältnißmäßiges Erbtheil, in Betracht des so sehr verkürzten Stammgutes. Polyxena fand auch Mittel, diesen, nach den Regeln der strengsten Ökonomie geordneten Reichthum zu erhöhen, indem sie eine Menge der confiscirten und feil gebotenen Güter böhmischer Rebellen meist um sehr billige Preise erstand [12]). In dem tragischen Ereignisse, das für 30 schreckliche Jahre Prolog und Losung werden sollte, hat Polyxena ihren Namen in unauslöschlichen Zügen eingeschrieben, zugleich ihre Unterthanentreue zu bewähren und das Prädicat einer Maitresse-Femme zu rechtfertigen gewußt. Die ganze Stadt Prag war Zeuge von dem am 23. Mai 1618 an den getreuen Dienern des Kaisers, an Martinitz und Slawata, verübten Frevel. Viele Tausende

9) Seine Ruhestätte ist durch einen großartigen Sarkophag von rothem Marmor bezeichnet, auf dem sein Marmorbild in Lebensgröße, auf einem Löwen ruhend, angebracht ist. 10) Garcias war der fünfte Sohn von Honorat Mendoza, folglich der Bruder des ersten Marques von Cañete. Den Namen Manrique, den er auf die meisten seiner Kinder vererbte, hatte er von seiner Großmutter, Agnes Manrique, der Tochter des achten Herrn von Amusco, entlehnt. Indem er, ohne ein Manrique zu sein, ihren Namen führte, hat er zu vielen Irrthümern über die Herkunft der Frau von Pernstein Anlaß gegeben. Gualdo Privrato z. B. verwechselt sie mit einer andern Maria Manrique, Tochter des zweiten Herzogs von Najera, welche der Kaiserin Maria, Gemahlin Maximilian's II., Camarera mayor gewesen ist, widerlegt sich aber sogleich selbst, indem er die von Pernstein Maria Manrique de Lara e Mendoza nennt. Nach Hormayr wäre unserer Maria Vater „der berühmte kaiserliche Feldherr und spanische Grande Don Juan Manriquez de Lara“ gewesen. Wo mag unser sehr geehrter und verdienter Mitarbeiter das gefunden haben? Auch Wolny (5. Bd. S. 755) ist über diesen Gegenstand in wunderliche Verwickelung und Verwirrung gerathen, wie er denn Johann X. und Maximilian von Pernstein nicht für Wratislaw's, sondern für seines Bruders Adalbert Söhne hält. Von den Brüdern der Frau von Pernstein ward der älteste, Peter Gonsalez Manrique, Graf von Bignasco, während der dritte, Johann Manrique, als Gobernador die Markgrafschaft Finale regierte, nachmals aber ließ er sich, vielleicht in Folge seiner Ehe mit Dorothea von Fels, in Österreich nieder und übernahm die mährische Herrschaft Tobitschau von seinem Schwager.

11) Ein solches Carmen führt den folgenden Titel: Epithalaminm in nuptias Guil. de Rosenberg cum Polyxena, Wratislai a Pernstein, regni Bohemiae Cancellarii etc. filia, a Jacobo Chimarchaeo, 1587. 12) So kaufte sie im eigenen, nicht in ihres Mannes Namen, Unter-Berschkowitz, die Herrschaft, rakonitzer Kreises, um 76,000 Schock, die Herrschaft Obrzistwy, kaurzimer Kreises, um 106,000 Gulden, Borotin, taborer Kreises, um 17,000 Gulden, Brozan, zur Hälfte und Priesen, leutmeritzer Kreises, um 19,500 Schock, Czachorzitz, um 6000 Gulden, Czelakowa Lhota, taborer Kreises, um 450 Gulden, Domausnitz, bunzlauer Kreises, um 46,862 Schock, Arnau, die Herrschaft, im bidschower Kreise, antheilweise um 6000 Gulden, Luczowan um 71,494 Schock, Mezdrziez, taborer Kreises, um 7000 Gulden, Nedrahowitz um 1600 Gulden, Skaupy um 11,000 Gulden, Swatkowitz, taborer Kreises, um 5000 Gulden, Weszcze, ebendaselbst, um 4000 Gulden, Wlasenicz, ebendaselbst, um 4514 Schock, Kameik, berauner Kreises, um 28,000 Gulden, Wodolin-Woda und Drinow, kaurzimer Kreises, um 9000 Gulden.

Katholiken sahen und verabscheuten die That, aber nicht ein Arm bewaffnete sich gegen die Mörder, nicht eine Hand versuchte die Schlachtopfer des wildesten Fanatismus dem unverdienten Tode zu entziehen, bis Polyrena (ihr Herr war nach Wien gefahren) aus einem Fenster ihres Hauses eine Leiter in den Schloßgraben legen ließ. Mittels derselben stieg zuerst der Kanonikus ecclesiae Pragensis, Stiborius Kottwa von Freyenfeld, in die Tiefe, um seinem Beichtkinde, dem von Martinitz, in der äußersten Noth beizuspringen, dann, als sich noch einige getreue Diener der Frau von Lobkowitz, „obwohlen nicht ohne zimlicher Forcht, wegen des stetten Schüssens," bei ihm eingefunden hatten, unternahm er es, zuerst den von Martinitz, dann den bedeutend verletzten Slawata, in das Haus der Frau von Lobkowitz zu schaffen. Das gelang nach großer Anstrengung, aber kaum war den so wunderbarlich Erhaltenen die erste Erleichterung verschafft, so „ist eine Truppe von Standes Personen sub utraque samt ihren Dienern zu Roß, vor das Haus der Frauen Obrist-Kanzlerin gekommen, aus denen der Herr Graf von Thurn, und andere vornehmbste Stifter dieses Werks gerade hinauf in das Zimmer der Frauen gegangen, derselben wegen deren beyden Herren zugeredet, wo solche wären, starck nachgefragt und begehrt, wenn sie in ihrem Hause seynt, daß sie dieselbe herausgeben solle, welche fromme Frau mit ihrer beherzten und vernünftigen Antwort alle von sich ganz glimpflich abgewiesen hat." Namentlich erinnerte sie den Grafen von Thurn, wie es eben eilf Jahre her sei, daß sie, in demselben Hause, ihn vor des Erzherzogs Leopold Zorn verborgen gehalten und die Hoffnungen der ihn zu greifen ausgesendeten Häscher getäuscht habe. Alle ihre Erwerbungen hat Polyrena ihrem einzigen Sohne, dem Fürsten Wenzel Eusebius von Lobkowitz, hinterlassen, nur daß sie, vielleicht eine früher begangene Härte bereuend, durch letztwillige Verordnung von 1627 Leutomischl ihrem Brudersohn, Wratislaw III. von Pernstein, verschrieb.

Ihre Schwester Bibiana heirathete den Prinzen Franziskus von Gonzaga, Marchese von Castiglione, den Bruder des heil. Aloysius, aus dieser Ehe stammten zwei Prinzen.

Maximilian von Pernstein erwählte sich den geistlichen Stand, und erscheint als Domherr zu Olmütz, während der ältere Bruder, Johann X., einsam und allein den Kampf gegen die finstern Geschicke des Hauses bestand. Wiederum mußte das traurige Hilfsmittel der Veräußerungen angewandt werden. Noch im J. 1587 wurde Neustadtl verkauft, dem folgte etwa 1588 das Gut Ingrowitz; 1595 sah sich Johann gemüssigt, der Stadt Prerau die Freiheit sammt der nach ihr benannten Herrschaft, um 52,000 Thlr. mähr., 1596 endlich die ganze verschuldete Herrschaft Pernstein selbst, um 44,000 Thlr. zu verkaufen. Es blieb ihm Plumenau, auch gelangte er wiederum zum Besitze von Tobitschau, indem er, unter päpstlicher Dispens, um 1591, sich mit der einzigen Tochter seines mütterlichen Oheims, Anna Manrique de Lara, verheirathete. Allein selbst diese Erwerbung scheint ihn belästigt zu haben, er verpfändete sie an einen Zierotin, wozu er vielleicht ebenso sehr durch die ererbten Schulden, als durch die Ausgaben für seine beständigen Kriegszüge gezwungen wurde. Denn Johann lebte allein für den Krieg, den er praktisch, unter Farnese, in den Niederlanden erlernte. Bereits 1591 hatte er sich so berühmt gemacht, daß er im September dieses Jahres zugleich mit Salentin von Isenburg und dem Grafen Simon von der Lippe von dem Kaiser ausersehen wurde, um ein Abkommen der empörten Niederländer mit ihrem König zu vermitteln. Die Gesandten verkehrten mit dem Herzog von Parma in Brüssel, mit den Demagogen im Haag. Pernstein, ergrimmt über die Erfolglosigkeit seiner Bemühungen, that, wie jener römische Gesandte zu Clusium den Galliern gethan hat. Das Sagum anlegend, nahm er nochmals Dienste bei dem spanischen Heere; wir treffen ihn besonders im Zug des Mansfelders nach der Oise, Februar 1593, fortwährend in den vordersten Reihen. Ihm wurde, namentlich auf den Antrag des ligistischen Gubernators von Laon, der Auftrag, das angeblich die Sicherheit von Soissons und Laon gefährdende Schloß Neuville zu nehmen. Mit seinem und des Obersten Kurz teutschen Regiment, mit zwei päpstlichen Schwadronen und zwei Kanonen begab er sich auf den Weg; der Besitzer der Feste, der bisher eine gewisse Neutralität beobachtet hatte, schien im Anfang über die Annäherung des fremden Volkes wenig bekümmert. Noch weniger wollte er aber von der ihm zugemutheten Übergabe wissen. Pernstein, dem man versichert hatte, er dürfe, um Einlaß zu finden, sich nur vor Neuville zeigen, sah sich genöthigt Gewalt zu brauchen, obgleich ihm nicht eine Kanonenkugel zu Gebote stand. In einem verwegenen Angriffe büßte er mehre Leute ein; ein Volontair, Pegello Pagelli aus Vicenza, wurde schwer verwundet. Pernstein wartete das Eintreffen seiner Munitionskarren ab, und ließ alsdann regelmäßig Bresche schießen. Vier Compagnien rückten zum Sturme, die Belagerten warfen sich, nach hartnäckiger Vertheidigung in den Hauptthurm, ergaben sich aber in der folgenden Nacht auf Gnade. Mit gleicher Auszeichnung diente Pernstein in den beiden nächsten Feldzügen, sodaß der provisorische Generalgubernator der Niederlande, der mannhafte Graf von Fuentes, als er sein Volk zum Hauptsturme gegen die vor Cambray gelegte Bresche führte, sich ihn zum Begleiter, zum Nebenmanne erkiesete (Oct. 1595). Wir können daher nicht glauben, daß der mährische Freiherr in demselben Jahre eine ungarische Festung, Kochern, den Türken hätte entreißen, oder dem Fürsten Karl von Mansfeld beim Siege von Gran (4. Aug. 1595 helfen können. Wol aber diente er in dem Feldzuge von 1596. Pernstein war im Heere des Erzherzogs Maximilian als Feldzeugmeister; es war demnach seines Amtes, für die Schlacht von Keresztes [15]), 26. Oct. 1596, die Geschütze aufzustellen. In diesem Geschäfte entwickelte er

15) Keresztes liegt in der Nähe von Erlau, lat. Agria. v. Hormayr macht aus Agria Agram, will auch, daß erst nach der Schlacht Agram in die Hände der Türken gefallen sei.

die größte Einsicht [14]). Gewonnen war auch die Schlacht, als die Ungeduld der Sieger, das von den Türken verlassene Lager zu plündern, sie aller Ehren und Früchte des Tages beraubte. In wilder Flucht zerstäubte das Heer, eine Menge der vornehmsten Anführer wurde erschlagen [15]). So erzählt Isthuanffi; nach andern Berichten hat sich Pernstein nach verlorner Schlacht mit dem Markgrafen von Burgau und mit Palffy in das Lager geworfen, und noch in der Nacht einen Kriegsrath über die Frage, ob irgend ein Mittel vorhanden sei, um den Rest des Heeres und das Geschütz zu retten, gehalten. Es sei aber unmöglich befunden worden, die schweren Stücke zu bewegen, darum habe man sie, sammt den Zelten, ihrem Schicksale überlassen müssen. Darauf sei der Befehl gegeben worden, die Bagage zu verbrennen, und es habe das noch übrige Heer in der stillen Nacht den fernern Rückzug angetreten. In dem Feldzuge von 1597 bekleidete Pernstein abermals das Feldzeugmeisteramt. Er hatte aus den Niederlanden das Geheimniß der Petarde mitgebracht; mittels einer solchen sprengte er das Thor der von den Türken stark besetzten Feste Dotis. Es gelang ihm, nach mäßiger Gegenwehr, zuerst das Städtchen zu überwältigen, dann auch den Hauptthurm, bei dessen Ersteigung er der erste auf der Leiter gewesen (19. Mai). Der Pascha und dessen sämmtliche Angehörige wurden seine Gefangene. In dankbarem Gedächtnisse an diese Begebenheit hieß lange Zeit die Petarde bei den kaiserlichen Heeren die Pernstein'sche Maschine. Nach der Einnahme von Papa wurde im christlichen Lager viel über die ferneren Operationen verhandelt. Pernstein und Aldobrandini stimmten für die Belagerung von Raab, als der für die Sicherheit der Erbstaaten und insbesondere von Wien unentbehrlichen Festung. Die Meinung des im Belagerungskriege besonders erfahrenen Feldherrn gab in dem Kriegsrathe den Ausschlag. Die Belagerung von Raab, welcher Pernstein durch die Wegnahme von St. Martinsberg präludirte, wurde sofort vorgenommen und ungeachtet mancher Hindernisse bedeutend gefördert. Am 29. Sept. 1597 wollte Pernstein, wie es sein täglicher Brauch war, die Arbeiten und Geschütze in Augenschein nehmen, zögerte aber über die Gebühr, sein Pferd zu besteigen; die Aufmerksamkeit und die Geschosse der Feinde wandten sich dem Punkte zu, eine 30 pfündige eiserne Kugel riß dem Feldzeugmeister Kopf und Schulter weg [16]). Dieses Ereigniß verbreitete im Lager solche Bestürzung, daß sofort das Unternehmen aufgegeben und der Rückzug angetreten werden mußte. Die Leiche wurde, nach Balbin, der trauernden Witwe überliefert, und zu Leutomischl in der Ahnen Gruft beigesetzt, v. Hormayr hingegen versichert, sie sei mit großer Feierlichkeit zu Brünn, in der Kirche des Jesuitencollegiums, bestattet worden, und man sehe daselbst noch die Ruhestätte des großen Feldherrn. Von den Schicksalen der Witwe wird nichts berichtet, nur weiß man, daß sie sich genöthigt sah, die wichtige, aber schwer verschuldete, Herrschaft Plumenau an das liechtensteinsche Haus, sowie ihr persönlich, zwar bereits von dem Eheherrn in Pfand gegebenes Eigenthum, die Herrschaft Tobitschau, an den Grafen Stephan Illiásházy zu verkaufen. Mit den letzten Trümmern vormaligen Reichthums scheint sie die Herrschaft Solnicz, königgrätzer Kreises, erkauft zu haben. Die von dem Gemahl gesammelte schöne Bibliothek schenkte sie 1600 dem Clementinischen Collegium zu Prag. Daß sie eine treue und glückliche Mutter gewesen, läßt sich nach der ihren beiden Kindern gegebenen Erziehung kaum bezweifeln. Ihr Sohn, Johann Wratislaw III. Eusebius, kann zur Zeit von des Vaters Ableben höchstens fünf Jahre alt gewesen sein. In der großen Rebellion zeigte er sich unverbrüchlich dem Kaiserhause ergeben; er befand sich in Ferdinand's II. Gefolge, als derselbe, um die Kaiserkrone zu empfangen, am 28. Juli 1619 in Frankfurt einzog. Von demselben Kaiser wurde ihm die Pfandschaft Leutomischl in Erbe verwandelt. Am 24. Juli 1629 schloß er mit der Stadtgemeinde von Leutomischl den noch bestehenden Vertrag, worin die Stadt auf die Braugerechtigkeit verzichtete, dagegen das Recht Branntwein zu brennen und denselben im ganzen Umfange der Herrschaft abzusetzen, den freien Weinschank und einige andere Begünstigungen empfing. In demselben Jahre 1629 treffen wir den Freiherrn als Obersten eines k. k. Cuirassierregiments, vor Magdeburg; vier Cornetten seines Regiments, von dem Oberstwachtmeister, Grafen von Portia, geführt, bestanden am 8. September ein sehr unglückliches Gefecht mit der magdeburgschen Reiterei. Wiederum nach den magdeburger Grenzen führten den Pernsteiner die Ereignisse des Feldzugs von 1631. Tilly, dessen Heere sein Regiment zugetheilt war, eilte aus Thüringen herbei, dem Pappenheimer gegen die einbrechende Macht der Schweden hilfreiche Hand zu bieten, und traf den 17. Juli in Wolmirstädt an der Ohre ein. Sein ermüdetes Fußvolk vertheilte er in die Stadt und die nächsten Dorfschaften, die Reiterei bezog, dem Gebrauche nach, die entferntern, am meisten ausgesetzten, Quartiere. Indem der König von Schweden auf eine solche Anordnung rechnete, zog er sofort seine Reiterei und Dragoner in Arneburg, unterhalb Tangermünde, zusammen, nahm dann seinen Weg südwestwärts und schickte von Bellingen aus den Major von dem ortenburgischen Regiment auf Recognoscirung [17]).

14) Adeo ut nulli ictus absque certa et cruenta confertissimorum strage emitti viderentur. 15) Joannes Perstinscius, relictis omnibus tormentis et apparatu bellico, cui praefuerat, se in tutum recepit. 16) Magno cum exercitus Christiani dolore, sed aeterna apud omnes, praesertim Ungaros, a quibus summe amabatur, relicta memoria.

17) Als nun derselbe mit fünf Gefangenen den 17. Juli des Abends wiederkommen, und Nachricht gebrache, daß nur zwei Meilen von da, nämlich zu Borgstall und Angern, des Montecuculi und Holckens Regimenter sich einquartirt gehabt, ist der König auffgebrochen, und mit einfallendem Abend ein halbe Meil für Borgstall ankommen, daselbsten er sein bei sich habendes Volk in drey Hauffen vertheilet, den einen auf Borgstall, den andern auf Angern commandiret, mit dem übrigen aber zwischen benannte zwey Dörfer eingangen, da er über Verhoffen, für den Dorff Wendorff das Bernsteinische Regiment, welches den zu Borgstall geschehenen Einfall schon vernommen, in Schlachtordnung angetroffen, und ist solcher Ein- und überfall solchergestalt abgelauffen. Zu Borgstall, als

Der letzte Freiherr von Pernstein starb unverehelicht, seine Erbschaft gelangte daher, namentlich die ihm von der Fürstin von Lobkowitz zurückgegebene Herrschaft Leutomischl, an seine Schwester Frebonia oder Febronia Helena Eusebia. Febronia hat ihr Leben einzig in Gebet und frommen Werken zugebracht. Namentlich hat sie in Leutomischl die prachtvolle Kirche, unter dem Titel der Mutter der Gnaden, gegründet, auch bei derselben am 8. Sept. 1640 das Collegium der Piaristen mit dem später sehr blühend gewordenen Gymnasium gestiftet. Es war das die erste, in Böhmen dem Orden der frommen Schulen gewidmete Stiftung, daher ist das Bildniß der Stifterin bis auf den heutigen Tag im Speisesaal des Collegiums aufgestellt. Später bestimmte Febronia, daß jährlich 58½ Strich Korn zu 4368 Laib Brod verbacken, und diese Brode wöchentlich unter die studirenden armen Knaben vertheilt werden, wogegen die Knaben, nach der jedesmaligen Austheilung, dreimal das Gebet des Herrn und den englischen Gruß beten sollten. Febronia starb den 5. Februar 1646 und wurde in der Kirche der unbeschuhten Karmeliten auf der Kleinseite zu Prag beigesetzt. Diese Karmeliten, von der Reform der heiligen Theresia, waren damals und hundert Jahre länger, die Lieblinge der vornehmen Welt. Darum hat auch Febronia ihre Herrschaft Solnicz dem Kloster hinterlassen. Die Herrschaft Leutomischl betreffend, setzte sie in ihrem Testament vom 28. Nov. 1645 ihren Vetter, den Fürsten Wenzel von Lobkowitz, zum lebenslänglichen Nutznießer ein, nach dessen Tode sollte ihm als Erbe der Herrschaft der Graf Maximilian von Trautmannsdorf folgen. Jedoch durch Vertrag vom 4. Aug. 1649 übernahm Trautmannsdorf noch bei Lebzeiten des Fürsten die ganze Herrschaft, den Lobkowitzen ist von der Pernstein'schen Erbschaft nichts geblieben, als der noch heute in ihrem zusammengesetzten Wappenschilde vorkommende schwarze Büffelskopf im goldenen Felde.

Die Herrschaft Pernstein, die 1596 an Paul Katharin von Kathar auf Ingrowitz verkauft worden, überließen dessen Erben, doch ohne Mitrow und Rozinka, 1602 um 31,000 Thlr. an Johann Rageczky von Mirow, dem von 1613—1617, Adam Lew Liczek von Riesenburg folgte. Dessen Witwe und Erbin, Esther von Seidlitz-Schönfeld, trug 1625 die Herrschaft ihrem zweiten Gemahl, dem Grafen Christoph Paul von Liechtenstein-Castelcorn, zu. Die Liechtensteiner belegten Pernstein mit einem Fideicommiß, und setzten mittels dessen ihren Besitz bis zum Jahre 1712 fort. Nachdem ihnen aber 1694 die ungleich wichtigere Herrschaft Teltsch erblich zugefallen, wurde auf solche das Fideicommiß übertragen, und Pernstein 1712 von dem Grafen Franz Anton von Liechtenstein um 110,000 Fl. an Franz von Stockhammern verkauft. Dieser überließ die Herrschaft 1721 um 216,000 Fl. an Franz Paul von Stockhammern, von dessen in den Grafenstand erhobenen Nachkommen sie 1798 um 300,000 Fl. an den Freiherrn von Schröfl, dann, mit der Hand einer Erbtochter, an den Grafen Wilhelm Mittrowsky von Nemischl gedieh. In den ersten Zeiten der liechtensteinschen Herrschaft diente die Burg bald als Zufluchtsort den Bedrängten, bald gab sie einen Schauplatz kriegerischer Ereignisse ab. In der Rebellion von 1619 flüchtete dahin mit ihrem Convent die Äbtissin von Tischnowitz Kunegundis Scheigebein von Komorzan, und starb daselbst den 14. Febr. 1624. Am 4. Mai 1645, an demselben Tage, da Torstensohn die Belagerung von Brünn eröffnete, legte sich eine starke Abtheilung des feindlichen Heeres vor Pernstein und versuchte zuerst durch Drohungen, dann durch eine regelmäßige Belagerung, die Eröffnung der Burg zu erzwingen. Der benachbarte Adel, eine Menge Geistliche und Bürger hatten sich dahin geflüchtet. Am dritten Tage wurden die Belagerer durch einige Tausend Mann, denen auch Geschütz beigegeben war, verstärkt; sie errichteten auf den benachbarten Bergen Batterien, beschossen auch das Schloß und die hölzernen Außenwerke ununterbrochen mit Achtzehn-, Zwölf- und Sechspfündern. Eine muthvolle Vertheidigung und mehre glückliche Ausfälle zwangen indessen die Schweden, am 21. Mai die Belagerung aufzuheben und sich nach der Gegend von Brünn zurückzuziehen. Kaum waren die Schweden abgezogen, als die Besatzung des Pernstein's mitten durch das feindliche Lager einen bedeutenden Succurs in das geängstigte Brünn brachte. Überdies that sie durch Streifparteien dem feindlichen Heere bedeutenden Abbruch, sodaß nicht weniger als 1300 gefangene Schweden in die Burg eingebracht und in zwei lange, enge und dunkele Gewölbe, die noch vorhanden sind, zusammengesperrt wurden. Auch die vielen, im Holzwerk und in dem Gemäuer steckenden Kugeln erinnern noch heute an diese drangvollen, aber glorreichen Tage der Burg, die bis zu Ende des österreichischen Erbfolgekrieges immer als eine Landesfestung betrachtet, im Vertheidigungsstande erhalten und von Zeit zu Zeit von einem Ingenieurofficier revidirt wurde.

---

dem nächsten Quartier, ist deß von Montecuculi*) Regiment unversehens zuerst überfallen, was nicht mit der Flucht davon kommen, niedergehauen, gantz aber getrennet und ruiniret, und alle Bagage geplündert worden. Als indessen der König auf das Bernsteinische Quartier gerathen, dasselbe aber (sechs Compagnien stark) in voller Schlachtordnung für dem Dorff angetroffen, hat sich dasselbe in zwo Truppen getheilet. Derwegen der König ein Trupp von Schwedischen Reutern auf sie commandiret. Wie die Bernsteinische solches gesehen, haben sie von weitem ihre Pistolen gelöset, und damit ein Caracol gemacht. Weil aber die Schwedischen in sie gesetzet, und noch zwo andere Schwedische Truppen dieselbe secundiret: als sind die Bernsteinischen in vollem Spornstreich davon, hinter dem Dorff weg nach dem Paß gangen, was nun sobald nicht entkommen können, ist von den Pferden gefallen, und hat selbige neben der Pagage im Stich gelassen, welche zwar guten Theils geplündert, aber Ihre Maj. haben, Unordnung zu verhüten, das Dorff müssen anzünden lassen, und ist neben andern bei diesem Treffen ein junger Herr von Colobrat und der Obriste Bernstein geblieben. Die Schwedischen sind den Flüchtigen zwar in den Eisen gewesen, aber wegen Finstere der Nacht sie nicht ferner verfolgen können.

*) Nicht der große Raymund Montecuculi, der damals erst eine Compagnie Cuirassiere erhielt, sondern dessen Vetter, Ernst Montecuculi, dem Pernstein aber keineswegs im Commando untergeordnet.

Daß die Markloweki von Pernstein, in dem Teschenschen, von einem Johann von Pernstein abstammen, welcher 1528 des Herzogs Wenzel von Teschen Administrator gewesen sein soll, ist ein Mährlein. Höchstens könnten diese Markloweki auf Pernstein Burgmänner gewesen sein. (*v. Stramberg.*)

PERNUMIA, Gemeindedorf des nach Battaglia benannten Districtes VII. der venetianischen Delegation Padua, vom Canale di Bagnarolo berührt, der mitunter auch nach diesem Orte benannt wird, mit einer katholischen Pfarre, Kirche, vier Oratorien, Schule, eigenem Gemeindevorstande. Der Ort ist sehr alt und hat zwei besonders benannte Abtheilungen (Contrade), nämlich Granze und Meseralino. Die ganze umliegende Landschaft gleicht einem Walde, da die Felder mit hochstämmigen Bäumen besetzt sind, an denen sich die Reben emporranken. Die nahen Berge sind in geognostischer Hinsicht höchst merkwürdig. (*G. F. Schreiner.*)

PERNYAVOR, ein in der kroatischen Militairgrenze üblicher Ausdruck für einen Hof mit einigen zum Regimente conscribirten Knechten. Einen solchen besitzt z. B. auch das Grenz-Kalugyer-Kloster zu Lepawina im kreutzer Regimentsbezirke des agramer Generalats *).

(*G. F. Schreiner.*)

PERNZELL (die), auch Bärenzell, ist eine Landschaft, welche zum Districts-Commissariate Leonstein gehört, im Traunkreise des Erzherzogthums Österreich ob der Ens und ganz in der Pfarre (Bisthums Linz) Grünburg liegt. Im Hauptpunkt der so genannten Gegend, die von Bergen und Hügeln durchzogen, vom Heindelbache und mehren anderen kleineren Gewässern bewässert wird, ist der Landsberg. Hier wird starke Obstbaumzucht getrieben, überall sind daher die Raine der Felder und Wiesen sorgsam mit Äpfel- und Birnbäumen besetzt; auch Zwetschenbäume häufig. Die Ortschaft gleiches Namens, welche nach Grünburg (Dekanat Steyer) eingepfarrt ist, zählt über 92 zerstreut liegende Häuser mit mehr als 552 Einwohnern †). (*G. F. Schreiner.*)

PERO (*Πηρώ, οῦς, f.*). 1) Tochter der Chloris und des Neleus. Die Homerische Fabel ist folgende: Chloris, die Tochter des Jasiden Amphion (und der Persephone), Königs von Orchomenos [1]), herrschte zu Pylos [2]) und gebar dem Neleus außer den Söhnen Nestor, Chromios und Periklymenos auch eine Tochter von wunderbarer Schönheit, Pero. Um diese warben alle Nachbarn; aber Neleus wollte sie nur dem zur Frau geben, welcher ihm die Rinderheerden des Iphiklos verschaffte. Diese Heerden hatten ursprünglich der Tyro, der Mutter des Neleus, gehört, und schon Deïon, der Oheim der Tyro, bei dem diese sich nach dem Tode des Salmoneus aufgehalten hatte, hatte ihr dieselben vorenthalten und auf seinen Enkel Iphiklos, König von Phylake am Othrys in Thessalien, vererbt [3]). Melampus, der berühmte Argivische Seher, ein Enkel der Tyro, und also der Vetter der Pero (Tyro von Poseidon, Neleus, Pero; Tyro von Kretheus, Amythaon, Melampus und Bias) war der Einzige, welcher für seinen Bruder Bias das Wagniß unternahm. Ein ungünstiges Geschick verhinderte den glücklichen Ausgang des Unternehmens; ein Jahr lang ward Melampus in Fesseln gehalten von den Wächtern der Heerden im Hause des Iphiklos, und erst nachdem das schwere Leid, welches ihm die furchtbare Erinnys gesendet hatte, abgebüßt war, wurde der Rathschluß des Zeus vollendet *ἄτης τε βαρείης, τήν οἱ ἐπὶ φρεσὶ θῆκε θεὰ δασπλῆτις Ἐρινύς*. *Hom.* Odyss. XV, 234. — *Χαλεπὴ δὲ θεοῦ κατὰ μοῖρ' ἐπέδησε — Διὸς δ' ἐτελείετο βουλή* Od. XI, 291 u. 296). Neleus hatte dieses Jahr über die Schätze des Melampus innebehalten und bei seiner Rückkehr rächte Melampus diesen (?) Frevel (Od. XV, 237 cll. 230 und Schol. 236), und gab die Pero seinem Bruder zum Weibe. Die Homerische Erzählung setzt überall Dinge als bekannt voraus, die in gäng- und gäben Liedern von Melampus, von Neleus und Nestor u. s. w. enthalten sein mochten. Ausführlich scheint die nur unvollständig überlieferte Fabel in den großen Eöen des Hesiod behandelt gewesen zu sein. (In Pylos wurde nach dem Pausanias die Grotte gezeigt, in welcher Neleus die Heerden gehalten hatte [IV, 36, 3]. Vergl. Schol. *Apoll. Rhod.* Argon. I, 118, und die Ergänzungen aus *Pherecyd.* bei *Eustath.* Od. p. 1685. Schol. Od. ll. cc. *Pherecyd.* ed. *Sturz.* p. 118 sq. Ed. II. Schol. *Theocrit.* III. 44. Das Fragment aus der Melampodie (*Athenaeus* XI. p. 498) ist wahrscheinlich ein Stück der Beschreibung des Opfers, welches Melampus im Hause des Iphiklos vornahm, und nicht der feierlichen Übergabe der Heerden, wie Heyne und Nitzsch meinen; unsere Annahme wird durch den Singular *βοὸς* und durch den Befehl des Phylakos an die Diener unterstützt *Apollod.* I, 9, 12. Manches Zusammenhanglose und Unklare, welches in der obigen Darstellung bezeichnet worden ist, läßt auch C. Eckermann in dem Buche Melampus und sein Geschlecht (Göttingen, 1840) unerklärt). Pero erhält überall das Prädicat der Schönen (*θαῦμα βροτοῖσι — χαρίεσσα* — formosa); auch war sie in der Delphischen Lesche neben den Töchtern Lykaon's, Kallisto und Nomia, dargestellt (*Paus.* X, 31, 9). Nicht ohne einigen Zwang nennt Properz den Melampus als Beispiel eines um der Liebe willen schwer Duldenden (quem non lucra, magis Pero formosa coegit, Mox Amythaonia nupta futura domo. II, 4, 9. *Lachm.*); sowie *Theocrit.* (III, 43 sq.) die durch die Heerden des Iphiklos gewonnene Pero in unklarem Zusammenhange mit der Atalanta auf-

---

*) s. C. B. Ritter von Hietzinger's Statistik der Militairgrenze des österreichischen Kaiserthums. (Wien 1823.) 2. Th. 2. Abth. S. 472.

†) Geschichte, Geographie und Statistik des Erzherzogthums Österreich ob der Ens, von B. Pillwein. (Linz 1828.) 2. Th. S. 97. 143. 146. 372.

1) Spätere machen sie zur Tochter des thebanischen Amphion, z. B. Diodor (IV. 68). s. Müller, Orchom. S. 231. 2) *Hom.* Od. XI, 284. *Ἡ δὲ Πύλου βασίλευε*; an diesem *ἡ δὲ* hat man mit Unrecht Anstoß genommen: daß Chloris Königin von Pylos heißt, kann im Katalog der Heroinen um so weniger auffallen, wenn man sich erinnert, daß die Äolischen Frauen in vielen Mythen als die herrschenden erscheinen. Vergl. d. Art. Peleus.

3) *Eustath.* Od. p. 1685. 5.

führt. Die Kinder der Pero und des Bias werden sehr verschieden angegeben. Theokrit nennt die Tochter Alphesiböa; Söhne sind Talaus, Areïus und Laodokos nach Argon. Orph. 146, welche in dieser Stelle Abantiaden genannt werden, ein Name, der auch, durch die Annahme, daß er als nomen gentile stehe, nicht erklärt scheint; Pherekydes Perialkes, Areïus und Alphesiböa; Apollodor blos den Talaus und als Tochter des Bias, doch wol von der Pero, Anaribia (Vergl. *Sturz Pherecyd.* p. 123. *Heyne Apoll.* p. 67). Tzetzes (Chil. IV, 137) nennt Prote, des Neleus Tochter, als Mutter des Phaethon und der Heliaden. Außer der genealogischen Bedeutung, die dieser Fabel zukommt, liegt auch die geschichtliche Andeutung eines früheren Zusammenhanges des Thessalischen Landes um den Othrys mit dem minyeïschen Orchomenos und Triphylien in ihr ausgesprochen (Vergl. Müller, Orchomenos S. 371. *Buttmann* Mythol. II. p. 213 sq.). Dagegen ist es unzulässig, der durch den Raub der Heerden des Iphiklos bewerkstelligten Heirath des Bias und der Pero eine symbolische Bedeutung auf Sonne, Mond und Sterne unterzulegen (Uschold, Vorhalle zur gr. Mythologie I. p. 474.), zumal da die Heerden als das Erbtheil der Pero erscheinen und daher auch „Rinder der Pero" genannt werden (*Phavorin* v. *Melampus*), auf die ja auch Bias, als Enkel der Tyro, gegründete Ansprüche machen konnte. Übrigens vermuthet Welcker, nach Böckh's Vorgange, aus Schol. *Soph.* O. C. 793 und *Pollux* X, 39, daß Sophokles diesen Mythus zum Gegenstand einer Tragödie „Iphikles" gemacht habe (vergl. Welcker die griech. Tragödie I. S. 430.). Und zu tragischer Behandlung mochte dieser Stoff um so mehr geeignet sein, als, wie man aus einiger Andeutung im Homer erkennt, der Verlauf der Begebenheit in seinen hauptsächlichsten Scenen und Situationen durch das Walten der Moira und der Erinnys bedingt war.

2) Eine bloße Namenverwechselung scheint es zu sein, wenn gesagt wird, daß Elegeïs die Tochter des Neleus, welche die Ionische Colonie nach Karien führte (vergl. *Tzetzes* ad *Lycophr.* 1385), eigentlich Pero oder Peiro geheißen habe. Etym. M. v. Ἐλεγεΐς.

3) Eine Pero wird von Apollodor (III, 12, 6, 5) als Mutter des Asopus genannt. (Vergl. jedoch *Paus.* II, 12, 5). (*Krahner.*)

PERO. 1) Eine Ortschaft im Herzogthume Savoyen, nördlich von La Roche (La Rocca) gelegen, von hohen Gebirgen umgeben, die durch ihre höchst romantische Gestaltung die Landschaft ringsum sehr anziehend machen. Er gehört zum sogenannten Genevois, das mit Faucigny, Chablais und dem oberen Theile von Chambery, worin Rumilly liegt, vom wiener Congresse für ewige Zeiten für neutral erklärt worden ist. — 2) Ein Flecken (borgo) der Insel und des französischen Departements Corsica, und zwar des Districts von Bastia, auf der ebenen Anhöhe eines felsigen Hügels gelegen, von dem ein rascher Gebirgsbach von Felsen zu Felsen sich hinabstürzt, nach Tavagna eingepfarrt, mit ungefähr 100 Häusern, von denen man sagen kann, daß sie ein städtisches Ansehen haben, ungefähr 800 Einwohnern, die größtentheils Grundeigenthümer sind, sehr großen und schönen Gärten, die fast durch neun Monate im frischesten Grün prangen, und sehr starker Bienenzucht. Die Gegend ist reich an Quellen, unter denen sich einige Mineralwässer befinden. Die Aussicht auf das nahe Mittelmeer, die vielen stämmigen Kastanienbäume und die Üppigkeit der ganzen Vegetation machen den Aufenthalt in dieser Gegend zu einem der angenehmsten der ganzen Insel. Pero ist der Hauptort des Cantons gleiches Namens. Hier wurde auch der Kanonikus von Aleria, Franc. Renucci, ein sehr geachteter Schriftsteller, geboren. — 3) Cassina del Pero, ein bedeutendes Gemeindedorf im Districte III. der lombardischen Provinz Mailand gelegen, mit einer eigenen katholischen Pfarre, einer Kirche, einem Verwaltungsausschusse und einer Versammlung (Convocato) der Grundeigenthümer, welche die Gemeindeverwaltung besorgen. — 4) Villa — P., ein zur Gemeinde Breda gehöriges Dorf im Districte I. der venet. Provinz Treviso, in ebener, an Getreide, Wein und Maulbeerbäumen reichen Gegend, mit ungefähr 600 Einw., einer kathol. Pfarre, Kirche und einem Oratorium. Der Boden ist auch hier stark mit Gerölle erfüllt, aber doch mit einer genug tiefen und fruchtbaren lehmigen Erdschicht bedeckt. (*G. F. Schreiner.*)

Peroa *Pers.*, s. Leucopogon.

PERODICTICUS, eine von Bennett in dem Philosophical Magazine by Taylor X. (1831) p. 389 für den von Bosman beschriebenen Potto (Nycticebus Potto *Geoffr.* = Lemur Potto *Lin.* = Galago guineensis *Desm.*) aufgestellte Affengattung, welche folgende Kennzeichen hat: Der Kopf ist rundlich mit vorspringender Schnauze; die Augen klein, die Ohren mäßig und schwach behaart; die Zunge ziemlich groß, rauh von kleinen Warzen; Vorderzähne im Oberkiefer vier, im Unterkiefer sechs dünne und liegende, wie bei den echten Maki; Eckzähne vorhanden; zwei einfache Lückenzähne und zwei dreispitzige Backzähne, im Unterkiefer ein Backenzahn weniger*). Alle Nägel flach, mit Ausnahme des krummen und aufrechten auf dem hinteren Zeigefinger; der vordere Zeigefinger sehr kurz und fast ganz verwachsen. Der Schwanz ist bedeutend kürzer als der Leib, aber doch viel länger als bei Stenops. — P. guineensis, der Potto oder Buschhund, ist mit rothem, wolligem Haar bedeckt, findet sich in Guinea, lebt sehr zurückgezogen, ist träge und zeigt sich selten, außer bei Nacht, wo es Pflanzen frißt. Vergl. Oken's Isis, Jahrgang 1834. Seite 836 und die Artikel Prosimiae und Stenops. (*Streubel.*)

PEROE. Πηρόη, Tochter des Asopus. Wesseling wollte diesen Namen aus *Paus.* IX, 4, 3 auch bei *Herod.* IX, 51 herstellen; doch zeigen die Handschriften an beiden Stellen den Namen Ὠερόη. Schol. II. II, 517 wird Προνόη, die Tochter des Asopus, als Mutter des Phonus genannt. Vergl. über die Töchter des Asopus *Hagen*, De Asopi liberis (Regiomont. 1833). *Unger*, Paradoxa Theb. I. p. 365 sq. (*Krahner.*)

*) Es ist jedoch zu bemerken, daß der Gattungscharakter künftig wahrscheinlich etwas geändert werden muß, da das einzige Thier, nach welchem die Gattung aufgestellt worden, jung war und wol nicht alle Zähne hatte.

PERÖCSÉNY (slaw. Perowčany), ein zur fürstl. Eszterházy'schen Herrsch. Ipoly-Pásztó gehör. Dorf im ipolyságher Gerichtsstuhle der honther Gespansch., im Kr. diesseit der Donau Niederungarns, im Gebirge gelegen, mit 96 Häus., 850 meist magyar. Einw., welche bis auf 42 Katholiken sämmtlich Calvinisten sind, einer eigenen Pfarre und Kirche der evangelisch-helvetischen Confession, einer Schule. (*G. F. Schreiner.*)

PEROGNOLA (Canale di), ein Canal, der sich in den nordwestlich von Chioggia (einer Stadt und Insel der Provinz Venedig) liegenden Lagunen bildet, die Gewässer einiger anderen Canäle und des Lago delle Streghe sammelt, sich hierauf zwischen dem Castello Coromano und jenem von San Felice in das Meer ausmündet, und hierdurch den sogenannten Porto di Chioggia bildet. Dieser Canal ist, da er eine Breite von nahe an 30 Schritte und eine Tiefe von 25 Fuß hat, groß genug, um auch Seehandelsschiffe aufzunehmen. Er endet mit dem Canale di Pelle di Bò in den Lagunen *). (*G. F. Schreiner.*)

Perojoa *Cav.*, s. Leucopogon.

PEROLA oder PERROLA, ein Fluß in der neapolitanischen Provinz Basilicata, welcher aus zwei kleinen Seen, deren jeder nur einen Umfang einer halben Meile hat, und die zwischen Tricarico und S. Chieri liegen, entspringt, längs der Berge des ersteren Ortes von S. W. nach N. O. dahinfließt und sich in den Biliolo, der ein Nebenfluß des Bradano ist, ergießt. (*G. F. Schreiner.*)

PEROLLA, ein Dorf im Großherzogthume Toscana im Compartimento (Provinz) von Grossetto, auf einem Hügel über dem Garzathale (Val di Prata) gelegen, auf dem man aber ob der nahen Maremmem dennoch keine gesunde Luft athmet. Tiefer hinab liegen die Ruinen der darum verlassenen alten Wohnungen, mit ungefähr 200 Einw., einem alten Schlosse, das einst der Republik von Massa maritima gehörte [1]). Als aber Massa im J. 1330 der Stadt Siena, die eben mit den Grafen von S. Fiora im Kriege begriffen war, den Gehorsam aufkündigte, und jene Stadt, sich mit den Grafen rasch vergleichend, ein gewaltiges Heer gegen Massa absandte, da war Perolla auch unter denjenigen Schlössern, die von Massa abfielen und Siena den Eid der Treue leisteten [2]). Die Umgegend bis Pontedera und darüber hinaus ist in alten Zeiten von der Republik Pisa immer als eine Art Schutzwehr gegen das Florentinische angesehen worden, nämlich: Travalda et aliae terrae circumstantes, als: Appiani, Leiani, Peroli, Gelli, Possani und Schettoccoli, daher schon im 13. Jahrh. befohlen wurde, ut Capitaneus teneatur non pati aliqua Casalina (zerstörte Häuser) in ipso castro posita laborari [3]). (*G. F. Schreiner.*)

PEROLS, Etang im französischen Departement Hérault und in der Nähe von Montpellier. Zwischen ihm und dem Etang Mauguio liegt das 600 Einwohner zählende Dorf Peroles oder Perols, welches durch eine mephitische Quelle bekannt ist, welche durch ihre Ausdünstung bis zwei Fuß über ihren Wasserspiegel jedes in ihren Bereich gerathende Thier erstickt, sodaß sich hier die Erscheinungen der Hundsgrotte bei Neapel wiederholen. (*G. M. S. Fischer.*)

PEROMELES (πηρομελής, mit verstümmelten Gliedern), eine von Wagler aufgestellte Eidechsengattung aus der Familie Scincoidea. Der Leib ist sehr dünn und lang; die Gliedmaßen vorhanden, aber klein und nur mit drei Zehen versehen; kein sichtbares Trommelfell. Typus dieses Gattung ist P. decresiensis *Wagl.* Tridactylus decresiensis *Pér.* Vgl. Scincoidea und Wagler's natürliches System der Amphibien S. 106. (*Streubel.*)

Peromnion *Schwägr.* ist Bryum.

PÉRON, Gemeindedorf im französischen Aindepartement (pays de Gex), Canton Collogne, Bezirk Gex, liegt 5¼ Lieues von dieser Stadt entfernt und hat eine Succursalkirche, 140 Feuerstellen und 1188 Einw. (Nach Expilly und Barbichon.) (*G. M. S. Fischer.*)

PERON (El-), ist zwar nur ein einzelnes großes Wirthshaus auf dem fürchterlichsten Punkte der Gegend zwischen dem hübschen Dorfe Sedigo und Candaten im Districte und Kreise (Provinz) von Belluno des venetianischen Königsreichs, aber dennoch einer der merkwürdigsten Orte der ganzen umliegenden Landschaft, denn es liegt in einem entsetzlichen Trümmerhaufen von Granit, Gneis, Porphyr, Marmor und anderen Gebirgsarten, der durch den Einsturz eines einst sehr großen Berges, woher der jetzige Spizzo di Vedana der zurückgebliebene Theil ist, entstanden, noch immer das Bild der schrecklichsten Zerstörung darbietet. Nach der Volkssage soll hier einst eine große Stadt, Cornia, gestanden und durch ein Erdbeben, bei welchem die benachbarten Berge einstürzten, untergegangen sein. Der Spizzo, der sich steil zwischen den engen Thalschluchten des Miß und des Cardevolo erhebt, der vom Agordo herabkommt, und an El Peron vorbeibrauset, bietet nach der offenen Gegend fast senkrechte, nackte Felsen und Steingerölle ohne Vegetation dar, das Thal aber ist in seiner ganzen Breite von zwei italienischen Meilen und auf eine Länge von drei Meilen mit wild durch einander geworfenen Felsenblöcken, wovon einige die größten Häuser weit übertreffen und mit Steinschutt bedeckt *). (*G. F. Schreiner.*)

PÉRON (Franz), Correspondent des französischen Nationalinstituts, Mitglied der medicinischen und philomathischen Gesellschaft zu Paris u. a. m., einer der berühmtesten französischen reisenden Naturforscher, wurde den 22. Aug. 1775 zu Cerilly, einer kleinen Stadt in der ehemaligen Provinz Bourbonnais, jetzt zum Departement des Allier gehörig, geboren. Er verlor sehr früh seinen Vater und wurde dadurch in Dürftigkeit versetzt, weshalb ihn seine Verwandten zur Erlernung eines Handwerks bestimmten. Er zeigte jedoch eine viel größere

*) s. die Corografia dell' Italia di *G. B. Rampoldi.* (Milano 1835.) Vol. I. p. 411 und Vol. III. p. 158.

1) s. *Malavolti* Historia dei Sanesi. (Venezia 1599. 4.) P. II. p. 92. 2) Rilazioni d'alcuni viaggi fatti in diverse parti della Toscana etc. Dal D. *Giov. Targioni Tozzetti.* (In Firenze 1751.) Vol. III. p. 73. 92. 104 et 117. 3) Relazioni etc. T. I. p. 68.

*) s. Reise nach Venedig von G. v. Martens. (Ulm 1824.) 2. Th. S. 255.

Neigung zu einer wissenschaftlichen Carriere und vermochte endlich soviel über seine Mutter, daß sie ihn aufs Gymnasium von Cerilly schickte, wo er vorzüglich die Classiker studirte. Der Director der Anstalt, welcher bald das Talent des jungen Peron erkannte, widmete dem Unterrichte desselben eine besondere Sorgfalt. Nach Beendigung seiner Studien auf dieser Schule wollte Peron, einem ihm gegebenen Rathe zufolge, sich dem geistlichen Stande widmen und sich deshalb vom Stadtpfarrer in der Philosophie und Theologie unterrichten lassen. Zu derselben Zeit brach jedoch die Revolution aus. Begeistert durch die vielen Beispiele von heroischem Patriotismus und uneigennütziger Freiheitsliebe, mit denen ihn seine eben beendigten Studien der alten Geschichte bekannt gemacht hatten, und fortgerissen von seinem Jünglingsfeuer, entschloß sich Peron schnell zum Kriegerstande überzutreten und ließ sich alsbald (gegen das Ende des Jahres 1792) beim Allier'schen Bataillon anwerben. Er wurde nach der Rheinarmee geschickt und dann nach dem damals belagerten Landau, dessen Garnison sich aufs Heldenmüthigste vertheidigte. Bald wurde er wieder zum Moselheere beordert, welches unter Hoche's vortrefflicher Führung zwar bei Weißenburg glücklich kämpfte, aber bei Kaiserslautern einen herben Unfall erlitt. In der letzteren Schlacht wurde Peron verwundet, gefangen genommen und zuerst nach Wesel, dann nach Magdeburg geführt. Die wenigen Stunden, welche ihm bisher der Dienst übriggelassen, hatte er stets auf Lectüre verwandt. Jetzt vollkommen unbeschäftigt, schaffte er sich für seine Baarschaft, welche ihm nicht abgenommen worden war, Bücher an und las besonders Historiker und Reisewerke, wobei er so glücklich war, von mehren Personen, welche seinen Eifer bewunderten und ihm größere Werke liehen, auf das Kräftigste unterstützt zu werden. Zu Ende des Jahres 1794 wurde er ausgewechselt und, da er in Folge seiner Verwundung ein Auge verloren hatte, als invalid vom Heere entlassen. Darauf kehrte er nach seinem Geburtsorte zurück, um seine Mutter und seine Schwestern auf einige Monate zu besuchen, entschloß sich dann die wissenschaftliche Carriere einzuschlagen und bezog, jetzt erst 20 Jahre alt, auf Verwendung des Ministers des Innern die medicinische Schule zu Paris. Nachdem er binnen drei Jahren mit dem angestrengtesten Fleiße den Cursus daselbst vollendet und am Museum der Naturgeschichte Zoologie und vergleichende Anatomie studirt hatte, promovirte er, bekam aber plötzlich in Folge einer unglücklichen Liebe eine unüberwindliche Reiselust. Zu derselben Zeit war von der französischen Regierung eine Expedition unter der Leitung des Schiffscapitain Baudin nach dem Südmeere angeordnet. Peron wünschte diese mitzumachen; da jedoch die Zahl der dazu gehörigen Gelehrten schon vollständig war, so wurde er anfänglich zurückgewiesen. Dessenungeachtet wandte er sich an den berühmten Botaniker Bernhard von Jussieu, welcher zu der Commission gehörte, die mit der Wahl der Naturforscher für diese Expedition beauftragt war. Jussieu rieth ihm, sein Gesuch schriftlich bei dem Nationalinstitute (den vereinigten fünf königlichen Akademien von Paris) einzureichen, und brachte es mit Lacepède dahin, daß die Commission ihm gestattete, der Akademie der Wissenschaften eine Abhandlung vorzulesen über die Vortheile, welche entstehen würden, wenn man den für die Expedition bestimmten Gelehrten noch einen naturforschenden Arzt zugesellte, der eigens beauftragt wäre, sich mit der naturhistorischen Anthropologie besonders in Bezug auf Menschenracen zu beschäftigen. Peron erhielt dafür alle Stimmen und wurde darauf als Zoolog vom Minister der Expedition beigegeben, wodurch er die nähere Bekanntschaft mit drei ausgezeichneten Naturforschern machte, welche für ihn von der größten Bedeutung geworden ist: Freycinet, der als Marineofficier die Reise mitmachte und später durch die Reise auf der von ihm befehligten Urania so berühmt wurde; der Botaniker Leschenault und Lesueur, mit welchem Letzteren er bald in ein engeres freundschaftliches Verhältniß trat. Den 19. Oct. 1800 verließen die beiden für diese Expedition ausgerüsteten Fregatten, **le Naturaliste** und **le Géographe**, den Havre. Von demselben Tage der Ausschiffung stellte Peron freiwillig am Bord des Geograph meteorologische Beobachtungen an, welche er regelmäßig täglich viermal wiederholte — um sechs Uhr Morgens, zu Mittag, um sechs Uhr Abends und um Mitternacht — und auf seiner ganzen Reise, selbst unter den drückendsten Verhältnissen im Port Jackson und auf der Insel King nicht ein Mal unterbrach, wodurch er das merkwürdige Resultat erhielt, daß das Wasser an der Oberfläche des Meeres durchschnittlich eine etwas höhere Temperatur als die nächst darüber liegende Luftschicht habe und Mittags am kältesten und um Mitternacht am wärmsten sei. Auch bestätigte er die von Forster, Irving und v. Humboldt unter anderen Breitegraden angestellten Beobachtungen, indem er fand, daß das Meerwasser in der Tiefe kälter ist als an der Oberfläche, und daß die Temperatur desselben in der Nähe von Küsten und Klippen stets höher ist als mitten im Weltmeer. Auch entdeckte er im atlantischen Ocean gegen den Äquator hin die merkwürdigen gallertartigen Thiere, welche bei Nacht lebhaft leuchten, von ihm den Namen Pyrosoma erhielten und später als zusammengesetzte Thiere erkannt wurden. Nach einer fünfmonatlichen Fahrt langten die Reisenden auf Isle de France an, landeten dann an mehren Punkten der Westküste von Neuholland und begaben sich darauf nach der bis dahin den Naturforschern noch ziemlich unbekannten Insel Timor, wo Peron seine Hauptentdeckungen über die nackten Gallertthiere (Akalephen, von deren Naturgeschichte man vor ihm fast keinen Begriff hatte, Aktinien, Holothurien und schalenlose Mollusken) zu machen Gelegenheit hatte und wobei er sich unsäglichen Beschwerden und Gefahren aussetzte. Das Meer ist hier wenig tief und die große Sonnenhitze vermehrt darin bis ins Unendliche die niederen Seethiere und ziert sie mit den schönsten Farben, obgleich sie schon durch ihre fast fabelhafte Gestalten merkwürdig genug sind; weshalb es leicht erklärlich ist, daß Peron bei ihrem Anblick, durch seine unaufhörliche Wißbegierde angeregt, sich besonders die Naturgeschichte dieser Thiere zum Vorwurf machte. Dessenungeachtet versäumte er nicht sich auch in das Innere des Landes zu begeben, um

die natürlichen Beschaffenheiten desselben und die des dortigen Menschenschlages näher kennen zu lernen. Obgleich er nicht die Sprache der Malaien kannte, so wußte er dennoch sich denselben durch Mienen und Geberden vollkommen verständlich zu machen, während er seinerseits keine Ausdauer scheute, die Sprache und die Zeichen der Eingebornen verstehen zu lernen, und war darin hier ebenso glücklich wie bei den Wilden Neuhollands und von Van Diemensland, bei denen er dasselbe Verfahren beobachtete. Durch den Einfluß des für Fremde höchst schädlichen Klima's erkrankten auf dieser Insel fast alle seine Gefährten; er allein hielt sich, wie die Einwohner, durch den Gebrauch des Betel. Von Timor ging es grade nach dem Südcap von Van Diemensland. Man untersuchte die Ostküste, fuhr dann durch die Bassesstraße, folgte der Südküste von Neuholland und umschiffte dieses ganz. Bei der Ankunft im Jacksonhafen war Alles krank und nicht mehr als vier Menschen waren noch im Stande Dienste zu thun, angeblich Alles Folgen der Nachlässigkeit und Rohheit Baudin's. Peron zeigte hierbei einen unglaublichen Muth und eine unbegreifliche Thätigkeit, und machte sich mit dem Zustande der Colonie bekannt. Als man die Insel beim westlichen Eingange der Baßenge untersuchte und man den Küsten von Neuholland folgte, um in den Busen von Carpentaria zu kommen, drohte überall Gefahr in so unbekannten Meeren. In den heftigsten Stürmen mußte Peron sogar gemeine Matrosenarbeit verrichten helfen; dessen ungeachtet setzte er dabei seine Beobachtungen so ruhig fort, als wenn er sich am Ufer befunden hätte. Er stieg dann zu wiederholten Malen ans Land, wagte sich unter die treulosen, unmenschlichen und meineidigen Wilden, sammelte eine Menge Thiere aus allen Classen, beobachtete ihre Lebensweise und suchte besonders auszumitteln, welche Arten auf diesen unfruchtbaren Inseln und Küsten Reisenden zur Nahrung dienen, welche zum Handel und welche als Hausthiere gezogen werden könnten. Von den fünf von der Regierung für diese Expedition bestimmten Zoologen waren zwei auf Isle de France geblieben und zwei gestorben. Auf ihm allein ruhte demnach die ganze Arbeit für die Naturgeschichte und er genügte ihr so vollkommen, daß keine Seereise soviel für dies Fach geliefert, als die seinige. Als ihm kurze Zeit nach der Abreise von Timor sogar von dem Schiffscapitain der Branntwein zu der Aufbewahrung der von ihm gesammelten Thiere versagt worden war, entzog er sich während der ganzen Reise seine Trinkportion Arak und gewann durch dieses der Wissenschaft gebrachte große Opfer mehre Freunde, welche freiwillig ihm zu Liebe sich ebenfalls ihre Trinkportionen absparten und ihn dadurch in Stand setzten, noch ferner mit demselben Eifer zu sammeln. Als er mit Bailly, Lesueur, Leschenault und Guichenault auf der Insel King abgestiegen war, verschlug ein plötzlicher Sturmwind das Schiff auf die hohe See, und obgleich sie es während voller vierzehn Tage nicht wieder zu Gesicht bekamen, arbeiteten sie ruhig fort, als wenn ihnen nichts bevorstände. Ohne Obdach, unter beständigem Regen und in fürchterlichem Winde sammelte Peron an der Küste 180 niedere Seethiere und beobachtete die Robben, besonders die riesenhaften Rüsselrobben (Phoca leonina *Lin.*), dessen Naturgeschichte er zuerst aufgeklärt hat. Auf Timor zurückgekommen, jagte er mit Lesueur allein ein Krokodil, dessen Skelet im pariser Museum aufgestellt ist. Nach dem kurzen zweiten Aufenthalte auf dieser Insel wollte man sich nach Neu-Guinea und dem Meerbusen von Carpentaria begeben; jedoch es trat ein sehr ungünstiger Wind ein und man kam nach Isle de France zurück, wo man fünf Monate verweilte. Peron benutzte diese Zeit, um die dortigen Fische und Rumpfthiere zu studiren, und entdeckte viele neue Arten. Nachher ankerte man noch einmal am Vorgebirge der guten Hoffnung, welche Gelegenheit er nicht vorbeigehen ließ, um sich mit dem merkwürdigen Körperbau der Buschmannhottentottinnen genau bekannt zu machen. Endlich, nach einer viertehalbjährigen Abwesenheit, landete man zu Lorient am 7. April 1804. Peron begab sich von da nach Paris, wo er seine Sammlungen ordnete, die Kataloge dazu verfertigte und seine Schätze dem Museum der Naturgeschichte übergab. G. Cuvier, welcher an der Spitze der Commission stand, die dem Nationalinstitute über diese Reise Bericht abzustatten hatte, bezeugte in seiner Rede, daß Peron mehr als 100,000 Thiere gesammelt habe, darunter über 2500 neue Arten und viele aus bis dahin ganz unbekannten Gattungen, und daß er mit Lesueur mehr Thiere kennen gelehrt habe, als alle Naturforscher der damaligen Zeit zusammen. Darauf erhielt Peron den Auftrag, den Reisebericht mit Freycinet, die Beschreibung der naturhistorischen Gegenstände mit seinem intimen Freunde Lesueur zu bearbeiten. Von nun an war Peron's Ruhm entschieden und die Akademie der Wissenschaften beeiferte sich, Peron in ihre Mitte aufzunehmen. Er gab nur den ersten Theil seiner Reise (1807. 4. mit prächtigen Kupfern) heraus. Seine Gesundheit war durch die unerhörten Anstrengungen untergraben; ein gefährliches Brustübel, das ihn befallen hatte, machte furchtbare Fortschritte. Bald fühlte er, daß seine Krankheit unheilbar sei; doch befolgte er den ihm vom Arzte ertheilten Rath und begab sich mit Lesueur für den Winter nach Nizza. Die Reise bekam ihm wohl und die Milde des Klima's schien ihn herzustellen. Er gab sich jedoch mit dem größten Eifer neuen Arbeiten hin und brachte mit seinem Freunde noch eine kostbare Sammlung zu Stande. Kaum waren sie nach Paris zurückgekehrt, so stellte sich seine Brustkrankheit wieder ein und wurde noch viel heftiger als vor der Abreise. Als alle Hoffnung schwand, beschloß er das Ende seines Lebens an seinem Geburtsorte bei seinen beiden Schwestern, welche er zärtlich liebte, zu erwarten. Diese und Lesueur pflegten ihn mit der größten Sorgfalt im Viehstall. Er verschied in ihren Armen am 14. Dec. 1810. Man hat von ihm folgende Schriften: Observations sur l'anthropologie. (Paris) an VIII. Voyage de découvertes aux Terres-Australes pendant les années 1800—1804. 3 voll. gr. 4. suivi d'un atlas in fol. Von diesem Werke war, als Peron starb, erst der zweite Band zur Hälfte gedruckt. Viele Hindernisse verzögerten lange Zeit seine

Beendigung, welche man, wie auch den ganzen dritten Band, der den nautischen Theil der Reise behandelt und die Anfertigung des Atlanten dazu, Herrn Freycinet verdankt. Peron hat von diesem allgemeinen Werke mehre Abhandlungen, welche sich mehr über specielle Gegenstände ausbreiten, getrennt und in der Akademie der Wissenschaften, in der medicinischen Gesellschaft u. a. m. vorgelesen. Sie sind theils seinem Reisewerke angehängt, theils in den Annales du Muséum abgedruckt. Darunter sind folgende bemerkenswerth: Notice sur l'habitation des animaux marins (Annales du Muséum tome XV.). — Mémoire sur le nouveau genre Pyrosoma. — Observations sur la dysenterie des pays chauds et sur l'usage du bétel. — Précis d'un mémoire sur la température de la mer, soit à sa surface, soit à diverses profondeurs (ein Auszug daraus in Gilbert's Annalen, 19. Bd. S. 410 und fg.). Auch hat er es zuerst unternommen, eine vollständige Naturgeschichte der Quallen zu bearbeiten, weil er über dieselben die meisten Untersuchungen gemacht und eine große Anzahl neuer Arten gesammelt hatte. In Verbindung mit Lesueur publicirte er zwei Abhandlungen: Histoire générale et particulière des Méduses und Mémoire sur les Méduses du genre Equorée (Aequorea), welche dem genannten größeren Werke vorangehen sollten. Außerdem hat er sich viel mit einer philosophischen Geschichte verschiedener Völker in Rücksicht auf ihre physischen und moralischen Eigenheiten beschäftigt und gedachte später eine ausführliche Naturgeschichte des Menschengeschlechts zu geben; doch wünschte er noch vorher drei Reisen zu machen: eine nach dem Norden von Europa und Asien, eine andere nach Indien, die dritte nach Afrika. Er hatte auf seiner Reise zu diesem Zwecke viele Notizen gesammelt und ein Bruchstück (in Manuscript), welches die Naturgeschichte der Bewohner von Timor behandelt und wozu die Abbildungen von Lesueur an Ort und Stelle gefertigt worden, war beinahe beendigt. Unter seinen Manuscripten befanden sich auch noch die genauen Beschreibungen aller Thiere, welche er gesehen hatte und zu denen über tausend, nach dem Leben gemachte Zeichnungen von Lesueur gehören. Seine sämmtlichen Schriften zeichnen sich durch genaue, naturgetreue Darstellung, allseitige Behandlung und ein Streben nach allgemeinen Resultaten aus. Es wäre zu wünschen, daß er mit derselben Sorgfalt, wie er das Thierreich studirt hat, auch die Gesammtschilderung der Vegetation der verschiedenen von ihm besuchten Länder gegeben hätte. Auch hat man ihm vorgeworfen, daß sein Styl zuweilen mit Schmuck überladen sei und nicht recht für eine einfache, klare Darstellung passe. Der Verfasser des Artikels Peron im Brockhaus'schen Conversations-Lexikon fügt zu der von ihm gegebenen Biographie noch folgende Bemerkung: „Die Engländer beklagen sich, daß die Franzosen viele Entdeckungen für die ihrigen erklärt haben, die Flinders vor ihnen gemacht hat, daß sie diesen auf Isle de France gefangen gehalten, und dadurch seinen Tod befördert haben, obschon die Franzosen in Neuholland von den Engländern alle mögliche Unterstützung empfangen hatten, was Peron selbst nicht genug loben konnte." Sollte auch diese Anklage gegründet sein, so ist es doch gewiß, daß Peron seine Entdeckungen nicht Andern verdankte, sondern sie alle selbständig gemacht hat. Seinen Nekrolog hat Deleuze verfaßt und ihn mit Alard 1811 publicirt. Einen Auszug davon hat Eyries in der Biographie universelle ancienne et moderne, tome XXXIII. p. 391. (Paris, 1823) gegeben. Viele der ausgezeichnetsten Naturforscher haben sich beeifert, Peron's Andenken der Wissenschaft zu bewahren, indem sie eine Pflanzengattung und eine große Menge Thierarten nach ihm genannt haben. In der letzten Zeit endlich haben die französischen Naturforscher auf Veranlassung seines noch lebenden Freundes Lesueur ihm auf sein Grab ein seiner würdiges Denkmal von Stein gesetzt, damit sein Andenken auch bei denjenigen seiner Landsleute, welche keine Naturforscher sind, recht lange erhalten werde. (*Streubel.*)

Perona *Pers.* ist Helotium.

PERONAEA. Der berühmte Anatom Poli hatte das Thier einer Art der Gattung Tellina *Lin.* und einer anderen aus dem Geschlechte Donax *Lin.* anatomisch untersucht, beide in ihrem Körperbau ähnlich gefunden und zu einem Genus Peronae vereinigt, dessen Charakter nach ihm folgender sein soll: zwei sehr lange Athemröhren, welche in eine Mantelfalte zurückgezogen werden können; die Mantelränder mit Ranken besetzt und am Grunde der Mantelröhren durch ein sehr dichtes Muskelband vereinigt; Kiemen offen, nur an dem hinteren Ende verwachsen; Fuß sehr stark. Die beiden von Poli angeführten Arten sind: P. cristata *Poli.* = Tellina planata *Lin.* und P. ramosa *Poli.* = Donax trunculus *Lin.* — Man hat jedoch die Gattung Peronaea nicht beibehalten können. Vergl. übrigens Donax und Tellina. (*Streubel.*)

PERONAEA ARTERIA s. A. fibularis, Wadenbeinschlagader, geht beim Menschen unter einem spitzen Winkel von der Arteria tibialis postica ab, läuft etwas geschlängelt an der hinteren Fläche des Wadenbeins und des Ligamentum interosseum herab, gibt zahlreiche Äste an die benachbarten Muskeln und spaltet sich oberhalb des äußern Knöchels in zwei Endäste, die Arteria peronaea anterior und A. peronaea posterior, welche das Rete malleolare externum und calcaneae bilden helfen. Die Vena peronaea entsteht aus denselben Netzen in zwei Ästen, und geht endlich in die Vena poplitaea über, wobei sie mit ihren Zweigen denselben Verlauf aufwärts wie die Arteria peronaea abwärts macht.

(*J. Rosenbaum.*)

PERONAEI MUSCULI, Wadenbeinmuskeln, gibt es drei an jedem Unterschenkel des menschlichen Körpers. 1) M. peronaeus longus s. primus, der lange Wadenbeinmuskel entspringt vom Kopf, dem vorderen und äußeren Winkel und der äußeren Fläche der fibula, bis zu ihrem unteren Drittheil hinab; seine starke, plattrunde Sehne tritt hinter den äußeren Knöchel in dessen Rinne nach Vorn, läuft am äußeren Rande des Fußes an der äußeren Fläche des Fersenbeins zur Fußsohle, geht schräg nach Vorn gegen den inneren Fußrand hin und spaltet sich in mehre Zipfel, welche sich an die Fußwurzelknochen, der stärkste namentlich an die Basis des Os metatarsi der

großen Zehe heften. Er streckt den Fuß, hebt den äußeren Fußrand in die Höhe, den inneren Fußrand und die Fußspitze wendet er nach Unten. — 2) **M. peronaeus brevis, s. secundus**, der kurze Wadenbeinmuskel, entspringt von der unteren Hälfte der äußeren Fläche und des vorderen Winkels der fibula bis nahe oberhalb des äußeren Knöchels; seine Sehne nimmt denselben Verlauf wie die des langen M. und setzt sich am äußeren Fußrand an das Os metatarsi der kleinen Zehe; er wirkt ähnlich wie der vorige, nur schwächer. — 3) **M. peronaeus tertius**, ist eigentlich nur ein Zweig des gemeinschaftlichen langen Zehenstreckers, aus dessen unterem Muskelbauch er abgeht und eine besondere dünne Sehne, welche aber auch zuweilen fehlt, heftet ihn an die kleine Zehe, wodurch er den Fuß beugen und heben hilft. (*J. Rosenbaum.*)

PERONAEUS NERVUS, Wadenbeinnerv, bildet beim Menschen mit dem Nervus tibialis die Fortsetzung des Hüftbeinnerven (N. ischiadicus), welcher sich gewöhnlich in der Mitte des Oberschenkels spaltet, worauf die beiden Zweige dann bis zur Kniekehle neben einander herablaufen, am oberen Ende derselben aber auseinandergehen. Der Wadenbeinnerv steigt nun durch den äußeren Theil der Kniekehle herab bis hinter den Kopf des Wadenbeins, gibt auf diesem Laufe Zweige zum kurzen Kopf des M. biceps, zur Kapsel des Kniegelenks und zwei N. cutanei cruris posteriores, den medius und externus ab, welche in der Kniekehle die fascia durchbohren und sich in der Haut der Wade bis zum Anfang der Achillessehne abwärts vertheilen; alsdann spaltet sich der Stamm hinter dem Kopf der fibula in den N. peronaeus superficialis und profundus, welche beide um den Hals der fibula nach Vorn sich wenden. Der **N. peronaeus superficialis, s. cutaneus dorsi pedis communis**, der oberflächliche Wadenbeinnerv, tritt zwischen den langen und kurzen M. peronaeus, denen er Zweige abgibt, hindurch, durchbohrt die fascia cruris oberhalb des äußeren Knöchels und läuft in zwei Äste gespalten über die Vorderfläche des Fußgelenks zum Fußrücken hin. Hier verbindet sich der innere Ast (N. cutaneus dorsi pedis internus) mit dem Ende des N. saphenus und einem Äste des N. peronaeus profundus, der äußere Ast (N. cutaneus dorsi pedis medius, mit dem N. suralis, beide geben Zweige an die Haut des Fußrückens und spalten sich gabelförmig zu den Zehenrückennerven (N. digitales dorsales digitorum pedis interni und externi). Der **N. peronaeus profundus s. N. tibialis anterior**, der tiefere Wadenbeinnerv läuft an der vorderen Fläche des Ligamentum interosseum und an der äußeren Seite der Arteria tibialis anterior herab, gibt an die nebenliegenden Muskeln Zweige und spaltet sich auf dem Fußrücken in einen äußeren und inneren Ast; der äußere geht zu dem M. extensor brevis hallucis und extensor digitorum brevis, der innere geht zum Interstitium interosseum metatarsi, verbindet sich mit dem inneren Hautast des superficialis und spaltet sich abermals in zwei N. dorsales, externus hallucis und internus digiti secundi. (*J. Rosenbaum.*)

PERONIA hat v. Blainville dem reisenden Naturforscher Peron zu Ehren die Schneckengattung **Onchidium** *Buchan. Cuv.* umgetauft; doch ist diese Namensänderung aus folgenden drei Gründen nicht zu billigen: 1) hat der Name Onchidium die Alterspriorität; 2) sollen in der Zoologie die Gattungsnamen nicht nach Personen gebildet werden, und 3) gibt es schon einen Gattungsnamen Peronia in der Botanik und zwei andere ähnlich klingende, Perona in der Botanik und Peronaea in der Zoologie. Übrigens hat auch in Teutschland der Name Peronia anstatt Onchidium wenig Eingang gefunden; gebräuchlicher ist er in Frankreich. Vergl. Onchidium. (*Streubel.*)

Peronia *Cand.*, s. Thalia.

PÉRONNE (lat. Peronna), (Br. 49° 55′ 30″, L. 20° 35′ 40″ oder nach dem pariser Meridian, östliche Länge 0° 35′ 44″), Stadt in dem französischen Sommedepartement (Picardie), Festung vierter Classe und Hauptort des dritten Bezirks und eines Cantons gleiches Namens, liegt 12 Lieues von Amiens, 8 Lieues von St. Quentin, 10 Lieues von Cambray und 33½ Lieues von Paris entfernt, in einer sumpfigen, aber fruchtbaren Gegend auf dem rechten Ufer der Somme, ist mit guten Festungswerken umgeben und hat auf den Wällen hübsche, mit Bäumen besetzte Spaziergänge. Sie ist der Sitz einer Unterpräfectur, eines Friedensgerichts, eines Tribunals erster Instanz, eines Einregistrirungsamtes, einer Hypothekenconservation, einer Direction der indirecten Steuern, eines besondern Finanzeinnehmers, einer Forstconservation, sowie einer Gendarmeriebrigade unter einem Lieutenant, und hat eine Brief- und eine Pferdepost, eine Pfarre und mehre Succursalkirchen, einen großen Marktplatz [1]), 946 Häuser und mit ihren sechs Vorstädten 3777 Einw., welche eine neuntägige Messe und 12 eintägige Jahrmärkte und Linon-, Batist-, Perkal- und Parchentfabriken, sowie Lohgärbereien unterhalten. In alten Zeiten scheinen die Grafen von Vermandois hier ihren Sitz gehabt zu haben. Nach einigen alten Legendenbüchern erbaute ein gewisser Hercenard um das J. 655 unter Chlodowig's II. Regierung hier die Kirche des heil. Furcy (Fursaeus); nach Fredegar's Bericht war Peronne 889 bereits ein fester Ort, in welchen sich die Bewohner der Umgegend flüchteten, als Pipin mit seinem Heere heran-

1) Mitten auf dem Marktplatze lag sonst und liegt vielleicht noch jetzt vier oder fünf Zoll über das Pflaster erhöht ein vier Fuß langer und zwei Fuß breiter Sandstein, welcher ein Lehn war. So oft der König in Péronne seinen Einzug halten wollte, mußte der mit diesem Steine Belehnte auf demselben ein Pferd oder einen Zelter mit vier silbernen Hufeisen beschlagen lassen und es dem Könige zuführen. Dafür gehörte ihm 1) der Abhub und das Tischgeräthe des ersten Mahles, welches der König in Péronne hielt, 2) bekam er einen Zins von sämmtlichem Biere, welches in der Stadt getrunken wurde, 3) konnte er sich während der Jahrmärkte aus den Buden derjenigen, welche mit schneidenden Instrumenten handelten, irgend ein Stück, welches ihm gefiel, ohne Bezahlung für sich aussuchen, und man nannte dasselbe le premier taillant; die übrigen Kaufleute gaben ihm eine Entschädigungssumme, 4) durfte einer, der verhaftet werden sollte, nicht von dem Steine herabgezogen werden, wenn es ihm gelang, sich darauf zu flüchten.

zog und 898 eroberte Balduin die Feste²). Im J. 914 nahm der Graf von Vermandois, Herbert, den König Ludwig den Einfältigen hier gefangen und hielt ihn bis an seinen den 7. Oct. 929 erfolgten Tod in Gewahrsam. Ein ähnliches Schicksal erlitt König Ludwig XI. durch den Herzog Karl den Kühnen von Burgund, der ihn hier drei Tage gefangen hielt, bis er ihm Alles, was er zu seiner Reise nach Lüttich bedurfte, bewilligt hatte. Im J. 1209 ertheilte König Philipp August dem Orte das Stadtrecht mit mehren Privilegien, und König Karl V. erneuerte beides 1368. Im J. 1536 vertheidigten sich die Bewohner der Stadt, unterstützt und ermuthigt durch das Beispiel und den Rath der Herren von Destourmel, Sesseval und Cercus so tapfer gegen den Grafen, Heinrich von Nassau, daß dieser sich genöthigt sah, die Belagerung aufzuheben. Franz I. bewilligte ihnen zur Belohnung ihrer Tapferkeit außer andern Vorrechten als Wappen ein gekröntes P mitten zwischen drei goldenen Lilien. Péronne ist der Geburtsort des Benedictinermönchs Michael Germain. Er wurde 1645 geboren, war ein treuer Studiengefährte des Paters Mabillon und starb 1694 in der Abtei St. Germain des Prés. Auch der gelehrte Orientalist Langlès ist hier geboren. Der Bezirk Péronne enthält auf 21,16 Quadrat-M. in den acht Cantonen: Albert, Bray, Chaulnes, Combles, Ham, Nesle, Péronne und Roisel 182 Gemeinden und 103,243 Einw. Der Canton Péronne zählt in 22 Gemeinden 15,434 Einw. (*G. M. S. Fischer.*)

PERONNE (Pferdew.), eine kleine, hinten am oberen Theile der Lendenknochen des Pferdes sich abwärts neigende Knochenspitze. (*William Loebe.*)

PERONS-HALBINSEL, P.-Berge und P.-Cap, nach dem verdienten Reisenden dieses Namens (s. d. Art.) benannt, gehören der Westküste des Festlandes Australien an. Die Perons-Halbinsel erstreckt sich innerhalb der Haienbai (die fälschlich auch Seehundsbai genannt wird nach der fehlerhaften teutschen Übersetzung des Französischen: Baie de chiens marins) in einer Länge von 12 Meilen und einer Breite von 1 bis 3 Meilen in nordwestlicher Richtung von 26° 21′ S. B. und 131° 48′ O. L. bis 25° 30′ S. B. und 131° O. L., und theilt jene Bai in die Häfen Hamelin östlich und Freycinet westlich. Mit dem festen Lande hängt sie durch den Isthmus Taillefer zusammen. Ihre nördlichste Spitze ist das Cap des hautsfonds, neben welchem westlich sich die Dampierbai hineinbiegt, der beste Ankerplatz in der Haienbai. Auf der Ostküste der Halbinsel ist die Bai Charidon und die Bai de l'attaque zu bemerken, erstere der in dem Hafen Hamelin liegenden Insel Faure gegenüber. Die Küsten der Halbinsel sind überall steile, hohe Dünen, das Innere eine wellige, dürre Ebene mit sandigem, salzhaltigem Boden, einer kümmerlichen, meist aus einzelnen Gesträuchen bestehenden Vegetation, ohne Trinkwasser, aber mit großen salzigen Teichen. — Peron- und Lesueur-Berge ist der Name einer nur aus der Ferne gesehenen Bergkette, die sich unter dem 30° S. B., etwa zwei Meilen von der Küste entfernt, hinzieht. — Das Perons-Cap, noch weiter südlich und schon zur englischen Colonie Westaustralien gehörig, liegt unter 32° 18′ S. B. und 133° 24′ O. L. Es schließt südlich den Cockburnsund und ist ganz von Riffen und Felsen umgeben. (*A. Keber.*)

PERONSINSEL. Man hat zwei Inseln dieses Namens. Die erstere gehört zu der Gruppe der Louisiaden, bei welchem Art. man das Nähere über sie zu suchen hat, die zweite, welche von den Franzosen im Anfange dieses Jahrhunderts entdeckt und nach dem Naturforscher Franz Péron (s. d. Art.) benannt wurde, liegt in dem zum Van Diemens-Lande gehörigen Joseph-Buonapartebusen, zeichnet sich durch einen auf ihrer Nordseite emporragenden Spitzberg aus, ist unbewohnt und wenig durchforscht. (*G. M. S. Fischer.*)

PEROPHORA, eine Molluskengattung aus der Ordnung Perigymna aggregata. Vergl. Burmeister's Handbuch der Naturgeschichte 2. Bd. S. 476. (*Streubel.*)

PEROPODA, s. Peropodes, Schlinger, Stummelfüßer, eine zu den giftlosen Schlangen gehörige Familie, welche sich dadurch auszeichnet, daß sie die größten Schlangen enthält und daß bei den meisten nach Außen hervortretende Rudimente der hinteren Extremität vorhanden sind (Aftersporen). Der Kopf ist gegen den Rumpf mehr oder weniger deutlich abgesetzt; oberhalb ganz oder nur auf seinem hinteren Theile mit Schuppen bekleidet; die Pupille ist länglich; Rinnenschilde fehlen; die mehr oder weniger sichtliche Kinnfurche ist von Schuppen eingefaßt; Bauchschilde schmal; Schwanz kurz. Diese Familie zerfällt in zwei Rotten:

a) Rollschlangen (Acrochordea): Kopf nicht abgesetzt; Mund eng; Bauchschilde klein, sechseckig; Schwanz sehr kurz, stumpf. Gattungen Acrochordus *Hornst.* und Eryx *Daud.*

b) Riesenschlangen (Boina): Kopf deutlich abgesetzt, verlängert eiförmig; Mund weit; Leib mehr oder minder zusammengedrückt; am Bauche Halbringe; ein kurzer Greifschwanz. Hierher die Gattungen Boa *Laur.* und Python *Daud.* Diese Familie ist von allen neueren Herpetologen bis auf die letzte Zeit beibehalten worden. Schlegel nennt sie jedoch in seinem vortrefflichen Werke: Physionomies des serpens „Les Boas" und trennt von ihr die Gattung Eryx. Vergl. Eryx und Python. (*Streubel.*)

PEROPTERA, eine von Duméril in der Zoologie analytique aufgestellte Familie der Knochenfische aus seiner Abtheilung Holobranchii. Er charakterisirt sie durch den Mangel der Bauchflossen und einiger anderer Flossen, und rechnet hierher die Gattungen Aperichtus, Ophisurus, Notoptera, Leptocephalus, Trichiurus, Gymnonotus, Monopterus, Apteronotus u. a. m. Goldfuß hat nach dieser Gruppe seine Ordnung Peropterygii gebildet. Vergl. Peropterygii und Pisces. (*Streubel.*)

2) Trotz dieser Eroberung führt Péronne doch den Zunamen la Pucelle (die Jungfrau), und es scheint, daß man auf sie keine Rücksicht genommen und die Stadt erst seit ihrer Befestigung durch den Chevalier de Ville als Festung betrachtet habe, wo ihr dann freilich das Prädicat mit Recht zukommt.

PEROPTERYGII, Kahlbäuche, hat man eine Fischgruppe genannt, der man folgenden Charakter beilegt: Skelett knöchern, mit Rippen; Athmungsorgane wie gewöhnlich; Bauchflossen fehlen immer; Haut meist nackt, zuweilen mit kleinen Schuppen bedeckt. Die Arten leben von Raub und sind in ihren typischen Formen aalähnlich. Goldfuß, welcher diese Ordnung adoptirt hat, rechnet zu ihr die Gattungen Leptocephalus, Ammodytes, Rhynchobdella, Ophidium, Gymnothorax, Symbranchus, Sphagebranchus, Muraena, Gymnomuraena, Apterichthys, Anguilla, Ophisurus, Trichiurus, Gymnonotus, Carapus, Sternarchus, Gnathobolus, Gymnogaster, Pomatias, Rhombus, Stromateus, Sternoptyx und Anarrhichas. Die vier ersten Genera bilden seine Familie Ophioides, die zehn folgenden die zweite Familie Enchelyoides, die übrigen mit Ausnahme von Anarrhichas (von Gnathobolus an) seine dritte Familie Xiphonoti; die vierte Familie Macrorhynchi endlich enthält die Gattung Anarrhichas allein. Die Ordnung Peropterygii hat sich ebenso wenig erhalten können, wie die Gruppe Peroptera *Dumér.* Vergl. d. Art. Pisces. (*Streubel.*)

Peroratio, s. Rede.

PERORSI werden von Plinius (N. H. V, 1. VI, 35), von Ptolemäos (IV, 6) und von Stephanos Byz. (s. v.) als ein großer libyscher Volksstamm angegeben. Plinius nennt sie Aethiopes Perorsos und setzt sie nächst dem Fluß Palsum an. Hinter ihnen (a tergo) kennt er die Pharusii. In der zweiten Stelle führt er sie an der Grenze von Mauretanien auf. Ptolemäus erwähnt sie unter den großen Völkern der Wüste, östlich von den Darabi und kennt verschiedene Zweige derselben. Zwischen den Perorsi und den Leukäthiopes zog sich die große Ebene (*Πυῤῥὸν πεδίον*, regio exusta, Pyrrhus campus) hin, welche der Daras (gegenw. Senegal) in Senegambia durchströmt. Vergl. Mannert X. 2. S. 560. Über den Lauf des genannten Flusses s. C. Ritter, Erdkunde I. S. 296 ff. (*Krause.*)

PEROSA. 1) Das Thal von P. nach der Gemeinde gleiches Namens benannt, franz. Perouse geheißen, ist fast ganz mit Bergen bedeckt und von dem Chisone (Cluson) bewässert, einem kleinen Flusse, mit welchem sich der Germanasco vereinigt, der es seiner ganzen 13 Meilen betragenden Länge nach durchströmt. Es liegt zwischen Pinerolo und Fenestrelles. Zahlreiche Ortschaften, als Pomaretto, Porte, Pramolo, Villar de Perosa, Inverso-Porte, Pinasca Perosa (s. die Art.) und andere mehre bevölkern dieses Thal, aus dem man bei Becco-Delfino in das Thal von Pragelato (s. d. Art.) kommt. In dem südlichen Theile desselben wächst wenig Wein, hingegen ist daselbst Überfluß an anderen Früchten, und besonders ist dieser Theil reich an Viehweide. Die Nordseite des Flusses Clusone ist dagegen reicher an Wein. Dieses Thal wird von mehr als 4000 Waldensern bewohnt, die hier endlich nach vielfältigen Verfolgungen eine sichere Zufluchtsstätte gefunden haben. Das Thal von Perosa gehörte einst zur sogenannten Landschaft Pinerolo (s. d. Art.), Pignerol, und war eins der sogenannten piemontesischen Thäler, welche man bisweilen auch kurzweg die Thäler nannte. 2) Ein Bezirk (Mandamento XI.), der zur Militair Division von Turin gehör. Prov. Pinerolo, welcher die Gemeinden Perosa, Villar-Perosa, Pinasca, Inverso-Pinasca, Pomaretto und einige andere Communen umfaßt, von dem Chisone und dem Germanasco durchflossen wird und einen Giudice del Mandamento an der Spitze seiner Gerechtigkeitspflege hat. Seine Oberfläche ist fast durchaus gebirgig und enthält nur wenig flaches Land, wenige Hügel, dagegen viele hohe Berge, besonders im Norden. Unter den Bewohnern dieses Bezirkes befanden sich im J. 1836, 1230 (608 Männer, 618 Weiber und 4 Soldaten) Waldenser, die als sehr ehrliche, friedliche und tugendhafte Leute geschildert werden. Die Einwohner sind sehr arbeitsam, die den Ackerbau, trotz der ungünstigen Bodenverhältnisse, zur höchsten Vollkommenheit gebracht und sogar an vielen Orten den Felsen mit Erde bedeckt und in fruchtbare Saaten verwandelt haben. Große Waldungen, die reich an mancherlei Wild sind, bedecken das höhere Gebirge, während die Vorberge und Hügel mit allerlei Obstbäumen, Reben und Maulbeerbäumen bepflanzt sind [1]). 3) Ein District, dem ein Maresciallo d'Allogio der königlichen Carabinieri, wie jetzt die Gensdarmerie genannt wird, vorsteht, der seinen Sitz zu Perosa hat, und dessen Sorge die niedere Sicherheitspolizei überlassen ist. 4) Eine Gemeinde (Commune), zu der mehre der benachbarten Ortschaften gehören. 5) Ein Flecken, der zugleich Hauptort des Mandamento und der Gemeinde gleiches Namens, der Sitz eines Maresciallo d'Allogio der königlichen Carabinieri, eines Bezirksrichters und eines Einnehmers der königlichen Abgaben ist. An der Spitze der Gemeindeverwaltung steht ein Syndicus mit einem Secretair. Der Ort liegt am linken Ufer des Clusonflusses, in einem freundlichen Alpenthale auf einem Hügel, und enthält gegenwärtig ein in Trümmern liegendes Schloß, welches auf einer Anhöhe über dem Orte sich zeigend einst die Zugänge der Thäler S. Marsino und Pragola vertheidigte; eine pfarrliche Propstei, die von den Königen von Frankreich gestiftet, zum Bisthume Pinerolo gehört, eine dem h. Sincsius geweihte Kirche, ein zur Zeit der Pest in Folge eines Gelübdes erbautes Oratorium (di S. Roco); eine Brüderschaft zur Unterstützung der Armen und eine fromme Stiftung (opera pia) des Hauses Pico. Der Ort war einst stark befestigt und viel bedeutender als jetzt. Es geht die Sage, daß einst im Thale des Cluson ein sehr großer, Argentina benannter, Ort bestanden und sich bis Pomaretto erstreckt, dessen Bewohner aber der Fluß, durch seine immer wiederkehrenden Überschwemmungen gezwungen habe, auf jene Höhe sich zurückzuziehen, worauf der Flecken jetzt sich zeigt, der auch wirklich heutzutage mit dem Namen la Ribotta belegt

1) s. Joseph Maria Galanti, Geographie der sämmtlichen Staaten des Königs von Sardinien. Aus dem Italienischen übersetzt und vermehrt von G. J. Jagemann. (Leipzig 1795.) S. 144. 150 fg. Corografia dell' Italia di *Attilio Zuccagni-Orlandini.* Italia superiore o settentrionale. (Firenze 1835—1841.) T. IV. p. 742 sq.

wird. Der Hügel, welcher die längs des Flusses sich dahinziehende Straße überragt, schien ganz zur Vertheidigung des Passes geeignet. Die Fürsten von Acaja waren daher auch darauf bedacht, ihn zu befestigen und das Schloß durch eine starke Besatzung zu vertheidigen. Der Ort ist auch geschichtlich merkwürdig, denn seine Bewohner, vereinigt mit jenen der vier benachbarten Thäler von Angrona, Lucerna, Sammartino und Pragelato nahmen die Meinungen der Waldenser an, weswegen Perosa, welches den Mittelpunkt der ganzen zu jenen Lehren sich hinneigenden Bevölkerung bildete, im 17. Jahrhunderte viel zu dulden hatte, ob der Hartnäckigkeit, womit sie diese Lehren festhielt. Auch durch das Erdbeben, dessen Mittelpunkt Pinerolo war, litt dieser Flecken im J. 1808 viel. Perosa ist der Geburtsort des Giov. Leggeri, des gelehrten Verfassers der Geschichte der evangelischen Kirche in den piemontesischen Thälern [2]). (*G. F. Schreiner.*)

PEROSA (Villar-), eine zur Gemeinde und zum Mandamento Perosa gehörige Ortschaft der Provinz Pinerolo, welche aus zerstreuten Häusern besteht, worunter sich durch ihre edle Architektur ein Landhaus der Marquise von Priero besonders auszeichnet, die einen Platz umgeben, dessen Mitte die vereinzelt liegende Pfarrkirche S. Pietro in vincoli einnimmt und die hoch über dem linken Ufer des Clusoneflusses, vier Miglien nordwestlich von Pinerolo entfernt, an dem von Fenestrello herabführenden Alpenwege liegt. (*G. F. Schreiner.*)

PEROSAJA, eine bedeutende Ortschaft in der päpstlichen Delegation Macerata am Zusammenflusse des Sennano- und Gianoflusses an der von Jesi nach Fabriano führenden Straße gelegen. Die Landschaft ringsum ist ausgezeichnet schön, voll sanft anschwellender Berge, deren zahlreiche Bäche ein seltenes Leben in die üppige Vegetation bringen. (*G. F. Schreiner.*)

PEROS BANKOS, kleine Inselreihe, welche unter 5° 30′ S. Br. und 72° 10′ O. L. von Greenwich im ostindischen Meere liegt. (*G. M. S. Fischer.*)

PEROTE, Villa im mexicanischen Staate Veracruz, liegt 7060 Fuß über dem Meeresspiegel in einer vulkanischen, mit Bimsstein bedeckten und mit Wald bestandenen Gebirgsgegend, besitzt, außer den kirchlichen Gebäuden, ein Kloster und zählt gegen 1000 Einwohner. In der Nähe liegen der 12,534 Fuß hohe Coffre de Perote, sowie das Fort St. Carlos de Perote. (*G. M. S. Fischer.*)

PEROTINUS, mit dem Zunamen Magnus. Unter diesem Namen schreibt Gerber, dem fast alle spätere Biographen, ohne es zu sagen, es nachgeschrieben haben: Perotinus Magnus war ein französischer Contrapunktist und vortrefflicher Descanter (Singmeister) aus dem Mittelalter, welcher die durch den Leoninus vor seiner Zeit verfertigten Gradual- und Antiphonenbücher für die Orgel verbesserte, abkürzte, den Canto Fermo umarbeitete und verschiedene vortreffliche Quadrupeln und Tripeln dazusetzte, welche Bücher man dann auch in dem Chore der großen Kirche B. Virg. zu Paris bis zu den Zeiten des Robert de Sabilone zum beständigen Gebrauche beibehalten hat. Seine Werke machten sechs Bände aus und enthielten Alles, was in jenen Zeiten in der Musik nur Schönes und Kunstreiches zu erfinden war. So lautet es von diesem Perotinus in einem der Tractate des Cotton Ms., dessen Alter man in das Jahr 1326 setzt, wovon Hawkins im zweiten Bande seiner Geschichte weitere Auskunft gibt. Dieses ehrenvolle Andenken wünscht nun Hawkins einem seiner Landsleute zuzuwenden. Ohne also darauf zu merken, daß hier von einem Franzosen, vielleicht des 12. Jahrhunderts, die Rede ist, glaubt er, es sei Robert Perrot, ein Doctor der Musik und Organist am Magdalenen-Collegium zu Oxford, geboren zu Haroldston in der Grafschaft Pembroke, welcher zu verschiedenen Hymnen die Musik gemacht und 1550 gestorben ist, damit gemeint. S. *Hawkins* Vol. II. p. 197. Allerdings muß der Mann genannt werden, nicht damit man Alles, was ihm nachgerühmt wird, buchstäblich glaube, sondern daß man sich Mühe gebe, vielleicht von seinen Arbeiten etwas zu Gesicht zu bekommen, was uns im Zeitraume beinahe eines Jahres nicht gelungen ist. So lange uns aber nicht ein Augenzeuge genauere Nachricht von der Art seiner Wirksamkeit gibt, sind wir ganz ungläubig, weil wir namentlich von italienischen, französischen und englischen Lobrednern ihrer noch weit geehrteren Landeskinder zu oft getäuscht worden sind, und zwar auf eine Weise, die alle Erwartung sogar bei allem Unglauben übersteigt. Man macht sich von den Übertreibungen, die nicht selten vorkommen, immer noch keinen rechten Begriff, wenn man ihn nicht bis aufs Höchste treibt. Die Liebe zum Vaterlande und die Freundschaft thun unglaubliche Dinge sonst und jetzt. — Aber solche Untersuchungen, die wir auch über diesen Mann fortsetzen werden, helfen der Geschichte oft bedeutend auf. (*G. W. Fink.*)

PEROTIS. Eine von Aiton aufgestellte Pflanzengattung aus der zweiten Ordnung der dritten Linné'schen Classe und aus der Gruppe der Saccharinen der natürlichen Familie der Gräser. Char. Die Blüthen ährenförmig; der Kelch zweispelzig, mit sehr langen Grannen; die Corolle zweispelzig, sehr klein, unbewehrt; zwei Schüppchen unter dem Fruchtknoten; die Karyopse walzenförmig, vom Kelche umschlossen. Es sind drei Arten bekannt, von denen die erste durch die bei einem Grase ungewöhnlich breiten Blätter sich auszeichnet. 1) P. latifolia *Ait.* (Hort. Kew. I. p. 85. *Palisot de Beauvois* agrost. t. IV. f. 9., Anthoxanthum indicum, Saccharum spicatum und Agrostis spicaeformis *L.*) in Ostindien und auf den canarischen Inseln. 2) P. rara *R. Brown* (Prodr. fl. nov. holl., Xystidium maritimum *Trinius* fund. agrost. t. I. f. 2) in Neuholland und auf den philippinischen Inseln. 3) P. hordeiformis *Nees* (Illustr. p. 139) im südlichen Afrika bei Port Natal und auf dem Himalaya. — P. latifolia *Thunberg* ist Imperata Thunbergii *Nees* (Saccharum) und P. polystachya *Willdenow.* = Pollinia polystachys *Spr.* (*A. Sprengel.*)

PEROTRICHE. Diese von Cassini (Bull. de la soc. philom. 1818. Mai p. 75) gestiftete, mit Stoebe

[2]) Corografia dell' Italia di *G. P. Rampoldi.* (Milano 1835.) T. III. p. 158. Art. *Perosa.*

und Seriphium sehr nahe verwandte Pflanzengattung gehört zu der ersten Ordnung der 19. Linné'schen Classe und zu der Gruppe der Eupatorinen (Senecionideae Gnaphalieae Seriphieae *Candolle*) der natürlichen Familie der Compositae. Char. Der gemeinschaftliche Kelch besteht aus wenigen Reihen ablanger, stachlicht-stumpfer, angedrückter Schuppen; der Fruchtboden ist nackt und trägt ein einziges Zwitterblümchen mit fünfzähnigem Saume; das Achenium ist glatt, walzenförmig, ohne Stiel, Schnabel und Krone. Die einzige Art, P. tortilis *Cassin.* (Dict. des sc. nat. 38. p. 526., Gymnachaena bruniades *Reichenbach* in *Sieber* herb. cap. n. 23) ist am Vorgebirge der guten Hoffnung in der Nähe der Capstadt einheimisch, als ein kleiner Strauch mit zusammengedrängten, steifen, spiralförmig gedrehten, linienförmigen, langzugespitzten, innen filzigen Blättern und zu einem erbsengroßen Knäuel zusammengehäuften gelben Blüthenknöpfen. (*A. Sprengel.*)

PEROTTI (Giov. Domenico), geboren in Vercelli, machte sich bekannt durch die Oper „Zemira e Gandarte," welche 1788 zu Alessandria aufgeführt wurde. Ein Jahr darauf sah man von seiner Arbeit in Rom die Oper „Agesilao." Allein sein Stern verließ ihn und seines Namens wird nicht mehr gedacht. Ein Baritonist Perotti war am Ende des vorigen und in den ersten Decennien dieses Jahrhunderts in Dresden unter den italienischen Theatersängern angestellt, war aber nur in der Opera buffa an seiner Stelle. Der wichtigste dieses Namens ist Giannagostino Perotti di Vercelli, ein Sohn des Erstgenannten (von dem Sänger ist nicht einmal der Vorname bekannt); er war als erster Kapellmeister an S. Marco in Venedig angestellt, hatte als Italiener recht gute, wenn auch nicht tiefe Kenntnisse, die er mehr in Schriften als in Compositionen an den Tag legte. Besonders war es eine gekrönte Preisschrift, die ihm nicht nur in Italien, sondern auch anderwärts Ehre machte. Es ist folgende: Dissertazione di *G. Perotti* di Vercelli, Accademico filarmonico di Bologna —, coronata della Società Italiana di scienze, lettere et arti di 24 Giugno 1811. (Venezia 1812) p. 120. Eine auszügliche Übersetzung mit Weglassung des Jedermann Bekannten und Unerheblichen dieser Preisschrift über den Zustand der Musik in Italien lieferte die Leipziger allgemeine musikalische Zeitung 1813 in Nr. 1, 2 und 3. Übrigens ist auch von diesem Manne nichts Wichtiges weiter zu berichten. (*G. W. Fink.*)

PEROTTI (Niccolo), latein. Perottus, war zu Sassoferrato geboren 1430[1]). Es gibt mehre irrige Nachrichten über seinen Geburtsort: so die, er sei in Cavelli bei Capua geboren; dann die, worin die beiden Orte Sentino und Sassoferrato unterschieden werden[2]). Perotti selbst nennt seinen Geburtsort lateinisch: Saxumferratum, und bemerkt, dieser Ort sei das alte Sentinum, an dem gleichnamigen Flusse, der diesen Namen noch damals hatte. Er erzählt ferner selbst, daß ihn auch einige Fanensis nennen; als Grund gibt er dafür an, daß seine Ältern in Fano vor und nach seiner Geburt sich aufgehalten hätten. So ist es erklärbar, daß er in beiden Orten erzogen und Bürger sein konnte, wie er selbst berichtet[3]); doch war der Hauptsitz des Geschlechts der Perotti in Sassoferrato. Aus der Lage des Ortes, der rings von Wasser umflossen ist, und deshalb: Isola Centipera genannt wurde, leitet Perotti selbst den Geschlechtsnamen ab; den das Volk Pira oder Pera nannte[4]). Was sein Vater Francisco Perotti ursprünglich war, ist unbekannt; späterhin erscheint er als Kriegsmann in päpstlichem Dienst, indem der Papst Nicolaus V. denselben in einer Bulle vom 16. April 1449[5]) mit: Dilecto filio nobili viro Francisco Perotto de Saxoferrato, Militi Apostolico, et Lateranensis Palatii Comiti, Salutem et Apostolicam benedictionem. Familiae tuae nobilitas etc. anredet. Papst Calixtus III. nennt ihn in einer Bulle vom 12. Juni 1454[6]) [1455?] einen: Familiare, und: Nobile. Ebenso geehrt erscheint der Vater unseres Perotti durch den Kaiser Friedrich III. Derselbe zeichnete ihn in einem Diplom, in Wien 1460 am 23. Juni unterzeichnet, aus als: Nobile Milite, d. h. Ritter, als: Conte dell' Isola Centipera, und ernennt ihn zu seinem: Ambasciadore in Roma, mit der Erlaubniß, auch unter den Waffen den kaiserlichen Adler tragen zu dürfen. Eine andere kaiserliche Zuschrift vom 26. Juni beweist ebenfalls das große Zutrauen, welches der Kaiser in diesen Mann setzte. Die Mutter unsers Niccolo Perotti stammte aus dem angesehenen Geschlecht Lanci in Fano[7]). Daraus erklärt sich sehr natürlich der längere und wiederholte Aufenthalt der Familie Perotti zu Fano; zugleich sieht man aus diesen, auf Urkunden gegründeten, Nachrichten, wie unwahr es ist, wenn diese Familie eine herabgesunkene genannt wird. Sie mag freilich nicht grade sehr reich gewesen sein, aber weder würden der Kaiser noch auch zwei Päpste einen Mann so ausgezeichnet haben, dessen bürgerliche Verhältnisse solchen Ehren nicht entsprachen; ja auch das widerspricht jener Angabe, daß er durch eine Urkunde von 1458, 26. Januar das Bürgerrecht in Venedig erhielt[8]). Diesen Irrthum hat Paul Jovius durch eine Stelle seines Elogiums auf Perotti veranlaßt, und verbreitet haben denselben Moreri[9]), Bayle[10]), Niceron[11]) u. A., ohne die Sache zu prüfen. Jovius ist nicht durchaus zuverlässig, sobald man seine Angaben ohne Weiteres annimmt, und dies ist namentlich durch die französischen Biographen ohne Ausnahme geschehen, ohne daß sie eine ernste Widerlegung bis jetzt gefunden hätten.

So wie Jovius das Urtheil über Perotti's Vermögensumstände irregeleitet hat, ebenso über seine Studien. Er spricht von dem Unterricht, den derselbe mit

1) Die Zeit seiner Geburt ist im Nachfolgenden genauer nachgewiesen. 2) *Toppi*, Bibl. Napoletana. p. 223. Vergl. *Niceron*, Mémoires. T. IX. p. 374.

3) Cornucop. ed. Ald. 1513. col. 32. 278. 4) *Perotti*, Cornucop. col. 947. 5) *Torrigio*, Grott. Vat. p. 226. 6) Obgleich Zeno diese Bulle mit 1454 ausdrücklich dem Papste Calixtus III. zuschreibt, so ist es doch unmöglich, weil damals Nicolaus V. noch Papst war. 7) *Apostolo Zeno*, Dissertazioni Vossiane. p. 258. 8) *Dorio* l. c. p. 278. 9) *L. Moreri*, Le grand Dictionnaire historique et critique de l'Histoire sacrée et profane. (Paris 1759. Fol.) 10 Voll. 10) Dictionnaire histor. crit. 5e éd. T. III. p. 679. 11) l. c. p. 375.

großem Beifall in seiner Jugend im Lateinischen ertheilt habe, während er die darauf verwendete Zeit durch Nachtwachen seinen Studien ersetzte, und seine Kräfte nur durch bürgerliche Mäßigkeit bei guter Körperconstitution im besten Verhältniß erhielt, aber er spricht davon ohne Zeitangabe und überhaupt so unbestimmt, daß man keineswegs daraus sieht, ob es von dem Aufenthalt Perotti's in Bologna gilt oder nicht, und dennoch kann dies alles nur auf den dortigen Aufenthalt bezogen werden. Darauf sagt Jovius weiter, Perotti habe sich dann zu Rom sehr ernsthaft mit dem Studium der griechischen Sprache beschäftigt, unterstützt durch die Gunst seines hohen Gönners Bessarion, und zwar mit so glücklichem Erfolg, daß er Polybios übersetzen konnte. Diese Erzählung haben die französischen Biographen Perotti's ohne weiteres aufgenommen, und durch Zusätze, die ebenso falsch als unnatürlich in dem Ganzen sind, gleichwie durch willkürliche Verbindungen noch mehr verunstaltet. In jeder Beziehung verdienen die italienischen Biographen den Vorzug, weil sie sorgfältig prüfend ihren Gegenstand behandeln. Sie sind jedoch unbenutzt geblieben, weil man dieselben nicht zu benutzen verstanden hat, indem sich mit den Ergebnissen ihrer Untersuchungen die hergebrachten Angaben nicht vereinigen ließen; vielleicht auch zog man diese letztern vor, weil Armuth und unermüdliche Anstrengungen der Jugend eines später sich auszeichnenden und beglückten Gelehrten einen poetischen Reiz verleihen, und weil man diesen nicht aufgeben mochte. Diese Rücksicht, oder welche es sonst sei, vermag es nicht, eine Verletzung der historischen Wahrheit aufzuwiegen. Indem ich mich bemüht habe, die Quelle jener Irrthümer nachzuweisen, um für die Zukunft vor deren Misbrauch zu warnen, erkläre ich mich auch gegen die daraus abgeleiteten. Wir haben es allerdings nur mit einer Person und nicht mit einem großen, weltgeschichtlichen Ereigniß zu thun, aber das Leben dieses Mannes hat in der Zeit, wo er lebte, mehr als eine blos persönliche Bedeutung, um ihm die größte Aufmerksamkeit zu widmen, wenn es nicht an sich schon die Wahrheit foderte.

Jovius bezeichnet durch jene beiden bezeichneten Angaben gewiß nur den Aufenthalt Perotti's auf der Universität in Bologna, und nachher zu Rom in päpstlichem Dienst. Dies hat man wunderbarerweise nicht eingesehen. Perotti machte seine Studien zu Bologna, wo er bald einen solchen Ruf gewann, daß er an der dortigen Universität die Professur der Rhetorik und Poesie erhielt, die er von 1451 bis ungefähr 1456 bekleidete. Die Angabe, er sei bis 1458 in Bologna als Professor geblieben [12]), wird deshalb wol mit Recht bezweifelt, weil er schon in einem Breve des Papstes Calirtus III., vom Jahre 1456, 8. Juli, Graf des Palastes des heiligen Lateran und apostolischer Secretair mit der Bestimmung zu wichtigen Sendungen genannt wird. Wenn aber Zeno sagt [13]), Niccolo Perotti sei schon unter dem Papst Nicolaus V. päpstlicher Secretair gewesen, so scheint dies ein Irrthum zu sein, weil dann Perotti ja schon vor 1456 nicht mehr in Rom sein konnte. In der Zeit seines Aufenthalts zu Bologna begründete er seine nachherige Stellung und seinen anerkannten Ruf. Die erste öffentliche Auszeichnung wurde ihm zu Theil, als er im Auftrage der Stadt 1452 den zu seiner Krönung nach Rom gehenden Kaiser Friedrich III. bei seiner Ankunft in Bologna mit einer lateinischen Rede begrüßte. Dem Kaiser gefiel dieselbe aus dem Munde eines so jungen und beredten Mannes so vorzüglich, daß er denselben zum Dichter krönte und zum kaiserlichen Hofrath mit andern Auszeichnungen ernannte [14]). In demselben Jahre vollendete und sendete er auch die lateinische Übersetzung des ersten Buchs von Polybios dem Papst Nicolaus V., der dem Verfasser dafür in einem Briefe vom 28. Aug. desselben Jahres dankte und ihn zur Fortsetzung der Arbeit, die ihm gefallen, aufmunterte. Das dritte Buch vollendete Perotti schon im J. 1453 zu Bologna. Auch diesen Theil seiner Arbeit brachte er durch Giovanni Tortelli in die Hände des auf ihn aufmerksamen Papstes. Das Wohlgefallen, welches der Papst an dieser Fortsetzung gefunden, beweist derselbe dem Verfasser in einem Briefe vom 3. Jan. 1454 [15]). Später, und zwar unter dem nach Calirtus III. folgenden Papst Pius II., fügte er noch die beiden folgenden Bücher hinzu. Das erste Werk, welches er jenem Papst überreichen ließ, war Polybios nicht, wie wir nachher sehen werden.

Diese Ausbildung seiner glücklichen Naturgaben verdankte Perotti dem Professor Niccolo Volpe, der an der Universität zu Bologna von 1440 bis 1460 Rhetorik, Grammatik und Poetik lehrte. Dieses Schuldbekenntniß legte Perotti selbst in einer Elegie auf seinen Lehrer nieder [16]).

Als historisches Moment im Leben Perotti's betrachtet, beweiset die Übersetzung des Polybios genügend, wie sinnlos und durchaus unbegründet die Angabe des Jovius ist, Perotti habe sich erst zu Rom mit ausdauerndem Eifer dem Studium der griechischen Sprache gewidmet, und zwar erst, wie er noch hinzufügt, vermöge der Gunst Bessarion's. Eine solche willkürliche Verunglimpfung der

12) Dies sagt auch Zeno (l. c. p. 262), obwol er p. 261 nachweist, daß er schon 1456 zum päpstlichen Secretair gemacht worden sei. *Durante Dorio*, Cronache di Gualdo. p. 263. 13) l. c. p. 261. Nicolaus war bis 1455 Papst, und Niccolo Perotti wurde erst 1456 Secretair. Tiraboschi (Storia della Letteratura ital. T. VI. P. II. p. 356) führt richtig die betreffende Stelle aus dem vom Papst Calirtus III. ausgefertigten Ernennungsbreve von 1456, nach Buonamici (De Claris Pontif. Epist. Script. p. 179) an, wonach man den Irrthum Zeno's einsieht. Diese Stelle heißt: Cum necesse sit Nos interdum pro nostris, et Romanae Ecclesiae negotiis mittere ad diversas mundi partes dilectum filium Nobilem virum Nicolaum Perottum Poetam Laureatum, Secretarium Nostrum, et Nostri Sacri Lateranensis Palatii Comitem etc. Wäre Perotti schon vor 1456 päpstlicher Secretair gewesen, so hätte er auch damals schon nicht mehr in Bologna sein können.

14) *Zeno* l. c. p. 262. *Tiraboschi* l. c. p. 356 sq. 15) Zeno (l. c. p. 262) entlehnt diese Angaben aus *Georgii* Vita Nicolai. V. p. 183 sq. 206 sq. 16) Miscell. Lazzaron. T. VIII. p. 183. *Alidosi* Dott. Forest. di Medic. p. 56. Alidosi berichtet, Perotti habe bis 1458 zuerst Rhetorik und Poetik, darauf Philosophie und Medicin gelehrt, über Medicin sogar bis 1462 Vorlesungen gehalten, eine Angabe, die sehr unwahrscheinlich ist.

Wahrheit läßt sich nur aus kecker Unwissenheit und gewissenlosem Leichtsinn erklären. Griechisch verstand Perotti wenigstens soviel, daß er die Übersetzung der ersten Bücher des Polybios machen konnte, schon in Bologna. In Rom beschäftigte er sich zwar ebenfalls mit griechischen Schriftwerken, wie die Übersetzungen derselben beweisen, aber vorzugsweise widmete er, wie seine übrigen Werke zeigen, sich hier lateinischen Dichtern, sowie überhaupt dem römischen Sprachstudium. Ein eigenthümlicher Zug seiner nimmer rastenden Wißbegierde war der, daß wenn er irgendwo etwas ihm Unbekanntes gehört hatte, er weder etwas anderes thun, noch auch schlafen konnte, bis er das Unbekannte erforscht hatte [17]).

Der Papst Pius II. erhob Perotti durch ein Breve 1458, 17. Oct., zum Erzbischof von Siponto oder Manfredonia [18]), bestätigte ihn aber nach zwei Tagen 1458, 19. Oct., durch ein anderes Breve auch in seiner Stelle als päpstlichen Secretair [19]). Nicht minder wurde Perotti unter den folgenden Päpsten durch Ehrenstellen ausgezeichnet. So sehen wir ihn im Jahre 1465 als: Governatore dell' Umbria [20]), 1471 in derselben Eigenschaft zu Spoleto, und 1474 wieder zu Perugia [21]). Er starb schon 1480, nachdem er 22 Jahre Erzbischof gewesen war, bei Sassoferrato auf seiner schönen und reizend im Wiesengrün und an frischen Bächen gelegenen Villa, die er sich: Fugicura genannt hatte [22]). Dieser Ort scheint ganz seiner poetisch gestimmten Geistesrichtung, die sich auch in der vorzugsweisen Beschäftigung mit den römischen Dichtern kund gab, entsprochen zu haben; denn hierher ging er, wenn er frei von amtlichen Geschäften war, um der Muße leben zu können. Wenn er diesen Ort liebte, so ist dies bei seiner Liebe für die Studien sehr natürlich, weil nur in der Gunst der Muße es ihm möglich sein konnte, so viele Werke abzufassen, durch welche er der Bildung seiner Zeit sehr viel nützte, und deren Werth sogar seine Zeit überdauert. Einige derselben sind zwar ungedruckt, aber schon die gedruckten beweisen genügend, daß Perotti zu den vorzüglichsten der classischgebildeten Männer seiner Zeit, der es nicht leicht wurde, ihren Ruhm in der Geschichte der Bildung zu erringen, gehörte.

Im Beginn seines Aufenthalts zu Rom scheint er Vorlesungen daselbst über Martialis gehalten, und dadurch sich Domenico Calderino, Nebenbuhler bei gleichem Gegenstande gelehrter Beschäftigung, verfeindet zu haben [23]); eine Nebenbuhlerschaft, die in öffentlichen Haß und Federkrieg ausartete. *Calderino bezeichnet Perotti* in seinen Schriften mit dem Namen: *Fidentius*, während er seinen anderen Gegner, Angelo Sabino, den Perotti unterstützte, Brotheus nennt. Tiraboschi bezweifelt zwar, daß Perotti zu Rom Vorlesungen gehalten habe, weil er Erzbischof gewesen sei; indessen dies wurde er erst 1458, und in Rom war er schon 1456, wie man als sicher annehmen darf, weil eine Urkunde Zeugniß dafür gibt. Damals also kann Perotti wol jene Vorlesungen über Martialis gehalten haben, wie auch Apostolo Zeno, nach dem Bericht des Alessandro d'Alessandro, ohne Anstoß daran zu nehmen, diese Angelegenheit erzählt. Cortese berichtet ebenfalls von dieser literarischen Feindschaft, jedoch so, daß Domenico's oder Domizio's Calderino's Neid und Scheelsucht in Perotti einen Nebenbuhler gefunden zu haben, nicht aber Perotti die Veranlassung dazu gewesen zu sein scheint.

In frühere Zeit, als dieser Zwist, gehört Perotti's Kampf mit dem greisen Poggio. Perotti gerieth mit Poggio nur als Vertheidiger Valla's zusammen. Perotti war damals, wie er in seiner Schrift gegen Poggio: In Poggium Florentinum, selbst sagt: adhuc pene adolescens, et vix quartum et vigesimum aetatis annum ingressus, noch Jüngling, und erkannte sein Verhältniß unter den greisen Männern. Die Zeit dieses Kampfes, bei dem auch Perotti's hochverdienter Lehrer, dem er seine innigste Verehrung zollte, in sofern mit betheiligt erscheint, als Poggio an denselben einen Brief, unterzeichnet: Florentiae die XV. Julii M. CCCCL. IIII., schrieb, in welchem er mit stolzem Übermuth Perotti, als Freund und Vertheidiger Valla's, herausfodert. Als Perotti seine Schrift verfaßte, war Franzesco Barbaro vor Kurzem gestorben, wie Perotti klagt: quem doleo nuper immatura morte nobis indignissime raptum [24]).

Diese Zeugnisse enthalten allein den Nachweis von der Geburtszeit Perotti's, und lassen uns außerdem einen Blick in das sonst fast unbekannte äußere Leben desselben thun. Ein gewisser, ihm durch die Geburt vererbter, ritterlicher Sinn scheint ihn zum Feinde jeder übermüthigen Verunglimpfung, wie sie Valla von Poggio erfuhr, gemacht zu haben; dazu seine volle Jugendkraft, geläutert durch edle, mit wahrer Liebe gepflegte Studien, so mochte ihm jene täppische Anmaßung wol verhaßt sein. Dieses Urtheil über seine Gesinnung bestätigt auch Perottis Gegenschrift gegen Georgio's von Trapezunt, dem er damit wegen seiner anmaßenden und dummen Be-

17) *Raph. Volaterran.* Anthropol. Lib. 21: Nicolaus Perottus diligentissimus vocabulorum perscrutator: si quod undecunque incognitum audisset, neque dormitare, neque rerum aliquid gerere solebat, priusquam id investigasset. 18) *Ughell.* Ital. sacr. T. VII. col. 1168. 19) *Dorio* l. c. p. 48. 20) *Ammanati* epist. p. 212. 21) *Pellini*, Istor. di Perug. T. II. p. 743. 745. 22) *Jovii* elog. 18: Excessit e vita senex apud Sentinum in villa viridariis et fontibus peramoena, quam a pingui ocio Fugicuram appellavit. 23) Zeno (l. c. p. 264) sagt auch: Ciò fu in tempo, che il Perotti, e il Calderino leggerano in Roma pubblicamente, e spiegavano Marziale a' loro uditori. L'emulazione letteraria degenerò in odio, per cui a vicenda si è altrove osservato, assai commune a quel secolo, e ciò che è peggio, familiare anche al nostro. Als Zeugen führt Zeno den Alexander ab Alexandro (Dierum genial. lib. IV. c. 21) an. Von dieser Feindschaft spricht auch Paolo Cortese (Dialog. de hominibus doct. p. 39 sq.): Is (Sipontinus) adversarium et obtrectatorem suae laudis habuit Domitium Calderinum, qui quum esset ingenio peracri, et flagranti studio, neminem secum instituendi ac scribendi gloria conferendum putabat; exagitabatque omnes, in quibus aliqua maxime apparerent doctrinarum signa. Vergl. *Gyraldi* Dialog. de poetis suorum temporum, in dessen Opera (Lugd. Bat. 1696). p. 532.

24) *Zeno* l. c. p. 264. Miscell. Lazzaron. T. VIII.

hauptung: Turcas omnibus Imperatoribus praestantiores esse, entgegentrat[25]).

Nach dem Tode des Papstes Paul II. nahm der Cardinal Bessarion den Erzbischof Perotti zu seinem Conclavisten, und wie man erzählt, verscherzte derselbe in diesem Conclave durch seine Unklugheit Bessarion das Papstthum und sich, wie ihm derselbe deshalb bedeutete, den Cardinalshut[26]). Wäre diese Anekdote, wie sie erzählt wird, wahr, so müßte man Perotti für sehr unklug oder gar für einen sehr verschmitzten Intriguanten halten; denn sonst hätte er den drei bedeutendsten Cardinälen, welche Bessarion in seinem Gemach, der eben arbeitete, sprechen wollten, um demselben ihre Absicht auf ihn, als künftigen Papst, anzuzeigen, den Eintritt nicht verweigern können. Vielleicht möchte Jemand noch sagen, Perotti habe die Studien, in denen er Bessarion nicht stören wollte, überhaupt höher geschätzt, als jene kirchlichen Ehrenstellen; aber auch dies läßt sich nicht erweisen.

Soviel wissen wir von Perotti's äußern Lebensverhältnissen. Sie waren nicht bewegt, aber auch keineswegs einförmig. Ein Mann wie Perotti, von der regsten Liebe zu den damals noch nicht zu lange erwachten classischen Studien beseelt, fand darin seine volle Befriedigung. Dies beweisen seine zahlreichen Schriften, durch die er sich in der Geschichte der Entwickelung jener Studien seit ihrem Wiedererwachen einen bedeutenden Platz erworben hat. Selbst abgesehen von seiner anerkannten lateinischen Übersetzung einiger Bücher des Polybios haben in der neuesten Zeit seine Phädrischen Fabeln sein Andenken erneut und die Aufmerksamkeit auf ihn gelenkt; denn durch das Auffinden einer Handschrift in der Vatican-Bibliothek hat man den Streit über die Echtheit oder Unechtheit der zu Neapel in einem andern Codex Perottinus aufgefundenen Fabeln, die D'Orville zuerst entdeckt und die Nachricht davon Burmann für dessen Ausgabe von *Phädri* fabulae 1727 mitgetheilt hatte, dahin entschieden, daß Perotti Verfasser dieser Fabeln ist. Der jetzige Cardinal Angelo Mai hat dieselben, als er Bibliothekar der Vatican-Bibliothek war, im verbesserten Text bekannt gemacht[27]). Perotti indessen sagt selbst in dem der Fabelsammlung vorgesetzten Prologus an seinen Neffen ausdrücklich: Non sunt hi mei, quos putas, versiculi; Sed Aesopi sunt, Avieni, et Phaedri: Quos collegi ut essent, Pyrrhe, utiles tibi, Tuaque causa legeret posteritas, Quas edidissent viri docti, fabulas. Honori et meritis dicavi illos tuis, Saepe versiculos interponens meos, Quasdam tuis quasi insidias auribus. Den entlehnten Fabeln fügte er eigene Verse ein. Es sind deren 32, bekannt unter dem Titel: Fabulae novae sub Phaedri nomine editae. Das Zeugniß aus Perotti's Munde widerspricht also jener Ansicht über den Verfasser der Fabeln, und dieses Zeugniß ist um so entscheidender, als Perotti ausdrücklich bemerkt, er habe eigene Verse eingeschoben. Perotti hat dieselben, wie der Titel beweist, seinem Neffen Francesco gewidmet, auf den er seine vorzügliche Sorge gewendet zu haben scheint, indem er für denselben auch die: Rudimenta Grammatices im J. 1468 zu Viterbo abfaßte. Wegen einer Fabel, die in seinen Cornucopiae sich befindet, hat man Perotti des Plagiats aus Avienus angeklagt, aber gewiß mit Unrecht: denn er fand diese Fabel in einem alten Codex mit dem Namen des Avienus und fügte sie seinen Cornucopiae ein.

Der Zeit nach scheint eine lateinische Übersetzung von: Simplicius in Politica Aristotelis, Perotti's erste, wenigstens größere, literarische Arbeit gewesen zu sein; denn nach einem Briefe an Giovanni Tortelli vom 31. Dec. 1451 hatte er dieselbe damals schon fertig, um sie dem Papst Nicolaus V. zu übergeben[28]). Dies Werk Perotti's liegt noch ungedruckt in der Vatican-Bibliothek. Nach dieser Arbeit beschäftigte ihn wol vorzugsweise Polybios, wodurch er die Aufmerksamkeit des Papstes auf sich zog, und betrachten wir diese Übersetzung in ihrer beschränkten und genügsameren Zeit, so verdient sie ohne Zweifel das Lob, welches ihr Zeitgenossen zollten. Sabellico zählt Perotti deshalb zu denen, welche die lateinische Sprache wieder erweckt hätten, und zieht ihm nur Valla vor[29]). Auch Papst Pius II., dem Perotti die beiden letzten Bücher zugesendet hatte, erkannte den Werth der Arbeit an. Strenger mit höheren Ansprüchen beurtheilte eine gründlicher gebildetere Zeit dieses Werk Perotti's, dem er seinen Ruf verdankte. Der gediegene Casaubonus spricht dieser Übersetzung in der Vorrede zu seiner Ausgabe des Polybios[30]) die Treue ab, indem er diese zugleich mit Recht als die nothwendigste Eigenschaft einer Übersetzung bezeichnet; außerdem rügt er Perotti's Unwissenheit in den Dingen, welche Taktik und Krieg betreffen, worauf aber bei Polybios in seinen Beschreibungen von Schlachten so viel ankomme. So habe Perotti aus Unkunde des Sachlichen grade die vorzüglichsten Eigenthümlichkeiten des Polybios seiner Übersetzung nicht einverleibt, und dabei die größten Fehler verschuldet. Vossius (de hist. lat.)

25) *Zeno* l. c. p. 269. 26) *Jovii* Elogia. c. XXIV. *Varillas*, Anecdotes de Florence. p. 174 sq. 27) In Classicorum Auctorum e Vaticanis codd. editorum. Tom. III. p. 278. Die Ausgaben aus der neapeler Handschrift, sowie der Streit darüber werden in dem Artikel Phädrus verzeichnet werden.

28) *Zeno* l. c. p. 266. 29) *Marcant. Sabellico*, Dialog. de Lat. ling. reparatione: Nicolaus Perottus, Sipontinus Antistes, post Laurentium Vallam, quem velut Homericum illum Achillem semper excipiendum duxi, omnium, quos diximus, latinae elegantiae longe studiosissimus merito habetur. Nihil ipsius Polybio candidius, nihil minus elaboratum, quum elaboratissima alioqui omnia appareant. Philelphus nennt Perotti in einem Briefe an Alb. Zanconi im J. 1453 disertissimum, indem er schreibt: Accepi literas tuas ad me, et cum his eas binas, quas duo disertissimi Nicolai, et Perottus et Vulpes, ad te dederunt. Die Übersetzung Perotti's von Polybios machte ein solches Aufsehen, daß man dieselbe für ein altes Werk hielt, das sich Perotti angemaßt, und mit seinem Namen herausgegeben hätte. Sie erschien zuerst: Rom. impr. *Conrad. Sweynheim*, *Arnoldus Pannartzque* MCCCCLXXIII. fol.; Brixiae per *Jacob. Britannicum* MCCCCLXXXXVIII u. ö. 30) Casaubonus' Urtheil ist unverkürzt aufgenommen in *Huetii* liber de claris interpretibus (Hag. Com. 1683). p. 220 sq.

verstärkt den Tadel des Casaubonus noch durch den Vorwurf, Perotti habe oft da, wo er Polybius nicht verstanden, Livius ausgeschrieben, obwol beide sich widersprechen. Dennoch erkennt Casaubonus in Perotti diejenigen Vorzüge an, welche ihn in seiner Zeit auszeichneten: nämlich eine vorzügliche Kenntniß und Übung im Lateinischen, wofür auch sein Commentar über Martial's in seinem Cornucopiae, sowie auch eine Kenntniß des Griechischen, in der ihn damals in Italien Niemand übertraf und wenige nur gleichkamen. Diese Vorzüglichkeit beneideten ihm einige so arg, daß sie jede Gelegenheit zu neidischen Angriffen auf ihn benutzten, namentlich Calderino, dem ein solcher Nebenbuhler unerträglich war.

Die erwähnte: Oratio pro seren. Regis Romanorum Frederici jucunda receptione ex parte Communitatis Bononiensis wurde zuerst gedruckt in der Sammlung des Albert von Eyb. Rom 1473. fol. p. 80. Das nachfolgende Werk scheint die Übersetzung von: *Tatiani* oratio ad Graecos gewesen zu sein. Dieselbe ist nicht gedruckt; ebenso wenig die Übersetzung von: *Plutarchi* libellus de Fortuna Romanorum, sowie von: *Epicteti Philosophi* Enchiridion, ad Nicolaum V. P. M., mit einer Vorrede; ferner: Monodiae Aristidis, Libanii, et Bessarionis; dann: Oraculum quoddam de Isthmo perfodiendo Apollinis, versibus latine redditum; Cardinalis Bessarionis vita, das man blos für eine Übersetzung der von Bessarion griechisch verfaßten Autobiographie hält[31]). Gedruckt sind die lateinischen Übersetzungen von der: Oratio D. *Basilii* de Invidia e Greco in Latinum versa, in Phil. Beroaldo's Ausgabe von: *Censorinus* de Die natali, o. J. u. O. 4. (um 1500); *Aristotelis* libellus de Virtutibus et Vitiis. Impr. Fani XV. Kal. Sept. 1504. 4., dem Herzoge von Urbino Federigo gewidmet; *Hippocratis* Jusjurandum, auch in: Alex. Benedicti Paeantii Veronens. phys. Anatomice s. historia corporis hum. Venet. Bern. Guerrald. 1502. 4; Paris. *H. Steph.* 1514. 1519. 4.

Zu seinen bedeutendsten und gewiß einflußreichsten Werken in den classischen Studien gehören: Cornucopiae s. linguae lat. commentarii; eiusdem Sypontini libellus, quo Plinii epistola ad Titum Vespasianum corrigitur; Cornelii Vitellii in eum ipsum libellum Sypontini Annotationes. Venet. Aldus. 1499. fol.; Aldus Manutius sagt in seiner Vorrede über dies Werk Perotti's: Morte praeventus recognoscere non potuit has suas perdoctas et laboriosas lucubrationes. Wieder gedruckt ib. 1513. 1517. 1527. f.; 1522. 4. apud Benacum per Alex. Paganinium; Lugd. 1501; Venet. 1501. 1504; Argent. 1506. fol. u. ö. Pyrrhus Perottus hat dies von seinem Oheim zurückgelassene Werk herausgegeben. Die erste Ausgabe geschah 1470, wie Dufresne in der Vorrede zu seinem Glossarium lat. sagt; dies ist jedoch unmöglich, weil das Werk erst nach Perotti's Tode herausgegeben wurde, vielmehr machte dieselbe Paganini de' Paganini Bresciano 1489 zu Venezia; darauf folgte eine andere Ausgabe ib. Anton. Moretum 1492. fol. Gesner (Bibl. univ. p. 522) nennt dies Werk: Opus insigne. Martin. Martinius im Lexicon philol. v. Sarcina spendet die beste Bestätigung aus: Perottus qui sine mentione Auctorum exscribere solet aliena. Ambr. Calepino übertrug dagegen wieder einen guten Theil von Perotti's Cornucopiae in sein Dictionarium 1502, ohne seine Quelle zu nennen. Darüber ward er von Fr. Nic. Sabinus (Apologia in ling. lat. calumniat. p. 111.) angeklagt. Indessen fand Perotti's Werk einen strengen Richter in Jo. Parrhasius (De rebus per epist. quaesit. Sylloge IV. ep. XXXVII.); er zeigt die Fehler nicht nur im einzelnen, sondern nennt sogar Perotti verächtlich: in vertendo Polybio infantissimum. Indessen hat dieses unwahre Urtheil nicht in dem Erkenntniß der Werthlosigkeit jener Übersetzung seine Ursache, sondern in einer patriotischen Rache des Parrhasius gegen Perotti, weil derselbe bilinguis in Rücksicht auf Ennius und die Calabrier anders gedeutet, als es Parrhasius, selbst ein Calabrier, aus Cosenza, gern sah.

Sowol mit dem Werk: Cornucopiae, als auch besonders erschien das: In C. Plinii Sec. prooemium commentariolus. In der Vorrede klagt Perotti über den Misbrauch der Buchdruckerkunst, sowie über die Freiheit die Alten zu verbessern oder vielmehr zu ändern. Die besondere Ausgabe ist: *Nic. Perotti* commentar. in C. Plinii Sec. prooemium c. obss. *Cornelii Vitellii*. o. J. u. O. 4. 10 Bl.

Das was Perotti eigentlich war, nämlich Sprachgelehrter, das zeigte er in zwei andern Werken, zuerst in den: Rudimenta Grammatices, ebenfalls: ad Pyrrhum Perottum, nepotem ex fratre suavissimum, geschrieben. Erasmus spricht anerkennend von diesem Werk, und so auch Andere. Es erschien zuerst: Conradus suueynheym Arnoldus panuartzque magistri Rome impresserunt talia multa simul. M. CCCC. LXXIII. fol.; alma urbe Roma in domo nobilis viri Petri de Maximis MCCCCLXXIII. fol. u. ö. Colon. 1522. 4; Paris. *Rob. Stephan.* 1531; *Sebast. Gryph.* 1541. 8. Die große Menge der Ausgaben dieser lateinischen Grammatik beweist hinreichend, wie groß deren Geltung im Unterricht war. Auch das Zeugniß Marcant. Sabellico's (Dialog. de Lat. ling. reparatione): Ars grammatica, quam in communem usum edidit Perottus (quod paucis ejus generis solet accidere) vulgo ut video, probatur.

Eine für jene Zeit bedeutende Erscheinung sind die beiden Schriften: De generibus metrorum, und: De Horatii Flacci, ac Severini Boetii metris. Beide erschienen mit dem: Jusjurandum Hippocratis in einer Ausgabe o. J. u. O. 4., dann: per Joan. Tacuinum de Trino 1497. 4; und mit Diomedes und andern la-

31) *Sarnelli*, Cronologia degli Arciv. Sipont. p. 305. Die Oratio habita in funere Rev. Graeci Bessarionis, welche Zeno (l. c. p. 267) als Werk Perotti's erwähnt, ist nicht von demselben. Als Werke Perotti's, die nicht erschienen sind, erwähnt Zeno (p. 272): In *P. Papinii Statii* Sylvas expositio, und p. 274: De puerorum eruditione.

teinischen Grammatiken: Venet. 1522. fol. Die Schrift: de Horatii Fl. metris fügte Aldus auch einigen seiner Ausgaben des Horaz bei. Dieselben erschienen auch in: *Fr. Maturantii Perusin.* de componendis carminibus opusculum; *Nic. Perottus* de generibus metrorum. *Eiusdem* de Horatii Fl. et Severin. Boethii metris. *Omniboni Vin.* de arte metrica libellus. *Servii Mauri Honorati* Centimetrum. Venet. 1484. 4; ib. per Maximum de Butricis Pap. 1491. 4; ib. per Damianum de Mediolano 1493. 4; ib. per Jo. Tacuinum 1497. 4. u. a. — Wenn Erasmus in dem erwähnten Briefe schreibt: Nec Sulpitii Perottique documenta contemno, quibus in eis libris, quos Grammaticos ipsi vocant, haud Rhetoricos facultatis hujus (de conscribendis Epistolis) degustamenta quaedam praebere consilium erat, so meint er damit wahrscheinlich kein besonderes Werk, was Perotti über das Briefschreiben verfaßt hätte, sondern wol nur einen Abschnitt in dessen Grammatik. — Einige italienische Verse Perotti's befinden sich in der Ausgabe der Gedichte Aur. Brami's.

Torquato Perotti, ein Nachkomme unseres Perotti, Haus-Prälat des Papstes Urban VIII., ließ seinem berühmten Vorfahren im J. 1624 in der Kirche zu Sassoferrato ein Grabdenkmal mit einer Inschrift setzen, in der alle seine Verdienste gerühmt werden, aber auch irrigerweise gesagt wird, derselbe habe als Secretair des Papstes Eugenius IV. den Concilien zu Ferrara und Florenz beigewohnt. Diese Angabe ist durchaus irrig; denn jener Papst starb schon 1447, in der Zeit also, wo Perotti vielleicht erst seine Studien zu Bologna begann.

Ob die Briefe Perotti's, deren Zahl nicht unbedeutend zu sein scheint, da sie sämmtlich in der handschriftlichen Sammlung in die beiden Theile: Romanae und Perusinae getheilt sind, wie Pirro Perotti in der Vorrede zu den Cornucopiae berichtet, viel für das Leben Perotti's bieten, läßt sich ohne Einsicht derselben nicht entscheiden. Angelo Mai hat einen Brief Perotti's, wenigstens einen mit dessen Namen, bekannt gemacht, der aber keineswegs jener großen Sammlung entnommen ist, sondern, wie Mai sagt, sich einzeln in drei Vaticanhandschriften findet. Indessen muß ich meinen Verdacht, daß derselbe weder in Form noch Inhalt echt zu sein scheint, offen bekennen. Die Gründe dieses Verdachts liegen für den, der die Lebensverhältnisse Perotti's näher betrachtet hat, offen in diesem Machwerk des Ungeschicks. Sogleich das Beginnen, an einen Fanenser zu schreiben, um demselben: quae ratio sit studiorum meorum, ad te scribam, mitzutheilen, und außerdem demselben vorzuerzählen, daß er vom Vater für die Wissenschaften bestimmt gewesen sei, er aber dem Spiel und Vergnügen mehr Zeit als jenen gewidmet habe, erregt Verdacht gegen die Echtheit, denn Perotti selbst sagt in seinen Cornucopiae über Fanum und Sentinum: Mihi quidem utriusque oppidi jucundissima cogitatio est. In altero conceptus, in altero natus, in utroque educatus, utriusque civis sum, utrumque est mihi solum, propter quod non immerito me alii Fanensem, alii Sentinatem. Par mihi ergo utrorumque caritas est, par benevolentia. Ein Fanenser kannte also gewiß Perotti's Lebensweise sehr gut. Aber noch sonderbarer wird die Erzählung in dem Briefe, wo es heißt, er habe in einem dem Jünglingsalter gewöhnlichen Wahn, er wisse schon etwas, die Studien aufgegeben, dagegen darnach gestrebt, wie er sich und für seine Familie Ehren und Reichthum erwerben könne. Dies sei ihm auch dadurch geglückt, daß er die Gunst eines Fürsten, der jedoch sonderbarerweise nicht genannt wird, gewann, der, selbst gelehrt, jeden Gelehrten liebte. So sei er gezwungen gewesen, die Studien niemals ganz aufzugeben; aber in seinem 25. Jahr, das er eben begonnen, sei er erst durch Nachdenken zu der Überzeugung gelangt, daß die Wissenschaften das Vorzüglichste seien in der Welt. Dies belegt er durch viele theologische Fragen, die einen großen Theil des Briefes ausmachen; endlich heißt es: jam enim senex mihi videor quintum et vigesimum aetatis annum ingressus. Nam quantulum est quod superesse potest, etiam si diutissime vixero? Schon diese wiederholte Angabe des Alters reizt zum Verdacht, der sich zur Gewißheit erhebt, wenn man sogleich liest: Volui tamen antequam te consulerem, hanc vivendi rationem experiri. Itaque quintum iam mensem ita in studiis versor, ut vix tantum a libris secedam, quantum exiguum in principem meum servitium, et curandi corporis necessitas cogit; et tamen ita valeo, ut non solum quod verebar non obesse mihi otium intelligam, sed incredibilem etiam ad valetudinem corporis percipere fructum videar: sive natura mea talis sit, sive jucunditas ipsa mentis tantum ad salutem corporis conferat. Sed video te flagitare quid hoc tempore egerim: multa lectitavi, multa didici, nonnulla memoriae commendavi, aliqua scripsi. *Illorum rationem* mittam ad te alias, id est cum tu iudicium tuum ad me rescripseris. Diese letzten Worte widersprechen jenen ersten, worin als Zweck dieses Briefes die Mittheilung der Studienweise ausgesprochen wird. Wenn man sich aber außerdem aus dem gegebenen documentirten Abriß des Lebens Perotti's erinnert, daß derselbe 1451 schon 21 Jahre alt, und Professor in Bologna war, er auch 1453 die Übersetzung der drei ersten Bücher des Polybios vollendet, sogar 1451 schon eine Schrift des Simplicius übersetzt hatte, so leuchtet die Unmöglichkeit ein, daß Perotti im 25. Jahre erst fünf Monate ernsthaft sich mit den Wissenschaften beschäftigt haben könne. In diesem Briefe heißt es nun sogleich weiter: Nunc quae scripserim intellige. Polybii libros tres; de metris librum unum; de ratione carminum, quibus Horatius Flaccus ac Severinus Boethius usi sunt, librum unum; praeterea juramentum Hippocratis; epistolas item plurimas; interdum etiam versiculos; et nuper iussu principis nostri epigramma Ptolemaei latinum feci, quod ille in eius geographia, quam nuper omnium quas unquam viderim et pulcherrimam et pretiosissimam fecit, supra Ptolemaei imaginem jussit inscribi. Haec omnia ad te mitto. Die Angabe von den

verstärkt den Tadel des Casaubonus noch durch den Vorwurf, Perotti habe oft da, wo er Polybios nicht verstanden, Livius ausgeschrieben, obwol beide sich widersprachen. Dennoch erkennt Casaubonus in Perotti diejenigen Vorzüge an, welche ihn in seiner Zeit auszeichnen: nämlich eine vorzügliche Kenntniß und Übung im Lateinischen, wofür auch sein Commentar über Martialis in seinen Cornucopiae, sowie auch eine Kenntniß des Griechischen, in der ihn damals in Italien Niemand übertraf und wenige nur gleichkamen. Diese Vorzüglichkeit beneideten ihm einige so arg, daß sie jede Gelegenheit zu neidischen Angriffen auf ihn benutzten, namentlich Calderino, dem ein solcher Nebenbuhler unerträglich war.

Die erwähnte: Oratio pro seren. Regis Romanorum Frederici jucunda receptione ex parte Communitatis Bononiensis wurde zuerst gedruckt in der Sammlung des Albert von Eyb. Rom 1475. fol. p. 280. Das nächstfolgende Werk scheint die Übersetzung von: *Tatiani* oratio ad Graecos gewesen zu sein. Dieselbe ist nicht gedruckt; ebenso wenig die Übersetzung von: *Plutarchi* libellus de Fortuna Romanorum, sowie von: *Epicteti Philosophi* Enchiridion, ad Nicolaum V. P. M., mit einer Vorrede; ferner: Monodiae Aristidis, Libanii, et Bessarionis; dann: Oraculum quoddam de Isthmo perfodiendo Apollinis, versibus latine redditum; Cardinalis Bessarionis vita, das man blos für eine Übersetzung der von Bessarion griechisch verfaßten Autobiographie hält[31]). Gedruckt sind die lateinischen Übersetzungen von der: Oratio D. *Basilii* de Invidia e Greco in Latinum versa, in Phil. Beroalbo's Ausgabe von: *Censorinus* de Die natali, o. J. u. D. 4. (um 1500); *Aristotelis* libellus de Virtutibus et Vitiis. Impr. Fani XV. Kal. Sept. 1504, 4., dem Herzoge von Urbino Federigo gewidmet; *Hippocratis* Jusjurandum, auch in: Alex. Benedicti Paeantii Veronens. phys. Anatomice s. historia corporis hum. Venet. Bern. Guerrald. 1502. 4; Paris. *H. Steph.* 1514. 1519. 4.

Zu seinen bedeutendsten und gewiß einflußreichsten Werken in den classischen Studien gehören: Cornucopiae s. linguae lat. commentarii; eiusdem Sypontini libellus, quo Plinii epistola ad Titum Vespasianum corrigitur; Cornelii Vitellii in eum ipsum libellum Sypontini Annotationes. Venet. Aldus. 1499. fol.; Aldus Manutius sagt in seiner Vorrede über dies Werk Perotti's: Morte praeventus recognoscere non potuit has suas perdoctas et laboriosas lucubrationes. Wieder gedruckt ib. 1513. 1517. 1527. f.; 1522. 4. apud Benacum per Alex. Paganinium; Lugd. 1501; Venet. 1501. 1504; Argent. 1506. fol. u. ö. Pyrrhus Perottus hat dies von seinem Oheim zurückgelassene Werk herausgegeben. Die erste Ausgabe geschah 1470, wie Dufresne in der Vorrede zu seinem Glossarium lat. sagt; dies ist jedoch unmöglich, weil das Werk erst nach Perotti's Tode herausgegeben wurde, vielmehr machte dieselbe Paganini de' Paganini Bresciano 1489 zu Venezia; darauf folgte eine andere Ausgabe ib. Anton. Moretum 1492. fol. Geßner (Bibl. univ. p. 522) nennt dies Werk: Opus insigne. Martin. Martinius im Lexicon philol. v. *Sarcina* spricht die harte Beschuldigung aus: Perottus qui sine mentione Auctorum exscribere solet aliena. Ambr. Calepino übertrug dagegen wieder einen guten Theil von Perotti's Cornucopiae in sein Dictionarium 1502, ohne seine Quelle zu nennen. Darüber ward er von Fr. Flor. Sabinus (Apologia in ling. lat. calumnitat. p. III.) angeklagt. Indessen fand Perotti's Werk einen strengen Richter in Jo. Parrhasius (De rebus per epist. quaesit. Sylloge IV. ep. XXXVII.); er zeigt die Fehler nicht nur im einzelnen, sondern nennt sogar Perotti verächtlich: in vertendo Polybio infantissimum. Indessen hat dieses unwahre Urtheil nicht in dem Erkenntniß der Werthlosigkeit jener Übersetzung seine Ursache, sondern in einer patriotischen Rache des Parrhasius gegen Perotti, weil derselbe bilinguis in Rücksicht auf Ennius und die Calabrier anders gedeutet, als es Parrhasius, selbst ein Calabrier, aus Cosenza, gern sah.

Sowol mit dem Werk: Cornucopiae, als auch besonders erschien das: In C. Plinii Sec. prooemium commentariolus. In der Vorrede klagt Perotti über den Misbrauch der Buchdruckerkunst, sowie über die Freiheit die Alten zu verbessern oder vielmehr zu ändern. Die besondere Ausgabe ist: *Nic. Perotti* commentar. in C. Plinii Sec. prooeminm c. obss. *Cornelii Vitellii*. o. J. u. D. 4. 10 Bll.

Das was Perotti eigentlich war, nämlich Sprachgelehrter, das zeigte er in zwei andern Werken, zuerst in den: Rudimenta Grammatices, ebenfalls: ad Pyrrhum Perottum, nepotem ex fratre suavissimum, geschrieben. Erasmus spricht anerkennend von diesem Werk, und so auch Andere. Es erschien zuerst: Conradus suueynheym: Arnoldus pannartzque magistri Rome impresserunt talia multa simul. M. CCCC. LXXIII. fol.; alma urbe Roma in domo nobilis viri Petri de Maximis MCCCCLXXIII. fol. u. ö. Colon. 1522. 4; Paris. *Rob. Stephan.* 1531; *Sebast. Gryph.* 1541. 8. Die große Menge der Ausgaben dieser lateinischen Grammatik beweist hinreichend, wie groß deren Geltung im Unterricht war. Auch das Zeugniß Marcant. Sabellico's (Dialog. de Lat. ling. reparatione): Ars grammatica, quam in communem usum edidit Perottus (quod paucis ejus generis solet accidere) vulgo ut video, probatur.

Eine für jene Zeit bedeutende Erscheinung sind die beiden Schriften: De generibus metrorum, und: De Horatii Flacci, ac Severini Boetii metris. Beide erschienen mit dem: Jusjurandum Hippocratis in einer Ausgabe o. J. u. D. 4., dann: per Joan. Tacuinum de Trino 1497. 4; und mit Diomedes und andern la-

31) *Sarnelli*, Cronologia degli Arciv. Sipont. p. 305. Die Oratio habita in funere Rev. Graeci Bessarionis, welche Zeno (l. c. p. 267) als Werk Perotti's erwähnt, ist nicht von demselben. Als Werke Perotti's, die nicht erschienen sind, erwähnt Zeno (p. 272): In *P. Papinii Statii* Sylvas expositio, und p. 274: De puerorum eruditione.

teinischen Grammatikern: Venet. 1522. fol. Die Schrift: de Horatii Fl. metris fügte Aldus auch einigen seiner Ausgaben des Horaz bei. Dieselben erschienen auch in: *Fr. Maturantii Perusin.* de componendis carminibus opusculum; *Nic. Perottus* de generibus metrorum.' *Eiusdem* de Horatii Fl. et Severin. Boethii metris. *Omniboli Vic.* de arte metrica libellus. *Servi Mauri Honorati* Centimetrum. Venet. 1484. 4; ib. per Maximum de Butricis Pap. 1491. 4; ib. per Damianum de Mediolano 1493. 4; ib. per Jo. Tacuinum 1497. 4. u. ö. — Wenn Erasmus in dem erwähnten Briefe schreibt: Nec Sulpitii Perottique doctrinam contemno, quibus in eis libris, quos Grammaticos ipsi vocant, haud Rhetoricos facultatis hujus (de conscribendis Epistolis) degustamenta quaedam praebere, consilium erat, so meint er damit wahrscheinlich kein besonderes Werk, was Perotti über das Briefschreiben verfaßt hätte, sondern wol nur einen Abschnitt in dessen Grammatik. — Einige italienische Verse Perotti's befinden sich in der Ausgabe der Gedichte Ant. Bruni's.

Torquato Perotti, ein Nachkomme unseres Perotti, Haus-Prälat des Papstes Urban VIII., ließ seinem berühmten Vorfahren im J. 1624 in der Kirche zu Sassoferrato ein Grabdenkmal mit einer Inschrift setzen, in der alle seine Verdienste gerühmt werden, aber auch irrigerweise gesagt wird, derselbe habe als Secretair des Papstes Eugenius IV. den Concilien zu Ferrara und Florenz beigewohnt. Diese Angabe ist durchaus irrig; denn jener Papst starb schon 1447, in der Zeit also, wo Perotti vielleicht erst seine Studien zu Bologna begann.

Ob die Briefe Perotti's, deren Zahl nicht unbedeutend zu sein scheint, da sie sämmtlich in der handschriftlichen Sammlung in die beiden Theile: Romanae, und: Perusinae getheilt sind, wie Pirro Perotti in der Vorrede zu den Cornucopiae berichtet, viel für das Leben Perotti's bieten, läßt sich ohne Einsicht derselben nicht entscheiden. Angelo Mai hat einen Brief Perotti's, wenigstens einen mit dessen Namen, bekannt gemacht, der aber keineswegs jener großen Sammlung entnommen ist, sondern, wie Mai sagt, sich einzeln in drei Vaticanhandschriften findet. Indessen muß ich meinen Verdacht, daß derselbe weder in Form noch Inhalt echt zu sein scheint, offen bekennen. Die Gründe dieses Verdachts liegen für den, der die Lebensverhältnisse Perotti's näher betrachtet hat, offen in diesem Machwerk des Ungeschicks. Sogleich das Beginnen, an einen Fanenser zu schreiben, um demselben: quae ratio sit studiorum meorum, ad te scribam, mitzutheilen, und außerdem demselben vorzuerzählen, daß er vom Vater für die Wissenschaften bestimmt gewesen sei, er aber dem Spiel und Vergnügen mehr Zeit als jenen gewidmet habe, erregt Verdacht gegen die Echtheit, denn Perotti selbst sagt in seinen Cornucopiae über Fanum und Sentinum: Mihi quidem utriusque oppidi jucundissima cogitatio est. In altero conceptus, in altero natus, in utroque educatus, utriusque Civis sum, utrumque est mihi solum, propter quod non immerito me alii Fanensem, alii Sentinatem. Par mihi ergo utrorumque caritas est, par benevolentia. Ein Fanenser konnte also gewiß Perotti's Lebensweise sehr gut. Aber noch sonderbarer wird die Erzählung in dem Briefe, wo es heißt, er habe in einem dem Jünglingsalter gewöhnlichen Wahn, er wisse schon etwas, die Studien aufgegeben, dagegen darnach gestrebt, wie er sich und für seine Familie Ehren und Reichthum erwerben könne. Dies sei ihm auch dadurch geglückt, daß er die Gunst eines Fürsten, der jedoch sonderbarerweise nicht genannt wird, gewann, der, selbst gelehrt, jeden Gelehrten liebte. So sei er gezwungen gewesen, die Studien niemals ganz aufzugeben; aber in seinem 25. Jahr, das er eben begonnen, sei er erst durch Nachdenken zu der Überzeugung gelangt, daß die Wissenschaften das Vorzüglichste seien in der Welt. Dies belegt er durch viele theologische Fragen, die einen großen Theil des Briefes ausmachen; endlich heißt es: jam enim senex mihi videor quintum et vigesimum aetatis annum ingressus. Nam quantulum est quod superesse potest, etiam si diutissime vixero? Schon diese wiederholte Angabe des Alters reizt zum Verdacht, der sich zur Gewißheit erhebt, wenn man sogleich liest: Volui tamen ante quam te consulerem, hanc vivendi rationem experiri. Itaque quintum iam mensem ita in studiis versor, ut vix tantum a libris secedam, quantum exiguum in principem meum servitium, et curandi corporis necessitas cogit; et tamen ita valeo, ut non solum quod verebar non obesse mihi otium intelligam, sed incredibilem etiam ad valetudinem corporis percipere fructum videar; sive natura mea talis sit, sive jucunditas ipsa mentis tantum ad salutem corporis conferat. Sed video te flagitare quid hoc tempore egerim: multa lectitavi, multa didici, nonnulla memoriae commendavi, aliqua scripsi. *Illorum rationem* mittam ad te alias, id est cum tu iudicium tuum ad me rescripseris. Diese letzten Worte widersprechen jenen ersten, worin als Zweck dieses Briefes die Mittheilung der Studienweise ausgesprochen wird. Wenn man sich aber außerdem aus dem gegebenen documentirten Abriß des Lebens Perotti's erinnert, daß derselbe 1451 schon 21 Jahre alt, und Professor in Bologna war, er auch 1453 die Übersetzung der drei ersten Bücher des Polybios vollendet, sogar 1451 schon eine Schrift des Simplicius übersetzt hatte, so leuchtet die Unmöglichkeit ein, daß Perotti im 25. Jahr erst fünf Monate ernsthaft sich mit den Wissenschaften beschäftigt haben konnte. In diesem Briefe heißt es nun sogleich weiter: Nunc quae scripserim intellige. Polybii libros tres; de metris librum unum; de ratione carminum, quibus Horatius Flaccus ac Severinus Boethius usi sunt, librum unum; praeterea juramentum Hippocratis; epistolas item plurimas; interdum etiam versiculos; et nuper iussu principis nostri epigramma Ptolemaei latinum feci, quod ille in eius geographia, quam nuper omnium quas unquam viderim et pulcherrimam et pretiotissimam fecit, supra Ptolemaei imaginem jussit inscribi. Haec omnia ad te mitto. Die Angabe von den

Schriften Perotti's ist offenbar nach der erwähnten alten Ausgabe der drei letzteren Schriften gemacht, und von Polybios sind trügerisch nur die ersten drei Bücher erwähnt. Erwägt man alle Momente der offenbaren Unechtheit dieses Briefes genau, so erscheint derselbe ein rhetorisches Übungsstück eines Schülers zu sein, dem gewisse Angaben dafür gemacht waren. Perotti's Name und Leben wurde gewählt, weil es große Geltung hatte. Dies darzulegen, war hier unabweisliche Pflicht, weil Mai's Ansehen leicht einen mit dem Gegenstande minder Vertrauten irre leiten kann. Für die Kenntniß des Lebens Perotti's bietet dieser Brief also nichts[32]). (*W. Hoffmann.*)

PEROTTO (Lago di), ein ziemlich ausgedehnter See bei dem Orte Beltrame (daher er auch in älteren Urkunden „Lacus de Porta Beltrame" genannt wird, sowie auch Lago di Pierotta), auf dem Gebiete von Montignoso, im Vicariato von Pietrasanta des Compartimento von Florenz im Großherzogthume Toscana, der sehr fischreich ist, an der Grenze des Herzogthums Lucca liegt und in früheren Zeiten ein Gegenstand des Streites zwischen jenen von Pietrasanta, Montignoso und dem Hospital de' Poveri in Lucca, in Hinsicht des Fischfanges war, worüber Vergleiche von den Jahren 1472, 1473 und 1486 vorliegen *). (*G. F. Schreiner.*)

PEROUGES, kleine Stadt im französischen Aindepartement (Bresse), Canton Merimieur, Bezirksstadt Trevour, liegt 10 Lieues von dieser entfernt und hat eine Succursalkirche, 120 Häuser und 873 Einwohner, welche einen Jahrmarkt unterhalten. (Nach Expilly und Barbichon.) (*Fischer.*)

PEROUSE. 1) P., Pfarrdorf, welches von vertriebenen Waldensern, deren Nachkommen es jetzt noch größtentheils bewohnen, im würtembergischen Neckarkreise bei Leonberg angelegt und zu Ehren des heimathlichen Perouse (s. Perosa) benannt wurde. Die Gesammtzahl der Einwohner wird auf 400 angegeben. 2 P., Bergkette im französischen Loiredepartement. (s. d. A.). 3) P., heißen zwei kleine Dörfer im Elsaß, la Perouse zwei andere in der ehemaligen Franche-Comté. (*G. M. S. Fischer.*)

Perouse (Graf de la), Perouse-Strasse, vgl. Peyrouse.

PEROXYD wird diejenige Verbindung eines Metalles mit Sauerstoff genannt, welche bei der größten Menge Sauerstoff noch basischer Natur ist; diese Benennung kann daher nur bei solchen Metalloryden in Anwendung kommen, wo diese mehre basische Oryde bilden, wie z. B. beim Eisen, Cerer u. s. w. (*Döbereiner.*)

Perozamad, ein Arsacide, s. d. A.

Perozes, s. Persische Geschichte.

PERPENAGARDE, wofür Stein Perperengerde hat. Stadt in der vorderindischen, zur Präsidentschaft Bombai gehörigen Provinz Calicut, welche 20 englische Meilen von der Stadt dieses Namens in südlicher Richtung entfernt liegt. (*G. M. S. Fischer.*)

Perpendiculär, Perpendicular-Linie, s. Perpendikel.

Perpendicularschrift, s. Schrift.

PERPENDIKEL, in rein geometrischer Bedeutung, ist ursprünglich und eigentlich eine gerade Linie, die mit einer anderen geraden rechte Winkel macht, und von der man dann sagt, sie sei perpendiculär auf diese andere, sowie umgekehrt diese auf jene. Teutsche Geometer gebrauchen für Perpendikel auch zuweilen das Wort Loth, sowie statt perpendiculär die Wörter lothrecht, senkrecht, besser winkelrecht. — Eine gerade Linie ist ein Perpendikel auf eine Ebene *), wenn sie die Ebene trifft und mit allen durch den Treffpunkt (Fußpunkt des Perpendikels) in gedachter Ebene gezogenen Geraden rechte Winkel macht. Eine Ebene ist auf eine Ebene perpendiculär, wenn die auf den gemeinschaftlichen Durchschnitt beider Ebenen in der einen von ihnen perpendiculär gezogenen Geraden Perpendikel auf die andere Ebene sind. Die Aufgaben: „An eine gegebene Gerade von einem in ihr oder außer ihr gegebenen Punkte einen Perpendikel zu ziehen" löst Euklid Elem. B. 1. Satz 11 und 12, wenn der gegebene Punkt außer der gegebenen Geraden ist unter der Voraussetzung, daß sich letztere willkürlich verlängern lasse. Die Aufgabe: „Durch einen gegebenen Punkt an eine gegebene Ebene eine perpendiculäre Gerade zu ziehen" wird Elem. Bch. 11 Satz 11 und 12 gelöst, wenn der gegebene Punkt außer der gegebenen Ebene ist, unter der Voraussetzung, daß sich letztere willkürlich erweitern lasse. Die Auflösung der Aufgabe: „Durch eine gegebene gerade Linie eine Ebene zu legen, die auf eine gegebene Ebene perpendiculär sei," läßt sich leicht aus Elem. Buch 11 Satz 18 herleiten. Durch Lösung der erwähnten Aufgaben werden die in obigen Nominal-Definitionen ausgesprochenen Bedingungen der Perpendicularität als erfüllbar erkannt, die Definitionen selbst also so gut als Real-Definitionen. — Auf eine krumme Linie perpendiculär nennt man eine Gerade dann, wenn sie auf eine Berührungslinie

32) Eine sehr oberflächliche Arbeit über Perotti enthält die Biogr. univ. Vol. XXXIII. Nicht mehr Werth haben die biographischen Nachrichten in Niceron's Mém. (T. IX. p. 374 sq.), sowie in Bayle's Dictionnaire (l. c.). Auch Adr. Baillet (Jugemens des Savans, nouv. éd. T. II. P. III. p. 291 sq.), sowie Thomas Pope Blount (Censura celebriorum authorum, p. 477 sq.) bieten nichts als eine flüchtige Zusammenstellung einiger fremden Urtheile über Perotti ohne eignes Urtheil. Zeno gewährt zwar reichliches Material, aber in der Anlage des Werkes liegt auch dessen fehlerhafte Beschränkung, und Tiraboschi gibt auch nichts Neues und was er hat, ohne selbständiges Urtheil. So fehlt bis jetzt eine durchgreifende Verarbeitung des vorhandenen Materials über einen Mann, dessen Verdienste um Bildung und Wissenschaft seine Zeit überlebt hat. Möge dieser Versuch einigen Ersatz dieses Mangels zu leisten vermögen, bis Genügenderes die Wünsche befriedigt. Es fehlte uns zwar der Stoff nicht zu einer umfassenderen Arbeit, aber der Zweck der Arbeit begrenzt dieselbe.

*) Relazioni d'alcuni viaggi fatti in diverse Parti della Toscana etc. Dal D. *Giovanni Targioni Tozzetti.* (In Firenze 1752.) Tom. IV. p. 224 sq.

*) Es scheint mir besser, zu sagen „Perpendikel auf eine Ebene, auf eine Gerade" als „auf einer Ebene, auf einer Geraden," weil dies dem griechischen πρὸς ἐπίπεδον ὀρθή entsprechender ist und nicht so leicht mit „auf der Ebene liegend" verwechselt werden kann.

der Curve im Berührungspunkte senkrecht ist. Man bedient sich aber hier statt des Wortes Perpendikel gewöhnlicher des Wortes Normale (s. Normale). Übrigens erklärt sich hieraus, warum man sagen könne, alle Halbmesser eines Kreises seien Perpendikel auf die Peripherie desselben.

Ein sphärisches Perpendikel ist ein Bogen eines größten Kugelkreises, der auf einen andern Kugelkreis senkrecht ist, welcher Bogen also letztgedachten Kugelkreis trifft, und, genugsam verlängert, durch dessen Pole geht (s. Kugel und Kugelkreise). (*Gartz.*)

PERPENDIKEL. Derselbe ist die einzig denkbare gerade Linie, der Radius, während alle Horizontallinien einer Peripherie angehörig und gekrümmt sind. Ein mechanischer Gegenbeweis ist unmöglich, weil wir eine sichtbar mit dem Lineale gezeichnete gerade Linie sogar mit unseren engen Instrumenten dergestalt in einen Kreis bringen können, daß sie sinnlich in allen Punkten mit demselben zusammenfällt. Eine reale Horizontallinie kann nicht mathematisch gerade sein, weil sie nur an der Fläche der Planetenkugel denkbar ist, und wenn sie mathematisch gerade wäre, zu einem gewissen Maße verlängert, aufhören würde, horizontal zu sein. Aus diesem Umstande, und dem, daß die Perpendikel, mathematisch betrachtet, nie parallel sein können, sondern alle divergiren, diese Divergenz aber in ihren geringeren Graden nicht sinnlich wahrnehmbar ist, läßt sich mit großer Bestimmtheit eine Norm für Begrenzung landschaftlicher Süjets abstrahiren. Alle gegebenen Cautelen, als: die Landschaft nicht breiter zu machen, als man ohne veränderte Richtung des Rumpfes und Kopfes durch Drehung der Augäpfel nach beiden Seiten sehen könne ic., sind nicht hinlänglich, um eine Norm und Regel zu geben, innerhalb welcher die Licenz des Künstlers sich frei bewegen kann. Allerdings noch nicht ganz einer subjectiven Unbestimmtheit entledigt, aber doch viel bestimmter, als die anderen, ist die Regel, die Breite der Landschaft nicht bis zu den Punkten auszudehnen, wo am weitest sichtbarem Horizonte die Perpendikel sichtlich divergiren, und die Horizontallinie sichtlich gekrümmt wird. Hieraus ergibt sich sogleich, weshalb bei sehr hohem Vordergrunde und sehr fernem Horizonte die Landschaft schmaler gehalten werden muß, als bei flachem Standpunkte und engerer Begrenzung des Gesichtskreises. Z. B. die oben angegebene Messung durch Drehung der Augen wird in allen Fällen, sei der Horizont nahe oder fern, eine gleiche Breite bestimmen, was doch nach den gegebenen Erörterungen als unzulässig erscheint, indem der übersehbare Bogen der Erdoberfläche mit der Ferne wächst. In der Natur ist es nicht wohl möglich, eine Divergenz der Perpendikel wahrzunehmen, weil wir nicht Gegenstände von so eminenter Höhe bei geringer Flächenausdehnung haben, daß sie aus bedeutender Ferne noch ihre Richtung wol zeigen können; leicht ist es aber, bei schnellem Umblicken die Krümmung der Horizontalgrenze wahrzunehmen.

Es ist nur die Schwere, das Streben des Körpers, welche alle nicht perpendiculären Linien sich um das Centrum, wenn auch nur annähernd, krümmen läßt, und die perpendiculäre Linie zu einer unwandelbar geraden spannt.

Man findet sich sehr unangenehm berührt, wenn eine Linie, welche perpendiculär sein soll, es nicht ist; während in einer flüchtigen Skizze die sichere sorglos vollbrachte perpendiculäre Richtung einen sehr angenehmen Eindruck macht, und gewissermaßen eine Befriedigung bringt.

Diese Vergegenwärtigung des Perpendikels scheint es zu sein, welche Architektonik, besonders Thürme, auch Mastbäume, Pappeln u. dgl. wirksam und einen eigenthümlichen Reiz verleihend, in den mehr kugelichten Landschaftspartien auftreten läßt. In demselben Sinne liebt man, wo die Baumstämme einer Waldstrecke unter den Gipfeln mit ihrer Wurzelanheftung sichtbar werden, perpendiculäre Stellung derselben, wenn nicht ungemeine Stärke die Richtung verdunkelt.

Wo der Perpendikel nicht wirklich sichtbar gemacht werden kann, muß er gefühlt werden durch die Thürmung der Massen (vgl. d. Art. Schwerpunkt), sonst ist die Landschaft oder Gruppe, oder Gestalt haltlos, schwankend, bilderartig. Es zeigt sich die besondere Kunst des Malers, wenn er in flüchtigen Baum-, Menschengestalten ic. diese Sicherheit der Stellung, diese Nothwendigkeit der Gestalt versinnlicht.

In den Organismen kommen perpendiculäre Richtungen kaum vor. Die Pflanzenstengel haben in den meisten oder allen Fällen eine schiefe Richtung. Das Thier, der Mensch würde durch einen Perpendikel in zwei an Masse und Gehalt sehr ungleiche Hälften getheilt werden. Aber durch besondere Formverhältnisse zeigt der Organismus in Ruhe, wie in Bewegung eine vorherrschend senkrechte Stellung, von deren Auffälligkeit wir eben gesprochen haben.

Es ist bemerkenswerth, daß das Auge so sehr empfindlich für Wahrnehmung des Senkrechten ist, und darf uns eine subjective Überzeugung von der Bedeutsamkeit dieser Richtung der Gestalt geben.

Deutlich perpendiculäre Richtung vergegenwärtigt die Gravitation in solchem Maße, daß es z. B. unmöglich ist, eine schwebende Gestalt in solcher Richtung darzustellen; das Auge müßte besorgen, sie falle augenblicklich herunter, oder sei irgendwo heimlich aufgehängt. Es ist auch in der That noch keinem Maler eingefallen, sich der fraglichen Richtung in solchem Falle zu bedienen. Man lasse nur die gefiederten stab- oder keulenförmigen Samen irgend einer großen Species aus der Familie der Syngenesisten in der Luft fliegen, und belausche den sonderbaren Zustand des Auges, welches sich gar nicht überzeugen will, daß der perpendiculär herabhängende Stab schwebe, sondern immer glaubt, denselben wie an einem Baldachin aufgehängt zu sehen.

Diese höchst lebhafte Vergegenwärtigung der Gravitation, der unsichtbaren, dunkeln Tiefe, des Strebens und Dringens in dieselbe hat wol im Sinne des Volkes mit zu Erweckung der Idee vom siderischen Pendel (vgl. d. Art.), wie ihn Kieser nennt, beigetragen.

In plastischen Kunstwerken, welche ihrer ganzen Er-

scheinung nach die Schwere oft mehr, als es dem Künstler lieb ist, vergegenwärtigen, hat man nicht danach gestrebt, den Perpendikel vor Augen zu führen, sondern vielmehr denselben zu verhehlen gesucht. Es existirt aber in der dresdener Sammlung ein antiker Amor, welcher in fast ganz perpendiculärer Richtung emporschweben wollend gebildet ist. Der Ausdruck dieses Hebens ist im Rumpfe wunderbar deutlich. Diese kleine Statue würde, wenn die Mittel, durch welche sie erreicht ist, und nicht so viele Thatsachen sprächen, leicht vermögend sein, die gegebene Theorie abzuweisen. Wir können aber nur sehen, daß das Genie des Künstlers keine Schranken und Regeln zu achten braucht, welche nur um das Gewöhnliche liegen.

Der Perpendikel macht seinen Einfluß noch weiter geltend. Ein Glied, welches sich ganz perpendiculär ausstreckt, erscheint gelähmt, wenn es herabhängt, wie ein Arm; erstarrt, wenn es sich aufstützt, wie ein Fuß.

Mit der erkannten Bedeutung des Perpendikels scheint es zusammenzuhängen, daß man die Säulen in ihren obern Durchmessern verjüngte, und eine Zwischenform des Cylinders und Kegels manchfach aufzustellen bemüht war.

Man ist auch in der gesammten Baukunst wenig geneigt, den Perpendikel frei heraustreten zu lassen, man unterbricht und verhüllt ihn vielmehr möglichst, als wollte man dadurch, daß man die Perpendikel auf intermediäre Flächen fallen, oder hängen läßt, das Auge oben und in den mittleren Räumen festhalten.

Der Perpendikel aus unterer Fläche ragend, ist endlich den alten Völkern das Symbol des Phallus (vgl. d. Art.). Er fällt hier zusammen mit der Pyramide, dem Symbol des Feuers. Diese Symbole können uns vielleicht darauf hinweisen, warum das Freie perpendiculär gesehen zum Falle zu dringen scheint, die erwähnte stehende Statue aber sich vor den Augen emporheben will. In der That läßt der Perpendikel immer das Streben zu einer Bewegung ahnen, dasjenige aber, welches schon den Erdboden berührt, kann sich nicht anders bewegen, als aufwärts, und so wäre es vielleicht eine Art bewußtloser Reflexion, die uns z. B. in dem angeführten concreten Falle den Willen des Künstlers so bestimmt erkennen läßt. Wie der Sinn eigentlich nie mit der bloßen Wahrnehmung zufrieden ist, so sieht er denn auch in dem aus dem Boden ragenden Perpendikel ein der Erde Angehöriges und aus ihr Strebendes, wie er im Hängenden das Hinabstreben zu bemerken gewohnt ist. Auf diese Art lassen sich alle scheinbar so verschiedenen ästhetischen und weiteren Bedeutungen des Perpendikels, wie sie von der concreten Erscheinung abhängen, wohl vereinigen.

(D. *G. O. Piper.*)

Perpenna, s. Perperna und Gallus Trebonianus.

Perpensum *Burm.*, s. Gunnera.

Perpera, s. Pepero (Numism).

PERPERENA (*Περπερήνα*), eine Stadt in Mysien, südöstlich von Adramytteion, mit einem Kupferbergwerke in der Nähe (*Strab.* XIII, 1, 607 *Cas.*). Plinius (N. H. V, 32) bezeichnet Perperene als civitas, Strabon zählt sie zu den *κατοικίαι*. Man hat diesen Ort für die spätere Stadt Theodosiupolis gehalten (*Hierokles* p. 661. Wessel.). Auch wurde hier ein sehr gerühmter *Wein* gewonnen (Galen *περὶ εὐχυμίας* p. 358. Mannert. Th. VI. 3. S. 426). (*Krause.*)

PERPERNA. PERPENNA. Man findet beide Namensformen nicht nur bei lateinischen [1]) und griechischen [2]) Schriftstellern und zwar öfters von demselben Individuum, durch handschriftliche Auctorität hinreichend beglaubigt, sondern auch auf Inschriften und Münzen zahlreich Perperna's wie Perpenna's mit ihren beiderseitigen Derivatis. So z. B. gibt allein der Scaliger'sche Index zum Gruter'schen Corp. Inscr. (p. 233) mehre Perpenna Argyrus, P. Charico, P. Eutychus, P. Faon, P. Firmius, P. Lura, P. Philo und Perpennianus, neben nicht wenigen Perperna Argyrus, Perperna Fructus, Perperna Magnus, P. Omphale (?), P. Statutus, P. Tertius und zahlreichen Perpernia's, Perpernianus, Perpernius [3]). Mithin haben beide Formen gleiche äußere Beglaubigung; daher wäre es unangemessen, die eine von beiden, wie mehre Gelehrte früher gethan haben, ganz zu verwerfen, vielmehr müssen wir die eine für eine mildere, die andre für eine härtere erklären, wovon die Schriftsteller der eine diese, der andre die andre, ja ein und derselbe Schriftsteller bald diese, bald jene vorgezogen haben mag [4]). Was es mit diesem Namen für eine Bewandtniß hat, ist schwer zu sagen; einer römischen Gens gehörte er gewiß nicht an; daß es eigentlich ein Sabinischer Familienname war, hat man, ich weiß nicht, aus welchen Gründen, vermuthet. — Ich erinnere hier nur an folgende bekanntere Personen dieses Namens. 1) Ein M. Perperna wurde während des Kriegs gegen den macedonischen König Perseus, mit L. Petillius von den Römern als Gesandter an den illyrischen König Gentius geschickt, von diesem Fürsten mit seinem Collegen ins Gefängniß geworfen, aus dem sie erst der Sieg des Prätor Anicius befreite; Anicius entsandte Perperna nach Rom, um die Nachricht von der vollständigen Vernichtung und Gefangennehmung des Gentius dahin zu bringen [5]).

2) M. Perperna, der Besieger des Aristonicus. Nach Valerius Maximus (III, 4, 5) ist, nachdem sein Leben triumphirt hatte, sein Tod durch das Papische Gesetz verurtheilt worden; denn seinen Vater habe man, weil er sich unbefugt die Rechte eines römischen Bürgers angemaßt hätte,

---

1) Man vergl. die Ausleger zu *Nep.* Cat. I., [wo alle Manuscripte, die Van Staveren verglichen hat, Perpenna haben; dasselbe scheint der Fall zu sein bei Jul. Obseq. (de prodig. 113)] Arntzenius (zu *Vict.* Epitom. c. 30), Sigonius und Drakenborch (zu *Liv.* XLIV, 27, desgl. zu *Liv.* epitom. LIX), Burmann (zu *Vellej. Paterc.* II, 4), Ausleg. (zu *Justin.* XXXVI, 4), Ducker (zu *Flor.* II, 20, 6. III, 22, 9). Grävius (zu *Cic.* pro Rosc. Com. 1) behauptet: Nullos Romani norunt Perpennas sed Perpernas. 2) Bei Appian findet sich überall, ebenso bei Plutarch (Sertor. 15, 25. Pompej. 10, 17. 8, 20) ein *Περπέννας*, dagegen bei Strabo (XIV, 646) *Περπέρνας*. 3) *Rasche*, Lexic. III, 954. 4) Vergl. *Heinrich* in *Cic.* Oratt. pro Scaur. Tull. Flacc. etc. p. 10. *Zumpt* in *Cic.* Verr. I, 55: Sermo communis *Perpennam* voluit, sed servavimus tamen (Perpernam), quia et h. l. tres Legoms. habent et V, 58, qui optimi existimantur, et sic in fastis Capitolinis est. 5) *Liv.* XLIV, 27. 32. *Appian.* Maced. XVI, 1.

und deshalb durch die Anklage eines Sabeller gerichtlich belangt worden wäre, in seine Heimath zurückzukehren gezwungen. Ist in dieser Anekdote der Name **lex Papia** richtig, so müßte dieses jedenfalls eine andre, als die im J. d. St. 688, v. Chr. 65 vom Volkstribun C. Papius gegebene sein, durch welche, mit Ausnahme eines gewissen Glaucippus, alle Peregrinen, die nicht geborne Italiener waren, aus Rom entfernt wurden[6]); denn da Perperna bereits 129 v. Chr. gestorben ist, so hat doch sein Vater unmöglich durch ein 64 Jahre später gegebenes Gesetz verurtheilt werden können; überdies soll ja dieser von einem Sabeller zurück verlangt worden sein, also müßte er mindestens Italiener mithin gegen die Wirkung jener lex geschützt gewesen sein; wie hätte auch damals der Sohn eines Nicht-Italieners es nur soweit in Ehrenstellen bringen können, als unser M. Perperna? Ich vermuthe daher, daß es lange vor der **lex Papia** vom J. 65 eine andere **lex** dieses Namens gegeben hat, welche entweder die italienischen Städte, diejenigen ihrer Mitbürger, die sich in Rom niedergelassen hatten, ohne in ihrer Heimath ihre Familie zurückzulassen, zurückzufodern berechtigte, oder, eine Vorgängerin der **lex Licinia Mucia de civibus regundis** vom J. 659 d. St., 95 v. Chr., die socii, welche sich als römische Bürger gerirten, jeden in seine Heimath zurückschickte. — Genug, der Sohn von diesem Perperna wurde im J. 624 d. St., 130 v. Chr., mit C. Claudius Pulcher zum Consulat erhoben, und zum Nachfolger von P. Licinius Crassus Mucianus im asiatischen Kriege gegen Aristonicus bestimmt. Auf die Nachricht vom Tode dieses seines Amtsvorgängers und der Vernichtung von dessen Armee eilte er nach Asien, überraschte den Feind, der mit großer Sorglosigkeit auf seinen Lorbeern ausruhte, vernichtete ihn gleich beim ersten Zusammentreffen, sodaß er seine Truppen im Stich ließ und fast allein nach Stratonicea floh; auch hierher verfolgte er ihn, belagerte die Stadt und zwang ihn, sich ihm auf Gnade oder Ungnade zu ergeben. Perperna ließ nun die Pergamenischen Schätze einpacken und schickte sie sammt dem gefangenen Aristonicus nach Rom, wo er unzweifelhaft die Ehre des Triumphs erhalten hätte, wenn er nicht vorher auf seiner Rückreise in der Nähe von Pergamum plötzlich erkrankt und gestorben wäre[7]) Ich zweifle nicht, daß dieser Perperna eine Person mit dem Perperna ist, welcher den durch die Umtriebe eines syrischen Sklaven, Namens Eunus, in Sicilien aufgeregten furchtbaren Sklavenaufstand, dessen ein Manilius, ein Lentulus, ein Prätor C. Piso, ein Proprätor L. Plautius Hypsäus nicht Meister werden konnte, beendigte, eine Begebenheit, die wahrscheinlich ins J. 621 d. St. gehört; Perperna besiegte die Sklaven in einer Schlacht, und als sie darauf nach der Stadt Enna flohen, belagerte er sie hier und zwang sie durch Aushungern, sich ihm zu ergeben; sie wurden auf seinen Befehl gefesselt und erlitten den schimpflichen Tod am Kreuze; Perperna, um nicht die Würde des Triumphs durch Sklavennamen zu entweihen, begnügte sich mit der Ovation. Der Name Perperna's beruht hier freilich, meines Wissens, ganz allein auf dem Zeugniß von Florus (III, 19); dennoch kann ich ebenso wenig als Ducker mich davon überzeugen, daß zwei Mal bei Florus, blos durch die Schuld der Abschreiber, dieser Name für P. Rupilius gesetzt sei. Es lassen sich auch sehr wohl die Leistungen beider Männer, des Rupilius und Perperna, in diesem Sklavenkriege unterscheiden. Überdies hat es große Wahrscheinlichkeit, daß Perperna eben seiner im sicilischen Sklavenkriege erworbenen Verdienste wegen, das Consulat und das Commando im asiatischen Sklavenkriege erhalten habe; denn das war ja der Krieg gegen Aristonicus. Sicherlich ist er auch der Perperna, welcher dem Dianen-Tempel von Hierocäsarea Asylie bewilligte[8]).

3) M. Perperna Vento, ein Mensch von geringen Fähigkeiten, bei ungemessener Eitelkeit, bei grenzenlosem Dünkel und Ehrgeiz, der auf seinen Reichthum und seine adlige Geburt sich nicht wenig zu Gute that. In dem Bürgerkriege zwischen Marius und Sulla schloß er sich an die Marianische Partei an; ihre Unterstützung war es vermuthlich, durch die er zur Prätur gelangte[9]); als diese Partei in Italien vernichtet ward, behauptete er sich einige Zeit in Sicilien mit Allem, was sich von der besiegten Partei dahin geflüchtet hatte. Sulla schickte den jungen Pompejus mit einer bedeutenden Truppenmacht gegen ihn, wodurch er sich sehr bald veranlaßt sah, Sicilien zu räumen. Es scheint, daß sich Perperna damals noch länger in Sicilien hätte behaupten können und aus freundlichen Rücksichten für Pompejus die Insel früher verlassen habe; denn mehre erklärten das spätere Benehmen des letztern gegen den erstern für ein undankbares Vergessen des in Sicilien Geschehenen[10]). Als sich später, nach Sulla's Tode, der damalige Consul M. Ämilius Lepidus im J. d. St. 676, v. Chr. 78 anschickte, die vormalige Marianische Partei um sich zu sammeln, Sulla's Einrichtungen umzustoßen, und die Senats- oder Sullanische Partei zu stürzen, endlich das Jahr darauf von seiner Provinz Gallien aus mit einer Armee in Italien einrückte, und durch ein glänzendes Manifest alle Freunde der Freiheit auffoderte, sich mit ihm zu vereinen: schloß sich auch Perperna ihm an und übernahm ein Commando unter ihm. Lepidus wurde indessen vor den Thoren Roms von Catulus geschlagen, seine Anhänger zerstreuten sich, er selbst floh nach Sardinien, wo er bald darauf starb. Was sich aber von seinem Heer noch gerettet hatte und der vom Senat verkündigten Amnestie mistraute, wurde von Perperna nach Spanien geführt, wo damals ein Mann von ausgezeichnetem Talente für Kriegführung und Civiladministration, mit einem Wort der eines bessern Schicksals würdige Sertorius mit glänzendem Erfolge die Interessen der Marianischen Partei vertrat, die an ihm den begabtesten und ritterlichsten Chef hatte[11]). Perperna hatte bei seinem Einmarsch in Spanien die Absicht, gegen

6) *Dio Cass.* XXXVII, 9 fin. *Cic.* c. Rull. I, 4. de offic. III, 11. pro Arch. 5. pro Balb. 23 und *vielleicht* auch ad Attic. IV, 16. p. 66 b. 7) Vergl. *Strab.* l. c. und den Artikel Pergamenisches Reich. III, 16. S. 419.

8) *Tac.* Ann. III, 62. 9) *Vellej.* II, 30. M. Perperna *praetorius*, gentis clarioris quam animi. 10) *Plut.* Pompej. 10 et 20. 11) *Appian.* b. c. I, 107.

den Feldherrn des Senats, Q. Metellus Pius, den Kampf für sich allein zu bestehen; die Schätze, die er bei sich führte, die Armee, die unter ihm stand, flößten ihm mit dem Vertrauen, keines Andern Hilfe zu bedürfen, den Wunsch ein, die seiner wartenden Lorbeern mit Niemand zu theilen. Seinen Truppen aber war das gar nicht recht; und wie sehr auch Perperna von solchen Reden schmerzlich berührt wurde, sprachen sie doch laut von der Nothwendigkeit einer Vereinigung mit Sertorius. Als indessen die Nachricht einging, daß Pompejus, dem der Senat eine außerordentliche proconsularische Gewalt, die ihm Metellus gleichstellen sollte, eingeräumt hatte[12]), die Pyrenäen überschritten habe, ließen die Truppen sich nicht länger halten, ergriffen die Waffen und schrieen Perperna zu, er möge sie zu Sertorius führen, widrigenfalls würden sie ihn im Stich lassen und selbst sich unter den Befehl des Mannes stellen, der allein im Stande sei, sie und sich zu erhalten. Diese Drohung verfehlte ihre Wirkung nicht; Perperna führte nunmehr seine Armee, 53 Manipeln stark, Sertorius zu. Einige Jahre mag Perperna sich als einen zwar nicht besonders geschickten und glücklichen, aber doch wenigstens nicht treulosen Unterfeldherrn gezeigt haben; in den Schlachten bei Sucro, bei Sagunt (75 v. Chr., 679 d. St.) war Perperna ebenso unglücklich gegen Metellus, als Sertorius glücklich gegen Pompejus; in der letztern verlor Perperna nicht weniger als 5000 Mann, die auf dem Platze blieben[13]); eine Schlacht, in der Sertorius und Perperna mit zwei Armeen von Metellus geschlagen worden wären, erwähnt Livius[14]); der Ordnung nach, in der bei ihm die Begebenheiten auf einander folgen, muß auch sie ins Jahr 679 fallen, in welchem Verhältniß sie aber zu den von Appian erwähnten Schlachten steht, ist schwer zu sagen, wie denn überhaupt die Geschichte dieses Kriegs gegen Sertorius kaum im Zusammenhange herzustellen ist. Früher schon mag Pompejus ihn und Herennius bei Valencia besiegt haben, bei welcher Gelegenheit über 10,000 Mann auf dem Schlachtfelde blieben[15]). Zwischen Sertorius und den vornehmen Römern, die sich, wie Perperna, ihm angeschlossen hatten, herrschte geringes Einverständniß; das beiderseitige Misvergnügen wurde ebenso wol durch glückliche, als durch unglückliche Ereignisse gesteigert; jene gaben einer unverständigen und lächerlichen Eifersucht Nahrung, die nur dann schwieg, wenn Furcht nöthigte, auf Sertorius als Rettungsanker zu blicken; das Unglück aber machte ihn selbst argwöhnisch und grausam; sein Argwohn richtete sich, als viele Römer von ihm zum Feinde übergingen, besonders gegen die vornehmen Römer in seinem Lager; dieses Mistrauen beleidigte wieder um so mehr, als er nun sein Vertrauen den Barbaren schenkte und sich überall einer aus Celtiberern gebildeten Leibwache bediente; viele seiner Proscriptions-Genossen und ehemaligen Freunde wurden auf seinen Befehl als Verräther getödtet. Besonders war es Perperna, der das Feuer im Geheimen schürte und schlimme Reden führte. „Welcher böse Dämon," sagte er, „hat uns nur verführt, das Schlimme mit noch Schlimmerem zu vertauschen? Wir, die wir die Heimath verlassen, den Genuß des Ranges, des Vermögens, den sie uns bot, aufgegeben haben, um nur nicht unter Sulla's Befehl zu stehen, der doch über den Erdkreis gebot, die wir hierher gekommen sind, blos um als Freie zu leben, dienen jetzt einem Sertorius, einem Verbannten, als Knechte, wir, aus denen sich Sertorius das Gespött eines Senats gebildet hat, müssen uns Beleidigungen gefallen und nicht geringere Mühen auferlegen lassen, als man Iberern und Lusitanern zumuthet[16])." Diese vornehmen Herren wagten indessen, so lange sie Furcht im Zaume hielt, noch nicht, sich öffentlich von Sertorius zu trennen; nur unter der Hand verdarben sie ihm seine Angelegenheiten, indem sie, als geschähe es auf seinen Befehl, die Barbaren grausam behandelten und ihnen Tribut auferlegten, ein Benehmen, das die Städte zu Abfall und Aufruhr trieb. Sertorius wurde dadurch immer jähzorniger, argwöhnischer, grausamer. Perperna stellte sich an die Spitze einer Verschwörung, an der noch zehn andere vornehme Römer Theil nahmen, worunter uns ein Manius Antonius, ein Gräcinus, ein Aufidius genannt werden; sie war direct gegen Sertorius' Leben gerichtet; die Ausführung des Vorhabens wurde durch theilweise Entdeckung desselben beschleunigt. Die Verschwornen ließen Sertorius einen erdichteten Bericht eines seiner Unterfeldherren über einen von ihm erlangten Sieg und dem Feinde beigebrachte bedeutende Niederlage durch einen betrügerischen Boten einhändigen; da Sertorius hierüber sehr erfreut war, lud ihn Perperna zu einem Mahl ein, was er ihm und einigen Freunden, (es waren dies lauter Theilnehmer an der Verschwörung), um sich über die frohe Botschaft zu freuen, geben wolle. Sertorius ließ sich durch viele Bitten endlich bewegen, die Einladung anzunehmen. Wir wissen aus einem Fragment Sallust's, wie das Triclinium bei dieser Gelegenheit geordnet war; auf dem mittlern Sopha lag Sertorius, über ihm ein proscribirter Senator, L. Fabius Hispaniensis; auf dem obersten Antonius, unter ihm ein Secretair von Sertorius, Namens Versius; auf dem untersten lag ein andrer seiner Secretaire, Mäcenas, in der Mitte zwischen Tarquitius und Perperna. Über Tisch suchten die Verschworenen Sertorius dadurch zu reizen, daß sie sich vor ihm, der unanständige Späße und lautes Reden nicht vertrug und nicht duldete, indem sie sich betrunken stellten, allerlei unzüchtige Scherze und unanständige Gebärden erlaubten; Sertorius wandte sich unwillig zur Seite; da foderte Perperna für sich einen Becher reinen, nicht mit Wasser gemischten, Weins, und ließ, während er trank, ihn aus den Händen fallen; das dadurch hervorgebrachte Geräusch war das verabredete Signal, worauf der neben Sertorius liegende Antonius seinen Dolch zog, ihn verwundete und so lange festhielt, bis er von den Stichen der andern Verschwornen getödtet wurde. Sertorius wurde ermordet im J. 682 d. St., 72 v. Chr., nachdem er über sieben Jahre, nämlich vom J. 80 v. Chr. an, den Befehl in Spanien und Portugal geführt, neun Jahre nachdem ihn Sulla's Proscription genöthigt hatte,

12) *Val. Max.* VIII, 15, 8. *Cic.* pro Manil. 21. *Liv.* epit. XCI. *Plut.* Pomp. 17. Sert. 25. 13) *Appian.* c. 110. 14) *Liv.* Epit. XCII. 15) *Plut.* Pomp. 18.

16) *Plut.* Sert. 25.

hierher seine Zuflucht zu nehmen [17]). Der Schauplatz der Gräuelthat war die Stadt Osca [18]). Zu gleicher Zeit wurde seine Leibwache, die ihn überall hin begleitete, auf Geheiß der Geschworenen getödtet [19]). Nach diesem Mord gerirte Perperna sich als Sertorius' Nachfolger im Obercommando; es zeigte sich aber bald, daß er ebenso wenig zu befehlen, als zu gehorchen verstünde. In seiner Armee, selbst unter den Römern, herrschte, als die That ruchbar wurde, der allgemeinste Unwille gegen die Mörder, das tiefste Mitleiden gegen den Ermordeten; der Tod hatte, wie immer, so auch hier seine versöhnende Kraft ausgeübt; man vergaß, was von Sertorius Kränkendes, Beleidigendes ausgegangen war, und erinnerte sich nur an die Vorzüge, die ihn ausgezeichnet hatten; als sich aber bei Eröffnung seines Testaments fand, daß er Perperna zu einem seiner Erben ernannt hätte, wuchs der Unwille gegen den Letzteren zur Empörung; man sah, daß er nicht allein gegen seinen Chef und General, sondern auch gegen seinen Wohlthäter und Freund eine so abscheuliche That verübt hätte. Die meisten der bei der Armee anwesenden Iberer verließen augenblicklich Perperna, schickten Abgeordnete an Metellus und Pompejus, und ergaben sich diesen auf leidliche Bedingungen; die zurückbleibenden Truppen suchte Perperna die einen durch Geschenke oder Versprechungen zu gewinnen, die andern durch Drohungen in Schrecken zu setzen; einige tödtete er zum abschreckenden Beispiel für die Übrigen. Dann suchte er die Städte dadurch für sich zu gewinnen, daß er diejenigen ihrer Bürger, die auf Sertorius' Befehl gefangen gehalten wurden, aus dem Gefängniß entließ und auch die von den Spaniern gestellten Geiseln zurückgab. So erlangte er allerdings, daß man ihm als Feldherrn gehorchte, denn er war einmal im Range der nächste nach Sertorius; aber es fehlte darum nicht an Unzufriedenheit, um so weniger, da Perperna, sowie er Vertrauen zu seiner Lage gefaßt hatte, sich auch höchst grausam zeigte und selbst drei der Vornehmsten, die mit ihm aus Rom geflohen waren, dazu seinen leiblichen Vetter (*ἀδελφιδοῦν*), tödtete. Metellus fand es für unnöthig, gegen einen solchen Gegner zwei Feldherren und zwei Armeen aufzustellen. Er überließ Pompejus allein die Besiegung Perperna's, er selbst übernahm die Beruhigung des übrigen Spaniens. Einige Tage lang kam es nur zu kleinen leichten Gefechten zwischen Perperna und Pompejus, man wollte sich erst gegenseitig kennen lernen; am zehnten Tage kam es zur Entscheidung; Pompejus hatte seinen Gegner zu sehr verachten gelernt, um diese länger hinauszuschieben, Perperna aber glaubte, so lange die Truppen ihm noch gehorchten, das Glück der Waffen versuchen zu müssen. Der Sieg über ihn war leicht: es fehlte ihm ebenso an Feldherrntalent als seinen Truppen an Eifer für ihn und Bereitwilligkeit. Pompejus schickte zehn Manipeln gegen ihn, denen er den Befehl gab, sich zum Schein zu zerstreuen; Perperna ging in die Falle und ließ sich dadurch zu unbesonnener Verfolgung verlocken; worauf Pompejus plötzlich mit der ganzen Armee hervorbrach und ihm die vollständigste Niederlage beibrachte; der größte Theil von Perperna's Unterfeldherren blieb in der Schlacht; er selbst versteckte sich im Gebüsch; er fürchtete sich vor seinen eignen Soldaten noch mehr als vor dem Feinde; hier fanden ihn einige feindliche Reiter, die ihn hervorzogen, und unter den Verwünschungen seiner eignen Leute, von welchen er laut Mörder des Sertorius genannt wurde, zu Pompejus führten. Perperna war jetzt ehrlos genug, um von einer neuen Infamie seine Rettung zu hoffen; er hatte sich in den Besitz von Sertorius' Papieren gesetzt; darunter befanden sich auch mehre eigenhändige Schreiben von verschiedenen hochgestellten Personen in Rom, selbst einigen Consularen, die mit der Gegenwart unzufrieden, Sertorius darin einluden, nach Italien zu kommen und ihm schrieben, wie die Sehnsucht nach einem Umsturze der Dinge und einer neuen Revolution weit verbreitet sei. Diese Papiere bot er Pompejus an. Pompejus erkannte augenblicklich die Gefahr, die das Bekanntwerden einer solchen Correspondenz für den Staat haben konnte: er ließ alle Papiere, die man in Sertorius' Nachlaß gefunden hatte, herbeibringen, und ohne sich oder einem Andern die Einsicht derselben zu gestatten, alsbald verbrennen und in aller Eile Perperna hinrichten. Obgleich manche persönliche Rücksicht für ihn zu sprechen schien, so überwog doch das hohe Staatsinteresse [20]). Nach Appian hat Pompeius seine Hinrichtung angeordnet, ohne ihn nur vor sich zu lassen, um sich selbst vor der Möglichkeit einer persönlichen Mittheilung gefährlicher Geheimnisse zu schützen [21]). Alsbald nach Perperna's Hinrichtung begab sich der größte Theil seiner Truppen unter Pompejus' Schutz und wurde von ihm zu Gnaden aufgenommen [22]).

4) M. Perperna ist am meisten dadurch bekannt, daß er ein Alter von 98 Jahren erreichte; daher er unter den Beispielen von bemerkenswerth hohem Alter aufgeführt wird. Da er im J. 705 d. St., 49 v. Chr., gestorben ist [23]), so muß er, wenn es mit der Angabe des Plinius [24]) von den 98 Jahren seine Richtigkeit hat, im Jahre 607 geboren sein; er war mithin im J. 662 d. St., 92 v. Chr., in welchem er das Consulat mit C. Claudius Pulcher bekleidete, 54, und im J. 668 d. St., 86 v. Chr., in welchem er mit L. Marcius Philippus die Censur verwaltete, 60 Jahre alt. Er überlebte alle Senatoren, welche zu der Zeit seines Consulats Mitglieder dieses Raths waren, und bei seinem Tode lebten nur noch sieben von allen Senatoren, die er als Censor bei

17) *Liv.* Epitom. XLVI. Sertorius a M' Antonio et M. Perperna et aliis conjuratis in convivio interfectus est octavo ducatus sui anno, magnus dux et adversus duos imperatores Pompejum et Metellum saepe par, vel frequentius victor, ad ultimum desertus et proditus. *Plut.* Sert. 26. Pompej. 20. *Eutrop.* VI, 1. *Oros.* V, 23. 18) Es wird nämlich bei Vellejus (II, 30) statt M. Perperna — Sertorium inter cenam *Etoscae* interemit und bei Strabo (III. p. 160) statt *ἐτελεύτα δὲ νόσῳ* dort *Oscae*, hier *δ' ἐν Ὄσκῃ* verbessert. 19) *Appian.* c. 113 fin.

20) *Liv.* Epit. XCVI. Imperium partium ad Marcum translatum est, quem Cn. Pompeius victum captumque interfecit. *Plut.* Sert. 27. Pomp. 20. 21) *Appian.* c. 115. 22) *Cic.* Verr. V, 58. 23) *Dio Cass.* XLI, 14. 24) *Plin.* N. H. VII, 48.

Bildung der Senatsliste in den Senat gewählt hatte; denn hier gebe ich auf das übereinstimmende Zeugniß von Plinius und Valerius[25]) mehr als auf die abweichende Nachricht von Dio Cassius, daß er auch alle die, welche unter seiner Censur im Senat gewesen waren, überlebt habe. Übrigens ist wenig von ihm zu erzählen. In seinem Consulate ereigneten sich viele außerordentliche Naturerscheinungen und Mirakel, weshalb die Consuln eine große Lustration und Supplication halten ließen[26]). Im italienischen oder Bundesgenossenkriege 664 d. St., 90 v. Chr., ernannte ihn der Senat mit noch vier andern Altconsuln zum Legaten des Consul P. Rutilius[27]) mit proconsularischer Gewalt. Von ihm und seinem Collegen in der Censur wurde das 67. Lustrum gehalten, 463,000 Bürger gaben ihre Namen im Census an; die neuen Bürger, welche in Folge des Bundesgenossenkrieges das Bürgerrecht erlangt hatten, und um den Rechten der alten Bürger keinen Abbruch zu thun, in eine Anzahl für sie neu errichteter Tribus vertheilt worden waren, wurden von diesen Censoren unter die alten Tribus vertheilt, L. Valerius Flaccus als **Princeps senatus** verkündigt. An der Ausführung von manchen Bauten hat Marcius vielleicht größern Antheil gehabt, als Perperna; auf ihre desfallsige Thätigkeit und Verpachtung der Staatsgefälle bezieht sich Cicero[28]). Als Censorius wird Perperna auch bezeichnet von Nepos[29]). Er war einer der neun Consularen, die für M. Scaurus ein günstiges Zeugniß ablegten, als dieser wegen seiner Verwaltung von Sardinien und Corsica eine Anklage repetundarum im J. d. St. 700, vor Chr. 54, zu bestehen hatte[30]); Perperna war damals 93 Jahre alt. — Ob er der M. Perperna ist, welcher in einem Proceß zwischen Aculeo und Gratidianus, bei dem Crassus der Advocat des Erstern, L. Helvius Lamia der Anwalt des Letzteren war, das Richteramt verwaltete[31]), wage ich ebenso wenig zu entscheiden, als wer der M. Perperna ist, der in der Rede Cicero's für den Schauspieler Roscius c. 1. erwähnt wird. (*Meier.*)

PERPET, soviel wie wollener Rasch (ein geköperter Zeuch aus Kammwollgespinnst). (*Karmarsch.*)

Perpetua Brasil., s. Gomphrena (officinalis).

PERPETUAN oder Perpetuel, ein geköperter oder gemusterter wollener Zeuch (aus Kammgarn gewebt), eine Art der Serge. (*Karmarsch.*)

Perpetuel, s. Perpetuan.

PERPETUUM MOBILE. Im Allgemeinen versteht man unter einem perpetuum mobile eine Vorrichtung, welche sich stets bewegt; es lassen sich aber diese Vorrichtungen in zwei Classen theilen: 1) in solche, welche man ein perpetuum mobile physicum, und 2) in solche, welche man ein perpetuum mobile mechanicum nennen könnte. Die ersten sind diejenigen, bei denen eine in der Natur vorhandene und sich ändernde (bald wachsende, bald abnehmende, oder ihre Richtung ändernde) Kraft fortwährende Bewegungen erzeugt. In diesem Sinne gehört dann das Barometer, dessen Schwankungen durch den Einfluß der Wärme und der dadurch erzeugten Luftströmungen nie aufhören, und die Magnetnadel, welche durch uns noch unbekannte Veränderungen bald mehr nach Osten, bald mehr nach Westen vom Meridian abweicht, und in fortwährender Schwingung sich befindet, zu den perpetuis mobilibus. — Gewöhnlich versteht man indessen, wenn man von einem perpetuum mobile redet, nur die zweite Classe, diejenigen Vorrichtungen nämlich, welche ihre Bewegungen immer beibehalten und stets erneuern, ohne daß eine äußere Kraft zur Hilfe kommt, oder bei welchen ein gleicher Grad von Bewegung von einem Theile zum folgenden im Kreise herum (oder in einer andern in sich zurückkehrenden krummen Linie) so übertragen wird, daß dieselbe Bewegung zum ersten Theile zurückkehrt, ohne eine Verminderung in ihrer Stärke erlitten zu haben.

Die erste Veranlassung zur Idee eines perpetuum mobile in diesem letzten Sinne gab wol die Bemühung, die oft so theuren bewegenden Kräfte durch eine einfache und keine Unterhaltungskosten erfodernde Vorrichtung zu ersetzen. Die Beschäftigung mit dieser Aufgabe ist keineswegs neu, schon seit den ältesten Zeiten versuchte man ihre Lösung; und je schwieriger diese sich zeigte, desto mehr wurde der menschliche Scharfsinn angetrieben, die entgegenstehenden Hindernisse zu überwinden. Nicht blos Gelehrte, welche mit den Gesetzen der Natur und der Bewegung wohl vertraut waren, richteten ihre Bestrebungen auf dieses Ziel, sondern hauptsächlich solche, welche bei beschränkter Kenntniß dieser Gesetze die eigentlichen Schwierigkeiten der Aufgabe nicht einsahen, glaubten sich zu ihrer Lösung berufen, und wurden oft, indem sie mehr Zeit und Kosten, als ihren äußern Verhältnissen angemessen war, auf eine Reihe von erfolglosen Versuchen und Constructionen verwandten, arm und unglücklich. Während in den früheren Zeiten die Meisten die Erfindung eines solchen perpetuum mobile für möglich hielten, fehlte es jedoch auch nicht an Andern, welche diejenigen verspotteten, die sich damit beschäftigten. — Kaspar Schottus theilt verschiedene Vorschläge zu solchen Maschinen mit Technica curiosa lib. X. Part. I. p. 732. (Lips. 1664); noch mehr findet man bei Franziskus de Lanis in seinem magisterium naturae et artis Tom. I. lib. 8. c. 2 und 3; in dem Journ. des Savans 1678 p. 165; 1686. p. 9. 29. 95. 104; 1700 p. 245; 1726 p. 590; 1745 p. 29 werden ebenfalls Vorschläge zu Maschinen mitgetheilt, welche sich selbst in Bewegung setzen und erhalten sollen. Papinus scheint die Möglichkeit eines perpetuum mobile nicht zu bezweifeln (Phil. Trans. XV. 1240; XVI. 138. 267; Acta Erud. 1688. p. 335; 1689 p. 322), und ebenso wenig Desaguliers (Phil. Trans. XXXI. 234). Aber C. L. Sturm (in Math. Part. II. p. 366), Bojanutus Lorini (vom Festungsbau lib. V. c. 19), Simon Stevinus (in Element. Static. lib. I. prop. 19), Parent (in Mém. de l'Acad. Par. 1700. p. 159), und besonders La Hire in (Mém.

25) *Valer. Max.* VIII, 13, 4. 26) *Jul. Obseq.* de prodig. 113. 27) *Appian.* b. c. I, 40, wo freilich *δᾶτον Περπένναν* steht. 28) *Cic.* Verr. I, 55. Qui de L. Marcio M. Perperna censoribus, socium ne admittito neve partem dato neve redimito. 29) *Nep.* Cat. 1. M. Perperna censorius narrare solitus est. 30) *Ascon.* Comment. in Cic. pro Scaur. p. 10. *Heinr.* 31) *Cic.* Orat. II, 65.

de l'Acad. X, 426) erklärten sich bestimmt dagegen, was auch schon früher in Beziehung auf die angebliche Erfindung des Corn. Drebbel von Peiresc in den Briefen an seinen Freund Cambden (*G. Cambdeni* epistolae. Londini 1691. p. 333 und 387), und von Kepler (epistol. 1718. p. 393) geschehen war. Chr. Wolff leugnet in seinem Math. Lexic. Leipzig 1716, S. 1041 die Möglichkeit eines perpetuum mobile nicht, ja er hat selbst ein Zeugniß über das von Orffyreus construirte (s. nachher) mit unterschrieben. Diez bewies in einer Dissertation 1722 die Unrichtigkeit und Unausführbarkeit der früher gemachten Vorschläge (Perpetui Mobilis mechanici impossibilitas methodo mathematica demonstrata). — Die Akademie zu Paris beschloß im Jahre 1775 gar keinen Vorschlag zur Construction einer solchen Maschine mehr anzunehmen, und erklärte sich hiermit gegen die Möglichkeit derselben. Dasselbe geschah in den letzten Zeiten unter andern auch von Carnot (Principes fondamentaux de l'équilibre et du mouvement. Par. 1803. §. 281), von Zach im Reichsanzeiger 1796 vom 6. Juni und 17. Nov) und von Thomas Young (Lectures on nat. Phil. T. I. p. 91). — Wenn auch unter denjenigen, welche hinlängliche Kenntnisse in der Mechanik besitzen, längst jeder Gedanke an die Möglichkeit des perpetuum mobile verschwunden ist, so finden sich doch selbst in unsern Tagen unter den halbgebildeten Leuten, namentlich wenn sie eine gewisse Geschicklichkeit in Metallarbeiten besitzen, immer noch viele, die, getrieben von der Hoffnung auf großen Gewinn, den Gedanken an die Herstellung eines solchen zu lieb gewonnen haben, als daß sie ihm nicht in der Stille einen Theil ihrer Zeit widmen sollten.

Am meisten Aufsehen erregte im Jahre 1712 ein gewisser Orffyreus (eigentlich Beßler) in Sachsen (zu Gera), welcher vorgab, nach zehnjährigem Bemühen endlich ein perpetuum mobile zu Stande gebracht zu haben. Er zeigte es öffentlich, und ließ sich ein Attestat darüber ausstellen. Die Maschine hob einige Pfunde. Er zog dann nach Draschwitz (einem Dorfe bei Weißenfels), und verfertigte im Jahre 1713 eine größere Maschine, welche sich binnen einer Minute 50 Mal umdrehte und eine Last von 40 Pfund einige Klafter hoch hob. Später begab er sich nach Merseburg und stellte dort (im grünen Hofe vor dem Sixtthore) eine noch größere Maschine auf; sie bestand aus einem Rade, sechs leipziger Ellen hoch und 1 Schuh dick, das sich an einer Welle befand, deren Zapfen in Bretern aufgehängt waren. Die Axe verlängerte sich auf beiden Seiten in zwei Kurbeln, welche mit einem Perpendikel auf jeder Seite verbunden waren, um einen gleichmäßigen Gang zu erzeugen. An der Welle befanden sich auf der einen Seite des Rades acht Arme, um vier Stampfen bei jedem Umlaufe zwei Mal zu heben, und auf der andern Seite ein Seil, das zum Fenster hinausgeleitet war, und eine Last ...ng. Die Maschine konnte nach dem Zeugniß einer Commission (zu der als fürstlich sächsischer Commissarius ... Bernh. von Rohr gesandt war, zu der aber unter ...ern auch der sächsische Geheimrath Leidenfrost, der Hofrath und Professor Wolff aus Halle, Fr. Hoffmann u. m. A. gehörten), durch zwei Finger ohne die geringste Kraft in Bewegung gesetzt werden; sobald nur ein einziges von den im Kunstrade verborgenen Gewichten zu fallen anfing, bewegte sie sich gleichmäßig fort, konnte nur mit großer Kraft aufgehalten werden, hob eine Last von 70 Pfd. mehre Male vom Hofe bis ans Dach u. s. w. Gegen die Erfindung des Orffyreus sprachen besonders der Mechanikus Gärtner in Dresden und Borlach, und erklärten sie für Betrug. — Der Landgraf Karl von Hessen-Cassel rief jedoch den berühmten Künstler nach seiner Residenz, und derselbe baute auf dem Schlosse Weißenstein ein neues perpetuum mobile. Der Landgraf ließ zur Prüfung das Zimmer, nachdem die Maschine in Gang gesetzt war, verschließen und versiegeln, und mit Wachen umstellen; bei einer Besichtigung nach acht Wochen fand er die Maschine noch in demselben guten Gange, und stellte dem Orffyreus hierüber ein Zeugniß aus. (Die angeführten Zeugnisse sammt Zeichnungen der Maschine in: Triumphans perpetuum mobile Orffyreanum u. s. w. von Orffyreus Cassel 1719). — Der Mechanikus Gärtner in Dresden verfertigte dann im Auftrage des Königs August II. von Polen ähnliche Maschinen mit verstecktem Mechanismus; bei zweien derselben schienen Kugeln ein Rad zu bewegen und dann durch dasselbe auf einer gewundenen geneigten Ebene wieder gehoben zu werden. Das eigentliche Triebwerk war in dem Kasten verborgen, auf dem die Maschine stand, und wurde durch ein verstecktes Schlüsselloch aufgezogen. — Bekannt ist noch besonders geworden das von dem Uhrmacher Geiser aus Chaux de Fond verfertigte Rad, das durch Umlegen gegenseitig balancirter Cylinder sich selbst zu drehen und noch eine Uhr in Bewegung zu setzen schien; es war außerordentlich künstlich gearbeitet, und die treibenden Federn und Räder waren in dünnen Stangen verborgen; erst nach Wegnahme des Sekundenzeigers konnte das Räderwerk aufgezogen werden. Die Täuschung war um so stärker, da die Maschine sehr lange im Gange blieb. — Die durch zwei trockene Zambonische Säulen bewegten Pendel sind keine perpetua mobilia, da nach allen darüber angestellten Versuchen die Säulen nach mehren Monaten ihre Kraft verlieren und das Pendel zur Ruhe kommt (s. unter Säule, elektrische, trockene).

Keiner von denjenigen, welche sich mit der Erfindung eines perpetuum mobile beschäftigten, scheint es sich zur Aufgabe gestellt zu haben, eine Maschine herzustellen, die ohne alle äußere Kraft ihre Bewegung anfinge, was nach dem Gesetze der Trägheit auch nicht möglich gewesen wäre, indem die Materie die Ursache zur Ruhe und zur Bewegung nicht in sich selbst hat; sondern jeder nahm eine anfängliche, wenn auch geringe Kraft von Außen an, um die Maschine in Bewegung zu setzen. Bleiben wir bei diesem letztern stehen, so ist allerdings ein perpetuum mobile in der Theorie möglich, wenn wir nämlich alle Reibung, allen Widerstand eines Mittels, worin die Körper sich bewegen, gänzlich hinweg denken; dann ist ein Rad, das durch einen kleinen Stoß in Umdrehung versetzt wird, oder ein Wagebalken, oder ein Pendel, die in

Schwingung gebracht sind, ein perpetuum mobile; die Bewegung dieser Körper kann nach dem Gesetze der Trägheit nicht aufhören. In der Wirklichkeit aber kommen alle diese Vorrichtungen durch die Reibung und den Widerstand des Mittels in längerer oder kürzerer Zeit zur Ruhe.

Auf so einfache Weise versuchte man aber auch gar nicht, ein perpetuum mobile herzustellen, vielmehr von der Zusammenstellung einer Menge von Theilen hoffte man den glücklichsten Erfolg. Was die Menschen dabei täuschte, war nichts anderes als Misverständniß der Gesetze des Hebels und der schiefen Ebene, auf welche alle übrigen, noch so kunstreichen Combinationen zurückkommen. Ein kleineres Gewicht vermag, an einem längeren Hebelarm wirkend, allerdings ein größeres Gewicht zu heben, wenn nämlich letzteres an einem kürzern Hebelarm wirkt; aber wahrer Gewinn ist nicht dabei; denn das kleinere Gewicht muß einen viel größern Raum zurücklegen, als der ist, um welchen das größere gehoben wird. Ein größeres Gewicht kann freilich von einem kleinern freifallenden auf einer geneigten Ebene aufwärts gezogen werden, aber wenn letzteres um die ganze Höhe der schiefen Ebene gesunken ist, hat das erstere nur ein ebenso großes Stück, noch nicht aber die ganze schiefe Ebene durchlaufen. Läßt man nun ein Gewicht auf einen Hebelarm wirken, oder freifallen, so ist die dadurch erzeugte Kraft allerdings hinreichend, um einen Widerstand zu überwinden und doch noch ein ebenso großes zweites Gewicht an einem kürzern Hebelarm oder auf einer schiefen Ebene zu bewegen. Aber dies zweite Gewicht kann dann nicht um ebenso viel gehoben werden, als das erste gefallen ist; ein drittes Gewicht, das durch den Fall des zweiten in Bewegung gesetzt wird, und nebenbei noch einen Widerstand (und sei es auch nur die Reibung) zu überwinden hat, wird wieder weniger gehoben werden u. s. w. Haben auf diese Weise die verschiedenen Gewichte gewirkt, so kann das letzte das erste nicht wieder zur ursprünglichen Höhe heben; die Kraft wird immer fort abnehmen, und zuletzt ganz aufhören. Gewöhnlich glaubte man zum Ziele zu gelangen, indem man an der Peripherie eines Rades Gewichte anbrachte, und diese durch Drehung von Armen, an denen sie hingen, bald dem Mittelpunkte des Rades näher, bald vom Mittelpunkte entfernter wirken ließ. Sind auf der einen Seite des vertical stehenden Rades alle oder auch nur eins der Gewichte entfernter vom Mittelpunkte, als auf der andern, so muß freilich diese Seite des Rades mit einer bestimmten Kraft sinken; aber diese Kraft ist auch grade wieder nöthig, um die dem Mittelpunkte näheren Gewichte wieder in die weitere Entfernung zu heben, sodaß also zur Bewegung anderer Lasten nichts übrig bleibt; die Reibung und der Widerstand des Mittels, welche als zu überwindende Last stets entgegenstreben, werden immerfort Abnahme der Bewegung und zuletzt Stillstand erzeugen. Zeichnungen solcher Maschinen finden sich z. B. in der schon erwähnten Dissertation von Diez; ebenso auch ein Plan zur Erfindung derjenigen Maschine, welche in der Mechanik das perpetuum mobile genannt wird, von Neumann (Lübeck 1767). — Die meisten der durch Zeichnungen bekannt gewordenen Vorschläge zu diesen Maschinen sind wol nie ausgeführt; viele ausgeführte Vorrichtungen aber, eben weil sie nicht das Gehoffte leisteten, nie bekannt geworden. (*Hankel.*)

PERPEZAC. 1) P. le Blanc, Flecken im französischen Corrèzedepartement (Limousin), Canton Ayen, Bezirk Brives, liegt 6¼ Lieues von dieser Stadt entfernt und hat eine Succursalkirche, 195 Häuser und 857 Einwohner. 2) P. le Noir, Gemeindedorf in demselben Departement und Bezirke, Canton Vigeois, ist von Brives 5¾ Lieues entfernt und hat eine Succursalkirche und 1331 Einwohner. (Nach Expilly und Barbichon.) (*G. M. S. Fischer.*)

PERPEZAT, Flecken im französischen Departement des Puy de Dome (Auvergne), Canton Rochefort, Bezirksstadt Clermont, liegt von dieser 7½ Lieues entfernt und hat eine Succursalkirche und 1279 Einwohner. (Nach Expilly und Barbichon.) (*G. M. S. Fischer.*)

PERPIGNAN, lat. Perpiniacum (Br. 42° 41′ 59″, L. 20° 33′ 35″), Hauptstadt des französischen Departements der Ostpyrenäen und Hauptort des ersten Bezirks und zweier Cantone gleiches Namens, liegt acht Lieues von Céret und Port Vendre, eilf Lieues von Prades, 15 Lieues von Narbonne, 31 Lieues von Foix und 235 Lieues von Paris entfernt, am Fuße und Abhange eines Hügels, bei welchem die Tet und Baise sich wieder vereinigen, ist, vorzüglich in den inneren Theilen der Stadt, ziemlich gut gebaut und hat herrliche, mit großen Ölbaumgärten und Orangenhainen bedeckte Umgebungen, die auch vortreffliche Weine erzeugen, unter denen sich besonders die von Grenache und Malvoisie auszeichnen. Ehemals Hauptort des Roussillon, ist Perpignan jetzt der Sitz des Präfecten, eines Unterpräfecten, zweier Friedensgerichte, eines Wahlbezirks, eines Assisenhofes, eines Tribunals erster Instanz, eines Handelsgerichts, eines Bischofs, eines großen Seminars, einer Münze, deren Zeichen der Buchstabe Q ist, eines Sicherheitsamtes für Gold-, und Silbergeräthe, eines Ackerbau-, Kunst- und Handelsvereins, eines Communalcollegiums, eines Generalingenieurs der Brücken und Straßen, einer Einregistrirungs- und Domainendirection dritter Classe, eines Unterinspectors der Forsten, einer Douanen- und Steuerdirection, eines Generalfinanzeinnehmers, sowie zweier Gendarmeriebrigaden unter einem Hauptmanne und einem Lieutenant und hat ein Etappenamt, eine Brief- und eine Pferdepost, eine Zeichnen- und eine Bauschule, ein naturgeschichtliches und physikalisches Cabinet, eine öffentliche Bibliothek vo 13,000 Bänden, eine Kathedrale und vier Pfarrkirche zwei Hospitäler, 2000 Häuser und 15,377 Einwoh welche drei Jahrmärkte, Tuch-, Spitzen-, Korkholzfa ken, auch Lohgärbereien unterhalten und Handel mi vesaltweinen, Branntweinen, Öl, feiner Wolle, Seide Korkstöpseln treiben. Zu den Sehenswürdigkeiten Stadt, in welcher der berühmte Arzt Carrère, der ler Rigaud (starb 1743) und der General Dugo (starb 1794) geboren wurden, gehören der Königs der Waffenplatz, letzterer mit schönen Casernen, das haus, der Justizpalast, die Kathedrale, sowie die vom Herrn de la Milice auf den Wällen angelegt menaden mit der zwischen der Stadt und Citadelle

lichen Esplanade, welche 5—6000 Soldaten, in Schlachtordnung gestellt, zu fassen vermag. Über den Namen und das Alter von Perpignan sind die Ansichten verschieden. Nach von *Marca's* Hispaniae lib. I. p. 20 steht die Stadt an der Stelle des römischen Municipiums Flavium Eburosum, und er fand sie bereits auf zwei Landkarten verzeichnet, deren erste in das dreißigste Regierungsjahr Karl's des Einfältigen, die andere in das fünfte Regierungsjahr Lothar's gehörte und welche zu seiner Zeit sich bei den Urkunden der Kirche zu Elne befanden. Die Ableitung des Namens von Perre (Pierre) Pigna, welcher das erste Haus in der Stadt erbaut haben soll, verwirft dagegen Marca gänzlich. Im J. 813 wurde die alte Kirche zu St. Johann erbaut und 1324 legte Sancho, König von Majorca, den Grundstein zu der neuen Kirche St. Johann, welche 1493 vollendet wurde, und seitdem Papst Clemens VIII. im Jahre 1604 die Verlegung des Bisthums von Elne nach Perpignan gestattete, als Kathedrale dient. Im J. 1349 errichtete Peter III. König von Aragonien hier eine Universität; 1408 hielt der Gegenpapst Benedict XIII. ein Concil in Perpignan. Die Wichtigkeit, welche die Stadt ihrer Lage verdankt, indem sie die von Roussillon nach Catalonien führende Straße beherrscht, trug schon früh zu ihrer starken Befestigung bei. Im J. 1475 wurde sie von Ludwig XI. nach einer achtmonatlichen Belagerung eingenommen. Bei derselben zeichnete sich der Patricier*) Johann Blanc vorzüglich aus. Die Franzosen hatten seinen einzigen Sohn gefangen genommen und boten dessen Befreiung für die Übergabe der Stadt an, drohten aber auch zugleich, ihn, wenn diese verweigert würde, zu tödten. Blanc blieb unerschütterlich, und obgleich ihm sein König, Johann II. von Aragonien, erlaubt hatte, die Stadt zu übergeben, so vertheidigte er sie doch acht Monate lang und übergab sie erst, als Hunde, Katzen, Ratten, ja alles Leder verzehrt war. Er verlor seinen Sohn, erwarb aber dafür seiner Vaterstadt den Namen der sehr getreuen und sich die Unsterblichkeit in der Geschichte derselben. Eine zweite Belagerung erlitt Perpignan 1542 durch König Franz I. und dies bewog den Kaiser Karl V., auf einem die Stadt beherrschenden Hügel eine Citadelle anzulegen, welche 1577 unter seinem Sohne Philipp II. vollendet wurde. Noch zeigt man die Stelle, wo Karl bei einer nächtlichen Ronde eine schlafende Schildwacht fand, diese in den Wallgraben stürzte und so lange ihre Stelle vertrat, bis er abgelöst wurde. Diese Citadelle enthält ein kleines aus acht Thürmchen bestehendes, quadratförmiges Kastell, welches in alten Zeiten den Grafen von Roussillon zur Wohnung gedient haben soll. Im J. 1642 eroberte Ludwig XIII. die Stadt, Ludwig XIV. ließ ihre Befestigungswerke durch den berühmten Vauban vermehren und verstärken, und 1823 sind sie fast ganz erneuert worden. Seit 1819 befindet sich in der Nähe der Stadt eine königliche Schäferei von Tibetziegen, welche gut fortkommen. Der Bezirk Perpignan enthält auf 25,35 □M. die sieben Cantone: Latour, Millas, Ost- und Westperpignan, Rivesaltes, St. Paul de Fenouillet und Thuir mit 85 Gemeinden und 68,982 Einwohnern. Die vereinigten Cantone Perpignans enthalten 21 Gemeinden mit 13,360 und 12,624 Einwohnern. (Nach Expilly und Barbichon.) (*G. M. S. Fischer.*)

*) Die Bürgermeister von Perpignan hatten seit den ältesten Zeiten das Recht, jedes Jahr am 16. Juni mehre Bürger zu adeln, indessen wurde im J. 1691 die zu adelnde Zahl auf zwei festgesetzt. Die Rechte, welche die sogenannten Bourgeois-nobles erhielten, waren bedeutend und erbten fort. Sie berechtigten sogar zur Erlangung der Malteserritterwürden.

PERPINIANUS (Petrus Joannes) (franz. P. J. de Perpignan), war in der Stadt Elche im Königreich Valencia in Spanien geboren um 1530. Frühzeitig schon zeigte er eine entschiedene Naturanlage zur Beredsamkeit, durch die er sich später so glänzend auszeichnete und die Anerkennung der vorzüglichsten Zeitgenossen erwarb. Schon in seinem 21. Jahre trat er in die Gesellschaft Jesu, die damals in Spanien erst feste Wurzel geschlagen und sich große Theilnahme bei Hohen und Niedrigen erwarb. In diese wichtige Zeit des Aufblühens der kaum ins Leben getretenen religiösen Gesellschaft, die zu allen Zeiten nur von der Natur Reichbegabte als Glieder aufnahm, fällt die Aufnahme Perpinian's, und sehen wir von dem Geist jener durch eigenthümliches Gelübde und wohlberechnete Gesetze verketteten Gesellschaft ab, so hat sie unbestreitbar das große Verdienst, daß sie in dem damals verfallenen kirchlichen Leben der katholischen Kirche ein neues Leben erregte, und so derselben dem erstandenen Protestantismus gegenüber in sich eine neue sichere Stütze gründete, indem sie nicht blos durch Predigt für den Katholicismus im Volke wirkte, sondern auch durch entsprechenden Unterricht die eigenen Glieder für ihre keineswegs leichte Bestimmung zu befähigen wußte. Perpinian begann, den Einrichtungen der Gesellschaft gemäß, seine jesuitische Laufbahn zu Coimbra in Portugal mit vorzüglichem Erfolg vermöge seiner ausgezeichneten Beredsamkeit, und nicht minder als Knabenlehrer am dortigen jesuitischen Gymnasium, wie er selbst sagt in dem nachher zu erwähnenden Briefe an Abornus. Zeugniß seiner Thätigkeit hier sind fünf Reden; eine: De Societatis Jesu gymnasiis et de ejus docendi ratione habita Kalend. Octob. 1555; die zweite: Laudatio funebris Ludovici Principis Joannis III., Lusitaniae regis, m. Decembri a. 1555; die drei folgenden bilden drei Bücher, je eine eins, der: Laudatio in B. Elisabetham, Lusitaniae reginam, a. 1556, 1557, 1558. Von hier aus ward er nach Italien gesandt, wo er sich in Rom als Lehrer und Redner ebenso auszeichnete, und den Beifall und die Bewunderung eines Paolo Manuzzi, Ant. Muret und Q. Marius Corradus[1]) erwarb, wie die Urtheile dieser Männer über ihn, und die mit denselben gewechselten Briefe beweisen. Die erste in Rom, im Gymnasium der Gesellschaft Jesu, gehaltene Rede ist: De Rhetorica discenda, hab. cum schola Rhetoricae praepositus, ad explicandos M. Tullii de Oratore libros aggrederetur, pridie non. Nov. 1561. Darauf hielt er verschiedene Reden vor den Car-

1) *Pauli Manutii* epist. ad Zerbinum Ritium. Lib. VII. epp. *Ant. Mureti* Variarum lectt. XV, 1. Die Urtheile des Corradus befinden sich in dessen Briefen an Perpinian.

bindilen, und wiederholt vor dem Papst Pius IV. Die letzte in Rom VIII. idus Nov. 1564 gehaltene Rede ist vorzugsweise der Jugend gewidmet, als er die Rhetorik des Aristoteles zu erklären begann, und handelt: De avita dicendi laude recuperanda. Aus Italien ward er nach Frankreich gesandt, um dort für die Wahrheit des alten Glaubens mit der schon anerkannten Kraft seiner eindringenden Rede zu streiten; denn damals stürmte hier der Kampf des neuen Glaubens mit dem alten, die Lehre Calvin's und Luther's mit dem Katholicismus, gewaltig, indem auch die Sorbonne, die Schützerin der alten Lehr- und Glaubenssatzungen, nicht unthätig blieb, wie wir in dem Leben Perion's sahen. Daher sehen wir Perpinian in Lyon eine Rede: De retinenda veteri religione et falsa recentium haereticorum doctrina rejicienda, die V. non. Oct. a. 1565 halten, worin er unter anderem über die neue Lehre sagt: Quae cum ita sint, vos Lugdunenses, tanti beneficii memores, quantum accepistis, Deo Opt. Max. dum vixeritis, gratias ingentes agere par est, et novam istam recentemque disciplinam (tametsi quomodo ista disciplina quae fatuos et sceleratos reddit, quorum in animos semel intravit?) sed tamen recentem istam pestem, quae tot jam hominum mentes pervasit, ne vobis aliquando nocere possit, vos fugere par est, omnique animo ac voluntate repudiare. Als eine den Geist verderbende „pestis" bezeichnet Perpinian die neue Lehre, die aus Teutschland gekommen, wiederholt, und empfiehlt den Lyonern am Schluß das Gymnasium der Jesuiten [2]) in der Stadt: et quoniam intelligitis, quanti referat, a quibus liberi vestri erudiantur, gaudete habere vos in hoc nostro gymnasio magistros, quibus eos tuto committere possitis, ne corrumpantur a paedagogis illis, quos isti callidi venatores, tanquam canes ad hominum mentes capiendas emittunt in omnes partes diligenter vobis providendum est. Dies ist die zwölfte der 18 gedruckten Reden Perpinian's, welche er alle lateinisch schrieb und sprach. In dem 21. Briefe vom III. Non. Nov. M. D. LXV. berichtet er über seine Ankunft in Lyon selbst: Ut igitur Lugdunum veni 14. Cal. Oct. paululum ex illo morbo recreatus, qui me Camberiaci valde afflixerat et debilitarat, dedi valetudini duos, aut tres dies: cum interdum tamen quid mihi dicendum et agendum esset cogitarem. Mit der dreizehnten trat er über dasselbe Thema in Paris die III. non. Junii a. 1566 unter großem Zulauf auf. Wiederholt, obgleich nicht ohne Widerrede der Anhänger der neuen Lehre, sprach er über dasselbe Thema. Im Anfange der sechszehnten Rede klagt er, daß ihn Krankheit verhindert habe, früher aufzutreten. Die letzte der gedruckten Reden handelt: De divina et humana philosophia disciplina, m. Octobri a. 1566. Alle Reden zeigen eine genaue Kenntniß des classischen Alterthums, vorzüglich aber dessen literarischen Nachlasses. Der Gebrauch, den Perpinian davon machte, ergibt sich aus dem Zweck und dem Geist des Jesuitismus, dem er angehörte. Welche große Ansprüche er an sich selbst machte, sagt er selbst in einem Briefe: Scis quantum contendere soleam, ne orationem inanem videar afferre. Tum vero accedebant multa, quae mihi permolesta erant, valetudinis infirmitas, temporis exiguitas, ignoti civitatis mores, ad quos nisi apta esset oratio, et ad hominum sensus accommodata, frustra me laboraturum intelligebam, und wieder: saepe mihi displicui in docendo. Ebenso interessant als die Reden sind die durch den Druck bekannt gewordenen Briefe Perpinian's. In einigen, an Corradus gerichtet, behandelt er dessen acht dialektische Fragen, in Beziehung auf die alten Philosophen und Rhetoriker Aristoteles, Cicero, Plato, Quintilian, wie überhaupt auch die übrigen Briefe an Corradus dialektischen Inhalts sind. Von großem Interesse ist die in Briefform an Franz Adornus abgefaßte Schrift: De tota liberorum Latinis Graecisque literis instituendorum ratione, die er: Romae XIII. Cal. Febr. M. D. LXV. unterzeichnet hat. Sie ist zwar kurz, und die discursive, beweisende Entwickelung vermeidend, aber durch und durch praktisch, weil sie die aus der eigenen Erfahrung und Anschauung hervorgegangene Wahrheiten enthält, wie man es von einem Jesuiten erwarten muß, der in dem Wissen nur die Kunst der Mittel sucht, die seinem Zweck dient, und nichts auf die Wissenschaft an sich bezieht. Daher viele die ganze Beschäftigung mit den classischen Schriften des Alterthums in keiner anderen Absicht betrieben, als die Kunst der Rede an den besten Mustern zu erlernen. Dies beweist der Geist dieses kleinen pädagogischen Leitfadens, im Allgemeinen, wie in den einzelnen Sätzen. Der erste Abschnitt handelt: De magistro; der zweite: De arte grammatica; der dritte: De grammatica tradenda; der vierte: De Graecis literis; der fünfte: De rhetorica; der sechste: De auctoribus, nämlich die, welche man lesen soll (derselbe beginnt: Scriptores novi et recentes omnino rejiciantur. Antiqui tantum, ac ne hi quidem omnes, sed optimi quique pueris exponantur); der siebente: De explicandi et audiendi ratione; der achte: De exercitatione; der neunte: De studio puerorum excitando. Perpinian besorgte auch (Venet. 1564) eine neue verbesserte Ausgabe von: *Cypriani Soarii* Institutiones rhetoricae, die vorher zu Coimbra erschienen war. Diese Rhetorik erklärt Perpinian für die beste seiner Zeit, weil Soarius auf eine sehr verständige Weise nur aus Aristoteles, Cicero und Quintilian, fast mit deren Worten, die Regeln entnommen habe. Sein Körper scheint nicht der gesündeste gewesen zu sein; denn er schreibt schon in dem eben erwähnten Briefe an Adornus: Nihil de valetudine dico, qua sic fui Novembri mense conflictatus, ut nunquam antea gravius. Er starb in Paris, nachdem er

2) Das Gymnasium: Gymnasium Trinitatis genannt, beschreibt Perpinian in dem 20. Briefe der erwähnten Briefsammlung, der: Lugduni VIII. Cal. Decem. M.D.LXV. unterzeichnet ist. In den wenigen Monaten, welche Perpinian an dem jesuitischen Gymnasium thätig war, hob sich die Frequenz sehr bedeutend und fortwährend, wie eine Stelle seines Briefes an Paulus Manutius, der 26. in der angeführten Sammlung, beweist. Seine Stellung war in dieser Stadt um so schwieriger, als hier vor ungefähr zwanzig Jahren, wie er sagt, die Häresie entstanden und ausgebildet sei.



dort nur wenige Monate gewirkt hat, im Collegium von Clermont, Calend. Novembri anno 1566 nur 36 Jahre alt, nachdem er 15 Jahre als Jesuit gewirkt hatte [8]). Das Bedauern über das so frühe Dahinscheiden eines so reichbegabten Mannes war allgemein.

Die Ausgaben sind: Orationes XVIII. access. orationes V. Presbyterorum Soc. Jesu Romae dictae. (Romae 1589. Monast. 1602. Colon. Agrip. 1623. 12.) *P. Jo. Perpiniani* orationes duodeviginti, nunc pr. in Germania in lucem editae. (Ingolst. 1595). Besonders: De vita et moribus B. Elisabethae etc. (Colon. Agr. 1609.) Andere Reden auch in Sammlungen. Die Briefe erschienen: *P. Jo. Perpiniani* Aliquot Epistolae, ed. *Fr. Vavassore*. (Paris. 1683) mit einer Vorrede von Joan. Lucas. Die Ausgaben der Reden enthalten Vorreden in Briefform von Franc. Bencius und Horat. Tursellinus, und die des letzteren namentlich die Urtheile der Zeitgenossen über Perpinian. Eine Gesammtausgabe seiner Schriften ist: *Perpiniani* Opera. (Romae 1749). 4 Bde. mit Perpinian's Portrait, von Pet. Lazer besorgt. Der 4. Bd. enthält: *P. Lazeri* De vita et scr. Perpiniani diatriba. Indessen fehlen dieser Ausgabe die fünf Briefe in Zachariä excursus liter. (I. p. 283 sq.) (*W. Hoffmann.*)

PERPOLI, ein Marktflecken im Bezirke von Borgo a Mozzano des Herzogthums Lucca, zur Commune Gallicano gehörig, im höchsten und nördlichsten Theile des Herzogthums. Die Viehzucht und der große Reichthum an verschiedenem Marmor und anderen Steinarten geben der Umgegend ein besonderes Interesse. (*G. F. Schreiner.*)

PERPRESSA. Bei Plinius (Hist. nat. XXI, 77; XXVI, 55) ein mit Bacchar (*βάκχαρις Diosc.* mat. med. 3, 44), welches wahrscheinlich unsere Conyza squarrosa ist, synonymer Pflanzenname. (*A. Sprengel.*)

Per Procura, s. Procura.

PERQUAIM, kleine Insel in dem zur südenglischen Grafschaft Dorsetshire gehörigen Poolehaff, in welches bei Wareham an der Westspitze der From mündet. Sie wird auch Pelham genannt. (*G. M. S. Fischer.*)

PERQUIMANS, PERQUIMINS, PERQUMANS. 1) P., Fluß im nordamerikanischen Staate Nord-Carolina, welcher sich unter 36° 5′ nördl. Br. und 76° 32′ westl. L. von Greenwich in das atlantische Meer ergießt. 2) P., Grafschaft des ebengenannten Staates, grenzt nördl. und östl. an Pasquotank, südl. an Albemarle, westl. an Chowan und nordwestl. an Gates. Im Norden, wo eine Strecke des Dismalswamp in das an Reis reiche Land tritt, bildet der Perquimins, an welchem auch der Hauptort Hertford liegt, den Grenzfluß. (*G. M. S. Fischer.*)

PERRACHE (Michel), Bildhauer, geboren zu Lyon, den 12. Juli 1685. Mit sechszehn Jahren ging er auf Reisen, und besuchte behufs seiner Studien verschiedene Akademien in Italien, sodann auch Antwerpen. Zu dieser Zeit wurde ihm die Decoration der Kirche von Mecheln übertragen; seine Arbeit erwarb ihm, als Beweis großen Beifalls, das Bürgerrecht der Stadt. Im J. 1717 ließ er sich in Lyon nieder. Seine Werke befinden sich hier in vielen Kirchen und Gärten, doch sind sie noch keiner gründlichen Beurtheilung unterworfen worden, weil Perrache keine Epoche in der Kunst gemacht hat. Er starb am 21. Dec. 1750. Der Sohn des Michel Perrache war ebenfalls Bildhauer, hat jedoch nichts Bemerkenswerthes geleistet, und wird hier nur deshalb genannt, weil ein Damm bei Lyon seinen Namen trägt. Perrache machte nämlich im Jahre 1765 Vorschläge, die Stadt Lyon nach Süden auszudehnen; man ging darauf ein und legte zu dem Zwecke den genannten Damm an. Die weiteren Vorarbeiten wurden zu verschiedenen Zeiten begonnen, aber immer wieder unterbrochen, bis man zuletzt das Ganze für unzweckmäßig hielt und liegen ließ. Die öffentliche Bibliothek zu Lyon besitzt von diesem letzteren Perrache mehre Manuscripte. Er starb 1779. (*Piper.*)

PERRAINDA. 1) P., District der vorderindischen Provinz Aurungabad, welcher im Nordwesten an Ahmednuggur, im Nordosten und Osten an den Staat des Nizam, im Süden an Solapoor, im Südost an Bejapoor und im Westen an Jooneer grenzt. An der diesen District bewässernden Seena liegt unter 18° 18′ nördl. Br. und 63° 18′ östl. L. 2) P., Districtsstadt mit einem großen, doch dem Verfall nahen Fort. (*G. M. S. Fischer.*)

PERRAULT (Charles), ein Sohn des Parlamentsadvocaten Peter Perrault aus Tours, war zu Paris 1628, den 12. Januar, oder nach einer anderen und der gewöhnlichen Angabe um 1626 geboren [1]). Von der Natur mit vorzüglichen Fähigkeiten begabt, ergab er sich der Rechtswissenschaft, um die Laufbahn des Vaters zu betreten, widmete sich aber aus Vorliebe dem Studium der schönen Wissenschaften. Wir sehen ihn zuerst auf der

8) Diese Angaben sind der Bibliotheca scriptorum Soc. Jesu opus incept. a *Petro Ribadeneira* contin. a *Phil. Alegambe* (Romae 1676. Fol.) p. 677 entlehnt. Falsch ist die Angabe in *Teissier*, Les Eloges des hommes sçavans (Utrecht 1696). P. I. p. 307: Il mourut dans le Collége de Clermont, à peine âgé de quarante ans, au grand regret de ceux qui aimoient les Lettres, et fut enterré à St. Benoit.

1) Die unmittelbaren Quellen einer Biographie Perrault's sind die Schriften der Zeitgenossen, die mit ihm näher verkehrten; ferner seine eigenen: Mémoires, contenant beaucoup de particularités et d'anecdotes intéressantes du Ministère de Colbert (publiés par *Patte.*) Avignon [Paris] 1759. 12. Sie umfassen den wichtigen Zeitraum seines Lebens vom J. 1662—1683, die Zeit des Staatsdienstes, sind zunächst nur für seine Kinder geschrieben, in einer Weise, welche die Vortrefflichkeit seines unbescholtenen Charakters beweist. Es scheint, als habe er Zeugniß über seine öffentliche Thätigkeit ablegen wollen. Ein besonderer Zeuge ist de Laboureur in der Epistre dédicatoire vor dem von ihm besorgten Recueil de divers ouvrages, der jedoch nicht unbefangen war. Ferner bietet Mehres Adr. Baillet (in seinen Jugemens des Savans, nouv. éd. par *de la Monnoye*. T. IV. P. II. p. 592 sqq.), Moreri (Dictionnaire. T. VII), Biographie univers. (T. XXXIII), worin die Biographie trotz ihrer Unvollständigkeit und Flüchtigkeit zu den besseren gehört. Niceron (Mém. T. XXXIII. p. 268 sq.) ist sehr oberflächlich, und brauchbar beinahe nur in den bibliographischen Angaben. Gar nichts mehr gibt Rotermund in der Fortsetzung von Jöcher's Werk. d'Alembert's Eloge auf Perrault befindet sich in der Histoire de l'Acad. franc. T. I, auch im zweiten Bande seiner Oeuvres philosophiques, histoir. et litér. (Paris 1821.)

Schulbank im College zu Beauvais, wo er schon durch seine scholastische Disputirweise die Aufmerksamkeit auf sich zog, und das verrieth, wodurch er sich später auszeichnete. Kaum hatte er seine Studien vollendet, als er von einem Freunde veranlaßt mit zweien seiner Brüder, dem Arzt und Architekten, nebst dem Doctor der Sorbonne, die Übersetzung des sechsten Buches von Virgil's Äneide in Scarron's Weise unternahm. Diese Arbeit blieb zwar ungedruckt, aber nicht unbekannt. Voltaire und Marmontel bezeichnen darin als die besseren Verse:

J'aperçus l'ombre d'un cocher,
Qui, tenant l'ombre d'une brosse,
Nettoyait l'ombre d'un carrosse.

welche dem letztgenannten Bruder angehören. Auf diese Arbeit folgte eine andere poetische: Murs de Troie ou de l'origine du burlesque, die ebenfalls, wie eine Nachricht sagt, von den drei Brüdern, oder nach einer anderen von Charles und Claude Perrault im Verein mit ihrem Freunde Beaurain, verfaßt wurde. Davon erschien nur der erste Gesang im J. 1653. Zu Gunsten des Bruders Pierre entsagte Charles der mit Glück begonnenen Laufbahn im Rechtswesen und beschäftigte sich ausschließlich mit den schönen Wissenschaften. Sein Portrait d'Iris erregte Aufsehen, obwol es Boileau lächerlich machte; sein Dialogue de l'amour et de l'amitié gefiel Fouquet so außerordentlich, daß er denselben auf Velinpapier schreiben und mit schönen Miniaturgemälden verzieren ließ. Zwei Oden, auf den Frieden in den Pyrenäen, sowie auf die Heirath des Königs gewannen ihm Colbert's Aufmerksamkeit, durch den er einen seiner Neigung und seinen Fähigkeiten entsprechenden Wirkungskreis erhielt. Colbert machte ihn im J. 1664 zum Premier Commis des Batiments du Roi, während er selbst Surintendant war. Nachdem Colbert Perrault's Fähigkeiten für dessen Stellung und seine Absichten näher kennen gelernt hatte, erhob er denselben zum Controleur Général. Dadurch öffnete sich für Perrault ein Feld, wo er sich heimisch fühlte und mit der vollsten Thätigkeit wirkte. Seine in den damaligen Verhältnissen bedeutungsvolle Stellung gab ihm einen großen Einfluß; er benutzte denselben aber nur zu edlen Zwecken, und hat sich durch diese Wirksamkeit ein nie zu vernichtendes Zeugniß über seinen würdigen Charakter und sein höheres Streben gegründet. Beförderung der Künste und Wissenschaften galt ihm als die höchste Angelegenheit; deshalb fanden alle Künstler und Gelehrte in ihm einen Gönner. Aus diesem Verkehr erwuchs ihm aber auch wieder der Vortheil, alle und unter diesen die vorzüglichsten kennen zu lernen, welche die Auszeichnung verdienten. So erreichte er seinen Zweck, mitzuwirken, daß die Künste und Wissenschaften zu der eigenthümlichen Blüthe gediehen, wodurch sich Ludwig's XIV. Zeit auszeichnet; so entsprach er dem Vertrauen, welches Colbert in ihn gesetzt hatte. Eine anerkannte Thatsache ist es zwar, daß die Kunstbildungen jener Zeit weit entfernt sind von der antiken Einfachheit und deren Anmuth, aber auch von einem sinnlosen Putz, dagegen erscheinen sie als ein plastisch und bildlich verkörperter Ausdruck des damaligen Zeitgeistes, der Glanz liebte und foderte, worin man eine gewisse Würde und Einheit nicht vermißt, wie sie als Bedingung der Existenz galt. In diesem Sinne wirkte auch Perrault, ganz als ein Mann seiner Zeit mit nicht geringen Fähigkeiten. So ist sein Verdienst die Gründung der Académie de peinture, de sculpture et d'architecture; denn nach seinen Entwürfen und Eingaben wurde dieselbe ins Leben gerufen. Es scheint, als habe man dieselbe nicht als eine Schule für Künstler gegründet, sondern um dem erwachten Sinn für Kunst für die Zukunft eine Stätte zu sichern, damit er sicher in seiner Eigenthümlichkeit fortlebe und sich entwickele. Erweitert wurde jene Idee der Kunstpflege, als Colbert in Perrault, Chapelain, Cassagne und dem Abbé Burzeis ein Comité de devises et médailles bildete, aus dem darauf die Académie des Inscriptions et Belles-Lettres hervorging, die man zwar anfänglich nur La petite Académie nannte, die sich aber bald zu einer großen Bedeutung hob. Die Bestimmung jenes Comité's gehörte ganz den Zwecken der Gegenwart in den großartigen Bauunternehmungen auf königliche Kosten, sowie in der römischen Sitte, durch Medaillen und Inschriften das Andenken an die Ereignisse der königlichen Herrschaft zu verewigen; dem gemäß hatte er auch die Sammlung von Materialien zu einer Geschichte des Königs zur Aufgabe. Ehe Perrault noch Mitglied der neugegründeten Acad. des Inscr. et Belles-Lettres war, hatte er schon die Ehre des Zutritts, sogar wurde ihm der Auftrag, die Geschäfte des Secretairs zu übernehmen. Einige Zeit später, im J. 1671, den 23. Nov., trat er in die Académie Française mit einer Rede als Mitglied in die Stelle von de Leon und darauf auch in die sogenannte Petite Académie, wo er den Abbé Cassagne ersetzte.

Den sichersten Aufschluß über den Geist, in welchem man damals für Künste und Wissenschaften so eifrig wirkte, gibt Perrault selbst in dem Gedicht: Le Siècle de Louis le Grand, Poëme. Avec l'Histoire poëtique de la guerre nouvellement déclarée entre les Anciens et les Modernes, par *M. de Callieres* (Paris 1688. 12.). Man strebte, der höheren Bildung einen eigenen volksthümlichen Gehalt und Geltung zu verschaffen, dadurch daß sie unabhängig von dem classischen Alterthum werden sollte. Diese Absicht wäre allerdings untadelig gewesen, wenn nur jene Unabhängigkeit jetzt schon aus tiefem Verständniß des classischen Alterthums sich hätte entwickeln können; aber grade diese Bedingung beachtete man nicht, weil man die volle Bedeutung des Alterthums noch nicht erkannte. Eine Eitelkeit der damaligen ästhetischen Oberflächlichkeit war es, so ernst gemeint sie auch an sich sein mochte, eine Unabhängigkeit unter den beabsichtigten Bedingungen zu wollen; denn je genauer man später mit dem Wesen des Antiken bekannt geworden ist, desto williger hat man aus wahrer Überzeugung dessen unübertreffliche Meisterschaft anerkannt. Nirgend erscheint Idealität im Leben wie in der Kunst so rein, als im classischen Alterthum, obschon jede Zeit ihre besonderen Anfoderungen an die Menschheit macht. Daher artete jenes in Rücksicht auf das unerkannte Wesen

des Antiken misverstandene Streben in einen Modegeschmack aus, der jene Zeit charakterisirt, und vergessen ward. Keineswegs auch blieb Perrault's jetzt unumwunden ausgesprochene Ansicht über das Alterthum, der er im Staatsdienst längst thatsächliche Geltung in der Begünstigung der Künste und Wissenschaften zu verschaffen bemüht gewesen war, unangefochten. Die bedeutendsten Stimmen bekämpften sie, aber gewiß auch nur um eine ererbte Ansicht, die allein im Gefühl wurzelte, das der Eigenliebe schmeichelte, nicht eine geprüfte Überzeugung zu vertheidigen, und einen Mann zu bestreiten, der in der Gunst der Welt nach Colbert's Tode gesunken war. Anfänglich betrachtete man jenes von Perrault ausdrücklich über das Wesen des von ihm im Staatsdienst beförderten Strebens öffentlich ausgesprochene Zeugniß nur als eine Schmeichelei gegen den Hof, wie dies Racine aussprach; indessen heuchelte Perrault keineswegs, sondern was er in jenem Gedicht, welches er in der Académie Françoise mit Beifall vorgetragen hatte, ausgesprochen, war seine persönliche feste Überzeugung. Um jene geringschätzige Meinung zu widerlegen und seine Ansicht ausführlich darzulegen, schrieb er: Parallèle des Anciens et des Modernes en ce qui regarde les Arts et les Sciences. Dialogues, avec le Poëme du siècle de Louis le Grand, et une Epître en vers sur le Genie. (Paris 1688. 12. sec. éd. ib. 1692. 12.); Parallèle des Anciens et des Modernes, en ce qui regarde l'Eloquence, Tome 2. (Paris 1690. 12. sec. éd. ib. 1693. 12.); Parallèle des Anciens et des Modernes en ce qui regarde la Poësie, Tome 3. (Paris 1692. 12. nouv. éd. augm. de quelques dialogues ib. 1693. 12.); Parallèle des Anciens et des Modernes, où il est traité de l'Astronomie, de la Géographie, de la Navigation, de la Guerre, de la Philosophie, de la Musique, de la Médecine etc. Tome 4. (Paris 1696. 12.) Diese vier Bände enthalten in Dialogform Perrault's Ansicht über das Verhältniß des classischen Alterthums zu der Gegenwart auf den verschiedenen Gebieten der Wissenschaft und Kunst ausführlich dargelegt. Sobald sein Gedicht: Le siècle de Louis le Grand in der Académie Française vorgelesen, und darauf 1687 besonders durch den Druck weiter verbreitet war, erhob sich, wie schon gesagt, beinahe die ganze literarische Welt gegen ihn [2]).

Despreaux, sein unversöhnlicher Feind, richtete folgendes Epigramm gegen ihn:

Clio vint l'autre jour se plaindre au Dieu des Vers,
Qu'en certain lieu de l'Univers,
On traitoit d'Auteurs froids, de Poëtes stériles,
Les Homères, et les Virgiles.
Cela ne sçauroit être, on s'est moqué de vous,
Reprit Apollon en courroux,
Où peut-on avoir dit une telle infamie?
Est-ce chez les Hurons, chez les Topinamboux?
C'est à Paris. C'est donc dans l'Hôpital des fous?
Non, c'est au Louvre en pleine Académie.

Auch Menage verfaßte ein gegen Perrault gerichtetes Epigramm:

Cui Saecli titulum dedit, Sabelle,
Peraltus tuus edidit Poëma;
Quo vir non malus asserit putatque
Nostris cedere Brunils Appellem,
Nostris cedere Tullium Patronis,
Nostris cedere Vatibus Maronem.
O saeclum insipiens et inficetum.

Beiweitem ernsthafter war der Angriff de Longepierre's in seinem Discours sur les Anciens et les Modernes (Paris 1687. 12.); eine recht gute Schrift. Auch Huet schrieb 1692 im October eine Abhandlung gegen Perrault's Parallèles in Form eines Briefes. Auf das Epigramm von Menage antwortete Perrault in einem Briefe, den er dem dritten Bande seiner Parallèles beifügte. La Fontaine enthüllte viele Misgriffe Perrault's in einem Briefe; aber der ungestümste Gegner war Boileau mit seiner Satyre. Er schrieb den Discours sur l'Ode, sowie die Reflexions sur Longin, jedoch verblendete ihn nicht selten seine maßlose Heftigkeit gegen die Wahrheit; häufig misdeutet er sogar Perrault's Worte, um einen ihm passenden Sinn darin zu finden. Dadurch gab er sich Blößen, die ihn endlich geneigt machten, sich mit Perrault durch die Vermittelung Arnauld's auszusöhnen. Indessen hatte Perrault dessen Angriffe nicht unerwiedert gelassen. Seine Reponse aux Reflexions crit. de *Nic. Boileau* befindet sich in der Mélange curieux de pièces attribuées à *Ch. de St. Denis de St. Evremont* (Amst. 1726). T. I. p. 471 sq. Gegen Boileau's zehnte Satyre antwortete Perrault in der Vorrede zu seiner anonym erschienenen Apologie des femmes (Paris 1694. 12. 33 S.), jedoch nicht mit der Mäßigung, die ihm sonst eigen war. Damals schrieb Arnauld an Perrault einen Brief, worin er den nicht ohne Erfolg bestürmten Satyriker so vertheidigt, daß dieser sich geschmeichelt fühlte, und willig die Hand zur Versöhnung bot. Diese erfolgte 1694 im August. Zum Zeichen der Sühne wechselten beide ihre Schriften sich zum Geschenk, wobei Boileau bemerkte: Nous agissons comme les héros d'Homère, qui terminaient leurs combats en se comblant de présents [3]). Man vermuthet nicht mit Unrecht, daß Boileau dadurch mit

2) Nach einer Anzeige der Histoire poëtique de la guerre, nouv. déclarée entre les Anciens et les Modernes (Paris 1688. 12.), im Journal des Sçavans 1688. Janv. p. 203 sq., erschien dieselbe besonders, und war auch deren Verfasser nicht Perrault; denn der Verfasser der Histoire lobt den Verfasser des Poëme du Siècle de *Louis le Grand* deshalb, daß er behauptet hat, die Neueren hätten durch viele Entdeckungen in der Mathematik, Physik und Medicin den Sieg über die Alten davon getragen, und ermahnt die beiden lebenden Dichter, welche die Geschichte des Königs schreiben sollten, alle Kräfte aufzubieten, um der Größe des Gegenstandes nicht zu unterliegen. Übrigens bemerkt der Referent: L'instruction que donne cette guerre feinte n'est peut-estre gueres moins utile que celle que donneroit une histoire sérieuse.... On y voit un juste parallèle des Anciens et des Modernes. On y apprend à admirer les premiers sans mépriser les seconds, et à discerner ce qu'il y a d'excellent, de mediocre, et de vicieux dans les productions des uns et des autres.

3) Die Literatur dieses heftigen Streites s. in *Artigny* Mémoires. T. II. p. 256. Catalogus bibl. Bunav. T. I. Vol. I. p. 453. Vol. II. p. 1330. Catalogue de la bibl. de la *Vallière*. T. VI. p. 346.

einem nicht redlichen Blick auf die Waffen des Diomedes und des Glaukos deutete. In dem Briefe, wodurch die Aussöhnung abgeschlossen wurde, erwähnt Boileau mehre poetische Erzeugnisse Perrault's, z. B. das Poème sur la peinture, ferner: Epître à la Quintinye (in Instruction pour les Jardins de M. de la Quintinye. (Paris 1690. 4. u. ö.), mit anerkannter Auszeichnung, obgleich sich vordem über andere, namentlich über das Gedicht: St. Paulin, Evêque de Nole, avec une Epître Chrétienne sur la pénitence, et une Ode aux nouveaux convertis (Paris 1686). seine Geringschätzung in heftigen Sarkasmen ergossen hatte[4]). Perrault mochte endlich selbst den Frieden nach einem langen und harten Kampfe, den er in der literarischen Welt erregt hatte, wünschen, wie er selbst im vierten Bande der Parallèle offen bekennt; er scheint sogar mehre seiner früheren Ansichten geopfert zu haben, um eine Sühne zu bewirken. Sogar im Auslande ließ man Perrault's Unternehmen gegen das classische Alterthum nicht unbeachtet. Franz und Kortholt traten gegen ihn in die Schranken; ebenso Koch mit *Car. Peralti* comparatio Logicae priscae et novellae, c. animadv. *Corn. Diet. Koch.* (Helmst. 1721. 4.) Diese Schrift, welche lange nach dem Beginn des in Frankreichs Hauptstadt entbrannten Kampfs erschien, beweist genügend, daß Perrault einen Brand auf das Gebiet der classischen Studien geschleudert hat, dessen Feuer seitdem niemals gelöscht werden konnte, und noch fortbrennt. Damals war es freilich der Geist der französischen Romantik, welche durch die glücklichen politischen Erfolge der Regierung Ludwig's XIV. genährt, sich selbst fühlte, und deshalb mit einem gewissen aristokratischen Hochgefühl gegen das classische Alterthum erhob, weil ihm sowol jede Abhängigkeit die angewöhnte Würde zu beeinträchtigen schien, als auch eine neue Geschmackstheorie sich eigene Kreise öffnen wollte; anders dagegen sucht jetzt in Teutschland ein misverstandener religiöser Eifer und der Materialismus des Vortheils dasselbe aus den Angeln zu heben und niederzuwerfen, um die vermeintliche hemmende Schranke zu vernichten. Ohne Zweifel wird es, wenn auch hart angefochten, unerschüttert in seinen Grundfesten und unversehrt im Kampf stehen bleiben. Das Antike und das Christenthum sind die beiden einzigen Pfeiler eines humanen Lebens, denn ihr Wesen ist mehr als eine bloße Form; sie sind geistige Potenzen, deren Werth durch nichts herabgesetzt werden kann. So hat Perrault, so unbedeutend und oberflächlich an sich sein Werk auch erscheinen mag, durch seinen offenbar sehr kühnen und gewagten Schritt, eine seltene Genialität bewiesen, und dadurch sich in der Geschichte der höheren Bildung und der classischen Studien eine viel größere Bedeutung gesichert, als selbst die besten Köpfe, die ihn bestritten, ahnen konnten. Er trat offen mit seiner Ansicht hervor, obgleich es damals zum guten Ton gehörte, die Werke des classischen Alterthums zu kennen und dafür eingenommen zu sein, oder vielmehr nur eine Liebe für dieselben zu affectiren; denn man verstand sie nicht, wie es hätte sein müssen, wenn jener Eifer aus bewußtem Verständniß entsprungen wäre. Darum wirkte sein Unternehmen so verletzend, weil er damit das Modespiel berührte, und der tändelnden Mode ein beliebtes Spielzeug entwerthete. Offenbar erhob sich Perrault durch seine Würdigung des Alterthums weit über die Zeitgenossen, die ihn daher auch nicht begriffen, wol aber befeindeten und höhnten, weil sie sich verletzt fühlten. Ernste Folgen hatte Perrault's Unternehmen für die Zukunft der classischen Studien insbesondere.

Perrault zeigte sich in seiner Würdigung des Alterthums und der Neuzeit in einer Selbständigkeit, die ihm darum Ehre macht, weil sie aus dem edeln Streben hervorging, nichts ohne eigene Prüfung in sich aufzunehmen, und den betäubenden Weihrauchdunst zu zerstreuen, in den eingehüllt, das classische Alterthum nicht zur klaren Anschauung kommen konnte. Mag er auf der Schulbank schon, wie berichtet wird, scholastisch disputirt haben, er that dies wol keineswegs aus einer eiteln Rechthaberei, die sich auch des Gebrauchs der Spitzfindigkeiten nicht schämt, sondern in ihm regte sich gewiß schon damals der Geist, welcher keine Gründe unversucht läßt, um zu einer sicheren und vorurtheilsfreien Überzeugung zu gelangen. Wäre nun bei dieser Perrault eigenen Stimmung für die Wahrheit, die später noch durch ein hochherziges und edles Selbstgefühl erhöht worden war, sein späteres Streben auf gediegenere und umfassende Kenntnisse vom Alterthum gegründet gewesen, so würde er einen hohen Zweck wahrscheinlich ohne Anfechtung erreicht haben, weil er, frei von der Furcht vor Autorität, wenn dieselbe auch durch Jahrtausende geheiligt schien, seine Zeit durch die Gewalt gewichtiger Gründe zum Stillschweigen genöthigt haben würde; so aber litt er selbst durch den Geist der damaligen Oberflächlichkeit, die sich in dem äußeren Glanze befriedigt fühlte, in den er durch die eigenen Lebensverhältnisse eingeweiht war. Die Erziehung gewährte damals viel zu wenig Kenntniß des Alterthums, als daß Perrault in den späteren Jahren in den Geschäften seines Berufs hätte durch seine Studien alles nachholen können, was ihm für sein großes Unternehmen die nothwendige Bildung gewährte. Er besaß nur eine oberflächliche Kenntniß des Alterthums, wenn dieselbe auch mehr, als damals gewöhnlich war, umfaßte; das Streben allein nach Wahrheit, welches ihn beseelte, die Leistungen seiner Zeit von der Zurücksetzung gegen das Antike zu befreien und ihnen Anerkennung und Selbständigkeit zu verschaffen, genügte nicht, etwas Haltbares zu schaffen. Aber grade darin zeigte sich Perrault durchaus als einen tüchtigen Mann, und so frei von Vorurtheilen, als möglich, daß er sein Wissen

4) Baillet (l. c p. 595 sq.) sagt dagegen über dieses Werk: Mais le plus important de tous les Ouvrages Poëtiques de Mr. Perrault est le Poëme de saint Paulin, divisé en six chants, touchant la charité qu'eut ce Saint Evêque d'engager sa liberté pour racheter celle d'un de ses Diocésains, si nous en croyons Saint Gregoire le Grand dans ses Dialogues. Les Critiques trouvent dans ce Poëme beaucoup de noblesse, d'élévation, et de feu; et ce qui est plus considérable encore, une grande connoissance de l'Art Poëtique qu'il a réduite en une pratique exacte: enfin on ajoute que le corps de l'Académie dont l'Auteur est Membre, a jugé que ce Poëme est une Pièce achevée.

und seine Ansicht für das Leben anwendete, und nicht als todtes Capital, wäre es auch ein noch größerer Schatz von Wissen und Kenntnissen gewesen, in sich verschloß. So verband er mit dem Wissen die That. Freilich wurde sein Werk, das er eigentlich nur für seine Zeit schrieb, wenig gelesen, aber noch weniger überhaupt verstanden und bald vergessen, jedoch der Einfluß desselben währte fort, und dies ist der eigentliche Segen, der auf die Zukunft fortgewirkt hat. Die Achtung vor dem classischen Alterthum blieb seitdem nicht mehr ein angelernter oder modischer Autoritätsglaube, vor dessen Verletzung man sich wegen der herrschenden Mode fürchtete, sondern der furchtlose Widerspruch weckte die Prüfung desselben, wodurch es an Geltung nur gewinnen konnte. So öffneten sich durch Perrault's bedeulungvolles Bemühen, die Bildung der Gegenwart zur Selbstständigkeit zu erheben und sie durch Vergleichung mit den Leistungen des classischen Alterthums in unmittelbare Berührung damit zu bringen, den classischen Studien neue Aussichten, und neue Wege wurden seitdem angebahnt, die für allgemeine Bildung nicht ohne Einfluß blieben. Und in sofern ist Perrault's Unternehmen und Werk, wäre es auch in seinem sachlichen Gehalt noch mangelhafter und in der philosophischen Behandlung der Gegenstände noch oberflächlicher und von Irrthümern und Unwahrheiten noch weniger rein, keineswegs gleichgültig; es bezeichnet historisch betrachtet eine Epoche in der auf den classischen Studien beruhenden höheren Bildung, sowie insbesondere in der Behandlung des classischen Alterthums. Es ist das Mal eines ersten Schrittes, von dem aus sich eine fortlaufende Spur des immer mehr ins Bewußtsein dringenden Studiums des classischen Alterthums in seinem ganzen Umfange entwickelt hat. Der Schlag, den Perrault gegen das classische Alterthum übte, schien hart, ungerecht, und auf Vernichtung zielend; er bewirkte jedoch grade das Gegentheil, er zertheilte den Nebel, der es verbarg, und reizte zu Fortschritten. Das Alterthum hoch zu halten, dazu reichte nun eine schale Tändelei in schönen Worten und Floskeln nicht mehr aus; die scharfe Waffe der Kritik hatte die äffische Nachbeterei tödtlich verwundet. Nur der Schamlose konnte seitdem noch es wagen, wie ein leichtgeflügelter Schmetterling dem Alterthum zu nahen; der Ernste und Sinnige fand mehr darin, als Befriedigung eines romantischen Sinnreizes. Man erforschte es seitdem emsiger, gründlicher und allseitiger. So zeugt die Geschichte der classischen Studien. Mögen also Perrault immerhin die Zeitgenossen mit der ganzen Schärfe ihres Witzes und ihrer Satyre arg angegriffen haben, sie bewiesen dadurch nichts weiter, als daß sie die Bedeutung seines Werkes nicht begriffen und unverständig für ein selbstgeschaffenes Phantom kämpften.

Als Perrault's Hauptwerk sind ohne Zweifel die Parallèles zu betrachten. Er schrieb dieselben erst nach seinem Rücktritt aus dem Staatsdienst, wo er mit Lebenserfahrungen bereichert, zurückgezogen in der Vorstadt Saint-Jacques allein der Erziehung seiner beiden Söhne und seinen Studien lebte. Beurtheilt man dies Werk mit den Ansprüchen der heutigen Forschung, so findet man darin wenig; selbst die Ansicht von dem Verhältniß des Alterthums zu der Neuzeit und ihren Leistungen zeigt sich bei einer näheren Prüfung als bodenlos. Perrault ist nämlich weit davon entfernt, jedem Zeitalter sein Recht zu verschaffen durch eine sachlich wahre und allseitige Entwickelung des gegenseitigen Verhältnisses. Sowie er das dem Alterthum eigenthümliche Wesen nicht begriffen hatte, so vermochte er auch nicht dessen Vorzüge zu erkennen, am allerwenigsten aber die Neuzeit damit in eine wahre Vergleichung zu stellen. Indessen gelang ihm auch dieser erste und an sich freilich sehr schwere Wurf nicht, einen Vorwurf wird ihm darüber Niemand machen, sobald man ihn in seiner Zeit stehend betrachtet. Streitet man doch heute noch mit nicht geringerer Unsicherheit über die Anerkennung der Vorzüge des classischen Alterthums und über seinen Werth für die Bildung der Gegenwart, nachdem man sich seit Perrault länger als anderthalbhundert Jahre mit dessen Erforschung eifrig beschäftigt und dessen Eigenthümlichkeiten kennen gelernt hat. Nicht mit Gründen, sondern mit der Gewalt der Vorurtheile versucht man unwahren Behauptungen Geltung zu erzwingen, und sehr häufig in der verletzendsten Weise wider die Wahrheit, für die allein Perrault sein Unternehmen wagte; denn daß er irrte, das mindert den moralischen Werth seines Unternehmens als individuelle That nicht im mindesten. Aus dem Irrthum, ist dessen Quelle in der Gesinnung nur lauter, und die Absicht, welche ihn zur That zeitigt, edel, dann fördert er die Wahrheit.

So lange Perrault im Staatsdienste thätig war, wirkte er vorzüglich unmittelbar praktisch neben der Erfüllung der ihm obliegenden Pflicht für die Geschichte des Königs. In dieser Rücksicht schrieb er ebenfalls mehres, z. B.: Course de Testes et de Bague faites par le Roi, et par les Princes et Seigneurs de sa Cour en 1662 décrites, avec figures (Paris 1670 Fol.), und was der Recueil de divers ouvrages en prose et en vers (Paris 1675. 4.) enthält. Die Stücke dieser Sammlung hatte Perrault handschriftlich in die Bibliothek zu Versailles niedergelegt, de Laboureur, ein Verehrer Perrault's, beförderte sie zum Druck [5]). Die

5) Laboureur urtheilt (a. a. O.) unter anderem über Perrault: Mr. Perrault a tout-à-fait bien parlé des victoires de Louis le Grand, et on ne sauroit exprimer avec plus de génie et de succès le caractère de ses vertus royales. Tout ce qu'écrit ce poëte sur les grandes actions de ce prince ne plait pas moins qu'il persuade. On y trouve la vérité jointe avec la variété; le bon sens en soutient tous les ornemens, et ses expressions conviennent parfaitement aux sujets qu'il traite. Dasselbe gilt von seinen übrigen Schriften; er sagt davon: il (Perrault) instruit et recrée en même tems, il va heureusement à ses fins partout et ne prend jamais sur sa route que ce qui peut servir à son dessein. Rien n'est plus juste ni plus châtié que sa prose, rien n'est plus poëtique ni plus fleuri que ses vers. Als eine Eigenthümlichkeit bezeichnet er: que tous ses écrits ont une certaine nouveauté qui les lui a fait regarder comme autant d'originaux chacun en son genre. En effet ils ont toute la hardiesse, tout l'air de la beauté, et toutes les grâces des originaux, qui ne se trouvent pas même dans les imitations les plus parfaites des ouvrages des Anciens. Schon Baillet bezweifelt die Wahrheit dieses Urtheils, begründet jedoch seinen Zweifel nicht weiter als



hauptsächlichsten derselben sind der in Prosa verfaßte und zuerst anonym (Paris 1660. 12.) erschienene Dialogue de l'Amour et de l'Amitié, der wegen seiner Vorzüglichkeit in verschiedene Sammlungen aufgenommen wurde; ferner Le Miroir ou la Metamorphose d'Orante, in Prosa und Versen, gleichwie La Chambre de Justice de l'Amour; dann Discours sur l'acquisition de Dunkerque par le Roi, en l'année 1663; Le Parnasse poussé à bout, worin er die Schwierigkeit, die Eroberung der Franche-Comté zu beschreiben, in Prosa darlegt; Traduction d'une épître du Chancelier de l'Hopital au Cardinal de Lorraine, sur le Sacre de François II. et sur la manière dont il doit gouverner son Royaume, in Versen; La Peinture, poëme; Remerciment à Messieurs de l'Académie Françoise, prononcé le 23. Nov. 1671; Compliment de l'Académie Françoise fait à Madame la Chancelière, en quittant l'Hôtel Seguier, où elle s'assembloit, pour aller tenir ses conférences au Louvre en Mai 1672; Compliment de l'Académie Françoise fait au Roi à son retour de la Campagne d'Hollande le 13. Août 1672[6]); Le Labirinte de Versailles, eine Beschreibung des Labyrinths mit Versen über jede Fabel Äsop's, die darin dargestellt ist[7]); Critique de l'Opéra, ou Examen de la Tragédie intitulée Alceste, ou le Triomphe d'Alcide. Dialogue (auch besonders [Paris 1674. 12.] und mit Unrecht dem älteren Bruder Pierre zuweilen zugeschrieben); endlich: Réponse à un poëme de M. Quinault, où Apollon se plaint que le Mecenas des gens de Lettres refuse d'être loué. Im ersten Bande der Parallèles befindet sich auch ein poetischer Brief an Fontenelle: Le Génie. Ferner schrieb er: La Chasse, epître en vers (Paris 1692. 12.); darauf: Griselidis, Nouvelle. Avec le Conte de Peau-d'Asne, et celui des souhaits ridicules. Sec. édit. (Paris 1694. 12.); ist ein poetisches Erzeugniß. Darauf erschienen: Adam ou la création de l'homme, sa chute et sa reparation. Poëme chrétien (Paris 1697. 12.); Ode de M. l'Abbé Boutard sur Marly, traduite en François. (Paris 1697. 4.) Alle diese poetische Schriften entbehren der wahren Poesie; denn Perrault besaß diese Naturgabe nicht. Indem ihm die poetische Schwungkraft und Wärme mangelt, welche auch auf den Leser erhebend wirkt, scheinen ihm ausführliche Beschreibungen, worin er aber auch wieder sich oft einer widrigen Nachlässigkeit überläßt und in eine zu niedrige Weitschweifigkeit verliert, in der er die beabsichtigte anschauliche, malerische Einfachheit verfehlt, für poetische Darstellungen gegolten zu haben. Wohl fehlt ihm ein gewisser Geist nicht, er gibt sich jedoch überall mehr in einem guten Unterhaltungston kund, dem die romantische Stimmung und Gewandtheit Reiz verleiht. Daher sind heute die meisten seiner als poetisch erschienenen Schriften ohne Reiz und vergessen. Boileau's Wort:

Il n'est point de degré du mediocre au pire.

betrachtet man daher heute als nicht begründet, bezieht es aber auf seinen in jeder Beziehung als höchst achtungswerth geschilderten Charakter. Ant. Léonard Thomas (1732 zu Clermont in der Auvergne geboren, anfänglich Professor am Collége zu Beauvais, dann Mitglied mehrer gelehrten Akademien und auch der des Inscr. et B. L., starb 1785 den 17. Sept.) spricht in einem Eloge[8]) über Perrault's Wesen und Thätigkeit folgendes, wie es scheint, unbefangene Urtheil: Au-dessus de l'envie, au-dessus de la haine, au dessus de tous les petits intérêts, il ne fut jamais qu' utile: il produisit les talents comme d'autres les eussent ecartés; ses connaissances étaient beaucoup plus étendues que celles d'un homme de lettres ordinaire. Il avait embrassé une partie des sciences abstractes, saisi plusieurs branches de la physique, et jeté sur la nature en général ce coup-d'oeil d'un philosophe qui cherche à étendre la carrière des arts, et à y transporter, par de nouvelles imitations, de nouvelles beautés; mais il se distingua surtout dans cette partie de l'esprit philosophique, utile lors même qu'il se trompe, qui analyse les principes du goût, n'admire rien sur parole, et, avant d'adopter une opinion, même de 2000 ans, cherche toujours à s'en rendre compte[9]).

Überschaut man Perrault's bewegtes Leben, so bemerken wir, wie auch ihn das menschliche Loos des Wechsels traf. Trotz der vielfachen Verdienste, die er sich um seine Zeit und selbst um die Nachwelt erworben hat, trotz dem, daß er lange gesucht wurde, um seine vielgeltende Gönnerschaft zu erwerben, und unbescholtene Rechtlichkeit,

---

durch die Bemerkung, daß einsichtsvolle Kritiker ihn eines Andern belehrt hätten. Man sieht, daß das übertriebene Lob der Freunde Perrault mehr schadete, als nützen konnte. Baillet bemerkt über diese Sammlung: Il paroit quelques pièces de galanterie dans ce recueil qui demandent des lecteurs aussi honnêtes gens que leur auteur, afin qu'ils puissent au moins les lire avec un oeil aussi simple qu'a été, dit-on, le coeur de celui qui les a composées.

6) Diese drei akademischen Reden nebst einer vierten an den König: Compliment fait au Roi sur ses conquêtes, au nom de l'Acad. franc., zuerst im Mercure Galant. 1678. Avril, befinden sich auch in dem Recueil des harangues prononcées par Messieurs de l'Académie françoise. (Amst. 1709.) Tom. I. 7) Baillet erzählt (l. c. p. 595), daß Perrault sämmtliche französische Inschriften (40 Epigramme) für Versailles nebst den Fabeln des Äsop in einer einzigen Nacht gearbeitet habe. Ist dies gegründet, so erklärte sich leicht die ihm vorgeworfene Nachlässigkeit in seiner Darstellung; man sähe aber außerdem, daß ihm alles, vermöge eines glücklichen Talentes, leicht wurde.

8) Wiedergedruckt in *Ant. Léon. Thomas*, Oeuvres. (Paris 1825. 6 Bde.) 2. Bd. 9) Das Urtheil der Madame Dacier über Perrault verdient daneben eine Stelle. Sie hat dasselbe in der Vorrede zur Übersetzung der Odyssee eingefügt. Sie sagt: C'étoit un homme d'esprit et d'une conversation agréable, et qui a fait quelques jolis petits ouvrages, qui ont plû avec raison. Il avoit d'ailleurs toutes les qualités qui forment l'honnête homme et l'homme de bien; il étoit plein de piété, de probité, de vertu, poli, modeste, officieux, fidele à tous les devoirs, qu'exigent les liaisons naturelles et acquises; et dans un poste considerable, auprès d'un des plus grands Ministres que la France ait eus, et qui l'honoroit de sa confiance, il ne s'est jamais servi de sa faveur pour sa fortune particulière; et il l'a toujours employée pour ses amis.

verbunden mit ungeheuchelter Bescheidenheit ihm alle gültigen Zeugen zusprechen, so erfuhr er doch die Unbeständigkeit der Gunst der Welt. Mit Colbert war er zerfallen, und ließ sich nicht wieder bewegen, in den Staatsdienst zurückzutreten, so sehr auch Colbert, der Perrault vermißte, es wünschte. Nach Colbert's Tode, 1683 den 6. Sept. erhoben sich seine Feinde ungescheut, und sogar diejenigen, denen er einst genützt hatte, verfolgten ihn; ja diese Ungunst ging so weit, daß schon diejenigen als seine Freunde galten, welche ihn nicht gradezu vernachlässigten; Colbert's Nachfolger, Louvois, stieß sogar Perrault aus der Academie petite, die er erst hatte gründen helfen, so feindselig behandelte derselbe die Günstlinge seines Vorgängers. Die Nachwelt aber hat Perrault noch nicht vergessen. Seine Feenmährchen sind seit ihrem ersten Erscheinen 1697 als: **Contes de ma mère l'Oye, ou histoire du temps passé. par** ***Perrault d'Armancour*****, fils de l'auteur**, in unzähligen Ausgaben, bald vollständig, bald in Auswahl, bis auf den heutigen Tag wiederholt worden, als: Contes des fées, en prose et vers. Diese Mährchen sind: **le Chaperon rouge, les Fées, la Barbe bleue, la Belle au bois dormant, le Chat botté, Cendrillon, Riquet à la houppe, le Petit Poucet, l'Adroite Princesse, Grieselidis, Peau d'âne, les Souhaits ridicules.** Sie fesseln noch jetzt die Aufmerksamkeit so sehr, daß sogar Gelehrte und Akademiker sich mit Untersuchungen über deren Echtheit beschäftigt haben. Anonym schrieb nämlich der bekannte gelehrte Akademiker Walckenaer darüber: **Lettres sur les contes des Fées, attribués à Perrault, et sur l'origine de la Féerie.** (Paris 1826. 12.) Unter anderem hat es derselbe versucht zu erweisen, daß die prosaische Erzählung Peau d'âne nicht ein Werk Perrault's ist, deswegen weil dieselbe lange nach dessen Tode erschien; indessen kann dieser Grund nicht als beweisend gelten, weil dann noch vielmehr die Erzählung: **Adroite Princesse**, als unecht gelten müßte, indem dieselbe erst in der Ausgabe der Mährchen von 1743 erschien. Von allen Ausgaben dieser **Contes des Fées** bemerke ich außer (à la Haye 1745. 12. mit KK. von Focke, Paris 1781. 12., und ib. 1784. 12. 4 Bde. (beide mit KK.) nur noch diejenigen, welche auch biographische Nachrichten enthalten. Dies sind **Contes etc., avec notice historique sur la vie et les ouvrages de l'auteur par M.** ***Dufresnoy*** (Paris 1816, 1824. 18.); ferner **Contes etc. éd. augm. d'une Notice sur la vie et les contes de cet auteur, par M.** ***Cousin-d'Avalon.*** (Paris 1833. 12.) Teutsch übersetzt findet man diese Mährchen in der blauen Bibliothek, sowie auch in verschiedenen besonders erschienenen Übersetzungen. Einige andere kleinere Schriften, die bis jetzt noch nicht genannt sind, werden in der Nachricht von den gesammelten Werken erwähnt werden. Er übersetzte auch die Fabeln des Faernus: **Les Fables de Faërne trad. en vers franç.** (Paris 1689. 12.; Amst. 1718. 12.).

Zwei Werke zeigen Perrault auf einem anderen Gebiet; nämlich: **Le Cabinet des beaux Arts, ou Recueil d'estampes gravées d'après les tableaux d'un plafond, où les beaux Arts sont représentés avec l'explication de ces mêmes tableaux en vers et en prose, par M.** ***Perrault.*** (Paris 1690. fol. oblong.; ferner: **Les Hommes Illustres qui ont paru en France pendant ce siècle, avec leurs portraits au naturel.** (Paris 1696. fol.; Tome deuxième, ib. 1700). Die Jesuiten misbilligten die Aufnahme von Arnauld und Pascal, und sie wußten es dahin zu bringen, daß die Censur beide in den meisten Exemplaren der ersten Ausgabe unterdrückte; indessen wurde die Aufnahme bald wieder gestattet, um das Aufsehen zu vermeiden. Daher wurden die Ersatzartikel Thomassin und Ducange in der zweiten Ausgabe wieder unterdrückt. Eine Ausgabe (à Paris 1698. 12.), die aber nur den Text und den ersten Theil der ersten Ausgabe umfaßt, enthält Arnauld und Pascal; die Ausgabe à la Haye 1698. 12. hat Arnauld, nicht aber Pascal. Alle vier Biographien befinden sich in der Ausgabe à la Haye 1736. 12. 2 Bde. Die neue Ausgabe (Paris 1805) wird nicht sehr gesucht. Perrault schrieb diese kurzen, aber gut gehaltenen Biographien damals Verstorbener auf den Wunsch eines Verwandten Colbert's. Es befinden sich darin unter anderen Sirmond, Petau, de Thou, de Peiresc, Descartes, Gassendi, du Fresne, Claude Perrault. Merkwürdig ist es, daß sich Perrault wegen dieses Unternehmens in der Vorrede entschuldigt.

Seine Schriften erschienen in einer Auswahl: **Oeuvres choisies, avec les Mémoires de l'auteur et des recherches sur les contes des fées. Par M.** ***Collin de Plancy.*** **Edit. ornée d'un portrait.** (Paris 1826.) Außer den Memoiren nebst den Zugaben des Herausgebers enthält diese Sammlung folgende Mährchen: **Le Corbeau guéri par la cigogne, ou l'Ingrat puni**, und **l'Esprit fort**, beide in Versen; **Sept fables trad. de Faërne**; dann unter dem besondern Titel: **Oeuvres diverses, Apologie des femmes (contre la Satire de Boileau), Poëme sur la peinture; Le siècle de Louis-le-Grand; une Idée sommaire du Parallèle des anciens et des modernes; le Génie, épître à Fontenelle; le Portrait de la voix d'Iris; le Cabinet des beaux-arts; Apollon et les neuf Muses, l'Amour, l'Amitié; la Beauté et la Bonté, allégorie (en prose); Sujet du poëme de Saint-Paulin, en six chants.** Diese **Oeuvres div.** veröffentlichte schon Lefort de la Morinière mit dem Titel: **Passe-Temps poétiques, historiques et critiques.** (Paris 1757. 12. 2 Bde.) Diese Sammlung enthält außerdem: **L'esprit de Malherbe, le Porte-feuille posthume de** ***Bruzen de la Martinière.***

Alle vier Brüder Perrault zeichneten sich durch eine eigenthümliche geistige Begabtheit aus, besonders aber griffen Charles und Claude in die Bildung ihrer Zeit ein. Pierre war der älteste und lebte im Staatsdienst, anfänglich in der Nähe Colbert's in einer niederen Stelle; später wurde er Receveur Général des Finances de la Généralité de Paris, und war Advocat honoraire. Er schrieb: **De l'origine des fontaines** (Paris 1674. 12.); wiederholt in den **Oeuvres diverses de Physique et de Mecanique des MM.** ***Cl.*** **et** ***P. Perrault*** (Leyde 1721. 4., Amst. 1727. 4. 2 Bde.) Aus dem

Italienischen übersetzte er Tassoni's Gedicht: La Secchia rapita, le Sceau enlevé (Paris 1678. 12.) in Prosa. Obwol dem Bruder Claude ein besonderer Artikel im Folgenden gewidmet ist, so darf er doch auch hier, in dieser umfassenden Übersicht sämmtlicher Glieder dieser wahrhaft genialen Familie nicht unerwähnt bleiben; ich unterlasse nur dessen Schriften aufzuführen, weil dieselben der erwähnte nachfolgende ausführliche Artikel enthält, dem ich Einiges hinzugefügt habe. Claude war um d. J. 1613 geboren, und erscheint als Genie; denn als Fachstudium wählte er sich die Heilkunde, übte dieselbe jedoch nur in seiner Familie, bei Freunden und an Armen, während er sich vorzugsweise mit Architektur, Mechanik, Physik und Musik, worin er Autodidakt war, beschäftigte und darin auszeichnete. Seine Zeichnung zu der Façade des Louvre gewann den Vorzug vor denen der berühmtesten Architekten Frankreichs (dem Architekten Leveau und dem Maler Lebrun) und Italiens (Bernini) von Fach. Danach wurde der Bau auch ausgeführt, wie sich aus den über dieses Unternehmen gepflogenen Berathungen ergibt, welche Charles Perrault niedergeschrieben hat. Ebenso sind das Observatorium und der Triumphbogen seine Werke, obwol Despreaux, dessen unversöhnlicher Feind P. Perrault war, dies leugnet. So verschieden auch diese Bauwerke Perrault's beurtheilt worden sind, einen besonnenen Vertheidiger haben sie in Quatremère de Quincy jüngst gefunden. Durch diese Werke hatte er sich als tüchtigen Mann bewiesen; daher übertrug ihm Colbert eine Übersetzung des großen Werkes von Vitruvius nebst einer Erklärung desselben durch Anmerkungen. Daß er dazu damals der geeignetste war, zeigt seine Arbeit selbst, die auch die öffentliche Anerkennung fand. Er besaß die tüchtigsten sachlichen Kenntnisse, und verstand außerdem auch die Sprache des Originals; dabei kam ihm seine ausgezeichnete Geschicklichkeit im Zeichnen und Modelliren zu statten. Allerdings leidet seine Übersetzung an einer Ungleichheit; denn sehr viel übersetzte er frei, wie es der Geist der französischen Sprache foderte, wo aber Vitruvius schwierige Gegenstände behandelt, da übersetzte er wieder wörtlich, und bildete dabei an tausend neue Wörter, welche die Zustimmung der Akademie erhielten, die in solchen Dingen entschied [10]). Bei der Gründung der Académie des sciences war er eins ihrer ersten Mitglieder für die Classe der Physik. Auch als Arzt strebte er über das Gewöhnliche hinaus, indem er eifrig mit den physischen und anatomischen Untersuchungen und Beobachtungen sich beschäftigte. Dieses Zeugniß für ihn legen nicht nur seine Schriften ab, die für die damalige Zeit viel Neues enthalten und auf Unbekanntes aufmerksam machen, sondern auch die Auszeichnung, daß die Faculté de Paris nach seinem Tode sein Bild von den Erben sich erbat und dasselbe neben denen von Fernel, Akakia, de Riolan u. A. in den öffentlichen Schulen aufstellte. Boileau's Ausspruch über Claude Perrault de méchant médecin devient bon architecte enthält sicher volle Wahrheit nicht, weil er sich dadurch an Perrault zu rächen suchte. So viel ist sicher, daß Perrault sich durch großartiges Streben auszeichnete und einen bleibenden Namen durch seine mannichfachen Leistungen erworben hat. Dieser Claude Perrault ist ohne Zweifel derselbe französische Künstler, welcher im Ritratto di Venezia als Meister eines Monuments des französischen Gesandten Renat de Voyer in der St. Job-Kirche zu Venedig erwähnt wird. Er starb 1688 den 9. Oct., 75 Jahre alt [11]), angesteckt, wie man sagt, durch die Section eines an der Pest gestorbenen Kamels. — Von Nicolas Perrault wissen wir nur, daß er 1652 Doctor der Sorbonne wurde, aber mit anderen siebzig später wieder ausgeschlossen, wahrscheinlich, weil er sich dem Jansenismus ergeben hatte. Er starb 1661. Seine Schrift ist: La Morale des Jésuites, extraite fidèlement de leurs livres, imprimés avec l'Approbation et Permission des supérieurs de leur Compagnie; par un Docteur de Sorbonne (par *Nic. Perrault*, avec une préface par *Alexandre Varet*. Mons 1667. 4.; 1669. 16. 3 Bde.). Drei Briefe gegen die Autorität des Papstes schrieb er an den Doctor Haslé. Zu dieser Familie gehörte ohne Zweifel auch der Blumenmaler Perrault, der um 1740 mit Boucher und Pierre im königlichen Cabinet zu Fontainebleau arbeitete. (*W. Hoffmann.*)

PERRAULT (Claude), Architekt und Naturforscher, geboren zu Paris im J. 1613. Sein Vater, Parlamentsadvocat, ließ ihn Mathematik und Medicin studiren; er erhielt den Doctortitel bei der Facultät zu Paris. Perrault übte Anfangs ausschließlich die ärztliche Kunst aus, setzte dasselbe auch für seine Familie, Freunde und Arme bis an sein Lebensende fort, und zwar, wie man sagt, mit Erfolg; außerdem führte er zahlreiche naturwissenschaftliche Untersuchungen. Aus den vorhandenen Nachrichten geht nicht mit Bestimmtheit hervor, auf welche Veranlassung Perrault sich der Baukunst zuwendete. Colbert trug ihm auf, den Vitruv zu übersetzen; die Studien, welche er zu diesem Zwecke machen mußte, sollen in ihm einen lebhaften Eifer für die Baukunst erweckt und seine großen Anlagen für dieselbe entwickelt haben. Obwol das Letztere ganz begründet sein mag, so geht doch aus dem kurzen Berichte des Niceron hervor, daß Perrault bereits Theilnahme für die Baukunst hegte, als ihm der fragliche Auftrag ertheilt wurde. Es wäre auch schwerlich einzusehen, wie man ihn, ohne bereits er-

10) Vergl. die sehr beifällige Kritik der Übersetzung im Journal de Sçavans. 1674. 17. Dec. *Baillet* l. c. T. II. P. III. p. 547 sq.; er irrt aber darin, daß er diesen Übersetzer Charles Perrault nennt, während er wieder Charles als Médecin bezeichnet.

11) Sein Eloge s. im Journal des Sçavans. 1689. 28. Fevr. und in der Histoire des ouvrages des Sçavans 1688. Nov., und im Dictionnaire par *Moreri*. T. VII. *Niceron*, Mémoires. T. XXXIII. p. 258 sq. Biogr. univers. T. XXXIII. *Quatremère de Quincy*, Histoire de la vie et des ouvrages des plus célèbres architectes etc. (Paris 1830. 4. Zwei Bände), sowie dessen Dictionnaire hist. d'Architecture (Paris 1833. 4. Zwei Bände). G. K. Nagler's Künstlerlexikon. 9. Bd. S. 117 fg. Die von Charles Perrault über den Bau des Louvre niedergeschriebenen Verhandlungen sind handschriftlich in der Architecture française par *Blondel* T. IV. benutzt. Vergl. auch v. Wiebeking's bürgerliche Baukunde. 3. Th.

klärte Neigung für die Kunst zu einem dem Anscheine nach so fremdartigen, und mit der bereits erwählten Wirksamkeit unvereinbaren Geschäfte hätte auffodern mögen. Die Übersetzung des Vitruv erschien erst im Jahre 1673. Unterdessen war Perrault bereits als eins der ersten Mitglieder in die Akademie der Wissenschaften aufgenommen, und mit den physikalischen Arbeiten beauftragt worden. Bisher war noch nichts von Perrault in Druck erschienen, und man weiß daher nicht, auf welche seiner Leistungen das Vertrauen begründet war, welches durch den Erfolg völlig gerechtfertigt worden ist. Im J. 1666 wurde die Akademie aufgefodert, Plane zur Erbauung des Observatoriums zu liefern, und bei dieser Gelegenheit trat Perrault zuerst als Baumeister auf, indem er eine Zeichnung einlieferte, welche den übrigen vorgezogen und in Ausführung gebracht wurde. Dennoch wollte man an diesem Gebäude, seit es fertig war, nichts finden, woraus sich ein Schluß hätte ziehen lassen auf das später kund werdende große Talent des Perrault. Das Observatorium soll in schwerfälligem Styl erbauet sein und seinen Zweck nur unvollkommen erfüllen. Seitdem zumal die umgebenden Häuser weggefallen sind, daß die Ansicht von allen Seiten offen ist, sind die Fehler Jedem augenfällig gewesen. Indessen gesteht man wiederum ein, daß das Gebäude einen eigenthümlichen und neuen Charakter hat. Auch ist das Dach in Plateform so gut gewölbt, daß man in der Construction weder Holz noch Eisen verwendet hat, und die inneren Gewölbe und Treppen sollen Muster der Bauart sein. Wenn man diese Eigenschaften des ersten Gebäudes, welches in Perrault's Sinne ausgeführt wurde, zusammennimmt, so möchte doch wol das herrschende Urtheil, daß man daraus sein Talent noch nicht habe voraussehen können, einige Beschränkung erleiden. Kurz nachher wurde Colbert Minister, und fand den Louvre, an welchem seit einiger Zeit gebauet wurde (hierüber u. fg. vergl. den Art. Louvre), seiner Bestimmung nicht würdig, weshalb er einen Aufruf an alle Architekten erließ. Auch hier sandte Perrault eine Zeichnung ein, welche soviel vorzüglicher war, als alle übrigen, daß sie ohne Streit den Vorzug erhielt. Nun wird erzählt, daß man dennoch vor der Ausführung die Ideen der besten italienischen Künstler habe kennen lernen wollen, und daher Bernini nach Frankreich eingeladen worden sei; auch habe Bernini sämmtliche bereits vorliegende Bauplane geprüft, und dem des Perrault den Vorzug gegeben und ein sehr unparteiisches und großmüthiges Lob ertheilt. Dagegen versichert die Biographie universelle (vergl. d. Art. Bernini), daß diese Erzählung irrthümlich sei, und Bernini die Zeichnung des Perrault gar nicht gesehen habe. Er habe vielmehr selbst einen Plan entworfen, darin aber den bereits bestehenden Bau nicht aufnehmen, sondern demoliren wollen, und das sei der Grund, daß man Bernini's Vorschläge nicht berücksichtigt, und nach seiner Abreise die Zeichnung des Perrault dem Könige vorgelegt habe. Auf jede Weise hatte man also Perrault den Vorzug gegeben, und indem die Überlegenheit und Großartigkeit seines Entwurfes nicht bestritten werden konnte, erhob man laute Zweifel gegen die Ausführbarkeit. Diese Äußerungen der Misgunst hatten wenigstens den Erfolg, daß sich ein allgemeines Mistrauen erhob und eine sorgfältige Prüfung des Planes für nöthig gehalten wurde. Zu diesem Zwecke wurde unter dem Präsidium Colbert's ein Comité gebildet aus dem ersten Architekten, Lebrun und Perrault, wobei des Letzteren Bruder Secretair war; wöchentlich fanden zwei Sitzungen statt. Um alle Einwürfe zu entfernen, machte man ein kleines Modell des Peristyl mit ebenso vielen Werkstücken, wie im Großen zu Anwendung kommen mußten, und befestigte dasselbe mit angemessenen eisernen Klammern. Die Ausführung dieses Modelles ließ alle Schwierigkeiten augenscheinlich verschwinden. Man ist sogar nach Ausführung des Louvre übereingekommen, daß eine gewöhnliche Art der Befestigung dem kühnen Baue nicht genügt haben würde, und grade die anfänglich Befremden erregende Anordnung eine große Sicherheit und Festigkeit gewähren mußte. Außerdem bemerkt man in der Säulenstellung eine Neuerung, für welche kein bekanntes Denkmal des Alterthums ein Muster abgeben konnte; das sind gekuppelte korinthische Säulen, wie man erst später bei Entdeckung der Ruinen von Palmyra aufgefunden hat. Einige haben gemeint, daß Perrault durch gewisse Stellen des Vitruv auf diese Idee gekommen sei. Einer großen Schwierigkeit unterlag die Anordnung des inneren Hofes, wo die stehende und bereits mit Hinzufügungen fernerer Baumeister geförderte Arbeit dem neuen Plane untergeordnet werden mußte. Auch das bewerkstelligte Perrault mit Eleganz, ohne etwas von der Zerstörung zu versuchen, welche Bernini für unumgänglich gehalten hatte. Man findet den Louvre nicht fehlerfrei, aber betrachtet denselben als das schönste Gebäude von Paris, und als ein Meisterwerk französischer Baukunst. Zumal rühmt man den Gesammteindruck des Gebäudes, und findet den Styl durchaus edel und einfach.

Nach der Eroberung von Flandern und Franche-Comté verlangte Colbert Plane zu einem Triumphbogen; und Perrault erlangte abermals vor seinen Mitbewerbern (Lebrun und Leveau) den Vorzug. Der Grund zu dem Triumphbogen wurde 1670 gelegt, und Perrault wendete dabei eine antike Procedur an, indem er die Steinbänke mit Sandkitt und Wasser an einander reiben ließ, um sie ohne Mörtel zu verbinden. Die Maschinen, welche er erfand, um zwölf Fuß lange Steine in solcher Weise zu behandeln, sind in der Übersetzung des Vitruv abgebildet. Perrault hat noch mehre Bauwerke hinterlassen, welche allein hingereicht hätten, ihm den Namen eines großen Baumeisters zu verschaffen. Dieselben sind 1) die Kapelle des Schlosses Sceaux, 2) die von Notredame de Navonne, der Kirche Petits-Pères, 3) die Allée d'eau in Versailles. Die meisten Zeichnungen zu den Bronze- und Marmorvasen in dem versailler Garten (eine Sammlung dieser Zeichnungen befindet sich als werthvolles Manuscript in der Bibliothek des Ministeriums des königlichen Hauses) sind von seiner Hand.

Perrault soll eine ungemeine Geschicklichkeit im Zeichnen und Modelliren besessen haben, sodaß seine Handzeichnungen von Kennern wegen ihrer Präcision und Sicher-

heit viel höher gestellt werden, als die sehr gerühmten Platten, welche danach gestochen wurden.

Die Anerkennung, welche Perrault fand, trachtete man vielfach zu schmälern. So schrieb man die Zeichnung der Façade des Louvre dem ersten königlichen Architekten Leveau zu, welche Behauptung jedoch bei den Einsichtigern keinen Glauben fand, und auch nicht verdient, weil sie von dem auf Perrault neidischen und ihm deshalb feindselig gesinnten Kunstgenossen d'Orbay ausging. Auch zwei Satyriker erhoben ihre Stimme gegen Perrault; Despréaux, dessen unmäßige Satyre Perrault hart gemisbilligt hatte, und Boileau, der den Perrault mit seinem Bruder Charles verwechselte. Über beide Angriffe beklagte sich Perrault mit dem Erfolge, daß dieselben auf noch härtere Weise erneuert wurden.

Wenn einzelne Lebensumstände des Perrault weniger aufgeklärt werden konnten, so hat er doch von seiner Thätigkeit ein so gültiges Zeugniß abgelegt, daß die Nachwelt kein Bedenken dagegen erheben kann. Dasselbe ist außer den Bauwerken, die vor Aller Augen stehen, aus seinem literarischen Nachlasse folgendermaßen zu entnehmen. Bei der Übersetzung des Vitruv erkennt man Perrault's Bemühungen um die Herstellung des mishandelten Textes, und findet dieselben fast immer glücklich; auch zeigen die Noten von Perrault's Gelehrsamkeit und gutem Geschmack. Doch will man in der Übersetzung einige Veränderungen tadeln, welche, obwol wenig zahlreich, das Ganze beeinträchtigen. Man ist verwundert über diese Änderungen, und glaubt, dieselben nur der Paradorie zuschreiben zu können, welche als ein Charakterzug der ganzen Familie angesehen wird. Hierbei ist aber zu bedenken, daß diese vermeintlich willkürlichen Abänderungen einzig in einem Misverständnisse des Textes ihren Grund haben können; denn es existiren mehre Beispiele, daß Perrault die Texte der Alten nicht immer richtig verstanden, sondern einen ganz fern liegenden Sinn dem nächsten und einfachsten vorgezogen hat. Unter anderen interpretirt Perrault die Stelle des Cicero (im I. Bch. de natura deorum, wo die Erzählung des Herodot von dem Ibis repetirt wird) „angues — — interficiunt et consumunt, ex quo fit, ut illae nec morsu vivae noceant, nec odore mortuae;" dahin, daß nach dem Zeugnisse des Cicero der Ibis im Tode keinen üblen Geruch verbreite. Aber diese Unfähigkeit, in den Sinn fremder Gedanken einzugehen, scheint nicht einem Mangel an Scharfsinn zugeschrieben werden zu dürfen, sondern vielmehr jener Entfernung von dem gewöhnlichen Ideengange, welche zu originellen Naturauffassungen und Kunstproductionen befähigt; denn Perrault hatte nicht nur seine Kunst, sondern auch die Natur verstanden. Das wird bezeugt durch die originellen Abhandlungen über die Mechanik der Thiere. Der französische Biograph sagt, es seien sonderliche Beobachtungen über den Gebrauch der Organe, und man entdecke den Keim des Stahl'schen Systems. Es liegt darin kein besonderes Lob, auch die Vergleichung mit Stahl ist unfruchtbar, und diese Arbeiten verdienen in der That eine andere Anerkennung. Zuvörderst ist es bemerkenswerth, daß Perrault die äußere thierische Gestalt mit dem Bedürfniß und der Fähigkeit, zugleich aber mit den Tendenzen des inneren Baues verglich. Er begründete damit eine natürliche Teleologie, indem er pragmatisch die Lehre entwickelte, daß jedes Thier wesentlich sich selbst zum Zwecke hat. Diese grundnatürliche Ansicht entfernte sich weit von der Teleologie derselben und späterer Zeiten, welche einem Nützlichkeitsprincipe oder anderen eingebildeten Gesetzen die Unendlichkeit der Naturerscheinung unterordnen wollten. Aus diesen Vergleichungen ging noch eine bedeutsame Lehre hervor, das ist die Einordnung der physikalischen Kräfte in den Kreis des thierischen Lebens. Indem Perrault darstellt, auf welche Weise, unter welchen Bedingungen und mit welchem Erfolge die allgemeinen Eigenschaften der Materie in die Wirkungen des lebendigen Wesens eingehen, hat er den Anfang gemacht, das große Band zu entwickeln, welches die Glieder der Naturerscheinung verkettet, und wie ein ewiger Wegweiser durch die dunkelen Gänge des irdischen Weltbaues gezogen ist. Es ist der neuesten Zeit vorbehalten gewesen, auf diesen Weg zurückzukommen. Eine verwandte Arbeit lieferte Perrault in den Denkschriften zur Geschichte der Thiere. Man sagt von denselben, daß sie viel Neues und Interessantes enthalten, und viele Vermuthungen der Alten widerlegen. Außerdem meint Condorcet, die anatomischen Beschreibungen seien der vergleichenden Anatomie nicht dienlich. In Deutschland, wo die Zootomie sehr bedeutende Förderung gefunden hat, ist man nicht dergleichen Meinung, und vergißt nicht, Claude Perrault unter denen namhaft zu machen, welche sich Verdienste um die vergleichende Anatomie erworben haben.

Es kommen bei Perrault mehre falsche Nachrichten und Beobachtungen vor, doch kann dadurch sein wesentliches Verdienst um die Naturkunde im Allgemeinen nicht geschmälert werden. So glaubt Perrault, daß der Elephant und das Flußpferd nicht geschickt seien zu schwimmen, während im Gegentheil diese Thiere sehr geschickt schwimmen. Wie solche Behauptung sich von selbst entschuldigt durch den Mangel besserer Nachrichten, so wird eine andere entschuldigt durch die damalige Schwierigkeit und Seltenheit gewisser Beobachtungen. So berichtet Perrault, daß er eine eigenthümliche Bildung (pecten plicatus) in dem Auge der ardea virgo nicht gefunden habe, was nach Rudolphi daraus erklärlich wird, daß in dem Auge dieser Vogelgattung die Glasfeuchtigkeit ungemein früh getrübt wird, und daher gedachte Bildung für eine minder feine Untersuchung gänzlich verhüllt.

Um solche Versehen in rechtem Lichte zu betrachten, muß man in Erwägung ziehen, daß Perrault bei seinen mechanischen und architektonischen Zurüstungen sich niemals in seinen Berechnungen getäuscht und keine Übereilung zugelassen hat, weil er hier Herr des Vorhandenen war, und es sich nur um völlige und gründliche Benutzung der bekannten Verhältnisse handelte. So ist es gekommen, daß Perrault sehr glücklich in Erfindung von Maschinen gewesen ist. Seine Betrachtung des organischen Lebens steht hiermit in engem Zusammenhange; auch im lebendigen Wesen ist es hauptsächlich die gründliche und scharfsinnige Auffassung des Unverborgenen, was die

Richtung seiner eigenthümlichen Forschungen bestimmt. Wie nun in Perrault's Bauwerken ein origineller Geist aufsteht, und die Ausführung des Gedankens durch gründliche Mechanik bewerkstelligt wird, so werden seine eigenthümlichen physiologischen Gedanken offenbar begründet durch die ernstliche Betrachtung der Gestalten und Bewegungen. Bei solcher Wirksamkeit kann man dem Perrault Erfindung zuschreiben, aber Entdeckung ist seine Sache nicht gewesen.

Perrault starb am 9. Dec. 1688 zu Paris, in Folge der Section eines Kameeles, das an einer contagiösen Krankheit gestorben war *). (*Piper.*)

PERRE, eine Stadt im kappadokischen Melitene, 24 Mill. nördlich von Samosata (*Hierokles* p. 713. *Wess.* Tab. *Peuting*. T. X, f. Ind. p. 58. ed. *Mannert.*). Diese Stadt hatte in der späteren Zeit einen Bischof, dessen Name in den Unterschriften der Concilien vorkommt. *Hierokles* l. c. Mannert. 6. Thl. 1. S. 493. (*Krause.*)

PERRECIOT (Claude Joseph), zu Roulans bei Beaume 1728 geboren, studirte auf der Universität zu Besançon mit Erfolg, und wurde darauf Parlamentsadvocat. Der emsigsten Thätigkeit ergeben, pflegte er seine Pflichten gegen die Clienten mit allem Eifer, widmete sich aber daneben dem Studium der Sprachen, der Diplomatik und Geschichte. Da ihn sehr häufig seine Geschäfte nach Beaume führten, gab er endlich den Bitten seiner Ältern nach, sich dort niederzulassen. Durch seine Kenntnisse, sein Geschick, seine rechtliche Gesinnung im Rechtswesen zog er bald die Aufmerksamkeit des Staats auf sich; man machte ihn zum Procureur du roi près de la maitrise. Er blieb jedoch nur so lange in dieser Stelle, als bis er die Misbräuche in der Forstpolizei beseitigt hatte, und zog sich in die Stille seiner Studirstube zurück. Im J. 1768 wurde er zum Maire in Beaume gewählt, weil er sich als Rechtskenner und Rechtsfreund die allgemeine Achtung erworben hatte. In dieser Stelle erhielt er Zutritt zu den Archiven der Stadt und der alten Abtei. Indem er dieselben durchsuchte, entdeckte er eine bedeutende Menge wichtiger Documente. Dadurch wurde er zu einer Untersuchung des Ursprungs und des Wachsthums der Stadt geführt. Die Ergebnisse derselben legte er in einem Mémoire sur l'origine et les accroissemens de la ville de Beaume nieder, das 1769 den Preis der Akademie von Besançon gewann. Dieser glückliche Erfolg seiner Bemühungen bestimmte ihn, seine antiquarisch-historischen Forschungen über ein größeres Gebiet auszudehnen; sein Gegenstand ward die Grafschaft von Bourgogne, um das, was dunkel und noch unbekannt, aber wissenswürdig war, aufzuhellen und aufzudecken. Sein erster Versuch, sowie

---

*) Er hat folgende Schriften hinterlassen: 1) Les dix livres d'architecture de Vitruve, corrigés et traduits nouvellement en français; avec des notes et des figures. (Paris 1673. Fol.) IIe édition revue, corrigée, augmentée. (ib. 1684. Fol.) 2) Abregé des dix livres de Viteuve. (ib. 1674. 12.) 3) Ordonnance des cinq espèces de colonnes, selon la méthode des anciens. (ib. 1683. Fol.) 4) Mémoires pour servir à l'histoire naturelle des animaux. (ib. 1676. Fol., 1733. 4., IIIme partie éd. 1734. 4.) 5) Essais de physique. (ib. 1680—88. 12. 4 Vol.) 1. De la pésanteur, du ressort et de la dureté des corps. 2. Du bruit. 3. De la musique des anciens. 4. De la mécanique des animaux. 5. De la cégénération des parties etc. 6. De la transparence et de la réflexion. 7. De l'enduecissement de la chaux. 8. Sur la congélation. 9. De la transfusion du sang etc. 6) Recueil de plusieurs machines de nouvelle invention. Ouvrage posthume. (ib. 1700. 4.) 7) Lettre à Mr. Maricotte, touchant une nouvelle découverte sur la vue etc. acad. des sciences. (ib. 1680.) 8) Observations sur des fruits, dont la forme et la productian avoient quelque chose de fort extraordinaire. Journ. des Sçav. (ib. 1675.) 9) Rapport à l'académie roy. sur deux choses remarquables touchant les vers qui s'engendrent dans les intestins. Journ. des Sçav. (ib. 1675.) 10) Quelques observations touchant deux choses remarquables qui ont été trouvées dans les oeufs. (ib. 1676.) 11) Lettres à sujet des vers qui se trouvent dans la foye de quelques animaux. Journ. d. Sçav. (ib. 1668.) 12) Trois lattres à Mr. Huygens sur deux nouvelles machines. (ib. 1721.) (*Piper.*)

Das Werk Nr. 3. Ordonnance bildet eigentlich ein Supplement zu der Übersetzung des Vitruvius und wurde Paris 1733, 1734. 4. wiederholt. Das Werk Nr. 4 erschien 1671, eine Fortsetzung Paris 1676 Fol. Man findet Exemplare, denen dieser zweite Theil fehlt, sie sind dann aber unvollständig und ohne Werth. Die Kupfer sind von Seb. le Clerc. Eine neue Ausgabe (ib. 1688. Fol.) enthält vier neue Kupfer mehr, aber von dem Text wurden nur 118 Seiten gedruckt. Diese unvollendete Ausgabe wurde mit einem neuen Titel 1702, aber blos mit 12 Kupfern und 118 Seiten in Umlauf gesetzt. Die Ausgabe (ib. 1733 sq. 4. drei Theile in einem Bande) bildet zugleich den dritten Band der Mém. de l'Acad. des sciences. Dies Werk umfaßt eine anatomische Untersuchung von 50 Thieren. Der Inhalt der Sammlung Nr. 5 ist Bd. I. De la pésanteur des corps, de leur ressort, et de leur dureté. Du mouvement peristaltique; De la circulation de la sève des plantes; Nouvelle insertion du cural thoracique; Description d'un nouveau conduit de la bile. Bd. II. Du bruit, de la musique des anciens. Bd. III. De la mécanique des animaux. Bd. IV. De la génération des parties qui revlennant à quelques animaux, après avoir été coupées; Des sens extérieurs en général et en particulier; Du mouvament des yeux; De la transparence des corps; De la réflexion des corps; De l'endurcissement de la chaux; Expériences sur la congelation; Expériences faites pour examiner la bonté des eaux; De la transfusion du sang. Die Nr. 7—12 sind wiedergedruckt in der Sammlung Oeuvres diverses de physique et de mécanique de MM. *Cl.* et *P. Perrault*. (Leyde 1721. Amst. 1727. 4. Zwei Bände.) Aber außer den erwähnten Stücken noch bei Nr. 9: Avertissement pour observer les différens périodes de la Marée. Über die besondern Aufsätze des Claude Perrault sehe man *Reuss*, Repertorium commentat. T. VII, wo sie alle nachgewiesen sind. Übrigens bemerke ich, daß der Triumphbogen nicht zur Ausführung kam, obwol das Fundament dazu gelegt und das Monument selbst, als Modell, aus Gyps an Ort und Stelle aufgeführt worden war. Das Modell, sowie das Fundament wurden zerstört, und so ist keine Spur mehr davon vorhanden, ausgenommen die Abbildung desselben in dem von S. le Clerc gearbeiteten Kupferstich. Die Façade des Louvre hat F. Blondel auf vier Blättern gestochen; eine kleinere Ansicht gibt Quatremère de Quincy in dem Leben der berühmtesten Architekten. Bd. 2. Vermag auch die geschickteste Vertheidigung nicht die architektonischen Fehler in dem, was Cl. Perrault am Louvre baute, zu bestreiten, so kann man doch das Imposante darin nicht leugnen, und anerkannt (s. v. Wiebeking's bürgerliche Baukunde. 3. Th. S. 91) hat sich Perrault das sehr große Verdienst erworben, zuerst in Frankreich isolirte Säulen und eine reinprofilirte Bekrönung derselben eingeführt zu haben. Nicht zur Ausführung kamen Perrault's Entwürfe zum Theil sehr sonderbarer und kleinlicher Constructionen zur Verbindung des Louvre und der Tuilerien, wie sie in Blondel's Architecture franç. (T. IV.) mitgetheilt worden sind. (*W. Hoffmann.*)

seine fortgesetzten Arbeiten hatten ihm bei der Akademie von Besançon einen guten Namen gemacht. Dieselbe, welche ihn durch Ehrengeschenke ausgezeichnet hatte, drang in ihn, nach Besançon sich überzusiedeln, damit sie sich selbst bei seinen Untersuchungen betheiligen könnte. Perreciot widerstand jedoch diesem Ansinnen, bis endlich der Minister Bertin dadurch entscheidend eingriff, daß er Perreciot die Stelle des Trésorier im Finanz-Bureau zu Besançon gab. Dadurch wurden alle Gegenreden Perreciot's beseitigt und die dringenden Wünsche der Akademie erfüllt, die denselben mit allen nöthigen Hilfsmitteln für sein großes Unternehmen unterstützen wollte.

Ungeachtet Perreciot sehr bescheiden und zurückhaltend war, wie es nicht eben gewöhnlich ist, so verbreitete sich sein Ruf doch in die Ferne, und man versuchte sogar, ihn nach Paris zu ziehen durch das Versprechen, ihm unbestritten in der Académie des Inscr. eine Stelle zu geben, sobald eine erledigt sein würde; aber er ließ sich nicht bewegen, seine heimische Gegend zu verlassen und blieb, zufrieden mit dem, was er hatte, unter seinen Büchern und Freunden ungestört. Diese Ruhe zertrümmerte jedoch die Revolution durch ihre Stürme und Schrecken, die kein bestehendes Verhältniß unberührt ließen, nach Außen hin; er selbst blieb ruhig, weil er selbst die Hebung der unverkennbaren Misbräuche durch Verbesserung der verderbten Zustände wünschte, wie er es offen aussprach. Wegen dieser ruhigen und besonnenen Theilnahme, die er für die Revolution hegte, übertrug man ihm die Redaction der: Cahiers de doléance du bailliage de Besançon, und wählte ihn im J. 1790 zum Mitgliede des Conseil-général du département du Doubs. Indessen der reißenden Heftigkeit, in welcher die Ereignisse damals sich drängten, war seine physische Kraft nicht gewachsen. Angestrengte Studien und die strengste Erfüllung seiner Pflichten, sowie die schon schwere Zahl der Lebensjahre, hatten den besten Theil seiner Lebenskräfte verzehrt. Seine Kraft brach der Sturm der Zeit. Um noch seiner Familie und seinen Studien zu leben, zog er sich in die Einsamkeit seines Geburtsortes zurück. Jedoch rief ihn der einstimmige Wunsch der Bewohner im Jahre 1792 wieder auf den stürmisch bewegten Schauplatz, wo er leider, ungeachtet des so allgemeinen Zutrauens, heftigen Verfolgungen nicht entging. Dieses Ungemach vergrößerte sich ihm in einem Anfall von Apoplerie, und dadurch, daß er noch krank, 1793 im Juni ins Gefängniß geschleppt wurde, das sich ihm erst nach dem 9. Thermidor öffnete. Er eilte zwar in seine Einsamkeit zurück, aber er erholte sich von seiner Krankheit nicht wieder und starb 1798 den 12. Febr. durch einen wiederholten apoplektischen Anfall. Begabt mit einem vorzüglichen Herzen, einem beinahe ungeheuern Gedächtniß und einem gesunden Urtheil, verwendete er auch diese Naturgaben zum Besten der Menschheit im edlen Sinn, indem er überall durch unermüdliche Geduld und Arbeit seinen vielseitigen Pflichten zu genügen wußte, und auch in dem weiten Kreise der Gelehrtenwelt sich Anerkennung erwarb. Seine Schriften sind, außer der schon erwähnten Preisschrift: De l'état civil des personnes et de la condition des terres dans les Gaules, depuis *les temps celtiques* jusqu'à la rédaction des coutumes, *en Suisse* (Besançon 1786. 4. 2 Bde.; Londres 1790. 12. 5 Bde.). Dies Werk ist die Frucht zwanzigjähriger Untersuchungen, und besteht aus acht Büchern. Unter anderen behandelt er im vierten Buche die Letten und lettischen Lande, deren Benennung er von dem teutschen Wort lethig oder ledig ableitet. Werthvoll sind besonders die Karten im zweiten Bande. Einige Exemplare haben auch den Titel: Histoire des conditions et de l'état des personnes en France et dans la plus grande partie de l'Europe. (Londres 1790 etc.). Observations sur la Dissertation de l'abbé Gourcy sur cette question: Quel fut l'état des personnes en France sous la première et la seconde race de nos rois? (Besançon 1786. 4.). Auch dem vorigen Werk beigefügt. Dissertation sur l'étendue des deux provinces appelées, sous les Romains, Germanie supérieure et Germanie inférieure; et sur la formation de celles qu'on nomma ensuite Germanie première, Germanie seconde et province Séquanoise. Dann Dissertation sur l'origine des Francs, sur l'établissement de la monarchie franç. dans les Gaules, et sur l'Alsace Thuringienne. Diese beiden Abhandlungen befinden sich in der Histoire eccles., milit., civ. et litt. de la province d'Alsace, par *Ph. André Grandidier*. T. I. (Strasb. 1787. 4.) Description historique d'une partie des doyennés d'Ajoye, de Granges et de Rougemont, extraite d'une Diss. sur le comté d'Elsgau, im Almanach de Franche-Comté. 1788. Perreciot arbeitete auch an einer neuen Ausgabe der Notice des Gaules *d'Adr. Valois*, die er mit vielen wichtigen Verbesserungen und besonders mit wichtigen Karten ausstatten wollte. Außerdem hinterließ er handschriftlich gegen hundert Abhandlungen: Sur la Séquanie et les pays adjacents, sowie bedeutende Materialien für eine Geschichte des Mittelalters in Frankreich. Alles dieses wird in der Bibliothek zu Besançon aufbewahrt.

(*W. Hoffmann*.)

PERRECY LES FORGES, Gemeindedorf im französischen Departement der Saone und Loire (Bourgogne), Canton Toulon sur Arroux, Bezirksstadt Charolles, liegt 5¼ Lieues von dieser und 86 Lieues von Paris entfernt an der Oudrache und hat ein Briefpostamt und 1734 Einwohner, welche acht Jahrmärkte unterhalten. In der Nähe befinden sich Eisengruben, Schmelzöfen, Hammerschmieden und Eisenhämmer. (Nach Expilly und Barbichon.) (*G. M. S. Fischer*.)

PERRÉE (Johann Baptist Emanuel), geboren am 19. Dec. 1761 zu Saint-Valeri an der Somme, widmete sich Perrée von seinem 12. Jahre an dem Seehandel und brachte es allmälig bis zum Schiffscapitain. Als im Jahre 1793 mehre Officiere von Handelsschiffen auf Kriegsschiffe versetzt wurden, erhielt Perrée als Schiffslieutenant das Commando auf der Fregatte Proserpina. Hier nahm er während eines einzigen Kreuzzugs 63 Schiffe, darunter auch eine holländische Fregatte von 32 Kanonen, die ihm kräftigen Widerstand leistete. Zur Be-

lohnung für diese ruhmvolle Thätigkeit wurde Perrée bereits im nächsten Jahre zum Marinecapitain ernannt und erhielt das Commando auf der Minerva. Mit dieser und noch vier Fregatten und zwei Corvetten wurde er an die afrikanischen Küsten gesendet, um daselbst die englischen Niederlassungen zu zerstören. Diesen Auftrag vollzog er mit soviel Klugheit und Thätigkeit, daß Nichts der Zerstörung entging und es ihm außerdem gelang, 54 reich beladene Schiffe zu nehmen. Gleich glücklich war er im J. 1795, denn in diesem Jahre nahm er den Engländern eine Fregatte und zwei Corvetten wieder ab, welche sie den Franzosen entrissen hatten und führte dieselben in den Hafen von Toulon, aus welchem er wenige Tage vorher ausgelaufen war. Während der Ägyptischen Expedition im Mai 1798 gehörte Perrée als Divisionschef zur Flotte des Admirals Brueys und erhielt nach dem Unglück bei Abukir vom Oberbefehlshaber der Landtruppen den Befehl in den Nil einzulaufen, um die Unternehmungen des Heeres zu unterstützen und den Bewegungen desselben zu folgen. Perrée bewaffnete eine große Anzahl leichter und nicht tief gehender Schiffe und leistete große Dienste, indem er theils Geschütz und Munition an Orte brachte, wohin man zu Lande nicht gelangen konnte, theils der Armee Lebensmittel zuführte. Mehrmals hatte er dabei mit türkischen Kriegsschiffen zu kämpfen, von denen er mehre zerstörte; er erhielt von dem General en Chef zur Belohnung einen prächtigen Säbel, auf dessen Klinge der Name der Schlacht von Chébreis eingegraben war. Im Juni 1799 segelte er mit einer Division von Fregatten und Corvetten ab, welche er nach Toulon führen sollte, wurde aber unterwegs von einer überlegenen Flotte angegriffen, in einem blutigen Treffen überwunden und nach England geführt. Kurze Zeit darauf wurde er ausgewechselt und in Paris, wohin er sich begeben hatte, zum Contre-Admiral ernannt. Als solcher erhielt er im November 1799 den Auftrag, in Toulon den Oberbefehl über eine Division zu übernehmen, welche Malta von Neuem verproviantiren sollte. Perrée pflanzte seine Flagge auf dem Généreux auf und verließ am 10. Febr. mit einer Fregatte, zwei Corvetten und einer Flüte, welche mit 3000 Mann besetzt waren und vielen Proviant trugen, den Hafen. Widrige Winde verzögerten seine Fahrt, sodaß er erst am 18. Febr. auf der Höhe von Malta ankam, indessen hoffte er noch an demselben Tage in den Hafen einzulaufen. Doch dies sollte ihm nicht gelingen, denn bald sah er sich von vier englischen Kriegsschiffen und mehren Fregatten angegriffen, und hatte kaum soviel Zeit, den Schiffen seiner Division das Zeichen zu geben, daß sie wenden und die Flucht ergreifen sollten. Er selbst suchte dem Feinde zu entgehen; allein bald sah er sich zum Kampfe gezwungen und so ergriff er die Initiative und richtete sein Geschütz gegen den Foudroyant, auf welchem sich Nelson befand. Die drei anderen englischen Schiffe eilten dem genannten zu Hilfe; jetzt wurde der Kampf ungleich. Perrée wurde gleich im Anfange der Schlacht am linken Auge verwundet, verließ aber deshalb die Bank der Quartierwache keineswegs, nach einer Stunde verlor er das rechte Bein. Der ganz entmastete und ruderlose Généreux mußte sich ergeben, doch erlebte Perrée seine Niederlage nicht, indem er kurz vor derselben starb. Sein Körper fand in Syrakus in der Kirche der heiligen Lucia am 21. Febr. 1800 eine Ruhestätte *). (*G. M. S. Fischer.*)

PERRENOT DE GRANVELLE. Die Schriftsteller des 16. und 17. Jahrh. haben vielfältig und in verschiedener Weise über das Herkommen dieses Geschlechtes gehandelt. Den Einen ist der Vater von Nicolaus Perrenot ein Hufschmied, den Andern ein Edelmann. Diese stützen sich auf eine Grabschrift, worin Peter Perrenot, Ritter und Herr auf Cromarty genannt wird, dann auf die Ahnenprobe, welche Peter's Enkel, der Cardinal von Granvelle, im April und Mai 1540, vor dem Domcapitel von Lüttich bestand. Diese Ahnenprobe ist aber mündlich, zur Zeit, als der Recipient in höchster Gunst stand, gehalten worden; Zeugen und Richter werden schwerlich dem Einflusse solcher Gunst haben widerstehen können. Was zum andern die Grabschrift des Großvaters anbelangt, so ist es eine ausgemachte Sache, daß das Monument, dem sie eingegraben, viele Jahre nach Peter's Ableben errichtet wurde. Hingegen ist nicht weniger ausgemacht, daß dieser Peter einer der alten bürgerlichen Familien entsprossen ist, in deren Händen sich die Municipal- und Jurisdictionalämter ihres Wohnortes, nach der allgemeinen Sitte der Provinz, zu befinden pflegten, und daß diese Familie, indem sie mit einem anständigen Besitzthum einen ehr- und achtbaren Wandel verband, bereits eines solchen Ansehens genoß, daß der kleine Adel der Nachbarschaft es nicht verschmähete, in dieselbe seine Töchter zu verheirathen. Johann Perrenot, Juge-châtelain zu Ornans, war mit Wilhelmina Grospain verheirathet, errichtete am 15. Sept. 1482 sein Testament, ohne darin von fern ein adeliges Prädicat anzunehmen, und hinterließ zwei Söhne, Wilhelm und Johann II. Der ältere, Wilhelm, Bürger und Notarius zu Besançon, war mit Wilhelmina Paraudier verheirathet; Johann II., laut Eheberedung, d. d. Ornans, 6. Jun. 1472, mit Johanna Bidal, Tochter des Edelknechtes Jacob Bidal auf Meiche, die zwar als Witwe eine zweite Ehe einging mit Wilhelm Brenot auf Provenchère. Ihr Sohn erster Ehe, Peter Perrenot, Juge-châtelain zu Ornans, und später Lieutenant des Pardessus des sauneries zu Salins, wurde d. d. Valladolid, Aug. 1524 von Kaiser Karl V. geadelt, und erkaufte 1528 die nördlich von Besançon, an dem Dugnon, gelegene Herrschaft Cromary. Er starb den 22. März 1537; seine Witwe, Stephanie Philibert, den 19. März 1540. Jahre darnach wurde den beiden Eheleuten in der Pfarrkirche zu Ornans jenes Monument gesetzt, in welchem Peter das Prädicat „Chevalier" empfängt, seine Frau Stephanie war aus einem ungezweifelt adeligen Geschlechte, die Tochter des Edelknechtes Peter Philibert, aus Ornans, und der Johanna von Champagney; die mütterliche Herrschaft Champagney,

*) Vergl. Biogr. univ. T. XXXIII. p. 419 sq.

zwischen Besançon und dem Dugnon, hat Stephanie auf ihre Söhne, Nicolaus, Adrian, Claudius Perrenot, vererbt. Davon starb Adrian, Pfarrer in Montmartin, bei Vesoul, in dem Alter von 30 Jahren, den 4. Dec. 1519. Claudius, von dem Bruder nach den Niederlanden berufen, um daselbst, als Geistlicher, eine angemessene Versorgung zu finden, starb, in dem Alter von 22 Jahren, den 20. Dec. 1525.

Nicolaus Perrenot, Herr zu Granvelle, Chantonnay, Aspremont, Cromary, Champagney und Cantecroy, Ritter des goldenen Sporns, Comthur von Salamea, erster Staatsrath und Siegelbewahrer Kaiser Karl's V., ältester Sohn von Peter, war zu Ornans 1486 geboren. Ein Jüngling von ausgezeichneten Gaben, fand er in seinen Studien auf der Universität zu Dôle, an Mercurin von Arborio einen Lehrer, der diese Gaben zu würdigen und auch zu heben verstand. Von der Hochschule entlassen, wurde Nicolaus als Avocat du roi bei dem Amte Ornans angestellt, und gleichzeitig von der Erzherzogin Margarethe, der Gräfin von Burgund, „par usu fruit," und Generalstatthalterin der Niederlande, zu ihrem Geheimschreiber angenommen. Durch seine Hände gingen die wichtigsten Angelegenheiten der Erzherzogin. Margarethe zeigte sich nicht unerkenntlich für seine treuen umsichtigen Dienste, sie übernahm das Patronat des aufstrebenden jungen Mannes, der aber auch an seinem vormaligen Professor, an Mercurin von Arborio, dem Kanzler und Grafen von Gatinara, einen mächtigen Gönner gefunden hatte. Am 12. Dec. 1518 verlieh die Erzherzogin ihrem Geheimschreiber eine Rathsstelle bei dem Parlamente von Dôle, und am 18. Sept. 1519 ernannte sie ihn zum Maître-des-requêtes de son hôtel. In dieser letzten Eigenschaft erhielt Nicolaus 1521 den Auftrag, die Zwistigkeiten des Erzbischofs und der Stadtgemeinde von Besançon zu führen. Gegen Ende desselben Jahres wohnte Nicolaus, Namens der Erzherzogin, den Unterhandlungen bei, die unter englischer Vermittlung zu Calais Gatinara mit Duprat, dem Kanzler von Frankreich, pflog, 1522 wurde durch Perrenot's Bemühung der Neutralitätsvertrag für Grafschaft und Herzogthum Burgund erneuert, eine Verrichtung, für welche ihm im Laufe des Jahres die Stelle eines Maître-des-requêtes bei dem königlichen Rathe in den Niederlanden zu Theil wurde. Im J. 1523 empfing er die Anwartschaft auf die erste Rathsstelle, welche in dem kaiserlichen geheimen Rathscollegium erledigt sein würde, und sollte er dieselbe ohne ferneres Patent antreten dürfen. Eine solche Vacanz ergab sich durch den Tod von Anton Sucquet, am 31. Aug. 1524; von da an war Perrenot unzertrennlich von dem kaiserlichen Hoflager; aller Orten mußte er dem Monarchen folgen, nach Spanien, Afrika, Italien, in alle Kriegszüge, zu allen Reichstagen. Einzig gesandtschaftliche Verrichtungen konnten ihn von seiner firen Stellung am Hofe entbinden. Eine solche Gesandtschaft führte ihn nach Paris, um daselbst die Erfüllung des Vertrags von Madrid, dessen Stipulationen theilweise sein Werk waren, zu fördern. König Franz, wenig bekümmert um Wort und Vertrag, ordnete vielmehr neue Kriegszüge; in gerechtem Unwillen ließ der Kaiser den französischen Gesandten, den Bischof von Tarbes, festnehmen; ein gleiches Schicksal traf den Gesandten Karl's V. Nachdem hierauf der Bischof von Tarbes seiner Haft entlassen worden war, erhielt Maistre Perrenot seine Abschiedsaudienz, 28. März 1527. In herkömmlicher Weise sprach König Franz von seinen Beziehungen zu Karl V., sodann ließ er dem Gesandten ein Schreiben zustellen, um es Niemandem anders als dem Kaiser zuzustellen. Perrenot verweigerte die Annahme des Schreibens, da durch die ihm zugekommene schriftliche Abberufung seine Vollmacht erloschen sei. Da ließ der König das Schreiben vorlesen, eine Herausfoderung zu Zweikampf, gerichtet an den verhaßten Nebenbuhler, welcher Franz noch viele zornige Worte hinzufügte; darauf entließ er den Gesandten in Gnaden und Leutseligkeit. Granvelle, so heißt Nicolaus, seitdem er am 8. Jan. 1527 Herrschaft und Kirchdorf Granvelle, links der Straße von Besançon nach Vesoul, vier Stunden von Vesoul, gegen Südwesten, erkauft, Granvelle eilte nach Spanien, erhielt hier Titel und Rang eines ersten kaiserlichen Raths, 1530 folgte er dem Kanzler von Gatinara in dem Amte eines Siegelbewahrers der beiden Sicilien, neben welchem er noch die clergiers, grefferies et libellances du bailliage d'Aval, in Hochburgund, die Stelle eines Pardessus bei dem Salzwerke von Salins und das Richteramt in der Reichsstadt Besançon bekleidete. Ferner wurde ihm die Comthurei Salamanca, des Ordens von Alcantara, auch der Orden des güldenen Sporns, der angeblich von Karl von Anjou bei Gelegenheit der Eroberung des Königreichs Neapel gestiftet war, und von Kaiser Karl, blos um die Verdienste seines Ministers zu belohnen, erneuert wurde; sein Gehalt wurde allmälig bis zu der Summe von 3000 Goldgulden erhöht. Ein nicht übermäßiges Einkommen: Kaiser Marimilian's Rath, der am 26. April 1512 zu Trier, während des Reichstags verstorbene D. Doppeler, hatte jährlich 2500 Goldgulden bezogen. Wie viel bedeutender war aber Granvelle's Stellung, da ihm nicht nur die auswärtigen Angelegenheiten, sondern auch bereits ein wesentlicher Theil der Reichsgeschäfte anvertraut worden war; die mit dem Kurfürsten von Sachsen 1531 gepflogenen Unterhandlungen, die Conferenzen von Schmalkalden und Schweinfurt, die zu dem nürnberger Religionsfrieden führten, beruhten meist auf ihm; ihn traf darum vornehmlich der Tadel Aleander's und der übrigen päpstlichen Nuntien. Ebenso führte Granvelle zu Bologna, 1533, die Unterhandlung, welche die Vermählung der Nichte des Papstes Clemens VII., der Katharina von Medici, mit dem Herzog von Mailand bezweckte, jedoch an des eiteln Clemens Vorliebe für eine Verbindung mit dem französischen Königshause scheiterte. Begleiter des Kaisers auf dessen Siegeszuge nach Tunis, unterfertigte Granvelle den mit Muley Hassan errichteten Vertrag, und sofort nach Absterben des Herzogs von Mailand entwarf er die merkwürdige Abhandlung über die dem erledigten Herzogthume zu gebende Bestimmung; eine Abhandlung, die, höchst belehrend für des Schreibers politische Ansichten,

vor vielen andern verdiente, in die Papiers d'état du cardinal de Granvelle aufgenommen zu werden, (t. 2. p. 395—410). Eine nicht minder bedeutende Denkschrift, über die Frage eines Kriegs oder Friedens mit Frankreich, hat er im April 1536 an den Kaiser gerichtet (ib. p. 445—450). Im Dec. 1537 handelte Granvelle, zugleich mit Franz de los Cobos, als Bevollmächtigter des Kaisers auf dem Friedenscongresse zu Leucate: nur ein Stillstand der Waffen, bis zum 1. Juli 1538, wurde erreicht, aber an denselben knüpften sich neue Unterhandlungen, deren Resultat ein zu Nizza, am 11. Juli 1538, auf die Dauer von zehn Jahren abgeschlossener Stillstand, unstreitig, in Betracht der vorher zu überwindenden Schwierigkeiten, eins von Granvelle's Meisterwerken. Der Kaiser schickte ihn 1539 nach Loches, um die Reise des Monarchen durch Frankreich zu besprechen, und er wußte in gewandter Weise den Foderungen einer Partei auszuweichen, welche von Karl V. für den Gebrauch der Landstraße größere Opfer zu erzwingen gedachte, als diejenigen, zu denen, besiegt und gefangen, in dem Vertrage von Madrid Franz I. sich verpflichtet hatte; von Granvelle wenigstens empfing diese Partei, der Völker- und Naturrecht gleich fremde Begriffe gewesen sein müssen, auch nicht die fernste Zusage. In den Niederlanden wurde Karl durch den Besuch seines Bruders, des römischen Königs, erfreut. Nicht ermittelt sind die Gegenstände, welche von den beiden Brüdern in dieser Zusammenkunft verhandelt wurden, nur läßt sich aus den nächsten Ereignissen, auch aus der bekannten Sinnesart Ferdinand's, die durchaus friedliche Richtung der damals gefaßten Beschlüsse erkennen. Der Reichsvicekanzler, Dr. Matthias Held, der noch eben erst so emsig die katholischen Reichsstände zu dem nürnberger Bunde zu vereinigen gesucht hatte, fiel, bei dieser Stimmung des Hofs, in Ungnade, und Granvelle, bisher meist auf die Verhandlungen mit auswärtigen Mächten beschränkt, auch in der teutschen Sprache wenig bewandert, übernahm von dem an die Leitung der Reichsgeschäfte, wie Held sie geführt hatte. Die teutsche Nation von seines Herrn und von seiner eigenen Friedensliebe zu überzeugen, war sein erstes Bestreben. Zu dem Ende sollten die Grafen Dietrich von Manderscheid und Wilhelm von Neuenar, beide Reichsgrafen, aber beide vielfältig bei den Angelegenheiten der Niederlande betheiligt, den Bundestag zu Schmalkalden, angeblich nur in Granvelle's Namen, besuchen. Der v. Manderscheid erkrankte auf der Reise, Neuenar aber sprach zu den versammelten Bundesständen, zuerst betheuernd, wie Granvelle von Anbeginn stets dem Kaiser gerathen habe, nicht mit Gewalt, sondern durch Gründe und nach Vernunft die religiösen Streitigkeiten zu beruhigen. Bei dieser Ansicht, fügte er hinzu, werde Granvelle unverrückt bestehen. Nur glaube man kaum an dem kaiserlichen Hofe, daß es den Bundesverwandten eben um die Religion oder um die Erhaltung des Friedens zu thun sei, im Gegentheil schienen sie die Einziehung des Kirchenguts zu bezwecken. Nicht minder habe der Kaiser Kenntniß von der ihm ungeneigten Gesinnung der Bundesverwandten, die vielmehr seinen offenen Feinden zuhielten. Diese Communication führte zu dem am 25. Juni 1540 in Hagenau eröffneten, später nach Worms übergetragenen Religionsgespräch. In Hagenau präsidirte König Ferdinand, bis er durch die Ereignisse in Ungarn nach den Erbstaaten zurückgerufen worden, worauf an dessen Stelle, auf des Kaisers Geheiß, in Worms Granvelle treten mußte. Nicht gar vortheilhaft wirkte auf einen der vornehmsten dort versammelten Lehrer der Protestanten, auf Melanchthon, eine vorläufige, dem Minister entschlüpfte Äußerung. Melanchthon dachte nicht sowol über das Kirchenregiment und über die Gewalt der Bischöfe, als über die Gerechtigkeit des Glaubens, über das Gebet, über die Wohlthat des Evangeliums und die Zufluchtsstätte des menschlichen Herzens Bestimmungen durchzusetzen. Alles das, so ließ sich Granvelle vernehmen, sei bloßer Wortstreit, und könne, wie bei den Juden das Osterlamm, stehend abgethan werden. In anständigerer Weise, in wohlgesetzten Worten, sprach der Minister am 25. Nov. 1540 zu den versammelten Theologen, er führte zuerst die Ursachen an, welche den Kaiser und König in der Entfernung hielten. Dann gedachte er der zärtlichen Neigung und wahrhaft väterlichen Gesinnung des Kaisers zu dem Reiche, und seines eifrigen Wunsches, einmal die langwierigen, für Kirche und Staat gleich verderblichen Streitigkeiten gehoben zu sehen. Wie es des Bürgers Pflicht und Schuldigkeit, dem Brande zu wehren, also sei es der Stände Pflicht, die Mittel zu Herstellung von Frieden und Einigkeit aufzusuchen. Aus jenen Zwistigkeiten „kommt so viel Mord und Blutvergießen, in ihnen ist die Religion zu Grunde gegangen, und, was das Schlimmste, die Liebe ausgerottet, und der alte Schmuck der katholischen Kirche zerrissen worden. Keiner ist dazu hinreichend beredt, um alle hieraus entspringende Übel aufzählen zu können. Das vormals um seiner Frömmigkeit und Tugend wegen gepriesene Teutschland muß jetzt die Kränkung erleiden, daß seinem Schooße die Geburt dieser Übel zugeschrieben wird. Aber noch reicher als die Gegenwart dürfte die Zukunft an solchen Übeln werden. Darum bitte ich Euch, bei der Barmherzigkeit und dem Leiden des Herrn, nahet wieder zusammen den zerrissenen Rock Christi; gedenket des in der Taufe empfangenen Christennamens; gedenket an die teutsche Nation, deren Glieder ihr seid. Das gegenwärtige Gespräch hat der Kaiser veranstaltet zu Erforschung der Wahrheit und zu Beförderung der Ehren Gottes, darum mögen fern bleiben die hochmüthigen und habgierigen Herzens sind, und diejenigen allein hinzutreten, die in demüthigem und friedlichem Geiste Christum vor Augen halten. Hierzu beruft Christus selbst alle und jede mit ausgebreiteten Armen. Die Übel, welche jetzt und in der Zukunft über Euch und Euer Volk kommen werden, wenn beharrliche Verstockung in den vorgefaßten Meinungen jegliche Einigung unmöglich macht, alle diese Übel werden auf Euch, als deren Urheber, zurückfallen." So ergriffen fühlte sich der Redner vom Sinn seiner Worte, daß bei einer Stelle sein Vortrag durch Thränen unterbrochen wurde. Gleichwol und unangesehen der nachdrücklichen Erinnerung

brauchte es noch viele Zeit, bis das eigentliche Religionsgespräch nur eröffnet werden konnte. Als allmälig die stets sich erneuernden Hindernisse beseitigt waren, handelten am 14—17. Jan. 1541 D. Eck im Namen der Katholiken, Melanchthon in dem der Gegner, abwechselnd von der Erbsünde, hauptsächlich von deren Begriffe und von der Frage, ob die nach derselben zurückbleibende böse Lust Sünde sei. „Wie es dem Granvelle und den übrigen Präsidenten, die sich gewiß in ihrem Leben wenig mögen bedacht haben, ob die Erbsünde ein bloßer Mangel oder etwas Positives sei; ob die böse Lust, die nach der Taufe bleibt, blos materialiter, wie sich Eck ausdrückte, oder auch formaliter, wie es die Protestanten zu behaupten schienen, eine Sünde sei, dabei zu Muthe gewesen, kann man sich leicht vorstellen," so schreibt Mich. Ignaz Schmidt, weil. des Bischofs zu Würzburg geistlicher Rath.

In denselben Tagen kam aber der Kaiser seinem Minister zu Hilfe durch den Befehl, das Religionsgespräch nach Regensburg auf den Reichstag zu übertragen, wohin Karl bereits die Reise angetreten hatte. Dort konnte gegen Ende Aprils der Faden wieder aufgefaßt werden, das Geschäft der Religionsvereinigung schien sogar einigen Fortgang zu gewinnen. Der Punkt der Rechtfertigung wurde verglichen; größern Schwierigkeiten unterlag die Lehre von dem Abendmahl und der Gegenwart Christi in demselben. Als der Kurfürst von Brandenburg merkte, daß sich die Theologen hierüber nicht zu einigen vermöchten, fiel er auf ein absonderliches Mittel der Güte. Zu einem festlichen Gastgebot vereinigte er den Landgrafen von Hessen, den Pfalzgrafen Friedrich, den Minister Granvelle, die kursächsischen Räthe, und während die Sinne durch die sorgfältigste und reichste Bewirthung gefesselt wurden, ließen sich wie zufällig Worte der Einigung und des Vergleichs vernehmen. Die günstige Stimmung, auf welche sie trafen, führte von beiden Seiten Zugeständnisse herbei. Granvelle zeigte sich bereit, das Wort Transsubstantiation aufzugeben, als nur den Gelehrten, nicht aber dem Volke angemessen; dagegen sollten die Protestanten sich deutlicher über die Gegenwart Christi erklären, und jener des Brodes nicht erwähnen. In dem Rausch dachte keiner der Herren an seine Theologen, noch an die Unmöglichkeit, ihnen das hier Besprochene annehmlich zu machen; als der Rausch verschlafen war, erhob sich die Meinungsverschiedenheit schroffer als vorher, und der Reichstag verlief, ohne für eine Religionsvereinigung das Geringste gewirkt zu haben. Wol aber hatte, während des vergeblichen Ringens der Theologen, Granvelle Mittel gefunden, auf den Landgrafen von Hessen zu wirken. In einem vertraulichen Augenblicke offenbarte er dem Fürsten des Kaisers Entschluß, zu Gunsten von Hessen den katzenellenbogenschen Erbfolgestreit zu entscheiden, auch in dem bevorstehenden französischen Kriege die Anwerbung und den Oberbefehl der einen der kaiserlichen Armeen, ihm, dem Landgrafen, zu übertragen. Gewonnen durch die lockenden Aussichten machte Philipp sich verbindlich, in keiner Weise den Absichten des Kaisers entgegen zu sein, noch weniger dessen Neidern und Feinden, wie namentlich dem Herzog von Cleve, Hilfe leisten zu wollen. Diese Verabredung, von dem Landgrafen sorgfältig der Kenntniß seiner Verbündeten entzogen, trug für geraume Zeit Verlegenheit und Unsicherheit in alle Schritte des Bundes, und hatte insbesondere die Folge, daß in dem Kampfe um Geldern der Herzog von Cleve einzig von Sachsen eine spärliche Hilfe empfing.

Von Regensburg erhob sich der Kaiser sofort nach Italien, wo eine Angelegenheit von Bedeutung durch Granvelle ihre Erledigung finden sollte. Die fortwährende Neigung der Bürger von Siena, sich den Umtrieben französischer Emissarien hinzugeben, glaubte der Kaiser durch eine gänzliche Umwandlung der Regimentsverfassung meistern zu können. Zu diesem Zwecke bevollmächtigt und von Cosmus von Medici's teutscher Leibwache begleitet, verfügte sich Granvelle an Ort und Stelle. Er übergab die oberste Leitung des Staats einer Balia von 40 Personen; 8 davon benannte er selbst, die andern 32 wurden von den verschiedenen Monti oder Classen der Bürgerschaft erwählt. Die Präsidentschaft des obersten Gerichtshofs sollte ein kaiserlicher Unterthan bekleiden, und dieselbe von drei zu drei Jahren abwechselnd von den Senaten zu Mailand und Neapel vergeben werden. Die bedeutendsten Anhänger Frankreichs wurden verbannt. Granvelle zog sich aber mit der Wiedergeburt des Staats von Siena, wie durch die zu Lucca mit dem Papste gepflogenen Conferenzen, den Unwillen des Königs von Frankreich in hohem Grade zu; als er daher, um dem Kaiser zu folgen, in See ging, machten französische Galeeren auf ihn Jagd, wiewol eine Kriegserklärung noch nicht erfolgt war. Den Reichstag zu Nürnberg, 1542, besuchte Granvelle in Gesellschaft seines Sohnes, des Bischofs von Arras; die Stelle des Kaisers wurde durch den Pfalzgrafen Friedrich, den Bischof von Augsburg und den Johann Naves vertreten, aber die Arcana und die geheimsten Instructionen trug Granvelle in seinen Händen, gleichwie er auch vornehmlich den Reichstag von Speier, 1544, leitete. Von Speier erhob sich Karl V. nach Metz, um jenen denkwürdigen, in den Ebenen von Brie beschlossenen Feldzug zu eröffnen. Granvelle befand sich in dem Heere; durch seine List wurde der Fall von St. Dizier beschleunigt. Ein Zufall überlieferte ihm die Chiffre, in welcher der Commandant mit dem Herzoge von Guise correspondirte; er schob ein Schreiben unter, worin Guise dem Commandanten, Grafen von Sancerre, eröffnete, der König, unterrichtet, daß es der Besatzung an Kriegs- und Mundvorrath fehle, wünsche sie durch eine angemessene Capitulation gerettet zu sehen, denn zum Entsatz habe er nicht die entfernteste Hoffnung. Dieses, mit Vorsicht in die Festung eingeschwärzte, Schreiben bestimmte den Commandanten zur Übergabe. Im Laufe der Belagerung wurden Friedensvorschläge zwischen Granvelle und dem Dominikanermönch Gabriel von Guzmann gewechselt, der, von Geburt ein Spanier, das Ordenshaus zu Chalons-sur-Marne bewohnte. Die vorläufigen Eröffnungen führten zu den Unterhandlungen in la Chaussée, zwischen Chalons und Vitry, in welchen Ferdinand von Gonzaga und Granvelle als kaiserliche

Bevollmächtigte erscheinen, dann zu dem Friedensschlusse von Crespy, 24. Sept. 1544.

Man fand diesen Frieden so unangemessen den Erfolgen der kaiserlichen Waffen und der ganzen Lage der Dinge, daß die Granvelle, Vater und Sohn, um seinetwillen, vornehmlich in den Niederlanden, die härtesten Vorwürfe hinnehmen mußten. Selbst uns, die wir zugeben, was das 16. Jahrh. nicht von weitem ahnte, kaum das 19. zu errathen beginnt, jenes grenzenlose Misverhältniß der streitenden Mächte, und daß es für den König von Spanien, mit den zerstückelten Gebieten, ohne regelmäßiges Einkommen, dringendes Bedürfniß war, sich sobald als möglich dem ungleichen Kampfe zu entziehen, ohne hierbei zufällige Vortheile, die sich einzig auf die Wahl und das Gepräge seiner Feldherren und Räthe stützten, in Anschlag zu bringen, selbst uns will ein Friede, wie der von Crespy, bei Karl's siegreicher Haltung vor den Thoren vor Paris, als etwas Unglaubliches vorkommen. Wenn sich Karl in seiner Siegesbahn das aufzugeben entschloß, was der Zweck seines Lebens gewesen war, die Lombardei, oder statt deren das reichste Juwel seiner Krone, die Niederlande, und zwar an einem niedergeworfenen Feind — als solchen bekennt sich der König von Frankreich, zumal durch seine Unthätigkeit während des schmalkaldischen Krieges — so kann hierzu nur eine, von ungetreuen Rathgebern ausgehende, Fascination gewirkt haben. Granvelle war durch Geld zu blenden, und Geld muß er von Frankreich empfangen haben, um auf solche ehrlose Bedingungen sich einzulassen. Gleichwol blieb er unverrückt in der Gunst des Kaisers und der betrauteste von dessen Räthen. Die Unterhandlungen mit den protestantischen Reichsständen auf dem Reichstage zu Worms, 1545, wurden beinahe allein durch ihn geführt, nur daß in dem merkwürdigsten aller Ergebnisse dieses Reichstags, in der Unterredung mit dem protestantischen Ausschusse, Naves ihm zur Seite stand, auch das Gespräch mit dem Gesuche einleitete, es möchten die Gegner Vorschläge vernehmen lassen, wie die Punkte Friedens und Rechtens zu ordnen; der Kaiser sei zu allem Möglichen, was mit seiner Ehre verträglich wäre, bereit und entschlossen. Unabänderlich verharrte der Ausschuß bei der frühern Erklärung, daß, und warum seine Mandanten sich auf ein Concilium nicht einlassen könnten, weshalb auch der ihnen zugesagte Friede nicht an das Concilium gebunden sein dürfe. „Das Concilium," entgegneten die kaiserlichen Räthe, „das der Kaiser selbst, dem vielfältig geäußerten Verlangen der Nation willfahrend, herbeigeführt habe, könne er jetzt nicht hintertreiben, zumal die übrigen Monarchen zu demselben ihre Zustimmung bereits gegeben hätten. Sie würden hinreichend wissen, welchen Tadel, wie viele Verweise von andern Nationen sich der Kaiser und auch Granvelle durch ihr zeitheriges Verfahren gegen die Protestanten, zugezogen haben. Gegen Granvelle insbesondere sei die Beschuldigung erhoben worden, daß er vor andern vielfältig der Lutherischen Angelegenheiten fördere. Keineswegs würden die kaiserlichen Räthe das Begehren des Papstes defendiren, aber man habe es ihm überlassen müssen, das Concilium auszuschreiben; hätte der Kaiser sich solchem unterzogen, so würde keine der andern Nationen erschienen sein. Nun müsse man den Gang des Conciliums abwarten und nicht Unmöglichkeiten von dem Kaiser fodern." Hingegen meinten die vom Ausschusse, was sie begehrten, wäre wol dem Kaiser möglich, indem sie nichts anderes verlangten, als Sicherheit vor Krieg und Überzug. Manche von dem Gegentheil gäben klar zu verstehen, daß der Friedensstand durch den Schluß des Conciliums aufgehoben werden solle. Wenn auch der Kaiser dem Papste Einhalt thue, so könnten sie doch kein Vertrauen zu dem Concilium fassen, indem alle die, welche es besuchten, dem Papste schwören müßten." „Sollen wir denn Euch unsere Sache befehlen?" erwiederte Granvelle. Entgegnen jene, man solle von beiden Theilen einige gutherzige fromme Leute wählen. „Aber," hebt wiederum Granvelle an, „Eure Prädicanten sind selbst nicht einig; etliche sind Wiedertäufer, etliche Sacramentirer, andere Davidici." Von solchen Spaltungen wüßten sie in ihren Gebieten nichts, im Gegentheile, wenn ihre Prädicanten nicht dermaßen gegen die Wiedertäufer gepredigt hätten, würde diese Sekte allenthalben noch beschwerlicher eingerissen sein. Diese Entgegnung führte zu Betrachtungen über wechselseitige Duldung: die Protestanten rügten die ihnen zum Nachtheil in den Niederlanden von dem Kaiser erlassenen Verordnungen. Granvelle beklagte das Schicksal der unter protestantischer Obrigkeit lebenden Katholiken. Dem päpstlichen Nepoten, dem Cardinal Farnese, habe der Herzog von Würtemberg das Geleite versagt, unter dem Vorgeben, daß er, wenn er auch für seine Person das Geleite bewilligte, doch seiner Unterthanen nicht mächtig wäre. Katholische Unterthanen würden von protestantischen Obrigkeiten gestraft: der Baumgärtner habe kürzlich mit 30 Gulden den Augsburgern büßen müssen, daß er ein Kind nach der alten Ordnung habe taufen lassen. Kaiserliche Unterthanen würden nicht der Religion wegen angefochten, sondern weil sie den Mandaten nicht parirten. Werde einer der Religion wegen angegeben, so verweise ihn der Kaiser an die Bischöfe; vor dem Schlusse des Conciliums wolle der Monarch in den kirchlichen Angelegenheiten seiner Lande nichts geändert wissen. Hingegen rühmten die Andern, daß man ihrerseits die Bekenner einer andern Religion wenigstens nicht verbrenne. Worauf Granvelle sagte: „majus et minus non faciunt diversas species, die Katholiken strafen härter, die Protestanten leidentlicher, wird doch beiderseits gestraft." Er schloß mit der Versicherung, daß der Kaiser geneigt wäre, den speier'schen Abschied zu bestätigen, ihrerseits sollten sie, vorausgesetzt, daß ihnen das Besprochene unzureichend erscheine, fernere Mittel bedenken und anmelden. Die einzigen Zeugen von der merkwürdigen Unterredung des Kaisers mit dem Landgrafen von Hessen, Speier, März 1546, waren Granvelle und der Vicekanzler Naves, und mußte jener, zumal des Kaisers Beredsamkeit sich als unzureichend zeigte, dieselbe Materie nochmals in einem Gespräche mit dem Landgrafen, mit dem Kurfürsten von der Pfalz und mit den würtemberg'schen Gesandten verhandeln (29. März).

Der Landgraf bestand auf den zu Speier gegebenen Reichsabschied und auf ein Nationalconcilium. Dergleichen Concilien, äußerte Granvelle, könnten nur gemeine Gebrechen (der Kirchenzucht), nicht aber Glaubensartikel vornehmen. Über diese dürfe nur mit Zuziehung des ganzen Körpers der Christenheit, Spanien, Italien, Frankreich 2c., beschlossen werden; mit jenen (den protestantischen Theologen) sei nichts auszurichten; seltsame Leute wären sie unter sich irrig, schrieben dazu lange Dinge. Man solle vielmehr Kurfürsten, Fürsten, auch andere Personen heranziehen und Mittelartikel entwerfen. Durch hohe Personen Mittelartikel auffetzen zu lassen, entgegnete der Landgraf, sei wol gut, wenn man treffen könnte, was dem göttlichen Worte gemäß wäre, er besorge aber, daß sich das schwerlich ohne Prediger und Theologen beschaffen lasse. Denn wenn solches geschähe, würden die Theologen sagen, es wäre wider Gott, sie würden dagegen schreiben und den Handel böser machen als vorher. In ähnlicher Weise von dem Kurfürsten von der Pfalz beschieden, suchte Granvelle wenigstens den Kurfürsten und den Landgrafen zu persönlichem Besuche des bevorstehenden Reichstags zu bestimmen. „Der Kaiser," versicherte er, „begehre nichts mehr, als Vereinigung in der Religion; unterbliebe diese, so wäre das Äußerste zu besorgen. Nicht Heller, noch Pfennig habe der Kaiser vom Reich, da es sich aber darum handele, Frieden und Ruhe zu pflanzen, sehe er die Ungelegenheit seiner Person nicht an, und komme heraufgezogen ohne Rücksicht auf seine Leibesschwachheit, ungeachtet er weder mit Frankreich noch mit sonst Jemandem zu schaffen habe. Er sei auch nicht gekommen, um einige Hilfe von den Ständen zu begehren. Beide Könige von Frankreich und von England versammelten viel Volkes, dessen er Aufsehens haben sollte, er aber setze das zurück. Auch sei die Frau seines Sohnes gestorben, wovon, wie von andern Sachen, er in Spanien zu schaffen hätte; dessenungeachtet begebe er sich zum Reichstag. Käme er nun da allein an, fände er die Fürsten nicht vor, so könnte er auch nichts ausrichten, und wäre nichts, denn daß man schrie: Hilf, Hilf! und wollte doch keiner die Hand mit anlegen." Vergebliche Worte! Den Reichstag beschickten die schmalkaldischen Bundesverwandten einzig durch ihre Räthe und unvermerkt verwandelte er sich in den schmalkaldischen Krieg.

Eine reiche Ernte wußte Granvelle in diesem Kriege zu finden. Er war es, welcher dem Kurfürsten von der Pfalz den Rath ertheilte, in Schwäbisch-Hall des Kaisers Verzeihung zu suchen, er war es, welcher den Sühnvertrag des Herzogs von Würtemberg zu Stande brachte, nachdem er für sich und seinen Gehilfen Naves ein Geschenk von 20,000 Gulden und für den Bischof von Arras 1000 Kronen stipulirt hatte. Was mag er nicht von minder mächtigen Reichsständen, insonderheit von den Städten bezogen haben? Diese Erpressungen betrieb er so offenkundig, daß ihn einmal der römische König öffentlich mahnte, er solle sich durch Geschenke nicht allzu sehr blenden lassen, er, der König, begehre nur sein Recht, oder gar nichts. Es handelte sich nämlich um die in dem Begnadigungsinstrument vorbehaltenen Ansprüche Ferdinand's an das Herzogthum Würtemberg, die Granvelle nach allen seinen Kräften bestritt, und selbst nach jenem beschämenden Auftritte zu bestreiten fortfuhr. Unter anderm gab er den Rath, daß der Herzog zu Gunsten seines Erbprinzen Christoph der Regierung entsage; hiermit hoffte er alle Ansoderungen des römischen Königs zu beseitigen.

Den Ertrag des schmalkaldischen Kriegs wird Granvelle ohne Zweifel zu neuen Erwerbungen im Vaterlande verwandt haben. Am 23. Mai 1547 erkaufte er von den Gebrüdern von Orsans das Erbmarschallamt des Erzstiftes Besançon, wozu der Kaiser am 30. Juni 1548 seine Bestätigung ertheilte. Der Handel selbst wurde von Granvelle in Besançon abgeschlossen; dahin war er gekommen, um seiner zerrütteten Gesundheit zu pflegen, vielleicht auch, um den Ausgang seines Streites mit dem kaiserlichen Beichtvater, mit dem P. Peter de Soto, abzuwarten. Viel länger, als er sich vorgesetzt haben mag, verweilte er in der Heimath, ohne zwar ernstliche Besorgniß über seine Stellung zu dem Hofe zu empfinden, indem sein Sohn, im Vollgenusse von des Kaisers Vertrauen, ihn allerwärts zu ersetzen mächtig. Ein Anschein von Besserung, verbunden mit der endlichen Niederlage des P. Soto, erlaubte dem alten Manne, die Reise nach Teutschland anzutreten. Es bildete sich aber auf solcher die Wassersucht vollständiger aus, der Patient erreichte Augsburg, wo eben, Juli 1550, der Kaiser einen Reichstag abhielt, und starb in der Nacht vom 27—28. Aug. 1550. Groß war des Monarchen Schmerz, ungewöhnlich in seiner Form das Leichenbegängniß. Auf Karl's Geheiß führte der Herzog von Alba, bekleidet mit dem langen Trauermantel, die Trauer der hinterlassenen Kinder; dem Zuge folgte der ganze kaiserliche Hofstaat, gekleidet in Wollenzeuch, woran kein Faden Seide sichtbar war. Die gesammten Stände des Reichs waren zu dem Trauerame gebeten. Noch im ersten Schmerze schrieb Karl an seinen Sohn: „ich bin unendlich gerührt durch den Tod Granvelle's. Wir beide verlieren an ihm ein bequemes Ruhebett." Umständlicher hat sich Karl über seinen Minister in einer eigenhändigen, geheimen Instruction ausgesprochen, die er, als er, um seinen Krieg mit Franz I. zu verfolgen, Spanien verließ, dem Prinzen hinterließ: „Ich bin überzeugt, daß Niemand genauer als Granvelle die Interessen meiner Reiche überhaupt, und insonderheit jene von Teutschland, den Niederlanden und den beiden Burgunden kennt, gleichwie die Art und Weise, mit den Königen von Frankreich und England zu verhandeln. Hierin hat er mir nützlich gedient und dient mir fortwährend in gleicher Weise. Es beherrschen ihn verschiedene Leidenschaften, namentlich ein unmäßiges Streben, seine Familie und was mit ihr in Verbindung steht, zu bereichern. Ich habe ihn merken lassen, daß ich solches weiß, und keineswegs gut heiße, dieser Fehler wird aber durch ausgezeichnete Eigenschaften und seltene Talente ausgeglichen, ich bin darum der Meinung, daß Ihr diesen Mann beibehalten, ihn bei dem Rath von Flandern anstellen, und seiner Rathschläge bei den auswärtigen Angelegenheiten Euch bedienen sollt. Nächst ihm kenne ich, als zu sol-

chen Verrichtungen gleich brauchbar, einzig seinen Schwager, den Abt von St. Vincent, Franz Bonvalot. Gleichwie Granvelle betreibt Bonvalot, jetzt mein Gesandter in Frankreich, die Erhöhung seiner Familie: in Fähigkeit, Erfahrung und Würde bleibt er wenig hinter dem Schwager zurück. Ich weiß auch, daß Granvelle für die Ausbildung seines Sohnes, des Bischofs von Arras, nichts versäumt hat, und rechne ich darauf, daß die dem jungen Manne gewidmete Sorgfalt dem Vater reichliche Früchte tragen werde." Anders urtheilte man in Teutschland, wenngleich Einzelne der seltenen Geschicklichkeit und der politischen Mäßigung des hingeschiedenen Ministers Gerechtigkeit widerfahren ließen. Dort haßte man den Ausländer, der daneben verdächtig war, daß er dem Kaiser ganz andere Grundsätze einflöße, als diejenigen, welche der teutschen Verfassung angemessen wären[1]). Nur an Granvelle pflegte Karl jeden Bericht, jeden Vortrag mitzutheilen: jegliche Information, alle Unterhandlungen mit den fremden Gesandten wurden ihm zugeschickt, und er hatte hergebracht, dem Kaiser alle Abende ein Billet mit seinem Gutachten um die Geschäfte des folgenden Tags zuzusenden. Ihn fanden die Botschafter immer bis auf die einzelnen von ihnen geäußerten Worte unterrichtet. Die Leiche des mächtigen Mannes wurde von Augsburg nach Besançon übertragen, und in einer Kapelle des dasigen Karmelitenklosters, die er seiner Familie zu einem Erbbegräbniß erbaut hatte, beigesetzt. In dem Todtengewölbe wurde die folgende, in der Note angeführte, angeblich von dem Geschichtschreiber de Thou herrührende, Grabschrift angebracht[2]).

Granvelle hatte ein ehrwürdiges, majestätisches Ansehen. Die ihm eigenthümliche, in spätern Zeiten so selten gewordene Gravität spiegelt sich besonders in seinem von Titian gemalten, bis zu Anfang des 18. Jahrhunderts in Besançon, und seitdem in Paris aufbewahrten Bilde; ein anderes Bild für des Ministers Kapelle bei den Karmeliten, von Bronzin gemalt, ist während der Revolution verschwunden. In diesem Bilde, was zum Altarblatt diente, war Granvelle als Joseph von Arimathia vorgestellt; eine Statue des heil. Antonius, in der nämlichen Kapelle, trug ebenfalls seine Züge. Der Mann, der sich in solcher Gestalt abbilden ließ, muß in seinem Innersten an den Gebräuchen der katholischen Kirche gehangen haben; es scheint demnach der religiöse Indifferentismus, der ihm mit so vielen seiner Zeitgenossen gemein war, auch bei ihm nur durch Unwissenheit in Glaubenssachen hervorgerufen zu sein. Ob diese Unwissenheit auf seine Fehden mit den kaiserlichen Beichtvätern, mit Soto und Johann de Figueroa, eingewirkt hat, vermögen wir nicht zu ermitteln. Die heftigsten Angriffe hatte Granvelle stets von Seiten der Camarilla zu bestehen; hier regierten mit großer Gewalt die beiden Brüder Joachim und Gerhard de Rye, jener als primer Sumiller de corps (Oberkammerherr), und die hochgebornen, hochgestellten Burgunder haßten von ganzem Herzen den Plebejer, ihren Landsmann. Ein leidenschaftlicher Verehrer der schönen Künste hat der Minister den Palast von Granvelle zu Besançon erbaut und bis zum Jahr 1536 vollführt, auch in demselben eine Sammlung von Gemälden und Statuen angelegt, wie man seitdem in der Franche-comté nicht mehr gesehen hat. Er hat nicht minder die schönen Häuser zu Ornans und zu Dôle, die Schlösser zu Chantonnay, südwestlich von Gray, zu Fresne, zwischen Gray und Vesoul, zu Cery-en-Varair, zu Vaur, unweit Besançon, zu Meiche gebaut, sämmtlich Denkmäler seiner geschmackvollen Prachtliebe und Zeugen seiner ausgedehnten Erwerbungen in der Heimath. Von seinen Besitzungen vermögen wir noch zu nennen Cromary, Champagney, Aspremont, Granvelle; in Flandern das Städtchen Ronse oder Renaix, und in Brabant die Herrschaft Cantecroy, welche er am 28. Mai 1549 von den Geschwistern von Pontaillier erkaufte[3]). S. Mauritiencolle-

1) Das Urtheil der Franzosen hat Marillac, der Erzbischof von Vienne, ausgesprochen, der zu der Zeit von Granvelle's Absterben bei dem kaiserlichen Hoflager accreditirte Gesandte. In einer an seinen König gerichteten Depesche, 28. Aug. 1550, schreibt er: „Le seigneur de Granvelle est decédé cette nuit d'hydropisie et de vieillesse. L'empereur a perdu au grand besoin de ses affaires un si prudent et si avisé serviteur, que les Allemands demeurent d'antant plus joyeux, qu'ils estiment qu'à peine recouvrera-t-il un ministre si propre à inventer dextrement les moyens qui pourroient tourner à la diminution de leur liberté." In einem zweiten Schreiben vom 2. Sept. fügt der Gesandte hinzu: „Au reste, encore que ce deuil par la qualité du personnage ait été grand, si est-ce qu'on n'en a point jetté tant de larmes, que les Allemands en ont bu de vin pour se rejouir, alléguant publiquement l'avarice et rapacité du défunt, et en parlant comme de plus mercenaire et corrompu ministre, que l'empereur ait jamais eu. Les électeurs s'en sont plaints les premiers... Je ne vois pas un seul seigneur étranger qui le regrette. Le roi des romains le haissoit." Hingegen schreibt Francisco Lopez de Gomara in seinen Nachrichten von dem Leben Karl's V. Muére Nicolas Perrenot Señor de Granvelle, que hizo muy grande amistad con el Emperador. Envióle Embaxador, empleóle como Secretario y Consejero; fue mucho tiempo en todos los negocios, especialmente con Franceses y Alemanes. Era hombre callado, negociador y grave, para no ser de linage. Enriquecióse mucho, no sé si bien. Vengóse disimuladamente de sus enemigos e invidiosos, como fueron el confesor frai Pedro de Soto, y el Padre Juan de Figueroa. Dexo muchos hijos, y todos bien puestos, mayormente el Secretario Antonio Perrenot, Obispo de Arras, que sin duda es principal en negocios, consejo y lenguas, y aun letras." Vom grenzenlosen Vertrauen des Kaisers zu Granvelle erzählt besonders Cavallo: „Si serve l'imperatore del' consiglio suuio de Mons. Granvella. La cosa si risolve tutta fra l'imperatore et Mons. Granvella. Rare volte, anzi dico rarissime sono discrepanti fra loro d'opinione o conclusione. Non solo nelli negotii di stato: ma in qual altra cosa possa occorrere a lui come d'andare, stare, far venire, licentiare et risolvere tutte le cose."

2) Nicolao Perenotto, Equiti Ordinis de Alcantara, Commendatori Salameae, Domino a Granvella, Chantonai, Renans, Cantecroix; pacis ac publicae tranquillitatis studiosissimo; Caesaris Cancellario et intimi Consilii Praefecto; qui post innumeros pro republica Christiana labores susceptos, gestisque saepe negotiis pro illius incolumitate; cum in Germania et aliis provinciis Caesaris vices ageret, tandem Augustae Vindelicorum maximo reipublicae Christianae et sui relicto desiderio, pium animum superis reddidit. Uxor pientissima ac liberi moesti tristesque, posuerunt. Obiit VI. cal. Sept. Anno MDL aetatis suae LXIV. Requiescat in pace. 3) Irrig schreibt Bütkens dem Cardinal von Granvelle den Ankauf von Cantecroy zu.

gium zu Besançon hat er 1545 gestiftet, um das Studium der Theologie und der Humaniora zu befördern. Es ist begreiflich, daß zu so vielen Erwerbungen und Schöpfungen der Gehalt beiweitem nicht hinreichen konnte.

Granvelle's Frau, Nicoletta, Tochter von Jacob Bonvalot auf Aurigny, war ihm ein treuer Beistand in allen seinen Entwürfen für die Größe des Hauses; mit ihm vermählt 1513 hat sie ihn um eine ganze Reihe von Jahren überlebt. Sie hatte eilf Kinder: Anton, Thomas, Hieronymus, Karl, Friedrich, Margaretha, Stephanie, Henriette, Margaretha II., Anna und Laurentia. Margaretha heirathete als Witwe Leonhard's von Grammont den Johann von Achey, Baron von Thoraise. Stephanie heirathete den Lieutenant von der Saline zu Salins, den Guyon Mouchet auf Château-Rouillaud. Henriette starb vor dem Vater, sie war an Claudius le Blanc auf Ollans, den Forstmeister der Grafschaft Burgund, und zugleich Gardehauptmann der Herzogin Christina von Lothringen verheirathet, gleichwie Margaretha II. in erster Ehe die Frau von Christoph de l'Aubepin, Baron von l'Aigle und l'Isle, in anderer Ehe von Ferdinand von Lannoy, Herzog von Bojano, geworden ist. Anna heirathete den Marcus de Beaujeu auf Montot, Laurentia den Claudius von Chalans, Baron von Verjon, und nachmals als Witwe den Peter von Monluet, Baron von Châteaufort [4]).

Anton Perrenot, als Cardinal von Granvelle welthistorisch, war zu Ornans oder Besançon den 15. oder 20. Aug. oder 1. Sept. 1517 geboren. Als der älteste Sohn hieß er von Jugend auf der Herr von Granvelle. Seine Erziehung war dem Vater ein Gegenstand vorzüglicher Sorgfalt, und einen reichen Schatz von Kenntnissen hatte der Jüngling gesammelt, bevor er die Universität Padua bezog. Seine Fähigkeiten, seine Fortschritte erregten die Bewunderung des berühmten Bembo, seine Gesundheit aber erlag den heftigen Anstrengungen, die er sich behufs seiner Studien auferlegte. Der Vater sah sich genöthigt, ihn zurückzurufen, um über seine fernere Ausbildung unmittelbar wachen zu können. Anton hat demnach auf der Universität Löwen Philosophie und Theologie absolvirt, auch daselbst die akademischen Würden empfangen. Unabhängig von dem nach den Begriffen der Zeit unentbehrlichen Wissen besaß er sieben verschiedene Sprachen; mit seltenem Scharfsinne und unermüdlichem Fleiße verband er alle Vortheile einer äußerlichen Bildung, und leicht mochte er durch die Feinheit und Anmuth seines Benehmens diejenigen gewinnen, die sich dem Strome seiner jetzt einschmeichelnden und verlockenden, dann wieder hinreißenden und stürmischen Rede unzugänglich gezeigt hatten. Wie er die Redekunst anzuwenden habe, um die Zuhörer zu gewinnen und zu berücken, wie zumal mit auswärtigen Mächten zu verhandeln sei, das lehrte ihn der Vater. Es hätte ihm auch des Vaters Laufbahn offen gestanden, und zwar auf ganz andere Bedingungen als diejenigen, denen Nicolaus einst begegnete, allein den jungen Mann drückte die plebejische Herkunft; um sie in den Hintergrund zu drängen, ergab er sich dem Stande, der allein den Proletarier dem Fürsten gleich erhebt. Er wählte sich die Kirche, zuvörderst als Kanonikus zu Gent; seine nächste Pfründe war ein Archidiakonat an dem Dom zu Besançon, dann erhielt er 1538 das Bisthum Arras. Hiermit war seine Stellung zu den Großen des Hofs geordnet; von da an wurde die Politik der einzige Gegenstand seiner Bemühungen und seines Ehrgeizes. Er unterstützte den Vater in dem Religionsgespräch zu Worms und auf dem Reichstage zu Regensburg, 1541, und erkaufte, um größern Einfluß auf die Angelegenheiten des teutschen Reichs zu gewinnen, in demselben Jahre von dem mit schweren Schulden belasteten Kurfürsten Albrecht von Mainz, um einige tausend Gulden das Reichssiegel, und hiermit die Leitung der Reichskanzlei. Im Januar 1543 hielt der Bischof von Arras zu Trident, wohin er den Vater begleitet hatte, Angesichts der päpstlichen Legaten und einer zahlreichen und glänzenden Versammlung einen ungemein durchdachten und lebhaften, jedoch dem Könige von Frankreich durchaus feindlichen Vortrag, der gleichsam als der Prolog des Conciliums betrachtet werden kann; dann übernahm er verschiedene Gesandtschaften, wie z. B. die 1544 in das Feldlager des Königs von England vor Boulogne. In demselben Jahre wurde er als ordentliches Mitglied in den Staatsrath eingeführt. Selbständig handelnd finden wir ihn zum ersten Male bei dem Falle des Landgrafen von Hessen. Philipp ergab sich auf Gnade und Ungnade an den Kaiser, wurde aber nicht zu Gnaden, sondern zu Gefangenschaft aufgenommen. Längst widerlegt ist der Vorwurf, daß der Kaiser sich hierin einer unwürdigen List bedient habe; auf dem Bischof von Arras wird ein solcher Vorwurf gleich wenig haften dürfen. In seiner Bedrängniß rief der Landgraf die Kurfürsten von Sachsen und Brandenburg an, indem er auf

4) „Niclaas Perenot liet achter den Heer van Chantenay, den Heer van Champaigney, etlyke doghters, eene derwelke den Graaf van Rochepot in Boergonje, Landvooghdt van Arthois, en voor een wyle van Hollandt, troude," schreibt Hooft (Nederlandsche Historien), Leo hat (Niederländische Geschichte, II, 331) die Stelle abdrucken lassen, vermuthlich in der Meinung, hiermit eine vollständige Auskunft von der Familie Perrenot zu geben. Ganz verschieden hiervon ist unsere Absicht. Wir lassen den Hooft sprechen, damit sich jeder überzeuge, wie unzuverlässig, unwissend und lüderlich die niederländischen Geschichtschreiber sind, sobald sie von den Perrenot oder von den auf sie bezüglichen Wirren handeln. Granvelle hatte keine Tochter, die an den Grafen von la Rochepot verheirathet, und der Graf von la Rochepot konnte nicht Statthalter in Artois oder Holland sein, denn das in dem Herzogthum Burgund belegene la Rochepot, das der Connétable Anna von Montmorency von seiner Mutter, Anna Pot, erbte, überließen dessen Söhne durch Vertrag an Anton von Silly, dessen Mutter die Schwester des Connétable gewesen ist. Silly ließ hierauf la Rochepot zu einer Grafschaft erheben, begleitete den Herzog von Alençon in den wahnsinnigen Raubzug nach den Niederlanden. Jener Graf von la Rochepot war es, der einige Tage vor der Franzosen verrätherischem Unternehmen auf Antwerpen, 17. Jan. 1583, eine Runde hielt von Goldschmied zu Goldschmied. Unter dem Vorwand, für den Herzog von Alençon Diamanten einkaufen zu wollen, besah er sich die Schätze jeder Bude, damit er bei der bevorstehenden Plünderung allerwärts das Beste davon trage. Wahrscheinlich war der erste Ehemann von Margaretha Perrenot, Leonhard von Grammont, Herr von la Roche St. Hippolyte in Hochburgund, und werden die Flamänder la Roche St. Hippolyte in la Rochepot corrumpirt haben.

ihre Bürgschaft, daß kein Gefängniß für ihn zu fürchten sei, sich auf Gnade und Ungnade ergeben habe. Die beiden Kurfürsten sagen selbst in ihrem zu Augsburg herausgegebenen Manifest: „sie müßten bekennen, daß sie dem Kaiser in dieser Sache weder vorher noch jetzt etwas zur Last legen, oder ihn beschuldigen könnten, daß bei ihm an der Vollziehung der abgeredeten Capitulation einiger Mangel gewesen. Allein es wären allerhand Bei- und Nebenhändel vorgefallen, indem sie Anfangs mit dem Kaiser, ehe er sein Lager vor Wittenberg verlassen, und mit dem römischen König, hernach mit etlichen wenigen kaiserlichen Räthen verschiedene Unterhandlungen gepflogen, die ganz geheim und eng geschehen. Da könnte es sich nun wol zugetragen haben, daß aus Mangel und Unverstand der Sprachen mit den kaiserlichen Räthen allerlei Misverstand vorgefallen sein möchte, worüber sie sich jetzt in einige Disputation nicht einlassen wollten." Der Bischof von Arras, von kaiserlicher Seite der eigentliche Unterhändler, verstand nämlich, seinen sieben Sprachen unbeschadet, wenig oder gar kein Teutsch, und die beiden Kurfürsten verstanden wenig oder gar kein Französisch oder Spanisch. Wie leicht konnte zwischen solchen Unterhändlern der Irrthum sich ergeben, der zu dem bösen Leumund für den Bischof Anlaß gab. Wäre aber der Irrthum, oder gar Betrug in irgend einem schriftlichen teutschen Aufsatz eingeschlichen, wäre, nach der veralterten Sage, die einige in ewige Gefangenschaft umgeschaffen worden, wie konnten die Kurfürsten, die doch ohne Zweifel des Teutschen mächtig gewesen sind, klagen, daß der Mangel und Misverstand der Sprache sie irre geführt habe. Wie kommen die beiden Fürsten zu dem demüthigen Ton dieser Klage, der so sehr von ihrer gewöhnlichen, dem Kaiser gegenüber beobachteten, Redeform absticht, wenn sie sich von jenem Mangel und Misverstand frei wußten? Wie kommt es ferner, daß sie sich niemals auf einen schriftlichen Aufsatz berufen, der sich doch, wenn anders etwas geschrieben worden, in ihren oder der kaiserlichen Räthe Händen befinden mußte. Wahrlich, de Thou's Vorwurf, Perrenot habe sich gegen den Landgrafen einer vafra cavillatio bedient, so vielfältig er auch wiederholt worden, beruht allein auf blindem Hasse gegen Österreich und die Vertheidiger des alten Glaubens, und wir wollen, ehe er nicht durch gewichtigere Zeugnisse bestätigt wird, als das die Gerüchte eines hessischen Landstädtchens buchenden Gerichtsschreibers abgeben kann, nicht einmal Gewicht darauf legen, daß der Bischof in der ersten, die Verhaftung begleitenden, Verwirrung dem Landgrafen freigab, hinzureiten, wo er hergekommen sei, d. h. den ganzen Vertrag aufzuheben, eine Bewilligung, von welcher der Landgraf keinen Gebrauch zu machen vorzog. Die Reise des Vaters Granvelle nach der Heimath verwickelte den Sohn noch tiefer in die Geschäfte, die Lage der Dinge ließ ihn hierbei nicht viel anderes als Haß und Feindschaft gewinnen, zumal der junge Mann noch nicht gelernt hatte, herbe Maßregeln in verbindliche Formen einzukleiden, auch ungleich entschiedener, als der Vater, seine Abneigung für Glaubensneuerungen äußerte. Er leitete das harte Verfahren gegen die Stadt Constanz, er verjagte die lutherischen Prediger aus Augsburg, und zwar in einer seiner Stellung als Bischof und als Minister gleich unangemessenen Weise. Namentlich fragte er die in seinem Quartier versammelten Prediger, mit wilder Gebärde und in ungestümen Worten, ob sie etwa bezweifelten, „daß es dem Kaiser freistehe, in der Religion ebenso wol, als in dem bürgerlichen und öffentlichen Leben Gesetze zu geben und eine Formel der Lehre vorzuschreiben?" Wie nun in aller Namen der Senior erwiederte, hier sei nicht die Frage, ob dergleichen dem Kaiser zukomme oder nicht, sondern sie müßten darauf bestehen, daß sie diese Formel nicht annehmen, noch weniger billigen könnten, da soll der Bischof bis zu den Worten: „Hinaus mit der Bestie," sich vergessen haben [5]). In der gleichen Rücksichtlosigkeit verfuhr er gegen die nach Augsburg berufenen Kirchen- und Schullehrer aus Memmingen. Als diesen bedeutet wurde, sie könnten nicht nach der Heimath zurückkehren, sondern müßten sich andere Wohnsitze wählen, bat einer um die Vergünstigung, vorher noch einmal seine hochschwangere Frau sehen zu dürfen; hierauf soll der Bischof, gegen die Seinen sich wendend, im Tone der tiefsten Verachtung gesagt haben: Uxorem vocat, quae scortum est.

Als Anton förmlich zu der Nachfolge in den Ämtern und Würden des Vaters gelangte, ließ sich durch ganz Teutschland ein Schrei des Unwillens vernehmen. Den Vater hatten die Teutschen nicht geliebt, den Sohn haßten sie ärger als Türk und Tatar, wie Zasius in seinem Berichte an König Ferdinand sich ausdrückt. In der That, wenn der Kaiser manches, unbegreiflich Scheinende, vornahm, so kann als das Unbegreiflichste vielleicht gelten, daß er in seinen alten Tagen die wichtigsten Geschäfte einem Minister anvertraute, der nicht so viele Lebensjahre als er selbst Regierungsjahre zählte. Ein vorzügliches Talent war dem Bischof von Arras nicht abzusprechen, aber von der einem Minister unentbehrlichen Menschen-, Länder- und Völkerkenntniß besaß er wenig. Geistreich und witzig von Hause aus, gebildet durch das Studium der Classiker und durch den Verkehr mit den neuern romanischen Literaturen, erschienen ihm das plumpe Wesen, die pedantischen Juristen und Theologen der Teutschen, als gleich widerwärtige und verächtliche Gegenstände; er glaubte und hatte das kein Hehl, daß er ein solches Volk von Dummköpfen nicht nur übersehe, sondern auch nach Belieben überlisten könne, durch seine welsche Praktiken, wie man in Teutschland dergleichen Künste nannte. So unrichtig Granvelle die Männer beurtheilte, so wenig kannte er die teutschen Frauen. Ein großer Verehrer des schönen Geschlechtes kam er auf dem Reichstag zu Augsburg, 1550, zur Bekanntschaft mit einigen Frauen dieser Stadt, und setzte, von den Niederlanden aus, diese Bekanntschaft durch Schreiben fort. Bald wurden seine Briefe allenthalben veröffentlicht. Mögen sie noch so unschuldig gewesen sein, sie waren dem damals noch besonders zu Ernsthaftigkeit geneigten und über den Religionszwistigkeiten immer mehr zu Ernst sich stimmen-

5) Der Franzmann mußte nothwendig das Wort Beste gebrauchen, was aber, wie Jedermann weiß, nicht mit Bestia, sondern mit Dummkopf zu übersetzen.

den Volke ein Greuel, und kein Teutscher konnte ohne Abscheu vernehmen, daß in seinem Vaterlande ein Bischof, der erste Minister des so ungemein ernsthaften Kaisers, Liebesverständnisse unterhalte, während von einem zum andern Ende Teutschland durch Mord und Brand geängstigt ward. Von diesem Abscheu wendete sich, nicht ohne allen Grund, ein guter Theil dem Kaiser zu. Karl liebte freilich in dem Bischof nicht sowol seinen Minister, als einen Schüler, dessen vollständige Ausbildung er geneigt, als eine ihm persönlich gesetzte Aufgabe zu betrachten. Allein auch große Männer nehmen in dem fortgesetzten Umgange von den Gesinnungen ihrer nächsten Umgebungen mehr an, als ihnen selbst glaublich und bewußt ist, zumal wenn die Lieblinge in größerer Lebhaftigkeit und Zuversicht auftreten, wie der durch die Last der Jahre oder Erfahrungen gebeugte Patron. Der Haß, welchen Karl sich seines Ministers wegen auflud, erleichterte gar sehr des Kurfürsten Moritz Beginnen; wie groß aber der den Minister verfolgende Haß war, spricht der Markgraf Albrecht von Brandenburg in seinem Kriegsmanifest aus: „soweit sei es gekommen, daß fast alle Entschließungen abhängig von der Willkür einer einzigen Person, die weder von Adel noch ein Teutscher von Geburt; durch Praktiken sei das Reichssiegel in die Hände von Fremdlingen gekommen, die sich dessen nach ihrem Gefallen, dem teutschen Vaterlande zu Nachtheil und Schaden, bedienten. Hierüber dürfe man sich nicht beschweren, indem man sonst Gefahr laufe, sich die ärgste Feindschaft zuzuziehen; die Geschäfte von Teutschland blieben liegen, oder würden wenigstens verzögert, und soweit sei es beinahe gekommen, daß die Teutschen fremde Sprachen erlernen müßten, um in der Kürze und mit Vortheil ihre Geschäfte auszurichten." Gleichwie aber der Bischof von Arras nicht frei zu sprechen ist von dem Vorwurfe, daß er den allgemeinen Haß dem Kaiser zu erwecken wesentlich beitrug, so wird er auch von Einigen beschuldigt, daß er vornehmlich, befangen in einer irrigen Ansicht, den Kaiser in der scheinbar unbegreiflichen Sicherheit über des Kurfürsten Moritz Absichten und Anstalten erhalten habe. Sie ahnten nicht, diese Ankläger, daß Ohnmacht allein den Kaiser verdammte, ein unthätiger Zuschauer bei jenen Anstalten zu bleiben, daß er, wie ein Herzog von Guise, unmittelbar vor der Todesstunde, mit der Betrachtung, „ils n'oseront pas," sich zu beruhigen suchte. Die nämlichen Schriftsteller berichten auch, auf die Gewähr von Jacob Melvil, der die Sache aus des Kurfürsten von der Pfalz Munde vernahm, der Bischof von Arras habe die bedeutendsten von den Räthen des Kurfürsten Moritz, Christoph von Carlowitz und D. Ulrich Mordeisen, im Solde gehabt, und durch sie alle Geheimnisse ihres Herrn erfahren. Das für ihn wichtigste konnte ihm demnach unmöglich ein Geheimniß geblieben sein. Als Karl am Abend des 20. Mai 1552 Innsbruck verließ, um den ungeachtet des Waffenstillstandes heranrückenden Conföderirten zu entgehen, soll sich Granvelle, geharnischt, mit eingelegter Lanze, auf einem leichten Renner beritten, zu des Kaisers Sänfte gehalten haben; Courchelet findet diesen kriegerischen Aufzug nicht unwahrscheinlich, vielmehr der Sinnesart seines Helden angemessen. Nach einer andern Version hätte Granvelle, um nur von der Stelle zu kommen, sich auf den ersten ledigen Gaul, der ohne Sattel und ohne Zaum ihm aufgestoßen, geworfen. Beide Erzählungen sind gleich verwerflich: vielmehr begab sich der Bischof von Arras, begleitet von einigen Räthen, nach Aufbruch des Kaisers und des römischen Königs, in die Wohnung des vormaligen Kurfürsten von Sachsen, auf dem Markt zu Innsbruck, und entband daselbst den Fürsten der bisherigen Haft, gegen ein, durch Handschlag bekräftigtes, Versprechen, daß Johann Friedrich freiwillig bis auf weitere Erklärung dem kaiserlichen Hoflager folgen wolle. Genugsam ergibt sich aus dieser Ceremonie, daß der Abzug nicht so übereilt gewesen sein kann, wie anderwärts zu lesen, und bei einer Vergleichung der Daten wird sich das vollends bestätigen. Denn die beiden Majestäten gingen am 20. Mai von Innsbruck ab, und erst am 23. ist Moritz daselbst eingetroffen. Ebenso wenig ist es erweislich, oder auch nur wahrscheinlich, daß der Bischof besondern Einfluß auf den passauer Vertrag geübt, oder mittels desselben Teutschland gerettet haben sollte. Als Abgesandter des Kaisers konnte er nicht nach Passau gehen, indem Kurfürst Moritz eben noch gegen den römischen König geäußert hatte, es sei nicht der Kaiser, den er bekriege, sondern einzig gegen den Herzog von Alba, gegen den Bischof von Arras und gegen die übrigen kaiserlichen Räthe führe er die Waffen: diese Räthe seien diejenigen, die er als seine Feinde betrachten müsse. Der Friedensvertrag selbst zeigt deutliche Spuren, daß er ohne Zuthun, ja gegen die Ansicht des Bischofs entworfen worden. Weit entfernt mit dem unzuverlässigen Moritz unterhandeln zu wollen, wollte vielmehr Granvelle den unglücklichen Johann Friedrich in seine Gebiete wieder einführen, und also demjenigen, der durch die Gunst des Kaisers groß geworden war und die unverdiente Gunst so schlecht erwiederte, den gefährlichsten Nebenbuhler entgegenstellen. Auf seinen Rath war der Fürst in Innsbruck freigegeben worden, aber ein System weiter zu verfolgen, das kaum trügen konnte, dazu besaß der Kaiser, gealtert vor der Zeit, nicht mehr die erfoderliche Kühnheit und Stärke. Des Bischofs von Arras gewaltiger Gedanke verfiel demnach zu bloßen Intriguen, verhandelt theils mit Johann Friedrich, theils und besonders mit dem Markgrafen Albrecht von Brandenburg, in welchem der Bischof dem Kurfürsten Moritz einen neuen und furchtbaren Feind zu erwecken wußte, ohne daß doch jemals der Markgraf seinen gegen Granvelle, oder, wie er ihn nannte, gegen den Ketzer Arius (von Arras) gefaßten Vorurtheilen vollständig entsagt hätte. Das den Völkern Albrecht's, kurz vor dem Treffen bei Sievershausen ausgetheilte Geld soll durchaus niederländischen Gepräges gewesen sein, auch soll Granvelle zu Brüssel seine Freude über des Kurfürsten Moritz Katastrophe durch Bankette und andere Lustbarkeiten gefeiert haben — eine Freude, die uns natürlicher scheint, als Karl's angeblicher Ausruf, als er den Fall des bösen Feindes vernahm: „Absalon, mein Sohn!" Als gleich nach der Schlacht von Sievershausen, der säch-

sische Prinz Johann Wilhelm nach Brüssel kam, um die Wiedereinsetzung seines Vaters in den vorigen Stand zu betreiben, soll vornehmlich Granvelle die dem Prinzen erwiesenen Ehrenbezeigungen, wie sie noch nie ein teutscher Fürst empfangen hatte, veranstaltet, auch dem hohen Gaste Zusagen gegeben haben, die freilich, bei der Unschlüssigkeit des Kaisers, auf welche der römische König und Kurfürst August zu wirken nicht verfehlten, unerfüllt blieben.

Dagegen ergab sich in andern Angelegenheiten der Einfluß des Bischofs mehr und mehr als unwiderstehlich; Gonzaga, gleich groß als Feldherr und als Staatsmann und gleich angefeindet, hatte aller Anschwärzung, aller Feindschaft der Spanier, allen Klagen der Lombarden widerstanden, als sich aber Granvelle durch Johann de Luna, den Castellan von Mailand, von dem Gehalte der gegen Gonzaga vorgebrachten Klagen hatte überzeugen lassen, war dessen Fall unvermeidlich. Der Gehaßte wurde von seinem Posten in der Lombardei abgerufen. Für die Heirath des Infanten Philipp wirkte Granvelle in besonders ersprießlicher Weise, hauptsächlich durch Vermittelung von einer der Creaturen seines Vaters, von Simon Renard, aus Vesoul, der zu dem Gesandtschaftsposten in England befördert wurde. In den Conferenzen von Mare, zwischen Gravelines und Ardres, wo unter englischer Vermittelung an dem Frieden mit Frankreich gearbeitet werden sollte, befand sich Granvelle in der Zahl der kaiserlichen Deputirten (23. Mai bis 1. Juni 1555). Dieses mag die letzte Angelegenheit der Art gewesen sein, in welcher er im Namen des Kaisers handelte. Denn am 25. Oct. entsagte Karl der Regierung der Niederlande, gleichwie am 16. Jan. 1556 der Krone von Spanien. Scheidend aus dem Weltgetümmel empfahl er dem Sohne den Bischof von Arras, und dieser empfing sofort von dem neuen Herrscher ein besonderes Zeichen der Huld und des Vertrauens. In Philipp's Namen mußte Granvelle die Rede beantworten, in welcher der Kaiser den Ständen der Niederlande seinen Verzicht eröffnete; selbst zu antworten, vermochte Philipp nicht, als der Flamändisch gar nicht, Französisch wenig sprach. Im Übrigen ist während der beiden ersten Jahre der neuen Regierung, die beinahe ganz durch kriegerische Begebenheiten ausgefüllt wurden, von dem Bischofe von Arras selten die Rede; um so folgenreicher sollte er auf das Friedensgeschäft einwirken. Christina, die verwitwete Herzogin von Lothringen, wünschte mit ihrem Sohne, dem fortwährend in Frankreich zurückgehaltenen Herzog Karl, eine Zusammenkunft zu haben; es wurde ihr behufs dieser Zusammenkunft von dem französischen Hofe die Stadt Peronne angewiesen. Den Herzog begleiteten dahin seine Vettern, der Cardinal von Lothringen und der Herzog von Guise, in Christine's Gefolge reisete der Bischof von Arras. Dieser benutzte eine, in den Conferenzen von Mare mit dem Cardinal von Lothringen angeknüpfte Bekanntschaft, zu Worten des Friedens. Geheime Zusammenkünfte folgten diesen einleitenden Eröffnungen: der Bischof sprach zu dem Cardinal von dem Widerwillen, mit welchem sein König einen durch nichtigen Ehrgeiz veranlaßten Krieg fortsetze, so lange, dieses scheine man zu begehren, bis der Sieger selbst unter der Last seiner Erfolge erliege. Eine mit jedem Tage zunehmende Feindschaft verzehre die besten Kräfte von zweien Völkern, die vielmehr berufen wären, gegen den gemeinschaftlichen und gegen des christlichen Namens Feind, gegen den Türken, in Gemeinschaft zu wirken; das unterließen sie, Angesichts der scheinbaren Entfernung der Gefahr. Einen andern, ungleich gefährlichern, Feind, die Ketzerei, nährten die beiden Völker unter ihrem Herzen; begünstigt von dem Zwist der Könige, verbreite diese Pest nach allen Seiten hin ihr Gift, verderbe die Gemüther, indem sie die Religion untergrabe. Von ihr seien Niederland und der größte Theil von Frankreich erfüllt, ohne daß man in den Wirren und Stürmen des Kriegs solchem Übel wehren könne. Einzig unter dem Schirm eines aufrichtigen und festen Friedens würde es möglich sein, das Ungeheuer zu ersticken; im Gegentheil stände zu befürchten, daß fortgesetzte Zwietracht auf beide Königreiche ein Verderben herabrufen würde, für welches selbst der glänzendste Erfolg nach Außen hin kein Ersatz wäre. Der Cardinal könne sich den Dank und die Verehrung aller Guten verdienen, wenn er seinen König zum Frieden stimme und die beiden mächtigen Herrscher in den Stand setze, durch Vereinigung ihrer Kräfte einen dauerhaften Frieden in dem Hause Gottes herzustellen. Der Bischof unterließ nicht, durch Hindeutung auf persönliche Rücksichten den Eindruck seiner Worte zu verstärken. „König Philipp verhehle sich keins der Hindernisse, auf welche sein Vorschlag treffen könnte. Darum müsse das Geschäft mit der äußersten Vorsicht und in der Aufrichtigkeit eines gläubigen Herzens eingeleitet werden. Darum habe er," der Bischof „sich nicht entschließen können, einem Franzosen sich anzuvertrauen, einzig die Persönlichkeit des Cardinals lasse ihn den Muth finden, um die bisherige Unschlüssigkeit zu besiegen. Frankreichs Schutzengel habe, inmitten der auf diesem schönen Reiche lastenden Unfälle, den Cardinal und seinen Bruder, den Herzog von Guise, für ein Werk aufbewahrt, das ihrem König vortheilhaft, dem durch religiöse Streitigkeiten beunruhigten Königreiche nützlich, für die Ehre Gottes so wichtig wäre. In Ausführung dessen würde der Ruhm des Hauses Guise den höchsten Gipfel erreichen und diesem erlauchten Hause die unvergängliche Verehrung des Volkes gewonnen werden: denn es sei dies Vorhaben dem Volke angenehm, während hinwiederum ein mächtiges Interesse dem Hause Guise auferlege, sich der Zuneigung des Volkes zu versichern, um mit dessen Beistand künftigen Umwälzungen wehren zu können." Der Cardinal lauschte mit sichtbarem Wohlgefallen den schmeichelhaften und zugleich überzeugenden Worten, und der Redner verfolgte seinen Text: „Die Vorsehung, indem sie den heilsamen Gedanken in meines Herrn Brust erweckt, bietet Euch die Gelegenheit zu dessen Ausführung. Der Connetable von Montmorency und der Mann seines Vertrauens, Coligny, der Admiral, liegen in Banden, sie, die Feinde von Eures erlauchten Hauses Ruhm, Euere Nebenbuhler, in einem Worte. Als solche kennt sie ein jeder, jeder weiß, daß die Coligny die Stütze aller Sek-

tiker in Frankreich sind, und daß Montmorency vielleicht ohne die Irrthümer seiner Neffen zu theilen, mit einer Innigkeit an ihnen hängt, die ihn wol seine Person selbst wagen ließe, um das Besitzthum und den Ruhm der Lieblinge zu vertheidigen. Der eine, d'Andelot, den wir so ungeschickt aus seiner Haft entwischen ließen, hegt über die Religion die ruchlosesten, an jedem, der nur ein Christ heißen will, unanständigen Meinungen; damit steckt er die Kriegsleute an, und die rohen Gemüther werden vollends durch sein böses Beispiel verdorben, wie wir täglich wahrnehmen. Wol sollten wir nach Kriegsbrauch uns solcher Übel erfreuen: wir beklagen sie aber vielmehr, bieten Euch auch ein Heilmittel, das unfehlbar in schneller Wirksamkeit für uns selbst nicht weniger heilsam sein wird. Denn es hat die Pest, von welcher Frankreich ergriffen, zugleich Niederland heimgesucht. Für sie kann sich allein in dem festen Frieden jener Könige, die gleich mächtig und gleich eifrig sind in ihrem Glauben, ein Heilmittel finden. An dem Gelingen seines großen Vorhabens verzweifelt mein Herr nicht, wenn anders Ihr darin ihm beistehen, mit Eurem Rathe ihn unterstützen wollet: deshalb begehrt er Eure Freundschaft, indem er hiermit die seinige Euch anbieten läßt, zusammt seinem Worte, daß er stets Euer und Eueres erlauchten Hauses Beschützer sein wolle. Indem aber eine Angelegenheit von so außerordentlicher Wichtigkeit das größte Geheimniß erfodert, verpflichte ich mich, jene Vorkehrungen zu treffen, unter deren Schutze wir, ohne einigen Verdacht zu erwecken, gemeinschaftlich handeln können; ich werde zu dem Ende vertraute Personen ermitteln, welche den Schein, wie wenn sie allein unter sich zu verhandeln hätten, annehmen sollen." Die ganze Bedeutung dieser Rede wurde von dem Cardinal aufgefaßt und mit freundlichem Danke ergriffen, die Gesellschaft aber trennte sich zur Stunde, Peronne wurde einsam und still wie je vorher. „Auf dieser Grundlage," fügt de Thou hinzu, „beruht der lothringischen Prinzen Freundschaft mit Spanien, und mit dem Tage beginnen ihre Complote." Dem mag so sein, möglich auch, daß Winke von geheimen Verhandlungen über gewaltsame Maßregeln, von den Königen von Frankreich und Spanien mit gesammter Hand gegen die Ketzer auszuführen, dem Prinzen von Oranien bei Gelegenheit seiner Gesandtschaft in Paris zukamen, und ihn bestimmten, den Ausbruch der niederländischen Rebellion zu beschleunigen; gewiß hingegen bleibt es, daß Granvelle's entschiedenes und offenherziges Verfahren gegen den Cardinal von Lothringen, indem er zugleich den Guisen das Geheimniß ihrer Wichtigkeit und ihrer Sendung offenbarte, den alten Glauben in Frankreich rettete. Daß aber der Bischof von Arras, hinausgehend über jegliche hergebrachte Form, sich in solcher Weise aussprach, wird dadurch begreiflich, weil er Gelegenheit hatte, den Umfang des Übels wie keiner zu ergründen: findet sich doch in seiner Sammlung von Staatsschriften die Instruction, die Königs Franz I. dritter Sohn, der Herzog von Orleans, seinem Secretaire und Varlet de Chambre am 8. Sept. 1543 ertheilte, als er denselben an den Kurfürsten von Sachsen, den Landgrafen von Hessen, und andere Fürsten, die sich in Frankfurt versammeln sollten, abfertigte. Da wird unter andern der Varlet beauftragt, den Fürsten zu sagen, wie sehnlich der Herzog wünsche, daß das h. Evangelium (die reformirte Lehre) durch ganz Frankreich verkündigt werde. Nur wage er es nicht, in der Furcht des Königs und des Dauphins, das reine Wort Gottes in seinem Herzogthume Orleans predigen zu lassen, aber das in seinem (momentan von den Franzosen eingenommenen) Herzogthum Luxemburg zu thun, daran solle keine Macht auf Erden ihn verhindern. Deshalb bitte er um Aufnahme in das Bündniß der Fürsten, nicht daß er Hilfe gegen einen bestimmten Feind verlange, sondern nur wegen der Religion.

Als erste Frucht der Zusammenkunft in Peronne ergaben sich die Friedensverhandlungen zu Cercamp, in welchen Granvelle als einer der königlichen Abgeordneten wirkte, und welche mit dem Friedensschlusse von Catteau-Cambrésis (nicht Château-Cambrésis) ausgingen. Des Friedens sicher, beeilte sich König Philipp, nach dem eigentlichen Sitze seiner Herrschaft zurückzukehren. Vorher mußten aber die innern Angelegenheiten der Niederlande geordnet werden. Philipp bediente sich dazu vornehmlich des Rathes des Bischofs von Arras, wenngleich auch dieser die allgemeine, in dem neuen Regierungssystem Burgunder und Flamänder betreffende, Ungunst theilen mußte. In den letzten Zeiten des Kaisers war er Präsident des höchsten Rathes, der zur Leitung der gesammten Monarchie eingesetzt und durch die Repräsentanten der einzelnen Provinzen gebildet war. Philipp II. wollte nur Castilianer in diesem Rathe, und selbst Granvelle, der That nach aus seinem bisherigen Posten verdrängt, wurde nur noch in einzelnen Fällen, wo man seiner unumgänglich bedurfte, in diesen Kabinetsrath gezogen[6]). Unstreitig war die Gestaltung des Regiments der Niederlande als einer jener dringenden Fälle zu betrachten. Das schöne Land wurde der obersten Leitung einer Statthalterin anvertraut, diese Statthalterin an den Rath erprobter Männer, Granvelle, Viglius, Berlaymont, gewiesen. Zu der Statthalterschaft zu gelangen, schmeichelte sich Christina, die verwitwete Herzogin von Lothringen; sie wurde in ihren Bewerbungen von dem, dem lothringen'schen Hause sehr nahe verwandten, Lamoral von Egmond, und von dem Prinzen von Oranien, dem von Christinen erwählten Schwiegersohne, unterstützt. Aber Granvelle durchschaute den künstlichen Entwurf, mittels dessen Egmond und Oranien sich der höchsten Gewalt zu bemeistern gedachten, und nicht Christina, sondern Margaretha von Österreich, des Königs natürliche Schwester, wurde mit dieser Gewalt bekleidet. Niemals haben die beiden hochstrebenden Großen dem Prälaten vergeben, daß er in solcher Weise ihre Hoffnungen vereitelte, obgleich Oranien wenigstens viele Gründe gehabt hätte, um seinen Unwillen zu bemeistern. Denn

6) Mons. d'Arras, se bene è stato adoperato tanto dall' imperatore nelle cose grandi, et se ben resti con quel suo grado col re, però non va nel consiglio, et non vien chiamato, se non s'ha da trattar cosa, che habbi difficoltà, o che non si possa nascondere."

Großes verdankte er einer Affenliebe, die Granvelle für ihn hegte, und die bedeutend auf Karl V. eingewirkt hat. Nur um sich seinem Minister gefällig zu erzeigen, war Karl so angelegentlich bemüht, dem Hause Nassau den Besitz des Fürstenthums Oranien zu erstreiten, die Vermählung Wilhelm's von Nassau mit der Erbin von Buuren, gegen die ersten Regeln der Staatsklugheit durchzusetzen. Man pflegt diese Affenliebe Granvelle's als ein besonderes Zeugniß für des Prinzen von Oranien hohe Vollkommenheit anzuführen. Die, welche das versuchen, kennen die Heimath Granvelle's nicht. Gleichwie in den meisten Ländern der Prophet nichts gilt, weil er im Lande geboren, so gibt es hinwiederum Landschaften, in welchen das mäßigste oder zufälligste Verdienst, wenn es nur eingeboren ist, hinreicht, um Bewunderer und Lobpreiser ohne Zahl und ohne Maß und Ziel zu begeistern. Dergleichen Länder, die in dieser Eigenthümlichkeit nur die Spuren einer gegenwärtigen oder vormaligen Isolirung verrathen, sind, ganz in unserer Nähe, das vormalige Erzstift Cöln, das Herzogthum Berg, Westfalen überhaupt, ein dergleichen Land ist ebenfalls bis auf den heutigen Tag, Hochburgund, das dem übrigen Frankreich als der Sitz der Dummheit verschriene Gebiet, geblieben. Um sich davon zu überzeugen, durchblättere man nur des geistreichsten Hochburgunders, des Charles Nodier Schilderungen eines Pichegru oder Oudet, geschwätzigen Andenkens. Der Art Heroen waren freilich den Hochburgundern des 16. Jahrh. fremd, aber ihnen diente, als Gegenstand der innigsten Verehrung, nächst Gott und den Herren von Österreich, das Haus Chalon, unter den eingeborenen Geschlechtern zugleich das mächtigste und das berühmteste. Der letzte Chalon, Philibert, fiel in Karl's V. Kriege mit Florenz; der Erbe seines Reichthums und der althergebrachten Verehrung war Wilhelm von Nassau. In dem Verschwiegenen liebte der Bischof von Arras, gleichwie jeder andere Burgunder, das Haus Chalon, und er hat diese Liebe bewahrt, bis sie mit den Pflichten des Ministers unverträglich wurde, auch niemals sie gänzlich vertilgen können aus seinem Herzen. Selbst in dem revolutionären Sturm, mishandelt in seiner Persönlichkeit, in seinem religiösen und politischen Glauben, suchte noch der Bischof in mehren, spätern Schreiben sich und andere zu überreden, daß Oranien doch nicht der eigentliche Urheber von allen diesen Verbrechen und Drangsalen sein könne. Gebrochen hatte Granvelle mit den beiden einflußreichsten Großen des Landes, von allen Anhängern der neuen Lehre wurde er als der gefährlichste Feind gefürchtet, die Errichtung der neuen Bisthümer erweckte ihm eine Unzahl von Gegnern unter den Katholiken selbst, welche ihre persönlichen Interessen, die Freiheiten der Kirche und des Vaterlandes, durch die von der Regierung ausgehenden kirchlichen Veränderungen gefährdet glaubten, welche auch mit Unwillen eine große Zahl von religiösen Instituten, Gegenstände der Verehrung für Jahrhunderte, dem Bedürfnisse, die neuen Bisthümer zu dotiren, geopfert sahen. Es scheint nicht, daß Granvelle bei jenen kirchlichen Reformen zu Rathe gezogen wurde, die in ihren Folgen den Angriffen Joseph's II. auf die belgische Geistlichkeit so ähnlich waren. Grappin hat die Passivität des Bischofs in dieser Hinsicht durch seine eigenen Briefe erwiesen, die ohnehin nach seiner damaligen, allerdings wichtigen, doch dem frühern Einflusse auf Hof und Staat keineswegs vergleichbaren Stellung, wahrscheinlich. Nichtsdestoweniger übernahm Granvelle das Gehässige der ganzen Anordnung, indem er sich mit dem neu errichteten Erzbisthume Mecheln bekleiden ließ (28. Mai 1560), und dafür die Kirche von Arras aufgab. Seine Besitznahme in Mecheln wurde am 21. Dec. 1561 mit großer Pracht vollzogen. Bereits hatte sich unter dem Adel der Niederlande eine Coalition gegen den verhaßten Fremdling gebildet, der mit dem Primat von Belgien den römischen Purpur verbinden sollte, zumal ihm am 26. Febr. 1561 von Pius IV. die Cardinalswürde, tit. San Bartolomeo in Isola (dann von San Silvestro, ferner von Santa Prisca, Santa Anastasia, S. Pietro in Vincola) verliehen worden war. Eng verbunden mit seinem Freunde Viglius beherrschte er gewissermaßen den niederländischen Staatsrath; nun ward er das Haupt einer Geistlichkeit, die in den Gesetzen, sobald sie nur gehandhabt wurden, eine starke Waffe gegen alle ihre Gegner finden konnte; alle Macht der Verwaltung, der Gerichtshöfe, kam dem Erzbischofe zu Gute, befand sich in seinen Händen; der Purpur schien ihn über jeden Angriff zu erheben. Je größer das ihm beschiedene Glück war, um so hartnäckiger und feindlicher mußte sich der Widerstand gestalten, zu welchem solches Glück seine Gegner herausfoderte. Eine Coalition hatte sich, wie gesagt, gebildet, furchtbar in der Zahl, furchtbar in der Bedeutung der Mitglieder [7]). Diese Coalition versuchte sich in den heftigen Debatten über die Abführung des wenigen spanischen Volkes, das die alleinige Stütze der Regierung war. Granvelle widerstand lange, und einzig der Rückblick auf die Zusammensetzung des Staatsrathes, in welchem Verräther den Feigen geboten, konnte ihn bewegen, einer dem königlichen Ansehen verderblichen Maßregel seine Zustimmung zu ertheilen. Die nächsten Schritte der Coalition waren unmittelbar gegen ihn selbst gerichtet, kindisch in ihrem Gang, aber richtig berechnet, um denjenigen, den man verderben wollte, lächerlich zu machen. Ein in dem Hause des Großschatzmeisters Grobbendonk veranstaltetes Bankett vereinigte beinahe den sämmtlichen, in Brüssel anwesenden Adel; dieser Adel konnte es, abgesehen von den Einflüssen der zu jedem Bunde gehörenden Demagogen, nicht verzeihen, daß sich Granvelle mit einer Pracht umgab, wie sie wol einem Kirchenfürsten ziemte, der berufen war, den Ansprüchen hochfahrender Aristokra-

7) Si strinsero insieme il principe d'Oranges, li conti d'Egmont et Horn, il marchese di Berges morto, Monsignor di Montigni e il conte di Mega, conseguiti di molti altri Grandi per l'autorità et dipendentie grandissime che havevano quelli signori, et conclusero una lega contrà cardinal à difesa commune contra chi volessero offendere alcun di loro, la qual confortarono con solennissimo giuramento; ne si curarono, che se non li particolari fossero secreti per allhora: ma publicarono questa loro unione et questa unione fatta contra il cardinale, schreibt Tiepolo.

ten zu wehren. Besonders aufgereizt fühlte sich die Gesellschaft durch die Neuigkeit, daß der Erzbischof von dem König ermächtigt worden wäre, den Cardinalshut anzunehmen. Der Luxus des Cardinals, seine zahlreiche Dienerschaft, prächtige Livreen, wurden der Gegenstand bittern Hohns; nachdem man sich daran ersättigt, besprach man die Frage, ob nicht der Adel suchen solle, im Gegensatze zu solcher Üppigkeit, durch Einfachheit Aufsehen zu erregen. Es gefiel der Vorschlag und Egmond wurde von der Gesellschaft beauftragt, ein Beispiel und Muster von dieser Einfachheit aufzustellen. Darauf ließ der Spötter für seine gesammte Dienerschaft violettbraune Kleidung, wie sie für bestimmte Zeiten den Cardinälen vorgeschrieben ist, verfertigen, deren einzige Verzierung Köpfe mit rothen Mützen, oder rothe Köpfe, in Stickerei auf den herabhängenden Ärmeln angebracht, um des Cardinals geistliche Würde zu verhöhnen. Das hiermit gegebene Beispiel wurde, mit wenigen Ausnahmen, von dem gesammten Adel befolgt, daß die Schneider kaum den vielen Bestellungen zu genügen wußten, und nicht nur das Volk überließ sich seinem Jubel über die läppische Mummerei, sondern selbst die Statthalterin lachte, bis Granvelle ernstlich zürnte. Denn endlich wurde die unanständige Verbrämung untersagt, und ein persönlich nicht verletzendes, aber bedrohlicheres Zeichen an ihre Stelle gesetzt, der Pfeilbündel mit dem Wahlspruche: concordia res parvae crescunt. Während Egmond seinen Muthwillen an dem eigentlichen Repräsentanten der königlichen Gewalt übte, wirkte Oranien in anderer Weise durch seine zahlreichen Freunde und Creaturen, einstweilen vornehmlich in Verbreitung beunruhigender Gerüchte. Man erzählt, Granvelle habe versichert, es sei keine Ruhe in den Provinzen zu hoffen, bis einige Köpfe gefallen — der König möge die Niederlande immerhin besuchen, solle aber ja nicht verabsäumen, sich von einem starken Heere begleiten zu lassen, auch sich waffnen mit dem unwandelbaren Entschlusse, dem trotzigen Volke mit Gewalt den Nacken zu beugen. Man wollte wissen, Granvelle trachte alles Ernstes dem Prinzen von Oranien nach dem Leben, wünsche sehnlich, einen Bruch mit England herbeizuführen, um den Handel und mit ihm die Kraft der Niederlande zu ersticken. Auf Oranien's Betrieb vornehmlich wurden jene Massen von Schmähschriften fabricirt, deren Zweck die Verhöhnung des Cardinals, die Verführung des Volks war, und weil der Dienst der Pasquille nicht lebhaft und förderlich genug schien, wurden zur Aushilfe Schandgemälde erdacht, die auf ganze Scharen von Zuschauern zugleich wirken konnten. Noch ist ein solches Gemälde, das aus der Werkstätte eines ausgezeichneten Künstlers hervorgegangen ist, vorhanden: der Teufel spricht dem Cardinal in das Ohr, und dieser theilt in der gleichen Weise die von dem höllischen Souffleur empfangenen Rathschläge der Statthalterin mit. Dem Munde der Fürstin entströmen Befehle und Ordonnanzen, Todesurtheile, Ächtungen ꝛc. Man vergesse dabei nicht, daß erst nach Entfernung des Cardinals aus den Niederlanden die von den Rebellen reichlich verschuldeten Straferkenntnisse eintraten.

Tief gekränkt durch das Treiben seiner Gegner verfolgte der Cardinal gleichwol in standhaftem Muthe und in würdiger Haltung, den von Pflicht und Gewissen ihm vorgezeichneten Weg; schwerlich mögen die Gegner selbst sich einiger Bewunderung erwehrt haben, Angesichts der ruhigen Fassung, in welcher der einzelne Mann, verlassen von der Statthalterin und von dem Staatsrathe, entbehrend aller wahrhaften Zwangsmittel den stürmischen Leidenschaften eines ganzen Volkes widerstand. Aber es gesellte sich den Meuterern ein Beamter, der in den Geschäften ergraut, ihre Anstrengungen zu einem mehr gesetzlichen und darum wirksamern Angriffssystem zu vereinigen wußte. Dieser Mann, Simon Renard, der dem alten Granvelle seine Erhebung verdankte, hatte nicht minder in dem Sohne einen thätigen Beförderer und Beschützer gefunden. Der als ein hochmüthiger Thor beschriebene Cardinal unterzeichnet alle seine Briefe an Renard mit den Worten: vôtre confrère et bon ami, bezahlte auch 1551 aus seiner Tasche die Schulden, welche Renard in seiner gesandtschaftlichen Stellung zu Paris hatte machen müssen. Renard überschritt aber in dem Waffenstillstande von Vaucelles durch unvernünftige den Franzosen bewilligte Zugeständnisse seine Vollmachten, und mußte darum von Granvelle in eigenem und des Königs Namen die verdiente Misbilligung vernehmen. Den Tadel verzieh Renard nicht; sobald die Unruhen einige Consistenz zu gewinnen schienen, eilte er, sich dem den Cardinal bedrohenden Bündnisse anzuschließen. Aus seiner Feder ist die giftigste Schmähschrift hervorgegangen, auf seinen Betrieb vereinigten sich Oranien, Hoorn und Egmond zu der berühmten Eingabe vom 11. März 1562, die anhebt mit der Verwahrung, „daß sie mit *ihrem* Schreiben Se. Maj. belästigend, die dringendste aller Pflichten erfüllen. Denn in dem Punkt seien alle Edle des Landes einig, daß Granvelle's Verwaltung den Niederlanden zum höchsten Schaden gereiche. Diesen Mann, der alles nach seinen persönlichen Ansichten *bestimme*, möge der König entfernen; hierin bestehe das einzige noch übrige Rettungsmittel. Am wenigsten könne des Cardinals längeres Verweilen dazu dienen, um das allerwärts der Ketzerei ergebene Volk zu einer der Kirche günstigen Gesinnung zurückzuführen." In dem entgegengesetzten Sinne berichteten Renard und seine Vertraute an den König, der Cardinal, den man sich als einen blutdürstigen Ketzerrichter zu verschreien bemühe, befördere durch unselige Schwäche die Fortschritte der Ketzerei. Der Statthalterin vertraute Renard, um den Frieden im Lande herzustellen, bleibe ihr ein einziges Mittel: sie müsse die Abberufung des Gehaßten bewirken. Indem die Regierung den traurigen Kampf mit der immerfort wachsenden Misstimmung des Volks bestand, war von selbst die Herzogin zu dem Wunsche, den Cardinal entfernt zu sehen, gelangt. Sie, die man stets lobte und ehrte, wähnte sich einzig durch dessen Persönlichkeit in den Streit verwickelt. Sie bedachte nicht, wie viel schwieriger ihre Lage werden müsse, sobald der Ableiter für alle der Regierung feindliche Gesinnung entfernt wäre, und wollte nicht begreifen, daß sie mit verarmten und darum nach neuen Dingen verlangenden, ehrgeizigen, herrschsüchtigen und pflichtvergessenen Großen,

und mit einem zu Revolution erzogenen und herangereiften Volke zu thun habe, mit Gegnern, Angesichts deren einer jeden Regierung einzig zwei Wege übrigbleiben. Entweder muß sie die Thoren bekämpfen und vernichten, oder aber sie völlig und ungehindert walten lassen, damit sie in dem Übermaße ihres egoistischen Getreibes von selbst die wohlverdiente Strafe finden. Gleichwie der Cardinal seinen Verdruß über den häufigen Widerspruch der Statthalterin nicht geheim gehalten haben mag, so wird hinwiederum Margaretha, indem sie mehr die Unbequemlichkeit, als das Bedürfniß eines Mentors empfand, mit steigender Ungeduld dessen Entfernung gewünscht haben. Die Edelleute hatten sich mehrentheils von den Sitzungen des Staatsraths zurückgezogen, das Triumvirat erklärte unumwunden, einem Collegium, in welchem Granvelle sitze, nicht weiter angehören zu wollen. Da schickte die Herzogin ihren vertrauten Geheimschreiber, Thomas de Armenteros, versehen mit ausführlichen Instructionen und den nöthigen Belegen, an das königliche Hoflager. Philipp hörte den Vortrag des Abgesandten mit der ihm eigenthümlichen Aufmerksamkeit, ohne sich vor der Hand zu erklären, und empfing nach wie vor die schriftlichen Mittheilungen des Cardinals über den Zustand der niederländischen Provinzen. Diesen Zustand muß Granvelle selbst als unheilbar beurtheilt haben, wenigstens für einen Mann seines Standes, der aller Mittel, Gehorsam zu erzwingen, entbehre; diese trostlose Ansicht scheint endlich den König zu einem Entschlusse geführt zu haben. Eines Tags erschien der Cardinal, in der heitersten Stimmung, vor der Statthalterin, um ihr den ihm von dem König für einige Monate bewilligten Urlaub anzuzeigen, und ihr das darum ausgefertigte königliche Schreiben vorzulegen; er gedenke, fügte er hinzu, die Stunden der Muße seiner betagten, siechenden Mutter in Besançon zu widmen. Eine allgemeine Freude verbreitete sich auf diese Nachricht durch Stadt und Land, zumal Armenteros bei seiner Rückkehr von seiner Sendung die volle Bestätigung brachte. Auch er hatte zwar ebenfalls nur von einer einstweiligen, wenigstens scheinbar freiwilligen, Entfernung des Cardinals gehört, das Volk zweifelte aber im mindesten nicht, daß der Gehaßte für immer scheiden müsse. Zu einer etwa möglichen Rückkehr ihm alle Lust zu benehmen, bereitete der Adel ihm einen Abschied, der unvergeßlich bleiben mußte. War vorher die Verhöhnung arg gewesen, so steigerte sie sich jetzt in Maskenaufzügen, Satyren, Schmähschriften zu der ungezogensten und unglaublichsten Frechheit, bis der Cardinal, begleitet von seinem Bruder Chantonnay, am 10. März 1564, die Reise nach Besançon antrat [8]).

Der Cardinal hatte sich einer Stelle in dem Staatsrathe zu Madrid versehen, aber die Herzogin von Parma gab dem König zu bedenken, er würde, wenn er den Cardinal an seinen Hof beriefe, nothwendig bei den mißvergnügten Niederländern den Verdacht erwecken, daß dieser noch nach wie vor ihre Angelegenheiten lenke. So groß war Philipp's Achtung vor der öffentlichen Meinung, daß er sich bequemte, für eine Reihe von Jahren auf die Dienste eines dem allgemeinen Dafürhalten nach ihm unentbehrlich gewordenen Mannes zu verzichten. In seiner Heimath angelangt und von seinen Mitbürgern empfangen (Mai 1564), wie wenn er sich in dem Vollgenusse der höchsten Gewalt befinde, suchte der Cardinal, nach so lange fortgesetzten, stürmischen Anstrengungen, Erholung bei den Wissenschaften. Ihm waren nach Besançon sein Secretair Just. Lipsius und sein Bibliothekar, der Hellenist Suffried Petri, gefolgt. Allen Gelehrten, allen Künstlern stand sein Palast geöffnet, und in ihrer Gesellschaft verlebte er, wenige Unterbrechungen abgerechnet, fünf Jahre, die glücklichsten seines Lebens, wie er selbst bezeugt hat. In Besançon feierte er auch den höchsten Triumph, der einem gekränkten Bewußtsein beschieden sein kann. Die Herzogin Margaretha, als sie nur zu spät den Fehler erkannte, der sie des treusten und umsichtigsten Beistandes beraubte, ersuchte ihn, zuerst durch Vermittlung des Königs, um seine baldige Rückkehr an ihren Hof, und daß er den verlassenen Posten wieder antreten möge. Sie bekennt, que le Roi aurait dû lui faire trancher la tête, pour avoir renvoyé un ministre aussi fidèle; nichtsdestoweniger blieb Granvelle unerbittlich, ob er gleich von dem an wiederum fleißiger schriftlichen Rath der Fürstin zukommen ließ. Hingegen hatte er nicht umhin gekonnt, vermöge Anordnung des Papstes Pius IV. das Protectorat des Jesuitenordens zu übernehmen. Nach Ableben dieses Papstes, 1565, reisete er, auf ausdrücklichen Befehl des Königs, zu dem Conclave; er scheint diese Gelegenheit benutzt zu haben, um sich um das erledigte Erzbisthum Sevilla zu bewerben, ein Bemühen, welches indessen von dem ihm feindlichen, seine Gegenwart in Spanien scheuenden Ministerium vereitelt wurde. Vier Jahre verliefen, ohne daß der Cardinal irgend ein ferneres Zeichen des Vertrauens von dem Könige empfangen hätte, bis die wachsende Türkengefahr gebieterisch die engste Vereinigung der spanischen Monarchie und der unter sich selbst uneinigen Staaten von Italien foderte. Solche Aufgabe zu lösen, schien allein der Cardinal befähigt, und er wurde demnach zu dem Gesandtschaftsposten in Rom ernannt, 1570. In seiner Eigenschaft als Plenipotenz schloß er am 25. Mai 1571 das in seinen Folgen so wich-

8) Il était, so lautet des Van der Vynkt Nachruf, il était orgueilleux et procurait graces, charges, bénéfices à ses parents et ses amis: il protégeait quelquefois sans autre intérêt et sans autre vue, que de croiser la prétention ou la recommendation d'un autre protecteur. Non content de posséder la confiance de son maître, il en fit une vaine parade, qui choqua la cour et la ville. Rarement ou jamais, il ne faisait la cour à la duchesse. Il était en voyage avec elle, ou logé dans le même palais sans la voir. On savait pourtant qu'ils s'écrivaient des billets presqu'à toute heure; le cardinal se servait quelquefois du style impérieux, et il n'était pas faché que cette correspondance fut connue. Ein ungleich bündigeres, ehrendes Zeugniß hat hingegen Graf Nenny, der Mentor Joseph's II., der Verwaltung des Cardinals, bezüglich der Niederlande, ausgestellt: Les Pays-Bas ne doivent jamais oublier ce qu'ils doivent aux Perrenots; leur ministère est une époque dorée pour ces provinces. Wie verschwinden vor solcher Äußerung des Mannes, der Belgien am genauesten kannte, die Beschuldigung gewissenloser Feinde, sammt den Äußerungen eines leeren Schwätzers, dergleichen Van der Vynkt.

tige Bündniß mit Venedig und dem päpstlichen Stuhle, wodurch die Insel Cypern gegen die Angriffe der Türken vertheidigt werden sollte. In einem öffentlichen Consistorium, was über diese Angelegenheit versammelt wurde, sprach Granvelle mit außerordentlicher Gewalt von der Wichtigkeit von Cypern, von den Nachtheilen, welche der Verlust eines solchen Observationspostens der ganzen Christenheit bringen müsse; diese Nachtheile abzuwenden, nehme Spanien an der Fehde Antheil, denn die Venetianer an sich selbst seien alles Mitleidens unwerth, stets fremden Misgeschicks ruhige Zuschauer hätten sie neulich erst allen ihren Einfluß in Constantinopel aufgeboten, um die Türken zu einem entscheidenden Unternehmen gegen die Küsten von Granada, zu einer großartigen Unterstützung der empörten Morisken zu bewegen. Gegen diese Äußerung erhob sich in gleicher Lebhaftigkeit Commendone, indem er die von den Venetianern dem heil. Stuhle erwiesenen Dienste bis zu den Wolken erhob. Aus dieser Zänkerei der beiden Prälaten erklärt sich wol der Groll, welchen der Verfasser der Relatione della corte di Roma nel tempo di Gregorio XIII. vom 20. Febr. 1574 gegen Granvelle hegt. Er, der Venetianer, findet, daß Granvelle seinen Ruf nicht verdiene. Dem Vergnügen hänge er nach, gelte für geizig; in Sachen der Liga habe er es beinahe bis zum Bruche zwischen Papst und König gebracht, Commendone hingegen „ha la virtù, la bontà, l'esperienza con finulto giudicio.“ Es ist das Zeugniß dieses Venetianers nicht das einzige, was von der lockern Lebensart existirt, die sich der Cardinal noch im höhern Alter erlaubte. Nach dem Verlust von Tunis und la Goletta, 1574, fand man zu Rom die folgenden Reime angeheftet:

> Del Duque de Sessa la gota,
> De Don Juan la pelota,
> Del Cardenal la bragueta,
> Han perdido Tunez y la Goleta.

Noch beschäftigte sich Granvelle in der Hauptstadt der christlichen Welt mit den Angelegenheiten der Liga, als die Nachricht von seiner Ernennung zum Vicekönig von Neapel eintraf. Am 20. April 1571 hielt er seinen Einzug in Napoli, ohne jedoch vor der Hand der Lage des Königreichs sonderliche Aufmerksamkeit zuwenden zu können, denn es blieb fortwährend seine ganze Thätigkeit der großen Sache der Christenheit zugewendet. Aus seinen Händen empfing, am 8. oder 13. Aug. 1571, in der Kirche von Santa Chiara zu Neapel, der jugendliche Held, Don Juan, den von dem Papste dem obersten Heerführer der Christenheit bestimmten Commandostab, jenen Scepter, der Wunder wirken sollte vor Lepanto. In dieser feierlichen Handlung trat Granvelle als Legat des heil. Pius auf; nach wenigen Monaten wurde er Zeuge von den letzten Augenblicken dieses frommen Papstes, hierauf wirkte er im Conclave als Oberhaupt der spanischen Partei. Ohne von dem verhaßten Mittel der Exclusion Gebrauch zu machen, wußte er dem seiner Krone unangenehmen Cardinal Farnese seine Bewerbung um die höchste Würde zu verleiden; nachdem er auch den Cardinal Alessandrino, den Nepoten des vorigen Papstes, und die demselben anhängenden Creaturen des heil. Pius gewonnen, war die Wahl von Gregorius XIII. von einem den Interessen Spaniens, oder, was damals dasselbe war, den Interessen der katholischen Kirche ergebenen Papste durchgesetzt. Das Conclave war am 12. Mai 1572 zusammengetreten, am 19. Mai traf Granvelle zu Napoli wieder ein, um sich von da an ungestört den Angelegenheiten des Königreichs zu widmen.

Schwierig war seine Stellung schon allein dadurch, daß er der Nachfolger eines wegen der Gelindigkeit seines Regiments angebeteten Statthalters, des Herzogs von Alcala de los Gazules, wurde. Ungleich ernstere Schwierigkeiten bereiteten ihm die äußern Verhältnisse, die Bedürfnisse der einzelnen Provinzen. Vor allem schien es dringlich, die ausgedehnten Küsten gegen die Anfälle der Seeräuber sicher zu stellen; der Vicekönig verwendete darum auf die Wiederherstellung der gänzlich verfallenen Seemacht die lobenswertheste Sorgfalt, während es ihm gelang, zu dem gleichen Zwecke in den wehrlosen Provinzen eine trefflich organisirte, exercirte und ausgerüstete Landmiliz aufzustellen. In ihrem Bestande von 25—30,000 Mann wurde diese Landmiliz ihm zugleich ein Werkzeug, die innere Ruhe zu handhaben, der Gewaltthätigkeit einzelner Großen zu steuern, und die Glaubensneuerer in Calabrien vollends zu unterdrücken. Stark durch das Verdienst, das er sich dadurch um den heil. Stuhl erwarb, unterließ er niemals, die althergebrachten Vorrechte der Könige von Neapel in kirchlicher Beziehung gegen die Angriffe der römischen Curie zu handhaben. Auf seinen Rath untersagte der König in dem Lande diesseit des Pharus die Veröffentlichung der Bulle in Coena Domini, so sehr auch die Geistlichkeit gewünscht hätte, in Entrichtung der Decimen einzig von dem Papste abzuhängen, so sehnsüchtig das Volk der von der Bulle verheißenen Erleichterungen begehrte, und besonders das Verbot, ohne Genehmigung des heiligen Stuhls, keine neuen Abgaben einführen zu dürfen, als Grundgesetz anerkannt wünschte. In verschiedenen Jurisdictions-Conflicten mit dem Erzbischofe von Neapel entwickelte Granvelle eine bis dahin beispiellose Unabhängigkeit und Festigkeit, und in den vielen von ihm erlassenen Gesetzen und Verordnungen verräth er ein legislatives Talent von ungewöhnlicher Bedeutsamkeit. Von seinen 40 Pragmaticas eifern einige gegen Spiel und Wucher, andere untersagen das Tragen heimlicher Waffen, den schimpflichen Handel mit Kirchenpfründen. Das Asylrecht der Kirchen beschränkte der Vicekönig auf das Äußerste, er duldete nicht länger den Andrang geistlicher Personen zu weltlichen Ämtern, er beaufsichtigte auf das Strengste die Gerichtshöfe, wie die einzelnen Gerichtspersonen, er suchte die Preise der Lebensmittel festzusetzen, ein an sich vergebliches Bemühen, in welchem ihn aber die Natur durch eine Folge reicher Ärnten unterstützte; auch kam der unter dem Schutze der neugeschaffenen Seemacht wieder aufblühende Küstenhandel seiner guten Absicht zu Hilfe. Obgleich er in dem Laufe seiner vierjährigen Verwaltung nicht weniger als 2,300,000 Dukaten nach Spanien schickte, kann ihr gleichwol Giannone ein günstiges Zeugniß nicht versagen. „Wir

müssen," schreibt der neapolitanische Geschichtschreiber, „ihm die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß er in seinem Regimente alle seine Talente, seine ganze Klugheit und Festigkeit aufbot, um die Rechte der Krone zu handhaben, in sofern solches einem Manne seines Standes, unter den waltenden Umständen möglich war." Und ferner: „wir können nicht genug die Festigkeit und Treue des Vicekönigs Granvelle preisen; Cardinal, hat er gleichwol die Rechte seines Gebieters unerschrocken vertheidigt... Nachdem er in so ausgezeichneter Weise alle Pflichten eines Regenten erfüllt, nachdem durch die behagliche Ruhe, zu welcher endlich das Königreich gelangt war, uns die Aussicht auf den Genuß der großen, durch seine Rechtlichkeit und durch seine große Sachkenntniß uns verheißenen Vortheile eröffnet war, mußten wir zu unserm Unglücke ihn verlieren. Er wurde nach Spanien abgerufen, zu höhern Ehren, und um als Staatsrath die Präsidentschaft des obersten Raths von Italien zu übernehmen." Abberufen von seinem Posten in Neapel 1575 scheint das eigentlich in Folge einer Ungnade geschehen zu sein, denn der Cardinal ging zunächst nach Rom und verlebte dort einige Jahre; 1577 treffen wir ihn daselbst als Mitglied der von dem Papste zu Beilegung der Unruhen in den Niederlanden bestellten Congregation; er hatte auch in seinem Sommeraufenthalte zu Gaeta, 1575, den aus Rom entflohenen Prinzen Ernst von Baiern empfangen und bewirthet. Mittlerweile reifte in Spanien die große ministerielle Revolution, die, ein Werk absoluter Nothwendigkeit, den Händen Granvelle's die Leitung des Staatsruders übergab, und das neue Ministerium, in welchem neben dem Cardinal Idiaquez und Moura hervortraten, begründete.

Als Präsident des Raths von Castilien traf Granvelle am 28. Juli 1579 in Madrid ein; er gelangte nun wiederum zu einer Wirksamkeit, von welcher zwar nie viel die Rede gewesen, die niemals beleuchtet worden, wie seine negative Stellung in den Niederlanden, die aber ohne Zweifel die bedeutendste und folgenreichste Wirksamkeit war, welche ihm jemals zu Theil geworden ist. In den ersten 20 Jahren seiner Regierung richtete Philipp II. alle seine Bemühungen auf den Frieden, und auf die Erhaltung der bestehenden Verhältnisse. Mit Widerwillen nur und mit halben Maßregeln bekämpfte er die niederländische Rebellion; hier war ihm der Krieg das einzige Mittel, seine Gewalt und die katholische Religion zu erhalten. Hingegen hegte Philipp keine weitaussehenden Entwürfe, er säete niemals Unruhen in fremde Länder, wie doch von den Nachbarn unaufhörlich ihm geschah, er dachte am wenigsten und zu keiner Zeit seines Lebens an eine Universalmonarchie, denn buchstäblich befand er sich, wie Ruy Gomez de Silva unverhohlen gegen Soriano bekennt, „senza prattica, senza soldati, senza danari." Von Anfang her vermißte man in ihm den Ehrgeiz und das kühne Streben seines Vaters. Dieses rügte besonders als unwürdig der Ahnen, der unglückliche Don Carlos. Lobenswerth finden es im Gegentheil die Venetianer, die Italiener. Aber ob lobenswürdig, ob tadelnswürdig, anerkannt wird diese zahme Gesinnung von Allen, ohne daß Nachbarn oder entferntere Monarchen dem friedlichen Regenten dafür Dank gewußt hätten. Zwanzig Jahre lang bediente sich Philipp, nicht gegen die Niederländer allein, del rigor, blandura, castigo, perdon, armas, paz, y sin fruto" (Cabrera), und immer giftiger hatte ihre Feindschaft, immer verwegener ihr Groll sich ausgesprochen. In allen, dem Namen nach, katholisch gebliebenen Ländern wich in Schafsgeduld die immense Majorität den Anmaßungen einer turbulenten Minorität; mit sinkendem Glücke stritten für den alten Glauben in Frankreich die Katholiken, denn sie wurden unaufhörlich verrathen von dem Hofe, der in seiner Armseligkeit stets bereit war, das Schlimmste an Spanien zu üben. In Teutschland war das Kaiserthum ein Spott, Philipp's nächster Vetter sein Feind geworden, ein verächtlicher Feind zwar, so wollten es die Landherren, unter welche die Erblande, die Königreiche Böhmen und Ungarn vertheilt waren. In solch äußerlicher Lage fand der 28. Juli 1579 die spanische Monarchie, und es ist nicht zu verkennen die durch diesen Tag angekündigte allgemeine Umwälzung der Politik von Europa. Portugal wurde für Spanien gewonnen, der oft und trotzig von der englischen Elisabeth hingeworfene Fehdehandschuh aufgehoben; von Spanien und den Niederlanden unterstützt, erstarkt die katholische Liga in Frankreich zu neuer Thätigkeit; die rebellischen Niederländer werden mit unaufhörlichen, heftigen und glücklichen Kriegen bedrängt; die Vettern in Wien und in Grätz werden belehrt, was die wahren Interessen und Pflichten des Hauses seien; durch ganz Europa erhebt sich in verjüngter Kraft der so lange durch die Unfähigkeit und den Kleinmuth der Führer in Banden gehaltene Katholicismus; den Fortschritten des Protestantismus wird das erste Ziel gesteckt. Wol mag Granvelle, indem er sich der unermeßlichen Aufgabe unterzog, die Kräfte der Monarchie allzusehr überschätzt haben; es könnte scheinen, als sei durch die ihr zugemuthete gewaltige Bewegung die Erschöpfung, die Auflösung des siechen Körpers beschleunigt worden; doch bleibt es wahr, daß das weite Reich in der Stunde seiner Geburt alle Keime der Verwesung zeigte, und daß diese Keime durch Philipp II., durch Granvelle weder gepflanzt, noch ausgetilgt werden konnten. Jedenfalls bleibt dem Cardinal der Ruhm, der Monarchie den einzigen Weg, mit Ehren zu sterben, gezeigt zu haben. Wie viel früher würde ihr Schicksal sie ereilt, wie viel schneller würde sie den Streichen und der Politik von Frankreich haben erliegen müssen, wenn Heinrich IV. in der Kraft der Jahre, Sully in der ganzen Gluth seines Fanatismus gegen Österreich, die Zügel der Monarchie erfaßt hätte, die so unendlich überlegen den unglücklich zusammengesetzten, unglücklich geordneten Reichen von Castilien. Und wie fruchtbar ist der von Granvelle ausgestreute Same gewesen. In derselben Zeit, wo Spanien unfähig ist, die von ihm vorgezeichnete Bahn zu verfolgen, wird die teutsche Linie des österreichischen Hauses von seinem Gedanken erleuchtet. Es schafft dieser Gedanke eine Macht, wo niemals Macht gewesen, und es bleibt dieselbe von Österreich die einzige

Stärke. Als Philipp II. im J. 1581 die Reise nach Portugal antrat, um sein neues Königreich kennen zu lernen, führte Granvelle die Regentschaft der ganzen Monarchie; die für dieselbe so wichtige Eroberung des Nachbarlandes hatte er durch gewandte Unterhandlungen, durch mancherlei Verführungsmittel vorbereitet, durch seinen Einfluß wurde Philipp bestimmt, den militairischen Theil der Unternehmung dem in Ungnade vom Hofe entfernten Herzog von Alba aufzutragen. Im J. 1584 brachte der Cardinal die Vermählung der Infantin Katharina mit dem Herzog von Savoyen zu Stande, ein von den Zeitgenossen als ein Meisterwerk bewundertes Geschäft, indem dadurch die Pforten der Lombardei den Franzosen für immer geschlossen schienen. Mit seinem Cardinalstitel waren schon früher neue Veränderungen vorgegangen, jenen von San Pietro in Vincola hatte er gegen den von Santa Maria in Trastevere vertauscht, und im J. 1578 durch Option das Cardinalbisthum Sabina angetreten; jetzt verzichtete er auf das zeither durch seine Generalvicare regierte Erzbisthum Mecheln. Kaum war jedoch sein Nachfolger, Johann Hauchin, am 30. [illegible], consecrirt worden, als ihn selbst das Domcapitel von Besançon zum Erzbischof, an die Stelle von Claudius de la Baume, wählte, 1584. Der Cardinal scheint diesen Beweis von Zuneigung seinen Landsleuten hoch angerechnet zu haben. Denn von dem an war bei ihm nur die Rede von der süßen Heimath und den freundlichen Tagen, die er, der Geschäfte entledigt, daselbst zu verleben gedenke. Aber viele Zeit bedurfte es, um sich von den Ämtern und Angelegenheiten des Hofs loszumachen, und nur wenig Zeit blieb ihm mehr übrig; er starb an der Schwindsucht zu Madrid, den 21. Sept. 1586, der vor 28 Jahren Kaiser Karl's V. Todestag gewesen. Die Leiche wurde interimistisch in der Kirche der Augustiner-Eremiten beigesetzt, dann nach Besançon gebracht, und in das Grab des Vaters, bei den Karmeliten, gelegt [9]). Auch dieses Grab wurde von der Revolution geschändet; der bleierne Sarg, 1793, aus der Gruft hervorgezogen, diente, verschiedene Jahre hindurch, zu einer öffentlichen Tränke.

Im Tode, wie im Leben, ist Granvelle der Gegenstand vieler bittern, vieler unverständigen Urtheile gewesen; kaum läßt die späte Nachwelt die Neigung verspüren, dem großen Manne Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Ungezweifelt wird aber eine Zeit kommen, die das vom Abbé Boisot mit voller Sachkenntniß gefällte Urtheil bestätigen wird [10]). Allerdings war Granvelle ehrgeizig, stolz, hart, streng, schrecklich in seinem Zorn; das sind die nothwendigen Bedingungen und Folgen einer so vielfach angefeindeten politischen Größe. Wir können uns aber nicht verbergen, daß er zugleich thätig, fest, gerecht, unwandelbar in Vorhaben und Grundsätzen, untadelhaft in seiner Verwaltung, im Besitz eines erhabenen und richtigen Verstandes gewesen, und einzig und mit allen seinen Kräften die Erhöhung seiner Gebieter gesucht habe, in denen er die Repräsentanten der katholischen Kirche erblickte. An seinen persönlichen Feinden Rache zu nehmen, hat er jederzeit verschmäht: keiner hatte ihn schwerer beleidigt, als Renard. Der Mann starb zu Madrid, den 8. Aug. 1573, nachdem er daselbst am 6. Nov. 1572 sein Testament errichtet hatte [11]), und alsbald erbot sich der Cardinal gegen die Witwe und ihre sechs Kinder zu allen Diensten, die in seiner Macht ständen. Mit Egmond sich zu versöhnen, war sein eifriger Wunsch, wobei Richardot das Vermittelungsgeschäft übernahm. Das Einzige, was der Cardinal von dem Grafen foderte, war das Versprechen und der feste Entschluß, dem König in Treue anzuhängen und von dem Prinzen von Oranien abzulassen. Weit entfernt, ein blutdürstiger Ketzermacher zu sein, wie man ihm vorgeworfen, hat er in den Verhandlungen mit Bajus gezeigt, was menschliche Geduld und evangelische Sanftmuth vermögen; auch ist dieser Irrlehrer, nach unzähligen Winkelzügen, nach zwanzig Mal erneuertem und gebrochenem Wiederruf, in Frieden als Kanzler der Universität Löwen gestorben, ein Umstand, der, verbunden mit der Thatsache, daß sich in den Archiven der Niederlande beinahe gar keine Acten von Ketzerprocessen finden, die dasige Ketzergeschichte, alle die tragischen, von Hugo Grotius besonders zum Unglaublichen gesteigerten Historien von blutiger Verfolgung verdächtig macht. Granvelle liebte die Wissenschaften: viele Ge-

9) Die Grabschrift, in einem Dialog zwischen Hospes und Aulicus eingekleidet, wurde von J. Metellus angegeben.

Hosp. Quis cubat hic, modica magnus tellure sepultus?
Aul. Grandia cui celsos vela dabant titulos.
Hosp. Cur pelagus vitae sulcant: Durate secundis Inquit?
Aul. Ne quondam nomina parta cadant; Clara illa Imperio Caroli, Regnoque Philippi, quorum consiliis praefuit arte potens.
Hosp. Ergo manu clavum strinxit; navimque gubernans Duravit satis?
Aul. Insuperabilibus.
Hosp. At ne diu?
Aul. Decies septenos vixit in annos, Sequanicique fuit gloria prima soli.
Hosp. Quo capitur portu?
Aul. Conctis, qui meta laborum seu pueri, juvenes, bis puerive senes.
Hosp. Suffice rex talem; dubiis qui Duret in undis. Quas fara, Rex, sacris gens ciet, atque sibi.

10) Dans toutes ces lettres si cordiales, si familières, si vives, on voit un zèle ardent et sincère pour ses maîtres, un esprit solide et pénétrant, une générosité admirable à l'égard de ses plus cruels ennemis, une fermeté à l'épreuve de toutes les intrigues de la cour, un parfait mépris de la flatterie et des flatteurs, une droiture incapable des moindres déguisements, un coeur noble et infiniment au-dessus de la calomnie et de la médisance, quoiqu'il n'y fût pas insensible; jamais de pensées fausses, jamais de sentiments bas ou faibles, jamais de maximes licencieuses ou violentes, au contraire, partout de la bonté, de la libéralité, de l'amitié, de la probité, de la véritable piété; et, sur la fin, un grand dégoût du monde, une forte résolution de quitter la cour pour venir mourir tranquille dans le sein de sa patrie. Un homme d'un tel caractère ne devoit point avoir d'ennemis; mais la jalousie suit le mérite éclatant, et l'élévation attire toujours l'envie et la haine. On ne s'étonnera donc pas, que pendant sa vie, il ait été traité comme tous les autres grands hommes; ce qui surprend c'est qu'après sa mort quelques auteurs ne lui ayent pas rendu plus de justice.

11) Nach der gewöhnlichen Angabe wurde Renard in den Niederlanden, auf Alba's Geheiß, ermordet.

lehrte empfingen von ihm Pensionen oder Schutz. Die Dichter Gambara und Michael Torita, der Archäolog Fulvio Orsino, der Rhetor Anton Lullus, Peter Nannius und Stephan Pighius, der Arzt Nicolaus Ellebodius werden als seine Schützlinge genannt; den Pighius hatte er sich an die Stelle des nach Cöln zu einem akademischen Lehrstuhl berufenen Suff. Petri zum Bibliothekar erwählt. Unter seinen Freunden nimmt Just. Lipsius eine ausgezeichnete Stelle ein. Auch die Talente der Heimath vernachlässigte er keineswegs. Pension, Beförderung oder ehrende Auszeichnung empfingen von ihm Anatol Desbarres, aus Salins, Kammerjunker Kaiser Karl's V. und Verfasser einer Lobrede auf diesen Monarchen, dann einer mathematischen Abhandlung; Anton Garnier aus Besançon, Geheimschreiber des Cardinals und nachmals des Kaisers, dessen Leben er gleichfalls beschrieben hat; Johann Morelot und Johann von Gilly, beide Poeten, deren jeder ein Gedicht dem Cardinal zugeeignet hat; Louis Marchant, sein Geheimschreiber, von dem wir Übersetzungen verschiedener Lebensbeschreibungen des Plutarch haben. Granvelle's Lieblingsstudien waren Astronomie, Physik, Arzneikunde, Naturwissenschaft. Mit dem Alchimisten Nic. Guibert lebte er in enger Vertraulichkeit, nicht selten legte er bei dessen Experimenten Hand an. Vollendeter und enthusiastischer Kunstkenner, unterhielt er in Italien und Sicilien eine Anzahl Künstler, die für ihn Alterthümer aufsuchen und zeichnen mußten. Anton Morillon, der Bruder Maximilian's, hat ihm hierin besonders ersprießlich gedient. Die von dem Vater geerbte Gemäldesammlung hat der Cardinal mit vielen Meisterwerken eines Albr. Dürer, Martin Devos, Mich. Angelo, Rafael bereichert. Die Alden empfingen von ihm vielfältige Aufmunterung und die Plantin'sche Buchdruckerei in Antwerpen bestand durch seine Freigebigkeit. Plantin's Polyglottenbibel, das typographische Meisterwerk, wurde zum Theil, das seltene Prachtwerk, Thermae Diocletiani descriptae a *Sebastiano ab Oya*; delineatae et in aes incisae ab *Hieron. Coccio* (Antverp. 1576. fol.) ganz auf seine Kosten gedruckt. Auch von der Summa des heil. Thomas veranstaltete er eine nur in Geschenken verwandte Ausgabe; seiner Freigebigkeit verdankt man den ersten Abdruck von den eben damals wieder aufgefundenen Schriften des Theophrastus. Mehr als hundert Autoren haben dafür auch ihm ihre Werke zugeeignet. Das von dem Vater gestiftete Collegium zu St. Mauritien hat er in Baulichkeiten verbessert und erweitert; auch gewann er für dasselbe Lehrer von Ruf, wie Alciat, Dumoulin, Richardot, Fr. Baudouin. Um dem Mangel an unterrichteten Priestern abzuhelfen, und der Armuth der Diöcese, welcher die Mittel zur Errichtung eines Seminariums unerschwinglich schienen, zu Hilfe zu kommen, gab er dem Collegium, das er fortan les Ecoles de Granvelle genannt wissen wollte, die Form und Richtung eines Seminariums, diese ist demselben bis zu der 1618 von dem Stadtmagistrat beliebten Veränderung geblieben. In Rom, Neapel und Madrid hat der Cardinal Paläste aufgeführt, von der Abtei Lobbes das Patronatrecht der Pfarreien Hove, Aërtselaër, Hemissem, Boom, Waërloos, Reeth, Moortsel sich abtreten lassen, um es seiner Herrschaft Cantecroy einzuverleiben. Das sind die einzigen Erwerbungen von denen wir Kenntniß haben, indem er den Ertrag seiner Pfründen, die Einkünfte seines Patrimonialvermögens, in dem Dienste seines Königs verwendete. Unbeträchtlich ist das Vermögen, über welches er nach einer Dienstzeit von 50 Jahren durch Testament verfügte, und doch hatte er eine Masse der reichsten Beneficien besessen, außer dem Erzbisthum Mecheln die Abteien S. Amand, in Flandern, la Thure, in Hennegau, Luxeuil, Montbenoit, Favernay, in Hochburgund, St. Vincent zu Besançon, die Priorate von Morteau und Moûtier-haute-pierre, ebenfalls in Hochburgund gelegen, die Propstei zu U. L. Fr. in Utrecht, und ein Archidiakonat zu Lüttich, wohingegen er das Archidiakonat von Brüssel an die Domkirche zu Cambray 1568 resignirt, und St. Rambolden, Propstei zu Mecheln als ein Tafelgut dem neuen Erzbisthum geopfert hatte. Von Gestalt hoch und wohlgewachsen, vereinigte Granvelle die edelste Haltung mit den feinsten Manieren und einer festen Gesundheit. Eine mächtige Stirn, kleine feurige, doch freundliche Augen, ein starker Bart gaben ihm die allen Zeitgenossen auffallende, sprechende Ähnlichkeit mit Sinan, dem türkischen Großvezier [12]). Man wird übrigens kaum einen großen Mann finden, dessen Bildniß so oft wie das des Cardinals vervielfältigt worden wäre, mehr als 600 Maler und Bildner haben ihn zum Gegenstand ihrer Studien erwählt. Seine Leichenrede hat Joh. Bapt. Sacco im Drucke herausgegeben. Von den ihm zu Ehren geprägten Medaillen hat das Museum Mazzuchellianum (l. Taf. 86 und 87), acht Stück abgebildet [13]).

12) Ranke's Ausspruch, „für Granvelle ist das keine Ehre," will uns nicht einleuchten. Einer der ausgezeichnetsten Helden des 30jährigen Kriegs trägt die Physiognomie des Wahnsinns, ein anderer, in Hoheiten aller Art jenem beinahe gleichgestellt, würde, in Bauerntracht, den Zügen und der Haltung nach als der Typus des Tölpels gelten können; gleichwol ist es noch keinem eingefallen, den seltenen Ruhm dieser beiden Kriegsfürsten verdächtigen zu wollen. Nach ihnen mag Granvelle's Ähnlichkeit mit dem grimmigen Türken beurtheilt werden. 13) Zwei derselben bieten lediglich das Brustbild ohne Revers; die dritte stellt im Revers die Kreuzigung dar. Auf der vierten heißt es: Ant. S. R. E. Pbr. Card. Granvelanus. Das bärtige Brustbild. Rev. Granvelle, im bischöflichen Ornate, sitzt vor dem Altar, und hält in der rechten Hand eine Fahne, worauf Jesus am Kreuze, und zu dessen Füßen Maria und Johannes abgebildet. Die Fahne erfaßt Don Juan, der barhauptig vor dem Cardinal kniet. Im Hintergrunde eine glänzende Versammlung von Kriegsbefehlshabern; ganz oben die Worte: In hoc vinces. Auf einer andern Medaille Ant. S. R. E. Pbr. Card. Granvelanus; das bärtige Brustbild. Rev. Ein Schiff mit der berühmten, von dem Cardinal in den wilden Bewegungen der Niederlande angenommen, und seitdem beibehaltenen Devise: Dvrate *). Ferner: Ant. S. R. E. Pbr. Card. Granvelanus; Brustbild. Rev. Ein Schiff, Angesichts des Hafens, die Weltkugel, Durando — Ant. S. R. E. Pbr. Card. Granvelanus; das Brustbild; Rev. Ein Schiff mit gebrochenen Masten. Dvrate — Ant. Perrenot S. R. E. Pbr. Card. Granvellanus; das Brustbild. Rev. Ein Schiff auf offenem Meere, gegen die Heftigkeit des

*) Durate, et vosmet rebus servate secundis (Aeneid. I, 207).

Wir wenden uns zu den übrigen Söhnen von Nicolaus Perrenot. Der dritte, Hieronymus, Herr von Champagney, Gentilhomme de la bouche Kaiser Karl's V., wurde von demselben, dem Prinzen Wilhelm von Nassau,

---

Sturms ankämpfend. Dvrate. — Ant. Perrenot S. R. E. Pbr. Card. Archiepi. Mechl. das Brustbild, 1561. Rev. Ein Schiff, worauf Äneas vorgestellt; Neptun. Durante.

Prosper Lévesque schrieb: Mémoires pour servir à l'histoire du cardinal de Granvelle (Paris 1753. 2 Bde. 12.) „An Irrthümern reich, sind sie keineswegs angenehm zu lesen," sagt Weiß. Wir haben sie nicht benutzen können und trösten uns deß gern, denn Lévesque hat genau den von einigen der gepriesensten Geschichtschreiber der neuern Zeit eingehaltenen Weg verfolgt. Wenig bewandert in dem Gegenstande seiner Darstellung sucht er dem Mangel abzuhelfen, indem er seinem Helden Dinge, die demselben fremd sind, beilegt, oder sich über Materien, die dem Jahrhundert überhaupt angehörig, verbreitet. Diesen letzten Vorwurf erhebt Weiß auch gegen die Histoire du Cardinal de Granvelle (par Courchelet) (Paris. 1761. 12. S. 615, von denen 50 von Seite 311 —360, dem Ketzer Baius zugetheilt. „Die edle Correctheit des Vortrags leidet durch die vielen, dem Gegenstande fremden Abschweifungen, und durch die übermäßige Parteilichkeit für den Helden der Geschichte." Das Journal encyclopédique. 1761. T. V. trat sofort in die Schranken mit Observations critiques sur l'histoire du cardinal de Granvelle. Gleichwol hat Courchelet's Arbeit eine zweite Ausgabe erlebt (Brüssel 1784. 2 Bde.). Grappin's Werk führt den Titel: Mémoire historique où l'on essaya de prouver que le cardinal de Granvelle n'eut point de part aux troubles des Pays-Bas dans le XVI. siècle (Besançon 1787). Die reichste Fundgrube, nicht nur für die Geschichte des Cardinals, sondern auch für die Geschichte seiner Zeit, hat uns der Abbé Boisot aufbewahrt, indem er die gesammelten Handschriften der beiden Granvelle vor weiterem Verderben rettete, ordnete und durch letzten Willen seiner Abtei St. Vincent, zu Besançon, hinterließ. „Jamais ministre ne fut si laborieux," schreibt Boisot von seinen Bemühungen um diese Handschriften handelnd, „ni plus exact que le cardinal de Granvelle. Il conservait toutes les lettres qu'on lui écrivait, jusqu'à des lettres de compliments, jusqu'à des lettres de ses neveux, jeunes écoliers qu'il faisait élever à Louvain: on peut juger s'il gardait des lettres d'affaires. Il en avait laissé dans plusieurs coffres une quantité prodigieuse, en différentes langues, toutes notées, apostillées ou soulignées de sa main, avec plusieurs copies de ses réponses dans les affaires considérables. C'étaient autant de trésors dont on ne pouvait prendre trop de soin; mais on méprise ordinairement tout ce que l'on ne connait pas. Ces rares monumens de l'habileté du cardinal furent bientôt négligés, portés dans un galetas, et abandonnés à la pluie et aux souris. Au commencement les domestiques, peu après les enfans du voisinage allaient familièrement prendre de ces papiers; ensuite, comme on eut besoin de cinq ou six caisses, un maître d'hôtel habile, pour montrer, qu'il ne laissait rien perdre, vendit à des épiciers les lettres qui étaient dedans. Enfin on se trouva si embarrassé de ces paperasses inutiles (on leur faisait l'honneur de les appeler ainsi) que, pour s'en défaire peu à peu, on les abandonna aux dernières indignités. Ce fut ce qui les sauva." Gegenwärtig bilden diese Schriften den eigentlichen Schatz der Stadtbibliothek zu Besançon, und sind in 82 starken Foliobänden enthalten, auch wie folgt, classificirt: 1) Mémoires de Granvelle, pièces, lettres et papiers en différentes langues, servant particulièrement à l'histoire de ce qui s'est passé sous le ministère du chancelier Nicolas Perrenot et du cardinal de Granvelle, son fils, ministre de Charles V. et de Philippe II. In 35 Bänden. 2) Apologie de Charles V. 1 Band. 3) Lettres écrites à M. M. de Vergy, gouverneurs du comté de Bourgogne. 2 Bde. 4) Pièces relatives à l'ambassade de Saint-Mauris en France (1544). 1 Bd. 5) Ambassade de Simon Renard en France et en Angleterre (1548). 5 Bde. Bei dem dritten Bande fehlen die interessantesten, die Königin Maria von England betreffenden Depeschen. Sie wurden ausgehoben, dem P. Griffet, behufs seiner Ausgabe von Daniel's französischer Geschichte mitgetheilt und niemals zurückgegeben. 6) Ambassade de M. de Chantonnay (einer von den Brüdern des Cardinals) vers l'empereur (1566. 9 Bde.) 7) Correspondance de M. de Champagney (des Cardinals jüngster Bruder). 6 Bde. 8) Lettres de Joachim Hopperus, Secrétaire d'état sous Philippe II. „Le style en est bas, le tour grossier, et ce n'est pas une marque de bon goût en Philippe, de s'être accommodé pendant plusieurs années d'un esprit si borné et si pesant." Boisot's Worte, aus denen wenigstens hervorgeht, daß Hopperus das Unglück hatte, kein Burgunder zu sein. Der Bände sind sieben. 9) Correspondance de Maximilien Morillon, évêque de Tournay. 9. Bde. Morillon war des Cardinals General-Vicar für das Erzstift Mecheln gewesen. „Ce qui me paraît le plus estimable dans ses lettres, outre la netteté et l'exactitude, c'est une noble hardiesse à ne rien déguiser, et, à ne rien adoucir de ce qu'il apprenait qu'on trouvait à redire dans la conduite du cardinal. Un ami si éclairé et si sincère ne se pouvait payer. Mais peu de ministres s'accommoderaient de cette espèce d'amis; et ce n'est pas une des moindres marques de la solide vertu et du bon esprit de Granvelle, que d'avoir aimé jusqu'à la mort un homme qui lui disait si librement ses vérités." 10) Correspondance du cardinal de Granvelle avec le prieur de Belle-Fontaine, Jacques de Saint-Mauris. 3 Bände. 11) Lettres du cardinal à divers hommes d'état, avec les réponses. 4 Bände. Dom Berthod hat ein Summarium dieser Handschriften, in zwei Quartbänden, aufgestellt; sie sind auch, wiederholt, der Gegenstand gelehrter Forschung, vor einigen Jahren z. B. im Auftrage der belgischen Regierung gewesen. Es müßte indessen derjenige, welcher der Welt einen Schatz von solchem ausgezeichneten Werthe heben, d. i. zugänglich und allgemein verständlich machen wollte, mit Kenntnissen ausgerüstet sein, die sich nur höchst selten in einem Individuum vereinigt finden. Er müßte die Erbstaaten Karl's V. kennen, Spanien, Niederland, Burgund, und das teutsche Reich, die teutsch-österreichischen Lande, Italien, Frankreich, England, Portugal. Er müßte der Sprachen aller dieser Länder mächtig sein, und die Interessen ihrer Bewohner, die Politik ihrer Beherrscher ergründet, das innerste Wesen des Katholicismus, wie die Veranlassung und den Gang der Reformation aufgefaßt haben. Die Tausende und aber tausende von Personen aus allen Breiten, mit welchen jene Schriften verkehren, müßten ihm etwa bekannt sein, wie sie es dem Cardinal gewesen. Und so lange der Arbeiter nicht gefunden, der also ausgerüstet, wird man wol Abschriften und Auszüge haben können, zu vermehren den unbrauchbaren und ungebrauchten Vorrath, aber an einer Geschichte Karl's V. und Philipp's II. wird es stets fehlen, trotz dem guten Willen, welchen der Minister Guizot in der Veröffentlichung der papiers d'état du cardinal de Granvelle an Tag gelegt hat. Auf des Ministers Betrieb trat in Besançon eine Commission zusammen, unter dem Vorsitze des Bibliothekars Weiß, eines um die Literargeschichte hoch verdienten Mannes, der aber durch seine Verehrung für den unglücklichen Biographen Karl's V., für den Schotten Robertson, und noch anschaulicher durch seine Artikel Granvelle, Champagney, Chantonnay in der Biograph. univers. oder den Supplementen, den bündigen Beweis erbracht hat, daß er ein politisches Meteor von des Cardinals von Granvelle Bedeutung zu beurtheilen unfähig sei. Einmal constituirt, gelangte die Commission sehr bald zu der Entdeckung, daß sie in sich selbst keineswegs die Elemente einer nützlichen Wirksamkeit besitze. Die mußten auswärts gesucht werden; in Mömpelgard fand sich ein tüchtiger Archivarbeiter, diesem wurde eine Anzahl junger Leute zugetheilt, deren Ausbildung für die hohe Kunst, nicht Acten, nur Briefschaften aus der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts zu lesen und abzuschreiben, man als ein außerordentliches paläographisches Resultat darstellt. Darauf äußerte sich ein anderes Gebrechen; viele der Briefe, in spanischer, italienischer, teutscher, flamändischer Sprache geschrieben, waren der Commission unver-

dem Erben des Reichthums von Chalon, zum Ayo gesetzt, begleitete seinen Zögling in verschiedenen Unternehmungen gegen die französische Grenze, und starb zu Béthune, Oct. 1554, an den Folgen einer, in der Belagerung von Montreuil empfangenen Schußwunde. Er war unvermählt und nur 30 Jahre alt. Sein jüngerer Bruder, Karl Perrenot, geboren zu Brüssel den 9. Jan. 1531, wurde für den geistlichen Stand bestimmt. Juris utriusque doctor und Protonotarius besaß er ein Archidiakonat zu Besançon, das Dekanat am Dom zu Brügge, eine Präbende zu Lüttich, wo er zugleich mit seinem Bruder recipirt worden, die Abteien Faverney, in Hochburgund und del Parco, in Sicilien; er war auch Mitglied des geheimen Raths der Niederlande, ohne sich doch je mit dem ihm aufgezwungenen Stande aussöhnen zu können. Nicht glücklich in seiner Stellung scheint er gleichwol gern Glückliche um sich gesehen zu haben; er starb im Juni 1567, aber das Andenken an den „bon abbé," wie er den Mönchen von Faverney hieß, hat ihn lange überlebt.

Friedrich Perrenot, Baron von Renair und Aspremont, Herr von Champagney, Beaujeu, der prächtigen Herrschaft an der Saone, oberhalb Gray und von St. Loup östlich von Gray, war zu Barcelona den 3. April 1536 geboren. Als der jüngste Sohn, und in Erwägung seines folgsamen Gemüthes und seines Fleißes, wurde er im Testament seines Vaters bevorrechtet. Sein Bruder, der Cardinal, wollte ihn für die Diplomatie erziehen; er erwählte sich aber den Wehrstand, machte in Italien seinen ersten Feldzug, und focht 1554 bei Renty. Darauf wußte er sich dem Könige Philipp zu empfehlen, von dem er das Amt eines Sumiller mit 800 Franken Gehalt, sowie von dem Kaiser eine Compagnie Lanzen empfing. Viel größere Dinge mag sich der junge Mann von der Gunst des neuen Gebieters versprochen haben; getäuschte Erwartung, eine übertriebene Werthschätzung seiner selbst, die Aussicht, sich im Laufe bürgerlicher Unruhen einer unbequemen Behofmeisterung von Seiten seines Bruders, des Cardinals, zu entziehen, führten ihn in die Reihen der Misvergnügten. Die berühmte Compromißacte von 1566 ist großentheils sein Werk. Zur Strafe reif, fand er jedoch bei Alba, in Betracht der Verdienste von Vater und Bruder, Gnade; nur wurde ihm auferlegt die Niederlande zu räumen. Sein musterhaftes Verhalten während seines unfreiwilligen Aufenthalts in Hochburgund, bewog Alba, ihn zurückzurufen, um ihm die Statthalterschaft von Antwerpen aufzutragen, 1571. Champagney, so heißt Friedrich nach seinem Hauptgute, kannte den Mann, unter dessen Befehle er gestellt war. So lange Alba im Lande anwesend war, hat er und Philipp an ihm den treuesten Diener gehabt. Aus seinem Winterschlafe erwachte Champagney, unter dem nachsichtigern Regiment von Requesenes; er trat von Neuem mit den Oberhäuptern der Misvergnügten, die er nach seiner Versicherung durch Zugeständnisse aller Art für den Dienst des Königs wieder zu gewinnen hoffte, in Verkehr. In seiner Correspondenz klagt er: „que ses démarches allèrent en fumée par la faute du grand commandeur, homme timide et irrésolu." Es scheint aber, und nicht ohne Ursache, Requesenes ebenso sehr dem ungebetenen Vermittler, als den offenen Gegnern mistraut zu haben. Ohnehin ruhten auf dem Groß-Comthur zu viel Sorgen, als daß er die verschiedenartigen Geschäfte alle mit der gleichen Aufmerksamkeit hätte behandeln können. Nur war er bedacht, dem Statthalter von Antwerpen jede offene Demonstration zu Gunsten der Empörer zu verleiden. Wir finden in Folge dieser genauen Aufsicht, daß, als die Sieger von der mooker Heide quer durch Brabant nach Antwerpen zogen, 1574, um die Bezahlung des Soldrückstandes zu erzwingen, und die Citadelle ihnen von der Besatzung überliefert wurde, gleichwol Champagney in der Stadt alle Anstalten zur Gegenwehr traf, obschon er auf seine Mannschaft, vier flamändische und vier teutsche Fähnlein aus Freundsberg's und Fugger's Regimentern, nicht zu sehr rechnen konnte; denn auch diesen war seit Monaten die Löhnung ausgeblieben. Champagney war be-

ständlich. Sie mußten sich zwei Übersetzer zulegen; der eine bildete sich, nachdem er in Teutschland einige Studien gemacht hatte, ein, auch das Flamändische zu verstehen, ein Wahn, der in Teutschland ebenfalls gäng und gebe, den Teutschen im Allgemeinen die reiche holländische Literatur verschließt. Von der Entscheidung dieser beiden Übersetzer muß nothwendig die Aufnahme oder Verwerfung der in fremden Sprachen geschriebenen Aufsätze abhängen. Man bedenke die Kenntniß, die ein Franzose, ein Jüngling, von dem 16. Jahrhundert in Teutschland haben kann, und beurtheile aus diesem die Sicherheit der behufs der Publication getroffenen Auswahl. Überraschen darf es daher keineswegs, wenn in die beiden ersten Bände mitunter sehr geringfügige Dinge, Wichtigerm vielleicht den Raum nehmend, sich eingeschlichen haben. Die beigefügte Übersetzung der spanischen Documente können wir nur als eine an dem Geldbeutel des Publicums verübte Sünde beklagen. Übrigens beschränkten sich die Herausgeber auf das mäßige, jedem Abschreiber zugängliche Verdienst der Herausgabe eines Codex diplomaticus; die Noten sind gleich sparsam und unerheblich, nicht minder unerheblich ist die dem Werke vorangesendete Lebensgeschichte der bedeutendern Perrenots, eigentlich nur ein magerer, blasser, ungetreuer Schattenriß; wem es um eine gründliche Kenntniß jener Männer und Zeit zu thun ist, muß nach wie vor sein Leben an die Lösung dieser Aufgabe setzen. Gewiß wäre es nicht zu viel gefodert, daß durch zweckmäßigere Behandlung die Herausgeber jene Aufgabe wenigstens erleichtert hätten. Einbegriffen in der Collection des documents inédits sur l'histoire de France publiés par ordre du roi et par les soins du ministre de l'instruction publique, erschien von den Papiers d'état du cardinal de Granvelle d'après les manuscrits de la bibliothèque de Besançon publiés sous la direction de M. *Ch. Weiss* (Paris 1841). T. I. p. 57. 628. T. II. (1841.) p. 701 in 4. Der dritte Band soll die französischen Kriege bis zum Frieden von Crespy, und den schmalkaldischen Krieg enthalten, der vierte wird die Jahre 1549—1555, der fünfte den Zeitraum von 1557—1560 umfassen. Angesehen die Masse und Wichtigkeit der fernern Documente, wagt die Commission es nicht, die Zahl der folgenden Bände zu bestimmen, doch glaubt sie im Laufe von 1843 zu Ende zu kommen. Außer den 82 Bänden der Beisot'schen Sammlung hat die Commission ein von Johann von Vandenesse geführtes Tagebuch der Reisen Karl's V. und Philipp's II., dann drei aus der bibliothèque de Bourgogne zu Brüssel entlehnte Portefeuilles, in denen eine Menge eigenhändiger Briefe des Cardinals, meist aus den Jahren 1575—1586, enthalten, benutzen können. Hingegen sind sechs Foliobände Granvelle'scher Handschriften, Eigenthum des Seminariums zu Besançon, wie es scheint, vor dem Ausbruche der Revolution verloren gegangen. Beinahe hätten wir anzuführen vergessen, daß ein natürlicher Sohn des Cardinals, der sich den Vertheidigern von Harlem 1573 angeschlossen, nach der Einnahme der Stadt auf des Siegers Geheiß enthauptet wurde.

schäftigt, auf der Fläche zwischen Stadt und Citadelle Verschanzungen aufzuführen, als der Generalstatthalter Requesenes in Antwerpen eintraf. Auf dessen Befehl wurden die Schanzarbeiten eingestellt, worauf sich die durch solche Schwäche ermuthigten Empörer des Platzes bemeisterten, und in hellen Haufen in die Stadt eindrangen. In fester Haltung warf sich Champagney in der Oosterlinge Haus, von da konnte ihn allein der Befehl des Generalstatthalters vertreiben. Nach dem Willen des für seine Landsleute stets parteiischen Vorgesetzten zog er mit seinen teutschen und flamändischen Knechten nach Eeckeren und Wilmersdonck. Ehe viele Zeit vergangen, wurde Champagney von Requesenes nach Utrecht entsandt, um den Staaten der nördlichen Provinzen das zu Brüssel am 6. Juni 1574 verkündigte Amnestiedecret zu überbringen und annehmlich zu machen. Mit St. Aldegonde, der noch in Utrecht gefangen saß, verhandelte er darum zu verschiedenen Malen, aber von den Staaten empfing er die einzige Antwort, es müßten vor allen die fremden Völker aus den Niederlanden abgeführt werden, dann solle den Staaten von Flandern die Sorge für die zu bewilligende Freiheit der Gewissen, für die Sicherung von Leben und Eigenthum, überlassen sein. Mit diesem Bescheide wandte sich Champagney nach dem seit dem 27. Mai belagerten Leyden, in der Hoffnung, durch die verheißene Amnestie die zum Äußersten bedrängten Einwohner zur Übergabe zu bewegen. Schon war dafür die große Mehrheit der Bevölkerung gewonnen, aber die Demagogen, in deren Händen sich alle Gewalt befand, zwangen die Menge in Widerstand und Elend auszuharren, gleichwie Baldez, indem er auf eine gewaltsame Einnahme zählte, nach Kräften einer friedlichen Ausgleichung entgegenwirkte. Die Unterhandlung und die Belagerung mußten aufgegeben werden. Im Jan. 1576 fuhr Champagney, als Abgesandter des Generalstatthalters, nach England, seine Anwesenheit vornehmlich bestimmte die Königin, die ihr von einer Deputation aus den aufrührischen Provinzen angetragene Schutzherrlichkeit über Holland und Seeland abzulehnen. Doch mußte er bedenkliche Worte vernehmen; es sei jetzt, sagte Elisabeth, an der Zeit, die für die Beruhigung der Provinzen dienlichen Maßregeln zu ergreifen. Unterlasse das der katholische König, so könne sie zu ihrer eigenen Sicherheit genöthigt werden, Holland und Seeland in Schutz zu nehmen, damit diese Landschaften nicht gezwungen wären, sich an den Erbfeind von England, an Frankreich, zu ergeben. In der greuelhaften, mit Requesenes' Ableben über die Niederlande kommenden Verwirrung (vergl. d. Art. Peñaranda de Duero) lösten sich die letzten Bande des Gehorsams für König und Gesetz. Als Champagney die ohnmächtigen Versuche der Staaten von Brabant, Flandern und Hennegau, die Zügel der höchsten Gewalt zu erfassen, gewahrte, wähnte er, es sei für ihn der Augenblick erschienen, um die Träume seines Ehrgeizes zu verwirklichen. Uneingedenk seiner besonderen Verpflichtungen gegen den Sohn Karl's V. widmete er seine ganze Thätigkeit, allen seinen Einfluß der Beförderung fremder Zwecke. Im Auftrage der Staaten ging er abermals nach England, angeblich um eine Schiffahrtstreitigkeit auszugleichen, eigentlich aber, um die Schutzherrlichkeit der 17 Provinzen der Königin anzubieten. Kaum in Antwerpen wieder eingetroffen, gerieth er auf den ausschweifenden Einfall, die sämmtlichen, in den Niederlanden zerstreuten spanischen Generale, unter dem Vorwande eines abzuhaltenden Kriegsrathes in Antwerpen zu vereinigen und sie dann gefangen zu nehmen. Daß sie sich unter dem Schutze der noch von Spaniern besetzten Citadelle sicher wahnen, und dem Rufe gehorchen würden, bezweifelte er keineswegs; daß sich aber unter den durch die unaufhörlichen Kriege gebildeten Banden von Castilien Corporale ohne Zahl finden würden, die trotz dem ersten Sargento general de batalla befähigt wären, ein Heer zu führen, bedachte er nicht. Ob die Staaten dieses bedacht, oder sie sich in dem Gefühle der Übermacht der ihnen zugemutheten Niederträchtigkeit geschämt haben, ist ungewiß, aber der Entwurf wurde nicht gebilligt. Als jedoch das gewaltige Mastricht einer schwachen Abtheilung spanischer Völker erlag, und die frühere Treulosigkeit schreckliche, wenn auch verdiente Strafe erhielt, mögen die Staaten ihre Gewissenhaftigkeit bereuet haben, denn dunkele Gerüchte gingen im Lande von einer das reiche Antwerpen bedrohenden Gefahr. Eilig wurde in Brüssel beschlossen, durch Aufstellung einer zureichenden Hilfsmacht die Stadt gegen mögliche Angriffe von Seiten der Besatzung der Citadelle sicher zu stellen; eine andere, noch dringendere, Gefahr versuchte Champagney auf anderm Wege von ihr zu entfernen. Von dem Gouverneur unabhängig lagen in der Stadt 16 Fähnlein teutscher Knechte; deren Befehlshaber, der Graf Otto von Eberstein aus Schwaben, hatte mit dem Commandanten der Citadelle, mit Sancho von Avila, einen Vertrag abgeschlossen, laut dessen die Stadt in des Königs Gehorsam erhalten, der Eintritt der Citadelle allem spanischen Volke, mit Ausnahme der gegenwärtigen Besatzung, untersagt werden sollte. Diesen Vertrag hatten der Graf von Eberstein, Avila, der Freiherr von Bollweiler, Garcias von Toledo, Karl Fugger, Alexander Gonzaga, Franz Verdugo, besiegelt. Champagney stellte dem Grafen von Eberstein vor, daß aller Vortheil von einem solchen Vertrag den Spaniern, und ihrem Bedürfnisse, Zeit zu gewinnen, zu Gute komme; daß das Versprechen, die Stadt in des Königs Gehorsam zu erhalten, den Grafen keineswegs abhalten dürfe, sich für die Staaten zu erklären, zumal denselben der König seine Hoheitsrechte überliefert habe. Der Ebersteiner ließ sich zur Untreue gegen seine Pflichten und zu Bruch des feierlich und neulich gegebenen Wortes verleiten. Während dessen war die Ausrüstung des zum Schutze von Antwerpen bestimmten staatischen Heeres vollendet; der Marquis von Havré befehligte 21, der Graf von Egmond sieben, der von Bersele acht, Wilhelm von Hoorn auf Hezé drei Fähnlein; in die vier Compagnien Reiter hatten sich der Herzog von Croy, der Marquis von Havré, der Graf von Bossu und der Vicomte de Gand getheilt; die sechs Compagnien leichter Reiter wurden von Bievres und von Bournonville de Capres geführt. Den Oberbefehl übernahm Anton de Goignies als Maréchal-de-camp, und

ohne Säumen wurde der Marsch nach Antwerpen angetreten. Am Allerseelentag — seit Jahren war es in Antwerpen nicht mehr Allerseelentag geworden — am Freitag, 2. Nov. 1576, war das sämmtliche Volk zu Borgerhout, vor den Thoren der Stadt vereinigt, den den Bürgern zu lebhafter Besorgniß. Indem sie die Freunde nicht minder, wie die Feinde fürchteten, bestimmten sie den Magistrat, den Anziehenden den Einlaß zu verweigern, bis der Befehl dazu von den Staaten erbracht worden. Die Gemüther fühlten sich dadurch beschwichtigt, aber keineswegs beruhigt. Jede Viertelstunde verkündigte neue Gerüchte und Schrecknisse, Gruppen bildeten sich in den Straßen, auf allen Punkten drängten sich verwirrte Massen, auf und nieder ohne Veranlassung und ohne Zweck. Anders war es in den Häusern, hier herrschte einzig der Gedanke an die persönliche Unsicherheit, hier war jeder beschäftigt, die kostbarste Habe zu bergen: von keinem wurde das gemeinsame Heil aller bedacht, auch nicht von Champagney, der viel mehr um seine amtliche Stellung, als um die ihm anbefohlne Bürgerschaft bekümmert war. Er fürchtete, in der Cidatelle möchte die Aufnahme fremden Volks in die Stadt als eine Herausfoderung betrachtet werden, und er befürchtete mit noch größerer Ängstlichkeit, die ungeladenen Gäste könnten ihn seiner Gewalt entsetzen. In seinem bangen Zweifel glaubte er, Zeit gewonnen, Alles gewonnen zu haben, und suchte darum ebenfalls den Einzug der Staatischen hinauszuschieben. Nach Brüssel, an den Staatsrath, wollte er schreiben; bis von dort Antwort eingetroffen und die Gemüther beruhigt wären, meinte er, würden des Ebersteiner Knechte hinreichen, die Wälle zu vertheidigen. Ersprießlicher, als innerhalb der Mauern, könnten die Hilfsvölker draußen verwandt werden, um eine etwa für die Citadelle bestimmte Verstärkung abzuweisen: an Proviant solle es ihnen nicht fehlen. Mittlerweile würden die Aufgeregten in der Bürgerschaft sich beruhigen und ihren Freunden den Einzug bewilligen. Ihm sucht hinwiederum der Marquis von Havré die Nothwendigkeit der alsbaldigen Aufnahme zu beweisen; der Rede und Gegenrede fehlte es nicht an spitzen Worten.

Härtere Worte mußte während dessen der Graf von Eberstein vernehmen. Von der Citadelle waren, um ihn an sein gegebenes Wort zu mahnen, die Freiherren von Freundsberg und Bollweiler, auch Karl Fugger, herabgekommen: nachdem nun die königlichen Prärogative, sprachen diese Herren, so offenbar von den Staaten angefochten worden, bleibe ihm nichts übrig, als ihrer Partei zu entsagen. Von Verstellung und Bitten gingen sie zu Drohungen über. Als Fugger an dem Erfolg des Gesprächs verzweifelte, wandte er sich an die Officiere des Ebersteinschen Regiments, erinnerte sie und die Gemeinen, an die dem König geschworne Treue und an die reiche Beute, die in dem aufrührischen Antwerpen erobert werden könnte. Als dies endlich der Graf bemerkte, verlangte er zu wissen, was Fugger mit seinem Volke vorhabe, er möge sich um seine Sachen bekümmern und allenfalls nach Nivelle zurückkehren — von da er eben mit Schande vertrieben worden. Fugger empfand tief den Hohn, es wurde blank gezogen, und Eberstein, der seinen Gegnern überlegen war, drängte sie in die Citadelle zurück. Spät am Abend traf der Befehl der Staaten für die Aufnahme der Hilfsvölker ein, am andern Morgen kam es zur Ausführung, immer noch mit Widerstreben der Einwohner, die jedoch allmälig die Dringlichkeit des Augenblicks und die fortwährende Steigerung der Gefahr erkannten. Das Fußvolk wurde in der Nähe der Citadelle untergebracht, die Reiterei auf dem Roßmarkt aufgestellt. Alsbald richteten sich die Geschosse der Citadelle gegen die Stadt; weithin verbreitete ein vom Hauptmann Ortiz geleiteter Ausfall großen Schrecken; schon hatte Ortiz in die der Citadelle nächsten Häuser Feuer geworfen, als der Franzose de la Fontaine sich ihm muthig entgegenwarf. Die Spanier wichen, und Champagney, zur Stelle geeilt, bestimmte, nicht ohne Mühe, die Staatischen, an einem Aufwurf, der die vier gegen die Citadelle sich öffnenden Straßen verschließen sollte, arbeiten zu lassen. Ein einziges Wort hingegen hatte er an die Bürgerschaft zu richten; freudig versprach sie ihre Mitwirkung zu Errichtung eines zweiten Vertheidigungswerks, des in einiger Entfernung von dem Aufwurf anzubringenden Forts. Dieser Arbeit unterzogen sich zur Stunde 11,000 Menschen, und schon erhoben sich die Brustwehren, welche aus Fässern und Säcken zusammengesetzt waren, die mit Erde, mit Hopfen oder Heu gefüllt wurden. Aber ein Klag- und Wuthgeschrei ließ sich vernehmen, als von den im Dienste der Staaten stehenden Flamändern die reichsten Häuser gestürmt wurden, indem sie sich in den fetten Quartieren gütlich thun wollten. Die arbeitende Menge zerstreute sich, indem ein Jeder um den eigenen Herd besorgt ward, die ferneren Sicherheitsmaßregeln, von denen vielleicht noch Rettung ausgehen konnte, unterblieben. Nun wurden in verschiedenen Gärten Kanonen aufgeführt, um die Geschütze der Citadelle in Ehrfurcht zu halten. In Unruhe und Furcht durchwachten die Städter die lange Nacht, zu unruhiger Bewegung rief der grauende Morgen die Bewohner der Citadelle. Denn Vargas, aus Mastricht beschieden, führte ihr seine Spanier zu, Italiener und Hochburgunder mit etwa 1000 Reitern und sechs teutschen Fähnlein. Beinahe in derselben Stunde traf Julian von Romero aus Liere ein; dreimal hatte er auf dem kurzen Wege die Insurgenten, einmal sogar, denn ansteckend, wie das revolutionaire Fieber ist kein andres, einen Berlaymont bestreiten müssen, den Sohn jenes Getreuen, welcher, Angesichts der versammelten Gueux, der Statthalterin gerathen und zugesprochen hatte, wie ein Mann und wie ein Ritter. Es kamen auch aus Aelst, von der meuterischen Soldatenrepublik abgeschickt, 2000 Veteranen; was die dringendsten Vorstellungen, die steigende Gefahr der Landsleute nicht hatte von diesen wilden Gemüthern erlangen können, dazu wurden sie durch die Aussicht auf Mord und Raub bewogen. Eine bedeutende Macht hatte sich demnach an diesem Morgen in der Citadelle vereinigt, Hieronymus de Rueda trat vor die Fronte der Soldaten, der Mann, der, nachdem alle seine Collegen von den Staaten verhaftet, oder durch Geschöpfe ihrer Laune ersetzt worden

waren, sich mit allem Rechte als den einzigen Repräsentanten des königlichen Staatsraths gab. Entschlossen, in Antwerpen den Rebellen ein warnendes und drohendes Beispiel aufzustellen, sprach er in solchem Sinne zu den Scharen. Unter freudigem Jubel schworen sie, heute in das Paradies einzukehren, oder ihr Abendbrod in der geächteten Stadt zu verzehren. Darüber war der Mittag herangekommen, Sonntag am 4. Nov. Eben lachte der Marquis von Havré der Meldung von dem Eintreffen der meutrischen Banden aus Aelst, als sich das Thor, das die Citadelle mit der Stadt verband, öffnete und die Veteranen von Aelst, ihren Electo Navarrete, dem allein sie folgten, an der Spitze, gemessenen Schritts debouchirten. Drei Fähnlein teutscher Knechte waren ihnen zur Unterstützung beigegeben; gegen St. Georgen Gotteshaus sollten sie vordringen. Mit dem aus der Besatzung, die so eben die Geißel von Mastricht gewesen war, bestehenden Mitteltreffen sollte Francisco de Valdez die innere Stadt bestürmen, während das Hintertreffen, von Romero geführt, als linker Flügel sich dem Strande zuwende, zunächst gegen St. Michael's Abtei. Hinter den drei Treffen entfalteten sich neue Scharen, Packknechte, Troßbuben, Marketender und lüderliche Dirnen, mit Strohfackeln oder Pechkränzen bewaffnet. Den ersten Angriff hemmte der am Tage vorher in der Eile errichtete Auswurf, da hatte sich die städtische Jugend eingefunden und muthig kämpften sie für Angehörige und Eigenthum. Aber schlechte Unterstützung fanden die Jünglinge bei dem ungeübten staatischen Volke; allmälig wurde die Esplanade zwischen Stadt und Citadelle von den Spaniern überfluthet. Champagney stieg indessen zu Roß, und indem er die ganze Länge der Stadt, von dem Ochsenmarkte bis nach St. Georgen durchschnitt, visitirte er Posten für Posten, rief überall die Bürger zu den Waffen, und wies ihnen als Sammelplatz die Börse an. Am Rande der Esplanade traf er auf Cornelius von Ende; an sich verdächtig als Landsmann, Nachbar und vormaliger Oberstlieutenant des Grafen Hannibal von Hohenems, erweckte Cornelius jetzt durch die Haltung, die Aufstellung und die Beschäftigung seiner Mannschaft dreifachen Verdacht: er befehligte die fünf Fähnlein von Hohenems, die allein von dem wegen seiner treuen Anhänglichkeit an Spanien entlassenen Regiment beibehalten worden waren. Bedrohen durfte Champagney den Oberstlieutenant nicht, er mußte vielmehr gute Worte geben, nur untersagte er das Abführen des Pulvers aus St. Michael's Kirche, womit er Ende's Leute beschäftigt gefunden hatte. An der Begynenpoort saß Champagney ab, um das Innere der Verschanzung sich anzusehen und dem staatischen Volke die in der Vertheidigung dieses wichtigen Postens bisher zu Tag gelegte Lauheit zu verweisen. Denn die Flamänder hatten aus Furcht vor dem Geschützfeuer der Citadelle es nicht gewagt, über die Brustwehr hinüberzublicken, und nur auf Gerathewohl geschossen. An ihnen verzweifelnd, ritt der Gouverneur hinab nach Blydenhoeck, wo die teutschen Knechte des Grafen von Ebeestein aufgestellt waren. Der größere Theil der Mannschaften hatte bei dem anhaltenden, von der Citadelle ausgehenden, Kugelregen innerhalb der Mauern des anliegenden Irrenhauses Schutz gesucht; als aber Champagney sie zur Unterstützung der von der Esplanade herabgedrängten städtischen Jugend auffoderte, zweifelten sie nicht. Beherzt traten sie der Gefahr entgegen, blutig und hartnäckig wüthete zumal auf dieser Stelle das Gefecht. Aber das Beispiel der tapfern Vertheidiger des Blydenhoeck vermochte nicht, die Flamänder festzuhalten; gleich ohnmächtig erwies sich der Versuch des Gouverneurs, nochmals jene feigen Ausreißer zu Widerstand zu ordnen. Champagney eilte nach der Münze, um daselbst eine Reserve hinter Barricaden zu sammeln, von da nach dem Hafen, wo seine Gegenwart besonders nothwendig wurde, wenn anders den Truppen die Möglichkeit des Rückzugs bewahrt werden sollte. Muthlosigkeit, die einzig ihr Heil in der Flucht zu suchen wußte, begegnete ihm aller Orten. Einsam und verlassen in dem dichten Gewühl erinnerte er sich jener teutschen Knechte, die in dem allgemeinen Abfall sich selbst treu blieben. Ihnen wollte er sich anschließen, aber er fand den Markt von des von Ende Volk besetzt, darunter durfte er sich nicht mehr wagen; gezwungen wandte er sich abwärts nach der Oosterlinge festem Hause, wohin zu gelangen auch die Fähnlein der Hauptleute Fürst und Vincenz Bleicher strebten. Aber Fürst war bereits von Feinden umschlossen, und zu spät traf Champagney ein, um ihn herauszuhauen. Denn die Spanier waren weit vorgedrungen. Noch wurde um St. Michael's Kloster gestritten, aber Cornelius von Ende, nicht weiter durch die Anwesenheit des Gouverneurs gezügelt, öffnete die Cortadura bei St. Georgen den Reitern des Vargas, und indem er mit ihnen seinen Haufen vereinte, drang er durch St. Georgenstraße und ihre Fortsetzung bis zu der Meer. Hier stellte sich das Gefecht, das jetzt zumal von der eigentlichen Bürgerschaft geführt wurde, die im Anfang wenig gethan hatte, weil, wie hergebracht, ein Spießbürger dem kriegerischen Muthe des andern mistraute, als aber der Feind, zusammt den falschen Freunden von Hohenems, sich in dem Herzen der Stadt blicken ließ, erstarkte in der Verzweiflung der Feige. In dem Verlaufe eines rasenden und hartnäckigen Kampfes wurden gleichwol die Antwerpener allmälig die Meer hinabgetrieben; denn jetzt faßte sie Vargas selbst in der Flanke, der sich endlich durch die Überwältigung des Blydenhoeck den Weg durch U. L. F. Kirchhof geöffnet hatte. Nochmals dienten das Stadthaus und die anliegenden Gebäude den Antwerpenern als Festung, und ein dichter Kugelregen empfing die das Stadthaus bestürmenden Spanier. Es fielen ihre besten Streiter, darunter Damian Morales, doch wurde das stolze Gebäude erstiegen, und Vargas ließ darin Feuer anlegen. Ein Feuermeer verbreitete sich von da durch die Suyker- und Boterruy, durch die Appel-Caeë-, Silversmit- und Langedoornickstraët, durch die Haëre- und die Hoochstraët; jeder Widerstand erstarrte vor den glühenden Wogen, die so stürmisch und unvorgesehen in ihrer Bewegung waren, daß man plündernde Soldaten erblickte, die, um dem Feuertode zu entgehen, aus den obersten Geschossen der Häuser sich hinabstürzen mußten. Von dem Kampfe um das Stadthaus hörte Champagney,

dahin suchte er sich durch übermenschliche Anstrengung Bahn zu brechen. Diese wurde ihm aber mehr durch die Flammen, als durch die Menschen verlegt; er vermochte auch nicht der Oosterlinge Haus zu erreichen, das der Graf von Eberstein wie ein Löwe vertheidigte. Erschöpft von der vergeblichen Arbeit wandte sich Champagney nach der äußersten Spitze der Stadt, nach dem Bollwerk von Cattendyk, um hier sich zu behaupten oder zu sterben. Auch hier fand er sich allein von Muthlosigkeit und Verzweiflung umgeben; es lief, wer laufen konnte; denn die Spanier hatten auf dem Roßmarkt die letzte Kraft der Bürgerschaft und den treulich zu ihr haltenden Hauptmann Fürst besiegt, endlich St. Michael's Abtei erstiegen, und im Kreuzgang den Grafen von Egmond entwaffnet, de Capres und Goignies gefangen. Die ganze Macht der Spanier vereinigte sich gegen den Winkel, den Cattendyk mit der Oosterlinge Haus bildete. Von allen den Seinen verlassen, stürzte sich Champagney von der schwindelnden Höhe des Bollwerks in die Schelde hinab, ihm nach der Marquis von Havré; beide wurden aufgefischt, denn in der Nähe ankerten die von dem Prinzen von Oranien der Stadt zur Hilfe geschickten Schiffe. Auch Graf von Eberstein sprang von der Landbrücke hinab, verfehlte aber das rettende Boot; alsbald ward der schwere Mann, belastet durch die eiserne Rüstung, von der Fluth verschlungen. Gewonnen war Antwerpen für die Spanier, und wie sie am Morgen geschworen, so setzten sie sich zum Essen am Abend. Am andern Tage begann die eigentliche Plünderung, regelmäßig, erbarmenlos, aber einzig von den Ausschweifungen, welche eines wüthigen Beutedurstes Folge sind, begleitet. Denn so unaussprechlich war die Armuth jener Soldaten, Diener, nach dem gemeinen Wahn, des reichsten Monarchen der Erde, daß sie in dem Siegesrausche sogar nichts suchten, nichts foderten, nichts erpreßten, als Gold und Silber. Zwei Millionen Goldthaler sollen sie davon getragen haben, 500 Häuser fielen in Asche, mit ihnen zwei andre Millionen.

Den Tag vor jenem schrecklichen 4. November war Don Juan von Österreich in Luxemburg eingetroffen, alsbald begannen die Unterhandlungen, welche, großentheils durch Champagney's Bemühungen, zu dem Vertrage von Marche, am 12. Febr. 1577, führten. Denn es hatte der Märtyrer der brabantischen Freiheit, weniger durch seine Verrichtungen als durch seine Leiden in Antwerpen, außerordentliche Popularität im Lande gewonnen, sodaß die Stände sich veranlaßt fanden, ihm ein Naturalisationspatent (1. Febr. 1577) ausfertigen zu lassen. Trunken von den Huldigungen der Menge, ließ sich Champagney beigehen, nach dem Beispiele des Prinzen von Oranien, eine Partei um sich zu sammeln, einstweilen aber und bis dieselbe gehörig erstarkt sein würde, dem königlichen Statthalter, den Generalstaaten und dem nassauischen Prinzen zugleich zu schmeicheln und zu dienen, endlich über die sich gegenseitig aufreibenden Parteien herzufallen und ihnen seinen Willen aufzuzwingen. In seiner eingebildeten Pfiffigkeit ließ er den Einfluß, welchen die Umstände und die unwiderstehliche Gewalt des Zufalls auf der Menschen Entwürfe zu üben pflegen, unberechnet, und von jenen ihm unbekannten Mächten wurde er alsbald weit über die von seiner Naseweisheit gezogenen Kreise hinausgerissen. Sein Verkehr mit dem Prinzen von Oranien nöthigte ihn, einem verrätherischen Anschlage auf Don Juan's Person die Hände zu bieten; man wollte in Mecheln den Fürsten aufheben, um ihn nach Seeland zu entführen. Das Bubenstück mislang, und Don Juan, belehrt über die Bedeutung von all der schmeichelhaften Dienstwilligkeit und Unterwürfigkeit schrieb am 24. Nov. 1577, von den Feinden des Königs in den Niederlanden sei Champagney einer der bösartigsten. Während dieser, verletzt durch solche Äußerung, es unternahm, sich, vielleicht nur durch Freundeshand, zu rechtfertigen (in dem Recueil d'Arétophile, Lyon 1578, 4. S. 128), ward er durch seine Beziehungen zu den Generalstaaten gezwungen, gegen Don Juan die ersten Feindseligkeiten auszuüben. Im Auftrage des Prinzen führte Cornelius von Ende seine Vorarlberger gegen Antwerpen, um sich im Einverständnisse mit den daselbst einquartirten Obersten Freundsberg und Fugger dieser Stadt zu bemächtigen. Von dieser Sendung hatte Champagney die erste Kenntniß empfangen, und hiernach seinen in Antwerpen liegenden Vetter, de Vers, instruirt; der Vetter sollte die Vorarlberger in ihrem Marsch aufhalten, indem dieser aber die Ausdrücke des Schreibens allzu scharf deutete, lieferte er ihnen ein Gefecht, das zu ihrer vollständigen Niederlage ausschlug. Mehr und mehr sich verwickelnd, eilte Champagney gegen Bergen op Zoom: Wouw, die feste Burg, fiel in seine Gewalt, und die Belagerung von Bergen op Zoom selbst betrieb er mit solchem Ernste, daß der Commandant, Karl Fugger, in kurzer Frist dahin gebracht war, zu capituliren. Nach den Bestimmungen der Capitulation sollten die zwei Fähnlein ständiger Besatzung beim Ausmarsch volle Befriedigung für den rückständigen Sold empfangen. Der Mannschaft des dritten Fähnleins wurde ebenfalls das Leben geschenkt, doch ihr zugemuthet, daß sie mit dem Stecken in der Hand ausziehe, auch den Belagerern den Obersten, von dem sie sich zu der barbarischen Plünderung von Antwerpen hätte hinreißen lassen, ausliefere. Champagney erwog jedoch, welche Schmach aus der Entwaffnung dieses Fähnleins dem teutschen Namen erwachsen mußte; er enthielt sich daher der Beleidigung eines Volkes, von dessen Löwenmuthe für und wider er jüngst zu Antwerpen, in bewunderndem Entsetzen, Zeuge gewesen; nur wurde den Soldaten über den von ihnen in den Niederlanden verdienten Sold Quittung abgefodert, Fugger aber mußte sich gefallen lassen, als Gefangener nach Brüssel abgeführt zu werden. Steenbergen, wo ebenfalls ein Fähnlein des Fugger'schen Regiments in Besatzung lag, folgte dem Beispiel von Bergen op Zoom. Nachdem er noch zu dem Angriffe auf ter Tholen und zur Vertreibung des Montesdoca und seiner Spanier von dieser Insel gewirkt hatte, wurde Champagney abgerufen, um in Gesellschaft des Abtes von St. Gertraud, Johannes van der Linden, von Elbertus Leoninus und vom Advocaten Liesveld eine Botschaft bei dem Prinzen von Oranien auszurichten. Durch diesen Auftrag wurde ihm die gewiß nicht unwill-

kommene Gelegenheit, im Namen der Generalstaaten auszusprechen, was seine eigne Herzensmeinung war; denn er begann die Beweggründe und die Zwecke von des Prinzen Handlungen einzusehen, und wie die südlichen den nördlichen Provinzen geopfert werden sollten; es beunruhigten ihn auch die immer deutlicher für die katholische Kirche hervortretenden Gefahren. „Die Feinde der öffentlichen Ruhe," sagte Champagney dem Prinzen, „bedienten sich bei ihrem strafbaren Beginnen des Vorwandes, wie der Prinz von Oranien in allen seinen Schritten zweierlei suche, den Niederlanden einen andern Herrn zu geben, und den katholischen Glauben auszurotten. Er möge durch die That dergleichen Verleumdung widerlegen, und Jedermann überzeugen, daß die Staaten von Holland und Seeland lediglich die Pacification von Gent zu handhaben suchten. Zu dem Ende dürfe er nur den Städten die es verlangten, freie Übung des katholischen Gottesdienstes bewilligen, wie er sie den ihm kürzlich überlieferten Städten zugestanden hätte; daneben müßte in einer feierlichen Urkunde die Erklärung gegeben werden, daß der Prinz und die Conföderation, weit entfernt, die katholische Religion bestreiten zu wollen, in getreuer Erfüllung der genter Pacification nimmermehr die Einführung einer andern Religion in die südlichen Provinzen zugeben würden. Schließlich soll ich um den Beistand von Ew. Gnaden Rath oder Waffen für die Austreibung der spanischen Besatzung von Herzogenbusch und Breda bitten." Diese Mittheilung, so unerwartet nach ihrem Hauptinhalte, beantwortete der Prinz ausweichend, indem er die Nothwendigkeit, seine Entschließung mit den Staaten von Holland und Seeland zu berathen, geltend machte; die zu Gunsten der katholischen Religion gewünschte Erklärung betreffend, betheuerte er, im eigenen, wie in der conföderirten Namen, daß sie nimmermehr Neuerungen zugeben würden, durch welche die öffentliche Ruhe und besonders die römisch-katholische apostolische Religion beeinträchtigt, oder in ihrer freien Übung gestört werden könnten. Unter beiderseitigen Freundschaftsbezeigungen beurlaubten sich die Gesandten, und Champagney eilte, um sich mit dem Grafen von Hohenlohe in den Oberbefehl des kleinen, gegen Herzogenbusch und Breda bestimmten Heeres zu theilen. Herzogenbusch capitulirte am 22. Sept. 1577, in Breda empörte sich die teutsche Besatzung, sie ließ sich für den aufgelaufenen Sold Versicherung ausstellen, und überlieferte sammt der Stadt, ihre Anführer Freundsberg, Königseck und Andere, die die Plünderung von Antwerpen verschuldet haben sollten. Während Champagney also den Bereich der staatischen Herrschaft erweiterte, wurde Oranien triumphirend in Brüssel eingeführt, und einen Monat später, den 22. Oct., von der beinahe durchaus protestantischen Bürgerschaft von Antwerpen als ihr Gouverneur, und hiermit, nach seiner Anhänger Dafürhalten, als Gouverneur oder Ruwaert von Brabant ausgerufen. In der That wurde das Beginnen derer von Antwerpen durch die Staaten der Provinz bestätigt, obgleich Champagney in einer eigenen Schrift die Nichtigkeit der Verhandlung beleuchtete, auch eine Verwahrung dagegen einlegte. Schon vorher hatte er wirksamere Mittel aufgesucht, um dem unaufhörlich wachsenden Einflusse des Prinzen von Oranien eine Grenze zu setzen. Hauptsächlich auf seinen Betrieb kam der Erzherzog Matthias nach den Niederlanden. Willig wurde dieser von dem Prinzen von Oranien anerkannt; denn er hatte sich bereits die Weise, um im Namen des Erzherzogs die höchste Gewalt auszuüben, bedacht, auch den Streich, der die flamändische oder antioranische Partei ihres Einflusses auf die träge Masse der Staaten berauben sollte, vorbereitet. Am 28. Oct. 1577 wurden der Herzog von Croy und seine Freunde durch Vermittlung der für Oranien gewonnenen Demagogen Ryhove und Imbize, in Gent verhaftet, daß demnach die Partei als aufgelöset zu betrachten. Die Hand des Meisters erkennend, suchte Champagney dessen Zorne zu entfliehen, indem er sich auf den Dienst im Felde beschränkte. Bei Gemblours, am 29. Jan. 1578, befehligte Champagney gemeinschaftlich mit dem Grafen von Bossu das Mitteltreffen; Ausgang und Folgen der Schlacht waren aber keineswegs geeignet, um eine sinkende Popularität zu heben. Doch gefiel es dem Prinzen von Oranien, den gefallenen Gegner, der früher vergeblich gesucht hatte, seine Ernennung als Mitglied des Raths von Flandern durchzusetzen, zum Chef des Finances zu ernennen, März 1578; in der Lage der Dinge war das ein leerer Titel, einzig geeignet, dem Inhaber den Haß des Volkes zuzuziehen. Als die Staaten den Protestanten den öffentlichen Gottesdienst bewilligten, wurde diese Verfügung einzig durch den Marquis von Bergen op Zoom, durch den Herrn von Heze und durch Champagney bestritten. Gegen diesen, gegen den Bruder des Cardinals von Granvelle, wußten die Aufwiegler die besondere Ungunst des Volks zu bewaffnen. Im August 1578 übernahm er es, eine Bittschrift mehrer Bürger von Brüssel, die gegen die Übung des protestantischen Gottesdienstes gerichtet war, dem Erzherzog oder dem Prinzen von Oranien [14]) zu überreichen. Statt aller Antwort empfing er, zusammt den seine Gesinnung theilenden Herren, Hausarrest. Als er später erfuhr, daß diesen die Freiheit wieder gegeben worden, wurde er wegen der seinetwegen gemachten Ausnahme ungeduldig, und es gelang ihm auch, aus seinem Hause zu entkommen und die Grenze von Flandern zu erreichen. Dort aber fiel er in eine streifende staatische Partei, die ihn nach Gent zu strenger Haft lieferte. Seine Gefangenschaft währte sechs Jahre, er befand sich détenu si étroitement," wie er selbst berichtet, „quil n'avait pas même un seul serviteur et ne pouvait voir que ses gardes, et ce pour avoir mieux que nul autre soutenu l'église catholique et l'autorité du monarque." Anders wurde sein Benehmen von dem Cardinal beurtheilt; dieser, der nicht müde wurde, Champagney wegen der unausbleiblichen Folgen seiner Thorheiten zu warnen, schrieb unter dem 3. März 1579 an den Prior von Belle-

14) Zwischen den beiden sind wir zweifelhaft. Wie, statt ihrer, Weiß den Prinzen Don Juan nennen kann, ist unbegreiflich. Einzig Belagerung und Eroberung hätte den Sieger von Gemblours in Brüssel einführen können.

Fontaine. „Il s'est fait et à nous du mal beaucoup pour être tant de son opinion, et sont les choses en termes qu'il est dangereux de se mêler de ses affaires.“ Als der Prinz von Oranien im August 1579 Gent besuchte, wurde Champagney in Freiheit gesetzt, denn zu klug war jener, um den tödtlich gehaßten Feind, der aber einer der Freiheitskämpen war, im Namen dieser Freiheit, ohne Urtheil und Recht, in Banden sehen zu wollen. Es waren aber alle Anstalten getroffen, um jedes Entkommen zu verhindern, und nicht sobald hatte Oranien den Rücken gewandt, als Champagney zu erneuerter Haft eingezogen wurde. Darauf sollte er, mit dem Grafen von Egmond und dem Baron von Selles gegen la Noue, den Eisenarm, ausgewechselt werden; dazu hatten die Staaten sich erboten, der König verwarf aber den Austausch, bestimmt hierzu, wie man glaubt, durch Champagney's eigenen Bruder, den Cardinal, und dessen übertriebene Meinung von la Noue's Wichtigkeit. Gleich wenigen Erfolg fand bei den Generalstaaten und bei Oranien die Verwendung sehr vieler „honnêtes gens.“ Champagney mußte sich überzeugen, daß er allein durch eigene Anstrengung die Riegel seines Kerkers brechen werde. Von seinen Träumen niederländischer Unabhängigkeit enttäuscht, suchte er, von der einsamen Zelle aus, die schwache Partei in Gent, die einer Aussöhnung mit Spanien nicht abgeneigt war, in ihrer Gesinnung zu bestärken und zu leiten. Diese Partei vorzüglich soll die Rückkehr des berüchtigten Demagogen, Johann van Imbize, betrieben haben. Denn in der Verbannung war Imbize zu näherer Berührung mit einflußreichen Katholiken gekommen, und indem er deren Ansichten ergriff, wollte es ihn allmälig bedünken, als sei der Sohn Karl's V., nicht aber ein Graf von Nassau der Erbherr der Niederlande. In solcher Stimmung zu Gent als Bürgermeister eingeführt, horchte Imbize willig auf Champagney's Einflüsterungen; zwischen beiden wurden die Mittel berathen, um die Stadt unter den Gehorsam des Königs zurückzuführen. Zu solchem Ende waren die Vorbereitungen getroffen, allein gleichwie die Gegenpartei noch immer so mächtig war, daß Imbize es nicht wagen durfte, seinen Rathgeber aus dem Gefängnisse zu entlassen, so kostete es dieser Partei auch nur mäßige Anstrengung, um den Entwurf der Legitimisten zu vereiteln. Am 25. März 1584 wurde Imbize verhaftet, des Bürgermeisteramtes und des Kriegsbefehls entsetzt, seine Leibwache aufgelöset, die bisher von ihm bekleidete Würde an Karl von Uttenhoven gegeben. Am 4. Aug. 1584 büßte Imbize auf dem Blutgerüste den Versuch, die Irrthümer und Verbrechen seines frühern Lebens zu tilgen, aber am 17. desselben Monats fiel Dendermonde durch Capitulation in die Gewalt der Spanier. Damit erwachten ihre Anhänger in Gent zu neuem Leben, und Champagney, der von seinem Gefängnisse aus die Partei, welche jetzt der Stadt gebot, beherrschte, vereitelte den Vertrag von Beveren, am 17. Sept. 1584. Die Stadt wurde mit dem König ausgesöhnt, Champagney im Triumph dem Kerker entführt, mit den Vollmachten eines Gouverneurs von Gent bekleidet, und in seine Güter, die theils für des Königs, theils für der Staaten Rechnung sequestrirt waren, wieder eingesetzt. Mit dem Vertrauen von Alexander Farnese beehrt, erscheint er in den Jahren 1587—1591 als Staatsrath und Chef der niederländischen Finanzen. Deputirt zu dem am 6. Juni 1588 in Bourbourg eröffneten Friedenscongresse wandte er die äußerste Thätigkeit an, um wenigstens mit England ein Abkommen zu treffen. Dieses vernünftige Streben, welches erlaubt hätte, alle Gewalt der unüberwindlichen Armada gegen Holland und Seeland zu wenden, wurde von dem Herzog von Parma, durch Vermittelung des ihm gänzlich ergebenen Präsidenten von Artois, des Johann Richardot, vereitelt, denn der italienische Alexander soll sich nichts weniger vorgesetzt haben, als die Eroberung von England, ein nach Don Juan's hinterlassenen Schriften nicht übermäßig schwieriges Unternehmen. Der Erzählung von Alexander's angeblichem Gelüste widerspricht aber die gegen ihn von dem Herzog von Pastrana und dem Prinzen von Ascoli erhobene, von dem großen Feldherrn den Eingebungen und der Feder Champagney's zugeschriebene Beschuldigung. In dieser Schrift wurde nämlich dem Herzog von Parma die Zögerung auf der Höhe von Calais, um seine Vereinigung mit der unüberwindlichen Flotte zu bewerkstelligen, als unverzeihliches Verbrechen angerechnet. Er hat auch dieser Anklage wegen vielen Verdruß ertragen müssen, bis er, der Zustimmung der Infantin Clara Isabella gewiß, eine entscheidende Maßregel gegen Champagney ergriff. Es wurde nämlich diesem befohlen, augenblicklich Brüssel und Niederland zu verlassen, und wie sehr auch der alte Mann seine Gebrechlichkeiten und seine der Legitimität erwiesene unwandelbare Anhänglichkeit geltend machte, er mußte gehorchen. Aus Dôle, wo er seit Juli 1577 als Chevalier d'honneur dem Parlament beigegeben war, führte er mit Philipp II. einen lebhaften Briefwechsel, worin er die politischen Ansichten Richardot's bekämpfte und den Krieg mit Frankreich misbilligte. Ehrenhaft, meint er, könne der unzeitige Krieg, der außerdem die Niederlande zu Grunde richte, niemals werden. Von der mächtigen Diversion begünstigt und in ihrer Rebellion gestärkt, würden die Holländer in kurzer Zeit sich stark genug fühlen, um gleich den Engländern, angriffsweise gegen Belgien zu verfahren. Spanien vergeude sein Blut, um eine ungerechte oder wenigstens gehässige Sache zu verfechten. Noch eine Zeit lang könnten vielleicht die Franzosen sich unter einander zerfleischen, aber durch die Erfahrung belehrt, würde zuletzt die eine, wie die andere Partei zu der jedem Franzosen mit der Muttermilch eingeflößten Gesinnung, zu unbegrenztem Hasse gegen Spanien, zurückkehren. Solche freimüthige Rede scheint zu der Annahme zu berechtigen, daß der Schreiber immer noch einigen Antheil am Vertrauen des Königs besaß, doch wurde, so lange Alexander Farnese beim Leben war, von dem Hofe nichts für ihn gethan. Erst nach dem 2. Dec. 1592 gelang es ihm, den Widerruf des Verbannungsdecrets und die Wiedereinsetzung in seine Ämter zu erhalten. Doch findet sich keine Spur, daß er jemals nach den Niederlanden zurückgekehrt wäre, denn seine Gedanken hatten sich allmälig in den engen Grenzen von Hochburgund concen-

trirt, wie sich das aus seinen, in der Granvelle'schen Sammlung aufbewahrten Schriften genugsam ergibt. Diese Schriften reichen bis zum Jahr 1602, deren Verfasser kann also nicht, wie doch mehrentheils angenommen wird, 1595 gestorben sein. Vermählt mit der Witwe Goswin's van Varick, Constantia van Berchem, hinterließ Champagney eine einzige Tochter Helena Perrenot, Frau auf Renaix, Champagney, Beaujeu, die 1599 den Grafen von St. Amour, Emanuel Philibert de la Baume-Poupet geheirathet hat.

Nicolaus' zweiter Sohn, Thomas Perrenot de Granvelle, Herr auf Chantonnay, Meiche, Auxicourt, Maizières, Scey, Granvelle, le Perrenot [15]), Comthur von Salamea in dem Orden von Alcantara, war zu Besançon den 4. Juni 1521 geboren. Gentilhombre de la boca bei Kaiser Karl V. und demnächst Mayor-domo des Prinzen von Asturien, war er einer von den Begleitern des Kaisers in dem Siegeszuge gegen die schmalkaldischen Bundesverwandten; ein Umstand, durch den es ihm gelang, sich der Gunst des Erzherzogs Maximilian, des nachmaligen Kaisers, zu empfehlen. Als dessen Kammerherr und hierzu speciell bevollmächtigter Procurator verlobte er sich am 26. April 1548 mit der dem abwesenden Erzherzog bestimmten Braut, der Infantin Maria, Tochter Karl's V. Staatsrath für die Niederlande und genugsam versucht durch verschiedene in Teutschland und England verrichtete Sendungen wurde Chantonnay, wie Thomas nach seinem Hauptgute heißt, zu der Gesandtschaft in Frankreich befördert. Die außerordentliche Gährung der Gemüther, welche seiner dort, in den Zeiten der Verschwörung von Amboise, erwartete, erleichterte ihm ungemein die Aufgabe, die Stimmung des Hofes und der Nation gründlich zu erforschen. Er sah allerwärts grenzenlosen und ungerechten Haß gegen den spanischen Namen, eine Regierung ohne alle Macht, außer für den einzigen Fall, daß die Nationalleidenschaften gegen den gehaßten Nachbar zu richten; er empfand bange Besorgnisse für die ehrgeizige Frau, welche, um ihre Stellung an der Spitze dieser Regierung zu behaupten, gleichsam spielend und träumend, das beweglichste Schaukelsystem versuchte, dessen unvermeidliche Frucht der Untergang des alten Glaubens und der Sieg einer in aller Wildheit des Fanatismus das katholische Königreich anfeindenden Partei sein mußte. Eine solche Entdeckung konnte den Mann von einfachem, klarem Verstand nicht lange wegen der zu verfolgenden Bahn zweifelhaft lassen, und mit einer Lebhaftigkeit, welche nicht selten dem furchtsamen Ministerium Philipp's II. ein Gegenstand des Entsetzens und der Verzweiflung war, warf sich Chantonnay in die Arme der Triumvirn, als der Vertheidiger des alten Glaubens. Daß die Bourbonen, daß der Calvinismus in dieser ersten Periode des langen, blutigen Kampfes erlegen, ist großentheils sein Werk; dessen war er sich bewußt, dessen hatte er kein Hehl, unbekümmert, ob er durch seine rauhe Freimüthigkeit volksthümliche oder persönliche Eigenlieben verletze. Manche Scenen, wie sie späterhin von den russischen Ambassadeurs in Warschau an der gefallenen Größe wiederholt worden, mögen damals in Paris vorgefallen sein; ein Mal sogar hat sich der hochmüthige Burgunder vermessen, er und Throckmorton, der englische Gesandte, könnten mit Hilfe ihrer beiderseitigen Freunde in Frankreich den Thron der Valesen brechen, etwa wie in der neuesten Zeit Canning die Mächte des Festlandes mit den Schläuchen des Sturmgottes, über die England verfüge, bedrohte. Katharina von Medici insbesondere verzieh niemals die Härte, in welcher Chantonnay 1562 die Befehle seines Hofes vollstreckend, die Entfernung der gebietenden Herren von der protestantischen Partei von ihr gefodert und erzwungen hatte; als sie sich einigermaßen in ihrer Herrschaft erstarkt fühlte, setzte die Königin alle Triebfedern in Bewegung, um von Philipp II. die Abberufung des ihr durch allzu strenge Aufsicht so unbequemen Diplomaten zu erhalten. Chantonnay selbst misfiel sich, nachdem der eigentliche Zweck seiner Sendung erreicht war, in seiner Stellung, den unaufhörlichen Neckereien gegenüber, zu welchen sich Katharina herabließ: „outre qu'il y dépensoit largement de son bien, il voyoit clairement qu'il n'étoit plus pour faire chose qui pût plaire à ceux qui gouvernoient" (Schreiben vom Febr. 1564). Es vergingen aber volle zwei Jahre, bevor er von seinem Könige die gesuchte Entlassung empfing, es fügte sich, daß er auf der Heimreise, in Brüssel, mit seinem Bruder, dem eben zum Aufbruche sich anschickenden Cardinal zusammentraf. Die Königin Katharina triumphirte über dieses zufällige Begegnen, worin sie die Hand des Schicksals, das sie so an zwei Feinden zugleich rächen wolle, erblickte; der Cardinal äußerte dagegen, die große Königin erweise durch ihre Freude den beiden Brüdern zu viel Ehre, denn eigentlich gebe sie nur das unverdächtigste Zeugniß über die Wichtigkeit der Dienste, die jene Brüder ihrem Könige zu leisten das Glück gehabt hätten. Chantonnay war auch von weitem nicht in Ungnade gefallen. Noch in demselben Jahre 1564 wurde er mit der Hauptmannschaft der Stadt Besançon begnadigt, dann 1565 an den Hof Kaiser Maximilian's II. als Gesandter geschickt. Dort empfingen ihn die freundlichsten Jugenderinnerungen, und dienten ihm häufig als ein Ankergrund in den durch die steigende Verfeindung der beiden österreichischen Linien hervorgerufenen Stürmen. Gegen die von dem Kaiser 1568 dem Herren- und Ritterstande von Österreich bewilligte Religionsfreiheit erhob sich Chantonnay mit Macht, indem er vorstellte, wie gehässig und nachtheilig dergleichen Bewilligungen seinem Könige seien, wie sehr die rebellischen Ketzer der Niederlande dadurch in ihrem Frevel gestärkt werden müßten. Soviel bewirkte er mit diesen Vorstellungen, daß der von Chyträus für das protestantische Österreich entworfenen Agende die Bedingung hinzugefügt wurde, daß die Stände für sich und ihre Unterthanen, der augsburgischen Confession, wie sie 1530 Kaiser Karl überreicht worden, sich bedienen, und derselben gemäß, nicht aber zuwider, die Lehre und Ceremonien verordnen mögen. Am 24. Jan. 1570 verlobte sich Chantonnay, als Procurator seines Königs, mit

15) Eine neue Dorfanlage, nördlich von Granvelle, die den Namen des Erbauers empfing.

der ältesten der kaiserlichen Prinzessinnen, der Erzherzogin Anna, und wird wol, in Betracht dieses Auftrags, mit der auf Cantecroy, der Besitzung des Cardinals, radicirten Grafenwürde begnadigt worden sein. In dem am 13. Juli 1570 zu Speier eröffneten Reichstage repräsentirte er den burgundischen Kreis, um sich von da nach Antwerpen zu begeben, begleitet von den Zeugnissen der kaiserlichen Zufriedenheit. Daß Maximilian ihn sogar zum Pathen bei einem seiner Kinder, Karl, geb. am 26. Sept. 1565, oder Margaretha, geb. am 25. Jan. 1567, oder Eleonora, geb. am 4. Nov. 1568, erwählt habe, wird versichert, doch wagen wir nicht, die Angabe zu bestätigen, weil sich bei keinem dieser Kinder der Name Thomas findet. Der Graf von Cantecroy, von welchem die granvelle'sche Sammlung neun Bände, die wiener Gesandtschaft betreffend, besitzt, genoß der ruhigen Einsamkeit in Antwerpen nur kurze Zeit, und starb daselbst im Februar 1571, seine Witwe, Helena von Brederode, Tochter Reinold's, den 6. Mai 1572. Sie war ihm zu Antwerpen den 13. Sept. 1549 angetraut worden, unter den Hochzeitgästen hatten sich Kaiser Karl V. und seine beiden Schwestern, die Königinnen Eleonora und Maria, befunden; die Feier war eine der prachtvollsten gewesen, die man je in dem reichen Lande gesehen[16]). Aus dieser Ehe kamen fünf Kinder, Octavius, Nicolaus II., Franz, Johann Thomas und Petronella. Octavius fand den Tod auf der kleinen Flotte, welche im Januar 1574 am lodykschen Gat bei Roëmerswaal mit den Geusen stritt, in der Absicht, um den Entsatz von Middelburg und Arnemuyden zu bewerkstelligen. Nicolaus II, Graf von Cantecroy, starb unvermählt zu Neapel. Johann Thomas, Herr auf Meiche, von seinem Oheim, dem Cardinal, zum Erben bestimmt, war nur 22 Jahre alt, als er sich auf der unüberwindlichen Flotte einschiffte, und nicht wieder kam. Franz Perrenot, Graf von Cantecroy, auf Chantonnay, Maizières, Meiche, Granvelle, le Perrenot, Auricourt, empfing nach Ableben des Cardinals, am 17. April 1587, die Belehnung über die Grafschaft Cantecroy[17]) und die derselben einverleibten Herrschaften Bouchout, Hove St. Lorent, Conticq, Artselaër, stand als Kaiser Rudolf's II. Gesandter bei der Republik Venedig und starb zu Prag 1607. Ohne Kinder in seiner Ehe mit Barbara Sanvitala, der Tochter Gilbert's, des Grafen von Sala, vermachte er seine Güter dem Sohne seiner Schwester Petronella, die an Anton d'Oyselay, Baron von Villeneuve, verheirathet gewesen. Dieser Schwester-Sohn, Franz Thomas d'Oyselay, mußte aber Namen und Wappen der Perrenot annehmen. Des Glücklichen Sohn, Eugen Leopold Perrenot de Granvelle, genannt von Oyselay, des h. r. R. Fürst, Graf von Cantecroy, Baron von Villeneuve und Chantonnay, starb im Februar 1637, der letzte Mann seines Hauses (vergl. den Art. Oyselay) und der von ihm besessene Antheil der Perrenot'schen Güter fiel als Regredienterbschaft an Jacob Nicolaus de la Baume-Poupet, den Sohn von Friedrich's Perrenot einziger Tochter, Helena. Von dem Hause la Baume wurde, unter französischer Herrschaft, der Palast von Granvelle zu Besançon für die Stadtgemeinde angekauft, um darin den Gouverneur der Provinz unterzubringen; der Garten, den für den Bau des Schauspielhauses verwendeten Raum abgerechnet, dient seitdem als eine öffentliche Promenade, welcher der anstoßende Palast mit seinen ehrwürdigen Formen einen eigenthümlichen Reiz verleihet. In Granvelle, so heißt diese Promenade, versammelt sich täglich zwei Mal die elegante Welt von Besançon. Von dem Palast berichtet ein teutscher Reisebeschreiber des 17. Jahrhunderts: „Obgedachter Palast hat sehr schöne und grosse Zimmer, mit stattlichen Tafeln, und in einer Cammer zwei Bilder, als Bacchi und Veneris, gantz nackend und natürlich vorgestellt. Item in einer andern Cammer ein hübsch Uhrwerk von Messing, auff die Art des straßburgischen. Item eine schöne und wol außgerüste Zeug- oder Rüstkammer, und zween schöne grosse Gärten, von mancherley schönen und seltzamen Gewächsen, und in dem grössern, in der Mauren, ein Bild Jovis, so von Rom dahin kommen sein soll." Eine andere Beschreibung rühmt „so viel wunderliche seltzame Sachen, als man fast zu sehen begehren mag. Da findet man allerhand alte Werck, Bilder von Marmor und Ertz, und sonderlich vornehme Stück auß Marmol in dem Lustgarten. Item fürtreffliche Gemählde, und einen köstlichen Schatz von alten geschriebenen Büchern, mit andern unzählbaren Schrifften hochgelehrter Leuthe." Von den Gemälden ließ Ludwig XIV. die werthvollsten nach der Eroberung von 1674, auslesen und den königlichen Sammlungen einverleiben. Heute noch bewahret das Musée royal diese Stücke, die doch ungezweifeltes Privateigenthum gewesen, und sie dienen zum Beweise, daß das droit de conquête für Kunstgegenstände mit Unrecht als eine Erfindung der Revolution betrachtet werde. — Das Wappen der Perrenot zeigt im silbernen Felde drei schwarze rechte Schrägbalken, darüber, als Schildeshaupt, im schwarzen Felde drei silberne Halbmonde, oder, seit der von Kaiser Karl V. bewilligten Wappenverbesserung, statt der Halbmonde den Reichsadler im goldenen Felde. Als Wahlspruch dient des Cardinals von Granvelle berühmte Devise: Durate. (*v. Stramberg.*)

PERRERO, 1) ein Bezirk, benannt nach dem Hauptorte gleiches Namens, gehört zur Provinz Pinerolo, zur Militairdivision von Turin der festländischen Staaten des Königs von Sardinien und umfaßt die Gemeinden Perrero, Bovile, Chiabrano, Faetto, Maniglia, S. Martino, Perosa, Mapello Praly, Riclaretto, Rodoretto, Salza und Traversa. Er liegt durchaus im höheren Gebirge, wird zum Theil von Waldensern bewohnt, deren es hier 3565, und darunter sieben Soldaten, gibt. Dieser Bezirk gehört zum Bisthum Pinerolo. An der Spitze der Gerichtsgeschäfte des ganzen Bezirkes steht ein Bezirksrichter (Giudice di Mandamento), zu dessen Gerichtsbarkeit die obigen zwölf Gemeinden gehören. An der Spitze der Administration des Mandamento

16) Es handelt von derselben eine gleichzeitig in Antwerpen erschienene Druckschrift, desgleichen *Prosp. Levesque* I, 182. 17) Des Cardinals übrige Nachlassenschaft, wie er sie dem Lieblingsneffen zugedacht gehabt, fiel auf seine Schwester Margaretha, verehelichte von Achey.

befindet sich ein Syndicus mit einem Secretair. Der Bezirksrichter ist zugleich Schulenaufseher (Delegato dello Riforme). Ein Steuereinnehmer (Esattore dei rr. tributi) sorgt für die Erhebung der königlichen Abgaben. Polizeilich ist der Bezirk dem Districte des zu Perosa stationirten Maresciallo d'alloggio a piedi der königlichen Carabiniere zugetheilt. 2) P., ein Dorf und zugleich Hauptort des Bezirkes (Capo luogo del Mandamento), in der Mitte des Thales von S. Martino (auch Valle della Germanasca genannt) eines Seitenthales des rechten Clusoneufers, rings von hohen Gebirgen umstanden, fern von jeder Hauptstraße gelegen, mit einer katholischen Pfarrpropstei, einer der h. Maria Magdalena geweihten katholischen Kirche, dem Gemeindehause für die Ortschaften des ganzen Thales, und 17 Waldensern. (*G. F. Schreiner.*)

PERRET, Gemeindedorf im französischen Nordküstendepartement (Bretagne), Canton Goarec, Bezirksstadt Loudéac, hat eine Succursalkirche und 644 Einwohner, welche Hochöfen und Fabriken für eiserne Töpfe, Kessel und Backpfannen unterhalten. (Nach Barbichon.) (*Fischer.*)

PERRET (Peter), ein niederländischer Kupferstecher des 16. Jahrhunderts, war geboren zu Audenarde gegen d. J. 1550 *), studirte einige Zeit in Italien und eignete sich die Manier des Cornel. Cort an, welcher viel in Italien arbeitete und den wesentlichsten Antheil an der Kupferstichschule des Augustino Carracci und dessen Nachfolgern hatte. In einigen Blättern von Perret findet sich theils einige Verwandtschaft mit dem Styl des Heinr. Goltzius, jedoch weniger die feine Bewegung dieses Meisters, theils der damals vorherrschende manierirte Styl in der Zeichnung des Nackten, wobei sich der sehr scharfe und reine Schnitt des Grabstichels etwas trocken ausnimmt. Perret stach nach verschiedenen ältern und gleichzeitigen Meistern seines Vaterlands, z. B. nach Peter Breughel, die Ehebrecherin vor Christus, eine sehr reiche Composition, bezeichnet P. Perret sc. 1579. qu. fol.

Dieses Blatt scheint eins der ältesten des Künstlers zu sein, nicht blos der Jahrzahl, sondern auch der Arbeit nach, die einen viel ältern Charakter zeigt, als seine übrigen Bilder; auch die Zeichnung, obgleich dem Charakter des ältern Breughel treu, deutet mehr auf einen strengeren oder vielmehr trockeneren Styl, ja gleicht sogar einigermaßen der Manier des Lambertus Suavius. Andere Blätter von Perret sind nach Speccard, Joseph und Potiphar's Weib. — Die Malerei, Allegorie; bezeichnet 1582. gr. fol. — Der h. Rochus nach ebendemselben. Ferner zwei Blätter, die Anbetung der Könige. — Die Anbetung der Hirten, diese Blätter sind zwar kräftig, nähern sich aber im Styl mehr an Goltzius. Zu mehren der im 16. Jahrhundert in Rom herausgegebenen Werke über antike Figuren und Statuen arbeitete er Vielerlei, z. B. den Laokoon 1581, gestochen, gr. fol. — Die große Fontaine aus dem Garten Cesi zu Rom 1581. gr. fol. — Zu den seltenen Blättern dieses Meisters gehören die Ansichten des Escurials in Spanien, sowol die Hauptansicht desselben, Scenographia Totius Fabricae S. Laurentii in Escoriali etc., als die andern drei Blätter mit den einzelnen Gebäuden, 1587 gestochen, s. gr. r. qu. Fol., und mehre ähnliche architektonische Blätter. — Auch nach Bernardino Passari, nach Franc. Parmeggiano, nach Perez di Alli von Malta und andern italienischen Meistern stach Perret Mehres; ausgezeichnet sind eine heilige Familie in einem Zimmer, Gruppe von fünf Figuren, nach Passari 1583 zu Rom gestochen, und nach Perez di Alli, die Marter der heil. Katharina 1582. (*Frenzel.*)

*) Basan begeht in seinem Dictionnaire einen großen Fehler, indem er das Geburtsjahr Perret's auf 1569 setzt, wornach der Künstler bei Bearbeitung des unten genannten Blattes zehn Jahre alt gewesen sein müßte.

PERRET (-Gentil, Moses), eins der vielen Beispiele vorzüglicher Talente für Mechanik, wodurch sich die Bewohner von Locle und La Chaux-de-Fonds im eidgenössischen Canton Neufchatel auszeichnen. Er war ein gemeiner Landmann, der keine wissenschaftliche Bildung erhalten hatte, führte aber dennoch ein Werk aus, das von vielem Genie zeugt. Nahe bei la Chaux-de-Fonds entspringt eine Quelle, die sich sogleich in einen tiefen Schlund stürzt, und dort in der Tiefe bedeutende Aushöhlung bewirkt hatte. Hier legte er 1764, blos mit Hilfe seiner zwei Brüder, vier Mühlen an, deren Räder bis 60 Fuß tief unter der Erde sich befinden, je eins tiefer als das andere. Auch den Zugang, den er dazu machte, beweist eine seltene Erfindungsgabe. Ein ähnliches Werk findet man in Locle. Perret-Gentil ist im ersten Decennium dieses Jahrhunderts gestorben. (*Escher.*)

PERREUX, 1) Marktflecken und Hauptort des gleichnamigen Cantons im französischen Loiredepartement (Forez), Bezirk Roanne, liegt 1¼ Lieue von dieser Stadt entfernt, auf dem rechten Loireufer an der Rhodon, ist der Sitz eines Friedensgerichts und hat eine Pfarrkirche und 1963 Einwohner, welche zwei Jahrmärkte unterhalten — Der Canton Perreux enthält in 10 Gemeinden 8280 Einwohner. 2) Gemeindedorf mit 724 Einwohnern im Yonnedepartement. 3) Fluß, welcher sich im Calvadosdepartement mit der Orne verbindet. (Nach Expilly und Barbichon.) (*Fischer.*)

PERRHAEBI, die Bewohner der Thessalischen Landschaft Perrhäbia (s. d. Art.).

PERRHÄBIA (die ältere Schreibart bei Thukyd. *Περαιβία*, bei Livius Perrhaebia), die nördlichste Landschaft Thessaliens, welche einst von den kriegerischen Perrhäbi (*Περαιβοί* Homer und Thukyd.) bewohnt, nördlich von dem kambunischen Gebirge und von Makedonien, östlich vom Peneios und Ossa, südöstlich und südlich vom Peneios, westlich von Hestiäotis und vom Pindos umgrenzt wurde, bildete die Nordseite von Pelasgiotis, welches wir hier bereits beschrieben haben (Th. XV. S. 143—145). Perrhäbia hatte übrigens nicht immer gleichen Umfang, sondern erscheint bald größer, bald kleiner. Der größte und wichtigste Theil desselben war Gebirgsland, welches sich durch Bergfesten, besonders am Olympos, Peneios und Tempe auszeichnete (*Strab.* IX, 5, 441 *Cas.*). Die wichtigsten waren Oloosson, Kondylos und Gonnos,

deren letztere den Engpaß von Tempe beherrschten und als die Schlüssel zu Makedonien betrachtet wurden (f. Pelasgiotis XV. S. 144. Vgl. *Diodor. Sic.* XIX, 36, T. II. p. 345 *Wessel.*) — Homer bezeichnet die Perrhäber als kriegslustiges Volk (*μενεπτόλεμοι Περαιβοί*) und stellt sie nebst den Enienen unter den Befehl des Guneus aus Kyphos, welcher 22 Schiffe gegen Ilion führte (II, 748 ff.) Er läßt die Perrhäber um das winterliche Dodone und um den anmuthigen Fluß Titaresios wohnen, welcher sein schönes Gewässer dem Peneios zuwendet, das wie Öl obenhin schwimmt, ohne sich mit ihm zu vermischen (II, 750 ff.). Bekanntlich hat man zwei verschiedene dodonäische Orakel angenommen, ein älteres in Thessalien und ein jüngeres in Epeiros (Vgl. C. Ritter, Vorhalle europ. Völkergesch. S. 383 ff.) Wir würden demnach hier das ältere Thessalische in der Nähe des Peneios zu verstehen haben. Strabon (IX, 5, 434 *Cas.*) setzt zwar auch Perrhäber auf die Westseite des Pindos, also in die Nähe des Berges Tomaros, an welchem das epeirotische oder hellopische, also das jüngere, Dodone lag. Indessen nennt er diese Perrhäber *μετανάστας ἀνθρώπους*, welche sich demnach im Verlaufe der Zeit aus dem eigentlichen Perrhäbien hierher gewendet und sich daselbst angesiedelt hatten, wie sie überhaupt am liebsten sich auf Gebirgen festsetzten. (Auch Plinius kennt hier Perrhäber: N. H. IV, 1: Perrhaebi, quorum mons Pindus). Das spätere Perrhäbia umfaßte übrigens auch die meisten der Ortschaften, welche Homeros (Il. II, 738 sq.) der Herrschaft des Polypoites, dem Sohne des Peirithoos, zutheilt, insbesondere Elone und Oloosson. Er nennt aber die Bewohner derselben nicht Perrhäber, und das von ihm bezeichnete Perrhäbia hatte demnach engere Grenzen, als das spätere, von Strabon beschriebene. — Bei Thukydides (IV, 78) beginnt die Landschaft Perrhäbia unweit der Thessalischen Stadt Phakion (*ἐκεῖθεν δὲ ἐς Φάκιον, καὶ ἐξ αὐτοῦ ἐς Περαιβίαν*). Livius nennt als zwei perrhäbische Städte Cyretiä, welches im römisch-makedonischen Kriege von den Ätolern mit Gewalt weggenommen und geplündert, und Mallöa, welches sich den Ätolern sogleich ergab und in ihren Bund aufgenommen wurde (XXXI, 41. vgl. XXXVI, 13). Amymandros rieth nun aus Perrhäbia nach Gomphi (in Hestiäotis) zu marschiren. Allein die Ätoler folgten ihm nicht, sondern wandten sich zu den fruchtbaren Gefilden Thessaliens, um hier größere Beute zu gewinnen (*Livius* l. c.). Außer den genannten Orten gehörten zu Perrhäbia noch Phalanna, Doliche, Azoron, Pythion. Auch Elone wird als Stadt der Perrhäber betrachtet (*Strab.* IX, 5, 441 *Cas.*), sowie die Bewohner von Atrax ursprüngliche Perrhäber waren (*Strab.* IX, 5, 440. *Cas. Livius* XXXII, 15). —

Daß die Perrhäber zum großen Pelasgischen Volksstamme gehörten, haben wir bereits im Art. Pelasger (Th. XV. S. 116) nachgewiesen. Skylax (p. 60, ed. *Gron.*) bezeichnet sie als Hellenen, was sich mit jener Annahme leicht vereinigen läßt. Die Perrhäber waren einst ein ziemlich mächtiger Stamm, wie aus der Nachricht hervorgehet, daß durch sie die Histiäer aus Euböa nach Thessalien versetzt worden seien (*Strab.* X, 1, 446 *Cas.*). Dennoch wurden sie von den Lapithen unterworfen und beherrscht (*Strab.* IX, 5, 441 *Cas.*). Wir dürfen indessen vermuthen, daß dieses nur von den Bewohnern der Ebenen zu verstehen sei. Denn diejenigen, welche auf den Gebirgen Olympos und Pindos hausten, mochten größtentheils ihre Freiheit bewahren (vgl. O. Müller Dor. I, 25). Die Lapithen gingen aber früh zu Grunde, während sich die Perrhäber bis in die spätern Jahrhunderte behaupteten. (Vgl. H. G. Plaß Vor- u. Urgesch. d. Hell. 1. Bd. S. 325, 593, 609. f. 2. Bd. 295 f.) Ein bedeutender Theil hatte sich auch nach Athamanien gewendet (*Strab.* IX, 5, 442); daher ist es begreiflich, warum der genannte Geograph Perrhäber zu den Ätolern zählt (X, 2, 450 *Cas.*). Zur Zeit des Peloponnesischen Krieges waren sie den Thessalern unterworfen (*Thucyd.* IV, 78). Späterhin hatte Philippos II. von Makedonien diese und andere Thessalische Völkerschaften in seine Gewalt gebracht. Theopompos (bei *Athenäos* VI, 76, 260 a. b.) hat uns die Nachricht hinterlassen, daß dieser König den Agathokles, einen ursprünglich Thessalischen Penesten zu den Perrhäbern gesandt habe, theils um als Präfect ihr Gebiet zu beaufsichtigen, theils aber auch, um die noch rauhen, kriegerischen Männer zur üppigen, weichlichen und wollüstigen Lebensweise zu verlocken und sie dadurch ethisch zu verderben (*ἀπέστειλε διαφθεροῦντα Πεῤῥαιβούς κ. τ. λ.*), eine im Alterthume oft angewandte Maxime despotischer Herrscher *). Philippos mußte aber, nachdem er von den Römern besiegt worden, auf Befehl des Senats diese Völkerschaften wieder frei geben, worauf sie für völlig frei, selbständig und autonom (liberos, immunes, suis legibus esse etc.) erklärt wurden (*Liv.* XXXIII, 32). Bei Livius werden die Perrhäber überall von den Thessalern geschieden. (Vgl. XXXIX, 24: hier beschweren sich die Thessaler und Perrhäber bei den Römern über die Besitznahme ihrer Städte durch den makedonischen König. Vgl. c. 25. 26.) Während der späteren Zeit, nachdem Thessalien mit Makedonien zur römischen Provinz geworden, und noch später, während der Kaiserherrschaft bis zur byzantinischen Zeit, mochte Perrhäbia als partielle Landschaft alle Bedeutung und selbst seinen alten Namen verlieren. — Unter den neueren Reisenden hat auch E. D. Clarke den Norden Thessaliens besucht, und insbesondere Tempe, Gonnos, den Olympos

*) Äschylos hatte ein Drama unter dem Titel: „die Perrhäberinnen" geschrieben (*Αἰσχύλος ἐν Πεῤῥαιβίσι*), in welchem die Perrhäber noch als Männer von einfachen, rauhen Sitten erscheinen mochten. Sie bedienen sich hier der Hörner zu Trinkgeschirren (*ἀντὶ ποτηρίων τοῖς κέρασι χρωμένους κτλ.*), eine Sitte, welche wir auch bei andern, noch vom Luxus entfernten, Stämmen finden (*Athen.* XI, 51. p. 476, b. c). Nicht zu verwechseln hiermit sind die irdenen und metallenen Gefäße, welche von ihrer Gestalt den Namen *κέρατα* erhielten. Pindar (Fragm. sel. XI, 44. p. 228. ed. min. *Boeckh.*) läßt die Kentauren *ἐξ ἀργυρέων κεράτων* trinken. Irdene Gefäße, welche die Gestalt eines Horns haben, findet man in Vasensammlungen häufig. Sie sind gewöhnlich mit schwarzem Firniß überzogen, ohne bildliche Figuren. Die spätere Bezeichnung für diese Gefäße war Rhyton (*Athen.* XI, 98, 497, b. *ἐκαλεῖτο δὲ τὸ ῥυτὸν πρότερον κέρας*.

und Ossa, den Peneios und anderes hieher Gehöriges beschrieben (Tom. VII. p. 355 sq. ed. IV. Lond. 1818). (*Krause*)

PERRHIDAE (Περῥίδαι), ein von Stephanos Byz. angegebener und von ihm zur Antiochidischen Phyle gezogener Attischer Ort oder Demos. (*Krause.*)

PERRIER[1]). 1) François, berühmter französischer Historienmaler, geboren 1590 zu Macon im burgundischen Kreis (nach Felibien zu St. Jean di Laure, auch Salins in der Franche Comté), war der Sohn eines Goldschmieds; seine große Neigung zur Malerei und die Leichtigkeit seiner Hand bestimmten ihn, von der Kunst seines Vaters zu der bildenden Kunst überzugehen. Er verließ deshalb sehr zeitig das Haus seiner Ältern, um zu Lyon die Kunst weiter zu studiren, wo er sich bald soweit ausbildete, daß man ihm den Auftrag ertheilte, einige Altarbilder für die Karthäuser zu malen.

Sein lebhaftester Wunsch war Italien kennen zu lernen und dort die großen Meisterwerke zu studiren; da er aber von allen Mitteln entblößt war, und doch auf einen aus wahrer künstlerischer Neigung gewonnenen Entschluß nicht Verzicht leisten wollte, so beschloß er einem Blinden, welcher diese Reise unternahm, als Führer bis Rom zu dienen. In Rom trat er bei einem mittelmäßigen Maler und Kunsthändler in Dienst, der ihn mit Copiren nach Bildern guter Meister beschäftigte; hier bemerkte ihn eines Tages der berühmte Giovanni Lanfranco, erkannte das Talent des jungen Mannes, unterstützte ihn mit gutem Rathe und Humanität, und förderte so seine weitere Ausbildung.

Nachdem er längere Zeit in Rom verweilt und sich hier fleißig nach der Antike geübt hatte, kehrte er in sein Vaterland zurück, wo er für einige Zeit Lyon zu seinem Wohnsitz erwählte. Hier vollendete er einige der früher begonnenen Gemälde in der kleinen Karthause, und kam dadurch zu einem ganz geachteten Namen. Später wohnte er in seiner Vaterstadt Macon, woselbst er auch mehre Arbeiten lieferte.

Der Wunsch, in der großen Hauptstadt Frankreichs sein Glück zu machen, brachte ihn 1630 nach Paris, wo sich schnell sein Ruf verbreitete und ihm bedeutende Mittel zu Theil wurden. Der berühmte Simon Vouet, welcher im Schloß zu Chilly arbeitete, ließ ihn nach seinen Zeichnungen die dortige Kapelle ausmalen, auch mehre andre Arbeiten von ihm fertigen. Es schien aber in der Folge, während Simon Vouet von allen Seiten her mit Arbeiten beauftragt wurde, sich weniger für Perrier's Talente vorzufinden; er verließ deshalb unmuthig Paris und unternahm 1635 eine zweite Reise nach Italien. Dort arbeitete er viel, beschäftigte sich besonders mit der Radirnadel, wodurch er nächst seinen eigenen Compositionen theils das Werk zu Stande brachte, das am meisten seinen Ruf gegründet hat, die Sammlung von Figuren nach antiken Statuen, theils die Bogen- und Deckengemälde der Farnesina von Rafael, auch Carracci's Gemälde, die Communion des heil. Hieronymus, in der Kirche Certosa zu Bologna, das letztere auf Veranlassung des Malers Lanfranco (um Dominichino zu schaden)[2]) radirte. Im J. 1645 kehrte Fr. Perrier nach Paris zurück, wo er das Hôtel de la Vallière (Hôtel Toulouse) mit großer Geschicklichkeit malte, mehre mythologische Scenen, Apollo, Aurora, die Elemente u. a., hier darstellte, worauf er Professor an der dortigen Akademie wurde. Perrier blieb hierauf in Paris, wo er 1660 starb.

Perrier's Styl hat viel Freies und schließt sich durchaus an die italienische Schule an, besonders an Lanfranco; daneben ist jedoch auch der Charakter von Simon Vouet und Claude Vignon sichtbar. Vorherrschend ist eine sehr gute Anordnung, übrigens fehlt es an fester und correcter Zeichnung; ebenso sind mehre Unrichtigkeiten in der Perspective anzutreffen, wie auch Felibien in seinem Urtheil über diesen Meister bestätigt. Eins seiner vorzüglichern Gemälde ist ein Altarbild, eine Verkündigung der Maria darstellend, ebenso ist er, besonders als talentvoller Maler nach der Galerie im Hôtel Toulouse zu beurtheilen.

Von Fr. Perrier gibt es nach seiner eigenen Composition 22 radirte Blätter, darunter Abel's Tod, einige heilige Familien, die Kreuzigung, die Flucht Jesu u. a. biblische Scenen und drei Bacchanalien u. a. sich auszeichnen; noch andere (17) nach verschiedenen Meistern, darunter die Farnesina nach Rafael, das Bild nach Carracci's, sowie das Bildniß Vouet's und eine heilige Familie schön zu nennen sind. Das große Werk über die Antike mit einem Titelblatt, auf dem die Zeit am Torso nagt, besteht aus 150 Blatt kl. Fol meist mit F. B., auch F. P. B. (Franç. Perrier Burgundus) bezeichnet, und ist einige Male copirt worden, am besten in 100 Blatt von Cornelius van Dalen mit Titel: Eigentlyke Afbulding van handert der alder varmanderste Statuen etc. gr. 4. Auch sind nach Perrier viele Blätter von Couway, Rousselet u. A. gestochen.

2) Guillaume, Neffe des Vorhingenannten, ebenfalls Historienmaler, geboren zu Macon, Departement de Saone, zu Anfang des 17. Jahrhunderts. G. Perrier malte mehre Gemälde für die Kirche der Minoriten in Lyon, in welches Kloster er sich in der Blüthe seiner Jahre zurückzog, da ihn sein Gewissen als Mörder anklagte; Nichts konnte ihm Trost gewähren, bis er durch sich selbst gefoltert, 1655 seinen Geist aufgab.

Das nicht kleine Talent dieses Künstlers war doch weniger ausgebreitet, als das seines Onkels, man möchte ihn sogar mehr Nachahmer nennen.

Auch G. Perrier beschäftigte sich mit der Radiernadel; auf vier Blatt mit sehr geistreicher Nadel ist ein freies Spiel derselben sichtbar. Diese vier Blatt enthalten: 1) eine heilige Familie mit 1647 und mit G. p. bezeichnet 8. 2) Den Tod der heil. Magdalena, bezeichnet: G. perier Matisconensis inv. fecit. 1647. 8. 3) Das Bildniß von Lazarus Meysonnier Conf. Medic., bezeichnet G. P. P. Q. als Titel zu dem Werk über eine

1) Die übrigen Perrier suche man unter Perier. Red.

2) Lanfranco wollte nämlich der Welt zeigen, daß Dominichino Zampieri die Idee zu seinem berühmten Gemälde, „die letzte Communion des heil. Hieronymus," von Carracci entnommen habe.

Operation des Arztes Meysonnier zu Lyon. gr. 8. 4) Allegorie auf den Arzt Meysonnier zu demselben Werk; diese Allegorie stellt die heil. Jungfrau mit dem Kind in einer Engelsglorie und den Erzengel Rafael dar. Bezeichnet G. P. F. gr. 8. (*Robert Dumesnil*, Peintre-Graveur François Vol. III. p. 39).

Nach Guillaume Perrier hat G. Lebrun den heil. Stephan, welcher als erster Märtyrer über die Lehren des alten Gesetzes disputirt, in Kupfer gestochen, eine Composition von sehr schöner Anordnung. (*Frenzel.*)

PERRIER (le), Gemeindedorf im französischen Vendéedepartement (Poitou), Canton St. Jean de Mont, Bezirksstadt les Sables d'Olonnes, ist von dieser 13 ½ Lieues entfernt und hat eine Succursalkirche und 1798 Einwohner. (Nach Barbichon.) (*G. M. S. Fischer.*)

PERRIÈRE (la), Gemeindedorf, nach Expilly kleine Stadt, im französischen Ornedepartement, Canton Pervenchères, Bezirksstadt Mortagne, ist 3 ¾ Lieues von dieser entfernt und hat 958 Einwohner. Wie es scheint, so hat eine Familie von diesem Orte ihren Namen bekommen. Wilhelm von la Perrière verband sich mit Robert von der Normandie, als dieser sich mit seinem Vater, Wilhelm, entzweite, und befestigte den schon von Natur starken Ort noch mehr. Heinrich I. eroberte ihn 1113 zugleich mit Bellême. König Ludwig VIII. übergab die Feste dem Herzoge von Bretagne, Peter von Dreux, mit dem Beinamen Mauclerc. Dieser empörte sich gegen Ludwig's Nachfolger, Ludwig IX., und befestigte deshalb la Perrière von Neuem. Allein der König eroberte im Januar 1229 Bellême und wahrscheinlich auch la Perrière, wenigstens mußte Peter in dem 1231 geschlossenen Waffenstillstande auf beide Orte verzichten. Da der Friede von 1234 hierin nichts änderte, so übergab Ludwig der Heilige la Perrière seinem jüngsten Sohne Peter und zog es nach dessen Tode wieder ein. Im J. 1290 erhielt Karl, Graf von Valois, Alençon und Perche, den Ort zur Appanage und seit dieser Zeit blieb es im Besitz seiner Nachkommen, bis es von diesen an das Haus Anjou kam. (Nach Expilly und Barbichon.)

(*G. M. S. Fischer.*)

PERRIÈRE, eine der besten Sorten Burgunderwein, den der Bezirk Issoire liefert. Die Trauben, von denen er gewonnen wird, sind klein, dicht, kurz, einfach; die Beeren klein, länglich, dünnhäutig, saftig, süß, wohlschmeckend und gelblichgrün. Er hat einen sehr feinen reizenden Geschmack, macht einen sanften, ruhigen Eindruck, ist von dauerhafter Wirkung, und seines Gehaltes wegen, besonders für alte schwächliche Personen, ein treffliches Stärkungsmittel. In den ersten Monaten seines Alters hat er zwar etwas Strenges, das sich aber mit der Zeit verliert. Den jungen verfährt man im März und April.

(*William Loebe.*)

PERRIERS, Dorf mit 500 Einwohnern im französischen Bezirke Issoire, Departement Puy de Dôme. In seiner Nähe befinden sich viele, zum Theil bewohnte, unterirdische, natürliche Höhlen, ein gleichfalls natürlicher Obelisk, sowie Trümmer des Thurmes von Marisolet.

(*G. M. S. Fischer.*)

PERRIGNY (Thailevis de). Dieser tüchtige Seemann stammte von einer alten, ursprünglich in Niedernavarra, später in dem Vendômois ansässigen Familie ab und wurde 1720 geboren. Indem er sich früh dem Seedienste widmete, stieg er sehr bald bis zum Schiffscapitain empor und führte 1757 als solcher den Oberbefehl auf der Corvette Emeraude, welche 22 Kanonen trug. Glücklich hatte er die letzte Hilfssendung Frankreichs nach Canada aus dem Hafen Lorient geleitet, als ihn die englische Fregatte Southampton von 40 Kanonen angriff. Gleich im Anfange des Kampfes riß ihm eine Kanonenkugel beide Füße hinweg; allein der Schmerz schien seine Tapferkeit nur zu erhöhen; denn er ließ sich in einem Kleiensack auf das Verdeck seiner Corvette tragen und führte hier das Commando mit einer solchen Kraft, daß er im Begriff stand, durch ein geschicktes Manövre die ihm weit überlegene englische Fregatte, welche bereits ihr Steuerruder verloren hatte, in seine Hände zu bekommen, als ihn eine zweite Kugel in Stücken riß. Der einzige, welcher sich aufrecht erhielt, war ein zwölfjähriger Knabe, Lisle-Adam, einziger Nachkömmling des erlauchten Hauses des Großmeisters von Rhodus, dieser ließ erst die Segel streichen, nachdem man dem feindlichen Schiffe noch eine volle Ladung gegeben hatte. Die Engländer selbst gestanden den Franzosen den Ruhm der Tapferkeit zu und gaben dies dadurch zu erkennen, daß sie dem Bruder des heldenmüthigen Seemannes, dem Marquis von Perrigny, welcher von seinem Commando zu St. Domingo zurückkehrend, auf einem Transportschiffe gefangen genommen worden war und durch einen im Kriege so oft vorkommenden Zufall zugleich mit der englischen Fregatte und der Emeraude im Hafen von Portsmouth einlief, große Achtung erwiesen und ihn ohne Auswechselung freigaben. Der Tod unseres Schiffscapitains war jedoch nicht blos für das kriegführende, sondern auch für das gelehrte Frankreich ein großer Verlust; denn er besaß ausgezeichnete Kenntnisse in der Hydrographie und legte diese durch seine Arbeiten an den Tag. Zu diesen letzteren gehört vorzüglich eine Senkbleikarte des Golfs von Gascogne. In dieser, welche dem Neptune français einverleibt ist, hat er mit der größten Genauigkeit und oft in weiter Entfernung vom Lande die Anlände der Küsten Frankreichs und eines Theils Englands bestimmt und sich dadurch die Dankbarkeit aller Schiffahrttreibenden Nationen Europa's erworben*). (*G. M. S. Fischer.*)

PERRIGNY, die vierte Sorte des Burgunderweins, mithin der geringste. Er wächst in Auxerre. In Frankreich genießt man ihn häufig, und zwar seiner Leichtigkeit halber, unvermischt, in Teutschland dagegen ist er weniger beliebt. (*William Loebe.*)

*) Ein Neffe Perrigny's, der Graf Théodat von Perrigny, zeichnete sich ebenfalls bereits im 14. Jahre seines Alters, wo er als Garde de la marine auf der von Herrn de Grasse befehligten Ville de Paris diente, unter den Seehelden aus. In dem Treffen, in welchem de Grasse am 29. April 1781 den englischen Admiral Hood schlug, verlor er durch eine Kanonenkugel den linken Arm, wurde sogleich zum Schiffsfähnrich ernannt und erhielt, 15 Jahre alt, das Ludwigskreuz. Vergl. Biogr. univ. T. XXXIII. p. 423.

PERRIN (Pierre), ein Genfer, Verfasser einer Histoire de Genève, 1633, die aber durch einen Beschluß des Rathes unterdrückt wurde. In wieweit die angeführten Motive dieses Beschlusses, daß der Verfasser einige Personen ungerecht getadelt und mehre falsche und boshafte Behauptungen aufgestellt habe, begründet waren, läßt sich in Ermangelung eines Exemplars dieser Schrift nicht mehr ausmachen. Es ist möglich, daß sich dies auf die Ereignisse des Jahres 1555 bezieht, wo Ami Perrin, gewesener Syndicus, und wahrscheinlich einer der Vorfahren dieses Geschichtschreibers, an der Spitze eines gefährlichen Auflaufes zu Genf stand, und da er sich flüchtete, in Contumaz zum Tode verurtheilt wurde. Dieser Aufstand wird von Spon (Histoire de Genève. I, 298) ausführlich erzählt. (*Escher.*)

PERRIN (Pierre), am bekanntesten unter dem Namen Abt Perrin, wurde zu Lyon geboren; sein Geburtsjahr ist ungewiß; selbst der Vorname schwankt. Beauchamps gibt ihm (in seinen Recherches sur les théâtres III, 146) den Vornamen François; la table du Catalogue de la Bibliothèque du Roi (Belles-lettres) nennt ihn Paul; Moreri, Leris, Goujet (Bibl.-fr.), Lavallière (Ballets, opéra etc.), Pernety u. A. nennen ihn Pierre. Er war nicht Geistlicher, hatte weder eine Pfründe, noch eine Abtei, sondern hatte nur den Titel eines Abtes angenommen, um einen Rang in der Welt zu haben. Übrigens hatte der Mann Witz (esprit) und war vorzüglich voll von Ränken, hatte sich auch Zutritt am Hofe zu verschaffen gewußt und war mit Voiture in Unterhandlung getreten wegen der Stelle eines Einführers der Gesandten (charge d'introducteur des ambassadeurs) bei Gaston, Herzog von Orleans im Jahre 1659. In demselben Jahre ließ er zu Issy in dem Hause des Herrn von La Haye ein Pastorale in 5 Acten singen, welches Cambert in Musik gesetzt hatte. Die Sache verhielt sich kürzlich so: der mächtige Cardinal-Minister Mazarin hatte bereits 1645 vor dem Hofe zu Petit-Bourbon das komische Singspiel „Finta Pazza" von einer italienischen Gesellschaft zum ersten Male aufführen lassen. Noch besseren Eingang fand zwei Jahre später die von einer vorzüglicheren italienischen Gesellschaft aufgeführte, auch von Mazarin veranstaltete Oper „Orpheus und Euridice," die mit großer Pracht in Scene gesetzt worden war, was zu den ersten Singspielvorstellungen schlechthin gehörte. Der Erfolg, den die Italiener hatten, war bedeutend. Die Franzosen fingen an zu wünschen, etwas Ähnliches in ihrer Sprache zu besitzen, theils aus Nationalstolz, theils auch um der äußerlichen Vortheile willen, die davon zu hoffen waren. Da Mazarin, vielleicht noch besonders aus patriotischer Vorliebe gegen das Kind Italiens, in Leidenschaft für diese Unterhaltungen brannte, auch gern den Beschützer und den Kenner spielte, so wäre dies allein schon hinreichend gewesen, mehr als einen unternehmenden Künstler Frankreichs zu einem Versuche aufzureizen. Da aber diese Art kostspieliger Hofergötzlichkeiten auch die nicht hoffähigen Stände dafür lüstern gemacht hatte, so gab es der Lockungen zu einem ähnlichen Versuche so viele und so handgreifliche, daß man nur darüber erstaunen muß, daß sich nur Einer und nur der Abt Perrin, und endlich noch dazu erst im J. 1659 fand, der mit einem französischen Textbuche zu einem Hirtenspiele sich mit äußerster Vorsicht herauswagte.

Robert Cambert, Organist an der Kirche St. Honoré und später Surintendant der Musik der Königin Anna von Österreich, der Mutter Ludwig's XIV., hatte die musikalische Composition auf sich genommen. Diese erste, sowol dem Texte als der Musik nach, erste Originaloper Frankreichs hatte sich jedoch in Allem, was wir noch davon zu sagen wissen, nach dem Vorbilde der Italiener gerichtet. Wie man in Italien mit Hirtenspielen begann, so auch hier; wie man dort noch nicht von Opern, sondern von in Musik gesetzten Dramen, Tragödien und Komödien sprach, so auch hier. Man kann sich leicht denken, welches Entzücken die auf dem Schlosse des Herrn de La Haye versammelten Freunde und Gönner der Verfasser über diese première comédie françoise empfanden. Das Stück hatte fünf Acte, wie damals gebräuchlich. Die Darstellung hatte im April stattgefunden. Wurde dabei auch die Genialität Cambert's, welcher die Flöte mit der Melodie der Violine zu vereinigen gewußt hatte, weit höher erhoben als die Worte des Dichters, so war doch auch der letzte mit dem glücklichen Erfolge vollkommen zufrieden, um so mehr, da Mazarin selbst das Pastorale einige Male in Vincennes vor Ludwig XIV. aufführen ließ, der beide Verfasser zum Fortschreiten auf diesem Wege ermunterte. Mit großen Hoffnungen gingen beide ans Werk und brachten ein zweites Stück zu Stande: Ariadne, ou le Mariage de Bacchus. Schon wurde es 1661 auf dem Landgute des Herrn de la Haye versucht, als der Tod Mazarin's die eigentliche Aufführung, wenigstens vor der Hand, vereitelte. Es ist überhaupt zweifelhaft, ob diese Ariadne jemals in Paris in Scene gesetzt worden ist. Um so gewisser ist es, daß Cambert sie in London zur Aufführung brachte und daß sie sich dort eines lebhaften Beistandes zu erfreuen hatte. Man erzählt, Perrin habe noch ein drittes Textbuch in jener Zeit verfaßt und zwar „über den Tod des Adonis," das jedoch nie gedruckt wurde. Fast zu gleicher Zeit hatte der Marquis de Sourdeac die zur Oper nothwendige Maschinerie verbessert und ließ auf seinem Schlosse zu Neubourg in der Normandie „la Toison d'or" (das goldene Vließ) von Pierre Corneille darstellen. Auf alle diese Erscheinungen sah der weltkluge Perrin und verfolgte seinen Plan, sich das Recht zu erwerben, Musikdramen öffentlich vor dem Volke aufführen zu dürfen, mit großer Beharrlichkeit. Erst am 28. Juni 1669 erhielt Perrin ein Patent (lettres-patentes) für Errichtung einer musikalischen Akademie, in welcher öffentlich gesungen und Theaterstücke vor dem Volke aufgeführt werden sollten. Sogleich vereinigte er sich mit R. Cambert, Sourdeac und Champeron, mit dem Letztern vorzüglich der Finanzen wegen, da der Staat damals an Zuschüsse für solche Volkserheiterungen noch gar nicht dachte. Die Anstrengungen dieser vier Männer, welche in Paris das erste Operntheater für das Volk gründeten, waren nicht gering. Die Hauptschwierigkeiten hatte Cambert, welcher in Paris nicht genug Musiker, am wenigsten passende

Sänger fand, welche er aus dem mittägigen Frankreich, meist aus den Kathedralen werben mußte. Die besten, die aber alle erst noch bedeutend zugestutzt werden mußten, wurden gradehin aus den Kirchen von Languedoc entführt. Gute Tänzer durften auch damals nicht fehlen. Nur Tänzerinnen waren auf der Bühne noch nicht gebräuchlich. Als nun die Truppe eingerichtet worden war, hielt man die Proben in dem großen Saal des Hôtel de Nevers, worin Mazarin's Bibliothek aufgestellt gewesen war. Die Vorstellungen selbst wurden in der Rue Mazarin in einem Jeu de Paume, der Rue Guénegaud gegenüber, gegeben. Im März 1671 wurde hier zum ersten Male „Pomone," Text von Perrin, Musik von Cambert, vor dem Volke aufgeführt. So schlecht auch der Text war, ohne Zusammenhang und ohne Handlung, mit Floskeln und Zweideutigkeiten angefüllt, so machte die Oper doch solches Glück, daß sie acht Monate hinter einander gegeben werden konnte und für den Dichter allein einen Gewinn von 30,000 Franken einbrachte. Dies reizte aber den Eigennutz des Herrn Maschinenmeisters de Sourdeac so sehr, daß er Ränke gegen den in dieser Kunst nicht unerfahrenen Perrin zu schmieden anfing, welcher sich wol mehr als zuträglich auf sein für seine Person erworbenes, 12 Jahre dauerndes, Privilegium verließ, das er durch seine Verbindung mit den drei übrigen Directoren doch auch auf sie übergetragen hatte. Kurz Herr von Sourdeac gab vor, große Geldvorschüsse gemacht zu haben, wußte die Herren Champeron und Cambert zum Schweigen zu bringen, indem er sie beizubehalten versprach, bemächtigte sich des Theaters, gewann einen andern Textfabrikanten, Herrn Gilbert, welcher auch in der That, was freilich nicht schwer war, seinen in Unthätigkeit gesetzten Vorgänger übertraf. Gilbert lieferte: „Les peines et les plaisirs de l'amour," ein Pastorale, das Cambert in Musik setzte und 1672 auf die Bühne gebracht, auch schon etwas besser von den Sängern vorgetragen wurde. Allein der ungerechte Streit gegen Perrin brachte keinem seiner drei Gegner einen Segen, den ein Anderer listig an sich zu reißen wußte. Es war J. B. Lulli, Surintendant der Musik des Königs, welcher es durch Vermittelung der bekannten Frau von Montespan dahinbrachte, daß Perrin ihm sein Recht für eine Summe Geldes abtrat. Sogleich nahm Lulli, der Gunst des königlichen Hofes gewiß, ein neues Patent noch im Jahre 1672, und ließ ein Theater neben dem Palais Luxemburg erbauen. Nach Champeron und de Sourdeac wurde nicht im Geringsten gefragt und selbst Cambert blieb völlig unbeachtet; ja er mußte noch mehr in den Hintergrund gesteckt werden, als die anderen, da er als Componist dem ehrgeizigen Lieblinge des Hofes im Wege stehen mußte. So büßten denn alle drei Gegner Perrin's ihren Abfall durch völlige Vernichtung ihres privilegirten Theaters, wofür der ungerecht Betheiligte doch wenigstens eine Summe erhalten hatte, worauf ihm viel ankam. Auch den Dichter Gilbert behielt Lulli nicht bei, sondern wählte sich, und glücklich genug, den bekannten Quinault, welcher sogleich ein neues Schäferspiel, die damals hauptsächlich beliebt waren, lieferte: Fêtes de l'Amour et de Bacchus. Lulli setzte es in Musik und eröffnete seine Spiele schon am 15. Nov. desselben Jahres. Cambert war darüber so entrüstet, daß er sich 1673 mit seinen Werken nach London wandte, was für die Veröffentlichung einiger Operntexte von Perrin hier bemerkenswerth ist. Das Übrige unter Cambert. Nach dem Tode Molière's (am 17. Febr. 1673) wurde die Oper nach dem Palais-royal verlegt. Auch Perrin war von jetzt an der Oper oder der Thätigkeit für sie ganz entfremdet worden und hörte auf, Texte dafür zu geben. Er starb 1680.

Wenn man ihn gewöhnlich den Schöpfer der französischen Oper nennt, so ist dies nur sehr bedingt wahr. Er war der Erste, welcher den Text für ein musikalisches Drama in französischer Sprache zusammenbrachte, ohne alle Auszeichnung, ohne sich von dem, was in Italien beliebt und eingeführt worden war, zu entfernen; er gab eine übel gelungene Nachbildung in französischen Worten. Mit größerem Rechte würde R. Cambert in musikalischer Hinsicht der Schöpfer der französischen Oper zu nennen sein. Wenn aber von dem Manne gesprochen wird, welcher durch viel Speculationsthätigkeit die bis dahin in Paris nur für Hoffähige glänzend gegebenen Opern zuerst zu Volksvergnügungen der Franzosen machte, so steht unbezweifelt der Titularabt Perrin an der Spitze. Das ist es auch, was ihn vorzüglich merkwürdig macht, denn als Dichter hat er eben keine Bedeutung, wurde auch sogar zu seinen Lebzeiten nicht besonders anerkannt, dagegen nicht selten rechtschaffen gemishandelt, am meisten von Boileau.

Seine gedruckten Werke sind folgende:

1) L'Eneïde, traduite en vers françois. Première partie. 1648. 4; 2. part. 1658. 4. Eine zweite Auflage in zwei Bänden. 12., wurde 1664 gegeben. Davon ist nichts auf die Nachwelt gekommen, als zwei Verse, welche Boileau in einem Briefe an Brosette vom 8. Sept. 1700 anführt, welche den zweiten Gesang beginnen und als eine Merkwürdigkeit hier stehen mögen:

> Chacun se tut alors, et l'esprit rappelé,
> Tenait la bouche close et le regard collé.

2) Première comédie françoise en musique, représentée en France, Pastorale. 1659. 4.; wieder abgedruckt in seinen Poësies, 1661. 12., welche als das dritte Druckwerk stehen.

4) Paroles et musique pour le concert de la chambre de la reine. 1667. 4.

5) Pomone, opéra, ou représentation en musique. (Paris 1671. 4.) Man ist bis jetzt immer und von allen Seiten her völlig im Ungewissen, wann und unter welchem Volke es zuerst Sitte geworden ist, ein musikalisches Drama mit dem Namen einer Oper (Opéra) zu belegen. Hier haben wir also das erste Beispiel, wo eine musikalisch-dramatische Darstellung auf der Bühne, ausdrücklich mit dem Worte Opéra belegt wird. Und so wäre denn auch Perrin, der arme Dichter, von dieser Seite her ein glücklicher Neuerer, dem die Welt bis heute folgt. Mir wenigstens ist kein älteres Beispiel bekannt geworden.

6) Ariadne, ou le mariage de Bacchus. 4. Cambert, der dieses sein Werk zu London aufführte, ließ auch dort zum Besten seiner Musik Perrin's Textbuch drucken. Übrigens vergleiche man Biographie universelle, ancienne et moderne. T. 33. p. 423, und G. W. Fink, Wesen und Geschichte der Oper. (Leipzig 1838. S. 158 u. f.) (*G. W. Fink.*)

Perrola, s. Perola.

Perron, s. Freitreppe.

PERRON (du). Nach der gewöhnlichen Angabe war der um Kirche und Wissenschaft verdiente Cardinal Jacob Davy du Perron in einer alten adeligen Familie zu Orbe, in der Waadt, geboren, und der Sohn hugenottischer Ältern, die um des Glaubens willen, ihr Vaterland, die Normandie, und ihre in der Umgegend von S. Lo belegenen Güter Creteville und Languerville, verlassen hätten. Genauere, nicht eben von Freundes Hand geleitete, Nachforschungen haben jedoch die Entdeckung herbeigeführt, daß Jacob nicht zu Orbe, sondern zu St. Lo in der Vorstadt Belle-Croix, den 25. Nov. 1556, geboren ist, daß seine Ältern erst nach dieser Epoche Frankreich verlassen, und daß sein Vater, Julian Davy, den Beinamen du Perron von der Straße, die er in Genf als Professor der schönen und medicinischen Wissenschaften bewohnte, entlehnt hat. Nach St. Lo kam Julian als Prediger, daselbst verheirathete er sich mit Ursina le Cointe, der Tochter von Wilhelm le Cointe, Herrn von Tot und Herenville, in Cotentin. Julian ist vielleicht jener du Perron, den Beza bei Gelegenheit der Belagerung von Rouen, 1562, als einen der vier in dieser Stadt bestellten Prediger nennt. Es war auch der Cardinal keineswegs das einzige Kind, vielmehr hatte er außer einem Bruder Johann Davy, der auf dem erzbischöflichen Stuhle zu Sens sein Nachfolger werden sollte, zwei Schwestern, beide des Namens Maria, wovon die eine den Peter Tardif auf la Rochette, die andere den Robert Noël auf Groucy heirathete. In der Einsamkeit von Orbe verwandte der Prediger Davy, ein Mann von reichen, durch hartnäckige Studien ausgebildeten Fähigkeiten, den treuesten Fleiß auf die Erziehung seiner Kinder, dem in ausgezeichneter Weise Jacob's Fortschritte lohnten. In dem Alter von zehn Jahren hatte der Knabe des Vaters Lieblingsfächer, Latein und Mathematik, vollkommen inne, das Griechische lernte er von sich selbst, um dadurch zu dem Studium von der Logik des Aristoteles und zu den Dichtern zu gelangen; in einer Stunde pflegte er seinem unglaublichen Gedächtniß regelmäßig 100 Verse einzuprägen. Auch das Hebräische erlernte er ohne Beihilfe eines Lehrers. Unter dem Schutze eines Religionsfriedens kehrte er mit seinen Ältern nach Frankreich zurück, und suchte sich zuerst mit Stundengeben zu ernähren. Hebräisch trug er den Candidaten des Predigtamtes vor; er schrieb auch zum Behuf für seine Schüler einen Traité de rhétorique française. Diesen kurzen Abriß hat der P. Charles de S. Paul 1657 in einem Anhange zu seinem Tableau de l'éloquence française neu aufgelegt. Als Sprachmeister und nichts weiter, kam der junge wohlgebildete du Perron in Berührung mit dem Abte von Tyron, Philipp Desportes, und wurde durch diesen bei Hofe als Lector Königs Heinrich III. eingeführt. Nachdem Desportes seinem Schützling einen Gehalt von 1200 Thalern verschafft hatte, wollte er auch für dessen Seelenheil sorgen. Es wurden unter den beiden Freunden der theologischen Fragen viele erörtert, du Perron vertiefte sich in die Summa des h. Thomas, las die Kirchenväter, und fühlte sich schließlich durch Augustin überwunden. Er trat zur katholischen Kirche über, empfing auch nach einiger Zeit die geistlichen Weihen. Doch war er noch Laie, als er dem am 27. Dec. 1585 verstorbenen Ronsard die Leichenrede hielt, und mit dieser, den Manen des Dichters dargebrachten Huldigung bei vielen den Verdacht erweckte, daß er seine Religion vielmehr im Kopfe, als im Herzen trage. Zu der Zeit dagegen, als ihn der König selbst wählte, um von der Kanzel aus das schmähliche Ende der Königin von Schottland zu verkündigen und zu beklagen, war er bereits Priester; an jenem Tage verdiente er sich hohen Ruhm. Er schien einem glänzenden Glücke entgegenzugehen, als sein Patron, der Herzog von Joyeuse, welchem er, in dankerfüllter Treue, eine Elegie widmete, ermordet wurde; zwei Jahre später empfing Heinrich III. von Clemens' Dolche den Todesstoß. Seinen bisherigen Beziehungen gewaltsam entrückt, trat du Perron in die Dienste des Cardinals Karl von Bourbon, und nach kurzer Frist beherrschte er den Geist und den Hof dieses Fürsten so, daß er als der erste Begründer des tiers parti, oder der sogenannten politiques betrachtet werden muß. In ihrem Entstehen auf den Abbé de Bellozane und die beiden Duret beschränkt, verstärkte sich diese Partei mit überraschender Geschwindigkeit durch den Beitritt der Herzoge von Longueville und Nevers, eines Villeroy, d'O, und überhaupt aller derjenigen Höflinge, welche mit wahrhaft französischer Gesinnung eine spanische Herrschaft verabscheuungswürdig fanden, zugleich aber dem Glauben der katholischen Kirche zu sehr anhingen, um einem protestantischen Fürsten gehorchen zu wollen. Verstärkt noch durch den Anschluß des Grafen von Soissons verkündigten die Politiker ziemlich unverhohlen ihren Entschluß, in gleicher Weise einen jeden ausländischen Prinzen, den Herzog von Mayenne und den König von Navarra von dem Throne fern zu halten, den Cardinal von Bourbon dagegen darauf zu erheben, den sie sodann in geziemender Rücksicht auf Spanien, unter päpstlicher Dispens, mit der Infantin zu vermählen gedachten. Wesentlich hat dieser Entwurf beigetragen, um dem Könige von Navarra das einzige Mittel, was es für die Beruhigung Frankreichs gab, annehmlich zu machen; nachdem auch die um den König versammelten Großen von der protestantischen Partei ihr Unvermögen, länger die bisher mit ihnen verbündeten Katholiken von dem Übergang zu den Politikern abzuhalten, hatten bekennen müssen, unterzog sich Sully der schwierigen Aufgabe, mit den eigentlichen Lenkern der Politiker um eine Verständigung zu verhandeln. Ihm kam es vorzüglich darauf an, den Abbé du Perron zu gewinnen, qui par son caractère, sa réputation, son éloquence, pouvait plus auprès du Cardinal de Bourbon, lorsqu'il s'agissait de lui

faire prendre ou quitter une resolution, que toutes les finesses de Bellozanne et des Durets. Nous nous connaissions depuis long-temps, et il m'avait quelques obligations. Je concertai mon discours, comme ayant affaire à un homme pour lequel l'éloquence, les grandes idées et les raisonnemens profonds avaient de puissans charmes; et j'y fis entrer autant et plus de politique et de vûes humaines que de religion, heißt es in des Ministers Memoiren, die uns zugleich das ganze, mit du Perron geführte Zwiegespräch aufbewahren. Freilich bewegt es sich in der für solche Form hergebrachten Weise, allerwärts waltet siegreich der Referent, der Opponent wird immer nur, um auf der Stelle seine Widerlegung zu empfangen, mit schwachen Gründen vernehmbar, doch ergibt sich aus den Resultaten, daß sich du Perron für die Ansicht Sully's, als deren Fundament die Glaubensänderung des Königs von Navarra beliebt wurde, gewinnen ließ. Man hat ihm darüber Vorwürfe gemacht, ihn sogar beschuldigt, er hätte, um seines Vortheils willen, die Geheimnisse der Politiker an Sully verkauft, doch ist dieser Vorwurf durch nichts gerechtfertigt; in der Hauptsache dringt sich dem oberflächlichsten Beobachter die Betrachtung auf, daß Heinrich IV., an sich der Nächstberechtigte zum Thron, zugleich für Frankreich eine Nothwendigkeit geworden war. Indem also du Perron den Cardinal von der Hoffnungslosigkeit seiner Bewerbungen überzeugte, erfüllte er zugleich Freundes- und Unterthanenpflicht. Er scheint auch dieses Geschäft nicht allzu schwierig befunden zu haben, sodaß er das ganze Jahr 1592 und die ersten Monate von 1593 auf Hin- und Herreden mit den Räthen des Königs von Navarra, auf Unterhandlungen, und endlich auf Religionsgespräche verwenden konnte, welche dem ernsten Schritte des Königs als Einleitung zu dienen hatten. Über das nothwendige Resultat dieser Gespräche walten keine Zweifel; es ist daher anzunehmen, daß die in demselben auftretenden protestantischen Lehrer, da ihre Sache einmal verloren war, nicht unterlassen haben werden, möglichst der Neigungen des Monarchen zu schonen. Soviel aber den Abbé du Perron betrifft, auf dessen Schultern mehrentheils die Last der Controverse beruhte, so unterzog er sich seiner Aufgabe mit Feuereifer, und setzte alle die Mittel seines reichen Geistes hierzu in Bewegung [1]). Nachdem du Perron während mehrer Monate im tiefsten Geheimnisse dem König Religionsunterricht ertheilt hatte, kam der Tag seines Triumphs, der Sonntag, am 25. Juli 1593, an welchem Heinrich IV. zu S. Denis, Angesichts der Gruft der Ahnen, sein Glaubensbekenntniß ablegte [2]). Du Perron konnte sich den bei dieser denkwürdigen Feierlichkeit thätigen Prälaten mit um so besserem Fuge anschließen, als er bereits seine Ernennung zum Bisthum Evreux empfangen hatte, zumal der rechtmäßige Bischof, Claude de Sainctes, als eifriger Ligist seit 1591 gefangen gehalten wurde, auch, nach den Ansichten der Anhänger Heinrich's IV., sich des Bisthums verlustig gemacht hatte. Mit dem an Sainctes verübten Raube ließ Sully den Abbé du Perron bekleiden, dieser glaubte, seine Dankbarkeit für solche Gunst am wirksamsten durch Belehrung des Ministers bethätigen zu können. In der freudigen Zuversicht eines Eroberers sprach der Abbé zu dem Convertiten in spe, und lud ihn ein, einer Handlung beizuwohnen, in welcher er einen Lichtstrahl von sich zu geben hoffte, der auch die dichteste Finsterniß brechen müsse: „Je n'ai que faire," erwiederte Sully, „d'être présent à vos disputes, pour savoir de quel coté seront les plus fortes et les plus valables raisons. L'état des affaires, votre nombre et vos richesses requièrent que vos distinctions prévalent." Mit besserm Erfolge unternahm du Perron die Bekehrung des Generals der Schweizer, des Harlay de Sancy, der nach kurzer Frist dem Beispiele des Königs folgte, dann des gelehrten Heinrich Sponde, nachmaligen Bischofs von Pamiers, dessen Glaubensänderung im J. 1595 erfolgte. Einige Monate früher hatte du Perron Gelegenheit gefunden, sich um den König ein neues, bedeutendes Verdienst zu erwerben, indem er die ihm, gemeinschaftlich mit Sully, aufgetragene Aussöhnung der beiden erbitterte Gegner, des Herzogs von Montpensier und des Grafen von Soissons, glücklich zu Stande brachte. Durch diese schwierige Verhandlung erwarb er sich ein solches Zutrauen von Seiten des Königs, daß er fortan allein den Unterhandlungen mit dem römischen Hofe gewachsen zu sein schien. Mit Vollmachten und Instructionen versehen verließ er Paris am 31. Mai 1595, und am 12. Juli traf er in Rom ein, wo er noch an demselben Tage zum Fußkusse empfangen und überhaupt mit wohlwollender Aufmerksamkeit behandelt wurde. Die allgemeine Lage der Dinge hatte im Voraus den Papst gestimmt, während formelle Schwierigkeiten mehrentheils durch d'Ossat, der bisher nur als der verwitweten Königin von Frankreich Agent galt, gehoben waren. Es sind daher die mancherlei diplomatischen Feinheiten, mit welchen du Perron in der großen Angelegenheit von Heinrich's IV. Absolution sich umgab, im Grunde nur als dem Zunftbrauche dargebrachte Huldigungen anzusehen. Es kam nur darauf an, daß der König, um sich vollständig mit der Kirche zu versöhnen, ihr einige Foderungen bewilligte. Gern hätten die Gegner Frankreichs jene Foderungen bis zu der Unmöglichkeit gesteigert, der Papst begnügte sich mit Erträglichem. Er foderte die Herstellung des katholischen Gottesdienstes in Béarn, die Einführung der Beschlüsse des Conciliums von Trident, in sofern dieselben nicht, in einzelnen Punkten, Anlaß zu Unruhen geben würden, die genaue Beobachtung des Concordats, daß der präsumtive Thronerbe, der Prinz von Condé, in dem katholischen Glauben erzogen werde, der König täglich eine stille Messe höre, an Sonn- und Feiertagen ein Hochamt, Sonntags den Psalter (von

1) L'abbé du Perron, qui étoit là comme dans le lieu de sa gloire, n'étoit pas homme à perdre le fruit de sa victoire, avec cet entretien doux et insinuant, cette éloquence forte et persuasive, ce fond inépuisable d'érudition, toujours exactement servi par une mémoire prodigieuse, qu'on ne pouvoit ni terrasser, ni convaincre de faux, qu'à l'aide de toute une bibliothèque: espèce de défense bien languissante. 2) Tous les ecclésiastiques accoururent, ayant à leur tête M. du Perron, qui s'enyvroit de son triomphe.

15 Gesetzen), täglich den Rosenkranz (von fünf Gesetzen) bete, Mittwochs die Litaneien, Freitags faste, zum wenigsten viermal im Jahre, öffentlich, das heilige Abendmahl empfange u. s. w. Ohne viel Schwierigkeit ging Heinrich auf jene Bedingungen ein [3]). Schwieriger als das Geschäft selbst mag du Perron die Aufgabe gefunden haben, sein persönliches Interesse mit der Stellung, die dem Gesandten einer großen, unabhängigen Macht gezieme, in Übereinstimmung zu bringen. Denn es ist kaum zu zweifeln, daß er schon jetzt nach den höchsten Würden der Kirche gestrebt, und daher die Nothwendigkeit, die Formen dieser Kirche in ihrer ganzen äußeren Strenge zu handhaben, ohne damit das Nationalgefühl zu verletzen, empfunden hat. Dabei verhehlte er sich keineswegs die Mängel seines Rechtstitels, in Beziehung auf das Bisthum Evreux; endlich fürchtete er, nicht ohne Grund, trotz der günstigen Stimmung des heil. Vaters, in dem Cardinalcollegium einer bedeutenden Opposition zu begegnen. Wollte ja Clemens VIII. selbst es nicht auf ein regelmäßiges Consistorium ankommen lassen, in welchem die Consequenz bisheriger Beschlüsse ein unbequemes Resultat herbeiführen könnte. Aus diesem mannichfaltigen Gesichtspunkte ist das Geschäft zu beurtheilen, und darum hat d'Ossat's Versicherung, „tout s'y est passé convenablement à la dignité de la couronne très-chrestienne," von jeher in Frankreich so vielen Zweifeln und Einreden begegnen müssen. Am 17. Dec. 1595 wurde die feierliche Handlung vorgenommen. Auf seinem Throne vor der St. Peterskirche errichtet, saß Clemens VIII.; ihn umgaben das heilige Collegium und die Curie. Das Gesuch des Königs, die ihm auferlegten Bedingnisse wurden verlesen. Hierauf warfen die „Procuratori di Navarra," wie sie in dem Instrument bis zu dem Empfang der Absolution genannt werden, d'Ossat und du Perron, sich zu den Füßen des heil. Vaters nieder; mit einem leichten Ruthenschlage ertheilte Clemens ihnen die Absolution, während ein Tusch von Trompeten, das Wirbeln der Trommeln, die Geschütze der Engelsburg, nach allen Winden hin das große Ereigniß verkündigten, in welchem die alterherkömmliche Autorität des heil. Stuhls in vollem Glanze leuchtete. Zehn Tage später, zu Johannis des Evangelisten Messe, am 27. Dec. 1595, empfing du Perron aus den Händen des Cardinals von Joyeuse und in dessen Titularkirche, die bischöfliche Weihe; dann trat er die Rückreise an, um persönlich von seiner Sendung Bericht zu erstatten. In gespannter Aufmerksamkeit horchte Heinrich IV. seiner Rede. Als er ausgesprochen, warf sich ihm der König in stürmischer Freude um den Hals, und äußerte in wiederholter Umarmung seine Dankbarkeit. Am 8. Juli 1596 nahm du Perron Besitz von seiner Domkirche zu Evreux; hiermit öffnete sich der Ausübung seines apostolischen Hirtenamts ein weites Feld. Der Calvinismus hatte in jenem Sprengel tiefe Wurzeln getrieben, und zugleich, wie das in der täglichen Berührung unvermeidlich war, die Überzeugung des in dem alten Glauben verharrenden Theils der Bevölkerung tief erschüttert. In außerordentlicher Lebhaftigkeit beeilte sich der Bischof, den Zweifelnden, den Schwachen zu Hilfe zu kommen; dann aber, von dem Leichten zu dem Schweren aufsteigend, trat er in die Schranken gegen das feindliche Glaubensbekenntniß. Seine kirchlichen Vorträge, Lehre und Beispiel wirkten in vereinter Kraft, und eine Unzahl von Bekehrungen lohnte dem unermüdlichen und unübertrefflichen Controversprediger, bewaffnete aber auch gegen ihn die ganze Macht der protestantischen Partei. Mit besonderm Glücke wurde gegen ihn jene Art von Krieg, die zumal in Frankreich volksthümlich ist, geführt; eine Wolke von Schmähschriften und Pasquillen verfolgte auf Schritt und Tritt den eifrigen Bischof, und veranlaßte ihm manche bittere Stunde, da in solchen Aufsätzen die geringfügigsten Handlungen seiner Jugend beleuchtet und in der lieblosesten Härte gedeutet wurden. Dem vielfältigen Grolle ein Ableiter, ohne Unterlaß beschäftigt, Andere zu belehren, oder sich selbst zu vertheidigen, war der Bischof auch genöthigt, fortwährend mit des Königs Familienangelegenheiten sich zu befassen. Heinrich hatte ihm seinen Entschluß, die Tochter des Valesen zu verstoßen, anvertraut; um hierzu die Einwilligung des heiligen Stuhls zu erwirken, trat du Perron 1598 eine zweite, in ihren Resultaten ebenfalls den hohen Mandanten befriedigende Reise über die Alpen an. Kaum von Rom zurückgekehrt, empfing er von Sully die neuerlich von du Plessis-Mornay veröffentlichte Instruction sur la Sainte Eucharistie. Jeder Art von Sympathie für seinen Glaubensbruder fremd, wünschte der Minister demselben eine derbe Zurechtweisung, die konnte am sichersten von einem so geübten und versuchten Streiter, als der Bischof von Evreux war, ausgehen [4]). Der Minister stellte sich sehr verwundert, als er aus der Antwort des Prälaten vernahm, daß in dem Buche eine Masse von Irrthümern und Falschheiten aufgehäuft wären, welcher nur die peinlichste, vom ersten zum letzten Blatte durchgeführte Kritik Recht widerfahren lassen könne. „Non que je veuille accuser," fährt des Bischofs Schreiben fort, „M. du Plessis de mauvaise foi, mais je plains son malheur de s'être fié aux rhapsodies des compilateurs, qui l'ont mal servi." Er schließt mit einigen verbindlichen Worten für den eben mit dem Großmeisterthum der Artillerie bekleideten Minister, und spricht von der Freude, die er empfinden würde, „s'il me voyait obéir aux canons de l'église, moi qui commandois aux canons de la France." Sully hat natürlich die

3) Hatte ihm doch du Perron in einer Depesche v. 6. Nov. 1595 zu bedenken gegeben: De toucher icy, combien l'authorité et la faveur de ce siège estant entre vos mains, vous peut servir d'un utile instrument, non seulement pour remettre et conserver vos sujets en paix et obéissance, mais aussi pour vous préparer toutes sortes de grandeur hors vostre royaume, et à tout le moins pour tenir vos ennemis en quelque crainte et devoir par l'appréhension de la même authorité, dont ils se sont aydez pour troubler vos états et vos peuples, ce seroit un discours superflu.

4) „La différence de religion n'a jamais détruit les sentimens d'amitié et de reconnaissance, que ce Prélat a toujours eus pour moi, ni ceux d'estime, d'affection et de vénération, que j'ai toujours conservés pour son mérite, pour ses talens et même pour la qualité qu'il portoit de mon Evêque."

Meinung seines Correspondenten über das Buch nicht verheimlicht, du Perron bekannte auch einem anderen Hugenotten, Sainte-Marie-du-Mont, seine Absicht, die Lehre der katholischen Kirche von dem Sacrament der Eucharistie gegen du Plessis, nöthigenfalls öffentlich, zu verfechten. In Betreff einiger Doctoren der Facultät von Paris, auch des Jesuiten Fronton-du-Duc, die sich in Schriften gegen das Buch von du Plessis erhoben, hatte dieser geäußert, der Angriffe von Jesuiten, Mönchen und Pedanten achte er nicht, würde aber irgend ein Mann von Bedeutung als sein Widersacher auftreten, dem vermesse er sich, sofort den Mund zu stopfen. Hiermit hatte er gleichsam die Verpflichtung übernommen, sich dem Bischof von Evreux zu stellen. In einer Druckschrift verhieß du Perron, im Werke des Sieur du Plessis 500 enorme Fehler nachzuweisen, auch vorbehaltlich von Sr. Maj. Gutbefinden die Beweise von solchen Fehlern beizubringen. Du Plessis, der an Sully schrieb, „mon livre est mon enfant,“ konnte nicht umhin, den Fehdehandschuh aufzunehmen, und ließ durch den Herzog von Bouillon dem König eine vom 20. März 1600 datirte Bittschrift einreichen, worin er um die Ernennung von Commissarien zum Behufe einer Prüfung seines Buchs und der gegen dasselbe erhobenen Anklagen bat. Von seiner Stiftsburg Condé aus antwortete der Bischof am 25. März, die beiden Gegner vereinigten sich hierauf, um sich in Gemeinschaft von dem König eine Commission zu erbitten, die, allenfalls in Anwesenheit Sr. Majestät, wenn dieselbe geruhen wolle, das Gespräch mit ihrer Gegenwart zu beehren, über den Streit zu entscheiden habe. Der päpstliche Nuntius, der Bischof von Modena, begnügte sich nicht, dem Könige das Ungeziemende einer vor weltlichen Richtern über religiöse Gegenstände zu führenden Disputation auseinanderzusetzen, sondern berichtete darüber auch nach Rom, wo der Papst seinerseits nicht umhin konnte, dem Cardinal von Ossat sein Missfallen zu erkennen zu geben, während der König und du Perron geltend machten, daß es sich in der vorzunehmenden Disputation keineswegs um die von der Kirche entschiedenen Glaubensartikel, sondern nur um die Glaubwürdigkeit der, in Plessis' Buche vorkommenden Citate handle. Wenn man den Beweis von deren Falschheit beibrächte, würde man nicht nur jener gefährlichen Schrift alle Autorität benehmen, sondern auch manche Protestanten, deren Verehrung für den Verfasser unbegrenzt wäre, in dieser Verehrung, ja selbst in ihrem Glauben irre machen. Der Nuntius gab sich zufrieden; es wurde Form, Ort und Zeit des Kampfs bestimmt, obgleich du Plessis, der ohne Zweifel bereute, sich allzuweit eingelassen zu haben, in mancherlei Ausflüchten ein Mittel suchte, um der Entscheidung zu entgehen. Die Ernennung der Kampfrichter wurde dem Kanzler Bellièvre anheimgestellt. Er wählte den Präsidenten Jacob August de Thou, den berühmten Advocaten Pithou und den Präceptor des Prinzen von Condé, den Nicolaus le Fèvre, von Protestanten aber den Kanzler von Navarra, Calignon, und den berühmten Isaak Casaubon. Calignon aber erkrankte; an dessen Stelle trat du Fresne-Cannaye, Präsident en la Chambre de l'édit de Languedoc, gleichwie der ebenfalls verhinderte le Fèvre durch Johann Martin, den Mediciner und gefeierten Hellenisten, ersetzt werden mußte. Von beiden Seiten wurden diese Richter, welche sämmtlich Gelehrte von Ruf waren, genehmigt; denn standen auch drei Katholiken gegen zwei Protestanten, so schien diese Ungleichheit hinreichend durch das enge Freundschaftsverhältniß von du Plessis zu Pithou und de Thou vergütet, abgesehen davon, daß der Letztere im mindesten nicht als Feind der Hugenotten bekannt, vielmehr jederzeit bemüht war, seine Hochachtung für ihre gelehrten Männer zu erkennen zu geben, und ihm mit Blutverwandtschaft zugethan war. Große Schwierigkeiten erhoben sich über die Ordnung und Form der Conferenzen; mehrmals stand du Plessis im Begriffe, sich denselben gänzlich zu entziehen; denn er klagte über die Parteilichkeit des Königs, der sich im Voraus von den Gegnern hätte einnehmen lassen; er verlangte, du Perron solle mit einem Male die sämmtlichen verfälschten Stellen nachweisen, wogegen sich dieser vorläufig mit einem Schock begnügen und dann, nach dessen Erschöpfung täglich 50 Artikel vornehmen wollte. Endlich waren diese Präliminarfragen erledigt, und am 4. Mai 1600, Mittags 1 Uhr, erhob sich der König nach der Galerie de François I. des Schlosses zu Fontainebleau. An dem obern Ende der inmitten der Galerie aufgeschlagenen langen Tafel nahm er Platz; ihm zur Rechten setzten sich der Kanzler und die Kampfrichter, zur Linken die vier Staatssecretaire. Hinter diesen hatten der Erzbischof von Lyon, die Bischöfe von Beauvais, Nevers und Castres ihren Sitz. An dem entgegengesetzten Ende befanden sich die von dem König ernannten Secretarien der Conferenz, Pasquier und Vassaut, und der auf des du Plessis Ansuchen ihnen beigegebene Adjunct, Desbordes-Mercier, der Sohn des berühmten Lehrers in der hebräischen Sprache. Zur rechten Seite des Tisches war dem Bischofe von Evreux, gegenüber dem du Plessis, sein Stand angewiesen; hinter beiden saßen auf Bänken die Prinzen von Vaudemont und Joinville, die Herzoge von Nemours, Mercoeur, Mayenne, Nevers, Elbeuf, Aiguillon, die Kronbeamten, die Staatsräthe, verschiedene Standespersonen von beiden Religionen. Überhaupt waren der Anwesenden etwa 200, darunter auch reformirte Prediger. Zuerst nahm der Kanzler das Wort, um besonders einzuprägen, daß in dieser Unterredung zweier berühmten Gelehrten keineswegs von religiösen Gegenständen gehandelt werden solle; deren Behandlung ihnen zu verstatten, hätte der König vorderſamst des Papstes Zustimmung nachsuchen müssen. Im Gegentheil würden nur einfache Thatsachen zur Sprache kommen, vornehmlich Citate, um deren Prüfung der ganze Zwist sich bewege. Darauf sprach der König, indem er vor allem dieselbe Verwahrung einlegte. Für seine Person, fügte er hinzu, hege er nicht den mindesten Zweifel über irgend einen Glaubensartikel der katholischen Kirche. Sodann gab er dem Kanzler auf, Sorge zu tragen, daß keiner der Disputanten von Thatsachen zu Rechtsfragen sich erhebe; vielmehr solle jeder Versuch der Art sogleich in die gehörigen Schranken zurückgewiesen werden. Zuletzt empfahl der Monarch den beiden Opponen-

ten, sich jeder bittern und beleidigenden Äußerung zu enthalten. Die Reihe zu sprechen traf nun den Bischof von Evreux; er lobte den König wegen der eben von ihm vernommenen Äußerungen, wegen der dem heiligen Stuhl bezeigten Ehrfurcht. Der Monarch lege hierdurch an den Tag, wie fern er von jenem ruchlosen König sei, den Gott mit dem Aussatze schlug, weil er eine Hand in das Rauchfaß gelegt, d. i. Priesterwürde und Königthum in seiner Person vereinigen und über heilige Dinge eine ihm keineswegs zustehende Herrschaft sich hatte anmaßen wollen; den Fußtapfen eines Constantinus, Valentinianus und Theodosius getreu, erkenne und achte der König von Frankreich in den Dienern des Altars das Recht, ausschließlich die um das Glaubensdogma oder um kirchliche Disciplin sich erhebenden Fragen zu entscheiden. Von seinem Gegner sprach er mit hoher Achtung, betheuernd, daß er keineswegs diesen selbst, sondern nur diejenigen, von welchen die seinem Buche beigefügten Citate entlehnt, der Fälschung zeihe. Ihnen habe der unbefangene Mann ein Vertrauen geschenkt, dessen sie keineswegs würdig wären. Du Plessis äußerte, das Buch, für welches Rede zu stehen er sich in der Conferenz eingefunden, habe er nicht in eitler Ruhmsucht geschrieben, sondern allein in der Hoffnung, zu der seit so langen Zeiten und so sehnlich gewünschten Reformation der Kirche einen nützlichen Beitrag zu liefern. Sollte ihm die Überzeugung werden, daß seine Arbeit der Kirche nachtheilig, dann würde er sie eigenhändig dem Feuer übergeben. Wenn er, unter 4000 angezogenen Stellen bei einigen zu Irrthum gerathen sei, so könne das keinen billigen Beurtheiler befremden; von der anderen Seite bezeuge und betheuere er, nirgends in bösem Glauben gehandelt zu haben. Übrigens sei die bevorstehende Disputation nur ihm persönlich, und welches immer ihr Ausgang würde, so dürfte dadurch in keiner Weise der Lehre der reformirten Kirche Eintrag geschehen. Hierauf wurden die Bücher, deren man zunächst bedürfen könnte, vorgezeigt, und auf den Tisch gelegt, zusammt einem ersten Verzeichniß von Citaten, von 60 Stellen, die nach des Bischofs Behauptung verfälscht, verstümmelt, oder irrig verstanden sein sollten; vorläufig hatte du Plessis sich nur anheischig gemacht, 19 davon, nach seiner eignen Wahl, zu vertheidigen. „De ceux là," äußerte er gegen den König, „je veux perdre l'honneur avec la vie, s'il s'en trouve un seul faux." Die beiden ersten Stellen, dem Doctor subtilis, Joannes Scotus, und dem Doctor resolutissimus, Durandus, entlehnt, sollten eine von den Lehrsätzen der katholischen Kirche abweichende Ansicht von dem Sacrament der Eucharistie darbieten. Nach dem von den alten Scholastikern unabänderlich beobachteten Brauche, pflegen sie zuerst die Beweise für einen Lehrsatz, den sie anzugreifen gesonnen sind, aufzustellen, um hernach sie als Einwürfe zu widerlegen; wenig vertraut mit jener Methode hatte du Plessis die Einwürfe als Meinung der beiden Theologen angesehen. Um davon die Anwesenden mit einem Male zu überzeugen, brauchte der Bischof nur den Text von Scotus und Durandus in seinem Zusammenhange vorzulesen, und mit Zustimmung des gesammten Auditoriums entschied der Kanzler, daß du Plessis sich vergriffen, den Einwurf für das Responsum gehalten habe. Von zwei anderen Stellen des heiligen Chrysostomus und einer Stelle des heil. Hieronymus, welche die Verehrung der Heiligen betrafen, wies der Bischof nach, daß sie verstümmelt angezogen wären, der Patriarch von Constantinopel allein vor einem allzu starken Vertrauen auf die Fürbitte der Heiligen bei Gott warnt, indem unter dessen Einflusse die eigne Wirksamkeit für Erwerbung des Seelenheils verabsäumt werden könnte. Beschämt und verwirrt vertheidigte sich du Plessis so ungeschickt, daß ihm der König selbst seine Fehler verwies, und mit Recht ihm vorwerfen konnte, er weiche in seiner Erwiederung von den Lehrsätzen der Calvinischen Kirche ab. Auslassungen von ähnlicher Erheblichkeit wurden in dem Citat aus Hieronymus nachgewiesen. Du Plessis verstummte. Die sechste Stelle, die Anbetung des Kreuzes betreffend, sollte dem heil. Cyrillus entlehnt sein, war aber schlechterdings in den Schriften dieses Kirchenlehrers nicht aufzufinden. Mittels derselben hatte du Plessis zu beweisen gesucht, daß die Anbetung des Kreuzes den alten Christen fremd, wiewol er zugab, daß Kaiser Julian den Christen diese Anbetung zum Vorwurf macht. Hier erhob sich der König von Neuem mit Lebhaftigkeit gegen du Plessis: „Il n'est pas vraisemblable, que Julien l'apostat eût reproché aux Chrétiens qu'ils adoroient la Croix, s'ils ne l'eussent adorée en effet: autrement il se fût fait moquer de lui." Das siebente Citat, was die Constitutionen von Theodosius und Valentinian betraf, war nicht unmittelbar dem Codex, sondern dem Crinitus entlehnt. Gegen diesen, als einen neuen und nicht sonderlich beachteten Autor, eiferte der Kanzler; es wurde auch ermittelt, daß Crinitus selbst die Fälschung begangen hätte. Darauf beleuchtete du Perron zwei dunkle Stellen des heil. Bernhard, mittels deren du Plessis beweisen wollte, daß die heilige Jungfrau nicht als eine Fürbitterin der Sterblichen vor Gottes Thron anzusehen sei. Der Bischof lehrte, daß die beiden Stellen hätten getrennt vorgetragen werden müssen, oder, fügte der König hinzu, daß sie wenigstens durch ein eingeschobenes etc. abzusondern wären. Kanzler und Commissarien fanden die Rüge vollkommen begründet, erkannten auch die Zweckmäßigkeit der von dem Könige beantragten Verbesserung. Das neunte Citat, was dem Commentar Theodoret's über Ps. 113 entlehnt war und von Bildern handelte, sollte, nach Behauptung des Bischofs, einer Verstümmelung unterliegen; außerdem glaubte er, daß es statt Bilder in einer richtigen Übersetzung Götzenbilder heißen müßte. Das gab Veranlassung zu einer langwierigen Disputation um die Bilder, an deren Schlusse der Kanzler, nach vorläufiger Vernehmung der Stimmen, entschied, daß die angeführte Stelle nur von den Götzenbildern der Heiden, nicht aber von den Bildern der christlichen Kirchen verstanden werden könne. Um sieben Uhr wurde die anstrengende Sitzung aufgehoben; Jedermann, zunächst du Perron, bereitete sich zu der am folgenden Tage zu erwartenden Fortsetzung des Gesprächs. Am Morgen wurde aber dem Könige von dem Protomedicus la Rivière gemeldet, du Plessis

habe in der Nacht einen heftigen Krankheitsanfall gehabt und befinde sich in dessen Folge in der Unmöglichkeit, die Disputation wieder aufzunehmen. Mehre Tage hütete der Patient das Bett, dann am 8. Mai ritt er, ohne sich bei König oder Kanzler zu beurlauben, von dannen, stracks nach Paris. Am folgenden Tage brachen du Perron und der Kanzler auf, am 11. verließ auch der König Fontainebleau. Von Saumur aus veröffentlichte du Plessis einige Monate später eine Flugschrift, in der er sich die Ehre jener Conferenz anmaßte, und zugleich über eine Stelle im Schreiben des Königs an Epernon, worin gesagt, „que le diocèse d'Evreux avait vaincu celui de Saumur" bittere Klage führte. Dieser Apologie setzte der Bischof eine Schrift entgegen, die auf königlichen Befehl gedruckt wurde und einen vollständigen Bericht über den Verlauf der Conferenz darbot, zugleich mit einer unmäßig weitläufigen Abhandlung über die Verehrung der Bilder. Ohnehin war des du Plessis Niederlage durch seine schimpfliche Flucht zu vollständig bestätigt, um von Jemandem in Zweifel gezogen werden zu können. Auch begehrten alsbald la Fresne-Cannaye und Sainte-Marie-du-Mont in den Schoos der katholischen Kirche aufgenommen zu werden. Nicht minder schreibt Sully: „Du Plessis se defendit si foiblement, qu'il faisait rire les uns, mettait les autres en colère et faisait pitié aux autres. Le roi, qui avait voulu honorer ce défi de sa présence, donna mille louanges à l'esprit et à l'érudition de M. d'Evreux. Que vous semble de votre Pape, me dit Henry pendant la dispute; car du Plessis étoit parmi les Protestans, ce qu'est le Pape parmi les Catholiques. Il me semble, Sire, lui répondis-je, qu'il est plus Pape que vous ne pensez; puisque dans ce moment il donne le bonnet rouge à M. d'Evreux. Mais au fond je ne vis jamais homme si étonné, ni qui se défendit si mal. Si notre religion n'avait pas un meilleur fondement que ses jambes et ses bras en croix, je la quitterai plustôt aujourd'hui que demain." Doch blieb einstweilen des Ministers Prophezeiung unerfüllt; du Perron mußte mit einem glückwünschenden Breve sich begnügen. Diese scheinbare Gleichgültigkeit des römischen Hofes findet vielleicht ihre Erklärung in dem unerwarteten Ausgang einer zweiten Controverse, die auf des Königs Geheiß 14 Tage später der Bischof mit Theodor Agrippa d'Aubigné bestand. Mehr als 400 Standespersonen horchten mit gespannter Aufmerksamkeit, fünf Stunden lang, den von beiden Theilen vorgebrachten Argumenten. D'Aubigné suchte nämlich zu beweisen, daß die Kirchenväter, so divergirend in ihren Meinungen, in religiösen Dingen nicht als Richter angerufen werden können, und der Bischof sah sich dahin gebracht, behufs weiterer Ausführung eine Frist zu begehren. Du Perron mag sich noch in anderer Weise das Misfallen des römischen Hofes zugezogen haben. Er war nämlich einer der Abgeordneten, die im Namen des Königs, im October 1600 zu Lyon mit dem päpstlichen Nepoten und Legaten Aldobrandini über einen Frieden mit Savoyen verhandelten; hier verletzte er nun den Legaten von vorn herein durch die bischöflichen Gewänder, die er, um denselben vor Chambéry zu empfangen, angelegt hatte. Aldobrandini wollte in seiner Legateneigenschaft nicht dulden, daß in seiner Gegenwart Jemand sich dieser Gewänder, die eine geistliche Herrschaft und Gerichtsbarkeit andeuten, bediene. Da er hörte, daß du Perron und dessen Begleiter, der Bischof von Bayeur, Bertrand d'Echaur, in dem verpönten Schmucke vor ihm zu erscheinen gedächten, beschickte er sie, um sie zu bitten und nöthigenfalls ihnen zu befehlen, daß sie die Amtstracht ablegen möchten, indem der Legat die Person des heiligen Vaters vorstelle, daher, ohne die Gerechtsame des römischen Stuhls zu verletzen, keine andere Autorität anerkennen könne. Denn allerwärts, wo ein Legat auftrete, müsse die bischöfliche Autorität verschwinden. Hingegen erwiederten du Perron und sein College: vielleicht jenseit der Alpen möge ein solches Recht den Legaten zustehen, sie aber, französische Bischöfe, dürften auf französischem Gebiete, d. h. auf dem durch ihres Königs gerechte Waffen eroberten Boden, in keinem Falle ihren Collegen, den übrigen Bischöfen der gallicanischen Kirche, Anlaß geben zu dem Vorwurfe, als hätten sie sich eine Herabwürdigung der bischöflichen Hoheit gefallen lassen. Die Fülle ihrer Würde hätten sie unmittelbar von Gott empfangen, und keiner anderen Gewalt, als deren Vicarien oder Statthalter man sie etwa betrachten möchte, zu verdanken. Darum könnten und wollten sie der von Gott ihnen verliehenen Würde um keinen Preis, selbst nicht der Gegenwart eines Legaten wegen, entsagen. Die französischen Minister traten jedoch vermittelnd ein, es wurde ein Auskunftsmittel beliebt, daß die beiden Bischöfe den Legaten nicht öffentlich begleiten, bei den ihm aber abzustattenden Privatvisiten der Pontificatgewänder sich enthalten sollten. Der Nepot hatte vollkommen obgesiegt, doch blieb der von du Perron empfangene Widerstand ihm unvergeßlich. Schmollend wegen einer Anfeindung, deren er sich nicht versehen hatte, und ärgerlich darüber, daß die Schwester des Königs, die Prinzessin Katharina, seinem auf ihre Bekehrung verwendeten Fleiße widerstand, suchte der Bischof den Weg nach Evreur. Er gab ein Brevier heraus, das jedoch nach dem Urtheile der Diöcesangeistlichkeit sehr unvollständig war; dann ein Ritual, in welches er, zur großen Verwunderung, die Bulle in Coena Domini aufnahm; bekanntlich hatten die Parlamente diese Bulle, als die Freiheiten der gallicanischen Kirche beeinträchtigend, verworfen. Dabei unterließ du Perron keineswegs, von Evreur aus an allen wichtigern Angelegenheiten dieser Kirche den lebhaftesten Antheil zu nehmen; wie es scheint hat er besonders dem Eifer, mit welchem er die Wiederaufnahme des Jesuitenordens in Frankreich betrieb, und der unwandelbaren Freundschaft Sully's, die, wenn auch verspätete Gewährung des sehnlichsten seiner Wünsche, den Cardinalshut, zu verdanken. Für die große, 1604 von Clemens VIII. vorzunehmende, Promotion waren dem Könige von Frankreich zwei Vorschläge vergönnt, der Hof theilte sich deshalb in zwei Parteien, die eine war für Seraphin Olivary und den Bischof von Evreur, die andere für Villars und Marquemont, die Erzbischöfe von Vienne und Lyon gestimmt.

Der Einfluß des dirigirenden Ministers entschied für du Perron und Olivary; jener mußte, auf den Rath seines Protectors, ein Danksagungsschreiben an denjenigen, welcher die vorzüglichste Stütze des Nebenbuhlers gewesen war, an Villeroy, abgehen lassen. Du Perron's Erhebung, unter dem Titel von Santa Agnese, ist vom 9. Juni 1604; in den letzten Tagen desselben Jahres befand er sich bereits zu Rom, um zu der Wahl eines Nachfolgers für Clemens VIII. zu wirken. In dem Conclave bewährte sich, wie kaum in irgend einem früheren, der unwiderstehliche Einfluß der Franzosen. Ein Cardinal, der namentlich von dem Könige von Spanien ausgeschlossen, ein Medici, Vetter, wie entfernt auch immer von der Königin von Frankreich, empfing die dreifache Krone. Voll Jubels sind die Briefe, in welchen du Perron diesen unerwarteten Erfolg an seinen König berichtet, aber kurz war die Freude. Leo XI. starb den 27. April 1605; „ce Pape, qui avait cousté au Roy 300,000 écus à faire, en la faveur duquel il faisait grand fondement," schreibt jetzt triumphirend du Plessis, eingedenk ohne Zweifel des Ereignisses in Fontainebleau. Das Conclave, kaum aufgelöst, trat schon wieder in Thätigkeit, und abermals übten die Cardinäle von der französischen Partei auf die Wahl Paul's V. entscheidenden Einfluß. Um diesen Papst soll sich du Perron sofort ein neues Verdienst erworben haben; der Congregatio de auxiliis gratiae et libero arbitrio zuertheilt, hat er, wie man versichert, dem als enthusiastischen Verehrer des heil. Thomas, für die Dominikaner parteiischen Papste den Rath gegeben, in dem Streite dieser Ordensmänner mit den Jesuiten eine vollkommene Neutralität zu beobachten, ein Rath, welchen Paul V., ungezweifelt der Kirche zum Frieden, nach längerem Bedenken befolgte. Überhaupt befand sich du Perron zu Rom in seiner eigentlichen Sphäre, nur drückten die Kosten des Aufenthaltes allzu schwer auf seine Finanzen. In einem Schreiben an Sully beklagt er sich, daß er in Jahresfrist für Reisen, für seine Einrichtung zu zwei Conclaven, für Mobilien und Kleidung über 20,000 Thaler hätte ausgeben müssen; erschöpft von solchem Aufwande bittet er den Minister um Beistand gegen seine oder seiner Abtei Lire (Normandie) halsstarrige Pächter, die unter mancherlei Vorwand den verfallenen Pachtzins zurückhielten. Vermuthlich wurde in Betracht dieser außerordentlichen Ausgaben dem Cardinal, nach dem Ableben von Reinald de Beaune (den 27. Sept. 1606), die Würde eines Grand-Aumônier de France, die mit derselben verbundene Comthurei des heil. Geistordens und das Erzbisthum Sens verliehen, und er ließ sich gefallen, seinen Aufenthalt in Rom, wo bedeutende Interessen der Krone seine Anwesenheit wünschenswerth erscheinen ließen, zu verlängern. Von dort aus richtete er an Sully, der eben von dem Zuge gen Sedan heimgekehrt, einen Glückwunsch: „Il faut que les guerres soient grosses et courtes, on abrége par là le temps et les frais: les conquêtes qui se font par la crainte des armes, vont bien plus vite et plus loin que celles qui se font par les armes." Gewichtige Worte für die Beurtheilung der Sinnesart des Cardinals: sie stellen ihn hoch über die meisten Kriegsmänner seiner Zeit. Über seine Fertigkeit als Unterhändler hat gleichzeitig der Cardinal von Joyeuse ihm das gültigste Zeugniß ausgestellt. Wenn die von Joyeuse zwischen dem Papst und den Venetianern geführte Mediation stockte, wenn alle Mittel, den unbeugsamen Sinn Paul's V. zu lenken, verbraucht waren, dann wandte sich Joyeuse regelmäßig an du Perron; Paul bekannte unumwunden seine Unfähigkeit, diesem zu widerstehen, mit den bekannten Worten: „Lasset uns Gott bitten, daß er den Cardinal du Perron erleuchte, denn zu allem, was ihm beliebt, wird dieser Franzmann uns überreden können." Das schwerste aller Opfer foderte und erlangte du Perron von dem heil. Vater, den Verzicht auf die den Venetianern zugemuthete Wiederaufnahme der Jesuiten; er erlangte, unangesehen des heftigsten Widerspruchs, daß die Aufhebung der Censuren und die Ertheilung der Absolution nicht, wie die Meinung des Papstes war, in Rom, sondern in Venedig vorgenommen wurde; er setzte durch, daß die venetianischen Bischöfe, die dem Interdict ungehorsam gewesen waren, in der allgemeinen Absolution einbegriffen, und nicht, wie die Zelanten verlangten, angehalten werden sollten, persönlich in Rom die individuelle Absolution nachzusuchen. Daß sich Joyeuse nachträglich die Ehre, die wichtigste dieser Concessionen durchgesetzt zu haben, durch die Spanier entreißen ließ, daß in den Augen der Venetianer die Spanier diejenigen gewesen sind, welche die Foderung wegen der Jesuiten beseitigten, hiervon trägt du Perron im mindesten nicht die Schuld. Seiner römischen Mission entbunden, besuchte der Cardinal vor allem seinen erzbischöflichen Sprengel, dann fand er sich bei Hofe ein, um seines Amtes als Grand-Aumônier zu warten. Eine Anekdote zeugt von der außerordentlichen Vertraulichkeit, zu welcher der König ihn gelangen ließ. Bei einer Schachpartie, worin er des Monarchen Gegner, entfuhr ihm, als er eben einen Reiter erfaßte, ein Laut der Ungebühr: „au moins, Sire, il n'est pas parti sans trompette," sprach in ruhiger Fassung der Cardinal. Des ihm so gnädigen Königs gewaltsames Ende konnte nicht ohne Einfluß auf seine öffentliche Stellung bleiben. Eben noch ausersehen, in dem Regentschaftsrathe, welcher für die Dauer der großen teutschen Herrschaft der Königin zur Seite stehen sollte, trat er von nun an in den Hintergrund, ohne darum in seiner kirchlichen Wirksamkeit nachzulassen. Ein Parlamentsbeschluß hatte die Lehre Bellarmin's, als die Rechte der Krone beeinträchtigend, verdammt, du Perron übernahm die Vertheidigung des angefeindeten Buchs, gleichwie er, im entgegengesetzten Sinne, von den zu einer Synode in Paris versammelten Bischöfen der Provinz Sens das Werk von Richer, de potestate ecclesiastica, verdammen ließ, womit er des Richer's Entfernung von dem Syndicat der Sorbonne herbeiführte. Auf dem Reichstage von 1614 widersetzte er sich der Annahme des von dem dritten Stande eingereichten Formulars, worin der Satz aufgestellt wurde, daß keine Macht, geistlich oder weltlich, irgend ein Recht auf Frankreich habe, noch die Unterthanen von der ihrem Erbherrn schuldigen

Treue und Unterthänigkeit entbinden oder lossprechen könne. Die beiden privilegirten Stände stimmten mit du Perron, und die Versammlung ging aus einander, ohne über jene wichtige Materie zu einer Entschließung gelangt zu sein. Hingegen scheiterte der Cardinal in wiederholten Bemühungen, den Reichstag zu der Annahme des tridentinischen Conciliums zu vermögen. Alter und Schwachheiten ließen ihn mehr und mehr das Bedürfniß der Ruhe empfinden; am liebsten weilte er in den Stunden der Muße zu Bagnolet östlich von Paris, da besaß er ein Haus, was der Schauplatz von den Freuden seiner Jugend gewesen war; da pflegte er, wenn sich Besuch einfand, wohlgefällig zu erzählen, wie er, seinen jetzt geschwollenen und kraftlosen Beinen unbeschadet, in vergangenen Zeiten ein gar rüstiger Geselle gewesen wäre, und einmal, nachdem er 20 Gläser Wein heruntergeschluckt, in dem anstoßenden Garten einen Sprung von 22 Schuhsohlen Breite vollbracht hätte, daß dessen Augenzeuge, Meister Ronsard, der alte Knabe, voll Entsetzens ausrief: „ce n'est pas sauter, c'est voler.“ Deswegen blieb auch stets die Mittelallee, unter deren Schatten der Sprung vorgegangen war, mitten unter allen von du Perron mit dem Hausgarten vorgenommenen Veränderungen unangetastet. Waren keine Gäste vorhanden, dann beschäftigte sich der Cardinal in dieser lieblichen Einsamkeit mit schriftstellerischen Arbeiten, vornehmlich mit der dem Könige von England entgegenzusetzenden Replik, als einer von Heinrich IV. ihm hinterlassenen Aufgabe. Mitten in dieser Beschäftigung wurde er von einer Urinverhaltung heimgesucht; um der ärztlichen Hilfe näher zu sein, eilte er nach Paris, das Übel trotzte jedoch der Kunst, und der Patient erlag, nach vierzehntägigem Leiden, den 5. Sept. 1618. Nicht lange vorher hatte er noch in Rouen der Versammlung der Notablen beigewohnt. Die Leiche wurde zu Sens im Dom, das Eingeweide zu Paris, in der Jesuitenkirche der Straße S. Antoine, beigesetzt.

Unstreitig ist der Cardinal den bedeutendern Männern des Zeitalters zuzuzählen. Höchst geistreich, sprach er mit Anmuth und Bündigkeit, wobei ihm sein wunderbares Gedächtniß zu einer unerschöpflichen Fundgrube diente. Aber sein Wissen, von den Zeitgenossen so vielfältig angestaunt, scheint nur oberflächlich, nicht gehörig verdaut und noch weniger methodisch geordnet gewesen zu sein. Nicht selten mußte er, um das Fehlende zu ergänzen, zum Charlatanismus seine Zuflucht nehmen. Gern soll er dem Frauenzimmer bei Hofe de fluxu et refluxu maris, de ente metaphysico, vorgeplaudert haben. Darum wird er von Jos. Scaliger als locutuleius oder locutu levis behandelt. Der spätere Huet schreibt, indem er in einem und demselben Urtheil die beiden Gegner, du Perron und du Plessis-Mornay, verdammt: „tous deux ont eu plus de réputation que de savoir, et l'on cherche en vain aujourd'hui dans leurs écrits, sur quoi cette réputation pouvait être fondée.“ Von Ehrgeiz beherrscht, brachte du Perron dieser Leidenschaft schwere Opfer; besonders hat man ihm seine Gefälligkeit für Gabriele d'Estrées vorgeworfen, ohne zu bedenken, daß der Tadel davon in Wahrheit nur denjenigen gebührt, die einen solchen Götzendienst einem Beförderung suchenden armen Teufel absodern. Man hat ihn, den Convertiten, auch des Atheismus beschuldigt, ein Vorwurf, der sich hauptsächlich darauf gründete, daß er einmal, als er wegen der in einer Predigt entwickelten Beweisgründe von dem Dasein Gottes von König Heinrich III. die schmeichelhaftesten Lobsprüche empfangen hatte, sich vermessen haben soll, mit gleich tristigen Gründen zu beweisen, daß kein Gott ist. Diese frevelhafte Äußerung, die im Grunde nur eine dialektische Renommisterei im Geschmacke des Zeitalters war, soll ihm die Ungnade des Monarchen zugezogen haben, wiewol ihm bis zu dessen Ende das Lectoramt geblieben ist. Auch zeigt sich du Perron in dem ganzen Laufe seines Episkopats von einer wahrhaft katholischen Überzeugung durchdrungen. Daß er im Sonnenglanz des Glückes der alten Freunde eingedenk blieb, erzählt Sully bei Gelegenheit des berüchtigten la Fin; auf Heinrich's IV. ausdrückliches Begehren in Rom festgenommen, berief sich der Mensch auf seine vormalige Vertraulichkeit mit dem Cardinal, der auch keinen Augenblick zögerte, seine Verwendung eintreten zu lassen. Daß der König eine solche Schilderhebung ungnädig aufnehmen werde, bedachte er wohl, aber die Ansprüche der Freundschaft schienen ihm unverjährbar.

Nicht befriedigt von seiner glänzenden kirchlichen und politischen Stellung wünschte und vermeinte der Cardinal in der gelehrten Welt einen gleich hohen Rang einnehmen zu können. In der Jugend hatte er das erste und vierte Buch der Äneide theilweise in französische Verse übertragen. Die Gunst oder die Nachsicht des Publicums für diesen Versuch, die von Desportes und Bertaut ihm gespendeten Lobsprüche wirkten betäubend auf den angehenden Poeten, daß er von da an selbst den mantuanischen Barden in der Süßigkeit der Rede zu übertreffen wähnte. Da die Welt stets geneigt ist, übermäßigen und unermüdlich erneuerten Ansprüchen zu weichen, so gelang es, nach Longuerue's Ausdruck, dem Cardinal, sich zum Colonel-général der Literatur aufzuwerfen. Angehende Schriftsteller waren genöthigt, vor allem um seinen Beifall zu buhlen, als die zuverlässigste Anweisung auf den Beifall des Publicums. Montaigne und Rabelais waren du Perron's Lieblingsbücher; diesen ehrte er als den König der Autoren, die Essais galten ihm als eines jeden Rechtschaffenen Brevier. Seine eignen Schriften, theologischen, schönwissenschaftlichen und publicistischen Inhalts, erschienen gesammelt in drei Foliobänden (Paris 1622). In dieser Sammlung findet sich: 1) Réplique à la réponse du séréniss. Roi de la Grande-Bretagne. Von den sechs Büchern dieser Replik sind jedoch nur die drei ersten, dann das vierte Buch theilweise gedruckt. 2) Traité du sacrement de l'eucharistie, contre du Plessis-Mornay. 3) Réfutation de toutes les observations tirées des passages de S. Augustin, allegués par les hérétiques contre le Saint-Sacrement de l'eucharistie. Pelisson empfiehlt diese Schriften des Cardinals allen denjenigen, die eine gründliche Belehrung um die in denselben besprochenen Controversfragen suchen. Der Umstand, daß du Perron der erste

war, der solcherlei Materien in der Muttersprache verhandelte, muß die Verbreitung seiner Schriften sehr befördert haben. 4) Traité de la rhétorique française. 5) Oraison funèbre de Ronsard. Erste Ausg. (Paris 1586). 6) Partie du 1. et du 4. livre de l'Eneïde, traduits en vers français; diese Versuche finden sich mehrmals in besondern Abdrücken, auch in den poetischen Sammlungen jener Zeit. 7) Zwei Oden aus des Horatius 1. Buche, in poetischer Übersetzung; der Penelope Schreiben an Ulysses, nach Ovid; einige Hymnen; l'Ombre de l'amiral de Joyeuse, eine poetische Wehklage. „Affreuses," nennt Longuerue des Cardinals Poesien, und es scheint die Nachwelt solchen Ausspruch zu bestätigen. 8) Les ambassades de du Perron, depuis 1590 jusqu'en 1618, von des Cardinals Secretair, Cäsar von Ligny, zum Drucke besorgt. Seine Mühe, meint Sorbière, hätte sich der Secretair ohne Schaden für die Welt wol ersparen mögen. Nicht minder streng urtheilt Wicquefort; ihm steht in allen Beziehungen du Perron weit unter seinem Collegen d'Ossat. Doch hätte Wicquefort nicht vergessen dürfen, daß du Perron, in seinen Resultaten, sich als geschickten Unterhändler kund gibt, und daß er zugleich in seiner Handlung und Beschreibung, keineswegs aber lediglich als Schreiber, zu beurtheilen ist. Von der vom Cardinal verfaßten Réfutation de l'écrit de Daniel Tilenus contre un discours touchant les traditions apostoliques, ist eine zweite Ausgabe zu Evreux, 1602. 12. erschienen. Außer den von Provenchères und Neuville gesprochenen Leichenreden hat man eine Histoire abregée de la vie du Cardinal du Perron, par *Pelletier*. (Paris 1618.) Dann la vie de du Perron, par *Burigny*. (Paris 1768. 12.) Die von Christoph du Puy, dem Karthäuserprior, gesammelten Perroniana, Witzworte und kritische Betrachtungen, gab Isaak Vossius (im Haag 1666) zum Drucke; minder fehlerhaft sind die späteren, von Dailly veranstalteten Ausgaben (Cologne, Rouen 1669 und 1691) mit einem Anhang von Thuanis.

Johann Davy du Perron, Herr auf la Goutte, jüngerer Bruder des Cardinals, wurde 1594 von Sully in Bewegung gesetzt, um die Auslieferung des zwischen Madame Katharine, der Schwester des Königs, und dem Grafen von Soissons errichteten Eheversprechens zu bewirken; bei dieser Gelegenheit spricht der Minister etwas despectirlich von seines Emissärs Einsichten [5]). Von dem Bruder wurde Johann für die Stelle eines Präceptors bei dem Dauphin, wozu ihn auch seine vertraute Bekanntschaft mit den gelehrten Sprachen ganz ungemein befähigte, empfohlen, dennoch mußte er in seiner Bewerbung den Rücksichten für Vauquelin Desyvetaux weichen. Einigermaßen wird ihn wol für diese getäuschte Erwartung das Vertrauen, zu welchem er bei dem König gelangte, entschädigt haben. Im Dec. 1617 wurde er für das Erzbisthum Sens zum Coadjutor seines Bruders ernannt, dadurch eröffnete sich ihm in dem nächsten Jahre die reiche Succession. Er starb, im Gefolge des Königs sich befindend, in dem Feldlager vor Montauban den 24. Oct. 1621. Ihm wird zugeschrieben Apologie pour les Jésuites, au sujet du livre de Suarez (Paris 1614. 12.) und 1615, in einer lateinischen Übersetzung.

Jacob le Noël du Perron, der beiden Brüder Schwestersohn, war Abt von S. Taurin zu Evreux, und von Lire, Grand-Aumonier der Königin Henriette Maria von England, und Bischof von Angoulême seit 1636. Auf den bischöflichen Stuhl von Evreux erhoben 1646, hielt er daselbst seinen Einzug den 14. und 15. Nov.; er ist der letzte Bischof von Evreux gewesen, der für solche Feierlichkeit die althergebrachte, ungewöhnliche Form beobachtete. Er starb den 14. Febr. 1649, nachdem er noch die Ausgabe von den Controversschriften des Cardinals besorgt und die Grabmonumente seiner beiden Oheime in dem Dom zu Sens hatte anfertigen lassen. Sein erstarrtes Herz wurde an die Jesuitenkirche der Straße S. Antoine zu Paris abgegeben, um daselbst den Herzen der beiden älteren du Perron zur Seite bewahrt zu werden. Der in der Handschrift gesammelten Briefe des Bischofs gedenkt die Bibliothèque historique de France, No. 30,718. (*v. Stramberg.*)

PERRONET (Jean Rodolphe), in Surine bei Paris 1708 geboren, bildete sich zu einem der bedeutendsten Meister im Brücken- und Straßenbau. Sein Vater war ein Schweizer aus Vevay, der als Officier im Dienste des Königs von Frankreich stand. Verwandt mit der Familie des Mathematikers Crousaz, wollte er anfänglich allein seiner Neigung leben; jedoch vertrat ihm der Tod seines Vaters diesen Weg, und legte ihm zugleich schwere Pflichten auf. Ohne Vermögen, ward die verwaiste Familie durch den Tod des Familienhauptes Sorgen Preis gegeben, durch welche der Sohn gezwungen wurde, seinem ursprünglichen Plan zu entsagen, um der Versorger der Seinigen zu werden. Er ergab sich deshalb dem Studium der Baukunst, weil ihm dieselbe bald Mittel zur Existenz in seinen Verhältnissen gewährte. Kaum 17 Jahre alt, trat er 1725 in die Bureaux des Stadtarchitekten Debeaufire, der ihm die Leitung des Baus der großen Kloake (Grand Egoût), ebenso desjenigen Theils des Quai, welcher den Abreuvoir zwischen der Brücke Louis XVI. und den Tuilerien bildet, sowie des Trottoirs in dem Vorsprunge des Quais Pelletier, bei der Brücke Notre-Dame, anvertraute. So unangenehm auch und widerwärtig vielleicht dem begabten Jüngling die unvermuthete Wendung seiner Verhältnisse in dem Aufgeben des Plans seiner Neigung erscheinen mochte, er wurde dadurch ohne Zweifel auf den Platz geführt, wofür ihn die Natur eigentlich bestimmt hatte, wie man aus seinen Leistungen schließen darf. Die wesentlichen Beziehungen der Brücken- und Wegbaukunst sind so

5) Je me servis pour cela des deux du Perron, que je sçavais être d'humeur, sur-tout le jeune, à faire leur cour aux Grands aux dépens d'un secret: je n'avois pas une aussi grande liaison avec celui-ci qu'avec l'évéque d'Evreux: mais on ne risque rien à compter sur la bonne opinion qu'ont tous les hommes de leur mérite: sur cet article ils commencent toujours par être leur dupe à eux-mêmes. J'allai donc trouver le jeune du Perron, je le flatal: je m'insinuai dans son esprit par de fauses confidences: il se regarda comme un homme important, et crut par vanité tout ce que je lui disois. Lorsque je le vis enyvré de son amour propre...

eigenthümlich, so einfach auch ihre Aufgabe zu sein scheint, daß Niemand ohne natürliches Talent dafür etwas darin zu leisten vermag [1]). Wie die Aufgabe dieser Kunst natürlich durch die physischen Verhältnisse der betreffenden Gegend und Örtlichkeit für die auszuführenden Baue bedingt wird, um dem Verkehr zu nützen, so muß sie auch darauf achten, daß die Solidität und Zweckmäßigkeit der Anlage und Ausführung durch die Schönheit des Ganzen besonderen künstlerischen Werth erhält. Die Kunst hat es indessen nicht blos mit dem Entwurf eines Bauwerks, der Bestimmung und den Verhältnissen gemäß, zu thun, sondern auch mit der Ausführung, und diese stößt oft auf so bedeutende Schwierigkeiten in verschiedenen Umständen, daß die Kraft eines Genies und die geübteste Erfahrung nöthig ist, wenn das Unternehmen in seinem vollständigen Gelingen nicht scheitern soll. Die Schwierigkeiten liegen nicht blos in der Wahl und Eintheilung der Mittel bei der Ausführung des Baues im Mauerwerk, sondern vorzüglich zeigt der Ingenieur seine praktische Tüchtigkeit in dem Grundbau, rücksichtlich der Beschaffenheit des Bodens eines Flußbettes, sowie in der Beseitigung des Wassers im Flußbett und dann insbesondere in dem abgedämmten Bauplatz selbst. Man betrachte z. B. den Bau der Brücke bei Orleans, die nach Hupeau's Plan in zehn Jahren von 1751 an erbaut wurde, in seinen Anfängen. Der Boden des Flußbettes war ungleich und unsicher für die einzutreibenden Rostpfähle; außerdem trieben mehre Quellen ihr Wasser unter den sogenannten Fangdämmen hervor, sodaß sich dasselbe nur mit großer Anstrengung und durch die zweckmäßigsten Vorrichtungen beseitigen ließ, wie Perronet darüber selbst berichtet. Dazu kam noch das unvermuthete plötzliche Anwachsen des Flusses, das ebenfalls die größte Vorsicht in Anspruch nahm. Außerdem mehrten sich die bedenklichsten Hindernisse bei dem Einrammen der Grundpfähle. Indem Perronet dies berichtet, belehrt er und zeigt sich als einen denkenden Mann. Er sagt nämlich [2]): „Gewöhnlich treiben die Grundpfähle das Erdreich zusammen und verstopfen die Quellen, welche sich darin finden; man mußte sich daher sehr wundern, als das Gegentheil stattfand. Als man das Wasser so tief ausschöpfen wollte, daß die Pfähle unter dem Stirnpfeiler abgeschnitten werden konnten, so sah man, daß sich an jedem derselben eine ziemlich starke Quelle gebildet hatte. Man glaubte, diese Erscheinung einer Lage von steinigem Boden zuschreiben zu müssen, welche durch den Stoß der Rammbäre gebrochen war, da natürlich ein solcher Bruch es dem Wasser, welches unter dieser Lage vorkam, leicht machen mußte, sich an den Pfählen entlang heraufzuziehen." Andere Schwierigkeiten, deren Beseitigung große Besonnenheit und Einsicht erfodert, zeigen sich nicht selten unvermutheter Weise bei der Aufführung der Pfeiler und Bogen, indem sich dieselben setzen, senken oder aus dem Loth neigen, wie es z. B. im Bau der Brücke bei Mantes geschah [3]). Alle diese Verhältnisse, Umstände und Rücksichten mit sicherem Takt und mit einem einzigen Blick gleichsam in ein Ganzes zusammenzufassen, und nun in in der Anschauung voraus, allen Bedingungen genügend, das Werk so zu construiren, daß das ausgeführte nur ein Abbild der Idee ist, das in nichts Mühen und Anstrengung verräth, sondern nur Leichtigkeit und Gelingen der Arbeit zeigt, das vermochte Perronet, und darum leistete er so Tüchtiges, das noch die Meister unserer Zeit als musterhaft anerkennen. Nirgends handelte er handwerkmäßig nach einem Trugbild des Ungefährs, sondern Entwurf und Ausführung waren ein nach festen Grundsätzen gebildetes, aus den Tiefen des Bewußtseins hervorgegangenes Werk. Schon früh zog er die Aufmerksamkeit der Kenner durch seine Fähigkeiten auf sich. Als er noch die Architektik im Louvre studirte, machte die Akademie eine Preisfrage bekannt: den Entwurf einer Brücke, gegenüber der neuen Magdalenenkirche, und zwar nur auf die kurze Frist eines Monats. Perronet errang mit seinem Entwurf den Preis. So gewann er natürlich bald den Vorzug, da Frankreich seit Ludwig XIV., dem prachtliebenden, durch Colbert's Bemühungen gleichsam die große Schule für die praktischen Künste geworden ist [4]), in welcher jeder Befähigte seine Stellung erhielt. Dies bewährte sich, wie an vielen Andern auch an Perronet, dessen praktische Tüchtigkeit, wie sie die höheren Ansprüche der Kunst fodern, bewährt und bekannt war; denn als der Minister Tourdaine im J. 1747 die Schule für

1) Perronet selbst urtheilt darüber in der Vorrede zu seinen unten verzeichneten Oeuvres, nach Dietlein's Übersetzung (p. VI). Es wird stets leicht sein, wieder aufzufinden, welche Bauart die Römer oder andere Völker bei Anlegung der übrigbleibenden Wege angewandt haben; allein der Brückenbau erfodert sowol bei der Gründung als bei der Aufführung der über dem Wasser befindlichen Theile Mittel, welche nach Vollendung der Arbeit verschwinden. Dann lassen sich die Hilfsmittel, durch welche die Kunst die zahllosen Schwierigkeiten, die sich der festen Aufstellung dieser ungeheuren Massen entgegengestellt haben, überwunden hat, nicht mehr beurtheilen; während doch der Schnitt und das Versetzen der Steine, die Verbindung der hölzernen Lehrbogen und die Wiederwegnahme der letztern, von Seiten des Baumeisters Aufmerksamkeit auf einzelne Umstände und Verfahrungsarten nöthig gemacht haben, die selbst Männern vom Fach unbekannt sind, wenn sie nicht Gelegenheit gehabt haben, die Ausführung großer Arbeiten dieser Art zu beobachten. Die Theorie allein, so unentbehrlich sie auch bei dergleichen Werken ist, würde ebenfalls unzureichend sein. Eine geläuterte, durch den Erfolg bewährte, Ausübung ist die sicherste Führerin, zu der man seine Zuflucht nehmen kann. 2) Perronet's Werke, teutsch von Dietlein. S. 181.

3) s. Perronet's Werke 2c. S. 121 fg. v. Wiebeking's Wasserbaukunst. 3. Bd. S. 524 fg. 4) A. a. O. sagt Perronet S. V fg. „Unserem Jahrhundert, und einer aufgeklärten Verwaltung, war es vorbehalten, Frankreich Wege und Brücken zu geben, die einst durch ihre Kühnheit und Festigkeit den Baumeistern anderer Nationen als Muster dienen können." Ein Urtheil, das zwar wahr und von dem Auslande anerkannt ist, aber dennoch beweist, wie der Franzose seinen sich bewußten Werth geltend zu machen weiß. Colbert wirkte namentlich durch die beiden Brüder Claude und Charles Perrault. Der erstere war zwar Arzt, aber er zeichnete sich auch als Architekt aus, und gewann dem allgewaltigen italienischen Meister Bernini den Vorrang ab in dem Plan zu dem von Ludwig XIV. beabsichtigten Umbau des Louvre. Das Peristyl desselben ist Perrault's Werk, nicht, wie man auch behauptet hat, Bernini's Werk. Mit der Umformung des Königshauses begann die neue Zeit der Kunst in Frankreich, die fortan dort mit reicher Nahrung gepflegt worden ist.

Brücken- und Straßenbau gründete, berief er Perronet zum Director derselben. Seit zehn Jahren war er schon in dieser Baugenossenschaft thätig, und hatte sich darin nach und nach bis auf die Stufe eines **Inspecteur et Ingénieur en chef de la généralité d'Alençon** hinaufgearbeitet. Sobald er Director geworden ernannte ihn der Staatsrath 1747 durch ein Decret vom 14. Febr. noch zum **Premier ingénieur des ponts-et-chaussées de France.** In dieser Stellung trat er in einen zwar weiten, aber für ihn ganz geeigneten Wirkungskreis, indem ihm derselbe hinreichende Gelegenheit bot, sich zu entwickeln und zu zeigen, daß er denselben bis zu dessen äußerster Peripherie auszufüllen fähig war. So begünstigten Perronet die äußeren Verhältnisse, daß er werden konnte, was er wurde, ein Meister, der in der Geschichte des Brückenbaues als ein Leitstern immer noch leuchtet. Einer der größten teutschen Meister, C. F. von Wiebeking[5]), urtheilt z. B.: „In Frankreich ist der Bau steinerner Brücken mit vorzüglicher Wissenschaft ausgeübt und Perronet hat das Verdienst, denselben auf die höchste Stufe der Vollkommenheit gestellt zu haben." Das schwere Gewicht dieses Urtheils wird durch eine sachliche Bemerkung desselben praktischen Kenners anschaulicher, als dasselbe in seiner Einfachheit zu haben scheint. Deshalb muß auch diese Bemerkung hier aufgenommen werden. Sie ist[6]): „Die zweckmäßige Aufführung der steinernen Brücken erfodert eine genaue Bekanntschaft mit den Gewölben, den Fundationsmethoden großer Bauwerke, den Gerüsten und Maschinen, sowie eine geübte Baupraxis. Sie wird vorzüglich von der Erfahrung begründet, und bei dem Entwurfe der Brücken findet eine mannichfaltige Abwechselung statt." Perronet bewährte sein Genie durch dreizehn Brücken, welche nach seinen Planen gebaut wurden, und durch die Entwürfe zu acht anderen, deren Ausführung er nicht selbst leitete. Alle diese Werke zeichnen sich durch eine ihnen eigenthümliche Schönheit, sowie durch die Zweckmäßigkeit der Anlage und des Baues aus; einige sogar gelten als Meister- und Musterwerke, wie z. B. die zu Neuilly, Nemours, Pont-Sainte-Marence, und die Brücke Ludwig's XVI. zu Paris. Alle Rücksichten bei diesen Bauten bestimmte Perronet nach wohlerwogenen Grundsätzen, sodaß dieselben wegen ihrer praktischen Wahrheit und Zuverlässigkeit stets als Muster dienen werden. So sagt der schon genannte Gewährsmann[7]): „Öfters ist man genöthigt, mit dem Stande einer neuen Brücke von dem ehemaligen abzuweichen, um die Umgebungen zu verschönern, die Brücke perpendiculär auf die Richtung des Stromes zu stellen, oder bequemer Auffahrten und Zugänge wegen, wie Perronet bei allen seinen Brücken und ich selbst gethan. Zuweilen bricht man neue Straßen zu diesem Behufe durch, wie bei den Brücken zu Mantes und Orléans, und von mir bei mehren Brücken geschehen ist." Wie Perronet andere besondere Rücksichten sorgfältig behandelte, beweist uns z. B. seine Bestimmung des Verhältnisses der Pfeilerstärke zu der Bogenöffnung. Im Allgemeinen erkannte er das Verhältniß 1 : 12 als hinreichend für die Solidität der Pfeiler, und hat es selbst bei dem Pont de la Concorde zu Paris, von 1787 bis 1791 unter der Leitung von *Demoustier* ausgeführt, angewendet, die wegen ihrer flachen Bogen und schwachen Pfeiler die größte Aufmerksamkeit verdient; aber unter anderen Umständen veränderte er dasselbe, z. B. in der Brücke zu Neuilly ist es wie 1 : 9, 23, in der zu Sainte-Marence wieder anders, nämlich wie 1 : 10, 67, u. s. f. Die Brücke bei Mantes über die Seine, auf der untern Straße von Paris nach Rouen, wurde nach den Entwürfen des Ingenieurs Hupeau, wie Perronet in seinem Werke über die Brücken selbst sagt (p. 120 nach Dietlein's Übersetzung), 1757 begonnen, aber von 1763 bis 1765 (nicht 1767, wie man auch angegeben findet) nach Perronet's Plan ausgeführt. Sie gehört zu den bedeutendsten Bauen; daher hat von Wiebeking denselben im dritten Bande seiner Wasserbaukunst (S. 522 fg.) genau behandelt, und auch auf Tafel 78 seiner: „Theoretisch-praktischen bürgerlichen Baukunde" dargestellt. Perronet ward, nach Hupeau's Tode im J. 1763 mit der Vollendung dieses Baues beauftragt, der bald nach dem Beginn, des Kriegs wegen, bis zum Frieden im J. 1763 hatte ausgesetzt werden müssen. Perronet veränderte die Bogenlinie in Hupeau's Plan. Über die Brücke zu Neuilly urtheilt der schon mehrmals erwähnte Sachkenner: „Unter allen Brücken in Europa wird die Brücke zu Neuilly über die Seine, drei Stunden von Paris entfernt, für eine der merkwürdigsten und schönsten gehalten." Dieses Kunstwerk ist das erste Beispiel einer *horizontalen* Brücke. Dieselbe wurde 1768 unter der Leitung Perronet's und der Aufsicht des Ingenieurs Chezy, nachherigen Directors der Schule des Brücken- und Straßenbaues, im Bau begonnen, aber 1774 erst vollendet. Sowie dies Bauwerk im Allgemeinen ein höchst wichtiges Werk ist, so gilt insbesondere das dabei angebrachte sogenannte Lehrgerüst wegen seiner Construction als höchst merkwürdig. Ein Bogen dieser Brücke ist aus eilf Mittelpunkten beschrieben. Nicht gleichgültig ist dabei, daß Perronet berechnete, das Lehrgerüst dieses Baues würde sich zwölf Zoll und die Gewölbe nach ihrem Schluß sechs Zoll setzen, während er bei der Brücke von Mantes für das Setzen derselben neun Zoll und für die Unterlager 18 Zoll rechnete. Man erkennt in diesen Berechnungen den vorsichtigen und kenntnißreichen Mann, der bei seinen Bauen auch das scheinbar Unbedeutendste vorauszubestimmen wußte, was andere nicht zu fassen vermögen, und deshalb dem Zufall überlassen. Wo von Wiebeking den Bau der Brücke zu Neuilly behandelt in seiner Weise (Wasserbaukunst 3. Bd., S. 513 fg.), sagt er (S. 515 fg.): „Perronet hatte über den Widerstand oder die Tragkraft der Steine viele Versuche angestellt, und sich daraus überzeugt: daß die Pfeiler dieser Brücke viel dünner gemacht werden könnten, als gewöhnlich im Gebrauch war; er bestimmte die Dicke dieser 14 Schuh vier Zoll hohen Pfeiler zu 13 Fuß, sodaß sich dieselbe zur Öffnung des Bogens wie 1 : 9, 23 verhält. Nach seiner Erfahrung (S. 3 seiner **Oeuvres**) hält derselbe dafür, daß die Pfeiler mit zehn Schuh hinreichend dick gewesen wären." Diese Vorsicht wendete

5) Bürgerliche Baukunde. 4. Bd. S. 550. 6) Ebend. S. 548. 7) Ebend. S. 527.

Perronet nicht blos einmal bei diesem Bauwerk an, sondern er bezeichnet dieselbe als ein wesentliches Erfoderniß, wo er den Bau der Brücke bei Sainte-Marence behandelt (S. 161). Um die Eigenschaften, namentlich die Härte und Widerstandkraft der Steine zu prüfen, setzte er dieselben dem starken Druck einer Maschine aus. Auf dieser Prüfung, die vordem nicht gewöhnlich war, beruhen die Verhältnisse im Bau, welche die Dauerhaftigkeit desselben bedingen. Weil man bei dem Bau der Brücke zu Sainte-Marence die Beschaffenheit der Steine nicht berücksichtigt und geprüft hatte, so wurden dieselben durch die Last zerdrückt, und ein Bogen stürzte im J. 1753 ein. Die vollständige Ausrüstung der Brücke von Neuilly geschah am 2. Sept. 1772, und war ein Hoffest, dem der König, die Minister und sämmtliche Gesandtschaften unter einer ungeheuern Masse von Zuschauern beiwohnten. Der König befuhr an diesem Tage diese Brücke zum ersten Male. Allerdings kostete die Ausführung dieses schönen Werkes drei Millionen fünf Mal hunderttausend 73 Livres. Die Brücke von Sainte-Marence über die Oise, von 1774 bis 1784 unter Aufsicht der Ingenieurs Danse und Demoustier erbaut, zeichnet sich durch ihren kühnen Bau aus, dessen Werth die Schönheit noch steigert. Namentlich weicht dieses ausgezeichnete Bauwerk durch die Verhältnisse der Bogen und Pfeiler und die Construction der letzteren von der gewöhnlichen Weise ab, wodurch die Last des Ganzen verringert wurde, ohne daß der Solidität geschadet wurde. Dieselben Grundsätze wollte er auch in dem Bau der Brücke Louis' XVI. zu Paris zur Ausführung bringen, er wurde aber durch die Furcht einiger Ängstlichen, die jenen Pfeilern zu wenig Widerstandkraft zutrauten, daran verhindert, und so geschah es, daß der Bau dieses Werkes einige Änderungen in dem ursprünglichen Entwurf erlitt.

In der wegen ihrer eigenthümlichen Construction merkwürdigen Brücke zu Sainte-Marence erkennt man Perronet's alles genau erwägende Einsicht. Diese Brücke wird durch drei Bogen, jeder von 72 Fuß Öffnung und 39 Fuß Länge von einem Haupt zum andern, mit Einschluß eines Fußweges von 4½ Fuß Breite auf jeder Seite gebildet. Perronet belehrt uns über diesen kühnen Bau (a. a. O. S. 157 fg.): „Die Stirnpfeiler werden im viereckigen Theil 18 Fuß stark, und erhalten Strebepfeiler auf der hintern Seite, ebenso lang als jene stark, und sechs Fuß breit. Die beiden Zwischenräume zwischen diesen Strebepfeilern werden halbkreisförmig ausgerundet, und setzen ihre erhabenen Seiten den hintern Seiten der Stirnpfeiler entgegen, um den darauf wirkenden Schub auf die ersteren zu vertheilen.... Die Mittelpfeiler werden in der reinen Mauer vom niedrigsten Wasserstande an neun Fuß stark; unter diesem springt jede Schicht 18 Zoll vor der darüber liegenden vor.... Die Pfeiler werden mit Einschluß des Gesimses 18 Fuß hoch, als so hoch der größte Wasserstand steigt. Sie bestehen aus kreisrunden, neun Fuß im Durchmesser haltenden gekuppelten Säulen an jedem Ende. Die erste und letzte von diesen Säulen fallen mit den halben Stärken außerhalb der reinen Mauer der Brückenhäupter, und dienen so zugleich als Vorder- und Hintertheile der Pfeiler. Zwischen diesen gekuppelten Säulen bleibt ein freier Raum von neun Fuß Breite, nach der Länge der Pfeiler gemessen. Der untere Theil jedes solchen Raums wird durch einen umgekehrten Bogen geschlossen, um die ganze Last der Gewölbe auf die ganze Oberfläche der vollen Mauer der Pfeiler zu vertheilen, der obere Theil aber durch Kappen, welche durch den Bogen gehen.... Die Gewölbe werden nach Kreisbogen von 111 Halbmessern erbaut, und 4½ Fuß im Schluß stark." Dies sind die Verhältnisse des Baus, wie dieselben Perronet selbst beschreibt in seinem Bauplan der Brücke. Die Grundsätze, welche ihn leiteten, stellt er so dar (S. 158): „Man war der Meinung, daß Brücken auf verschiedene Arten gebaut werden können, und daß die Formen der alten Brücken nicht zu ängstlich beibehalten werden dürfen. Die für die fragliche Brücke angenommene Form gewährt den wesentlichen Vortheil, daß dadurch Ersparung an Materialien, Leichtigkeit und Festigkeit zugleich erreicht werden, und dem Wasser ein größerer Durchfluß verschafft wird. Man sieht leicht ein, daß bei Wegschaffung des beträchtlichen Gewichts der Hintermauerung gewöhnlicher Bogen die Mittelpfeiler nicht so stark zu werden brauchen, um die auf sie fallende Last zu tragen, und daß gewöhnliche halbkreisförmige oder elliptische Bogen die Durchflußöffnung um so mehr verengen, je höher das Wasser steigt. Dieser letztere Umstand ist wesentlich nachtheilig bei einer Brücke, weil das Wasser im Wachsen nothwendig mehr Geschwindigkeit erhält, wodurch Unterwaschungen entstehen können. Dagegen könnte man einwenden, daß es wegen des Schubs gefährlich sein möchte, die Stärke der Mittelpfeiler zu verringern und die Gewölbe nach Kreisbogen aufzuführen."

Allerdings reicht die Betrachtung jenes Bauwerks noch keineswegs hin, Perronet's Meisterschaft genau kennen zu lernen; man erkennt jedoch darin, daß er sich seiner Kunst bewußt und deren Meister war, indem er nach festen Grundsätzen Neues schuf. Dies wird noch klarer werden, wenn man den Bau der Brücke Ludwig's XVI. in seinen Hauptrissen betrachtet, wie sie Perronet selbst beschreibt. Dieser Bau erscheint um so bedeutsamer, als bei dieser Brücke ein Leinpfad nöthig war, und wie Perronet darüber urtheilt (a. a. O. S. 238), dieselbe „in der Hauptstadt an einem zu Ehren des verstorbenen Königs angelegten Platz auf einer Stelle erbaut werden soll, welche Natur und Kunst mit den schönsten Ansichten und den prachtvollsten Gebäuden geziert haben." Deshalb fügt er hinzu, habe er „es für nöthig gehalten, dieser Brücke einen zierlichen Charakter zu geben. Indessen sind an derselben keine Bildhauerarbeiten angebracht worden, sowol um die Einfachheit, welche Denkmalen dieser Art eigen sein muß, nicht zu sehr aus den Augen zu lassen, als auch um den männlichen Charakter, der Brücken zukommt, nicht zu schwächen." So urtheilte Perronet über das Wesen einer Brücke und zeigt darin, wie er beurtheilt werden muß, um ihm das Hauptmoment seiner Eigenthümlichkeit nicht zu verkümmern. Eine oberflächliche Ansicht der Plane jener Brücke bei Sainte-Marence und dieser Ludwig's XVI. kann vielleicht beide übereinstimmend finden; be-

trachtet man jedoch dieselben näher, so erkennt man, daß er beide frei von der Beschränktheit der Nachahmung, nach selbständigen Grundsätzen ausführte. Perronet's Plan der letzteren zeigt dies auf das Bestimmteste. Was daraus als Zeugniß dafür, sowie zum Vergleich mit der Construction der Brücke bei Sainte-Marence dient, ist Folgendes (a. a. O. S. 233 fg.): „Diese Brücke soll aus fünf Bogen bestehen. Der mittelste soll 88 Fuß weit sein, die zwei anliegenden jeder 80 Fuß, und die an den Stirnpfeilern jeder 72 Fuß. Die ganze Durchflußöffnung wird also 65 Toisen 2 Fuß weit.... Die Breite der Brücke zwischen den Häuptern soll, mit Einschluß von 7½ Fuß für jeden Fußweg, 48 Fuß betragen. Die Mittelpfeiler, in der reinen Mauer über den Grundmauern gemessen, werden neun Fuß stark. Diese letztern setzen schichtweise ab.... Jeder Pfeiler soll auf seinen äußern Enden aus zwei viereckigen Körpern bestehen, deren jeder, in der Richtung von einem Haupt zum andern gemessen, eilf Fuß drei Zoll lang ist. Diese viereckigen Körper endigen sich auf jeder Seite mit einem runden Pfeiler von neun Fuß Durchmesser in Form einer Säule, der mit dem vierten Theil seines Durchmessers in den viereckigen Körper fällt. Die Säulen auf den äußern Seiten bilden die Vorder- und Hintertheile der Pfeiler, und springen überhaupt sechs Fuß neun Zoll aus der Stirnfläche der Brückenhäupter heraus, und reichen mit ihrem Astragal und Capitäl bis unter das Gesimse der Brücke. Die zwei innern Säulen gehen nur bis zum Kämpfer, und es bleibt in der Mitte derselben ein freier Raum von zwölf Fuß. Ganz dieselbe Form erhält die äußere Seite jedes Stirnpfeilers. Diese letztern werden 48 Fuß stark, aber in der vordern und hintern Seite ausgehöhlt.... Die Gewölbe werden nach Kreisbogen von 117 bis zu 126 Fuß Halbmesser erbaut. Ihre Anfänge kommen sämmtlich in eine wagrechte Ebene, 18 Fuß über dem kleinsten Wasserstande zu liegen, und zwar auf viereckige, drei Zoll hohe Körper auf den Kämpfern.... Das Gesimse steht neun Zoll vor den Brückenhäuptern vor, um zusammengenommen mit den Nebenpfeilern auf der hintern Seite der Säulen vertiefte Felder zu bilden. Jeder dieser Nebenpfeiler erhält den Unterschied zwischen dem Halbmesser der Säule und der halben Sehne des Viertels, womit dieselbe in den viereckigen Theil des Pfeilers tritt, also etwas mehr als sieben Zoll zur Breite. Bei dieser Einrichtung berühren die Erweiterungen der Stirnflächen der viereckigen Theile der Pfeiler die zugehörigen Säulen, wie dies nöthig ist damit die Ecken der Nebenpfeiler dem Eise und den Schiffen nicht ausgesetzt seien." Über das Wesen der Construction dieser 1788 im Bau begonnenen Brücke urtheilt Perronet selbst (p. 236): „Obgleich die beschriebene Bauart sehr viel Ähnlichkeit mit der der Brücke bei Sainte-Marence hat, und die Mittelpfeiler beider von einerlei Stärke sind, so läßt sich doch leicht einsehen, daß diese letztern, da sie von den innern Säulen an, welche auch weniger vereinzelt stehen, vollgemauert sind, stärker sein werden, um so mehr, da die äußern Säulen, welche die Vorder- und Hintertheile der Pfeiler außerhalb der Häupter bilden, zur Festigkeit beitragen. Diese größere Stärke ist nöthig, da die Bogen weiter sind, als bei der Brücke zu Sainte-Marence. Wer an die Verhältnisse der in der schönen Baukunst gebräuchlichen Ordnungen gewöhnt ist, könnte vielleicht die äußern Säulen zu kurz finden. Allein wenn man berücksichtigt, daß diese Säulen eigentlich Pfeiler sind, deren Stärke dem Gewicht angemessen sein muß, das sie zu tragen haben; so wird man einsehen, daß die Natur des Brückenbaues, der angeführten Gründe wegen, erfodert, daß die Unterstützungen der Gewölbe kurz und stark seien, und daß, da die untern Enden dieser Säulen im Wasser stehen, man sich leicht denken kann, daß dieselben so hoch seien, als man wünscht."

In dem der Beschreibung dieser Brücke beigefügten ausführlichen Entwurf für deren Ausführung bestimmt Perronet, daß „die mittleren Theile der Mittel- und Stirnpfeiler zwischen ihren Vorder- und Hintertheilen in zwölf Fuß Weite bis zur Höhe der Kämpfer oder Widerlagen offen bleiben," eine Construction, die Perronet zuerst versuchte.

Die Brücke von Nemours über den Loing wurde zwar erst im J. 1805, also lange nach Perronet's Tode, durch den Ingenieur Boitard vollendet, aber sie ist im Plan sein Werk, das zu den kühnsten und schönsten gehört, welches die Kenner bewundern. Der Sachkenner von Wiebeking urtheilt (3. Th. S. 529): „Die 13 Fuß dicken Widerlagen, welche drei Strebepfeiler haben, deren Zwischenräume, wie bei der Eintrachtsbrücke, abgerundet sind, verdienen nachgeahmt zu werden. Die Pfeiler dieser Brücke bestehen aus vier auf zehn Fuß Abstand gestellten Säulen, wie bei der Brücke zu Marence und Pesme."

Unter die kleinen Brücken, die Perronet mit derselben Sorgfalt entwarf und ausführte, wie die großen, zeichnen sich die bei Brunoi über den Yeres, von 1784 bis 1787 in drei Bogen und 18 Fuß Weite, aus Quadersteinen erbaut; die von Rosoi, von 1786 bis 1787 erbaut; die bei den Wasserkünsten über den Nonettefluß zu Chantilly, 1760 erbaut, welche wegen ihrer Umgebung sehr leicht gehalten werden mußte, um die Aussicht nicht zu stören, durch ihre Construction aus. Die St. Edmundsbrücke bei Nogent sur Seine bildet nur einen Bogen von 90 Fuß Weite, und ist vom Anfang bis zum Schluß 27 Fuß länglichrund aus eilf Mittelpunkten beschrieben. Sie wurde in den Jahren von 1766 bis 1769 ausgeführt. Die Beschreibung ihres Baus ist für den Mann von Fach lehrreich, weil derselbe mit mancherlei Schwierigkeiten zu kämpfen hatte. Die Brücke bei Chateau-Thierry über die Marne, an die Stelle einer alten und unzweckmäßigen erbaut, gehört gleichfalls zu den nicht unwichtigen Bauwerken, in Rücksicht auf die Ausführung des Baues. Von den drei Bogen dieser neuen Brücke wurde einer schon seit 1765 ausgeführt, während die beiden anderen erst 1770 verdungen, aber aus Mangel an Geld erst 1787 vollendet werden konnten.

Erwägt man das Wesen von Perronet's Bauwerken im Allgemeinen, sowie im Besonderen, so erkennt man in allen als Hauptcharakter Einfachheit in ihrer höheren Geltung. Dadurch erhob er sich über das Alltagstreiben der

Masse, auf die allein Goethe's Wort: „Die Menschen verdrießt's, daß das Wahre so einfach ist; sie sollten bedenken, daß sie noch Mühe genug haben, es praktisch zu ihrem Nutzen anzuwenden," gedeutet werden muß.

Über Perronet's bürgerliches Leben schweigen die Nachrichten, und so vermag auch ich darüber nichts zu berichten, obwol ich die äußeren Lebensverhältnisse unter die nothwendigsten Rücksichten eines Biographen zähle. Soviel zeigt sich aber als zuverlässig, überschaut man seine unermüdliche Thätigkeit in seinem Beruf, daß er demselben mit ganzer Seele ergeben war, indem er ihm die Aufgabe des Lebens war. Frei von Einseitigkeit, Oberflächlichkeit, Willkür, die in ihren Folgen grade auf diesem Gebiet das gefährlichste Hinderniß ersprießlicher Thätigkeit werden, wußte er überall unvermeidliche Verhältnisse mit der zu lösenden Aufgabe in Einklang zu bringen, um das Höchste so zweckmäßig, wie er es nach festen Grundsätzen entwarf, auch mit Sicherheit auszuführen. Das Kleine war ihm nicht klein und darum etwa verächtlich, sondern es galt ihm als nothwendiger Bestandtheil des Großen, das dieselbe Aufmerksamkeit wie eine große Gesammtmasse verdiente. Dafür zeugen die von ihm erfundenen Maschinen, und namentlich der von ihm sehr verbesserte oder vielmehr nach den Gesetzen der Schwerkraft und Umdrehung erbaute Wipp- oder Sturzkarren mit prismatischen Kästen. Die Verbesserung dieses Fuhrwerks besteht darin, daß er in prismatischen Kästen die Last tiefer, als bei den gewöhnlichen Wippkarren, selbst unter der Are der Räder anbrachte, zwei bis drei aneinanderhängen und auf diese Weise von einem Pferde ziehen ließ Durch Anwendung dieser an sich einfachen und durchaus zweckmäßigen Maschine erleichterte er bei dem Bauen die Wegschaffung oder das Herbeiführen von Erd- und Schuttmassen, das für die Förderung der Arbeit etwas Wesentliches ist. Die Zweckmäßigkeit dieses eigenthümlichen Wagens empfiehlt denselben auch für den Gebrauch in der Landwirthschaft, sowie überall, wo es darauf ankommt, Lasten ohne große Kosten und Anstrengung, namentlich bei Erdauffüllungen und bei Steinblöcken, fortzuschaffen. In Frankreich wird dieser Wagen noch heute mit Perronet's Namen gebraucht, und ist selbst in die Landwirthschaft eingeführt. Leicht läßt er sich auch für den Handgebrauch der Arbeiter einrichten. Perronet begnügte sich jedoch keineswegs mit dem Gebrauch dieses einfachen Wagenwerks, sondern er sammelte Erfahrung darüber, die er in seinem großen Werk mittheilt.

Perronet's Streben nach Einfachheit in der bauwerklichen Maschinerie zeigt sich ganz vorzüglich auch darin, daß er einfach den Rammklotz, den man hauptsächlich nur zum Einschlagen der Pfähle in die Erde braucht, auch zum Ausziehen derselben mit Erfolg benutzte. Vier Arbeiter mußten nämlich das an den auszuziehenden Pfahl mittels zwei Rollen oder Scheiben befestigte starke Seil oder Kette anspannen und in Spannung erhalten, während der Zeit läßt man den Rammklotz auf den Pfahl fallen. Vermöge der Prallkraft steigt derselbe soweit aus dem Grunde empor, daß er mit dem Zugseil und der Haspel leicht herausgezogen werden kann. Ebenso wichtig ist seine Weise, die Rammpfähle zu pfropfen, indem dieselbe eine vorzügliche Festigkeit der Pfropfung bewirkt. Auf Beobachtung und Erfahrung gestützt, stellte er auch seine Wasserschaufeln unter einen Winkel von 21 Grad, während Andere denselben um mehre Grade zum Schaden der Wirksamkeit vergrößerten; denn es ist eine praktische Wahrheit, daß eine solche Wassermaschine eine viel größere Wassermenge fördert, wenn der Winkel der Schaufeln klein ist. Eine eigenthümlich eingerichtete und sehr zweckmäßige Maschine zum Steinbohren ist ebenfalls Perronet's Werk. Ihre Leistung ist außerordentlich, so einfach sie auch ist. Zwei Arbeiter drehen eine Kurbel, die mittels ihrer Daumwelle einen Hebel, woran das Seil befestigt ist, niederdrückt. So geht der Hebel auf und nieder. Da an demselben das gestählte Bohreisen fest angebracht ist, so wird durch jene Bewegung des Hebels die Bohrung bewirkt, welche ein dabei angestellter Mann beaufsichtigt. Das Schwungrad in dem Mechanismus dient zu einer gleichförmigen Bewegung. Wenn gleich diese Maschine nur auf ebenem Boden sich anwenden läßt, so mindert dies ihren hohen praktischen Werth nicht: denn z. B. bei dem Bau der Brücke zu Neuilly bohrten damit drei Mann binnen anderthalb Tagen ein fünf Fuß tiefes und acht Zoll weites Loch.

Den Beweis, daß Perronet sich überall in seinen Bestimmungen und Einrichtungen an die Erfahrung der eigenen Beobachtung hielt, gibt er auch in seinen Angaben über die Wirksamkeit der sogenannten Paternoster- oder Rosenkranzwerke in ihrer Anwendung. Nicht der Wahrscheinlichkeit folgte er oder dem wie es so lange gewesen war, sondern er suchte und fand Grundsätze durch die Erfahrung. Dies bestätigt von Wiebeking in einem Fall kurz so[8]: „Nach den Beobachtungen, die Perronet .... anstellen ließ, machten bei dem 18 Fuß langen und fünf Zoll weiten (Paternoster-) Werke vier Mann 30 Umdrehungen in einer Minute und hoben das Wasser 15 Schuh hoch. Sie hoben in 108 Secunden 15 Cubikschuh, und bei jeder Umdrehung wurden von der Kette 4⅕ Fuß abgewickelt. Dieser Effect von 500 Cubikschuh in der Stunde kann aber in der Praxis nicht für den wahren angenommen werden, weil die Arbeiter nicht immer so fleißig arbeiten: Perronet rechnet daher 25 Umdrehungen, folglich nur 416 Cubikschuh Wasser," das nämlich ein Paternosterwerk befördern kann. Man sieht hieraus, daß Perronet auch das scheinbar Zufällige in solchen Dingen nicht unbeachtet ließ, um sichere Grundsätze und das Rechte zu ermitteln, und es gelang ihm. Freilich fand sein Genie Mittel, auch das Zufällige, ja man möchte sagen die Willkür, zu zähmen und zu messen, wie es selten Jemand vermag. So erfand er nämlich ein Instrument, Odomètre genannt, wodurch er die Bewegung maß. Dies wandte er bei allen Maschinen an, die durch Umdrehung in Bewegung gesetzt wurden, um die Geschwindigkeit des Umschwungs entweder für jeden besonderen Zweck zu bestimmen oder zu messen, weil dies nicht blos theoretisch, sondern bei Wasserbauten praktisch

8) Bürgerliche Baukunst. 4. Bd. S. 175.

wichtig ist. So berichtete der Ingenieur Voglio, welcher mit Cessart die Brücke bei Saumur baute, 1752 am 2. Oct. an Perronet, über die Anwendung des Odometers, daß die 20 Schuh hohen Paternosterwerke in einer Minute nur 25 Umdrehungen zuließen. Diese Beobachtung ist in sofern wichtig, als danach die zweckmäßigste Höhe der Paternosterwerke sich ermitteln läßt. Die sinnreiche Erfindung des Odometers ist aber noch eines anderen Gebrauchs fähig, nämlich in der Wegmessung sowol zu Fuß, als zu Pferde und zu Wagen; das Instrument erweist sich dabei als so genau, daß es selbst die Bewegung rückwärts angibt, sodaß man diese von der gemachten Bewegung vorwärts abziehen kann.

Eine wichtige Erfindung war die Säge, mit der Perronet bei Unterbauen die Pfähle unter dem Wasser abschneiden ließ. Ebenso entging ihm auch der Meßtisch nicht, um denselben für den Gebrauch zu vereinfachen.

Mag die spätere Zeit Einzelnes von Perronet's Erfindungen vervollkommnet haben, ihm bleibt das Verdienst, sein Genie mit der ganzen Kraft der Einsicht, Erfahrung und Besonnenheit diesem Zweige der Baukunst, dessen Behandlung wol zu den schwierigsten Aufgaben gehört, während seines langen Lebens mit Erfolg gewidmet zu haben. Mislungen ist ihm nichts, nämlich so, daß dessen Anlage verkehrt und die Ausführung zweckwidrig wäre; man kann höchstens behaupten, es ließe etwas Besseres schaffen, wenn auch das Vorliegende schon gut ist. Dies möchte vielleicht von den Kunstrammen mit Klinkhaken, nach Perronet's Erfindung, gesagt werden können. Nämlich von Wiebeking urtheilt über dieses Werk [9]): „Das über ein neun Fuß im Durchmesser großes Rad, in einer zwei bis drei Zoll breiten Rinne liegende, 12 Linien dicke Seil wurde von zwei Pferden abwechselnd angezogen. Außer den Pferden waren noch sechs Mann nöthig, nämlich ein Rammmeister, zwei Mann bei den Pferden, wovon der eine das Seil aus dem Zugschwengel ablöste, wenn der Schlag geschehen war; zwei Mann wickelten das Seil wieder auf und der sechste brachte den Klinkhaken an den Rammklotz. Hatte der Rammklotz die bestimmte Höhe erreicht, so wurde dessen Klinkhaken mittels eines kleinen, an dem obern Theil desselben befindlichen Seils, aus der Öhse des Rammklotzes herausgezogen und dieser fiel auf den Pfahl. Während dessen die Pferde umkehrten, und das Zugseil auf die Scheibe zurückgewickelt wurde, wickelte sich das Rammtau von der Welle, und der Klinkhaken ergriff die Öhse des Rammklotzes von Neuem. Es ist leicht begreiflich, daß das Ramm-Manöver langsam von Statten ging; daher wurden mit jeder der vier Zugrammen, deren Rammklötze 1350 bis 1740 Pfund wogen, täglich $4^1/_3$ Grundpfähle eingerammt, während mit dieser Kunstramme nur $3^1/_4$ Grundpfähle eingeschlagen wurden."

Einen Beweis von Perronet's Einsicht und Sorgfalt bei seinen Bauwerken finden wir auch darin, daß er den Mörtel nach einem bestimmten Mischungsverhältniß, sowie es die Beschaffenheit des Materials und der Zweck des erfoderlichen Mörtels erheischte, stets mischen ließ. Hätte er ohne weiteres Nachdenken gehandelt, und wäre ihm Alles gleichgültig gewesen, wie es gemacht wurde und gewöhnlich gemacht wird, so würde er darauf wol schwerlich geachtet haben. Zum Grundbau der Brücken ließ er ein Drittel gelöschten Kalks mit zwei Drittel Quarzsand mischen, und den Mörtel dann mit einer besondern Maschine kneten. Zu den Schleußen des Kanals von Bourgogne wieder brauchte er einen Theil Kalk und zwei Theile Ziegelmehl. Außerdem mischte er aber auch 72 Cubikschuh Kalk mit 144 Cubikschuh Sand; dies ließ er durch eine besondere Maschine mittels sehr wenig Wassers unter einander mischen und erhielt dadurch einen guten Mörtel. Dagegen ließ er zu dem gewöhnlichen Mörtel auch zwei Fünftel gelöschten Kalkes mit drei Fünftel Quarzsand mischen. Man sieht aus diesen Angaben der verschiedenen Mischungsverhältnisse, wie Perronet bei den gewöhnlichsten Dingen, welche handwerkmäßige Baumeister den Handarbeitern ohne Weiteres zu überlassen pflegen, selbst eingriff, mit Bedacht und nach bestimmten Grundsätzen handelte. Seine Mischung war stets einfach, während Spätere ein viel zusammengesetzteres Bindungsmittel versuchten. Er hielt sich an die Erfahrung, die er selbst für die sicherste Führerin erkannte, wie wir vorher gesehen haben.

Perronet's Berufsthätigkeit beschränkte sich nicht auf den Brückenbau, so zahlreich auch die von ihm ausgeführten Werke, und noch beiweitem zahlreicher die von ihm gemachten Entwürfe zu andern Brücken waren, deren Bau er nicht unmittelbar leitete. Man verdankt ihm auch den Bau des Kanals von Bourgogne. Seine Absicht war auch das Riesenwerk, die Flüsse l'Yvette und la Bièvre nach Paris zu leiten und schiffbar zu machen; indessen schien beiweitem vortheilhafter der Canal de l'Ourq, worüber nach ihm P. M. Bertrand (Inspecteur général des ponts-et-chaussées) einen: Avis important sur le canal de l'Ourq. Paris 1805. bekannt machte.

Dies alles sind Werke, für deren treffliche Ausführung Frankreich sich Perronet zu dem größten Dank verpflichtet anerkennt; und dennoch sind dies noch keineswegs seine Verdienste um das Wohl des Vaterlandes alle. Während des Zeitraums von 30 Jahren, wo er wirkte und schaffte, wurden allein in dem Kreise um Paris, der ihm besonders anvertraut war, durch seine Sorge mehr als 600 Lieues Wege und Straßen gelichtet, geebnet, gerade gelegt, und durch Baumpflanzungen verschönert. Die Zahl der Brücken, welche bis zum J. 1790 auf Staatskosten durch die Genossenschaft des Brücken- und Straßenbaues unternommen und ausgeführt wurden, beträgt beinahe 2000.

Ein Beweis der Anerkennung seiner Verdienste wurde ihm von Staatswegen schon 1757 dadurch zu Theil, daß man ihn zum Generalinspector der Salinen ernannte, was er bis 1786 blieb. Sogar das Ausland blieb nicht gleichgültig gegen ihn; er wurde zum Mitglied der gelehrten königlichen Gesellschaft zu London, der Akademien zu Stockholm und Berlin ernannt. Im Vaterland selbst

9) Bürgerliche Baukunst. 4. Bd. S. 157 fg.

finden wir ihn als Mitglied der Akademien zu Lyon, Rouen und Metz. Im J. 1778 ersuchte ihn der Kaiser von Rußland um einen Plan zur Brücke über die Newa in Petersburg. Perronet sandte einen Entwurf für einen prächtigen Bau. Außerdem unterzeichnet Perronet den Plan zu der Brücke Ludwig's XVI. als Ritter des Königordens und erster Architekt des Königs genannt. Die größte Ehre im Ausland, die nur sehr wenigen Fremden widerfährt, ward ihm dadurch zu Theil, daß die Gesellschaft für Künste zu London seine Büste in in ihrem Sitzungsaal neben der Franklin's aufstellte. Am wohlthuendsten war ihm jedoch, der seinen Beruf über Alles liebte, die Zuneigung und Hochachtung seiner Schüler und Genossen. Im J. 1778 ließ die Genossenschaft der Ingenieurs seine Büste in Marmor arbeiten, und überreichte ihm dieselbe, gewidmet durch den Spruch: **Patri carissimo familia.** Im J. 1782 ließen auch seine Schüler sein Bild in Kupfer stechen, welches Diderot mit einer Inschrift im Lapidarstyl weihte. N. Cochin zeichnete Perronet, wie er am Tische sitzt, in halber Figur, und A. de St. Aubin stach dasselbe auf einer großen Platte in Kupfer.

Sowie Perronet's Berufsthätigkeit und geniale Tüchtigkeit seiner durch und durch praktischen Fähigkeiten ihm seine errungene Auszeichnung sichern, so werden natürlich auch seine Schriften in ihrem Bereich stets eine reiche Fundgrube bleiben für jeden, der sich einen gleichen oder doch verwandten Beruf im Leben wählt. Es waltet darin derselbe Geist, der die beschriebenen Werke schuf. Wer sie also recht benutzt, wird daraus großen Nutzen für die eigene Einsicht und Bildung gewinnen. Nicht blos der, welcher sich dem Baufach widmet, jeder Freund des höhern Bauwesens, wenn er darin mehr als die gewöhnliche Befriedigung der gemeinsten Lebensbedürfnisse anerkennt, wird deren Studium nicht versäumen dürfen. Was seine Schriften besonders auszeichnet, ist ihr praktischer Werth; denn sie sind sämmtlich das Ergebniß der Erfahrung, durch welche das Theoretische geprüft, geläutert und bestimmt worden war. So erscheint Perronet in That und Schrift derselbe, ein Mann von Einsicht, Überlegung und Erfahrung. Sein schriftstellerische Thätigkeit eröffnete er mit **Mémoires sur l'art de l'Epinglier,** die er 1761 der Akademie des **Sciences** überreichte. (**Histoire de l'Acad. 1761. p. 152**). Diese Arbeiten über das Nadlerhandwerk beweisen, wie Perronet überall heimisch zu werden und zu schaffen vermochte. Dafür, daß dieselben nicht gehaltlos waren, spricht seine Theilnahme an dem Werk eines der geistreichsten Naturforscher und Physiker Frankreichs René Antoine Fercault de Réaumur (geb. zu la Rochelle 1683, gest. zu Bermondière in der Maine 1757, 17. Oct.), zu dem auch Duhamel du Monceau Beiträge gab. Dies Werk: **L'Art de l'épinglier; par M. *de Réaumur*, avec des additions de M. *Duhamel du Monceau*, et des remarques extraites des Mémoires de M. Perronet, inspecteur général des ponts-et-chaussées (Paris 1762, fol.)** bildet einen Theil der **Descriptions des arts et métiers,** und in der neuen Ausgabe dieser Sammlung (1771–1783, 4. 19 Bde.), **avec des observations et des augmentations par *J. E. Bertrand*, à Neufchatel. Tom. VII.** Wie aufmerksam Perronet auf alles war, sehen wir daraus, daß er 1762 der **Académie des sciences** fossile Austern zusandte, welche in einem Sandlager bei Compiegne gefunden worden waren (**Histoire de l'Acad. 1762. p. 35**). Ferner zeigte er in der Akademie 1766 Stücke eines Kalksteins „**couverts d'efflorescence,**" wie es in dem Bericht darüber in der **Histoire de l'Acad. p. 37** heißt. Die Beobachtung des Kalksteins berührte seine Kunst zu nahe, als daß er derselben nicht alle Aufmerksamkeit hätte widmen sollen. Er zeigte sich ja auch in dem Verbrauch des Kalkes sehr sorgfältig, wie wir gesehen haben. Bestimmter trat er schriftstellerisch in seinem Berufskreise mit dem **Mémoire sur les différentes méthodes qui ont été employées pour fonder les ouvrages de maçonnerie dans l'eau et principalement sur celles qui tendent à supprimer les batardeaux et épuisemens dans la construction des Ponts,** im J. 1766 auf (**Hist. de l'Acad. p. 137. Mém. p. 139**). Seinen viel umfassenden Blick zeigte er in dem: **Mémoire sur l'éboulement qui arrive quelquefois à des portions de montagnes et autres terreins élevés, et sur les moyens de prévenir ces éboulemens et de s'en garantir dans plusieurs circonstances,** welches im J. 1769 bekannt gemacht wurde (**Hist. de l'Acad. p. 112. Mém. p. 233**[10]). Im J. 1773 erschien ein **Mémoire sur le cintrement et le decintrement des ponts, et sur les différens mouvemens que prennent les voutes pendant leur construction. (Histoire de l'Acad. p. 72. Mém. p. 33)**[11]); darauf im J. 1777 ein: **Mém. sur la reduction de l'épaisseur des piles, et sur la courbure qu'il convient de donner aux voutes, pour que l'eau puisse plus librement sous les ponts. (Hist. de l'Acad. p. 51. Mém. p. 553)**[12]). Das **Mém. sur le cintrement etc.** erschien besonders in einem Auszuge, Paris 1809, 4. mit 3 Kupfert., ein Beweis, wie bedeutsam Perronet's Arbeiten sind, und daß sie auch die verdiente Anerkennung fanden. Eins der wichtigsten Werke für das Ingenieurwesen sind seine: **Oeuvres de Perronet, contenant la Description des projets et de la construction des ponts de Neuilly, de Mantes, d'Orléans et autres; du projet du canal de Bourgogne, pour la communication de deux mers par Dijon; et de celui de la conduite des eaux de l'Yvette et de la Bièvre à Paris. (Paris 1782–1789, gr. fol.)** drei Theile in zwei Bänden, mit Kupfern, und einem Supplement, welches die Zusätze der: **Nouv. édition. Paris 1788 (nicht 1778), 4.,** zwei Bände mit einem Atlas in fol., enthält. Indessen sind die Kupfer der ersten Ausgabe besser als die der zweiten. Die zweite Ausgabe dieser schätzbaren Arbeit Perronet's, die keines

10) Befindet sich auch in der zweiten Ausgabe der Oeuvres de *Perronet*. T. II. 11) Auch diese Abhandlung nahm Perronet in die angeführten Werke (a. a. O.) auf. 12) Diese Akademische Vorlesung befindet sich ebenfalls wiederholt a. a. O.

Lobes bedarf, indem sie durch sich selbst spricht, und die zu den lehrreichsten Schriften dieser Gattung gehört, wie J. A. Eytelwein urtheilt in der Vorrede zu Dietlein's Übersetzung derselben: Perronet's Werke, die Beschreibung der Entwürfe und der Bauarten der Brücken bei Neuilly, Mantes, Orleans, Ludwig's XVI. u. a., den Entwurf des burgundischen Canals und den der Wasserleitung von der Yvette und Bievre nach Paris, sowie mehre einzelne Abhandlungen enthaltend. A. d. Franz. übersetzt (mit Nachtrag und einem Anhang: Über das Verfahren bei Bestimmung der Abmessungen neu zu erbauender Brücken) von J. F. W. Dietlein. Mit 54 Kupfertafeln. Halle 1820, 4. ist jetzt auch dadurch auf teutschen Boden verpflanzt worden. Einige weitläufige Berechnungen sind, um Raum zu ersparen, weggelassen, aber leider auch mehre Kupfer des Originals, während die übrigen verkleinert sind. So enthält das Original 72, diese Übersetzung aber nur 54 Tafeln. Wichtig darin ist die Abhandlung über die Lang- und Grundpfähle (S. 419 fg.). Besonders erschien das: Mémoire sur les moyens de conduire à Paris une partie de l'eau des rivières de l'Yvette et de la Bièvre. (Paris 1786. 4.) mit drei Kupfert. Sogar die neueste Zeit konnte Perronet's Einsicht noch nicht missen; denn in einer neuen Ausgabe ward das: Mémoire sur une nouvelle manière d'appliquer les chevaux au mouvement des machines, en y employant de plus leur poids et celui du conducteur. Paris 1834, 4. (24 S. mit einer Kpfrt.) verbreitet. Außerdem erschienen von Perronet: Mémoire sur la recherche des moyens que l'on pourrait employer pour construire de grandes arches de pierre de deux cents, 3, 4 jusqu'à cinq cents pieds d'ouverture, qui seraient destinées à franchir de profondes vallées bordées de rochers escarpés. (Paris 1793. 4.) mit einer großen Kupfertafel; dann: Projet d'une arche en pierre de trente-six pieds d'ouverture, faite à l'imitation des ponts de charpente, pour épargner la pierre et les moëllons (Paris 1793. 4.); ferner: Projet d'un pont d'une travée de charpente de trente-six pieds d'ouvertuve à son sommet, dix pieds de largeur sous clef et sans clef. Paris an II. (1794 4.), die jetzt eine sehr selten gewordene Schrift ist. Die hier genannten vier bedeutenderen und besonders erschienenen kleinen Schriften sind auch abgedruckt aus den Mémoires de l'Acad. des sciences in der Collection académique, composée des Mémoires, actes ou journaux des plus célèbres académies et sociétés littéraires de l'Europe. Paris. T. XIV. XV. XVI.

Perronet's Verdienste um das Vaterland waren der Schild, der ihn in den Stürmen der Revolution schirmte, die so Vieles zertrümmerte und vernichtete. Sein Ansehen blieb unerschüttert, und er starb 1794 am 27. Febr. allgemein betrauert, während andere nicht unbedeutende Männer neben ihm gefallen waren, oder sich doch kaum aufrecht zu erhalten vermochten. Durch Testament vermachte er seine Bibliothek nebst der Sammlung seiner Modelle der Schule, deren Leitung er sein Leben gewidmet hatte. Die: Notice pour servir à l'éloge de feu M. Perronet, prémier ingénieur des ponts et chaussées de France etc. publiée par M. *P. C. Lesage*. (Paris 1805. 4.) mit drei Kupfertafeln und dem Portrait Perronet's konnte ich nicht benutzen; ebenso wenig war mir desselben Verfassers Recueil de divers mémoires extraits de la Bibliothèque royale des ponts et chaussées, sec. éd. augm. (Paris 1819. 4.) zwei Bde. zur Hand, den von Wiebeking in seiner Wasserbaukunst benutzt hat, woraus ich sah, daß Lesage darin Vieles von Perronet mittheilt. Der Artikel über Perronet in der großen englischen The Cyclopaedia or Universal Dictonary of Arts, Sciences and Literature by *Abr. Rees*, Vol. XXVI. ist sehr kurz und durch falsche Angaben entstellt. Höchst ungenügend ist auch der Artikel über Perronet in G. K. Nagler's neuem allgemeinen Künstler-Lexikon Bd. XI. S. 128. Man findet darin die Angabe: „Ritter Perronet war Architekt des Königs, und starb 1791 im 83. Jahre," gegen deren Richtigkeit Perronet's letzte Schriften zeugen. Nicht fehlerfrei ist auch die kurze und ungenügende Nachricht über Perronet in der Biographie univ. Vol. XXXIII. p. 425 sq., dessen Verdienste grade in Frankreich, wo seine Werke so lebhaft an ihn erinnern, wol etwas Gediegeneres verdient hätten, nicht allein um ihn, wie er es verdiente zu ehren, sondern auch um auf das Wesentliche seiner Verdienste, um Praxis und Theorie in Wasser- und Brückenbauwesen aufmerksam zu machen. Sein ganzes Leben war Thätigkeit, die sich überall über die Mittel und den Zweck bestimmte Rechenschaft zu geben vermochte. Seine Bauwerke sind Zeugen, die man über ihn befragen und hören muß. Er war Praktiker, und als solcher muß er beurtheilt werden. (*W. Hoffmann.*)

PERRONIUM hat Schumacher in seinem neuen System der Conchyliologie eine von ihm gegründete Schneckengattung genannt, als deren Typus er Murex Perronii *Gmel.* betrachtet. Von Cuvier, Lamarck, Blainville und Deshayes ist dieses neue Genus nicht angenommen worden. (*Streubel.*)

PERROQUETS nennt man die echten Papageien mit gerade abgestutztem, kurzem, breitem Schwanze. Dahin gehören die gemeinsten Arten, welche man bei uns in Käfigen hält, als: Psittacus erithacus, Ps. ochrocephalus, Ps. leucocephalus u. s. w. Vgl. Psittacus. (*Streubel.*)

PERROS-GUIREC, Gemeindedorf und Hauptort des gleichnamigen Cantons im französischen Nordküstendepartement (Bretagne), Bezirksstadt Lannion, liegt $2\frac{1}{2}$ Lieues von dieser entfernt, ist der Sitz eines Friedensgerichts, und hat eine Pfarrkirche und 1500 (bei Barbichon durch einen Druckfehler 15,000) Einwohner, welche einen Jahrmarkt unterhalten. — Der Canton Perros-Guirec zählt in neun Gemeinden 11,381 Einwohner. — (Nach Expilly und Barbichon.) (*Fischer.*)

PERROT (Carl), Professor der Theologie und Prediger zu Genf in der letztern Hälfte des 16. Jahrhunderts. Zu einer Zeit, wo in dieser Stadt, wie bei den Reformirten überhaupt, nicht weniger als bei den Lutheranern Intoleranz und Verketzerungssucht herrschten, und die

Religionslehre in dogmatischen Spitzfindigkeiten bestand, zeichnete sich Perrot rühmlich durch hellere Ansichten und durch einen milden toleranten Sinn aus. Das Jahr und der Ort seiner Geburt sind ungewiß. Er scheint Mönch gewesen zu sein. Im J. 1567 erhielt er das Bürgerrecht zu Genf und zugleich eine Predigerstelle. In den Jahren 1570 und 1580 war er Rector der Akademie; 1572 wurde er Lector der Theologie, und erhielt 1586, als Beza und La Faie auf dem Colloquium zu Mümpelgard waren, den Auftrag, statt ihrer Vorlesungen zu halten. Im J. 1598 wurde er Professor der Theologie, und starb 1608. — Er hatte ein Buch geschrieben: **De extremis in ecclesia vitandis**, das aber, weil es dem herrschenden Geiste widersprach, zu Genf unterdrückt wurde. Seine Grundsätze zeigen sich in den Worten, die er an Uytenbogart richtete, als dieser Genf verließ, wo er unter ihm studirt hatte: „Verdamme nie diejenigen, welche zwar in einzelnen Punkten von der Kirche abweichen, wenn sie nur die Grundwahrheiten der christlichen Kirche anerkennen und zu Erhaltung des Friedens in der Kirche geneigt sind. Denn dies ist das Mittel, Trennungen zu vermeiden und Eintracht und Ruhe unter den Christen zu stiften." Dann schrieb er ihm ins Stammbuch: „Selig sind die Friedfertigen, denn sie werden Kinder Gottes heißen." Gegen Casaubonus äußerte er einst: „Man hat zu viel von der Gerechtigkeit blos durch den Glauben gepredigt; es ist Zeit, auch von den Werken zu reden." — Übrigens soll er sich immer Peccator genannt, die Hände meistens gefaltet gehalten haben und ein eifriger Gegner der freiern Lebensgenüsse gewesen sein. Der Armen nahm er sich besonders an, und setzte wichtige Verbesserungen in dem öffentlichen Krankenhause durch, wo er geraume Zeit Prediger war. — Neben der angeführten Schrift hinterließ er einige Handschriften: **Adagia Sacra**, Anmerkungen zur griechischen Bibel, einen Katechismus und eine Abhandlung vom Glauben. Keine derselben wurde gedruckt; der letzten verweigerte die Geistlichkeit den Druck, weil er darin die gänzliche Abtrennung von der römischen Kirche soll getadelt haben. — Mit ihm ist nicht zu verwechseln Samuel Perrot, gebürtig von Issoudun in Berry, welcher 1601 „wegen seiner Verdienste um die Kirche" das Bürgerrecht zu Genf erhielt. Im J. 1609 wurde er von der Pfarre Satigny in die Stadt Genf als Pfarrer versetzt. — Eines dritten, Namens Franz, gedenkt Senebier und führt von ihm an: **Psalmi in rhythmos etruscos conversi.** (Genev. 1603. 12.) (*Escher.*)

Perrot, Nicolas d'Ablancourt, s. Ablancourt.

PERROTTETIA. Nach dem französischen Botaniker G. Perrottet, welcher mit der Ausbeute seiner Reisen in allen Welttheilen die pariser Sammlungen bereichert, mit Guillemin und Ach. Richard in Gemeinschaft eine Flora von Senegambien (Paris 1831—33, Fol.) herausgegeben hat und neuerdings dem botanischen Garten in Pondichery vorstand, hat Kunth eine Pflanzengattung aus der ersten Ordnung der fünften Linné'schen Classe und aus der natürlichen Familie der Celastrinen (Rhamneen) benannt. Char. Der Kelch fünflappig, stehenbleibend; fünf eiförmige, gleiche, unter einer drüsigen Scheibe eingefügte Corollenblättchen; die Staubfäden mit den Corollenblättchen abwechselnd: die Antheren rundlich-nierenförmig, zweifächerig; die Narbe auf dem Fruchtknoten aufsitzend; die Beere fast kugelig mit einem oder zwei einsamigen Kernen. Die einzige Art, P. quindiensis *Kunth* (*Humboldt*, *Bonpland* & *Kunth* nov. gen. VII. p. 75. t. 622), ist ein auf dem Berge Quindiu in Neugranada wachsender Strauch mit abwechselnden, gestielten, ablangen, langzugespitzten, sparsam gezähnelten, pergamentartigen, unten filzigen Blättern, zwei an der Basis der Blattstiele stehenden, lanzettförmigen Afterblättchen, achselständigen, kurzen, zusammengesetzten Blüthentrauben, kleinen purpurrothen Blumen und blauen Beeren. — Die etwas später von Candolle unter dem Namen Perröttetia aufgestellte Leguminosengattung hat dieser selbst dann Nicolsonia benannt. (*A. Sprengel.*)

PERROY, reformirtes Pfarrdorf von 320 Einwohnern, auf einer Anhöhe nahe beim Genfersee, im Kreise und Bezirke Rolle des eidgenössischen Cantons Wadt, eine halbe Stunde von der Stadt Rolle. Es wird hier trefflicher Wein gezogen, und die Einwohner leben größtentheils von diesem Erwerbszweige. — Die ehemalige Benedictinerpriorei mit ihren Einkünften und niedern Gerichten wurde nach Einführung der Reformation durch die Regierung von Bern verkauft. — Perroy war bis 1519 auch die Pfarrkirche für die Einwohner von Rolle, die aber in diesem Jahre die Erlaubniß zur Erbauung einer eigenen Kirche erhielten. (*Escher.*)

PERRUCELLUS, Franciscus, ein französischer Barfüßermönch, dessen im J. 1543 Erwähnung geschieht unter dem Namen Perrucel, und der nachher als reformirter Geistlicher erscheint. Er muß hier erwähnt werden, weil Lacroix du Maine (Les Bibliothèques Françaises Tom. 2. p. 304) ihn unrichtig Petrus nennt, und dieser Irrthum auch in Leu helvetisches Lexikon übergegangen ist, wo zugleich gesagt wird, er sei um die Mitte des 16. Jahrhunderts Prediger zu Genf gewesen. Ob er etwas geschrieben, wie Lacroix du Maine sagt, jedoch ohne irgend eine nähere Angabe, ist ungewiß. Die einzigen sichern Spuren, welche wir von ihm finden, geben zwei Briefe in *Jo. Calvini* Epist. (Hanoviae 1597.) Der erste ist von Calvin an Perrucelius (so schreibt er den Namen), welcher damals zu Wesel war, vom 27. Aug. 1554. Calvin drückt darin seine Freude aus, daß Perrucelius einen Ort gefunden habe, wo er der Kirche dienen könne. Dabei räth er ihm, weil er in Rücksicht der Kirchengebräuche nicht diejenige Freiheit habe, die zu wünschen wäre, so solle er sich so benehmen, daß man erkenne, daß das Überflüssige von ihm zwar ertragen, aber nicht gebilligt werde, und mit Vorsicht Streitigkeiten mit dem Rathe und den Geistlichen vermeiden (S. 335. Epist. 181). Der zweite Brief vom 29. Jan. 1557 ist unterschrieben Franciscus Perrucellus und an Calvin gerichtet, von Frankfurt aus. Er erzählt in demselben ausführlich die Vertreibung derjenigen von Wesel,

welche in der Abendmahlslehre nicht die wirkliche Gegenwart des wahren Leibes und Blutes Christi und den körperlichen Genuß desselben anerkennen wollten. Er selbst sei von den Frankfurtern, wo auch großer Streit darüber walte, gebeten worden, dorthin zu kommen. (S. 426. Epist. 232.) (*Escher.*)

PERRUCHES sind echte Papageien mit langem, keilförmigem Schwanze, z. B. Psittacus Alexandri, Ps. frenatus u. dgl. m. S. den Artikel Psittacus. (*Streubel.*)

PERRUSSON, Flecken im französischen Indre- und Loiredepartement (Touraine), Canton und Bezirk Loches, liegt eine halbe Lieue von dieser Stadt entfernt auf dem rechten Indreufer und hat eine Succursalkirche, 152 Feuerstellen und 800 Einwohner. (Nach Expilly und Barbichon.) (*Fischer.*)

PERRY (John), ein englischer Ingenieur, über dessen Lebensverhältnisse keine vollständigen Nachrichten vorhanden sind, so bekannt er auch durch seinen Aufenthalt in Rußland geworden ist. Er hatte sich dem Seedienste gewidmet, und darin, wie es scheint, durch Auszeichnung Aufmerksamkeit erworben, wenigstens spricht dafür das von ihm 1693 herausgegebene Reglement für Seeleute. Daher wurde er dem Zar Peter I. oder dem Großen, als sich derselbe im J. 1698 in England aufhielt, um daselbst sowol das Seekriegswesen, als das Seewesen näher kennen zu lernen, sowol für die Einrichtung einer Flotte, als auch für das beabsichtigte Schiffbarmachen der Flüsse so empfohlen, daß der Selbstherrscher mit ihm in Unterhandlung trat, und ihn für einen ansehnlichen Gehalt in seine Dienste nahm. Perry reiste nach Rußland ab. In Moskau angekommen, erhielt er den Befehl, in die Provinz Astrachan zu gehen, um dort den Plan der schon begonnenen Ausführung einer Verbindung des kaspischen mit dem schwarzen Meere, mittels der Flüsse Don und Wolga, zu prüfen. Er fand den Plan so fehlerhaft, daß die danach begonnenen und ziemlich weit vorgeschrittenen Arbeiten mit Zustimmung des Kaisers aufgegeben und der Bau eines neuen Kanals unternommen wurde. Während drei Sommer beschäftigte Perry dieses Unternehmen, indessen gerieth dasselbe ins Stocken, weil der Kaiser durch den Krieg mit Schweden zu sehr in Anspruch genommen wurde. Perry erhielt nicht einmal die Hälfte der nöthigen Arbeiter, noch hemmender jedoch war der Mangel der nothwendigen Materialien. Im Winter suchte er beides durch Vorstellungen an den Kaiser zu erwirken; aber jedes Mal blieben dieselben erfolglos, indem der erwähnte hartnäckige Krieg Geld und Leute verzehrte. So wurde die Vollendung dieses schon bis zur Hälfte ausgegrabenen Kanals im J. 1707 aufgegeben. Darauf ward Perry nach Woronetz gesendet, um dort den Fluß schiffbar zu machen. Er baute hier auch Bassins, um darin die Schiffe auf dem Trockenen auszubessern. Der Zar kam selbst während dieses Baues hierher. Seiner Ansicht gemäß machte Perry den Fluß für Schiffe mit 80 Kanonen zugänglich, mit denen man in den Don übergehen konnte. Eine neue Aufgabe stellte der Zar dem fremden Meister in der Untersuchung der Flüsse und ihres Laufs in den Petersburg benachbarten Provinzen, indem er seine Hauptstadt zu einem Hauptort des Seehandels zu machen und die Wolga mit dem Ladogasee zu verbinden beabsichtigte. Das Ergebniß dieser Untersuchungen legte Perry dem Zar am Ende des Jahres 1710 vor; die Ausführung dieses großartigen Planes jedoch vereitelte der ausbrechende Krieg gegen die Türken.

So hatte Perry viele Jahre unermüdlich seine Pflicht treu im Dienst eines fremden Fürsten gearbeitet, während ihm das versprochene Jahrgeld nicht länger als ein Jahr bezahlt wurde. Er hatte bis jetzt monatlich nicht mehr als 25 Rubel empfangen, die kaum zur Bezahlung seiner nothwendigsten Lebensbedürfnisse hinreichten. Alle seine Bitten, welche er deshalb an den Zar richtete, wurden mit einer leeren Vertröstung bis nach Beendigung des Krieges zurückgewiesen. Trotz dem nahm man ihn immer wieder in Anspruch; denn nach dem Frieden am Pruth wurde der Plan der Vereinigung der Newa mit der Wolga wieder aufgenommen, und Perry damit beauftragt. Er sollte nach des Zars Peter Gebot darüber mit dem Senat zu Petersburg verhandeln, sich deshalb auch ihm vorstellen; sogar verlangte der Herrscher von Perry den Entwurf des Kostenanschlags für jenes Unternehmen. Perry foderte jetzt das ihm schuldige rückständige Jahrgeld; statt dessen bot man ihm nicht mehr als den dritten Theil davon mit dem Versprechen, daß er das Übrige nach vollendeter Arbeit erhalten würde. Durch diese und andere ebenso ungewisse Aussichten versuchte man ihn zu beschwichtigen und für die Leitung des beabsichtigten Unternehmens zu gewinnen; aber er ließ sich durch nichts mehr täuschen, ging keine neue Verpflichtung ein, und foderte seinen Abschied; zugleich stellte er sich unter den Schutz des englischen Gesandten am russischen Hofe, mit dem er auch im J. 1712 Rußland verließ. Zurückgekehrt ins Vaterland unternahm er die Entwässerung mehrer Sümpfe und baute Dämme.

Außer seiner praktischen Thätigkeit im Seedienst und in dem Ingenieurwesen zeigte er sich auch schriftstellerisch thätig. Im J. 1693 (nicht 1695) gab er eine Schrift über den Dienst der Seeleute: A Regulation for Seamen (4.), heraus. Die wichtigste unter seinen Schriften ist: The State of Russia under the present Czar; in relation to the several great and remarkable things he has done, as to his Naval Preparations, the Regulating his Army, the Reforming his People, and Improvement of his Country; particularly those Works on which the Author was employed; with reasons of his quitting the Czar's service, after having been 14 years in that Country. Also an account of those Tartars, and other people, who border on the Eastern and Extreme Northern parts of the Czar's dominions; their religion and Manner of life, with many other Observations. To which is annexed a more accurate Map of the Czar's dominions than has been hitherto extant. (London 1716). Dies Werk hat immer noch einen

nicht geringen historischen Werth für die Zeit der Regierung Peter's des Großen, des Schöpfers des russischen Reichs; es erregte auch sogleich ein so großes Aufsehen, daß es sowol in's Französische: Etat présent de la Grande-Russie ou Moscovie, contenant une relation de ce que S. M. Czarienne a fait de plus remarquable dans ses états, et une description de la religion, des moeurs etc. tant des Russes que des Tartares, et autres peuples voisins, par le Capitaine *Jean Perry*, traduit de l'Anglais (par *Hugony*) (Paris und Bruxelles 1717. 12.; à la Haye 1717. 12. auch Amst. 1720. 12.), sowie in Teutschland zu Hanover nachgedruckt, als auch in's Teutsche: Der jetzige Staat von Rußland oder Moskau, wobei auch eine Nachricht der Tataren und anderer Völker, unter jetziger zarischer Majestät 2c. von John Perry 2c. (Leipzig 1717 [nicht? 1724] zwei Theile) übersetzt wurde. Jetzt ist übrigens das Werk sowol im Original, als in den Übersetzungen, selten zu finden. Der zweite Theil der teutschen enthält eine Übersetzung des italienischen Werkes: Relatione geografica storico-politica dell' imperio di Moscovia etc. (In Milano). Darauf erschien, aber erst nach Verlauf mehrer Jahre: An account of the Stopping of Daggenham (Dagenham) Breach (London 1721), mit einem von H. Moll gearbeiteten Plan; ferner: Proposals for the draining the Fens in Lincolnshire (1727. fol.) Dies war das letzte Werk der schriftstellerischen Thätigkeit des Capitains Perry, der sich ebenso durch sein ausgezeichnetes Talent und seine höchst verdienstlichen Leistungen im Auslande wie im Vaterlande, wie durch seine fast abenteuerlichen Schicksale einen Namen gemacht hat, den die Verdienste dieses Mannes niemals untergehen lassen werden. Er starb am 11. Febr. 1733. Der Artikel über unsern Perry in dem großen englischen Werk The Cyclopedia or Universal Dictionary of Arts, Sciences and Literature by *Abr. Rees* (Vol. XXVI.), ist sehr kurz, mangelhaft und dabei durch Irrthümer entstellt; besser ist der von Eyriès in der Biographie univ. T. XXXIII. p. 430 sq. gearbeitete, obwol auch darin einige unrichtige und unbestimmte Angaben sich finden.

Fast sonderbar erscheint es, daß in beiden so umfassenden Werken ein anderer Perry mit dem Taufnamen Charles ganz unbeachtet geblieben ist, obwol derselbe sich durch seine Reisen, sowie durch seine Praxis und sein schriftstellerisches Streben als Arzt und sogar als Historiker, Ansprüche auf Beachtung erworben hat. Er verfaßte eine Geschichte der Staatsveränderung zu Constantinopel, die sich im Jahre 1730 ereignete. Er gab dies Werk mit Kupfern (London 1743, Fol.) heraus. Während seines Aufenthalts in Italien schrieb er, ohne andere Werke benutzen zu können: Treatise on the diseases in general; das darauf folgende Werk, welches im J. 1747 erschien, war ein General system or summary method of treating the epidemical distemper or plague which raged amongst the horned cattle (London), des jedoch nach seinem eigenen Geständniß nicht gelesen wurde. Einige Jahre später gab er eine Sammlung seiner Ansichten über das Heilverfahren heraus. Sie erschien mit dem Titel: A mechanical account and explication of the hysterical passion, and of all other disorders, as are peculiarly incident to the sex, to which is added an appendix being a dissertation on Cancers in general (London 1755. 352 Seiten [1]). Dies Werk, in dem man Ordnung und Kürze vergebens sucht, enthält Geschichte, Gespräche, Kranken- und Heilungsgeschichten mit Urtheilen über Schriften anderer, grade wie alles dem Verfasser in den Sinn kam. So hat er dies Werk zu einer Quelle über sein Leben gemacht, die, wie es scheint, die einzige geblieben ist. Er litt ohne Zweifel an vielen Sonderbarkeiten, die namentlich in seinen ärztlichen Ansichten sehr schroff hervortreten. So bekennt er z. B., daß ihm das Bücherschreiben in seinem Magenleiden wohlgethan und das Übel häufig gemildert habe. Ferner zeigt er sich als sehr sonderbar in der Wahl seiner ärztlichen Mittel, wie es scheint, um dadurch außerordentliche Erfolge zu gewinnen, und durch diese Aufsehen gegen andere Ärzte zu machen. Als Sonderbarkeit, die man einem Handwerksneide zuzuschreiben beinahe versucht wird, muß man auch Perry's Unwillen über die in weite Entfernung zu den Kranken reisenden Ärzte in Bath, besonders über Cheyne, ferner über die damals neue londoner Pharmakopöe, im höchsten Grade aber über den Verfasser der London Evening Post, betrachten, weil er sich selbst für fehlerfrei hält, sein eigenes Urtheil als sichertreffend hervorhebt und seine glücklichen Curen rühmt. Wahrscheinlich litt er an dem jener Zeit eigenen Übel der Weltverbesserungsucht; darauf leitet sein sehr bestimmt ausgesprochener Wunsch, eine Stelle als Arzt in einem großen Krankenhause zu erhalten, um dann seine Ansichten für das allgemeine Beste thatsächlich ausführen zu können. Außer den schon genannten Schriften machte er noch folgende bekannt: Experiments by way of Analysis, upon the water of the Dead Sea: upon the hot spring near Tiberiades: and upon the Hammam Pharsan Water, in den Philosophical Transactions for the years 1742 and 1743 (Vol. XLII.) p. 48 sq.; An account of the Earthquake felt in the Island of Sumatra, in the East Indies, in Nov. and Dec. 1756, in a letter from Mr. *Perry* to the Rev. D. *Stuckeley*, Febr. 20, 1757 ib. for the year 1758 (Vol. L. P. II. 1759) p. 491 sq. Eine andere für jene Zeit höchst bedeutsame Erscheinung ist seine Schrift: An Inquiry into the nature and principles of the Spaw-Waters (London 1734). Eine der wichtigsten Schriften, das Ergebniß seiner weiten Reisen, ist: A View of the Levant, particularly of Constantinople, Syria, Egypt and Greece (London 1743, fol. ib. 1770. 4. 3 Bde [2]). Damals, wo solche Reisen noch zu

1) Vergl. götting. Anzeigen. 1757. 1. Bd. S. 339 fg. 2) [illegible] literarischen Werk: Bibliothèque universelle des [illegible] plète et raisonnée de tous les Voyages

den größten Seltenheiten gehörten, erwarb er sich durch die Bekanntmachung seiner keineswegs unwichtigen Beobachtungen und Erfahrungen in jenen größtentheils noch unbekannten Gegenden, welche vorzüglich die Alterthümer, Regierungsform, Politik, Sitten und Gebräuche betreffen, ein wohlbegründetes Recht auf Anerkennung, die ihm auch, wie die neue Ausgabe beweist, zu Theil wurde.

Ohne Zweifel muß man diesen Arzt zu den bedeutenden Männern seiner Nation und Zeit zählen. Durch seine Reisen in so entlegene und verschiedene Gegenden, sowie durch seine historischen Schriften zeigte er sich als einen unternehmenden, unterrichteten und denkenden Mann, selbst als Arzt richtete er seine Aufmerksamkeit nicht nur auf die Praxis, sondern ganz vorzüglich auch auf die physische Erforschung der Natur, wie seine Untersuchungen des Wassers der verschiedenen Orte beweisen. Er starb 1773, und nach seinem Tode gab Enfield aus dem literarischen Nachlaß noch: An essay towards the history of Liverpool (London 1774, fol. 104 S.) heraus.

In welchem Verwandtschaftsverhältniß dieser Arzt Perry zu den übrigen desselben Namens steht, vermag ich nicht anzugeben; ich wage es auch nicht, die vielleicht sehr nahe liegende Vermuthung, daß dieser Name eine bedeutende und weit verzweigte Familie bezeichnet, auszusprechen. Wahrscheinlich würde sich dies alles leicht nachweisen lassen, wenn man folgende Schriften vor sich hätte, zuerst von Henry Perry Welch Grammar (1595. 4.); ferner: the Boy of Bilson: or a true Discovery of the notoriovs Impostvres of certaine Romish Priests in their pretended Exorcisme, or Expulsion of the Diuell out of a young Boy named *William Perry* (London 1622. 4.); dann A true and perfect Account of the Examination, Confession, Trial and Execution of *Joan Perry* and her two Sons, John and Richard Perry, for the supposed Murder of Will. Harrison (Gent 1676. 4. London 1743. 12.); von *Francis Perry*, A Series of English Medals (London 1762. 4.); besonders aber: The Case of Elizabeth Perry of Penshurst-Place, in Kent, respecting her Claim to the Barony of Sydney of Penshurst (London 1782 fol.); sowie die genaue Darstellung dieses Hauses in *Cruise* on Dignities (p. 205—211), und: The Trial at Bar between the Earl of Leicester and Elizabeth Perry (1782. 4); dann noch von *George Perry*, Conchology, or a natural History of Shells, illustrated by coloured Engravings (London 1811. fol.) Mir sind leider dieselben bis jetzt unzugänglich gewesen, ich mache daher absichtlich für Andere darauf aufmerksam. (*W. Hoffmann.*)

PERRY (James), war einer der einflußreichsten Publicisten Englands in der neueren Zeit. Zu Aberdeen im J. 1756, 30. Oct., geboren, erhielt er seine Jugendbildung in der Kirchschule zu Garioch, die damals unter ihrem ersten Vorstand, W. Tait, einen großen Ruf genoß. Aus dieser Anstalt ging er auf die gelehrte Schule der Vaterstadt, im J. 1771 aber auf die Universität derselben über, wo er sich dem Studium der Rechtswissenschaft widmete, um Advocat zu werden. Er wurde jedoch in seiner Laufbahn gestört, als ihm die durch unglückliche Speculationen zerrütteten Vermögensverhältnisse des Vaters, welcher Baumeister im Hafen von Aberdeen war, die Mittel versagten. Er ging zwar im J. 1774 nach Edinburgh mit der Hoffnung, dort in dem gewählten Beruf fortarbeiten zu können, aber sie täuschte ihn, und so begab er sich nach langem vergeblichen Harren auf eine geeignete Stelle nach Manchester, wo er in den Dienst eines Manufacturhandelshauses von Dinwiddie trat, und zwei Jahre blieb. Er erwarb sich hier die Zufriedenheit und die Achtung des Principals und aller Angesehenen des Orts. Mit den besten Empfehlungen der angesehensten Manufacturisten an ihre Correspondenten ging Perry nach London. In Manchester hatte er eine Gesellschaft für philosophische und moralische Discussionen gegründet, und darin sich durch seine Talente, wie durch seinen Charakter ausgezeichnet. Dies muß man als die Vorbereitung auf seine spätere so erfolgreiche publicistische Laufbahn betrachten. In London zogen ihn die politischen Ereignisse so mächtig an, daß er bald nach seiner Ankunft dort, im J. 1777, als Publicist auftrat, indem er an dem neugegründeten Oppositionsjournal General Advertiser, anfänglich unbekannt mitarbeitete. Außerdem schrieb er mehre politische Broschüren und Gedichte. Anfänglich wollte es ihm nicht gelingen, in die gewünschte Thätigkeit zu gelangen, bis ein Artikel in jener Zeitschrift die Aufmerksamkeit des Buchhändlers Urquhart, an den Perry gewiesen war, so gewaltig auf sich zog, daß ihm derselbe, sobald er erfuhr, daß Perry der Verfasser sei, zu der Redaction der erwähnten Zeitung half, und auch bei einer anderen, der London Evening Post, betheiligte. Dadurch gewann er genug, um leben zu können. Sein Ruf wuchs. In einer politischen Gesellschaft, die sich im J. 1780 bildete, der auch Pitt angehörte, und deren Zweck es war, sich in politischen Reden zu üben, war Perry eins der thätigsten Mitglieder, während Pitt niemals die Rednerbühne betrat, noch überhaupt das Wort nahm. Nachdem Pitt Minister geworden war, wollte er Perry in das ministerielle Interesse durch eine Stelle im Parlament ziehen; derselbe wies jedoch die Anträge zurück, um seiner Überzeugung Herr zu bleiben! Im J. 1782 begründete er eine eigene Zeitung, das European Magazine,

etc. par *G. Boucher de la Richarderie.* Tom. I. (Paris 1808) werden p. 220 diese beiden Ausgaben angezeigt, aber p. 221 noch zwei teutsche Übersetzungen, die eine von E. v. Windheim mit Anmerkungen von Mosheim (Erlangen 1754. 4. Drei Bände), und die andere von Georgi (Rostock 1765. Zwei Bände) mit der Bemerkung: „Ce voyage est rempli de savantes recherches. Les Allemands, comme les deux traductions l'annoncent, en ont apprécié tout le mérite: il est étonnant qu'il n'en ait pas encore paru de traduction en français.“ Ich habe nirgends eine teutsche Übersetzung von Perry's Reisewerk auffinden können, wol aber hat v. Windheim das Werk von Rich. Pococke, A Description of the East etc., welches ebenfalls 1743—1748 erschien, ins Teutsche übersetzt. Ebenso wenig kenne ich die Übersetzung von Georgi. Boucher's großer Irrthum erklärt sich nur aus seiner Oberflächlichkeit, obgleich er bald darauf Pococke's Werk aufführt, das aber auch ins Französische übersetzt ist, sodaß also seine Bemerkung dazu nicht paßt.

gab dieselbe aber mit dem ersten Jahr auf, um die Redaction des täglich erscheinenden Gazetteer zu übernehmen. Dieses Blatt hob er vermöge der bei der Übernahme gestellten ausdrücklichen Bedingung, der Freiheit seiner politischen Ansicht, durch wesentliche Verbesserungen, sodaß es einen großen Einfluß auf die öffentliche Meinung gewann. Die Grundzüge seiner politischen Ansicht waren Freiheit, Gerechtigkeit, Humanität. Die parlamentarischen Debatten gab er in einer bisher unbekannten Ausführlichkeit, worin ihm seitdem alle übrigen politischen Zeitblätter Londons nachahmten. Durch seinen sehr bedeutenden Einfluß erlangte er eine so große Wichtigkeit, daß die Torys ihn fürchteten, und seiner Überzeugung durch Anerbietungen äußerer Vortheile abwendig zu machen versuchten; aber gleichwie er zu seinen Ansichten nicht durch eigennützige Absichten, sondern durch freie Überzeugung gelangt war, so blieb er denselben auch uneigennützig treu, trotz vieler verführerischer Anfechtungen, denen andere Journalisten neben ihm erlagen. Wenn man diese seltene und ehrenvolle Uneigennützigkeit als ein Opfer betrachten will, das er seiner Gesinnung brachte, so wurde ihm dafür auf der anderen Seite eine Entschädigung in dem glücklichen Gedeihen des Morning Chronicle, vorher Diary genannt, dessen Redaction er übernahm, wie er auch mit seinem Freunde Gray dessen Eigenthümer wurde. Dieses politische Blatt ward das vorzüglichste Oppositionsblatt in England, und es unterlag sogar deshalb einem Verbot in mehren Staaten. Als Organ der Gesinnungen der alten Whigs, durch welche das Haus Braunschweig auf den englischen Thron gehoben wurde, betrachteten es die Gegner stets mit feindseligen Augen, und versuchten, es sogar durch Verfolgung und Anklagen in seinem überraschenden Einfluß zu hemmen; aber erfolglos. Obgleich Perry zweimal wegen einzelner Artikel seines Blattes ex officio vor Gericht gestellt wurde, so ward er doch jedesmal freigesprochen. Im ersten Gericht vertheidigte ihn sein Freund Lord Erskine sehr geschickt; im zweiten, am 24. Febr. 1810, vor dem Lord Ellenborough und einer Special-Jury, vertheidigte er sich selbst mit einem solchen sichern Takt, daß der attorney-general erwiederte, es würde Perry kaum irgend Jemand in dem ausgezeichneten Geschick der Vertheidigung übertreffen. Er ward freigesprochen, aber gegen die Herausgeber des Examiner, John und Leigh Hunt, in deren Zeitung der fragliche verletzende Artikel zuerst erschienen und aus der er in den Morning Chronicle aufgenommen worden war, die Anklage gerichtet. Die Geschichte dieses letzteren Processes Perry's erschien besonders 1810.

Die Franzosen machen es Perry zu einem besondern Vorwurf, daß er für Napoleon und seine herrschsüchtigen Maßregeln eine unumwundene Bewunderung aussprach; ferner daß er sein Blatt nicht von verleumderischen Gerüchten, sowie von falschen und unwahrscheinlichen Neuigkeiten rein gehalten habe, ein Vorwurf, von dem wol keine politische Zeitschrift sich je wird frei erhalten können.

Mehre Jahre gab Perry auch Debrett's Parliamentary Debates heraus, ein Werk, das nur für die parlamentarischen Debatten bestimmt war, und keine Neuigkeitnachrichten lieferte, aber nicht gedeihen wollte. Persönlich stand er, wegen seiner Charakterfestigkeit und Uneigennützigkeit, in hoher Achtung, die ihm sogar ein Theil der Torys nicht versagte. Nelson, der große Seeheld, nannte ihn seinen Freund. Im J. 1798 hatte er sich mit Miß Anne Hull verheirathet, mit der er mehre Kinder zeugte. Er starb 1821 am 6. (nicht am 4.) Dec. zu Brighton, und hinterließ eine so reichhaltige Sammlung politischer Schriften und Broschüren, daß man dieselbe als eine der bedeutendsten in England betrachtete. Der Fox-Club weihte ihm ein Denkmal. Kurz vor seinem Tode hatte Perry eine Reise nach Paris gemacht, um dort die Bekanntschaft mit den ihm Gleichgesinnten zu machen.

Betrachtet man den unsichern Boden des Gebiets der politischen Presse, auf dem sich Perry, und mit soviel Glück, bewegte, so muß man über den Erfolg derselben staunen. Allerdings begünstigten die damaligen politischen Ereignisse und Zustände in den civilisirten Staaten seine publicistische Feder. Die französische Revolution und Napoleon, der als gewaltiger Schlußstein die stürmischen Bewegungen derselben zum Stehen brachte, zogen die Aufmerksamkeit der ganzen Welt auf sich und begeisterten sogar besonnene Dichter, wie z. B. einen Klopstock, zu Liedern. Wenn aber Perry in seinem Blatt stets über Napoleon mit Bewunderung sprach, so lag die Ursache davon gewiß nicht in einem Mangel des Verständnisses der Zeit, sondern weil ihm das Festhalten der Opposition auch hier nothwendig und heilsam schien; denn wie alles in der Welt so auch befinden sich die politischen Verhältnisse in steter Bewegung, der man mit Aufmerksamkeit folgen muß, um die Zeit und sich selbst darin zu verstehen, und sogar sind es die Gegensätze selbst im Leben, welche die Bewegung darin bewirken, oder vielmehr das Element derselben sind. Freilich suchte man den Grund seines Festhaltens an Napoleon in einem Mangel an Einsicht, indem Perry Napoleon und die Revolution nicht geschieden habe; ein solcher Mangel an politischer Einsicht jedoch könnte aber nur auf Mangel an gesundem Menschenverstande beruhen, der grade in Perry in hohem Grade sich zeigte und entwickelt war, wie es nicht nur das Urtheil des englischen Biographen Perry's (a. a. O. S. 384): „One of the most desirable qualifications of a journalist being a promptitude in the judicious expression of his thoughts, it was natural that Mr. Perry should for this and other reasons avail himself of every opportunity for acquiring that readiness in composition, which in many cases results from the habit of public speaking,“ sondern auch die Erfolge seiner publicistischen Schriftstellerei, sowie insbesondere der für ihn glückliche Ausgang der zweimaligen Anklage zeigte. Perry's Gründe waren edler Art, und nicht von der Oberfläche politischer Zustände geschöpft. Indessen würde doch Perry einen so großen Einfluß auf die öffentliche Meinung, wenn auch noch soviel Zündstoff für Opposition darin vorhanden war, schwerlich haben erreichen können, hätte ihn nicht die moralische Gediegenheit und Festigkeit seines Cha-

rakters begünstigt, ihm die Achtung der Gleichgesinnten, gleichwie der Gegner verschafft, und in deren Vertrauen befestigt. So urtheilt über Perry sein höchst achtungswürdiger Biograph (a. a. O. S. 380): The efficiency of the periodical press as an organ of public opinion, depends in a great measure on the integrity and honour, as well as on the abilities and industry of its conductors; among whom no one was more distinguished and esteemed for those qualities than the subject of the present memoir. The manner in wich he executed, for a period of nearly forty years, the arduous, anxious, and responsible office of a journalist, while it secured to him, from the fair and open encouragement of the British public, an honourable independence, entitled him to a respectable rank among the public characters of the age; eine ganz besondere Bestätigung bietet auch die Nachricht von Perry's Tode im Moniteur 1821, 11. Dec. Supplém. au no. 345. p. 1669 mit der Anzeige aus dem englischen Zeitungsblatt Courier. Obgleich dies ministerielle Blatt mit Perry in fortwährender Fehde lebte, so bekennt es doch, daß man über Perry's Talente, reinen Charakter und edle Gesinnung nur ein gerechtes Urtheil ausspreche, wenn man ihm volle Anerkennung zolle; sein Streben sei in dem constitutionellen England einflußreich gewesen. Nicht minder ehrenvoll ist das Urtheil des englischen Biographen in The annual biography and obituary for the year 1823 (Vol. VII. p. 380—391), indem er sagt, Perry hat bei seinem Tode, im 65. Jahr, einen Namen zurückgelassen, den alle wahren Freunde constitutioneller Freiheit stets achten werden. Selbst der französische Biograph in dem Annuaire Nécrologique, rédigé et publié par *A. Mahul*, a. 1823 (Paris 1824. p. 415—420) p. 417 bekennt, daß „Continuellement exposé, par son rôle d'opposant, au ressentiment chatouilleux des hommes en pouvoir, M. Perry sut parler avec tant de mesure et d'habilité, que, durant l'espace de quarante années, il ne s'est vu l'objet que de deux poursuites officielles, dont il a été honorablement acquitté*)." (*W. Hoffmann.*)

PERRY, kleiner Fluß in der britischen Grafschaft Salop oder Shrop, welcher auf den im Kirchspiele Syllatyn befindlichen Bergen entspringend, bis zum Dorfe Ryton mehre Sümpfe durchschneidet und sich ein wenig unterhalb Monfortbridge mit der Severn (Saverne) vereinigt. Man findet in ihm vortreffliche Hechte, Barsche, Forellen, Aale, Weißfische, Gründlinge und Bachkrebse, welchen allen berechtigte und unberechtigte Fischer stark nachstellen. (*G. M. S. Fischer.*)

PERRY. Unter diesem Namen kennt die Geographie in den nordamerikanischen Freistaaten mehre meist erst im Entstehen begriffene Grafschaften und unbedeutende Townships. Die ersteren sind 1) Perry, Grafschaft des Staates Alabama. Sie wird in ihrer Mitte von dem Cohawbaflusse, an welchem das Gerichtshaus liegt, durchflossen und grenzt im Norden, Nordosten, Osten, Süden und Westen an die Grafschaften Tuscaloosa, Bibb, Autanga, Dallas und Greene; 2) Perry, Grafschaft im Staate Indiana, welche, im warmen Ohiothale gelegen, ihre Bewässerung durch den Anderson und dessen Zuflüsse erhält, Troy am Anderson zum Hauptorte hat, über 4000 Einwohner zählt und im Nord-Nordosten von Crawford, im Südosten und Süden von Kentucky, im Westen von Spencer und im Nordwesten von Dubois begrenzt wird; 3) Perry, Grafschaft im Staate Mississippi. Der Leaf und Black bewässern sie und die Grafschaften Covington, Greene, Jackson, Hancock, Marion und Lawrence bilden ihre Grenzen im Norden, Osten, Südosten, Süden, Westen und Nordwesten, die Zahl ihrer Einwohner beträgt mit den Sklaven 3500; 4) Perry, Grafschaft im Staate Ohio. Neu errichtet hat sie schönes Grasland, dagegen aber ist sie arm an gutem Ackerland. Sie stößt im Norden an Lickering, im Osten an Murkingum und Morgan, im Südosten an Hocking, im Südwesten an Jackson, im Westen an Fairfield, von welchem sie der Fluß Hookhocking scheidet; 5) Perry, Grafschaft im Staate Pennsylvania mit dem Hauptorte Landisburg. Ihr Hauptfluß ist der Susquehannah mit der Juniata und dem Shermann und ihre Grenzen sind im Norden Mifflin, im Osten Dauphin, im Süden Cumberland, im Westen Franklin. Die ziemlich starke Bevölkerung beläuft sich auf 12,000 Köpfe mit Einschluß der Farbigen. 6) Perry, Grafschaft des Staates Westtennessee. Ihre Grenzen sind im Norden Humphries, im Osten Hickmann, im Süden Wayne, im Westen Hardin und Henderson. Der Tennessee, welchem mehre Kricks zufließen und der Buffaloe mit seinem Zuflusse, dem Duck, bewässern die Grafschaft, welche 6000 weiße Einwohner, 700 Sklaven und mehre Farbige zählt. Von den Townships, welche Perry heißen, liegt das erste in der Grafschaft Fairfield (Ohio), das zweite in der Grafschaft Geauga (Ohio), das dritte mit einem Postamte in der Grafschaft Genessee (New-York), das vierte mit 500 Einwohnern in der Grafschaft Stark (Ohio). (*G. M. S. Fischer.*)

PERRY, rother Champagnerwein von der ersten Sorte. Die Trauben, von denen er gewonnen wird, sind klein, dicht und ästig, die Beeren klein, rund, sehr saftig, dünnhäutig, wohlschmeckend und von weißer Farbe. Er ist leicht, von wohlgefälligem Geschmack und besonders da zu empfehlen, wo eine leichte Aufregung bewirkt werden soll. Als Dessertwein ist er vorzüglich beliebt. (*William Löbe.*)

PERRY nennen die Engländer ein aus dem Saft der Birnen durch Gährung gewonnenes ciderähnliches Getränk, welches vorzüglich in Herefordshire bereitet wird. Ein völlig ausgewachsener Baum liefert in der Regel gegen 20 Gallons Birnenwein. (*G. M. S. Fischer.*)

PERRYHAZAR, Stadt in der persischen Provinz Ghilan, liegt zwei englische Meilen von Reshd in nördlicher Richtung entfernt am kaspischen Meere. (*G. M. S. Fischer.*)

*) Der kurze Abriß von Perry's Leben in der Biogr. univ. Vol. XXXIII. p. 431 ist sehr oberflächlich und kurz.

PERSAC, Marktflecken im französischen Viennedepartement (Poitou), Canton Lussac, Bezirksstadt Montmorillon, liegt vier Lieues von dieser entfernt auf dem rechten Ufer der Vienne zwischen Lussac und Isle Jourdain, und hat eine Succursalkirche und 1368 Einwohner, welche vier Jahrmärkte unterhalten. (Nach Expilly und Barbichon.) (*G. M. S. Fischer.*)

Persäos, s. **Perses.**

PERSÄOS, aus Kition, einer kleinen von Phöniciern gegründeten, von Griechen bewohnten Stadt auf Cypern, ein nicht unberühmter stoischer Philosoph. Seiner gedachte ausführlich Hermippus [1]) aus Smyrna in seinem großen biographischen Werke, wobei nur ungewiß bleibt, ob es in dem Theile desselben, welcher sich auf die Philosophen, oder in dem Theil geschehen sei, welcher sich auf die durch Gelehrsamkeit und Bildung ausgezeichneten Sklaven bezog (*περὶ τῶν διαπρεψάντων ἐν παιδείᾳ δούλων*); ebenso räumte [2]) ihm Nicias aus Nicäa in seiner Geschichte der Philosophen, der Alexandriner Sotion in seiner Schrift über die Aufeinanderfolge der Weltweisen (*ἐν ταῖς Διαδοχαῖς*), und Antigonus aus Karystus [3]) in seinem größeren biographischen Werke eine Stelle ein. Bei dem Verluste dieser Bücher sind wir für eine Darstellung des Lebens, der Schriften und Meinungen dieses Philosophen allein auf Diogenes von Laerte, der seiner theils (VII, 36) speciell, theils sonst gelegentlich gedenkt, auf einen Artikel, den Suidas über ihn hat, und auf einige, zum Theil ausführliche Nachrichten über ihn bei Athenäus, Plutarch und einigen wenigen anderen Schriftstellern gewiesen.

Persäus, der, ich weiß nicht, aus welchem Grunde und bei welchen Schriftstellern, auch den Beinamen Dorotheos führte [4]), war der Sohn eines uns nicht weiter bekannten Demetrius. Seine Zeit gibt Suidas ganz allgemein so an, er habe in den Zeiten von Antigonus Gonatas gelebt, der bekanntlich von Ol. 124, 2 bis Ol. 135, 2 (v. Chr. G. 283 bis 239) regiert hat; etwas genauer bestimmt sie Diogenes von Laerte (VII, 6) dahin, seine Blüthe falle in die 130. Olympiade, zu welcher Zeit Zeno schon Greis gewesen wäre; da Persäus indessen schon vor Ol. 127, 3 von Zeno an Antigonus geschickt worden ist, denn Epicur, der doch in diesem Jahre gestorben, hat Persäos' Aufenthalt an Antigonus' Hofe in einem Briefe an seinen Bruder Aristobulus erwähnt [5]), und er vor seiner Reise dahin schon in Athen bedeutende Zuhörer hatte, wie den Dichter Aratus, so kann er nicht leicht nach Ol. 120 geboren sein. Sein Tod mag, wenn nicht selbst im Jahre Ol. 134, 2, v. Chr. G. 243, bei Gelegenheit der Befreiung Korinths durch Aratus, doch nicht viel später erfolgt sein. Von seinen früheren Lebensverhältnissen wissen wir nur [6]), daß er — und selbst dies klingt nicht wie beglaubigte Nachricht, sondern eher wie Gerücht und Anekdote — Sklave und zwar bei seinem Landsmann und Lehrer Zeno gewesen sei; daher der Philosoph Bion aus Borysthenis, welcher später mit ihm am Hofe von Antigonus Gonatas und nicht eben in sehr freundschaftlichen Verhältnissen lebte [7]), namentlich manche schlimme Anspielung auf die niedrige Geburt seiner Ältern von ihm zu erleiden hatte, beim Anblick einer Erzstatue von Persäos, welche die Aufschrift hatte: *Περσαῖον Ζήνωνος Κιτιέα*, die boshafte Bemerkung machte, der Verfasser der Aufschrift müßte sich wol verschrieben haben, denn *Οἰκιτιέα* — eine Anspielung auf *Οἰκέα* von *οἰκεύς* Sklave — wäre das Richtige gewesen. Wenn der Text des Diogenes Laertius (VII, 36 *μαθηταὶ δὲ Ζήνωνος πολλοὶ μέν, ἔνδοξοι δὲ Περσαῖος Δημητρίου Κιτιεύς, ὃν οἱ μὲν γνώριμον αὐτοῦ, οἱ δὲ οἰκέτην ἕνα τῶν εἰς βιβλιογραφίαν πεμπομένων αὐτῷ παρὰ Ἀντιγόνου, οὗ καὶ τροφεὺς ἦν τοῦ παιδὸς Ἀλκυονέως*) correct ist, was ich allerdings bezweifle, so hat Antigonus, was nur Antigonus Gonatas sein kann, nach einigen Berichterstattern Persäus an Zeno zu dem Behufe geschenkt, um ihm als Secretair bei Abfassung seiner Schriften zur Seite zu sein; wäre das nun richtig, so müßte Persäus, da er in der Folge umgekehrt von Zeno an Antigonus geschickt worden ist, zweimal bei diesem, einmal als Sklave, ein andermal als Mentor und Philosoph gelebt haben; das ist aber ebenso wenig glaublich, als daß Antigonus an Zeno mehre solche Secretairs geschickt habe, was man ebenfalls, sobald der Text richtig ist, annehmen müßte; ich vermuthe daher, daß nach *βιβλιογραφίαν* eine Interpunction zu setzen ist, wodurch dann nur gesagt wird, daß Persäus Sklave und zwar einer der Secretaire Zeno's gewesen sei; das Folgende möchte ich dem Sinne nach (denn für die Richtigkeit der Worte kann ich natürlich nicht einstehen) etwa so verbessern: *πεμπομένων δ' αὐτὸν* (d. h. *Ζήνωνα*) *τῶν περὶ Ἀντίγονον, ἀντ' αὐτοῦ ἀποσταλῆναι, οὗ καὶ* u. s. w.: „als ihn (Zeno) aber Antigonus zu sich einlud, sei er (Persäus) an seiner Statt geschickt worden." Jedenfalls hat es größere Wahrscheinlichkeit für sich, daß Persäus nicht erst durch Vermittelung von Antigonus bei Zeno, der ja sein Landsmann war, in ein solches Dienstverhältniß getreten ist, vorausgesetzt, daß er überhaupt in einem solchen gelebt hat; nachdem er sich als Secretair bewährt und tüchtig gezeigt, sich überdies, was in einer solchen Stellung sehr leicht war, mit den Lehrmeinungen und philosophischen Ansichten seines Herrn bekannt gemacht hatte, mag er von diesem freigelassen worden sein. Längere Zeit, nachdem dies geschehen, lebte er in Athen, zwar seinem ehemaligen Herrn und

1) *Athen.* IV, 162. d. 2) *Id.* 162, e. 3) *Diog. Laert.* II, 143. *Athen.* XIII, 607, e. 4) *Suid.* s. v. *ἐπεκλήθη δὲ καὶ Δωρόθεος.* 5) *Diog. Laert.* V.., 9. 6) *Gell.* II, 18, 8. Zenonis Stoici servus, qui Persaeus vocatus est. *Athen.* IV, 162, e. *ἦν γὰρ οὗτος οἰκέτης γεγονὼς τοῦ Ζήνωνος, ὡς Νικίας ὁ Νικαεὺς ἱστορεῖ ἐν τῇ περὶ τῶν φιλοσόφων ἱστορίᾳ καὶ Σωτίων ὁ Ἀλεξανδρεὺς ἐν ταῖς Διαδοχαῖς.* *Origenes* c. Cels. III. ... *ἢ καὶ ἡμεῖς μέλλομεν ἐγκαλεῖν φιλοσόφοις οἰκότριβας ἐπ' ἀρετὴν προτρεψαμένοις, Πυθαγόρᾳ μὲν τὸν Ζάμολξιν, Ζήνωνι δὲ τὸν Περσαῖον κτλ.* Wenn es bei *Dio Chrys.* or. 53, de *Homer.* p. 276 ed. *Reisk.* heißt: *Περσαῖος ὁ τοῦ Ζήνωνος κατὰ τὴν ὑπόθεσιν γέγραφε*, so ist es freilich ungewiß, ob man hier *δοῦλος* oder *μαθητής* zu ergänzen hat.

7) *Diog. Laert.* IV, 47.

Lehrer treu ergeben, aber doch in einer gewissen Selbständigkeit, sodaß er eigene Schüler hatte; als solche kennen wir Hermagoras aus Amphipolis [8]), und den Dichter Aratus [9]). Von der Rücksicht, die Persäus für Zeno hatte, gibt folgende Anekdote Zeugniß [10]): Persäus hatte bei einem Mahle eine Flötenspielerin, wie dies damals Sitte war, gekauft, scheute sich aber, sie mit sich zu nehmen, weil er mit Zeno ein Haus bewohnte; als das Zeno merkte, zog er das Mädchen mit fort und schloß sie mit Persäus ein. Etwas anders wird diese Geschichte bei **Diogenes Laertius** VII, 13 erzählt: Persäus habe mit Zeno ein Haus bewohnt, und ihm einmal eine Flötistin zugeführt, Zeno aber sie in aller Eile dem Persäus zugebracht. Als der macedonische König Antigonus Gonatas seinem Hofe durch die Anwesenheit einiger großen Geister und berühmten Gelehrten Glanz verleihen wollte und deshalb auch eine Einladung an Zeno erließ, lehnte dieser, der damals kränklich und schon hochbejahrt war, dieselbe ab, schickte aber an seiner Stelle seine Schüler Persäus und Philonides aus Theben; dem Ersteren folgte dahin der Dichter Aratus, der sich von da an beständig daselbst aufhielt [11]). Beide trafen daselbst ungefähr zu der Zeit ein, als Antigonus Gonatas sein Beilager mit Phile, der Tochter von Seleucus Nicator und der Stratonice, feierte [12]); leider kennen wir nur diesen Zeitpunkt nicht genauer. Es gelang Persäus, sich die hohe Gunst des Königs, und zwar auf eine bleibende Weise zu erwerben, was zu nicht geringer Eifersucht bei manchen andern der an demselben Hofe lebenden Gelehrten Veranlassung gab; von seinem Misverhältniß mit dem Philosophen Bion ist schon gesprochen, ebenso hegte aber auch der cynische Philosoph Menedemus aus Eretria eine unversöhnliche Feindschaft gegen ihn, weil er glaubte, Persäus habe Antigonus abgerathen, den Eretriern, wie er aus Rücksicht auf ihn (Menedemus) bereit gewesen wäre, demokratisches Regiment wieder zu geben [13]); Menedemus erklärte daher bei einem Gelage nach einem sehr lebhaften Dispüte, unter anderem: Persäus möge immerhin ein Philosoph sein, als Mensch sei er aber der schlechteste aller Gegenwärtigen und Zukünftigen. Auf der anderen Seite verschaffte ihm diese Gunst selbst an dem Stoiker Aristo aus Chius, der ebenfalls ein Zuhörer Zeno's gewesen war, einen Schmeichler, wenn man anders Timon [14]) glauben darf, während er doch wissenschaftlich von ihm etwas divergirte; Aristo hatte z. B. die stoische Ansicht lebhaft vertheidigt, daß der Weise nicht Meinungen habe (sondern ein Wissen); Persäus ließ, um ihn zu widerlegen, ihm durch Jemand ein Depositum übergeben und durch einen dem Überbringer sehr ähnlich aussehenden Zwillingsbruder es dann wieder zurückfodern, was Aristo in nicht geringe Verlegenheit versetzte [15]). Antigonus erlaubte sich mit Persäus manchen Scherz, wie sich ihn öfter die Großen dieser Welt gestatten, wenn sie sich zu den Meinungen der Gelehrten herablassen; um ihm z. B. zu zeigen, daß der Reichthum doch nicht, wie das stoische Dogma behauptet, etwas Gleichgültiges sei, ließ er ihm einmal die falsche Nachricht zukommen, seine Güter wären vom Feinde geplündert; das Gesicht des Philosophen bekam darüber ein trauriges Ansehen, worauf ihm der König vorhielt, ob er nun wol sähe, daß es mit dem Reichthum doch Etwas auf sich habe [16]). Der geistige Einfluß aber, den Persäus auf Antigonus übte, muß bedeutend gewesen sein, wenn er mit Recht dem von Aristoteles auf Alexander geübten an die Seite gestellt wird [17]); zwei Beweise von großem Vertrauen des Königs können wir noch anführen; theils nämlich überließ er ihm die Erziehung seines Sohnes Alcyoneus, wie ihn Diogenes nennt; zum andern vertraute er ihm die Vertheidigung von Korinth, d. h. der Stadt, welche die Macedonier seit dem Beginn ihrer Herrschaft über Griechenland, immer als eine der Fesseln desselben, d. h. als eins der besten Mittel betrachtet hatten, um sich den Besitz und Gehorsam dieses Landes zu sichern; Persäos wurde Gouverneur von Akrokorinth und der daselbst stationirten macedonischen Besatzung. Aratus von Sikyon war aber so glücklich, durch einen unerwarteten und geheim gehaltenen Angriff die Macedonier in einer Schlacht zu besiegen und sie dann aus Stadt und Burg zu vertreiben; nach Hermippus [18]) kam Persäus zum Verlust von Korinths Stadt und Burg dadurch, daß er, während Aratus seine Feldherrnkünste gegen ihn in Bewegung setzte, dem Becher fleißig zusprach. Der einzige Pausanias [19]) läßt Persäus bei dieser Gelegenheit getödtet werden; nach Plutarch [20]) dagegen hat Aratus von Archilochus' Feldherren, den einen, Namens Archelaus, entlassen, den zweiten, Namens Theophrast, getödtet, weil er sich nicht entfernen wollte, Persäus dagegen hat sich nach Besetzung der Burg nach Cenchreä gerettet; derselbe Schriftsteller fügt hinzu, daß, als später einer vor ihm den stoischen Satz, daß der Weise allein der wahre Feldherr sei, behauptet hätte, er ihm erwiedert habe: Freund, das war eins von Zeno's Dogmen, was auch mir immer ganz besonders gefiel; jetzt bin ich nach der vom sikyonischen Jüngling empfangenen

8) *Suid.* s. v. *Ἑρμαγόρας Ἀμφιπολίτης φιλόσοφος, μαθητὴς Περσαίου.* 9) Vit. Arat. T. I. p. 3 *Buhle. σχολάσας δὲ ὁ Ἄρατος Περσέῳ* (l. *Περσαίῳ*) *τῷ φιλοσόφῳ Ἀθήνησι καὶ συνελθὼν αὐτῷ εἰς Μακεδονίαν μεταπεμφθέντι ὑπ' Ἀντιγόνου καὶ παρελθὼν εἰς τὸν Ἀντιγόνου καὶ Φίλας γάμον.* 10) *Athen.* XIII, 607, e. 11) Vit. Arat. T. II. p. 444 *Buhl. Δημητρίου δὲ Ἀντίγονος ὁ Γονατᾶς, παρ' ᾧ διέτριβεν αὐτὸς καὶ σὺν αὐτῷ Περσεὺς* (l. *Περσαῖος*) *ὁ Στωικὸς καὶ Ἀντάγορας ὁ Ῥόδιος ὁ τὴν Θηβαΐδα ποιήσας καὶ Ἀλέξανδρος ὁ Αἰτωλός.* 12) Vit. Arat. T. II. p. 431. *Clinton* F. H. III, 309. 13) *Diog. Laert.* II, 143. 14) *Athen.* VI, 251, b.

15) *Diog. Laert.* VII, 162. 16) *Id.* 36. Doch wird diese Anekdote bei Hesychius Milesius (p. 26 *Orell.*) von Zeno selbst erzählt. 17) *Aelian.* V. H. III. c. 17. 18) ap. *Athen.* IV, 162, d. 19) *Paus.* VII, 8, 3. *Ἄρατος καὶ Σικυώνιοι φρουρὰν ἐκ τοῦ Ἀκροκορίνθου τὴν πᾶσαν ἐξήλασαν καὶ ἀπέκτειναν Περσαῖον ὑπὸ Ἀντιγόνου ταχθέντα ἐπὶ τῇ φρουρᾷ.* Minder bestimmt äußert er sich II, 8, 4. *Κόρινθον δὲ ἔχοντος Ἀντιγόνου καὶ φρουρᾶς Μακεδόνων ἐνούσης τοὺς Μακέδονας τῷ αἰφνιδίῳ τῆς ἐπιθέσεως κατέπληξε καὶ ἄλλους τε κρατήσας μάχῃ διέφθειρε καὶ Περσαῖον ἐπὶ τῇ φρουρᾷ τεταγμένον, ὃς παρὰ Ζήνωνα τὸν Μνασέου κατὰ μάθησιν σοφίας ἐφοίτησεν.* 20) *Plut.* Arat. c. 18. 34. *Περσαῖος δὲ τῆς ἄκρας ἁλισκομένης εἰς Κεγχρεὰς διεξέπεσεν.*

Lection anderer Meinung. Nach Athenäus (IV, 162, d.) hatte Persäus früher in seinen Dialogen dieses Dogma Zeno's mit allem Eifer vertheidigt, dessen Unrichtigkeit er nun so glänzend durch die That documentirte.

Schriften unter dem Namen von Persäus existirten zur Zeit von Diogenes aus Laerte (nach dessen Angabe VII, 36) folgende: 1) über das Königthum (περὶ βασιλείας); 2) Staatsverfassung Sparta's (πολιτεία λακωνική). Ein sich auf die Epaïkla beziehendes Fragment dieser Schrift hat Athenäus (IV, 140, e.). 3) Über die Ehe (περὶ γάμου). 4) Über die Gottlosigkeit (περὶ ἀσεβείας). 5) Thyestes. 6) Über Liebesverhältnisse (περὶ ἐρώτων). 7) Ermunterungsreden (προτρεπτικοί). 8) Diatriben. 9) Vier Bücher Chrien. 10) Memorabilien (Ἀπομνημονεύματα). 11) Sieben Bücher gegen Plato's Gesetze. Außerdem werden uns noch genannt: 12) Moralische Vorträge (ἠθικαὶ σχολαί). Diogenes von Laerte (VII, 28) erwähnt daraus die Nachricht, Zeno sei im 22. Jahre seines Alters nach Athen gekommen, im 72. gestorben. 13) Tisch-Denkwürdigkeiten ὑπομνήματα συμποτικά, wie sie Diogenes Laertius (VII, 1) und Athenäus (XIII, 607, a.) — hier wird ein längeres Fragment mitgetheilt — oder Tischreden, συμποτικοὶ διάλογοι, wie sie Athenäus (IV, 162, e.) nennt, wo bemerkt wird, Athenäus habe zwei Bücher unter diesem Titel gefunden; übrigens steht es noch dahin, ob die ὑπομνήματα und διάλογοι dasselbe Werk waren. 14) Nach Dio Chrysostomus a. a. O. hat Persäus über die Homerischen Gedichte mit besonderer Beziehung auf den Inhalt geschrieben; ob das in einer besonderen oder in einer der bei Diogenes erwähnten Schriften geschehen ist, weiß ich nicht; ein Urtheil von Persäus über Achill, daß er οὔτε φρόνιμος, οὔτε σώφρων οὔτε ἀνδρεῖος sei, erwähnt der Scholiast z. Homer. Il. A. 62.

Von wissenschaftlichen Behauptungen des Mannes erwähne ich nur folgende. Erstens erklärte er die meisten Dialoge, welche für Werke des Sokratiker Äschines galten, für Erzeugnisse des Eretrier Pasiphon (*Diog. L.* II, 61). Zweitens vertheidigte auch er den bekannten Satz der Stoiker, daß alle Fehler gleich seien, ὅτι ἴσα τὰ ἁμαρτήματα (*Diog. L.* VII, 120). Drittens soll er von den Göttern die entsetzlich materialistische Ansicht, die Menschen hätten, was ihnen fürs Leben nützlich wäre und die, welche solches erfunden hätten, zu Göttern erhoben. (*Cic.* de N. D. I, 15. At Persaeus, ejusdem Zenonis auditor, eos dicit esse habitos deos, a quibus magna utilitas ad vitae cultum esset inventa, ipsasque res utiles et salutares deorum esse vocabulis nuncupatas, ut ne hoc quidem diceret, illa inventa esse deorum, sed ipsa divina. *Minuc. Fel.* Oct. p. 22. Prodicus assumptos in deos loquitur, qui — inventis novis frugibus utilitati hominum profuere. In eandem sententiam et Persaeus philosophatur et adnectit inventas fruges et frugum ipsarum repertores iisdem nominibus, ut comicus sermo est, Venerem sine Libero et Cerere frigere.) (*Meier.*)

PERSAII. Diesen Namen führen zwei vorderindische Städte, deren eine in dem Circar Surgooja, zehn englische Meilen nordnordöstlich von dessen gleichnamiger Hauptstadt, die andere aber 36 Miles südsüdwestlich von Mocaumpoor entfernt liegt. (*G. M. S. Fischer.*)

PERSAIM, PERSAIN, Bassein (16°, 45′ [50′] nördlicher Breite, 94° 55′ östlicher Länge von Greenwich), Stadt im birmanischen Königreich Pegu, ist der Sitz eines Gouverneurs und trieb ehemals, wo sich auch eine englische Factorei hier befand, einen ziemlich bedeutenden Handel, welcher sich jetzt jedoch nach dem mehr und mehr aufblühenden Rangun (s. d. A.) gewendet hat. Die Stadt liegt 132 englische Meilen südwestlich von Pegu entfernt, an dem westlichsten der zahlreichen Arme, durch welche sich der Irawaddi in das Meer ergießt. Dieser Arm, welcher Anauk Khiaun, d. i. westlicher Canal, Ava, Bassein, Kiudowa, Negrais, Pasein, Persaim genannt wird, mündet südöstlich vom Cap Negrais, bildet bei der Insel Negrais (Diamantinsel, bei den Mranmas [Birmanen] Haingri Kiun genannt), einen guten Hafen und wird von europäischen Handelsschiffen bis Bassein, von den Inländern bis Lamena oder Lemena befahren. Oberhalb dieses Orts sinkt er vom November bis Mai zu einem unbedeutenden Flusse herab, welcher fast trocken liegt, sodaß die Verbindung mit dem Irawaddi unterbrochen wird. (*G. M. S. Fischer.*)

PERSAKRA (Περσάκρα), eine Stadt in Indien innerhalb des Ganges, im Gebiete der Anichä (Ἀνῖχαι) oder Nanichä, nach Ptolemäos (VII, 1). (*Krause.*)

PERSAN (Pierre Nicolas Casimir de), in Dole 1750 geboren, trat in Militairdienste, beschäftigte sich aber außerdem mit wissenschaftlichen Studien. Vorzugsweise zogen ihn historische, verbunden mit geographischen Untersuchungen, an. Dadurch ward er bald zu der Beschäftigung mit Urkunden geführt, die wieder ohne Kenntnisse, welche die Diplomatik gewährt, nicht gedeihen kann. Daneben mußte er nicht weniger Aufmerksamkeit auf Plane wenden, weil die geographischen Verhältnisse von den politischen Zuständen bedingt werden. Die größten Schwierigkeiten fand de Persan bei dem Studium der Diplomatik; seinem Eifer gelang es jedoch, durch die Freundschaft seines Landsmanns, des Abtes J. B. Guillaume, der damals Attaché bei der Bibliothek des Königs war, Handschriften für seine Studien zu erhalten. Er machte sich daraus weitläufige Auszüge. Mit so ernsten Dingen beschäftigte sich der junge Officier angelegentlich. Da er sich sehr häufig zu Dole aufhielt, lernte er daselbst den gleichen Lieblingsstudien ergebenen Abbé Charles Joseph René Monnier kennen. Aus dieser Bekanntschaft erwuchs die engste Freundschaft, die für de Persan in sofern höchst ersprießlich ward, als ihn Monnier mit nützlichem Rathe unterstützen konnte. So scheint de Persan die meiste Zeit in seinem militairischen Dienst mit seinen Studien ausgefüllt zu haben, dabei aber den Ideen, welche jene Zeit während der Revolution so stürmisch bewegten, fremd geblieben zu sein; denn in jenen Stürmen verließ er den Militairdienst, zog sich in seinen Geburtsort unter seine

Bücher zurück, in der Hoffnung, dort vergessen zu werden. Indessen täuschte er sich über den Zeitgeist, eben weil er ihm, wie es scheint, mit seiner conservativen Gesinnung abhold war; er wurde in den ersten Monaten des Jahres 1793 aus seiner Einsamkeit in das Gefängniß geführt, das er nur erst dann verlassen sollte, um vor das Revolutionstribunal gestellt zu werden. Dieser drohenden Gefahr entging er nur dadurch, daß er durch das Vorgeben einer schweren Unpäßlichkeit die Abreise zu verhindern vermochte, und zugleich die Begünstigung erhielt, in ein Hospiz gebracht zu werden. Von hier rettete er sich durch Flucht glücklich in die Schweiz, wo er blieb, bis die Rückkehr ins Vaterland wieder erlaubt war. Zurückgekehrt, beschäftigte er sich auch sogleich wieder mit seinen historischen Studien, deren erste Frucht die: Notice sur la ville de Dôle, dans le département du Jura. (Dôle 1806. 33 S.) gewesen zu sein scheint. Durch Vermächtniß seines Freundes, des Abtes Monnier, der am 21. Oct. 1796 starb, war de Persan in den Besitz von dessen handschriftlichem Nachlaß gekommen, welcher die trefflichsten Materialien enthielt. Dadurch bereichert, wurden ihm seine Untersuchungen in jeder Hinsicht erleichtert; denn Monnier hatte seine historischen Forschungen fast ausschließlich der Geschichte seiner Geburtsstadt gewidmet. Aus diesem Erwerb läßt es sich erklären, warum de Persan seine literarischen Arbeiten auf die Geschichte der Geburtsstadt beschränkte. Er scheint damit die Plane des geschiedenen Freundes zur Ausführung haben bringen zu wollen, und in der That mochte wol keiner in diesem Ort dazu fähiger und geeigneter gewesen sein, als eben de Persan, um so mehr, als er später durch das öffentliche Vertrauen in die städtischen Angelegenheiten eingeweiht wurde und dadurch deren Verhältnisse genau kennen lernte. Im J. 1809 krönte die Akademie zu Besançon, richtiger auch Société académique de Besançon genannt, eine Abhandlung von de Persan: Dissertation sur l'état de la Séquanie sous les Romains mit dem Preise, und nahm ihn selbst in demselben Jahre als Mitglied auf. Bei seinem größten Werke: Recherches historiques sur la ville de Dôle (Dôle 1809 und 1812. 418 S.) benutzte er vorzüglich Monnier's literarischen Nachlaß. Er schließt sich darin der Ansicht Gollut's und Normand's an, und sucht zu beweisen, daß Dole die Stadt Ditatium der Alten, und die Hauptstadt der Grafschaft Bourgogne, unter deren ersten Fürsten, gewesen sei. In dem ersten Theile des Werkes entwickelt de Persan die historisch-politischen Verhältnisse und Zustände der Stadt Dôle unter den Herzogen von Bourgogne und dem Hause Österreich bis zur Vereinigung mit Frankreich im J. 1678. Der zweite Theil enthält besondere Untersuchungen über die kirchlichen Verhältnisse von Dôle. Der Historiker Dunod behauptet nämlich, daß die Kirche dieser Stadt ursprünglich von dem kleinen Ort (village) Azans abhängig gewesen sei. Diese Behauptung hatte schon de Persan's Freund Monnier im J. 1789 in seiner anonym erschienenen: Dissertation sur le village d'Azans bestritten. Darauf behandelt de Persan die kirchlichen Stiftungen und Einrichtungen, sowie die bürgerlichen und militairischen der Stadt vor und nach der Revolution. Am Ende des Werkes befinden sich mehre Karten. Man sieht aus diesem Inhalt, daß dieses Werk für die Kunde von der Geographie und den politisch-geschichtlichen Zuständen Frankreichs sehr wichtig ist.

Seitdem de Persan ins Vaterland zurückgekehrt war, lebte er wie vorher schon als Privatmann in seiner Vaterstadt. Die Stürme der Revolution, welche ihn aus dem Vaterlande getrieben, hatten ausgetobt, und das persönliche Vertrauen gewann in der wiedergekehrten Ruhe die für das Gedeihen der bürgerlichen Verhältnisse nothwendige Sicherheit. Unter diesen Umständen wandte sich auch de Persan das Zutrauen der Mitbürger zu, und rief ihn zur Verwaltung der städtischen Angelegenheiten, wo er in verschiedenen Stellen thätig war. Mit Eifer arbeitete er zum Wohl der Stadt; aber ganz besonders beschäftigte er sich mit der Gründung einer öffentlichen Stadtbibliothek. Sie gelang ihm. Als erster Bibliothekar bereicherte er seine Gründung mit einer bedeutenden Anzahl nützlicher Schriften. Im J. 1813 zwang ihn das Sinken seiner Lebenskraft, nicht nur seinen Studien zu entsagen, sondern sich auch von den öffentlichen Geschäften zurückzuziehen. In diesem traurigen Zustande lebte er noch bis 1815, wo er am 22. Juni aus diesem Leben schied. (*W. Hoffmann.*)

PERSANO, ein königliches Schloß mit einer Pfarrei in der Provinz Principato citeriore des Königreichs Neapel, in welchem der neapolitanische Hof gewöhnlich einige Sommerwochen zubringt, südlich von Eboli, in der Ebene desjenigen Theils der Provinz, welcher das Land des Cilento genannt wird, zwischen den Flüssen Silaro (F. Sele) und Calore, die sich hier vereinigen, im Gebiete von Serre in der Mitte eines weitläufigen, schön bewaldeten, hier und da prachtvoll mit Schlingkräutern durchwachsenen Parks (Real bosco di Persano) gelegen. Das königl. Jagdschloß, weitläufig, aber ziemlich einsam gelegen, denn die ganze königliche Pfarrei gleiches Namens zählt nur gegen 120 Seelen, ist nach der Zeichnung des Architekten Barrios, eines Spaniers, erbauet, sehr regelmäßig construirt; in demselben zeichnet sich eine Galerie aus, deren Wände mit pulverisirten Tuchscheerflocken auf Leinwand bemalt sind, eine Art der Malerei, welche eine der vielen Erfindungen ist, durch die Raimund de Sangro das Gebiet der Künste bereichert hat. Das königliche Jagdrevier und der dasselbe ausmachende Wald, an dessen südwestlichem Ende sich die beiden genannten Flüsse vereinigen, hat einen Umfang von 35 Meilen. Hier war sonst eine Intendanz über die Lehen Serre, Postiglione und Controne. (*G. F. Schreiner.*)

PERSANTE (die), nächst der Oder der größte Fluß Pommerns, entspringt im neustettiner Kreise aus dem See von Persanzig, 420 Fuß über dem Spiegel der Ostsee. Ihre Hauptrichtung ist nordwestlich, von der sie nur in einzelnen Windungen abweicht. Zunächst nimmt sie die Pernitz und Triebgust von Osten, den Bach von Bärwalde und die Dame von Süden auf. Dann fließt ihr unterhalb Belgard die Mügnitz, welche auf der Höhe

von Polzin entspringt, und die von Südost herkommende Leiznitz zu. Zwischen Belgard und Körlin vereinigt sie sich mit dem südlich von Stoltenberg herkommenden krummen Wasser, und bei Körlin mit der Radue, die nebst dem Kautelbach und der Gazel in einem nicht unbedeutenden Lauf der Gegend von Pollnow und Bublitz entfließt. Nachdem die Persante darauf noch einige stärkere Windungen gemacht hat, erreicht sie Kolberg, dessen Hafen sie bildet, und ergießt sich unterhalb der Stadt, bei Kolberger-Münde, zwischen Zwielipp und Krühne, unter 54° 10′ nördlicher Breite und 33° 20′ östlicher Länge, in die Ostsee. Sie hat einen raschen Lauf, treibt viele Mühlen und ist sehr fischreich. Für die Schiffahrt ist sie oberhalb Kolbergs nicht geeignet und wird nur zum Holzflößen benutzt. (*A. Keber.*)

PRRSÁNY, teutsch Persen, wall. Ptyersany, ein zur Herrschaft Sárkány gehöriges bedeutendes Dorf im weniger Gerichtsstuhle, des fogaraser Districtes, im Lande der Ungarn des Großfürstenthums Siebenbürgen, nach Fogaras eingepfarrt, mit einer eigenen Pfarre und Kirche der nicht unirten Griechen. Bei diesem Dorfe findet man Jaspise und zahlreiche Versteinerungen im rothen Kalksteine, auch Salzspuren, und einen feinen, für Bildhauer sehr brauchbaren Sandstein. (*G. F. Schreiner.*)

PERSCHKE (Christian Gottlieb), geboren 1756 zu Insterburg in Preußen, erhielt den ersten Schulunterricht in dem Collegium Fridericianum zu Königsberg. Durch rege Wißbegierde und unermüdlichen Fleiß erwarb er sich die Liebe seiner Lehrer. Die erlangten Kenntnisse erweiterte und berichtigte er in dem akademischen Gymnasium zu Danzig. Auf der Universität Göttingen beschäftigte ihn, neben der Theologie, die sein Berufsfach werden sollte, besonders das Studium der Philologie und Pädagogik. Heyne zählte ihn zu seinen besten Schülern. Seine Liebe zu den schönen Wissenschaften brachte ihn in Berührung mit einigen Mitgliedern des damals in Göttingen bestehenden Dichterbundes, besonders mit Hölty.

Im J. 1777 erhielt Perschke eine Lehrerstelle zu Klosterbergen bei Magdeburg. In diesen Verhältnissen zeigte er sich als ein Mann von vielseitigen, besonders philologischen Kenntnissen, feinem Geschmack, rastlosem wissenschaftlichen Fortstreben und feuriger Einbildungskraft. Doch entfernte sein Enthusiasmus für geniale Neuerer ihn mitunter von der goldenen Mittelspur, besonders seit er auf einer Reise nach Dessau (1778) das dortige Philanthropin kennen gelernt hatte. Er gerieth darüber in mehrfache Irrungen mit Resewitz, damals Abt in Klosterbergen [1]), und war endlich genöthigt, seine Lehrerstelle in Klosterbergen niederzulegen.

Er ging nach Magdeburg, wo er als Privatgelehrter lebte, bis der Graf Burghaus ihn unter vortheilhaften Bedingungen, im J. 1780, nach Sulau in Oberschlesien berief. Das Wohlwollen dieses begüterten und edeldenkenden Mannes, der als preußischer Rittmeister zu Aschersleben in Garnison stand, und sich für den Freimaurerorden sehr interessirte, hatte Perschke, selbst ein Mitglied jenes Bundes, sich hauptsächlich erworben durch den kraftvollen und begeisterten Vortrag einiger Logenreden, die er in Magdeburg gehalten. In der Standesherrschaft Sulau lebte er seitdem als Rector und Inspector der dortigen Schule. Er war 1781 zum Mittagsprediger ernannt worden, ging aber ein Jahr später nach Weißig, wo er eine Bildungsanstalt für die Jugend errichtete und leitete.

Perschke starb den 16. April 1808. Er hinterließ mehre Schriften pädagogischen und theologischen Inhalts. Unter jenen sind die sechs Bändchen eines für Kinder bestimmten Lesebuchs, dem er den unpassenden Titel: „Der Jugendbeobachter" gab [2]), wegen des erkünstelten und manierirten Styls nicht mit Unrecht in Vergessenheit gerathen. Mehr Beifall fanden seine, den Studirenden in Klosterbergen gehaltenen, Religionsvorträge [3]), und die gleichzeitig lateinisch geschriebene Erklärung des Propheten Habakuk, von einer teutschen Übersetzung begleitet [4]). Ein fortgesetztes Studium der Bibel, besonders des alten Testaments, veranlaßte ihn, Moses Mendelssohn's Übersetzung des 110. Psalms und den sie begleitenden Commentar von Friedländer, einer kritischen Prüfung zu unterwerfen [5]). Von dem literarischen und moralischen Charakter des kieler Theologen Gotthelf Traugott Zachariä, dessen philosophisch-theologische Abhandlungen er (1776) herausgegeben, gab er eine anschauliche und erschöpfende Darstellung [6]). Er lieferte außerdem mehre Aufsätze theologischen und philosophischen Inhalts in den von Matthisson herausgegebenen Reliquien eines Freidenkers [7]). Aus seinem Nachlasse erschien noch zu Frankfurt 1808 seine Orthometrie für Schulen jeder Art, besonders deren Lehrer, für beginnende Dichter, für höhere Lehrstühle und Kanzeln, für Schaubühnen und für Musiksetzung poetischer Stücke [8]). (*Heinrich Döring.*)

PERSCHLING (die), 1) P. ein ansehnliches Flüßchen im V. O. W. W. des Erzherzogthums Österreich unter der Ens, welches am Perschenegg entspringt und durch ein einsames, anfänglich sehr enges Thal dahin, dann an den bedeutenden Ortschaften Pyhra und Böheimkirchen vorbeifließt, hier durch die vereinigten Gewässer vieler Gebirgsthäler verstärkt wird, bei Kapellen die von Wien nach St. Pölten und Linz führende Poststraße durch-

1) Eine auffallende Verletzung des damaligen Modegeschmacks erblickte Resewitz besonders darin, daß mehre Schüler mit Perschke's Zustimmung, nach dem Beispiele der Zöglinge des dessauer Philanthropins, sich hatten die Haare stutzen lassen.

2) Hanover 1776—1780. 3) Halle 1779. 4) *Habakuk*, Vates olim Hebraeus, inprimis ejusdem hymnus, denuo illustratus. Adjecta est versio theotisca. (Francof. et Lipsiae 1777.) 5) Berlin 1788. 6) Bremen 1777. 7) Berlin 1781. 8) Vergl. Goldbeck's literar. Nachrichten von Preußen. 1. Th. S. 184 fg. Charakteristik der Erziehungsschriftsteller Teutschlands. S. 546. Baur's neues histor. biogr. literar. Handwörterb. 7. Bd. 214. Zeitgenossen. 1. Bd. 4. Heft. S. 15—20 fg. Meusel's gel. Teutschl. (5. Ausg.) 5. Bd. S. 56 fg. 15. Bd. S. 20. 16. Bd. S. 369.

schneidet und über Perschling und Ruß der Donau zueilt, in die es sich im Tullner-Felde unterhalb Büschelsdorf einmündet. Es durchfließt anmuthige Gegenden, treibt mehre Mühlen und richtet oft durch seine Überschwemmungen bedeutenden Schaden an. 2) Ein zur Herrschaft St. Pölten und Thalheim gehöriges bedeutendes Dorf in demselben Viertel und Lande, in flacher, doch nicht reizloser Gegend, mit einer katholischen Kirche. Dieser Ort hat in den französischen Kriegen viel gelitten, wodurch sein Wohlstand bedeutend zurückgesetzt worden ist. 3) Ein zur Herrschaft Frankenburg gehöriges und dahin auch eingepfarrtes Dorf im Districtscommissariate des Hausruckkreises des Landes ob der Ens. (*G. F. Schreiner.*)

PERSE, ae (*Πέρση, ης*), Tochter des Okeanos; sie wird auch Perseïs genannt von Hesiod, Apollodor, Hygin, Cicero (vergl. *Burmann, Val. Flac.* VII, 238. *Muncker, Hygin* p. 15 und 269. ed. *Stav.*); vom Helios Mutter nach Homer (Od. X, 136 sq.) der Kirke und des Äetes; (vergl. *Hesiod.* Theog. 356 und 956. *Apoll. Rhod.* IV, 591. *Tzetzes* Chil. IV, 137); außerdem der Pasiphae (*Apollod.* I, 9, 1, 6. cf. *Eustath.* Od. p. 1651. 39. *Cicero* N. D. III, 19. *Apollod.* III, 1, 2, 6. *Tzetzes*, Lycophr. 798), welche Diodor und Tzetzes in den Chiliaden eine Tochter des Helios und der Krete nennen. Auch den Aloeus führt Tzetzes (Lyc. 174) als Sohn der Perse auf, der aber nebst Äetes nach Eumelus in den Korinthiaka ein Sohn des Helios und der Antiope war. Außerdem deutet *Eustath.* l. l. 55 und Schol. Od. l. l. den Namen der Hecate, Perseïs, auch Perse (s. *Val. Flac.* Arg. V, 582). Über die Genealogie des Helios vergl. *Heyne* ad *Apollod.* p. 55. und das Stemma Taf. VII. *Creuzer*, Symb. IV. p. 19. Den Namen und die Verbindung der Perse oder Perseïs mit Helios erklärt *Eustath.* Od. 1651. 54. *διὰ τὴν τοῦ Ἡλίου ἀνατολὴν καὶ δύσιν ἐξ ὠκεανοῦ* und vorher: *διὰ τὴν ἀκίνητον αὐτοῦ περαίωσιν, ἤγουν ἐκ περάτης εἰς περάτην ποιητικῶς εἰπεῖν κίνησι.* Nach Hesiod, weil einige von den Okeaniden *„γαῖαν ἐφέπωσι"* geht der Name auf Persien. (S. *Goettling Hes.* 40. Vergl. auch Welcker in Schwenck's etym.-myth. Andeutungen S. 325. *Creuzer*, Symb. IV. p. 19 und I. p. 734. ed. I.). (*Krahner.*)

PERSE oder Persienne bezeichnet: 1) einen mit fein gemalten bunten Desseins versehenen Baumwollstoff (Zitz); 2) einen gemusterten Halbseidenstoff, bei dem die Kette aus Organsinseide, der Eintrag aus Baumwollgarn besteht, und welcher zu Winterkleidern für Damen bestimmt ist. (*Karmarsch.*)

Persea, Perseïa, Perseïdes, Perseïus, Persels (vergl. den Art. Perse), *Περσηΐς, ίδος, Περσήϊος, Περσεῖος, Περσηιάδης, Περσείδης*: Patronymika von Perse, Perses und Perseus (s. diese Art.). (*Krahner.*)

PERSEA. Mit diesem alten griechischen Namen (*Περσέα Theophr.* hist. pl. 4, 2, 5., *Diosc.* mat. med. 1, 187., Persea *Plin.* h. n. 15, 13), welcher höchst wahrscheinlich den Sebesten-Baum (Cordia Myxa. *L.*) bezeichnet, belegte zuerst Clusius und nach ihm neuerdings der jüngere Gärtner eine Baumart, welche Linné mit Laurus vereinigte. K. Sprengel rechnete Cinnamomum, Camfora, Nectandra, Sassafras und Ocotea zu Persea; aber nicht allein diese, sondern noch mehre andere neue Gattungen betrachtet Nees als generisch unterschieden (s. Laurus). Persea gehört zu der ersten Ordnung der neunten Linné'schen Classe und zu der natürlichen Familie der Laurinen, in welcher sie den Typus einer eigenen Gruppe bildet. Char. Die Blüthen zwitterig; die Blumendecke tief sechstheilig, stehenbleibend, regelmäßig, gleich oder ungleich; die Staubfäden frei, die fruchtbaren mit ablangen, vierfächerigen Antheren, die unfruchtbaren (Staminodien) mit einem dreieckigen Knopfe; der Griffel einfach, die Narbe dreikantig-knopfförmig; die einsamige Steinfrucht mit verdicktem, fast fleischigem Stiele und an der Basis mit der Blumendecke umgeben. Die zwanzig bis dreißig bekannten Arten dieser Gattung sind im tropischen Amerika vorherrschend; einige kommen auch auf den canarischen Inseln und auf Madeira vor. Es sind Bäume mit abwechselnden, ganzrandigen Blättern und rispen- oder doldenförmigen Blüthen. Die auf den amerikanischen Gebirgen am häufigsten vorkommenden Arten zeichnen sich durch ungleiche Fetzen der Blumendecke und an ihrer Spitze meist pinselförmige Staminodien aus; sie bilden die Abtheilung Eriodaphne *Nees*, während die übrigen zu Gnesiopersea *Nees* gehören. Drei Arten verdienen besondere Erwähnung: 1) *P. gratissima Gärtn. fil.* (Carpol. suppl. p. 222. t. 221., Laurus Persea *L.*), im tropischen Amerika, ist der wegen seiner sehr wohlschmeckenden Früchte geschätzte Avogado oder Agnacate-Baum. Ihm ähnlich ist 2) P. drimyfolia *Schlechtend.* (Linnaea VI. p. 365) in Mexiko (Agnacate oloroso), mit weniger angenehm schmeckenden Früchten. Endlich 3) P. indica *Spr.* (*Syst. veg.*, Laurus indica *L.*, *Wendland* obs. bot. p. 21. t. 3., Viñatico der Spanier) auf Madeira und den canarischen Inseln, deren Holz dem Mahagony gleichgeschätzt wird. (*A. Sprengel.*)

Persee-Farbe, s. Farben.

PERSEIGNE (Wald von). Dieser Wald, welcher 10412 Arpents einnimmt, ist der einzige bedeutende um Alençon, Departement der Orne, in welchem sich noch Buchen finden. Er gibt 18 Bächen und kleinen Flüssen den Ursprung. Hier stand einst eine berühmte Cistercienserabtei, welche Wilhelm der dritte mit dem Beinamen Taluas, Graf von Alençon und seine Gemahlin Helle oder Hameline von Bourgogne um das Jahr 1150 oder 54 gründeten und in welcher viele Glieder der gräflichen Familie Alençon begraben lagen. Unter den Äbten des Klosters haben sich Adam, dessen Werke nur theilweise gedruckt sind, Helinand und Thomas von Perseigne, sowie Modeste Cotterel, welcher 30 Jahre lang Generalvicar des Ordens war, als Schriftsteller ausgezeichnet. (Nach Expilly.) (*G. M. S. Fischer.*)

PERSEIS, 1) Mythologie, s. Perse. 2) Alte Geographie; eine in Macedonien und zwar in Päonien, am Flusse Erigonus in der Nähe der alten Stadt Stobi vom König Philippus errichtete und nach seinem

ältesten Sohne und nachherigen Nachfolger benannte Stadt. (*Liv.* XXXIX, 53, 14.) (*H.*)

PERSENBEUG, nach Einigen die böse Beug genannt, da hier die Donau eine Wendung nimmt, welche von den Schiffern in früheren Zeiten nicht immer ohne Gefahr befahren werden konnte, ein zur gleichnamigen k. k. Patrimonialherrschaft gehöriger Markt, an der linken Seite der Donau, gegenüber dem Städtchen Ips, am Fuße eines schroff aus der Donau aufsteigenden Felsens gelegen, der das stattliche kaiserliche Schloß, den Lieblings-Aufenthalt des seligen Kaisers, Franz I., trägt, mit 74 meist hübschen Häusern, 325 größtentheils wohlhabenden teutschen Einwohnern, unter denen sich drei Schiffmeister befinden, deren einer allein gegen 250 Knechte und 115 Pferde beschäftiget und gegen 1200 Schiffe stromauf- und abwärts entsendet; einer katholischen Filialkirche; einem hübschen kaiserlichen Garten, der sich gleich hinter dem Schlosse befindet, in einer Brücke über die tiefe Gasse des Ortes in einer Länge von 40 Klaftern führt, und eine Obstbaumschule und Feigenhaus hat; einer Schule; einem Graphitbergwerke, das in früheren Zeiten den Stoff zu den einst so berühmt gewesenen ipser Schmelztiegeln lieferte. Das Schloß ist eines Besuches werth, da es eine sehr schöne Übersicht über die Donaugegenden bis an den Fuß der steierischen Grenzgebirge gewährt, einen hübschen Saal mit vielen Gemälden enthält und auch historisch merkwürdig ist, denn es ist eins der ältesten Schlösser Österreichs, das freilich von älteren Bautheilen fast gar Nichts mehr zeigt, der Schloßhof soll der ehemalige Turnierplatz gewesen sein; noch steht ein Theil der gemauerten Galerie, welche den ganzen Platz umschloß. Persenbeug war ehemals der Hauptort einer freien Reichsgrafschaft, welche die bairischen Grafen von Sempt und Ebersberg besessen haben. Heinrich III., römischer Kaiser, so erzählen die Chroniken des Mittelalters, fuhr einst im J. 1045 von Regensburg die Donau hinab mit Bischof Bruno von Würzburg und landete in Persenbeug, wo ihn Adalbert's II. Grafen von Sempt's Witwe, Richlinde, bewillkommnete. Der Bischof befand sich aber auf einem anderen Schiffe, von welchem aus er auf einem Felsen einen schwarzen Geist erblickte, der ihm mit drohender Stimme zurief: „Höre, höre Bischof, ich bin dein böser Geist, du bist mein Eigen, fahr hin, wo du willst, so wirst du mein werden, jetzund will ich dir nichts thun, aber bald wirst du mich wieder sehen." Als der Kaiser dann mit dem Bischof in Bösenburg (Persenbeug) landete, bat ihn Richlinde, er möge das Schloß und den Markt, den ihr Gemahl bewohnt hatte, ihrem Neffen Welf III. verleihen. Der Kaiser gewährte eben die Bitte, als plötzlich der Boden der Stube einbrach und die Gesellschaft durchfiel in die Badstube, ohne sich jedoch zu beschädigen; allein Bischof Bruno war auf eine Badewanne gefallen und hatte Rippen und Herz sich eingefallen, und starb wenige Tage darauf. (*G. F. Schreiner.*)

Persennig, gepichte Decken, zum Verschließen der Schiffsluken, s. Schiffbau.

PERSENONE, ein Wildstrom (Fiume torrente) der päpstlichen Delegation Perugia, welcher auf dem östlichen Abhange des Berges Pratolengo entspringt, die Gebiete von Orvieto und Perugia scheidet und nach einem von Westen nach Osten zurückgelegten Laufe von 12 Miglien sich bei Marsciano in den Nestore ergießt, um mit ihm vereinigt nach einem weiteren Laufe von drei Miglien die Tiber zu vergrößern. (*G. F. Schreiner.*)

Persephassa, s. Persephone.

PERSEPHONE (Mythologie). I. Namen der Gottheit. Die Homerische Form ist *Περσεφόνεια*, erst später, zuerst bei Hesiod[1]), findet sich die Form *Περσεφόνη*[2]), was man gewöhnlich von *φέρειν φόνην* ableitet. Es soll darunter vor der Einführung des Ackerbaues unter den Griechen eine Wintergöttin gedacht worden sein, welche die Pflanzen und Blumen der *Δηώ* zu Grunde richtete, weswegen diese über jene weint; daraus sei nach der Einführung des Ackerbaues ein Beweinen geworden, nachdem man die Persephone für das in die Erde gestreute Saatkorn genommen habe. So leitet Kanne den Namen der Göttin ab, eine Etymologie, die so unwahrscheinlich ist, daß ich sie blos der Curiosität wegen anführe. Wir begegnen noch anderen Namen der Gottheit. *Φερσεφόνα*, *Περσέφασσα*, *Φερσέφασσα*, *Περσέφαττα*, *Φερσέφαττα*, *Φερρέφασσα*, *Φερρέφαττα*, *Φερσεφόνεια*, *Περεφόνεια*[3]), welche auf die mannichfaltigste Art gedeutet worden sind, indem jeder die Bedeutung, welche er dem Wesen der Gottheit gab, schon in dem Namen zu erkennen sich einbildete[4]). Wir erwähnen auch die von Creuzer[5]) niedergelegte Ansicht und Etymologie, weil sie zu viele Glaubensgenossen zählt, als daß sie verschwiegen werden dürfte: Der Name *Περσεφόνη* gehöre in die Ideenreiche des oberasiatischen Sabbäismus, und habe die nächste Beziehung auf Sonne und Mond; *Πέρση*, die erste Hälfte des Namens, soll die Perserin heißen, d. h. die Klare, die Reine, wofür vielleicht die **casta Proserpina** des Virgil[6]) spräche, zugleich die Würgerin und die Eröffnerin bedeuten — nicht anders als *Πέρσης* oder *Περσεύς*, der Lichtschaffer aus Persien, aber auch der Würger[7]). Dann erinnert er an **Phanes, Pheneh, Phanech**, sodaß **Perse-phenech** eine ewige unvergängliche **Perse** bezeichnete, die dem Namen und der That nach den Ägyptern sowol als den Oberasiaten angehörte. Wenn wir aber zuvörderst festgestellt haben, daß die Göttin eine echt Griechische ist, und den Hauptbeweis für diese Meinung darin suchen, daß sie namentlich in Arkadien, einer Provinz, die von himmelansteigenden Bergen gegen alles Fremde geschützt, am meisten die von den Vätern ererbten Mythen und Religionen rein und unverfälscht erhalten hat, ihre vorzüglichste Verehrung fand[8]) und nicht minder in Attika, dessen Bewohner sich gleichfalls Au-

---

1) Theog. v. 913. 2) Vergl. *Hom.* Hymn. in Cerer. v. 56. 3) Lakonisch s. *Hesych.* s. v. 4) Vergl. *Heindorf.* Cratyl. p. 404 C. Creuzer S. 806. Völcker, Mythol. des jap. Geschl. S. 201 fg. Schwenck Andeutungen. S. 247 fg. 5) In der Symbolik IV. S. 315. 6) Aen. VI, 404. 7) Vgl. Etym. Gud. S. 462 fg. *Περσεύς· καλεῖται ὁ ἥλιος, καὶ ἐξ αὐτοῦ ἡ Περσεφόνεια, ἡ ἀνάδοσις τοῦ σίτου ἡ ἀπὸ τοῦ ἡλίου γενομένη.* 8) s. *Herodot.* II, 171.

tochthonen nannten und es auch waren, so müssen wir annehmen, daß die Benennungen derselben griechisch sind und dürfen daher bei der Erklärung der Namen nicht nach Asien und dem Lande der Sabbäer, oder wohin sonst Träumerei, Euhemerismus und Synkretismus die Meinungen geleitet hat, wandern, sondern die Namen aus griechischen Ideen, aus der griechischen lebendigen Welt zu erklären suchen. Auf griechischem Boden bleibt freilich Preller in seiner Demeter und Persephone, wenn er [9]) *Περσεφόνη* von *Πέρθειν* und *φένω* (wovon *φόνος*, *φονεύω* wie *Τισιφόνη* von *Τίνειν* und *φένω*, *Γοργοφόνη*, *Ἄρτεμις Θηροφόνη* u. s. w.) ableitet; die andern Formen *Φερσέφασσα* u. s. w. sind nach ihm aus dem Homerischen *Περσεφόνη* corrumpirt. Weil man sie misverstand, versuchte man neue Etymologien und erklärte die *φερεφάττια* zu Kyzikos durch *φωσφόρος* [10]), oder dachte an *φάσσα* und *φάττα*, eine Taubenart [11]). Preller's Ansicht ist vielleicht die richtige, obgleich die Erklärung des Namens nicht recht zu der Geschichte der Mythologie der Göttin passen will, siehe daher unsere Etymologie Cap. III. Der ältere Name der Göttin muß *Κόρη* oder vollständig *Δήμητρος Κόρη* gewesen sein, wie er stets der gewöhnliche blieb, nur darf *Κόρη* nicht von *χορευθῆναι* abgeleitet werden, daß es die Sättigende bezeichnet [12]). Daß Homer die Göttin nicht mit diesem Namen nennt, ist weniger auffallend, als es scheint. Denn wenn auch ursprünglich das Wesen der Gottheit, die Tochter der Demeter, d. h. die jährlich in Fülle und Üppigkeit aufsprossende Natur bezeichnete, so knüpfte sich doch sehr leicht daran auch der Gedanke, daß diese reiche Naturfülle, welche man in der Kora mit Jauchzen verherrlichte, jährlich dahin sank, sie welkte in die Tiefe, der Raub des blühenden Mädchens geschah vor Jedermanns Augen, man sah ihren Tod, ihre Verbindung mit der dunklen, geheimnißvollen Welt, der Name *Περσεφόνη* war gefunden, und je inniger das Menschenleben noch mit der Natur- und Pflanzenwelt zusammenhing, um so leichter glaubte man auch, daß das blühende Mädchen im Tode ihren Reiz, ihre Heiterkeit verloren und dafür die ernste Göttin der abgeschiedenen, hingestorbenen Welt, die düstere Gemahlin des Schattenkönigs geworden sei. Dabei wurde der heitere Gedanke, welcher im Begriff der Kora liegt, nicht vergessen, man sah sie ja jährlich wieder dem Schooße der Erde entwachsen, und — was war leichter in griechischer Phantasie geschaffen — so stellte sich schnell die heitere und die düstere Seite des Wesens der Kora heraus, um Festigkeit zu gewinnen. Homer kannte sie schon beide, daher die Göttin ihm eine ernste ist. Preller dreht freilich die Sache um, was nicht gut angeht, denn ein Trauerfest setzt ein Freudenfest voraus, und Kora mußte erst geboren werden, das heitere liebliche Mädchen mit allen ihren Reizen sein, ehe sie in die schauervollen Arme des furchtbaren Königs der Unterwelt sinken und seine Gemahlin werden konnte (s. S. 192). Preller sagt selbst, dem Epitheton *ἐπαινή* habe man eine mildere Bedeutung gegeben und beruft sich dabei auf Plutarch [13]). Wer wird aber aus Beinamen den Gang eines Mythos bestimmen wollen? Auch die Alten haben manche Erklärungsversuche angestellt. So erklärt Kleanthes [14]) *Φερσεφόνη τὸ διὰ τῶν καρπῶν φερόμενον καὶ φονευόμενον πνεῦμα*, womit Orpheus im Hymnus an die Persephone auffallend übereinstimmt, denn es heißt dort: *Φερσεφόνεια, φέρεις γὰρ ἀεὶ καὶ πάντα φονεύεις.* Das Scholion zu Hesiod [15]) leitet den Namen ab von *περισσῶς φονεύεσθαι.* Die Erklärung Preller's ist also nicht allein sprachgemäß und grammatisch richtig, sondern hat auch die Bestimmung des Alterthums für sich.

Noch über einen Namen der Göttin ist zu reden. Pausanias [16]) sagt: Die Despöna verehren die Arkader am meisten von den Göttern. Sie sagen aber, daß sie eine Tochter des Poseidon und der Demeter sei. Ihre vorzüglichste Benennung ist Despöna, wenn sie auch die Tochter des Zeus, *ἐκ Διὸς Κόρη*, heißt. Ihr eigentlicher Name ist aber Persephone, wie früher Homer und Pamphos gedichtet hat. Den Namen der Despöna aber habe ich nicht nennen dürfen. Preller hat (S. 384) schon bemerkt, daß sich Pausanias auf Homer und Pamphos nur wegen des Namens Persephone, nicht wegen des Namens Despoina bezieht, wie früher bisweilen die Stelle verstanden worden ist; die Benennung hält er nicht für sehr alt, ebenso daß Poseidon der Vater der Despöna sei, möge eine jüngere Dichtung sein, da er in dieser Gegend blos der Hippios sei, und seine Vaterschaft sich zunächst nur auf den Arion beziehe; der Ausdruck Despöna erinnere an den orientalischen Ritus, weshalb man auch diesen zu den mancherlei Wirkungen der besonders in Folge der Orphischen Poesien eingetretenen Verschmelzung des Rhea- und Demeterdienstes rechnen darf, wie denn überhaupt in Arkadien jene beiden Göttinnen, die Rhea und Demeter, sehr häufig ihre beiderseitige Symbolik unter einander ausgewechselt hätten. Über das Verhältniß der Demeter zu der Rhea siehe unten. Hier erinnern wir nur, daß der Beiname Hippios die Beziehung des Poseidon zu seinem Element keineswegs aufhebt, und es ist viel wahrscheinlicher, daß die gewaltsame winterliche Umarmung der Demeter vom Poseidon und die nachfolgende Geburt der Despöna eine uralte Arkadische schon in den Pelasgischen Religionen begründete Mythe war. Wenigstens schadet der Ausdruck Despöna dieser Vermuthung nicht, denn im Attischen Sprachgebrauch ist Despöna von Göttinnen nichts Seltenes [17]). Ähnlich heißt

9) S. 11. Anmerkung 16. 10) s. *Marq.* Cyzicus. p. 125. 11) s. Etym. Gud. p. 458, 22. *St. Croix* Mystrs. II, 206. Creuz. Symb. IV, 223. *Völcker* Iapetid. p. 201. Welcker zu Schwenk Andeutungen. S. 299. 12) Schol. zu *Aristoph.* Vesp. 1429. Etym. s. v. *χορευθῆναι.* s. Preller S. 139.

13) de Aud. p. 23. A. 14) Bei *Plutarch* de Isid. et Osirid. 66. 15) Theog. v. 913 und *Tzetz. Hesiod. ἔργ.* 32. 16) VIII, 37, 9. 17) So sagt Äschylos bei dem Scholiasten zu *Theocrit.* II, 36 *Δέσποιν' Ἑκάτη*, Sophokles in der Electra v. 616. ed. *Herm.* *μὰ τὴν δέσποιναν Ἄρτεμιν*, *Aristophanes* Av. 876 *Δέσποινα Κυβέλη.* So redet Strepsiades (in *Aristoph.* Nub. v. 355) die Wolken *δέσποιναι* an, und in den Rittern (v. 763) lesen wir *δέσποινη Ἀθηναίη.* Virgilius (Aeneid. VI, 397) nennt

Persephone *Βασιλὶς*[18]) und in Tarent hieß die Aphrodite *Βασιλὶς*[19]). Wir sehen, daß man nicht nach Asien zu wandern braucht, um den Ausdruck *Δέσποινα* zu erklären, der auch, an und für sich betrachtet, nichts Auffälliges einschließt. Die Persephone wird die Herrscherin genannt, weil sie es ist, denn sie gebietet, eine ernste, gestrenge Königin, den abgeschiedenen Schatten der Unterwelt.

§. 2. Wir wenden uns zu den Beinamen der Göttin, welche nach ihrem Wesen in zwei Classen zerfallen, und theils die heitere Seite, theils ihren düstern Ernst bezeichnen. Bei Homer ist sie nur die finstere Gemahlin des Hades und heißt daher[20]) *ἐπαινὴ Περσεφόνεια*[21]), *ἀγαυὴ*[22]), *ἁγνή*[23]). Der Homerische Hymnus scheint aber auch die sanfte Seite der Göttin zu berühren, da sie hier nicht blos ernste Beinamen führt, wie *δαΐφρων* (v. 360), *περίφρων* (v. 371), *ἅγνη* und *κόρη Δημήτερος ἁγνὴ*, sondern auch *εὐῶπις κούρη* (v. 334), *θυγατὴρ τανύσφυρος* (v. 2), *Περσεφόνη περικάλλης* (v. 405), *περικάλλης Περσεφόνεια* heißt. Vergleiche den Vers der Sappho: *Παῖδ' ἄγαν ἄπαλον*[24]). Freilich ist die Göttin hier nirgends die Gute genannt, aber doch die Schöne, und welche Begriffe sind verwandter als gut und schön? Aber der Verfasser des Hymnos weist auch auf die Segnungen der Demeter und ihrer Tochter hin, obgleich er beide *σεμναί τ' αἰδοῖαί τε* anredet (v. 485 sq.). Die Homerischen Epitheta sind auch von Spätern beibehalten, so heißt die Kora bei Archilochos[25]) in den Iobacchen *ἁγνὴ*[26]), bei Kallimachus[27]) *εὔπους Δηϊώνη*[28]). In dem Hymnus *ἄσιγμος*, den Athenäus[29]) anführt, heißt sie *Κόρα Κλυμένοιο ἄλοχος μελίβοια*, welcher letztere Ausdruck nach Preller (S. 37) entweder wie *ἀλφεσίβοια*, welches Wort schon Aristarchus[30]) auf den Preis der Ehe bezog, also die vielumfreite, oder wie *ἀλφεσίβοιον ὕδωρ*[31]), also wie *ὄμπνια*, die den Wachsthum durch Früchte befördernde erklärt wird. Er erinnert dabei an *Πολύβοια*, wie oft die Artemis und Persephone heißen. Auch *Μελίβοια* wird sie angeredet[32]). Hierher gehört auch Euripides' Rhesus[33]), wo die Göttin *Καρποποιὸς παῖς Δήμητρος θεᾶς* heißt; ferner *Κόρη φερέζωος*[34]). Bei den Lakonen hieß sie *Κόρη φλοῖα*, welches[35]) wahrscheinlich von *φλοιός, φλόος, φλοῦς* abzuleiten, und die Blühende, Grünende zu erklären ist[36]). Auch Dionysos führte solche Beinamen wie *Διόνυσος φλεῦς φλυοῦς*[37]). Der Dichter der Orphischen Hymnen[38]) nennt sie *βιοδῶτις*. Sehr ernst und bedeutsam ist die Benennung der Göttin bei Porphyrius[39]) *ἡ Κόρη παντὸς τοῦ σπειρομένου ἔφορος*, bei demselben Porphyrius[40]) *ἡ τῶν σπορίμων δύναμις*, bei Lydus[41]) *ἡ δύναμις σπερματοῦχος*. Denn das Wort *ἔφορος* wenigstens erinnert wieder unwillkürlich an die Herrscherin über Leben und Tod, als welche Virgil[42]) sie Juno infernalis, Ovid[43]) Avernalis[44]), Statius[45]) Stygia nennt, und Lykophron[46]) kennt eine *Περσεφόνη λέπτυνις οἷον λεπτύνουσα τῶν ἀποθνησκόντων*[47]), also eine Persephone, welche die Leiber der Gestorbenen abzehrt. Hierher gehört auch ohne Zweifel der Beiname *Θῆρα*, die Haschende[48]), welchen sie in Böotien bei Lebadea an der Quelle Herkyna führte. Freilich war dort eine Legende local, um den Beinamen zu erklären. Ein Gänschen entschlüpfte den Händen der Herkyna, Persephone wollte es haschen, nahm einen Stein hinweg — siehe! da sprudelte unter dem Stein die Quelle Herkyna hervor. Aber der Ausdruck bezeichnet doch mehr eine Jägerin und Persephone wurde wol als Menschenjägerin gedacht. An Orphische Dichtung erinnert die Benennung *Κόρη ἄῤῥητος*, eine Bezeichnung, welche vorzugsweise die Vermählung des Zeus mit der Rhea, von welcher die phrygischen Mysterien erzählten, betrifft[49]). Der Ausdruck berührte die *ἄῤῥητοι γοναί* der Persephone[50]). Die Rückkehr der Persephone aus der Unterwelt, wo Hermes in Gegenwart der Hore des Frühlings sie aus der Unterwelt abholt, oder wo sie unter Hermes' Geleite wieder auf der Oberwelt erscheint und der Mutter überliefert wird, bezeichnet der Beiname *λεύκιππος*[51]). Das Segnende ihres Wesens bezeichnet namentlich der Beiname *Σώτειρα*, welchen sie in Kyzikos in Mysien führte[52]). Ihre Beziehung zu Tod und Unterwelt bezeichnet vorzüglich noch der Beiname *μελιτώδης*, die Pflegerin der Bienen; die eingeweihten Frauen selbst hießen Bienen, Melissen[53]). Dunkel bleibt noch immer die Daira (*Δάειρα, Δαῖρα*), nach Creuzer's[54]) Untersuchung ein Beiname der Persephone von den Fackeln; Hermes sollte mit ihr den Heros Eleusis erzeugt haben[55]); daher hieß ein in ihre Geheimnisse Eingeweihter in Athen *Δαειρίτης*[56]). Hierher gehört noch *Πυροφόρος*, die Fackeltragende, was freilich auch die Weizenbringerin erklärt wird[57]). Apollonius[58]) gibt der

die Gattin des Schattenkönigs Domina Ditis, zu welcher Stelle Heyne *ἄλοχος δέσποινα* vergleicht.

18) In einer Inschrift von Katana in *Muratori* Thes. I, 40. Nr. 8). 19) s. *Hesych.* s. v. *Βασιλίνδα*. 20) Il. IX, 457. 21) Vergl. v. 569; Od. X, 491. 22) Od. XI, 226. 634. Hymn. in Cerer. 349. Bei *Virg.* Aen. VI, 142 praeclara. 23) Od. XI, 386. Hymn. in Cerer. 338. Bei *Claudian.* XXXIII, 215 candida. 24) Bei *Athen.* p. 554 sq. 25) Bei *Hephaest.* p. 55. 26) cf. *Schneider.* Delectus poet. eleg. Graec. p. 195. 27) Fragm. XLVIII. 28) cf. *Rich. Bentley.* l. c. 29) X, p. 455 C.). 30) ad Il. X, 244. 31) *Aesch.* Suppl. 855. *Alex.* Aetol. Bei *Parthen.* erot. c. 14. 32) Preller S. 193. 33) v. 964 *Dind.* 34) Etym. Gud. p. 539. 35) Nach Passow im Lex. 36) cf. *Hesych.* s. v. 37) cf. *Lobeck* Agl. p. 402. 38) IX und XX. 39) Antr. Nymph. 14. 40) Bei *Eusebius* Praep. Evang. III, 11. 41) de mens. p. 124. 42) Aen. VI, 138. 43) Metamorph. XIV, 114. 44) Vergl. *Silius Italic.* XIII, 601. 45) In der Thebais IV, 526. 46) Alex. v. 49. 47) cf. *Tzetz.* l. c. und Etym. M. p. 560. 48) s. Preller S. 173. 49) s. *Euripid.* Helena v. 1306. cf. *Alex.* Fragm. XXII. *Dind.* *Hesych.* *Ἄῤῥητος Κόρη· ἡ Περσεφόνη; Εὐριπίδης Ἀλεξάνδρῳ.* 50) *Orph.* Hymn. XXIX. *Lobeck* Agl. p. 587. Preller S. 141. 51) s. *Pind.* Ol. VI, 92. *λευκίππου τε θυγατρός*; cf. Schol. vet. l. c. und *Tzetz.* ad *Hes.* *ἔργ.* v. 32. *Eudoc.* p. 110 *τὴν Κόρην ἀνερχομένην ἐξ Ἅιδου λευκόπωλον.* 52) cf. *Appian.* bell. Mithrid. c. 75. *Plut.* Lucull. c. 10. 53) cf. *Valckenaer* ad *Theocr.* Adoniazus. v. 94. Schol. ad *Pind.* Pyth. IV, 105. 54) Symb. IV, p. 277. 55) *Paus.* I, 38, 7. 56) cf. *Pollux* I, 35. *Hesych.* s. v. *Δαῖρα* und dort die Ausleger. 57) cf. Schol. *Eurip.* Phoen. 687. 58) Argonaut. III, 847 u. Schol.

Daira noch ein bemerkenswerthes Epitheton „μουνογένεια," die Eingeborene. An die Orphischen Mysterien erinnert wiederum die Benennung [59]) Πρωτογόνη primigenia Πρωτόγονος [60]) und als solche ist sie Mutter des großen Dionysos. An ähnliche Ideen mag auch ihr Beiname Χειρογόνια, die Geburtshelferin, erinnern, weswegen sie Creuzer [61]) mit der Hekate verbindet. Orphisch sind ferner die Beinamen πολύτιμος, κέδνη, ἐρατοπλόκαμος, ἀγλαόμορφος [62]), sie ist Mutter der Eumeniden, Εὐμενίδων γεννέτειρα, Mutter des Eubuleus (Εὐβουλῆος); sie heißt Παίκτειρα Ὡρῶν, die Gespielin der Horen, wie umgekehrt Homer [63]) die Horen συμπαίκτορες Περσεφόνης heißen; die Allbeherrscherin, Παντοκράτειρα, die Fruchtschwangere, καρποῖσι βρίουσα, sie heißt εὐφεγγής, κερόεσσα, weil sie Mondgöttin geworden, weshalb sie auf kleinasiatischen Münzen mit dem Halbmond abgebildet wird, μόνη θνητοῖσι ποθεινὴ εἰαρινή, die ersehnte Göttin des Frühlings, welche sich freut des Duftes der Frühlingsauen; sie heißt gradezu Leben und Tod der geplagten Menschen, ζωὴ καὶ θάνατος, μούνη θνητοῖς πολυμόχθοις, dabei aber doch μάκαιρα, ein Ausdruck, welcher wol nicht allein die Selige bedeutet, sondern auch prägnant die Seligmachende, und endlich ἄνασσα, Herrscherin, sowie bei Horatius [64]) „Proserpina imperiosa me trahit." Als Tochter der Demeter, namentlich der Suchenden Δηώ, heißt Persephone Δηωίνη, Deois [65]). An asiatische Ideen möchte vielleicht die μεγάλη θεά [66]), vielleicht auch die Beinamen Ὀβριμώ und Βριμώ, die Schreckende, Furchterregende [67]), erinnern. Ähnlich sagt Horatius [68]): „Proserpina saeva nullum caput fugit," wie er [69]) von einer „furva Proserpina" redet. Claudian [70]) kennt eine ferox Proserpina.

§. 3. II. Cultus und den Cultus begründende Sagen. Mag auch die Ansicht von Voß, daß Homer die erste und lauterste Quelle aller griechischen Mythologie, die Form, in welcher eine Sage bei ihm ausgeprägt ist, als die primitive anzusehen sei, und daß man von diesem Standpunkte aus die Neuerungen und Umbildungen der späteren Dichter abzuschätzen habe, noch in einigen erheblichen Zweifel gezogen werden können, da man gewiß zugeben wird, daß einmal die Homerischen Gedichte nicht die ältesten sind, welche überhaupt gedichtet wurden und frühere für uns verloren gegangene Gedichte ohne Zweifel eine Menge Localmythen behandelten, die uns jetzt nur durch spätere, meistentheils die jüngsten Schriftsteller aufbewahrt sind; zweitens daß es keineswegs die Absicht des Sängers war, alle Mythen in sein Epos aufzunehmen, sondern nur diejenigen, welche nothwendig oder geeignet waren, um sein Epos zu verdeutlichen oder zu verschönern und anmuthsvoller zu machen, und daher die heitere epische Farbe tragen mußten; drittens, daß dem Homer selbst, als einem asiatischen Sänger, keineswegs alle Sagen des Continents bekannt sein konnten, sondern er nur die mitgebrachten und schnell auf dem üppigen Boden der Colonien wuchernden Sagen zur Hand hatte — so muß man doch bedenken, daß dieser Dichter die älteste erhaltene Quelle ist, und daß die Griechen des Auslandes die Mythen der Heimath als ein heilig anvertrautes Gut betrachteten und wenigstens in den ersten Jahrhunderten so rein als möglich zu erhalten suchten. Wenden wir dies auf den Mythus von der Persephone an, so müssen wir zwar die Homerische Gestalt desselben oben anstellen, sind aber dadurch noch keineswegs berechtigt, andere Formen, in welchen der Mythus erscheint, für jünger, oder gar für Erfindungen und Ausschmückungen späterer nach Neuerung strebender Dichter zu erklären, falls das nicht aus der Gestalt der Mythen selbst hervorgeht. Bei dieser Gottheit ist die mystische Seite überwiegend, ein Element, welches dem Homer ganz fremd geblieben ist. Homer gedenkt der Demeter nur gelegentlich, aber in diesen wenigen Stellen so entschieden, daß man behaupten möchte, ihm sei nur die eine Eigenschaft derselben, als Ackergöttin, bekannt gewesen [71]). Wir haben jetzt zu untersuchen, ob Homer die Sage vom Raube der Kora gekannt hat. Insgemein wird eine solche Bekanntschaft angenommen, und zwar schon von einigen älteren Erklärern; heißt ja doch Hades drei Mal κλυτόπωλος [72]); wie namentlich neuerdings von Welcker [73]). Preller stimmt dagegen, weil das Epitheton in der Mythe vom Raube der Kora bei den Dichtern sowol als auf den plastischen Denkmälern etwas so Habituelles ist, daß man annehmen müßte, wo seiner gedacht werde, da müsse auch der Mythus bekannt sein; das Epitheton könne ganz der Homerischen Analogie gemäß anders bezogen werden, Homer könne seine Heroen nicht ohne die Auszeichnung eines Gespannes denken, wie viel weniger seine Götter! Außerdem kenne Homer nicht die Genealogie, nach welcher Persephone die Tochter der Demeter sei; Demeter heiße zwar die Geliebte des Zeus, und Persephone die Tochter des Zeus, aber, worauf es doch ankomme, Persephone heiße nirgends in der Odyssee und Ilias die Tochter der Demeter; es gebe andere ältere Genealogien, welche der Homerischen Poesie so sehr zugesagt hätten, als die spätere gewöhnliche ihm entgegenstehe, und zu der Hesiodischen Theogonie passe. Diese abweichenden Genealogien, welche Homer befolgt haben soll, sind ihm 1) eine von Apollodor (I, 3, 1) erwähnte, nach welcher Persephone Tochter der Styx ist, welche Homer die älteste und vorzüglichste der Töchter des Okeanos nennt, bei deren Quelle die Götter schwören; 2) die Eleusinische Sage, wo die Daeira, deren Identität mit der Persephone Äschylos verbürge, eine Schwester der Styx, Eleusis dagegen ein Sohn der Daeira und des Hermes heißt. Nach diesen

59) *Paus.* I, 31, 4. *Creuzer* IV, 238. 60) *Paus.* IV, 1, 8. 61) cf. Symb. IV, 457. *Hesych.* II. p. 1546. 62) cf. Hymn. XXVIII. 63) Hymn. 42, 7. 64) Sat. II, 5, 109. 65) *Ovid.* Met. VI, 114. 66) *Paus.* VIII, 31, 1. *Sophocl.* Oed. Col. 683. 67) *Tzetz.* Lycophr. 698. 68) Od. I, 28, 19, 20. 69) Od. II, 13. 21. 70) XXXIII, 27.

71) s. *Müller*, Prolegg. p. 127. Preller Demeter. S. 4. 72) Il. V, 654. XX, 445. XVI, 695. Vergl. das Schol. zu der ersten Stelle, Etym. M. p. 520. *Apollon* Lex. Homer. p. 100, 33. *Bekker. Lehrs.*, de Stud. Aristarch. p. 155. 73) Raub der Kora in der Zeitschrift für Geschichte und Auslegung der alten Kunst. I, 1.

Genealogien lasse sich eine ältere Form vom Raube ausdenken — man denke! — von der noch einige Überbleibsel da wären [74]).

Wollten wir auch alle diese Preller'schen Sätze von Vorn herein zugeben, so folgte daraus doch noch nicht, daß Homer die später gewöhnliche Form der Sage unbekannt gewesen ist. Können denn nicht in verschiedenen Gegenden verschiedene Sagen gleichzeitig entstehen; muß denn darum eine Mythe dem Homer unbekannt geblieben sein, weil er sie nicht erwähnt, nicht zu seiner Poesie passend findet? Auch möchte ich noch bezweifeln, daß Persephone, wenn sie die Tochter der Demeter ist, deshalb gleich eine mystische Gottheit sein muß. Verwandtschaft wird darum nicht bestritten, und ebendiese hat Veranlassung gegeben, daß soviel Mystisches an den Raub geknüpft ist. Homer fand den ganzen Mythenreichthum vor und wählte sich, was ihm zusagte. Liegen aber in seiner Poesie nicht ausdrückliche Beweise vor, daß er die gewöhnliche Form vom Raube der Kora nicht gekannt habe, so müssen wir Preller's Ansicht auf sich beruhen lassen und nur wiederholen, daß Persephone erst die Göttin sein mußte, welche mit der Natur geboren wird, ehe sie diejenige werden konnte, welche mit der Natur stirbt, und daß erst später sich an die geraubte Tochter die Ideen geknüpft haben, welche sie mit mystischem Dunkel umgaben.

Wir haben die Homerische Persephone zu behandeln, und müssen allerdings zugeben, daß eine große Verschiedenheit zwischen ihr und der Kora stattfindet. Zwar ist auch die spätere Persephone Gemahlin des Aidoneus und Herrscherin im Todtenreiche; aber das ist bei ihr blos etwas Äußerliches, dem Mythus Angezwungenes; doch gebiert sie offenbar von Pluton den Jakchos, wenn sie ihn auch von Demeter säugen läßt; also war die Ehe doch fruchtbar! Eigentlich ist sie der Demeter Kind, sie ist das Product derselben, die Natur, welche im Frühlinge jährlich der Erde entsproßt. Aber das ist nicht Allegorie zu nennen, wie Preller thut, denn eine Allegorie ist willkürlich und hat niemals im Glauben der Völker einen Platz eingenommen. Das ist grade der große Unterschied zwischen Allegorie und Mythe, daß diese ein nothwendiges Erzeugniß des geistigen Bedürfnisses einer Nation ist, in der Allegorie aber als willkürlicher Einkleidung einer Wahrheit nur die Wahrheit, nicht aber die Form, wie in der Mythe geglaubt werden kann. Preller fragt, wie auf die Kora der Name Persephone passe, welcher eine Würgerin bezeichnet, und zeigt, daß die Göttin im Homer das sei, was der Name besage. Ich gebe ihm zur Antwort: Demeter heißt Mutter, Erdmutter, Kora, Tochter, Persephone ist ursprünglich nur ein Epitheton, welches freilich früh genug zum Namen selbst geworden ist, wie die Namen der meisten Heroen ursprünglich nur Epitheta bestimmter Götter gewesen sind, um freilich früh genug sich von diesen abzulösen und selbständige Wesen zu bezeichnen. Ist diese Erklärung nicht einfacher als die Preller'sche, und ist es nicht gerathener, zu einer solchen Erklärung seine Zuflucht zu nehmen, als ein Wesen für eine Zwittergestalt zu erklären, es in eine doppelte Persönlichkeit zu zerreißen, da man alle ihre Eigenthümlichkeiten naturgemäß und mythologisch richtig erklären kann? Im Homer ist sie abgeschieden und in das Dunkel der Erde, an die Seite eines nicht minder schrecklichen Gemahls gebannt. Sie vollzieht Flüche, rächt jedes Verbrechen nach Maßgabe seiner Schwere, die Grausen erregenden Erinnyen sind ihre Dienerinnen, den Menschen aber und den heiteren olympischen Gestalten sind sie ein Gräuel. Die Epitheta in der Odyssee sind freilich milder und weniger furchtbar, aber in der Hauptsache hat sich doch nichts geändert.

Doch gibt Preller nicht soviel auf Einzelnheiten, als auf die Differenz der ganzen Anschauungs- und Gefühlsrichtung, welche so groß sein soll, daß an einen Ursprung aus gemeinschaftlicher Quelle gar nicht zu denken sei. Die Homerische Persephone steht ihm überall im schroffsten Widerspruch zu der Kora, und Hesiod scheint ihm derjenige Dichter zu sein, welcher die Kora zuerst in die Mythologie einführte und namentlich jene Combination der Kora mit der Persephone gemacht hat (s. S. 12). Hier wird aber gar nicht untersucht, ob in jenen religiösen Tagen eine solche Willkür möglich war, ob Hesiod bei so leichtsinnigem Verfahren Glauben gefunden haben würde; ja man sieht gar nicht ein, was den Hesiod wol dazu bewogen haben könnte, aus zwei verschiedenen mythologischen Wesen, die doch wahrlich keine mathematischen Größen sind, ein einziges zusammenzuflicken, und noch viel weniger, wie ihm das gelingen konnte, wenn beide ohne innere tief begründete Verwandtschaft waren. Die Homerischen Ansichten vom Tode und diejenigen, auf welchen die Idee vom Raube der Kora beruht, sind allerdings verschieden. Homer kennt jenen blos als eine furchtbare Macht, aber nur in Beziehung auf das Menschenleben. Dieses allein scheint ihm der Bedingung des Sterbens unterworfen, und das Gesetz des Todes ist ihm nur eine tückische eigensinnige Gewalt, die dem frischen Heroenleben aus verstecktem Hinterhalte auflauert. In der Koramythe ist der Tod allgemeines Naturprincip, ursprünglich stirbt blos die Vegetation dahin, die Menschen werden aber als Pflanzen gedacht, welche gemeinschaftlich mit der Natur aus dem fruchtbaren Schooße der Demeter geboren werden; also auch in ihnen lebt und stirbt die Kora! Die chthonische Demeter absorbirt und gebiert die Vegetation, der chthonische Zeus, eigentlich nur ihr Begleiter, ist nichts als die abstracte Naturregel, nach welcher alles zu bestimmten Zeiten wird und zu sein aufhört. Er ist nicht bloßer Todesgott, welcher Alles verdirbt, er ist auch productiver Gott der Fluren, der nachmalige Pluton: Vater des Jakchos, des Segenskindes. Bei Hesiod finden sich diese Vorstellungen zuerst, weil die Homerischen Heroen nichts mit der Natur und der Vegetation zu schaffen haben, und einer höheren Ἀνάγκη folgen sollen, als diejenige ist, welcher die Natur gehorcht. Daraus folgt aber noch nicht, was Preller will, daß Homer die Ideen nicht kannte, sondern nur, daß er sie nicht gebrauchte. Dessenungeachtet scheint die Idee der Kora,

74) s. Preller S. 7—9.

des chthonischen Zeus, der chthonischen Demeter in den alten Pelasgischen Religionen begründet zu sein, welche freilich wanken mußte, als durch die große Völkerwanderung, welche so viele Hellenische Stämme nach Asien hinübertrieb, ein regeres Leben in Griechenland Eingang gefunden hatte. Das sagt ausdrücklich Herodot [75]). Hesiod [76]) besiehlt dem Landmann, wenn er pflüge, zum chthonischen Zeus und der heiligen Demeter zu beten, daß sie die Fluren ihm segnen möchten, aber der chthonische Zeus ist der Aidoneus, welcher das Lager der Demeter bestieg, mit ihr die schöne Persephone zeugte und nachher sie der Mutter raubte, auf den Wink des Kronion. Den chthonischen Zeus kennt schon Homer [77]). Aber auch die Idee des Werdens soll im Homer eine andere sein, als diejenige, welche sich in der Idee von der Kora nach der Anschauung des vegetirenden Werdens, also des Wachsens, entwickelt hat. Im Homer ist Okeanos der Anfang der Götter und aller Dinge, aber blos im räumlichen Sinne eines seitwärts von der Erde liegenden Landes; Okeanos ist die Grenze des Sichtbaren und der Anfang des Unsichtbaren, daher man auf ihn alles beziehen zu müssen glaubte. Jenseit dieser Grenze sind die Wohnungen des Aidoneus, der Persephone und das schöne Elysion. Im Hesiod steht allerdings Gäa an der Spitze, welche Homer [78]) blos in der Bedeutung des Erdbodens kennt; daraus folgt aber noch nicht, was Preller sagt, daß durch Hesiod die Gäa erst das geworden sei, was sie nun mehr und mehr wird, die Mutter Erde, das Zeugerische vorzugsweise, aus welcher Götter, Menschen und Thiere hervorgegangen sind, sondern im Gegentheil der ganze Anstrich der Hesiodischen Sagen ist so, daß man ihn für den älteren halten muß, da hier das Menschenleben mit der Natur noch eng verbunden, im Homer aber beides schon geschieden, die geistige Entwickelung also schon einen Schritt weiter gegangen ist. Preller sagt sehr richtig, daß die chthonische Demeter als Mutter der Kora nur eine andere Anwendung der Urmutter Gäa ist, mit andern Worten, daß in der Demeter und der Gäa derselbe Grundgedanke liegt. Kora vertritt dabei das nach dem vegetativen Werden vorgestellte Werden überhaupt und das Gewordene (S. 16).

Die dritte Differenz, welche Preller hervorhebt, um seine Ansicht zu beglaubigen, ist eine mehr eingebildete: die Hesiodischen Götter seien Naturkräfte, ihre Personification mehr eine mythologische Verkleidung, wenig von baarer Allegorie verschieden; die Homerischen Götter aber seien das, was sie sind und nichts anderes, was sich etwa noch dabei denken läßt. Ich wiederhole dagegen meinen oben ausgesprochenen Satz, die Homerischen Götter sind mehr von der Natur getrennt, ebenso wie die Menschen, weil die geistige Bildung einen Schritt weiter gegangen ist. Homer konnte aber die Hesiodischen Götter nicht gebrauchen, weil sie im Epos handeln, nicht mit der Natur leiden sollten. Der chthonische Zeus, die chthonische Demeter und die Kora, das Product ihrer Liebe, waren ohne Zweifel, wie auch Preller sehr richtig behauptet (S. 23) in den alten Pelasgischen Culten stets unzertrennlich verbunden, d. h. man konnte die eine Gottheit nicht trennen von der anderen, eine nicht denken ohne die andere. Ob sie Homerische Namen hatten oder nicht, ist im Grunde gleichgültig. Doch habin wir schon oben die Vermuthung ausgesprochen, daß der Name *Περσεφόνη* ursprünglich nur ein Epitheton ist; über den Namen des Vaters eine Vermuthung auszusprechen, würde gewagt sein, doch war *Ζεύς* gewiß schon lange vor der Dorischen Wanderung im Gebrauch, und *Ἀΐδης* und *Ἀϊδωνεύς* konnte erst aufkommen, als man beide getrennt hatte. So scheint also die Bezeichnung, „der Unsichtbare" auch ein bloßer Beiname zu sein, während *Ζεύς*, wenn es mit *θεός* zusammenhängt, oder vielleicht mit ihm identisch ist, recht gut zu Demeter und Kora paßt. *Δημήτηρ* ist aber ohne Zweifel schon wegen der alterthümlichen Vermischung des *δῆ* mit *γῆ* die primitive Pelasgische Benennung der Gottheit. Daß eine Duplicität in dem Wesen der Kora angenommen werden muß, leuchtet ein, denn sie wohnt bei den Olympiern und in der Unterwelt, ebenso wie die doppelte Pietät, welche die Tochter einmal gegen die Mutter und zweitens gegen ihren Gemahl beobachtet, nicht zu verkennen ist, obgleich beide im grellen Widerspruche zu stehen scheinen. Aber wir dürfen uns deshalb nicht verleiten lassen, wie dies die Griechen thaten, eine doppelte Persephone anzunehmen, und zwischen ihnen wie zwischen zweien Personen zu unterscheiden [79]). Preller will im Mythus vom Raube selbst Spuren der Übertragung finden. Der Raub bezeichne hochzeitliche Gebräuche, welche bei den Griechen und Römern der historischen Zeit noch lange im Gebrauche gewesen sind. Die Homerische Mythe scheine zu sagen, daß Persephone des Aidoneus eheliche Gemahlin geworden sei, von dem Unfreiwilligen, von dem Zwange sei durchaus noch keine Rede. Aber er hatte auch keine Gelegenheit dazu. Dazu kommt die Dichtung des Homerischen Hymnus, daß Persephone aus der Mitte der Okeaninen und die des Orpheus, daß sie am Okeanos geraubt sei [80]). Daß demnächst auch Flußnymphen und Nereiden, Athene und Artemis genannt werden, erklärt er durch Interpolation. Der Sinn dieser Sage sei: Persephone und Aidoneus wohnen am Okeanos, am Okeanos sei ja auch der Pegasos geboren. Die erste Variation auf das bei Homer gegebene Verhältniß sei, daß Aidoneus die Persephone am Okeanos geraubt habe, Persephone sei Gemahlin des Aidoneus und wohne mit ihm am Okeanos; damit ließen sich passend die oben erwähnten Genealogien combiniren, wo Persephone selbst eine Okeanine, oder Tochter der Okeanine Styx heißt. Dabei kann man aber fragen, was wird durch diese gekünstelte und weit hergeholte Annahme erklärt? Ist es nicht viel einfacher, anzunehmen, daß Homer die ganze Mythe gekannt, auch das Unfreiwillige der Vermählung der Kora

75) Il, 171. 76) *Ἔργ.* v. 465. Theog. 912 sq. 77) Il. IX, 157. 78) Il. XV, 193.

79) Die Belege sind von Preller (S. 23) citirt. *Epicrates* ap. *Aelian.* H. A. XII, 10. *Artemidor.* Oneirocr. II, 34. *Apostol.* Proverb. X, 97. 80) *Hom.* Hymn. v. 5. Orph. ap. Schol. *Hesiod.* Theog. 914.

mit dem Aidoneus, und die Sage nur bei Seite geschoben habe, weil sie nicht recht zum Ganzen paßte; daß der Okeanos das Element sei, welches mit der Demeter und Kora eng verbunden ist, welches die Fluren gedeihen läßt, liegt auch am Tage, und so hat es gewiß mehr Sinn, wenn man die Umgebung der Kora durch Okeaninen dahin deutet, daß die Göttin des Hades in der Fülle ihres Reizes unfreiwillig geraubt, aber doch dem Verhängniß gefolgt sei, um in einer andern Welt Königin zu werden. Dahin passen auch die Flußnymphen und die Tochter des Nereus vortrefflich, und man sieht sich nicht genöthigt, auch diese Verse für interpolirt zu halten, wenn man auch den einen Vers, welcher Athene und Artemis erwähnt, streichen muß. So ist auch der Übergang leichter zu der spätern Gestalt der Sage, in welcher freilich noch manches anders erscheint; aber wir brauchen doch blos anzunehmen, daß die Sage gewachsen, nicht daß sie im Laufe der Zeit ganz unkenntlich geworden sei. Der Raub ist im Homer schon durch den Todesgott geschehen, wenn auch hier die Persönlichkeit der Persephone mehr hervortritt, und ihre Beziehung zu der vegetabilischen Welt mehr in den Hintergrund geschoben wird. Daß Homer die Schmerzensmutter, die *Δημήτηρ Ἀχαία* nicht erwähnt, zeigt blos, daß er die Mythe nicht anzuwenden wußte, nicht daß er sie nicht gekannt habe; sie aber für ein späteres Erzeugniß anzuerkennen, dagegen spricht ihr ganzer Anstrich, der viel zu natürlich ist. An eine Allegorie, wie Preller (S. 28) sagt, ist aber gar nicht zu denken, da diese, wie schon bemerkt, Willkür voraussetzt, die Mythe dagegen sich tief im Volksglauben begründet, in dem Willkür nie Platz gewinnen kann. Preller selbst vermuthet, daß zwischen dem chthonischen Zeus und der chthonischen Demeter ursprünglich ein innigeres Verhältniß stattgefunden habe, da die *Χθονία* in Hermione Schwester des *Κλύμενος* heiße[81]), aber ohne davon Gebrauch zu machen. Auch das Unwahre des Schmerzes der Demeter, welches Preller (S. 26) so stark rügt, fällt weg, wenn man ein unabwendbares Verhängniß unterschiebt, und noch viel weniger ist die Persephone, welche als Kora die Fluren schmückt, unpassend Herrscherin der Todten, wenn sie einmal des Aidoneus Gemahlin geworden ist.

§. 4. Fragen wir nach den nachhomerischen Quellen über den Raub der Kora, so ist es so gut als ausgemacht, daß diese Sage viel in Hymnen, in epischen und lyrischen Liedern besungen ist, aber um so schmerzlicher ist es, daß alle, wenige Fragmente ausgenommen, bis auf den Homerischen, welcher auch verstümmelt und zum Theil interpolirt ist, verloren gegangen sind. Verloren ist für uns zuvörderst der Hymnos des Archilochos, welcher für einen Agon auf Paros gedichtet war[82]), also wahrscheinlich die parische Form des Koraraubes beschrieb. Aus dem Hymnus des Lasos sind uns[83]) einige Verse erhalten. Pindar's letztes Gedicht war ein Hymnus auf die Todtengöttin, wahrscheinlich für den Cult seiner Vaterstadt, der Thebanischen Thesmophoros Persephone; die Göttin hatte den Gesang von dem Dichter selbst gefodert und dieser ihn erst kurz vor seinem Tode vollendet[84]). Nach Preller (S. 58) war in dem Hymnus nicht blos die Persephone, sondern auch die Demeter besungen, wie es denn überhaupt nicht wahrscheinlich ist, daß die Göttin in jener Zeit ohne ihre Mutter besungen worden ist. Endlich Bakchylides sang den Raub in einem Hymnus und ließ ihn in Kreta geschehen, welche Insel durch den epischen Ruhm seines Demeterdienstes vorzüglich dazu geeignet schien. Auch des Keleos ward in dem Hymnus gedacht[85]).

Die epischen Hymnen besangen den Attisch-Eleusinischen Demeterdienst, und da die Attischen Sagen und Religionen erst später dem Epos zugänglich geworden, so ist es wahrscheinlich, daß sie alle jünger sind, als der Hymnus des Archilochus[86]). Hierin ward verherrlicht, daß die suchende Demeter Magd des Keleos geworden, daß sie in Eleusis ihre Tochter wiedergefunden, und in der Freude darüber den Sterblichen die Gabe des Getreides verliehen habe[87]). Ein Ort der Niederfahrt in den Hades ist Attika erst später geworden. Diese Sagen wurden in der Folgezeit von den Griechen aller Orten anerkannt. Doch folgt daraus nicht, daß es in früherer Zeit schon der Fall war, vielmehr ist es wahrscheinlich, daß die Culte von Kreta, Paros und Hermione, wo auch, nach der späteren Sage, die Göttin den Raub durch Pluton erfahren hatte[88]) und von Theben, deren Kadmia ja das Brautgeschenk der Persephone von der Hand des Zeus war[89]), bedeutend älter sind und frühere Geltung hatten. Dasselbe gilt von dem Homerischen Hymnus, von dem des Musäos und Pamphos, welche beiden Sänger die ersten Urheber aller religiösen Poesie für Attika sind[90]). Preller zeigt (S. 61), daß sie in die Hände des Pausanias nicht in ihrer ursprünglichen Gestalt, sondern in sehr modificirtem Zustande gekommen sind. Dieses folgert er schon aus den Fragmenten. Aber es gab auch eine Sammlung Attischer Hymnen, welche namentlich Krates als Quelle für seine Schrift über den Attischen Dialekt benutzt hat[91]). Pamphos' Hymnen seien in dieser Sammlung enthalten gewesen, und man habe sie wol blos deshalb die ältesten genannt, weil sie in dieser den ersten Platz einnahmen. Auch die des Musäos und von Orpheus wenigstens die, welche sich auf die Religion bezogen, hätten in diesem Buche einen Platz gehabt[92]). Die Orphischen Hymnen waren im Gebrauche der Lykomiden bei ihren priesterlichen Functionen an der Eleusinischen Weihe[93]). An diese Priesterfamilie war ein Theil der Hymnen des Pamphos gerichtet[94]), und von denen des Musäos wenigstens der auf die De-

81) *Paus.* II, 35, 3. 82) Schol. *Aristoph.* Aves. 1762. 83) durch *Athen.* X. p. 455, C. XIV. p. 624, E.

84) *Paus.* IX, 23, 2. Vit. *Pindar.* Cod. Vratislav. A. 85) Schol. *Hesiod.* Theog. 944. Schol. *Aristoph.* Acharn. 47. 86) Preller S. 59. 87) *Aristid.* Eleusin. p. 422 *Dind.* Etym. M. p. 329, 36. 88) *Apollod.* I, 5. 1 und d. Paroemiogr. s. v. *ἀγέλαστος πέτρα.* 89) *Euphor.* f. 48 *Meinecke.* 90) *Paus.* VII, 21, 3. IX, 29, 3. 91) *Athen.* XIV, 633, B. 92) cf. *Lobeck* Aglaoph. p. 874. 93) *Paus.* IX, 30, 6. 94) *Id.* 27, 2.

meter [95]). Die Lykomiden waren ursprünglich ein kaukonisches Geschlecht, welches aber nachmals für echt Attisch gelten wollte [96]). Daraus vermuthet Preller (S. 62), daß die ganze Sammlung für die Lykomiden gemacht war, um von ihnen bei den Eleusinischen Festen benutzt zu werden. Da nun aber die Lykomiden erst seit dem Aussterben der Keryken das Amt der Daduchen verwaltet hätten [97]), so ist es ihm wahrscheinlich, daß die ganze Sammlung erst in jener Zeit gemacht wurde. Daran knüpft sich nun eine andere Vermuthung, daß der Raub der Kora schon vor Pamphos in der griechischen Nationalmythologie Eingang gefunden, daß er aber, ungeachtet er wenig Eigenthümliches dichten konnte, doch einiges echt Attische in den Hymnos aufgenommen habe. Die Mythe war schon allgemein geworden, aber grade deswegen hatte sie sich in den verschiedenen Gegenden den Localitäten zu accommodiren, was also in dieser Hinsicht Eleusinisch war, oder dafür gehalten wurde, gehört dem Pamphos, während das Andere allgemein Hellenisch ist. So hatte Pamphos zuerst gedichtet von dem Narkissos, welchen Persephone gepflückt haben sollte [98]), und welcher von Sophokles [99]) als eigenthümliche Bekränzung der beiden Göttinnen in Attika genannt wird. Was den Homerischen Hymnus anlangt, so ist sein innerer Werth der sicherste Bürge seines Alterthums. Dessenungeachtet macht Preller (S. 67) darauf aufmerksam, daß er nicht in allen seinen Theilen für gleichmäßig alt passiren könne, wie dies von Matthiä und Hermann (Briefe an Creuzer S. 3) bewiesen ist. Aber die Differenzen, welche durch die Citate des Pausanias entstanden sind, haben weniger Gewicht, wenn man bedenkt, daß Pausanias oft aus dem Gedächtnisse citirt, und daß er den Homerischen Hymnus leicht mit dem des Pamphos verwechseln konnte, um so mehr, da beide große Ähnlichkeit gehabt zu haben scheinen. Der Hymnus wird entweder bei den Rhapsodenwettkämpfen, oder während des Cultus der Götter selbst zu deren Verherrlichung recitirt worden sein. Aber die Beziehung auf den Attisch-Eleusinischen Cult tritt überall so bestimmt und so entschieden hervor, die Localmythe ist als solche so deutlich ausgeprägt, daß man durchaus nicht zweifeln kann, daß er bei einem Rhapsodenwettkampfe vorgetragen ist. Welcker [1]) vermuthet, daß dieses bei dem Feste der Panathenäen geschehen sei, denn die Panathenäen verherrlichten nicht blos die Athene, sondern gingen auch die übrigen Götter Attika's an. Es war ein Attisches Nationalfest, wobei man den Göttern dankte für den Wohlstand und die Bildungsstufe, auf welche sie das Land erhoben hatten, und daran hatte Demeter nicht minderen Antheil als Athene selbst. Sie hatte Athen mit ihren Früchten und Mysterien gesegnet, deshalb hatten die Gottheiten von Eleusis einen vorzüglichen Antheil an den Panathenäen, wie es denn auch wahrscheinlich ist, daß die Eleusinische Mythologie grade an diesem Feste vorgetragen ist [2]). Mit den Attischen Festen der Demeter war aber ein musischer Agon nicht verbunden, und auch sonst ist bei diesen kaum ein Anlaß zu dem Vortrage dieses Gedichtes denkbar [3]). Wenn nun der Demeterhymnus durch mündlichen Vortrag der Rhapsoden der Nachwelt überliefert wurde, so lassen sich allmälige Accommodationen und zeitgemäße Umgestaltungen leicht erklären. Der Name Homer aber konnte ihn vor Modificationen nicht schützen, weil diese kleineren Gedichte dem großen Sänger erst spät zugeschrieben sind. Voß glaubt, ein Attiker und Eleusinischer Priester sei der Verfasser des Hymnus, dagegen streitet Preller (S. 74) mit hinreichenden Gründen, indem er namentlich sich auf die Überlieferung beruft, daß zuerst Pamphos den Attischen Cult mit Hymnen versehen hätte, und daß der Pamphische Hymnus dem Homerischen sehr nahe verwandt war. Was die Zeit betrifft, in welcher der Hymnus entstanden war, so erklärt Preller (S. 78) die Erwähnung der Nysäischen Flur für einen spätern Zusatz, denn in der Stelle, wo Persephone selbst ihrer Mutter erzählt, wie sie Aidoneus entführt habe, geschah gar keines bestimmten Ortes Erwähnung, und es lasse sich daher vermuthen, daß der Hymnus den Raub noch an den Okeanos verlegt habe, wo die Wiese und der Hain der Persephone ist [4]). Auch lege offenbar Apollodor [5]) bei seiner Erzählung den Homerischen Hymnus zum Grunde, und ergänze ihn nur aus anderen Dichtern und Mythographen.

Preller [6]) theilt nun den Hymnus in vier Partien: 1) die Anthologie und Entführung der Kora, 2) das Suchen der Demeter, 3) ihre Entfernung von der Götterwelt und Gegenwart in Eleusis, 4) die Rückkehr der Kora zur Demeter, der Vertrag und die Rückkehr der beiden Göttinnen auf den Olymp. Die Anthologie und Entführung der Kora ist von V. 1—40 und V. 414—433 besungen. Kora spielt mit den Töchtern des Okeanos. Auf reizender Wiese sammeln sie Blumen, Krokos, Veilchen und Rosen, und was sonst der Hellenische Frühling an anmuthigen Blumen hervorbringt. Da läßt Gäa den verhängnißvollen Narkissos wachsen, Kora greift darnach, die Erde wankt unter ihren Füßen, und das jugendliche Mädchen wird eine Beute des Aidoneus.

Mit Recht hält Preller hier die Verse von 27—37 für interpolirt und zwar in der Absicht, um den Zeus zu entschuldigen, daß er die Entführung der Kora zugegeben, theils um die zerynthische Hekate in die Mythe zu verflechten. Die Rechtfertigung des Zeus ist an und für sich ungereimt, da er es grade ist, welcher, wie Hesiod ausdrücklich hervorhebt, dem Aidoneus seine Tochter gegeben und demnächst die Entführung veranlaßt hat. Die Hekate führe sich weiterhin und auf eine passendere Weise von Neuem ein, ebenso wie auch Helios V. 62, beide stehen wie Sonnengott und Mondgöttin einander gegenüber, Helios hat den Raub gesehen, diese nicht, das heißt, er ist am Tage geschehen, nicht bei Nacht, am frühen Morgen, wie Claudian dichtet. Vers 439 wird die Hekate wieder erwähnt, welche Stelle von Vielen und auch von Preller für unecht erklärt ist. Die Anthologie selbst

95) *Paus.* I, 22, 4. IV, 1, 4. 96) *Müller*, Proleg. p. 254. 97) *Müller*, Minerva Polias. p. 43. Proleg. p. 250 sq. 98) *Paus.* IX, 31. 6. 99) im Oedip. Col. v. 681.

1) Epischer Cyklus. S. 392. 2) *Aristid.* Athen. v. I, 24 *Dind.*

3) Preller S. 72. 4) cf. v. 5, 418—421. *Eudocia* p. 83. 5) *Apollod.* I, 5, 1, 3. 6) s. S. 80 fg.

und die Entführung stehen dicht neben einander und sind schon durch die Art, wie sie geschildert werden, bedeutungsvoll. Eigenthümlich charakterisirt das Spiel mit den Jungfrauen, aus deren Umgebung sie geraubt wird, die liebliche Tochter der Demeter. Sie ist voll Unschuld und Freude, voll blühenden Reizes. Aber dieser Gedanke ist auch ganz nach der Natur gedichtet. Wenn Kora in der höchsten Blüthe der Jugend, in voller Kraft und Üppigkeit durch die Arme des Aidoneus dahin welkt, so müssen wir dabei in Anschlag bringen, daß in Griechenland die Jahreszeiten rascher auf einander folgen und weniger allmälig sich gestalten, als im nördlichen Teutschland. Frühling, Sommer und Herbst repräsentirt die Kora, plötzlich erscheint der Winter und ihr Reiz ist dahin. Namentlich ist das Spiel der Blumenlese für die Kora bezeichnend. Wo in Hellas Jugend und Schönheit geschildert werden, da werden auch Blumen gepflückt [7]). Preller führt hierbei an, wie Hesiod und Bakchylides von der Blumenlese der Europa gedichtet [8]). Auch Äschylos [9]) hatte die Jo Blumen brechen lassen, und Chörilus [10]) die Oreithyia. Ein anderes Spiel dichtete der Künstler Kolotes, dessen Darstellung Pausanias (V, 20, 1) beschreibt. Da war Persephone mit zwei Nymphen abgebildet, von welchen die eine einen Ball, die andere einen Schlüssel trug. Den Schlüssel erklärt Preller als Symbol der Unterwelt, den Ball aber als das Spiel, bei welchem das Mädchen entführt wurde. Es ist möglich, daß der Künstler hier an die Spiele der Nausikaa, der Phäakentochter, gedacht hat. Aber es ist doch auch denkbar, daß der Ball zugleich eine mystische Bedeutung hat, daß er die Weltkugel bezeichnet, an die Macht der Göttin, mit der Welt, wie mit einem Spielball tändeln zu können, erinnert. Auch die Umgebung der Kora ist sinnig und tief bedeutsam. Jungfrauenchöre umgeben das reizende Mädchen, und was verbindet sich leichter und schöner als junge Mädchen und schöne Blumen [11])? Aber diese Mädchen sind auch mit großer Harmonie gewählt. Zuerst die Okeaninen, die Töchter des Urquells aller Dinge, des großen Wasserelements, der Wachsthum und Gedeihen allen Dingen der Natur und Pflanzenwelt verleiht. Was verbindet sich naturgemäßer als grade diese mythischen Wesen mit der Kora, der heiligen Repräsentantin der Natur? Dann die Flußnymphen und Nereiden, welche denselben Gedanken vorstellen sollen. Euripides [12]) nennt neben diesen zuerst die Artemis und Athena, wie Preller (S. 85) glaubt, um die Jungfräulichkeit und die mit Jungfräulichkeit dem Entführer Widerstrebende herauszustellen, was ursprünglich gewiß in dem Sinne des Mythos, wenn auch nicht in dem ihr eigenthümlichen Namen *Κόρη* lag; denn *Κόρη*, *Κούρα* wird ebenso sehr von jungen Frauen, als von Mädchen gebraucht. Sie widersetzen sich darum dem Räuber, und verfolgen den stürmischen Aidoneus mit Bogen und Speer, bis Zeus ihnen wehrt. Diese Ideen mögen später hinzugethan sein, ursprünglich scheint die Hinzufügung der Athene und Artemis in diesem Hymnus in dem Feste der Panathenäen begründet zu sein, an welchem derselbe rhapsodirt wurde; da wurden alle Attischen Nationalgötter mit gleicher Inbrunst verehrt, da glaubte man auch die beiden Jungfrauen, welchen Attika soviel Heil zu verdanken hatte, nicht vergessen zu dürfen und schob früh den Vers in den Hymnus ein. Spätere fanden die beiden Göttinnen in diesem Zusammenhange, vermißten ihre Thätigkeit, und weil der Begriff der Jungfräulichkeit einmal ein charakteristisches Merkmal derselben ist, so machte man sie zu Beschützern der Jungfräulichkeit der Kora. So glaube ich Preller's Ansicht ergänzen zu müssen, und so ist auch alles deutlich. Die spätere Mythologie hat auch noch die Aphrodite hinzugefügt. Der Schritt dazu war leicht, denn wo Liebe im Spiel ist, da ist auch die Göttin wirksam und thätig. Jetzt dichtete man, daß während die Jungfrauen den Aidoneus verfolgten, hätte die Aphrodite ihm zum Gelingen des Mädchenraubes redlich geholfen. So ist die Scene bei Claudian vorgestellt, und es läßt sich nicht leugnen, daß dadurch der Raub der Kora, welcher ein heiliges Naturphänomen ist, und als solches in Form und Wirklichkeit Wahrheit im religiösen Nationalglauben der Hellenen eine Stelle gefunden hatte, zu einer gemeinen Liebesgeschichte mit Cabale und Intrigue umgeformt ist. Aidoneus ist noch nicht der Tod, welcher noch in Euripides' Alkestis als Thanatos auftritt, und es war ja überhaupt in Griechenland nur ein Heiligthum des Gottes in Elis [13]), das aber doch eigentlich dem Pluton gehört, wie alle übrigen Heiligthümer der Art. Aber er ist doch immer Todesgott, sein Raub deutet auf Tod hin und sein Bett bringt unwiderruflichen Tod. So erscheint der Raub noch gräßlicher, da das reizende Mädchen in der Blüthe des Alters, bei dem unschuldigsten Spiel in der höchsten Freude unterbrochen eine Beute des Todes wird. Sie ruft um Hilfe, daß Berge und Thäler widerhallen. Spätere Dichter malten die Scene noch fürchterlicher, als sie in unserm Hymnus ausgeführt ist [14]). Maler und Künstler stellten den Raub dar; Praxiteles [15]) in Erz, auch eine Katagusa, d. h. eine die Persephone nach der Unterwelt geleitende, entlassende Demeter. Dasselbe Bild stellt ein Vasengemälde bei Tischbein (III, 1) und vollständiger Millingen (Un. Mon. I, 16) dar, wo übrigens der Abschied völlig ruhig und freundlich ist. Zahlreiche Sarkophagen, wo der Gegenstand als eine Hoffnung der Unsterblichkeit genommen wird, zeigen entweder in drei Gruppen die Blumensammlung, den Raub und die Verfolgung oder blos zwei Abschnitte davon [16]). Meistentheils wird in den Darstellungen der Homerische Hymnus zum Grunde gelegt. Pallas Athene und Artemis, Hekate und Helios, Hermes, die Nymphe der *καλλίχορος πήγη* des *φρέαρ ἄνθινον*, Gäa, Styx, Acheron, verschiedene Eroten, nach anderen Hesperos und Phosphoros spielen Nebenrollen dabei. Auf sicilischen Münzen von Enna erkennt man Demeter, die Fackel

7) s. *Athen.* XII, 544, B. 8) Schol. Il. XII, 292. 9) Supplic. v. 539. 10) Fragm. V. *Naeke.* 11) Vergl. *Sappho* Fr. 132. *Neue*, Chaeremon ap. *Athen.* XIII, 608. 12) Helena 1314.

13) Schol. Il. XI, 158. *Eustath.* p. 744, 5. 14) s. Welcker, Raub der Kora. S. 26. 15) Nach *Plin.* N. H. XXXIV, 8, 19. 16) s. Welcker, Zeitschr. I, 1.

anzündend, und dann auf einem Wagen mit Rossen bespannt — dies ist die ältere Vorstellung — den Hades verfolgend. Attische Münzen zeigen dagegen die mit der Fackel in der Hand, auf dem Drachenwagen, den Hades verfolgende zürnende Demeter. Münzen von Sardis und andern asiatischen Städten zeigen den Hades und die sich sträubende Kora auf dem Viergespann, daneben eine Schlange aus dem Boden züngelnd [17]). Nikomachos hatte den Raub gemalt [18]); die Reliefs, welche die Scene darstellen, malen den Augenblick des Schreckens durch umgestürzte Blumenkörbe, durch fliehende Nymphen, während Aidoneus und Kora in den leidenschaftlichsten Stellungen sich winden [19]). Aidoneus ist ganz grausam und erbarmungslos, pochend auf seine gigantische Kraft, ganz sowie ihn die Epitheta bei Hesiod [20]) schildern. Ungeordnetes Haar und trotzige Miene zeichnen ihn aus; grausam steht er auf dem Viergespann mit seiner Beute, und treibt die schäumenden Rosse gegen die gähnende Tiefe; Persephone ist ein Bild hilfloser Schwäche; er hält sie mit den Händen gepackt, quer über das Viergespann gelegt, fest. Ihr Haar ist aufgelöst, der obere Theil ihres Körpers hintenübergeworfen, flehend um Erbarmen, streckt sie die Arme zum Himmel empor, mit jeder Gliedmaße gegen die Unthat des Räubers ringend. Oft erblickt man hinter dem Wagen des Hades den der Demeter, wodurch, wie ich meine, nicht ausgedrückt werden soll, daß sie mit ihrem Drachenwagen ihm auf den Fersen gefolgt sei, sondern nur die beiden Hauptmomente einander näher gerückt, der Eindruck noch gewaltsamer und schauervoller gemacht werden soll. Ein geschnittener Stein [21]), der freilich aus späterer Zeit zu sein scheint, dessen Kunst übrigens ausgezeichnet vollendet ist, stellt die Scene freilich abweichend, aber doch nicht minder schön dar. Persephone liegt auf einem mit zwei Drachen bespannten Wagen, der Länge nach. Sie scheint entseelt oder ohnmächtig, und eine männliche Figur, dessen Miene Furcht ausdrückt, hat beide Arme um ihren nackten Leib geschlungen, um sie zu halten und dem Räuber Aidoneus die Beute zu bewahren. Über das Haupt der Kora gelehnt, steht neben dem Wagen Aidoneus selbst, die Linke rückwärts gebogen, die Rechte, welche den Scepter, als Symbol seiner Macht, trägt, über die starke Brust gelegt. Unmittelbar hinter dem Wagen steht in anstürmender Stellung, mit gezücktem Schwerte, Herakles, Bogen und Löwenhaut auf der linken Schulter; zu seinen Füßen liegt sein Schild. Er scheint die Beute dem Räuber abjagen zu wollen, aber Herakles wird überwunden, denn die geflügelte Siegesgöttin schwebt über Aidoneus' Haupte, um dasselbe mit dem Lorbeerkranze zu schmücken. Der zweite Abschnitt des Hymnus von V. 39—90 schildert den Schmerz und das Suchen der Mutter. Sie hört den letzten Schrei ihrer Tochter, da erwacht ihr Schmerz, welcher heftig und leidenschaftlich ist, wie der einer griechischen Mutter. Im schwarzen Gewande, wie wahrscheinlich die Bilder in Eleusis bekleidet waren und gewiß das Demeterbild in Phigalia [22]) mit allen Zeichen der tiefsten Trauer, zerrissenem Schleier und aufgelöstem Haar sucht sie die Tochter zu Wasser und zu Lande. Aber sie erfährt nirgends etwas, weil es Niemand wagt, weder ein Gott, noch ein Mensch, noch ein Vogel, ihr das Verhängniß zu enthüllen. Deshalb erfindet die Göttin die *ἐνόδια σύμβολα*, Weissagungen aus der Begegnung, und alles, was ihr begegnet, ist zur Andeutung geworden, ob sie die Tochter finden werde, oder nicht. Diese suchende Mutter wird in der Attischen Theologie *Δηώ* genannt, was nach Preller [23]) von *δηεῖν* abzuleiten ist. Ohne Speise, ohne Trank und ohne die Labung eines Bades durchirrte sie neun Tage lang alle Länder und Meere, die Tochter zu finden, am zehnten Tage sagt ihr Hekate, daß Helios es wissen werde. Ganz natürlich! Hekate, als Göttin des Mondes und Helios als Gott des Tageslichtes sehen alles, was auf der Erde und im Himmel geschieht, Hekate hatte nichts gesehen, folglich mußte der Raub am Tage geschehen sein, und Helios Auskunft geben können. Das wußte aber auch Demeter, denn sie hatte den letzten Schrei der Tochter gehört, und außerdem die Nymphen, aus deren Mitte die Kora entführt war, in vollster Verzweiflung gefunden. Aber das ist grade das größte Anzeichen ihres Schmerzes, daß sie aufhört Göttin zu sein, daß ihr wie einem irdischen Weibe im Übermaß des Schmerzes die Überlegung mangelt, und sie sich erst von einer andern Göttin sagen lassen muß, was sie selbst weiß, daß Helios Auskunft geben könne. Mit der Hekate eilt die trostlose Mutter jetzt zum Helios, um dort alles zu erfahren. Er meldet ihr die Schreckensnachricht, will trösten, aber umsonst, ihr Schmerz wird ein doppelter, sie hat die Tochter verloren und ist von Zeus hintergangen. Sie geräth in Zorn und beschließt die Wohnungen der Götter auf dem Olymp zu meiden, bis die Tochter ihr wiedergegeben ist. Hier vermuthet Preller mit Grund, daß die Zahl der neun Tage von der Festordnung der Eleusinien genommen sei, so lange würden die asketischen Vorbereitungen gewährt haben, welche der Genuß des Kykeon endete. Er zweifelt zugleich, ob schon in der Zeit, als die ältesten Partien des Hymnus gedichtet wurden, die Festordnung der großen Eleusinien in der Weise eingerichtet war. Aber die Neunzahl war schon früh eine heilige [24]); man denke an das *ἐννῆμαρ* in den Festcyklen. Die Fackeln dagegen, mit welchen Demeter nicht blos bei Nacht, sondern auch am Tage umherirrt, mit welchen sie sogar zum Helios eilt, dessen glänzende Wohnung doch gewiß die Fackeln der Erdmutter verdunkelte, mögen Symbole des Gottesdienstes, und von hier in die

---

17) s. Müller Archäol. S. 511 fg. 18) *Plin.* XXXV, 10, 36. 19) Siehe die Skizzen bei Welcker 16—65, 193—197. 20) Theogonie v. 456. 21) In Ebermayer's Thesaurus Gemmarum Taf. XI.

22) *Paus.* VIII, 42, 3. 23) S. 89. Er beruft sich auf Schol. Il. X, 685. *Eustath.* p. 1675, 18. Etym. M. p. 263, 48. 24) Plutarch (de vita et poes. Homeri CXLV) führt mehre Beweisstellen aus Homer an. Vergl. noch *Dissen* ad *Pind.* p. 652. *Hesiod.* Theog. 793 sq. und da Göttling. Müller Orchomenos. S. 218, Dorier I. 252. *Eum.* p. 143. *Serv.* ad *Virg.* Aen. I, 269. Hoeck Kreta. II, 120, u. meinen Melampus p. 106.

Kunst übergegangen sein. Wie Preller (S. 90) behaupten kann, daß sie der epischen Wahrheit nicht angemessen seien, ungeachtet er doch zugibt, daß man sich das Dunkel den chthonischen Gottheiten adhärirend gedacht habe, sodaß selbst das Licht von ihnen verfinstert wurde, ist nicht recht zu begreifen. Heißen doch die Schiffe bei Homer selbst dann schnell, wenn sie still liegen; warum sollte die Göttin nicht δᾳδοφόρος genannt werden und sein konnen, auch wenn es Tag ist und sie die Fackeln entbehren konnte? Ohne Zweifel ist die Vorstellung vom Dunkel der Demeter uralt, aus ihrem dunkelen Schooße sendet sie den Menschen ihren Segen empor, in ihren dunkelen Schoos kehrt alles Irdische zurück, die Gottheit ist selbst eine dunkele; Nacht und Finsterniß umgibt sie, wo sie ist und wohin sie gelangt; daher hat sie beständig Fackeln bei sich und gebraucht sie, wenn sie suchen will. Spätere Dichter und Künstler, welche hierüber philosophirten, und den Gebrauch der Fackeln am Tage nicht verstanden, ließen den Raub bei Nacht, bei gestirntem Himmel geschehen, wie ihn einige Reliefs darstellen. Über Helios, welcher durch seine Strahlen alles erleuchtet, und nicht nur bewirkt, daß überall gesehen werden kann, sondern auch alles sieht, und daher der allgemeine Spaher der Götter und Menschen geworden ist[25]), hab' ich schon gesprochen. Von dieser Homerischen Annahme weichen allerdings die Localmythen sehr ab, indem sie die Göttin jedesmal durch die Autochthonen den Aufenthalt ihrer Tochter erfahren lassen, weshalb gewöhnlich die Anthologie, der Raub und die Einfahrt in den Hades in ihr Gebiet verlegt wird. Demeter erkennt dankbar die Liebe der Autochthonen an, und gibt ihnen für treue Meldung des Geschehenen die δῶρα Δήμητρος.

Der dritte Abschnitt des Hymnus, welcher von Preller von S. 92—113 behandelt ist, und die Entfernung der Demeter von der Götterwelt und ihre Gegenwart in Eleusis schildert, geht uns jetzt weniger an; wir beschränken uns daher darauf, ihn erwähnt zu haben. Ungleich wichtiger sind aber für unsere Zwecke die Verse von 305 bis 495, welche die Rückkehr der Kora zur Mutter, den Vertrag zwischen Demeter und Zeus und die frohe Rückkehr beider Göttinnen auf den Olympos beschreiben. Seitdem Demeter ihre Tochter verloren und einsam in Eleusis verweilt, ist die Erde wüste und unfruchtbar, alle Arbeit der Landleute ist umsonst, kein Pflügen, kein Säen bringt Gewinn, die Göttin hat tief in die Erde den Samen versteckt, sodaß er nicht aufgehen kann. Dieser Gang der Mythe däucht mir, ist recht geeignet, die Unhaltbarkeit der von Preller ausgesprochenen Ansicht, daß die Koramythe bloße Allegorie, und nichts als die personificirte Natur sei, darzulegen. Wäre die Kora nichts als die lebendige Natur, so würde der Mythus jetzt lächerlich werden, indem hier Factum und Folge des Factums geschieden werden, da diese doch nichts wäre, als blos andere Worte für das Factum selbst. Aber die Kora ist nicht blos die Natur selbst, sondern das Göttliche in der lebendigen Natur, die Geberin alles dessen, was das Jahr hervorbringt, sie schafft Fruchtbarkeit und Reichthum, sie überliefert die δῶρα Δήμητρος, welche sie von der Mutter empfangen, in die Hände der dankenden Sterblichen. So hat die Mythe Sinn, das Göttliche in der Natur ist geschwunden, da kommt Unfruchtbarkeit über das Land, die Menschen sterben vor Hunger, und die Götter bleiben ohne Opfer. Da sinnt Zeus auf Abwendung des Unglücks, er sucht die Göttin zu bewegen, nach dem Olymp zurückzukehren, sie will die Flur nicht eher wieder segnen, bis ihr Kind zurückgegeben ist. Hier bemerkt Welcker und nach ihm Preller einen naiven Widerspruch, da ja Persephone im Grunde nichts anderes ist, als die Frucht der Erde. Der Widerspruch ist aber weder so groß, noch so naiv. Aber Demeter kann die Erde nicht eher beleben, bis sie die Kora zurückerhalten hat, diese Göttin muß wiederkommen, ehe die Erde fruchtbar wird. Die Kora ist nicht das Product der Erde, sondern ein producirendes Wesen, das Leben und das belebende Princip, welches die Fluren segnet, und ohne welches kein Keim sich entwickeln kann, nun und nimmermehr aber die Flur selbst. So tief ist nie eine Naturreligion gesunken, daß man ein Product der Natur, oder auch die Natur selbst angebetet hätte. Freilich ist über der Form oft genug der Geist, welcher sie beseelt, vergessen, aber gesetzt auch, man hätte in späteren Tagen, wie das ja oft geschieht, Ursache und Wirkung verwechselt, die Kora für die Natur selbst genommen, so gab selbst das noch kein Recht, solche verkehrte und verunstaltete Ideen auf die älteren Zeiten zu übertragen, vielmehr wird man sich dahin entscheiden müssen, daß in der Zeit, da der Homerische Hymnus entstand, die Kora als ein lebendiges, thätiges Wesen, als der kräftigen Segensmutter kräftige Tochter angebetet wurde, daß die Natur nur für ihr Element, für ihren Wirkungskreis, nicht aber für eine momentane Erstarrung des göttlichen Wesens gehalten wird. So wird denn auf den hohen Beschluß des Zeus, welcher als oberster Herr des Weltalls auch in der Unterwelt zu gebieten hat, der Götterbote Hermes an den Aidoneus abgesendet, und dieser muß die Persephone entlassen. Da tritt wieder der Granatapfel verhängnißvoll bestimmend ein. Äpfel sind in Hellas Symbole der Liebe, Granaten Symbole ehelicher Verbindung. Aidoneus hatte der Kora den Apfel gereicht, und sie hatte gegessen, sie war sein Weib geworden, und sie durfte sich nicht ganz wieder von ihm trennen. Als Mutter und Tochter daher einander wiedersahen, fragt die erstere, ob sie schon von der Granate gegessen, und als sie die Frage bejaht sieht, da antwortet sie, so kannst du nicht immer bei mir sein. Jetzt war zu entscheiden über die Zeit, welche Kora bei der Mutter sein durfte, und wann sie bei dem Gemahl verweilen mußte. Zeus entscheidet; zwei Jahreszeiten hindurch, Frühling und Sommer, soll sie der Demeter bleiben, die dritte letzte aber dem Aidoneus angehören. Nach diesem Vertrage gibt Demeter den Fluren und Äckern Fruchtbarkeit zurück, beide Göttinnen wallen auf den Olymp. Segen verbreitet sich auf der Erde und unter den Menschen, wohin sie blicken, und die Speicher werden reichlich gefüllt mit den Gaben der Demeter.

25) Od. XI, 109. Hom. Hymn. XXXI.

Freilich ist es wahr, daß Eigenschaften der Götter in der Mythologie oft als Facta aufgefaßt werden, daß eine förmliche Geschichte daraus sich gestaltet, und diese im Laufe der Zeit zu einem umfassenden Mythus heranwächst. So wird hier der Wechsel des Jahrs als ein Factum aufgefaßt, aber es ist doch von einem Vertrage die Rede, und es scheint, als ob die Kora ursprünglich stets auf der Erde gewaltet, daß der Segen der Fluren nimmer zu sein aufgehört habe. Das deutet auf eine Revolution hin, mag diese nun wirklich stattgefunden, oder blos in der Phantasie der Menschen Wahrheit gehabt haben. Die Ideen liegen klar vor unseren Augen, wir werden offenbar in das goldene Zeitalter versetzt, da walteten Kora und Demeter ewig, da schwanden die Fluren und Menschen nie, da war die glückliche Zeit, von welcher die Dichter fast aller Jahrhunderte soviel und mancherlei gesungen haben. Die Israeliten hatten auch eine solche Zeit, die ersten Menschen lebten im Paradiese, aber der Ungehorsam des Weibes veranlaßte Elohim, das Zeitalter aufhören zu lassen, er trieb sie im Gewitter aus dem Paradiese heraus, und das goldene Zeitalter war dahin. In unserer Mythe ist nicht menschlicher Fehltritt die Ursache des Schwindens des glücklichen Jahrhunderts, ein Gott aus der Tiefe kommt, um den Segen zu zerstören, aber dieser vollendet nur den ewigen Rathschluß des Zeus. Dieser sah also ein, daß die Zeit abgelaufen sei, es mußte eine andere werden, die Erde mußte ruhen können von ihrer Arbeit, und Hades war das Werkzeug seines Beschlusses. Zeus handelt frei und selbständig, Hades, Kora, Demeter nur gezwungen; Demeter zürnt sogar, daß sie hintergangen sei, sie verläßt den Olymp, Kora weiß nicht, daß sie Gattin geworden, die mütterliche Deutung des Granatapfels mußte erst hinzukommen, ehe sie ihr Schicksal und ihre Bestimmung verstand. Die griechische Phantasie hat das ganze Factum in das Verhältniß einer Liebe gekleidet, aber die Liebe ist doch eine todte, Hades ist nur ein trotziger Räuber, welcher die Kora aus dem Reiche der Lebendigen entführt. So lange Demeter den Olymp mied, war ihr Element ein todtes, die Wirksamkeit der Göttin hörte auf, und erst als sie den heiligen Berg wieder erreicht hatte, wird sie wieder Mutter und Segnerin des Ackerbaues. Dieser Berg ist wie Preller (S. 115) sehr richtig bemerkt, das Local für den Götterstaat, dessen Beschlüsse und Wirkungen auf Natur und Menschenwelt von dort ausgehen müssen, um Wirkungskraft zu haben. Die Entfernung und Rückkehr zum Olymp gehört also wesentlich in dieser Bedeutung zum Zusammenhange. Dieser Umstand — denn solche Bedeutsamkeit hat der vielgezackte Olympos nur in der altepischen Poesie — mag immerhin, wie Preller will, ein nicht geringer Beweis für das Alterthum des Gedichts sein. Ob aber die Bedeutung des Berges in der Mythe eine Zuthat des Dichters sei, oder im Glauben der Nation begründet war, diese Frage glaube ich, wird sich leichter entscheiden lassen, wenn man in Erwägung gezogen hat, daß die Wichtigkeit des Olymps bald verloren ging, die Demetermythe dessenungeachtet aber ihre volle Lebendigkeit bewahrte.

In Beziehung auf den Granatapfel urgirt Voß hauptsächlich den Umstand, daß er in der Unterwelt gereift war. Seitdem Persephone Speise der Unterwelt genossen, sei sie ihr verfallen gewesen. Das war sie aber nicht! Sie bleibt nicht in der Unterwelt, sondern sie kehrt wieder. Preller bemerkt sehr richtig, daß die Frucht ein habituelles Attribut der Hera τελεία war, zugleich das Symbol der Ehe und des ehelichen Beilagers. Seitdem also Aidoneus die Frucht mit der Persephone getheilt hatte, war sie sein Weib geworden und mußte wenigstens einen Theil des Jahrs in seinen Armen zubringen. Die Sitte, Granatäpfel bei Hochzeiten zu vertheilen, ist noch heute in Griechenland gäng und gebe, und die Bedeutung derselben ist auch nicht vergessen. Aber eine Schwierigkeit liegt noch in der Zeit, welche Kora bei der Mutter und welche sie bei dem Gemahl zubringen sollte. Voß nimmt die drei Theile des Jahres, jeden zu vier Monaten, an, und findet denn einen Widerspruch zu der Angabe der römischen Dichter[26]), welche die Göttin sechs Monate auf dem Olymp, sechs Monate in der Unterwelt sein lassen. Noch verkehrter denkt sich der französische Mytholog St. Croix[27]) das Verhältniß, indem er annimmt, daß Kora ein Drittel des Jahres auf der Erde bei der Demeter, das zweite auf dem Olymp bei den Göttern, das dritte endlich bei dem Aidoneus zubringen solle. Diese Ansicht geht aus dem Grunde nicht an, weil die Demeter ebenso wenig als die übrigen Götter auf der Erde Monate lang zubringt, sondern stets auf dem Olymp verweilt, folglich ist auch Kora die Zeit über, daß sie von Aidoneus getrennt ist, auf dem Olymp im Kreise der seligen Götter zu suchen. Die Griechen berechneten, wie Preller (S. 117) sehr trefflich auseinandergesetzt hat, das Jahr nach zwei Haupt- und zwei Nebenjahrszeiten, weshalb Pausanias[28]) auf dem Amykläischen Throne zwei Horen fand. Aber wie in der Persephonemythe das Jahr in drei Theile getheilt erscheint, so hatte man auch im gewöhnlichen Leben drei Horen. Doch kommen schon bei Homer alle vier Jahrszeiten vor[29]), welche Alkman[30]) neben einander nennt. Daß die Pythagoreer vier Jahrszeiten unterschieden, berichtet Diodor[31]). Daher kennt auch Euripides[32]) vier Horen. Aber diese Differenzen ändern die Sache nicht. Der *θέρος* steht dem *χειμών* gegenüber, die beiden Nebenjahrszeiten sind *Ὀπώρα, φθινόπωρον*, die Zeit, wo die Früchte von der Erde verschwinden, ein Anhang des *θέρος*, welcher aber ursprünglich eine eigne Jahrszeit ausmachte, und das *ἔαρ* der Übergang des *χειμών* zum *θέρος*, jene schöne Zeit, wo das Naturleben wieder rege wird, wo die ersten Blumen sich zeigen. Die Situationen der Persephone (*πάθη Περσεφόνης*) sind natürlich dieselben mit der Natur. Sie kehrt aus der Unterwelt heim, wenn die ersten Blumen auf den Feldern erscheinen, also im *ἔαρ*, lebt während des ganzen *θέρος* in je-

26) Namentlich *Ovid.* Met. V, 564 sq. Fast. IV, 613. *Statius* Theb. VIII, 64. *Hygin.* f. 146. 27) Myst. I, 168. 28) *Paus.* III, 18, 7. 29) s. Od. VII, 118. XI, 191. XXII, 301. 30) bei *Athen.* X, 416, D. 31) Exc. Vat. coll. nov. VII. p. 32. 32) Fr. 177.

der Blume und jedem Halm, jedoch ohne sich deshalb vom Olymp zu entfernen, und wenn das Getreide gereift ist, die Früchte in die Speicher gesammelt, Wein und Obst heimgebracht, die *ὀπώρα* vorüber ist, der neue Same in die Erde gestreut wird, dann kehrt auch Persephone in die Unterwelt zurück, um die Zeit des *χειμών* mit ihrem Gemahl zu verleben.

Das Kommen und Gehen der Persephone faßte natürlicher Weise schnell im Hellenischen Culte Wurzel, obgleich beide Acte an Kraft verlieren mußten, denn man wußte ja, daß, wenn Persephone ging, sie auch wiederkehrte. Man erfand für den Cult eigene die *πάθη Περσεφόνης* bezeichnende Namen, ihren Aufgang *ἄνοδος* und ihren Niedergang *κάθοδος*. Man feierte den Aufgang im Anfange des Frühjahrs, wenn die ersten Blumen erschienen, in den Jonischen Staaten im Monat Anthesterion, der ja von den Blumen seinen Namen hat [33]). Die kleinen Eleusinien waren vorzugsweise ein Fest der Persephone und fielen [34]) in den Anfang des Monats Anthesterion [35]). Wie nun der Cult im Alterthum meistentheils die Zustände nachahmt, in welche die fragliche Gottheit gerathen ist, so geschah die Festfeier der Kora durch Blumenpflücken und Kränzewinden auf der Frühlingswiese, also das Spiel, welchem die Göttin zuletzt obgelegen hatte [36]), und in dem Tempel der beiden Göttinnen zu Megalopolis hatte der Künstler Demophon zwei blumentragende Jungfrauen, *Κόραι ἀνθοφόροι*, gebildet, nach Einigen indem er Artemis und Athena zum Muster nahm, nach Anderen seine eigenen Töchter. In Attika aber vereinigten sich mit diesen Gebräuchen noch andere, welche mystischer Art gewesen zu sein und die doppelte Natur der Persephone als Tochter der Demeter und als Königin der Todten, wodurch die *πάθη* der Göttin zugleich die der *ψυχῶν* der abgeschiedenen Seelen geworden sind, betroffen zu haben scheinen. So wurde also die *ἄνοδος* der Göttin zugleich der Aufgang der Verstorbenen. Auch zu Apollonia in Chalkidike feierte man die Todten im Monat Anthesterion [37]); dieselben mystischen Gebräuche wurden bei der *Κάθοδος* der Göttin wiederholt. Es scheint also mit dem Anthesterion sowol, als mit den kleinen Eleusinien im Todten- ein Allerseelenfest verbunden gewesen zu sein, über dessen Einrichtung wir nicht hinlänglich unterrichtet sind. Der Aufgang der Persephone geschieht nach dem Homerischen Hymnus, wenn die Erde von duftenden Frühlingsblumen aller Art blüht (s. v. 401). Die Feste dagegen, welche sich auf die *Κάθοδος* der Persephone bezogen, feierte man in der Zeit nach der Ernte. Da nun die Hundstage in den Metageitnion fallen, so suchte man die Früchte vor Anfang derselben, im Hekatombäon und früher, einzubringen. Überhaupt feierte man um diese Zeit die chthonischen Götter [38]). So die Chthonien zu Hermione [39]). Schwand nun das Element der Göttin von den Fluren, so schien ihre Wirkungszeit für dieses Jahr beendigt, und sie mußte zurückkehren in den Hades. Das Saatfest der Thesmophorien wurde gefeiert, und Kora barg sich mit der Saat in die Erde. Man stellte den Raub durch mimische Tänze dar, aber die Feier hatte das Ekstatische verloren, man dachte sich die Göttin zwar noch immer als gestorben, aber nicht mehr als todt, man wußte, daß sie lebe, daß sie wiederkehrend ihr Element mit neuer Kraft und schönerer Ausstattung schmücken werde. So war die Niederfahrt der Göttin ein bloßes Vermählungsfest. Der Aidoneus war nicht mehr Todesgott, er vereinigte eine Fülle des Segens in sich, er war nicht mehr ein trotziger Räuber, sondern die Quelle der Fruchtbarkeit, nicht mehr ein dem *Θάνατος* verwandtes Wesen, sondern Pluton und Geber des Reichthums, sofern dieser durch Schweiß zum Gedeihen des Ackerbaues vergossen, gewonnen wird, obgleich er nicht aufhörte Herr und Fürst der Todten zu sein. Aber auch der Tod hatte sein Schreckliches verloren, da die Seelen von einem segnenden Wesen beherrscht wurden. Kora, wußte man, werde heimkehren auf die Fluren, vom segnenden Samen des Pluton geschwängert. So ist die *Καταγωγὴ Κόρης* in Sicilien zu denken; wobei das *Κοραγεῖν* und der *Κοραγός* eine vorzügliche Rolle spielen [40]). In Rom stellte eine Priesterin die verschwindende Kora vor [41]) So war denn das Fest nicht mehr ein Trauerfest, sondern die herbstlichen Vermählungsfeste der Persephone waren Theogamien, Anakalypterien, eine Götterhochzeit nach menschlicher Weise gedacht, geworden. Wie eine Braut bekam sie am Tage der Entschleierung, nach griechischer Landessitte, Geschenke *ἀνακαλυπτήρια, ἐπαύλια, ὀπτήρια*. Die Skirrophorien in Attika ursprünglich der Athene Skiras heilig, hatte man nachmals auf die Demeter und Kora übertragen [42]), wie der ganze Monat Skirrophorion eigentlich Monat des Pluton war [43]). Nach einer Notiz des Harpokration [44]), glaubte Preller (S. 124), daß die *προσχαιρητήρια* ein Tag der Skirrophorien gewesen seien und diese Ansicht scheint durch die Worte *ὅτι δοκεῖ ἀνιέναι ἡ κόρη* bestätigt zu werden; dann wären die *προχαριστήρια* ein entsprechendes Frühlingsfest [45]). Denn daß hier die *ἄνοδος* der Kora gedacht wurde, geht aus den von Preller angeführten Worten des Lykurg bei Suidas hervor. Die Eleusinien und Thesmophorien feierten freilich auch den Raub der Persephone, aber das erstere doch mehr die späteren Acte der Mythe, wo die Demeter sucht und findet. Ähnliche Bedeutung hatten in Kyzikos die Pherephattien, in Arkadien und Sicilien die Koreen. Beide Göttinnen wurden in Kyzikos verehrt und dort sollte ja auch der Raub geschehen sein [46]). Die Koreia in Arkadien waren ein gymnischer Agon [47]). Was die Bedeu-

33) s. *Bekker*, Anecd. p. 403. 42. 34) nach Böckh, Staatsh. II, 252. 35) Vergl. *Plut.* vit. Demetr. c. 26. 36) Vergl. *Pollux* I, 37 über die *ἀνθεσφόρια* in Sicilien, über das Fest zu Hipponion *Strab.* VI, 256; *Ebert Σικελ.* p. 16 sq. 37) s. *Hegesander* ap. *Athen.* VIII, 334 F. 38) s. *Plut.* Quaest. Rom. 31. 39) *Paus.* II, 35, 4.

40) s. *Ebert. Σικελίων* p. 36 sq. 41) s. *Tertull.* ad Nat. II. p. 30. *Lobeck* Aglaoph. p. 678 sq. 42) *Clem.* Protrept. c. 2. Schol. Ran. *Aristoph.* Thesmoph. v. 834. 43) *Plut.* de legg. p. 828, C. 44) p. 168, 9. *Phot.* p. 463, 24. 45) *Suid. Bekk.* Anecd. p. 295, 3. 46) s. *Marquardt.* Cyzikos. p. 119 sq. 47) Schol. *Pind.* Ol. rm. 182. über die Koreia in Sicilien s. *Ebert Σικελ.* p. 31. 37 sq. und weiter unten.

tung der Kora in der Kunst anbelangt, so scheint diese sehr gering zu sein. Die Göttin hat wenig Individualität erlangt, und wird größtentheils durch die schärfer charakterisirten Wesen bestimmt, mit welchen sie in Verbindung steht. Oftmals ist sie nur eine jugendlich zarte und jungfräulich bekleidete Demeter, oft dagegen als die Gemahlin des Aidoneus die stygische Hera, die gestrenge Königin der Unterwelt. Die auf die Oberwelt zurückgekehrte Kora ist in der mystischen Religion die Braut des Dionysos, von welchem die Bekränzung mit Epheu und die Bakchische Begleitung auf sie übergegangen ist. So ist auf dem Relief Bartoli [48]), dem Raube gegenüber, die Abberufung aus dem Hades dargestellt, als Anfangspunkt der ἄνοδος. Um den Zeitpunkt des Festes zu bestimmen, erblickt man die Hore des Frühlings daneben, denn in jener Zeit wurden ja die Ἀνθεστήρια gefeiert. Eine lampsakenische Münze zeigt Kora, wie sie sich aus der Erde erhebt, mit Ähren und Weinlaub bekränzt [49]). Eine neapolitanische Vase [50]) zeigt gleichfalls die aus der Erde sich erhebende Kora. Ihre Begleiter sind Hekate, Hermes und Demeter, deren Namen dabei stehen. Die Trennung der Köpfe der Demeter und Kora auf Münzen ist sehr schwierig. Sicher ist die Kora durch die Beischrift auf Münzen des Agathokles [51]). Die großen Bronzemünzen von Kyzikos stellen sie mit herabfließendem Haare als *Κόρη Σώτειρα* dar [52]). Die Göttin zeichnet sich aus durch einen sehr schlanken Hals, durch Halsketten und Ohrringe, über dem Nacken zusammengeknotetes Haar; sie ist geschmückt mit einem Ähren- und Epheukranze. Ob aber die schönen Köpfe auf den opuntischen Münzen [53]) und von Pheneos [54]), ferner der Kopf auf den syrakusischen Münzen [55]) mit hintenaufgestecktem Haar, endlich der Kopf auf den Münzen von Segeste [56]) mit dem Haarnetz um das Hinterhaupt und der Ähre, der Demeter oder der Kora angehören, ist ungewiß, und wird sich wegen der inneren und äußeren Ähnlichkeit der beiden Göttinnen schwerlich entscheiden lassen [57]). Wenn der Aidoneus als Herrscher des Schattenreiches sich durch eine stärkere Bekleidung, durch das in die Stirn hereinhängende Haar und sein düsteres Ansehen genugsam von seinen Brüdern unterscheidet, so erscheint mit entsprechendem Charakter neben ihm die Persephone als stygische Hera. Die vollständigste Darstellung der Unterwelt stellt Hades als Zeus des Schattenreichs, Kora mit der Fackel, die Todtenrichter, die seligen Heroen, Tantalos, Sisyphos, Herakles als Besucher des Schattenreichs dar [58]). Auf die ἄνοδος bezieht sich das Relief [59]), welches zugleich die Kora von Hermes, zugleich die Alkestis von Herakles emporgeführt, beide mit der ὥρα darstellt. (s. Hymn. *Orph.* 43, 6 sq.) Auch dem Todten sollte seine ὥρα zu Theil werden [60]). Auch mit Dionysos verbunden erscheint die Kora in der Kunst und zwar in Doppelhermen, also Liber cum Libera [61]). Auf einer Homonoenmünze von Kyzikos ist die Kora mit der Smyrna verbunden [62]). Die Kora ist mit Epheu bekränzt, eine Fackel haltend auf einem Kentaurenwagen im Bakchischen Zuge. Eine Münze von Volci stellt den Dionysos alterthümlich dar, zwischen zwei brennenden Altären, neben welchen Demeter libirend und Kora mit Fackeln steht [63]). Mikali [64]) macht eine andere bekannt, welche Kora mit Epheu bekränzt, zu Wagen von Hermes geleitet, Dionysos voran und ausgelassene Satyre umher vorstellt. Ein Attischer Sarkophag zeigt Demeter zwischen Dionysos und der zurückgekehrten Kora sitzend und die gleichzeitige Abfahrt des Triptolemos [65]).

Wir sehen, daß die plastischen Darstellungen in drei Hauptmomente zerfallen, und zwar erstens, den des Niedergangs, zweitens den des Aufenthalts der Kora in der Unterwelt, wo sie die furchtbare Gemahlin des Aidoneus und die Herrscherin der Todten ist, endlich in den des Aufgangs, wo sie Braut des Dionysos, und Tochter wieder der Demeter wird. Den Niedergang der Kora bildete Praxiteles in Erz und zwar so, daß Demeter die Tochter selbst hinunter geleitete in die abgeschiedene Welt, das geht offenbar aus dem Ausdrucke des Plinius „Ceres Katagusa" hervor. Und ein Vasengemälde aus Unteritalien [66]) stellt im Grunde dieselben Ideen dar. Persephone wird von Pluton auf seinem Viergespanne hinweggeführt, und nimmt daher von ihrer Mutter Demeter freundlichen Abschied. Hekate geleitet mit Fackeln den Zug, welcher bei Nacht sich fortbegibt, wie die am Himmel schimmernden Sterne beweisen. Die Tauben der Aphrodite und Eros fliegen über dem bräutlichen Paare, Hermes als Ψυχαγωγός sieht ihm entgegen, um es in die Unterwelt hinabzugeleiten [67]). Die Kora als stygische Königin stellt die schöne Vase von Canova dar, von welcher wir oben schon gesprochen haben, auf die wir aber hier zurückkommen müssen. Die Vase ist eine Amphora aus einem Grabe von Canusium. Das Gemälde, welches sich auf der Rückseite befindet, stellt den Todten, einen Mann in reiferem Alter, dar, wie er als Heros in seinem Grabtempel von Ionischer Architektur gefeiert wird. Ein Jüngling, der in das Monument selbst eingetreten ist, hält die Geräthe der Libation, eine πρόχοος, eine φιάλη in den Händen, sechs männliche und weibliche umstehende Personen bringen als κτερίσματα Fruchtschüsseln, Kränze und Binden, Blumengewinde und Fächer, Gefäße zum Trinken und Einschenken, Spiegel und Kleiderkästchen, Helm und Schild dar; das heißt Alles, was in einer Zeit des Luxus zu den gewöhnlichen Bedürfnissen des Lebens gerechnet wurde. Die Hauptseite der Vase enthält eine Darstellung der Unterwelt, in welche die Seele des Todten aufgenommen ist. Eine Ionische Tempelhalle bezeichnet das Prostyl des Palastes des Hades, er sitzt

48) Adv. 59. Hist. 9, 6. 49) *Millingen*, Arc. coins. 5, 7. 50) bei *Millingen* p. 70. 51) *Mionnet* Empr. 332. 52) *Id.* Descript. 191 sq. 53) *Id.* Empr. 570. 54) p. 662 sq. 55) p. 300. 56) *Nöhden* 8. 57) s. *Müller*, Archaeolog. p. 510. 58) s. Vases de Canova 3. 59) G. di Fir. St. 153. 60) *Müller*, Archaeolog. p. 603 sq.

61) s. Brit. M. Nr. 17. Chiaram. 32 u. sonst. *Müller*, Archaeolog. p. 568. 62) s. *Mionnet* Descript. 195. 63) s. *Inghirami* Pitt. di vasi. 37. 64) IV, 86, 4. 65) *Müller* p. 512 sq. 66) bei Müller, Denkmäler der alten Kunst. Taf. XLVI. Nr. 213. 67) Dieses schöne Vasengemälde ist zuerst bekannt gemacht von Millingen (Uned. Monum. Ser. I. pl. 16).

selbst in königlicher Pracht und als Ζεὺς Καταχθόνιος auf seinem prächtigen Throne und entläßt die Kora, welche durch Schleier und Stephanos als unterirdische Hera bezeichnet ist, zugleich aber eine große Fackel führt, mit welcher sie den Weg durch die Finsterniß zur Oberwelt sich zu erleuchten vorhat. Rechts sitzen die drei Richter der Unterwelt zusammen, Minos, Äakos, Rhadamanthys, der Letzte als Richter über die Todten aus Asien in orientalischer Tracht. Links sieht man Orpheus als Sänger zur Kithar in phrygothrakischer Tracht; er erfleht durch seine Gesänge seine Gattin Eurydike von der Persephone. Daneben und in dem höheren Felde sieht man Scharen der Seligen, wiedervereinte Gatten, Knaben, welche nach den gymnastischen Übungen, die durch die Strigilis und das Ölgefäß ξυστρολῃκύθιον bezeichnet werden, das Bad besuchen, welches durch einen wassersprühenden Löwenkopf unter einer Säulenhalle angedeutet wird. Elektra hat das Schwert der Rache gegen Klytämnestra gezückt, und beräth sich mit Orestes und Pylades, welche als fremde Reisende erscheinen. Im unteren Felde sieht man zur Rechten den lydischen Monarchen Tantalos, durch den über seinem Haupte schwebenden Stein geängstet, auf der anderen Seite Sisyphos, bemüht den Felsen emporzuwälzen, während eine Erinnys ihn geißelt; in der Mitte steht Herakles von Hermes geführt, im Begriff den Kerberos aus der Unterwelt zu entführen, wiewol eine andere Erinnys ihn mit Fackeln verfolgt. Das Gemälde hat eine schöne Abbildung in Müller's Denkmälern der alten Kunst, Taf. LV, gefunden und ist von ihm mit den von uns angeführten Worten erklärt. Man sieht, wie das Vasenbild ein interessanter Commentar zu den alten Nekyien ist. Preller[68]) kämpft gegen Müller's Erklärung, daß bei der Fackel an die ἄνοδος zu denken sei. Und er hat wol Recht, denn die Fackel gebührt der Persephone als chthonischer Göttin, das Diadem beweist, daß sie in ihren Functionen als Herrscherin der Todten begriffen ist. Preller konnte die Widerlegung noch weiter ausführen. Was soll Orpheus, der um Rückgabe seines Weibes fleht, bei der entlassenen Persephone? Denn in dem Augenblicke, daß sie entlassen ist, verliert sie das Diadem, sammt ihrem Fürstenthum, das sie natürlich nicht mit auf die Oberwelt nehmen kann. Was sollen die Todtenrichter bei der entlassenen Kora? da sind sie bedeutungslos. Was soll endlich Herakles, der mit dem Kerberos kämpft, um diesen dreiköpfigen Höllenhund auf die Oberwelt, als Probe seiner vom Vater ererbten Kraft, hinaufzuschleppen? Der stünde ebenfalls bedeutungslos oder zum Spott der kraftlosen Königin des Hades da. Was sollen Elektra, Orestes und Pylades bei der Kora, sie stehen in keinem Verhältniß zu ihr.

Münzen und Gemälde, welche den Aufgang der Göttin darstellen, haben wir oben bereits erwähnt. Sie wählen entweder den Augenblick, wo Hermes, begleitet von der Frühlingshora, die Persephone aus der Unterwelt von der Seite des Pluton abholt, oder wo die Göttin unter dem Geleite des Hermes wieder auf der Oberwelt erscheint und der Mutter überliefert wird. Ein Gemälde, welches die ἄνοδος der Göttin unterwegs darstellt, existirt meines Wissens nicht.

Von den Dichtern erwähnt zuerst Pindar[69]) die ἄνοδος der Persephone, und verschiedene Eigenthümlichkeiten des agrigentinischen Cultus. Die Göttin heißt λεύκιππος, als habe er sie gesehen auf einem Gespann mit milchweißen Rossen abgebildet. Preller zieht (S. 128) daraus Schlüsse für die plastische Darstellung, und vermuthet, daß in der Kunst weiße Rosse Persephone gezogen hätten, wenn sie an's Licht geführt wird, sowie den Wagen des Helios und der Hemera, daß aber dunkle Rosse des Aidoneus, um Nacht und Tod symbolisch zu bezeichnen, das Mädchen aus der Oberwelt abgeholt hätten. Auch bei den entgegengesetzten Festen sei derselbe Unterschied beobachtet, denn weiße Rosse ziehen den Kalathos bei dem Feste, welches Kallimachos in seinem Hymnus an Demeter beschreibt.

Der Sinn unserer schönen Mythe ist einleuchtend. Der Wechsel des Jahres wird historisch aufgefaßt. Die griechische Phantasie konnte nicht umhin, die Natur zu personificiren und so ist eine sie hervorbringende Göttin geschaffen, der Wechsel des Jahres wird als von ihr ausgehend gedacht, während ihre πάθη doch eigentlich von der Natur und ihrem Wechsel abzuleiten sind.

Verfolgen wir diese Ideen weiter, so ist Kora jedes Jahr Mädchen und Braut des Dionysos, wie wenigstens die mystischen Religionen lehrten, Göttin des Hades und Königin der Todten. Schwanger scheint sie ihren Gemahl zu verlassen, und die Vegetation ist ihr Kind Doch ist die letzte Idee nicht ausgebildet. Sie wird gleich wieder Mädchen und die Natur erscheint mehr als ihre Lebensbedingung, als das Element, in welchem ihr Wesen sich entwickeln kann, denn als ihr Product. Preller faßt dies Verhältniß ähnlich. Der Inbegriff dieser Naturerscheinungen wird, sagt er (S. 128), durch die Mythe auf Ereignisse in der Götterwelt zurückgeführt, als deren Resultat das Regelmäßige derselben erscheint. Die abstracte Naturregel wird auf diese Weise zur göttlichen Ordnung, und in sofern ist diese Mythe, wie alle Theomythen, wesentlich religiöser Tendenz. Sie ist ein Versuch, das in der natürlichen Unmittelbarkeit Gegebene vor der Religion, d. h. vor der griechischen Nationalreligion, zu rechtfertigen. Dieses glaube ich bezweifeln zu müssen, denn solche Ansichten setzen Philosophie voraus, die Koramythe ist aber in der Zeit entstanden, als der Mensch sich noch als ein Product der Natur, als mit ihr unmittelbar und ewig verkettet betrachtete, als er glaubte, alle Wechsel, welche die Natur erleidet, mitleiden zu müssen, kurz in der Zeit, als alle Gefühlsregungen noch in der Kindheit, und der Verstand in einer vorphilosophischen Periode begriffen war. So, fährt er fort, wird der Erdboden Demeter, die Vegetation Persephone. Das Verschwinden der Vegetation wird ein Verschwinden, das Wiederkom-

68) s. S. 126.

69) Ol. VI, 92.

men eine Rückkehr der Persephone. Die winterliche Erde scheint in Trauer versunken, das ist Folge des Schmerzes der Demeter um die entführte Tochter. Mit dem Frühjahre vereinigen sich die Göttinnen wieder, und so wird die neubelebte Lust der Demeter zu ihrer Wirksamkeit, nicht die Natur von selbst, die Ursache der Palingenesien des Lenzes. Der Acker ist abhängig von den Affecten und der Willensbestimmung seiner Göttin.

Dagegen muß ich bemerken, wie sich kaum denken lasse, daß ein Volk den Erdboden, die Vegetation zu Göttern mache. Mir scheint Demeter eine Erdmutter zu sein, welche die Fluren fruchtbar macht und die Vegetation hervorbringt. Denn sobald die Vegetation anhebt, kehrt auch die Kora aus der Tiefe heim, zurück in ihr Element, das ist die Vegetation, und suchen wir nun eine Wirksamkeit der Kora in derselben, so möchte keine andere übrigbleiben, als daß sie das Schöne zum Schönsten macht, daß sie das Leben in der Vegetation ist, und dieses erhält, bis die Zeit der Lebenskraft dahingeschwunden ist.

Wir erklären uns den Wechsel des Jahres und namentlich das Kommen und Verschwinden der Vegetation durch Naturgesetze. Der Grieche hatte ein sanftes Mitgefühl für die Natur, er sah Leben und Tod in der Natur wie im Menschenleben, der Gedanke an die Götter lag zu nahe, es mußte Alles von den Göttern ausgehen, so wurden bestimmte Götter geschaffen, deren Wirkungskreis die Natur ward. Freilich ist das Gesetz, welches alle diese Ereignisse sich jährlich wiederholen macht, ein Gesetz des Zeus, als der höchsten Macht in göttlichen und natürlichen Dingen. Daher mag denn auch das Ganze von ihm ausgehen, obgleich, wie Preller (S. 129) sich ausdrückt, der Homeridenhymnus in dieser Beziehung noch ebenso sehr den Zufall, und die Spontaneität der Begebenheiten, als den Zeus und seinen festen Plan walten läßt. Dadurch haben wir ein neues Zeugniß für das Alterthum des Hymnus; denn die Ideen sind die Homerischen. Zeus hat dem Aidoneus Persephone gegeben, Demeter unzufrieden damit, verläßt den Götterstaat, und so entstehen Unordnungen in der Natur. Obgleich Zeus nun Anlaß ist, so sieht er sich doch bedroht und gezwungen, ein friedliches Verhältniß zu vermitteln. Aber wir haben immer den Raub noch unerklärt. Ehe die Gesetzmäßigkeit der Natur sich festgestellt hatte, war es anders. Da war nie Winter, Kora blieb auf der Oberwelt, und die Vegetation starb nie, das ist die goldene Zeit. Zeus sieht ein, es muß anders werden. Der Raub geschieht, und es entsteht der erste Winter. Die Menschen wissen die Veränderung nicht zu erklären, der Same in die unfruchtbare Erde gestreut, will nicht aufgehen, Alles ist im Zustande der Unordnung. Dieser Zustand konnte Zeus nicht gefallen. Er ist Autor des Vertrages, nach dem jährlich eine *ἄνοδος* und eine *κάθοδος* stattfindet. Aber wann ist der Raub geschehen? Vor der Zeit, vor der Erfindung des Jahres, denn *ἄνοδος* und *κάθοδος* in gesetzmäßiger Folge machen erst das Jahr.

Wir könnten jetzt zu der Erklärung der Localculte übergehen, aber in diesen waltet noch ein Element, das noch nicht erklärt ist, nämlich der Orphische Mysticismus. Die Quelle dieser Geheimlehre, welche erst in unseren Tagen einen würdigen Erklärer in Lobeck gefunden hat, ist die Orphische Poesie. Die Orphiker hatten eine ganz eigenthümliche Mythe vom Raube der Kora, deren Grundzüge die Orphische Theogonie enthielt[70]). Das ausführlichere Gedicht, von welchem Pausanias (1, 14, 2) redet und welches, wie die Ilias den Zorn des Achill, so den Zorn der Demeter besang, wurde dem Collectivnamen Orpheus subsumirt, wie so viele Gedichte dem Homer subsumirt sind. Preller (S. 130) vermuthet, daß darin jene reciproke Typik der erstorbenen Natur und der in Schmerz versunkenen Naturgöttin, welche der Orphischen Theogonie besonders zusagen mußte, namentlich hervorgehoben sei. Der Raum erlaubt nicht, über die Schwierigkeiten, welche der Name Orpheus verursacht, zu raisonniren; wir begnügen uns, die hierher gehörenden Mythen des Orphischen Mysticismus zu erwähnen, und soweit unsere Kenntniß derselben solches erlaubt, zu erklären. Der Inhalt des Orphischen Gedichts vom Raube der Kora läßt sich nach Anleitung der Fragmente und verwandter Stellen in den Orphischen Hymnen reproduciren, ein Versuch damit ist von Preller (S. 132 ff.) gemacht. Die Mythe zerfällt, wie die im Homerischen Hymnus enthaltene, in vier Partien und zwar in dieselben, welche wir oben besprochen haben.

I. Anthologie und Raub. Persephone weilte mit ihrer Mutter Demeter in ihren Lustwäldern am Okeanos. So drückt sich bestimmt der Scholiast zu Hesiod (Theog. v. 914) aus, während der offenbar später lebende Dichter der Argonautik (V. 1190 ff.) schon an eine bestimmte Insel im nordwestlichen Okeanos denkt, jenseit Jerne. Die Insel der Persephone wurde überhaupt, sowie die geographische Kunde wuchs, bald hier, bald dort gesucht; jedoch, wie Preller bemerkt, immer im nordwestlichen Okeanos. So nennt Artemidor[71]) eine Insel der Persephone bei der Bretanike, Andere anderswo in der *ἔξω θάλασσα*[72]). Aber nicht Gäa ist es, welche den Narkissos wachsen läßt, daß Kora darnach greifend, dem Aidoneus in die Hände sinken möge, sondern die Göttin der Liebe spielt hier die Hauptrolle, sie spielt wie der Dichter der Argonautik uns meldet und Claudian[73]) nachgedichtet hat, das schüchterne Mädchen in die Hände des Pluton, welcher sie nach Eleusis über's Meer entführt, um sie durch das dort befindliche Erineon in die Unterwelt zu geleiten. Dieses Erineon war eine Spaltung der Erde, von den Hellenen gewöhnlich *χάσμα* genannt, und lag am Kephissos, da wo die heilige Straße diesen schnitt[74]).

---

70) s. Preller S. 49. 71) bei *Strabon* IV, 198. 72) s. *Procl.* ap. *Plat.* Tim. 17, 17. Schol. ad *Plat.* p. 427 *Bekker*, wo besonders Marcellus *ἐν τοῖς Αἰθιοπικοῖς* Berücksichtigung verdient. 73) De raptu Proserp. I, 214 sq. II, 11 sq. 74) s. *Orph.* Argonaut. v. 1202. Hymn. XVIII. v. 12—15. *Paus.* I, 38, 5 läßt das Erineon weiter östlich gelegen sein. Der Entführung der Kora aus Attika gedenkt auch Phanodem (bei Schol. *Hesiod.* Theog. 914); der Scholiast zu *Soph.* Oed. Col. v. 1590 nennt einen andern Ort der Art, in der Gegend des Heiligthums

Aus dem zweiten Acte der Mythe, welche den Zorn und das Suchen der Demeter schilderte, *Δηοῦς ζήτησις, πλάνη, μῆνις* ist kein Orphisches Fragment erhalten. So könnte man vielleicht glauben, daß dieser Zug der Sage von den Orphikern nicht ausgebildet war. Doch scheint dieses nicht angenommen werden zu können, da der Anfang des Hymnus XLI. dagegen spricht[75]).

Dagegen liegen aus der dritten Partie der Sage von der Erscheinung der Demeter und ihrer Aufnahme in Eleusis zahlreiche Fragmente in den durch Clemens veranstalteten Auszügen vor. Aber dieser Mythenact interessirt uns weniger, wir beschränken uns daher auf Einzelheiten. Das hier erwähnte Personal ist ein ganz anderes, als das im Homerischen Hymnus vorgefundene. Hier sind nicht Könige und Edle die Gastgeber der Demeter, sondern Hirten, vermuthlich, wie Preller (S. 134) meint, damit der Gegensatz zwischen den Zuständen vor und nach der Erfindung des Ackerbaues um so deutlicher hervortreten möge. Eine hochwichtige Person ist die Baubo, welche aber eine ganz veränderte Bedeutung hat. Sie steht im Verhältniß zum Zagreus — einem der wichtigsten Wesen in der Orphischen Theologie. Sie ist die Pflegerin, die Amme des Eleusinischen Jakchos, des Orphischen Dionysos, des Zagreus, welchen Zeus mit der Persephone erzeugte. Sie gebar ihn vor ihrer Entführung durch Pluton[76]). *Βαυβώ* erklärt Lobeck (p. 823) durch *μαῖα, τιθήνη*, und Preller vermuthet, daß der Jakchos nach der Entführung der Persephone der Baubo anvertrauet war, und hält mit Recht dieses für einen schicklichen Anlaß, seinen Antheil an der Eleusinischen Weihe zu begründen. Baubo ist zugleich die Jungfrau, welche die Demeter durch verfängliche und unanständige Scherze erheitert. Demeter lacht darüber und bricht das Fasten[77]). Die Fortsetzung der Eleusinischen Scene ist unbekannt[78]).

Wir wenden uns zu der letzten Partie der Orphischen Form unserer Mythe, welche in der Wiederfindung der Persephone und den Stiftungen des Ackerbaues besteht. Der Schweinehirt Eubuleus zeigt der Demeter den Ort, wo Pluton mit der Kora in die Unterwelt hinabgefahren war. Er hatte mit seinem Bruder Triptolemus seine Heerden dort geweidet, einige Schweine waren in den Schlund mit hinabgerissen, so konnten sie also Bericht erstatten[79]). Nun geht Demeter selbst in den Hades, holt die Kora zurück und schließt mit dem Pluton den bekannten Vertrag[80]). Kora kam durch dasselbe *χάσμα* wieder auf die Oberwelt zurück[81]). Diese Legende mag, wie Preller (S. 137) vermuthet, der Etymologie zu Gefallen entstanden sein. Übrigens bewachen auch die Korybanten die Persephone, wie sie in den phrygischen Bergen in einsamer Höhle versteckt war[82]), und sie kommen im Despoinatempel zu Phigalia neben den Kureten vor. (s. unten). Aus Dankbarkeit macht Demeter die beiden Hirten Eubuleus und Triptolemus zu Ackerbauern, gibt ihnen die ersten Cerealien und unterweist sie in der Agricultur[83]). Die Abweichung von der Homerischen Gestalt der Sage liegt am Tage. Der Boden trug schon Früchte, Demeter war bis auf jene Zeit nicht unwirksam gewesen, aber der Schmerz über die geraubte Tochter hatte den Boden unfruchtbar gemacht. Den Schluß dieser Partie der Sage wird wol die Einsetzung der Mysterien gebildet haben, womit die Erhebung des Dysaules, Eumolpos u. s. w. zu Priestern in innige Verbindung trat.

Es kann nun zweifelhaft sein, ob sich der Eleusinische Cult im Laufe der Zeit verändert hatte, oder dieses Gedicht ihn verändern sollte. In späterer Zeit galt Orpheus für den allgemeinen Vater aller Mystik, so auch der Eleusinischen[84]). Die Lykomiden als Eleusinische Daduchen bedienten sich Orphischer Poesien zu ihren Recitationen, und bei den Athenischen Anthesterien wurden gleichfalls Orphische Gedichte zu den musikalischen Aufführungen benutzt[85]). Freilich geschah dieses erst in der römischen Periode, aber das beweist, daß wenigstens später Orphische Ansichten und Orphische Mystik eine nationale Bedeutung erlangt hatten. So können wir uns denn auch nicht wundern, wenn die römischen Dichter, welche den Raub der Kora besangen, zwar die Homerischen Namen beibehielten, aber sonst ihnen mehr oder weniger die Orphische Bedeutung zu geben suchten. So nennt Ovid[86]) den Keleos einen armen Bauern, der mit seiner Tochter in den Wald geht, um Beeren für seinen Tisch, um Reiser für seine Hütte zu suchen. Und bei Virgil[87]) will Proserpina der Mutter nicht folgen, da sie dieselbe aus Elysion abholt[88]). Nonnos[89]) behandelt die Sage vom Raube der Kora nur beiläufig, aber die Weissagung des Asträos, daß der Demeter großer Schmerz bevorstehe, welcher der Anfang großer Ehre für sie sein werde, zeigt, daß er Orphische Ideen beherzigt habe. Bei Claudian, welcher übrigens vieles Abgeschmackte von seinem Eigenen hinzugethan haben mag, gerieth Pluton plötzlich in Wuth, daß er allein von allen Göttern unverheirathet sei, und mit ihm verschwört sich die ganze Unterwelt. Die Parcen erinnern ihn, den Jupiter um Beistand zu bitten, Jupiter sinnt einen tiefsinnigen Plan aus, daß Pluton der Ceres das einzige Kind rauben solle, um den Ackerbau zu stiften, welchen er den Göttern in einer Raths-

---

der Semnen bei Kolonos. Demades erzählt, die Göttin sei *ἐν νάπαις* entführt worden, und Ebert (*Σικελ.* p. 10), auch Creuzer (Symb. IV, 195) wollen dies auf die lesbische Stadt Nape beziehen, wohin der Raub sonst nie verlegt wird. Preller glaubt daher (S. 133), daß der Ausdruck ganz allgemein zu fassen sei, und nichts bedeute, als daß die Anthologie und die Entführung in Waldthälern stattgefunden habe.

75) Vergl. *Clemens* ap. *Lobeck.* p. 818. 76) *Nonnos* Dionys. V, 515. VI, 154. 77) s. *Lobeck* Aglaoph. p. 810 sq. 78) s. Preller S. 136. 79) *Lobeck* Aglaoph. p. 827 sq. *Paus.* I. 14, 2. *Tzetz.* ad *Hesiod.* opp. 32. 80) s. *Orph.* Hymn. XLI. 81) s. *Tzetz.* l. c. *Eudocia* p. 110. Ganz anders freilich das Etym. M. p. 531, 5; Gud. p. 338, 20. Anecd. *Cramer.* I, 255, 1, wo der Ausdruck *Κορύβαντες* erklärt wird *οἱ καταβάντες τὴν Κόρην ἀναγαγεῖν, καὶ μὴ ἀποστρέψαντες.*

82) s. *Orph.* Argon. v. 32. Hymn. XXXIX. *Porphyr.* antr. nymph. c. 7, von Preller citirt. 83) *Orph.* Hymn. XXXIX. v. 14 sq. 84) s. *Lobeck* Aglaoph. p. 238 sq. 85) Ib. p. 467. Preller S. 139. 86) Fast. IV, 507 sq. 87) Georg. I, 39. 88) s. dazu *Serv.* Excerpta *Lindenberg.* 89) Dionys. VI, 1—154.

versammlung mittheilt. Venus muß als Intriguantin helfen. Persephone singt und webt. Ceres ist ganz die phrygische Rhea. Die drei langen Bücher bringen die Göttin nicht einmal nach Eleusis, aber nichtsdestoweniger sehen wir aus I, 26 ff., daß die Stiftungen der Agricultur aufs Innigste mit dem Raube in Verbindung standen. So breit und abgeschmackt nun auch diese Darstellung ist, welche die heilige Homerische Mythe zu einer gemeinen Liebesgeschichte macht, so sehen wir doch aus der ganzen Auffassung und aus vielen Einzelnheiten z. B., daß die Proserpina als echt Orphisches Wesen, grade webt und singt, da sie geraubt wird, das Studium des Orpheus, dessen Ideen freilich oft genug entstellt und misverstanden sind. Früh schon wich man von der Homerischen Weise ab, und Euripides [90]) zeigt, daß dieser Philosoph in der Mythologie ganz in Orphischer Weise gedichtet hat. Demeter ist die Rhea-Kybele, Persephone eine *Κόρη ἄῤῥητος*, ein Ausdruck, welcher sich, wie schon oben bemerkt, auf die *ἄῤῥητοι γαμοί* der Persephone bezieht, die denen der Rhea und des Zeus ähnlich waren, von welchen die phrygischen Mysterien erzählten. Deo sucht die Tochter auf dem Löwengespann unter Cymbelnbegleitung und im Schmerze verbirgt sie sich in die phrygischen Gebirge. Die Erde wird unfruchtbar und Hungersnoth entsteht, ja die Adern der Erde erstarren und kein Quell sprudelt.

§. 5. Wir wenden uns jetzt zu den Festen der Kora, welche sie freilich meistentheils mit Demeter theilt, und zwar zuerst zu dem Attischen Feste der Eleusinien, indem wir noch wegen des übrigen Attischen Cult auf §. 12 verweisen. Die beiden Hauptfeste, welche hier berührt werden müssen, sind die großen und die kleinen Eleusinien. Leider haben wir über die kleinen fast gar keine Nachrichten, und außerdem gehen sie nach Müller's Vermuthung (s. d. Art. Eleusinien) Eleusis gar nichts an, da sie zu Agra gefeiert wurden, und deshalb *τὰ πρὸς Ἄγραν* hießen. Das Local für dieses Fest war nicht weit von den südlichen Mauern der Stadt, weshalb sie auch *ἐν ἄστει* hießen, obgleich nicht im genaueren Sprachgebrauch. Das Wasser des Ilissos wurde zu den Reinigungen benutzt, welche ein wesentliches Stück dieser Mysterien ausmachten. Oberhalb des panathenäischen Stadions zog sich ein Hügel hin, welcher früher von seiner gewundenen Form Helikon genannt wurde, später aber den Namen Agra bekam. Unter diesem lag das Agra des Pausanias, welcher Ort auch *τὸ τῆς Ἄγρας* hieß, wovon die Mysterien *ἐν Ἄγρας*. Die Mysterien bezogen sich hauptsächlich auf den Dionysos [91]) und die Persephone, und wurden wol für eine Reinigung und Vorweihe der großen Eleusinien angesehen. Nach Clemens Alexandrinus [92]) bezog sich das Fest auf Todtendienst [93]). Das Fest fiel nach Plutarch [94]) in den Monat Anthesterion, wahrscheinlich in den Anfang desselben [95]). Preller (S. 390) vermuthet, daß sie mit den Anthesterien oder wenigstens mit einem Festtage derselben den Choen oder Chytren zusammengefallen seien [96]). Doch glaubt er, daß bestimmtere Combinationen des Eleusinischen und altathenischen Dionysosdienstes gar nicht stattgefunden hätten. Anderer Meinung ist jedoch Müller [97]), welcher die Vermuthung ausspricht, daß an den Anthesterien Persephone dem Dionysos als seine Braut vermählt worden sei. Ein alter Gebrauch verordnete, die Gemahlin des Archon Basileus an den Anthesterien dem Dionysos förmlich anzutrauen, und so glaubt Müller, daß die Basilissa die Stelle der Persephone vertreten habe. Preller versucht eine andere unglückliche Erklärung dieses Gebrauches, die Basilissa hätte die Stelle von Stadt und Land vertreten sollen. Noch unsicherer ist freilich die Vermuthung, daß die Ariadne, die Braut und Gemahlin des Dionysos, eigentlich Persephone sei [98]).

In Darlegung der großen Mysterien folgen wir den Ansichten O. Müller's a. a. O. Sie begannen mit dem 15. Boedromion, dieser Tag hieß wahrscheinlich Versammlung, *ἀγυρμός*. Der zweite Festtag hieß *Ἅλαδε μύσται*, weil sich die Eingeweihten an diesem Tage mit Seewasser reinigten, wobei zu vermuthen steht, daß diese Waschung im Piräeus, wenigstens in der Nähe von Athen, stattgefunden habe. Am vierten Tage werden Opfer verrichtet sein, nämlich ein Ferkel zu Ehren der Demeter und der Kora, am folgenden Tage wurden dem Dionysos Früchte dargebracht (*τρυγητός*). Müller meint, daß diese Opfer noch im Eleusinion in Athen stattgefunden hätten, obgleich es schwierig sei, die einzelnen Handlungen, welche dabei beobachtet waren, von denen, welche man im Heiligthume zu Eleusis beobachtete, zu sondern. Gewiß ist, daß das Eleusinion zu einer mit den Eleusinien zusammenhängenden Feier bestimmt war, und dort viel gebetet und geopfert wurde. Wann sich der Festzug nach Eleusis begeben habe, läßt sich schwer bestimmen, auch muß man die verschiedenen Classen von Personen, welche an dem Feste Theil nahmen, unterscheiden. Diese sind die neuen Mysten oder Neophyten, welche sich einweihen lassen, dann die bereits Eingeweihten, welche zur Epoptie gelangen, oder an den Feierlichkeiten, zu welchen die Einweihung nöthig war, Antheil nehmen, endlich die Panegyris, jene Volksmasse, welche blos äußerlich an den öffentlichen Opfern Theil nahm oder auch nur zusehen wollte, und zu dem Ende von allen Seiten heranströmte. Der Jakchostag, welcher vom Jakchosrufen seinen Namen hat, an welchem unter lautem Jubel, Jauchzen und Getöse ein Zug unternommen wurde, welcher, nach den gewöhnlichen Ausdrücken zu urtheilen (*ἐξ ἄστεος Ἐλευσῖνάδε*) sich von der Stadt nach Eleusis begab, während Herodot [99]) ihn so darstellt, als sei er von Eleusis ausgegangen, war, wie die von Müller citirten Stellen beweisen, am 20. Boedromion. Die darauf folgende Nacht durchwachte man, und tanzte auf den Wiesen in der Nähe von Eleusis, namentlich um die Quelle Kallichoros in der Nähe des Tempels. An jener Stelle sollten ja die Frauen der

90) Helena. v. 1301 sq. 91) Den Dionysos nennt als Hauptperson *Steph. Byz.* s. v. *Ἄγρα*. 92) Protrept. II. p. 10 *Sylb.* 93) s. *Müller* l. c. p. 276. 94) vit. Demetr. c. 26. 95) s. Böckh, Staatsh. II, 252. Corp. Inscr. nr. 157.

96) s. S. 121. 97) Etrusk. II, 98. 98) s. *Engel*, Quaest. Nax. p. 46. 99) VIII, 65.

Eleusinier zuerst einen Chor aufgestellt und der Göttin zu Ehren Lieder gesungen haben. Diese pannychischen Tänze müssen aber [1]) an der *εἰκάς* gefeiert sein. Nun euchtet ein, daß an diesem Jakchoszuge, sowie an dem Pervigilium, bei welchem die ununterbrochenste Heiterkeit und ausgelassenste Freude herrschte, nur Eingeweihte Theil haben konnten, denn der Jakchos wird immer als ausschließliche Wonne der Eingeweihten geschildert. Hätte man aber mit den Freuden dieser Nacht das Fest begonnen, so würde die Folge der Weihen verkehrt gewesen sein, da nun erst die Trauergebräuche, welche sich auf den Raub der Kora bezogen, folgten. Entweder konnten also die Neophyten am Jakchos für dieses respective Jahr keinen Antheil nehmen, oder die Einweihung mußte schon im Anaktorion mit ihnen vorgenommen sein. Da dies nun aber nach den Zeugnissen der Alten unwahrscheinlich ist, so mußte die Weihe der Neophyten (*καθάρμοι* und *ἀποτροπαί*), welche in diesen Tagen in Athen allgemein war [2]) und mehre Tage dauerte, dem Jakchos vorangegangen, und zwar vom 17—19. Boedromion inclusive vorgenommen sein. Der Jakchos bildete ein heiteres Schlußfest der am 18. und 19. Boedromion vorgenommenen Trauergebräuche; den Neophyten würde das Fest bedeutungs- und werthlos vorübergegangen sein, wenn sie ihn nicht hätten mitfeiern dürfen. Müller erklärt nun den Zusammenhang des Eleusinischen und Athenischen Festes folgendermaßen. Diejenigen Athener und Fremden, welche die Einweihung in die Mysterien zum ersten Male begehrten, gingen am 17. Boedromion nach Eleusis, um sich den nöthigen Vorbereitungen zu unterwerfen. Die älteren Mysten dagegen blieben so lange ruhig in Athen, und zogen erst am 20. Boedromion in dem glänzenden Jakchoszuge dahin, auf welchem 150 Stadien langen Wege, der schon an und für sich einen bedeutenden Theil des Tages hinwegnehmen mußte, außerdem noch an mehren Stellen Opfer und Tänze begangen wurden. So konnte man es den Frauen der Reichen eben nicht verdenken, wenn sie sich bei dieser Panegyris der Wagen bedienten, was freilich durch ein Gesetz des Lykurg verboten wurde [3]). Die Neophyten zogen dann von Eleusis aus — so muß die erwähnte Stelle Herodot's verstanden werden — den älteren Mysten entgegen, bei welcher Gelegenheit es denn auf der Brücke über den Kephissos zu allerhand Späßen und Neckereien (*γεφυρισμοί*) kam, obgleich auch wol anzunehmen steht, daß diese bei dem Übergange aus der düsteren Stimmung in die ausgelassenste Heiterkeit, welche durch den Trunk des Kykeon geschah, hervorgebrochen sind. Solche Scherze gehörten überhaupt zum Culte der mystischen Demeter, und Jamben (*ἰαμβίζειν*) finden sich bei den Demeterfesten auf Paros, und in Syrakus wieder, sowie man auch annehmen muß, daß die des Archilochos, welche durch ihre Zügellosigkeit früh berüchtigt wurden, den an den Demeterfesten üblichen Neckereien ihre Entstehung verdankten. An diesen Jakchoszug schlossen sich nun wahrscheinlich allerlei mysteriöse Gebräuche im Innern des Tempels, an welchen denn nicht blos die ältern Mysten, sondern auch die Neophyten Theil nahmen. Dann erst kam das Pervigilium. Vielleicht schon am folgenden Tage kehrten die Mysten nach Athen zurück, wo jedoch die Mysterien noch fortgesetzt wurden [4]). Jetzt folgt die Nachweihe Epidauria. Asklepios nämlich war aus Epidauros nach Athen gekommen, um sich einweihen zu lassen; als die Mysterien schon vorüber waren, da wurde für diesen Gott die Nachfeier gestiftet, und er selbst seit dieser Zeit göttlich verehrt [5]). Diese Nachweihe war mit einem zweiten Opfer verbunden, welches von den Hauptopfern, denen eine *πρόῤῥησις* [6]), wer zu denselben zugelassen werden sollte, voranging, genau zu unterscheiden ist. Das Opfer begann zu Athen, und zog sich von dort nach Eleusis. Der letzte Tag der Mysterien, der 23. Boedromion, hieß Plemochoä, an welchem man zwei irdene Gefäße, Plemochoen oder auch Kotylisken, mit Wasser (?) — vielleicht mit Opferblute (?) füllte, das eine gegen Osten, das andere gegen Westen aufstellte, und dann sie umstürzte, wobei man dann eine geheimnißvolle Formel sprach. Ein Gebrauch, welcher sich offenbar auf Todtendienst bezieht, und den Groll, welcher aus der Unterwelt den Mysten drohete, mit diesen beiden Güssen zu vernichten oder zu entfernen suchte.

Wettkämpfe, welche mit den Eleusinien verbunden waren, erwähnt schon der Homerische Hymnus, und diese sind [7]) nicht auf den Krieg der Eleusinier, sondern auf die *Βαλλητύς*, ein Ehrenfest des Demophon, wobei mit Steinen geworfen wurde, zu beziehen. Sonst wissen wir von diesem Agon nichts. Die sogenannten Demetrien (Erntefest) jedoch, in welchen mehre von Pindar besungene Athleten siegten, standen mit den Mysterien durchaus in keiner Verbindung, und wurden einen Monat früher gefeiert, obgleich Demetrien als allgemeiner Name allen Festen der Art zukommt (s. unten). Am 24. Boedromion endlich, also am Tage nach dem Feste, wurde eine Rathsversammlung im Eleusinion gehalten, und so gewinnen wir für die Dauer des Festes einen Zeitraum von neun Tagen, welcher freilich nicht notorisch gewiß, aber nach der Analogie anderer Demeterfeste und dem Homerischen Hymnus sehr wahrscheinlich ist.

Wenn wir nun schon wenig wissen von der äußern Ökonomie des Festes, so ist unsere Kunde von den Vorgängen im Innern des Tempels noch mangelhafter, und wir können darüber nur Vermuthungen wagen, wobei wir denn freilich am allerwenigsten den französischen Schriftstellern folgen dürfen. Theilnehmer an den Mysterien durften weder Barbaren, noch Mörder, noch Zauberer, — Apollonios von Tyana wurde ausgeschlossen — noch sonst ein Schuldbelasteter sein, nur der vollkommen Tugendhafte und Schuldlose war der mystischen Fackel würdig. Kinder, Diener und Sklaven, Fremde, wenn sie mit irgend einer Athenischen Familie zusammenhingen,

1) Wie durch Müller (p. 280) bewiesen ist. 2) s. *Philoch.* ap. *Procl.* ad *Hesiod.* *Ἔργ.* 810. 3) *Aristoph.* Plut. 1013. 4) Andokides, über die Mysterien. §. 110—123. 5) *Paus.* II, 26, 7. *Philostr.* vit. Apollon. IV, 18. 6) *Lobeck* Agl. p. 16. 7) Nach *Müller* p. 281.

konnten eingeweiht werden, wenn die letzteren auch späterhin durch Einheimische eingeführt werden mußten [8]). Die Darstellungen im Innern des Tempels werden reich und glänzend und nach einem kunstmäßigen Plan so eingerichtet gewesen sein, daß die Gemüther der Mysten durch eine richtige Stufenfolge von Empfindungen allmälig in diejenige Stimmung versetzt wurden, in welcher man sie entlassen wollte. Die Darstellungen, welche sich auf den Raub der Kora in die Unterwelt bezogen, werden Furcht, Beängstigung und Schrecken erregt haben. Plutarch [9]) beschreibt diese Zustände, in welche die Seelen versetzt wurden, also: Zuvörderst Irrgänge und mühseliges Umherschweifen, und gewisse gefährliche und doch erfolglose Gänge in die Finsterniß. Dann ging der Weihe vorher mancherlei Schreckniß, Schauder und Zittern, Schweiß und peinliches Staunen. Aber aus diesen Zuständen wird man in ein wunderbares Licht versetzt, anmuthsvolle Gegenden, lachende Wiesen nehmen die Mysten auf, und hier zeigt sich Getön und Tanz, heilige Gesänge und Erscheinungen in aller Herrlichkeit. Vergleicht man diese Stelle mit Lucian [10]), so müssen wir glauben, daß bei unserem Feste der Hades zwar nicht mit ängstlicher Kleinlichkeit nachgebildet war, aber doch die Schrecknisse der Unterwelt, wie der Glaube und die Mythen der Griechen sie geschaffen hatten, vor die Seele der Mysten geführt wurden. Die Eröffnung des Tempels wird von den Schriftstellern des Alterthums oft mit der Enthüllung bis dahin verborgener Herrlichkeiten in Verbindung gesetzt, welcher stilles Staunen, und demüthige, sittsame Folge des göttlichen Gedankens sich angeschlossen habe. Schon der Anblick dieses größten Tempels Hellenischer Architektur mußte von wunderbarer Wirkung auf die schon gereizte Hellenische Phantasie sein, doch vermag dieses Alles uns noch nicht ein richtiges Gemälde von den Eleusinischen Weihen zu geben. Unsre mangelhaften Kenntnisse über die äußeren und inneren Vorgänge lassen uns nur in Ungewißheit, wir müssen uns daher begnügen, durch Erfahrung des religiösen Ideenkreises, welchem die Mysterien angehörten, uns der Grundvorstellungen zu bemächtigen, von welchen die Mysterien nur eine besondere Entwickelung sein konnten. Aber auch dieser Weg ist schlüpfrig; es ist gewiß, daß es viele Sagen gab, welche so innig mit mystischen Gebräuchen zusammenhingen, daß sie sich nur durch die Mysterien und die in dieser Gattung des Cultus vorherrschende Symbolik fortpflanzen konnten. So muß uns Manches verloren gegangen sein, denn gewiß ist nicht Alles aufgeschrieben, und selbst zu dem Aufgeschriebenen fehlt uns oft der Schlüssel, die wir die Mythen nicht in symbolischer Darstellung sehen, sondern nur sie hören und lesen. Isokrates [11]) sagt ausdrücklich, daß die Demeter den Athenern dankbar sei wegen mancherlei Wohlthaten, welche nur die Eingeweihten vernehmen durften. Sehr viele Anklagen wegen Mysterienentheiligung bezogen sich auf unerlaubte Mittheilung heiliger Sagen. Alles dieses muß unser Vorhaben erschweren. Dazu kommt, daß selbst manche Götterwesen nur in den Mysterien von Eleusis Cult und Verehrung hatten, z. B. die oben erwähnte *Daeira, welche von* Hermes Mutter des Eleusis geworden *sein sollte.* Ihr Cult stand dem der Demeter feindlich gegenüber. Wenn dieser Göttin von ihrem Sühnpriester, dem *Daeirites,* geopfert wurde, so durfte die Priesterin der Demeter weder von dem Opferfleische kosten, noch sich bei dieser Feierlichkeit einstellen. Sie ist eine Tochter des Okeanos, weshalb man sie für die feuchte Natur erklärt hat, eine Schwester der Styx, mit welcher ihr Wesen auch wol am innigsten zusammenhängen mag. Aber Äschylos hielt sie für identisch mit der Persephone, und diese Meinung wurde im Alterthum frühe gang und gebe. Müller [12]) macht jedoch die treffende Bemerkung, daß man nur an die Todtenkönigin Persephone, ein der Demeter abgewandtes und feindliches Wesen denken dürfe, wenn man in der Daeira die Tochter der Demeter erkennen wolle. Wir sind also auf den Dienst der chthonischen Gottheiten hingewiesen, wir sehen uns in einen Ideenkreis versetzt, wo sich die Betrachtung der Erde und ihrem schweigenden geheimnißvollen Busen zuwendet, und aus deren Schooße vegetabilisches und animalisches Leben wunderbar emporwächst, um einst an den Ort seiner Entstehung zurückzukehren. Licht und Finsterniß, Leben und Tod, Blühen und Welken nimmt im chthonischen Dienst die staunenden Gemüther gefangen, und die Stelle einer ruhigen Heiterkeit, einer gelassenen *Betrachtung, die den Cult* der olympischen Gottheiten auszeichnet, füllt hier der *schnellste* und plötzlichste Wechsel von Wehmuth und Entzücken aus. Alle Erscheinungen einer orgiastischen Götterverehrung, tiefe, in sich verschlossene Betrübniß, welche jedoch durch Fasten und Trauergebräuche sich kund thut, auf der andern Seite aber die ausgelassenste, ungebundenste Lustigkeit, welche in die üppigsten, meistentheils mit derben, das Geschlechtsverhältniß berührenden Zoten verbundenen Scherze ausbricht, gehören wesentlich dieser Classe des religiösen Cultus an. Aber der Gedanke an die Unterwelt ist nicht mehr wie in Homerischer und nachhomerischer Zeit ein schrecklicher, man bebt nicht mehr scheu zurück vor den grausenhaften Ausstaffirungen, mit welchen die Phantasie und die von den Dichtern bearbeiteten Sagen die geheimnißvolle Welt ausgeschmückt hat, sondern der Gedanke daran findet vielmehr ein Vorgefühl von Wonne, eine geheime, tief im Busen verschlossene und bald in lauter Freude sich kund thuende Lust, welche grade den eigenthümlichen Reiz des chthonischen *Cultus* ausmacht. Da man aber für diese Ideen nichts Analoges in der wirklichen Welt vorfand, namentlich aber die Vorstellung von Einheit des Lebens und Todes, von Kommen und Gehen, von Aufblühen und Verschwinden nie zur anschaulichen Klarheit gelangen konnte, so mußte auch der chthonische Dienst stets einen mystischen Charakter behaupten. Der menschliche Geist wird sich selbst nicht klar, wünscht es aber auch nicht, er gefällt sich im Unbegreiflichen, jeder Versuch, diese dunkelen Ahnungen,

8) *Müller* p. 283. 9) De anima Fragm. VI, 2. 10) im Cataplus. c. 23. 11) Panegyric. §. 28.

12) p. 287.

in welchen sich die überschwängliche Phantasie so behaglich fühlt, in einen Rahmen zu schließen, eine Grenze zwischen dem Sichtbaren und Unsichtbaren, zwischen Gewißheit und trübseliger Ahnung zu ziehen, mußte jedes Mal im chthonischen Dienste mislingen, weil hier Möglichkeit und Unmöglichkeit ineinanderfließen, und keins von beiden zu begreifen grade den Genuß verschafft. Auch der mystische Dienst hat Gestalten hervorgebracht, aber sie sind nicht sicher und fest wie die im olympischen Cult erzeugten, sie sind in aller Zeit ungewiß und schwankend geblieben; ein charakteristisches Merkmal ist vielleicht, was Müller a. a. O. hervorgehoben, daß die Phantasie durch die abenteuerlichen und ausschweifenden Umrisse ihrer Gebilde ein Misbehagen an ihren eigenen Productionen zu erkennen gibt. Auch Mythen sind auf dem geheimnißvollen Felde des Mysticismus erwachsen, aber sie haben sich meistentheils losgerissen von ihrer Örtlichkeit, stehen ohne Zusammenhang mit der Natur da, sind unschön, ungeheuer, seltsam und räthselhaft. Aber woher kommt das? Es scheint als folgten die Mysten einer unterdrückten Religion, und so ist es denn wahr, daß wir den Cultus der Demeter in vielen Gegenden verabsäumt, und gradezu unterdrückt finden[13]). Nicht minder hat sich die jüngste religiöse Erscheinung auf Hellenischem Boden, der Dienst des Dionysos, nur mit Kampf, mit Widerstreben vieler griechischer Stämme von einzelnen Landschaften aus, über ganz Hellas verbreitet, wie denn oftmals nur günstige Umstände ihm ein neues Terrain verschafft haben.

Die Anhänger dieser beiden Culte traten daher in vielen Orten von Hellas zu geschlossenen Vereinen zusammen, welche dann *τελεταί, ὄργια, θίασοι* genannt wurden, wenn auch nur wenigen derselben es gelang, sich auszubreiten und zu großen Mysterieninstituten zu erheben. So ist es denn[14]) gewiß, daß die Eleusinische Telete schon vor der Jonischen Wanderung, ja schon vor Homer, wenn man darunter die Äolische oder Jonische Sängerschule in Smyrna oder Chios, aus welcher Ilias und Odyssee hervorgegangen sind, versteht, bestanden hat, ohne daß darum die Eleusinische Demeter schon in jener Urzeit den Ruhm gehabt haben mag, welchen sie in späteren Tagen gewann. Warum aber der Dichter dieser Gesänge den Mythenkreis der Demeter und Kora nicht in sein Werk aufgenommen hat, diese Frage habe ich bereits oben beantwortet.

Wenden wir diese Ideen auf die Eleusinischen Mysterien an, so wird klar, daß die Mythe von der Demeter als einer segenspendenden Mutter, von dem Raube und dem Aufsteigen der Kora aus der Unterwelt auf jeden Fall ein sehr bedeutender Theil des ganzen Eleusinischen Ideenkreises sein muß. Die Demeter ist die Erde als Mutter, als Gebärerin und liebevolle Pflegerin alles dessen, was dem Schooße der Erde entwächst. Sie ist aber in Cult und in der mythischen Vorstellung eine Person geworden, welche bald lebendig thätig, bald leidend und vom Schmerze überwältigt erscheint. Der Gegenstand ihrer mütterlichen Pflege ist vorzüglich das vegetabilische Leben, die Kora gleichfalls eine Person, welche die Pflanzenwelt repräsentirt. Aber *Δημήτηρ* ist *μουνοτόκος*, sie ist nur einmal Mutter geworden, ihre ganze Mütterlichkeit geht in einem Objecte auf, Mutter und Tochter sind daher, wie in der Wirklichkeit, so auch in Mythus und Cultus unzertrennlich. Aber auch Kora ist Person, nicht blos ein allegorisches Wesen, ein Gebilde schwelgender Phantasie, das von Dichterhand ausgeschmückt wäre, sondern auch theils lebendig und thätig, theils leidend und schmerzempfindend. So versteht es sich von selbst, daß im Bewußtsein der gläubigen Mysten der Zusammenhang der *ἄνοδος* und der *κάθοδος* der Kora mit dem Aufblühen und Dahinwelken der Pflanzenwelt im innigsten Zusammenhange stand, und daß, wenn dieses Band in der Darstellung, welche die epische Poesie von diesem Verhältnisse gibt, lockerer erscheint, da reine menschliche Handlungen und Begebenheiten in möglichster Reinheit aufgefaßt werden mußten, man von hier aus nicht auf die einfach gläubige Auffassung der mit dem Cultus verknüpften Tradition schließen darf. Aber auch schon im Homerischen Hymnus hängt, wie oben gezeigt worden, das Kommen der Kora mit dem Frühlingsanfange zusammen; sie ist ein spielendes Mädchen in höchster Jugendkraft, die reizende volle Jugendblüthe selbst. Ebenso mußte auch in der epischen Darstellung die *κάθοδος* der Kora mit dem Verwelken der Blumen, mit dem Ausfallen des Samens in unmittelbarer Verbindung gedacht werden.

Nach der in Eleusis geltenden Form des Mythus sollte Kora nur den dritten Theil des Jahres in der Unterwelt zubringen in der Umarmung ihres Gemahls. Müller spricht (S. 290) die Ansicht aus, daß man diese vier Monate nicht von der Ernte, sondern nur von der Saatzeit an rechnen könne, welche durch den etwa vier Monate währenden Cheimon von der *ἄνοδος* der Kora getrennt ist. Sehr leicht erklärt es sich, wie an die Ausstreuung des Samens, bei einem so sehr mit der Natur vertrauten Volke, als die Hellenen waren, sich religiöse Ideen anknüpften. Sagt es doch Plutarch[15]) deutlich genug, daß die Alten bei der Ausstreuung des Samens viele Gebräuche, welche sich auf Begräbniß und Trauer bezogen hätten, zu beobachten pflegten. Es versteht sich, was Müller hinzufügt, daß wenn der Raub in das Herbstäquinoctium gesetzt wird, hiermit dieselbe Epoche gemeint ist. In Athen dachte man sich die Abwesenheit der Kora in der Unterwelt sicher zwischen den Thesmophorien und Anthesterien, zwischen welchen beiden Festen genau vier Monate liegen, zumal da die Thesmophorien ein Saat- und zugleich ein Trauerfest waren, welches sich in diesen Cultusideen nur auf die Trennung der Demeter von ihrer Tochter beziehen kann, und bei den Anthesterien deuteten offenbar die im Innern des Tempels von der *Βασίλισσα* und den 14 Gerären begangenen Gebräuche auf die aus der Unterwelt emporkommende Kora als Braut des Dionysos.

Die kleinen Mysterien können auch nur eine Feier

13) s. *Herod.* II, 171. *Paus.* IX, 25. 14) Nach Müller's Auseinandersetzung. S. 288.

15) De Isid. et Osirid. c. 70.

der ἄνοδος gewesen sein, denn erstens fielen sie mit den Anthesterien zusammen, zweitens wurden an diesem Feste Kora und Dionysos wahrscheinlich, wie oben gezeigt worden, als ihr bräutlicher Gemahl vornehmlich verehrt. Die großen Eleusinien dagegen müssen sich an die κάθοδος der Kora angeknüpft haben, denn grade während ihrer Schmerzenstage, als sie trauerte um die entführte Tochter, kam Demeter zu den Eleusiniern, um dem geliebten Volke ihre Weihen zu offenbaren. Auch die Eleusinien sind ein Saatfest [16]). Aber die Thesmophorien unterscheiden sich wesentlich von den Eleusinien, und zwar dadurch, daß sich dieses Fest schneller von den Ideen, welche sich an den Raub knüpfen, losreißt, daher den Trauergebräuchen eine geringere Ausdehnung gegeben wird. Zugleich müssen sie auch eine Hinweisung auf die ἄνοδος κόρης in sich begriffen haben, da im entgegengesetzten Falle das Fest die Gemüther der Mysten nur in Disharmonie hätte versetzen können, nimmermehr aber ihnen jene Seligkeit ertheilen, deren Krone der Jakchoszug sein muß. Wir übergehen die Eleusinischen Ideen, welche sich an Ackerbau knüpfen, um diejenigen kurz zu berühren, welche das Schicksal des menschlichen Lebens angehen. Die älteste Art der Todtenbestattung war das Begraben, die Begrabenen hießen Δημήτρειοι und das Bewerfen gefundener Leichen mit Erde war die heiligste Pflicht der Menschen, welche Idee uns durch Sophokles' Antigone so recht klar gemacht wird [17]). Aber sowie das Saatkorn, welches in die Erde gestreut wird, um der Fäulniß übergeben zu werden, so knüpften sich auch an das Begräbniß der Todten Ideen und Hoffnungen, daß aus dem verwelkten Leben ein neues erstehe. Daß dabei Schweinsopfer, ebenso wie in Rom vorkamen, und daß dieser Gebrauch in Rom älter war, als die Übertragung des griechischen Demetercults nach Italien, ist von Müller (a. a. O.) dargethan.

Wie die Kora gestorben, doch lebte, und zwar als Königin der Unterwelt (eine Idee, welche eine auffallende Ähnlichkeit mit der Vorstellung von Christus hat, der da auch stirbt, um zu leben, und König der Lebendigen zu sein), so sterben auch die Menschen, um zu leben, aus der Fäulniß des Körpers geht ein neues Sein hervor, sie fahren fort als ψύχαι in der Unterwelt unter der Leitung der Kora-Persephone zu existiren. Wir bemerken eine auffallende Ähnlichkeit zwischen der Pflanzen- und der Menschenwelt im Glauben der Mysten. Wie die Saat dahinwelkt, um neue Formen anzunehmen, so erleidet auch der Mensch eine Palingenesie. Aber der Glaube an eine gestorbene und doch ewig lebende Gottheit erschien als die sicherste Basis für den Glauben an Unsterblichkeit. Wenn sich nun an die Anthesterien die Idee knüpfte, daß mit der Kora die Seelen der Gestorbenen wieder auf die Oberwelt zurückkehrten, eine Ansicht, durch die einige Tage μιαραί wurden, so muß man dagegen annehmen, daß in den Eleusinischen Mysterien dieselbe Idee reiner, würdiger und ernsthaft aufgefaßt und ausgebildet ist, daß der Tod nicht als eine schreckliche Erscheinung, sondern als Vorempfindung göttlicher Seligkeit, als bitterer Anfangspunkt eines versüßten, besseren Daseins betrachtet wurde, wenn man auch nicht glauben darf, daß diese Idee von den Eleusinischen Weihepriestern schon so ausgebildet ist, wie in der Orphischen Dogmatik, wo eine bestimmte Stufenfolge wie die Seelen allmälig besser und seliger wurden sich vorfand, und eine Hauptlehre der Orphischen Theologie ausmachte. Namentlich wird man nicht annehmen dürfen [18]), daß die Eleusinische Weihe die Lehre von einer Wanderung der Geister durch mehre Körper, also die Metempsychose, in sich begriff.

Jede Religion ist vom Egoismus angesteckt, und wenn sie das egoistische Element zu sehr ausbildet, wird sie gehässig und tritt in Streit mit Andersglaubenden. So die Eleusinischen Mysten, sie waren Bevorzugte, allein selig in der andern Welt; nur ihnen schien nach dem Tode eine neue Sonne, während die unglücklichen Seelen, welche vielleicht durch Zufall und Umstände verhindert waren, der Weihe theilhaftig zu werden, im tiefsten Dreck und Schlamm und gräßlicher Finsterniß ἐν σκότῳ καὶ βορβόρῳ steckenbleiben mußten. Wie sich die Mysten im Leben für andere, bessere glücklichere Wesen hielten, so auch nach dem Tode. Seligkeit war nur für sie allein da, und so mußte im Laufe der Zeit wol eine objective Verschiedenheit zwischen Mysten und Nichtmysten sich herausbilden. Doch erhoben sich die Gebildeten über die Engherzigkeit solcher Lehren, und in den Hymnen des Musäos und Eumolpos [19]) werden die Freuden jener Welt nur den Gerechten zu Theil, während Finsterniß und Schlamm als eine Strafe für mancherlei Vergehen festgesetzt ist [20]). Darum ist der Liebling der Demeter Triptolemos Richter in der Unterwelt geworden, der Gerechte und Ungerechte von einander scheiden soll. Aber Gerechtigkeit ist immer eine Folge der Einweihung, und ohne diese ist Gerechtigkeit nicht möglich. Gerechtigkeit ohne Antheil an der Eleusinischen Weihe ist nur scheinbar, die Menschen gehen ewige Irrwege, planlos und vom Zufall abhängig ist ihr Ziel, während die Mysten absichtlich nach Gerechtigkeit streben, und von den heiligen Göttern geleitet leicht und sicher sie treffen [21]). Alle diese Gedanken knüpfen sich an den Raub und die frohe Heimkehr der Kora in die Oberwelt an. Aber diese Seite ist eine offene, klare, ostensible, wie sie Müller nennt. Es läßt sich nicht erwarten, daß uns alle Ideen, welche sich an die Eleusinische Weihe knüpfen, auf gleiche Weise klar werden, noch kann es unsere Absicht sein, hier alle diese Sagen zu berühren. Im Gegentheil geht uns das Fest hier nur in sofern an, als es der Persephone gehört, was von der Demeter gedichtet ist, müssen wir unberücksichtigt lassen. Aber nicht übergangen darf in unserer Abhandlung werden der Antheil, welchen Jakchos an der Vollendung der Eleusinischen Weihe hatte, obgleich unsere Kenntniß von diesem Wesen nur sehr unbestimmt ist. Er war ein leitender herrschender Dämon in den Mysterien, Sophokles

16) s. *Müller* p. 291. 17) Ib. p. 292.

18) Wie Creuzer (Symb. a. A. I, 163) ohne Beweise gethan hat. 19) s. *Plat.* Resp. II. 363. c. 20) s. *Aristoph.* Ran. v. 146. 21) s. *Andocid.* de myst. §. 31.

preist ihn als Herrscher in den Thälern der Eleusinischen Deo. Wir haben schon mehrfach erwähnt, daß das Fest seine Vollendung durch den angeschlossenen Jakchos erhielt, ein überschwängliches Freudenfest, welches offenbar von unserem Gotte den Namen hat. Aber dieser Gegenstand der höchsten Wonne ist nur ein Knabe; er ist Säugling der Demeter [22]), aber nicht ihr, sondern das Kind aus der Ehe des Aidoneus und der Kora. Der Mädchenraub hat also sein Schreckliches verloren; die Ehe ist eine glückliche geworden, der Jakchos ist das beseligende Pfand ihrer Liebe, sein Leben ein deutliches Symbol neues Daseins nach dem Tode. Aber Zeus und Kora sind die Ältern des Eleusinischen Knaben [23]), jedoch muß dieser Zeus der *καταχθόνιος* sein, der Pluton oder Pluteus, ein Wesen, welches wir freilich erst aus den Attischen Tragikern kennen lernen, das sich aber trefflich eignete zum Gemahle der Lebensgöttin Kora, und zum Vater des aus dem Tode geborenen Kindes, da er nicht ein unerbittlicher Aidoneus, sondern ein liebender, beseligender, nährender, schaffender Gott ist. Als ein Kind des Segens hat Jakchos nie seine Beziehung zur Unterwelt eingebüßt. Dann wird [24]) ein *Διόνυσος καταχθόνιος* genannt. Seine Wiege war eine Fruchtschwinge, ein *λίκνον*, um ihn als ein Demetrisches Wesen zu bezeichnen. Freilich verwechselten die Athener diesen Jakchos gern im Cult mit dem Dionysos der gewöhnlichen Religion, aber man hatte doch nicht vergessen, ihm ein Jakcheion [25]) zu gründen, welches von den anderen Dionysosheiligthümern gänzlich getrennt ist. In diesem Geiste wirkten die Eleusinischen Weihen durch die ganze Zeit des Heidenthums hindurch. Die Bestimmung des Festes war, wie Müller (S. 292) bemerkt, nur im Gegensatze mit der ganz in sinnliche Form und poetisches Spiel übergegangenen Welt der olympischen Götter, die Ahnung eines tieferen von der temporairen Gestaltung unabhängigen Lebens hervorzubringen. Der Umstand, daß die Mysterien ein Geheimniß waren, trägt vielleicht die Schuld, daß sie nicht die Grundlage einer edleren geläuterten Hellenischen Volksreligion wurden. So erfüllten die Mysterien auch freilich ihren Zweck, indem sie in geschlossenen Kreisen augenblicklich Wonne zu erzeugen vermochten. Eleusis blühte, wenn auch in welkender Kraft, noch in späten Tagen, bis nach dem Tode Theodosios' des Großen die Gothen des Alarich, geführt von fanatischen Schwärmen christlicher Mönche, es zerstörten [26]). Wahrscheinlich wird sich der wilde Schwarm auch auf den Weihetempel gestürzt, diesen zerstört und alle Krypten und geheimnißvollen Winkel bloßgelegt haben. Aber die Liebe der alten Athener, insbesondere der Neuplatoniker zu den gestürzten Mysterien, war zu groß, als daß dieses in die Herzen der Nation eingegrabene Denkmal der Demeter und Kora sich hätte mit einem Schlage vernichten lassen, so finden wir denn noch später hin und wieder Eleusinien auftauchen [27]).

§. 6. Arkadischer Cult. Wir verlassen den Attischen Boden, auf welchem die Koramythe so herrliche Wurzeln schlug, auf dessen Bildung und Gesittung, und namentlich auf dessen moralische Würde die Göttin so bedeutend gewirkt hat. Man darf sich unter solchen Umständen nicht wundern, wenn der Mythus nach vielen Gegenden wanderte, und sich fremden Localitäten accommodirte, nichtsdestoweniger aber in den Grundzügen derselbe blieb. Jetzt fesselt Arkadien unsere Aufmerksamkeit; dort blühte der Cult der Kora, und [28]) entwickelte sich originell, aus diesem Grunde erscheint er dort vorzüglich geeignet, das Wesen der Demeter und des Gegenstandes ihrer mütterlichen Sorge, der Kora, zu bestimmen. Herodot [29]) sagt, daß die Thesmophorien der Demeter (an welchen Kora jedoch Antheil hatte) vor der Dorischen Wanderung überall im Peloponnes geblüht hätten. Aber nur in Arkadien hätten sie sich erhalten. Preller (S. 145) ist anderer Meinung; er behauptet, daß man von Arkadien ganz falsche Vorstellungen habe, es gewöhnlich als ein Land betrachte, welchem Pelasgerthum und Autochthonenthum vorzugsweise zukomme. Schon bei den Alten wußte jeder Gebildete, daß die verachteten Pelasger sich hinter die himmelhohen Berge zurückgezogen und dort in ihren Thälern ungestört eine geraume Zeit ihre alterthümlichen Sitten rein erhalten hatten. Nun macht Preller einen Einwurf, welcher Vieles für sich hat. Er sagt, man habe zu unterscheiden zwischen dem Arkadien, welches von Pelasgern bewohnt wurde und Pelasgische Sitten pflegte, und dem Lande, das durch Pausanias beschrieben werde, nachdem Hekatäos, Hellanikos und Andere uns verloren gegangen wären. Pausanias ist ihm ein unkritischer Sagenschreiber, der mit größerem Rechte der erste der neuen Reisebeschreiber, als der letzte der alten genannt werden könne. Doch wozu dieses Alles? Auch Arkadien ist ihm ein anderes geworden! Seitdem die Arkader auf den Vorschlag des Epaminondas, die Vereinigung der neuen Stadt Megalopolis eingegangen wären und [30]) zu dem Ende die Bürger aus zwanzig Städten der Provinzen der Mänalier und Parrhasier in die neue Stiftung gezogen hätten [31]), seitdem die Schlacht bei Mantinea geschlagen, und der Peloponnes vom spartanischen Einflusse emancipirt wäre, hätte sich Arkadien in allen Stücken verändert. Das arme Hirtenvolk wäre plötzlich in den Mittelpunkt der Hellenischen Nationalgeschichte versetzt worden, schnell hätten sich Staatsmänner, Gelehrte und Dichter erhoben, und Megalopolis, der gemeinsame Pflanzort von Theben, Athen und Argos, wäre plötzlich der Inbegriff alles Modernen geworden, Arkadien aber eine Mischung von Alterthümlichem und Modernem, von kindlicher Einfalt und staatskluger Politik. Dieses Land sei es, was Pausanias beschreibe, und als er es beschrieb, habe er noch dazu in der Blüthe seiner Leichtgläubigkeit und Urtheilslosigkeit gestanden.

22) s. *Lucret.* IV, 1164. 23) *Diod.* III, 62. 24) bei *Clem. Alex.* Protr. p. 19. 26 *Potter.* 25) s. *Plut.* Aristid. c. 27. Corp. Inscr. nr. 481 sq. 26) s. Zinkeisen, Gesch. Gr. I, 636. 27) s. *Corsini*, F. A. IV, 195.

28) Wie Müller (zu *Aeschylos* Eumenid. p. 165) und Welcker (Episch. Cyklus. S. 65 fg.) dargethan haben. 29) II, 171. 30) *Diod.* XV, 11. 31) Vergl. v. Breitenbauch, Gesch. v. Arkadien. S. 145.

Solches derbe Urtheil zeigt sich gleich von Vorn herein als übertrieben. Bildung, Geselligkeit, Luxus, Gefallen am Modernen konnten nur in den Städten Eingang finden, nimmermehr das ganze Volk verändern. Der Arkader hatte seine Heerden, seine Berge und Triften einmal lieb gewonnen und wird sich schwerlich von dem Objecte seiner Liebe und Pflege so schnell getrennt haben. Pausanias ist jedenfalls redlich wie Herodot, denn er ist religiös, und grade dieser Zug seines Charakters kommt hier vorzüglich in Betracht, weil wir es mit einer Gottheit zu thun haben, deren Heiligthümer und Cult die Zeit nicht modificiren konnte, ohne ihn zu vernichten, und welchen falsch zu schildern, Pausanias weder Gelegenheit, noch Ursache hatte.

Preller hält nun von den hiesigen Instituten der Demeter, daß sie zwar in ihren ersten Ursprüngen alt und einfach waren, ihre Gebräuche aus Pelasgischer Zeit stammen möchten, daß aber fast überall auf diese Fundamente viel neuere Gebräuche und Sagen, die der Attischen Eleusinien, wie sie etwa zur Zeit des Epaminondas sein mochten, aufgetragen wären. So war in Megalopolis ein Heiligthum der großen Götter, der Demeter und Kora Soteira. Am Eingange derselben standen die Bildsäulen der Athene, des Asklepios und der Hygieia; die Demeter war ganz von Stein, Kora hatte die Bekleidung von Holz. Vor ihnen standen kleine Jungfrauen, welche man für die Töchter des Damophon hielt, während Andere in ihnen Athene und Artemis zu sehen glaubten, welche mit der Persephone nach dem unechten Verse des Homerischen Hymnus Blumen gesammelt hatten. Neben der Demeter stand Herakles, welcher auf der aus der Ebermayer'schen Sammlung mitgetheilten Gemme dem Aidoneus die Braut abzukämpfen versucht. Vor dieser Gruppe sah man einen Tisch, auf welchem zwei Horen, Pan mit der Syrinx und Apollon mit der Kithar standen, von welchen ein Epigramm aussagte, daß sie τῶν πρώτων θεῶν wären. Auf dem Tische stand ferner die Neda, eine Nymphe des bekannten Flusses mit dem unmündigen Zeuskinde, die Anthrake mit der Fackel und Hagno in der einen Hand einen Wasserkrug, in der anderen eine Schale (φιάλη) tragend [32]). Preller behauptet, daß die Eleusinien hier den Attischen nachgebildet seien. Und das sagt Pausanias §. 7 ausdrücklich, Kallignotos, Mentes, Sosigenes und Polos, deren Bildsäulen im Peribolos des Tempels aufgestellt waren, hätten zuerst bei den Megalopolitanern die Weihe der großen Götter eingeführt und die Handlungen denen in Eleusis nachgebildet (καὶ τὰ δρώμενα τῶν ἐν Ἐλευσῖνί ἐστι μιμήματα). Dagegen gab es in der Stadt Pheneos einen älteren Dienst der Demeter Θεσμίας, welchen Trisaules und Damithales gestiftet hatten. Dahin war die Demeter auf ihren Irrfahrten gekommen, und ihr Fest wurde noch zu Pausanias' Zeiten begangen [33]). Aber auch die Eleusinische Demeter hatte hier einen Tempel und Mysterien, welche den Attischen nachgebildet waren. Naos, der dritte Abkömmling des Eumolpos, hatte einem Delphischen Orakel zufolge Tempel und Mysterien gegründet [34]). Preller schließt (S. 117) sehr richtig aus den Worten des Pausanias, daß auch die kleinen Mysterien in dieser Stadt Eingang gefunden hätten. Auch in Basilis, der Stadt des Kypselos, welche zu Pausania's Zeiten schon in Trümmern lag, gab es einen Tempel der Eleusinischen Demeter, welcher erhalten war [35]). Am merkwürdigsten jedoch von allen bisher erwähnten ist der Tempel der Eleusinischen Demeter zu Thelpusa oder vielmehr ἐν ὅροις Θελπουσίων in Onkoi, in welchem die Bildsäule der Demeter mit dem Dionysoskinde stand. Die Göttin hatte den Beinamen Erinnys, welche auch an der Südgrenze des Thebanischen Gebietes am Kithäron einen Tempel hatte, und der im Dienste der Koloneer wahrscheinlich die blühende, grünende Demeter gegenüber stand [36]). Als Demeter bei Thelpusa ihre Tochter suchte, soll ihr Poseidon genaht und Gewalt angethan haben. Demeter wollte sich seinen Umarmungen entziehen, verwandelte sich in eine Stute, und grasete mit den Rossen; da verwandelte sich auch Poseidon in ein Roß und wohnte ihr bei. Demeter gerieth in Zorn, von welchem sie nicht abließ, bis sie im Ladon, einem Flusse, der unweit ihres Tempels strömt, gebadet hatte. Deshalb heißt sie ἐριννύς. Das Verbum ἐριννύειν hieß in der Arkadischen, ohne Zweifel in vielen Stücken alterthümlichen, Mundart „zürnen" [37]). Aber Müller [38]) glaubt die Bedeutung von Ἐριννύς enger fassen zu müssen, und erklärt den Ausdruck: „Gefühl tiefer Kränkung, schmerzlichen Unwillens, wenn uns zustehende heilige Rechte von Personen, welche sie am meisten achten sollten, freventlich verletzt werden." Es liegt auf der Hand, daß die Erklärung für unsere Demeter trefflich paßt. Poseidon schien der herzzerrissenen Göttin zu spotten, deshalb zürnte sie. Nach dem Bade hieß die Göttin Λουσία, die Versöhnte. Aus der Umarmung gebar sie eine Tochter, deren Namen Pausanias vor Ungeweihten nicht nennen darf, und den Arion [39]). Jenes Rosses wegen behauptete man zu Thelpusa sei dort zuerst der Poseidon Hippios verehrt worden.

Preller zerreißt den ganzen Mythus, und das Resultat seiner Forschung ist, daß er die Mythe für absurd erklärt. Die Mythe vom Areion gehöre ursprünglich nach Onchestos und das Arkadische Onkoi sei nichts anderes, als Namensübertragung von dem einen Orte auf den andern. Antimachos hätte seine Thebais zuerst mit der neuen Mythe bereichert, aber indem er nicht wagte, die Erinnys mit hinüber zu nehmen, hätte er den Areion in Arkadien lieber ein Autochthonen-Roß sein lassen. Hernach sei die Eleusinische Mythe nach Thelpusa in Arkadien verpflanzt, und aus seiner Ge und der Erinnys der Thebais eine Demeter Erinnys geworden. Es sei aber absurd, die Demeter unter die Erinnyen zu versetzen, ungereimt, daß Demeter in die Gegend komme, um ihre Tochter zu suchen, und nachher zu sagen, sie habe diese

32) s. Paus. VIII, 31 im Anf. Leake, Trav. in Morea. II, 33. 33) Paus. VIII, 15, 4.

34) Paus. VIII, 15, 1 sq. 35) cf. Nicias ap. Athen. XIII. p. 609, F. Paus. VIII, 29, 5. 36) s. Müller Eum. p. 170. 37) s. Paus. VIII, 25, 4. Etym. M. p. 374, 1. 38) Eumen. p. 165. 39) Paus. VIII, 25, 5 sq.

Tochter erst von Poseidon empfangen und geboren. Wir wissen nicht, ob Preller nicht unkritischer ist, als Pausanias, wenn er (S. 157) sagt, daß die Demeter Erinnys wirklich eine der Furien gewesen sei und sich dabei auf einige Stellen im Lykophron und Ptolemäus Chennus beruft. Wir haben ohne Zweifel in dem Berichte des Pausanias Reste uralter tiefer und bedeutungsvoller Mythen. Pausanias sagt, Demeter habe ihre Tochter gesucht, Poseidon ihrer gespottet, ihr Gewalt angethan, und die Göttin eine Tochter geboren und den Arion. Wir geben zuvörderst zu, daß Arion ein späteres Anhängsel ist, nichts mit der Demeter zu schaffen hat, ein Anhängsel, was sich übrigens aus dem Poseidon Hippios leicht erklärt. Der Beiname der Demeter, Ἐριννύς, beweist jedoch nicht, daß sie eine Furie sei, noch weniger ist er absurd. Denn die Göttin zürnt, daß man ihren Schmerz verachtet, sie zur Mutter machen will. Aber sie vergißt ihren Schmerz und die Schmach im Bade, und heißt daher *Λουσία*. Den Namen der Tochter darf Pausanias nicht sagen. Es ist ohne Zweifel *Persephone eine furchtbare Göttin, nicht die Kora, welche Demeter sucht, sondern ihre Schwester, welche durch Gewaltthat erzeugt ist.* Man sieht, daß hier das Wesen des Demeterkindes sich in ein doppeltes zerspaltet, indem die Kora die *ἄνοδος*, Persephone die *κάθοδος* repräsentirt. Wir haben es mit einem *ἱερὸς λόγος* zu thun, deren Hauptinhalt der mitgetheilte sein muß. Arion hat damit nichts zu thun, während er für Preller die Hauptsache ist. So stellte auch das Bild von Phigalia, welches der Äginetische Künstler Onatas gearbeitet hatte, den Mythus dar, daß Demeter vom Poseidon die Persephone, oder, wie sie in Arkadien hieß, die Despöna, geboren habe. An der Echtheit des Bildes ist nicht zu zweifeln, seitdem von Panofka und Lord Aberdeen Demeterbilder mit Pferdeköpfen gefunden worden sind. Vom Arion ist auf diesem Bilde keine Spur. Die Göttin, erzürnt auf Poseidon, bekümmert wegen des Raubes ihrer Tochter, hüllte sich in ein schwarzes Gewand, und verbarg sich in eine Höhle bei Phigalia, von Göttern und Menschen abgesondert. Es entstand eine Hungersnoth, und als kein Gott wußte, wo Demeter sei, bemerkte endlich Pan zufällig die Höhle. Er meldete es Zeus, dieser schickte die Mören ab, um sie zur Rückkehr auf den Olymp zu bewegen. Die Höhle war seit der Zeit eine heilige, auch gab es ein Bild, welches Demeter als Matrone auf einem Steine sitzend darstellte, nur Kopf und Haar war vom Pferde entnommen, und Schlangen nebst anderen Thieren waren aus dem Haupte gewachsen. Wegen des schwarzen Gewandes, das ihr bis auf die Füße herabfloß, hieß sie *Μέλαινα*. Die eine Hand trug einen Delphin, d. h. ein Thier des Poseidon, die andere eine Taube, die der Aphrodite geweiht ist, was anzeigt, daß die gewaltsame Vermählung ein Werk der Liebesgöttin sei. Dieses Bild hatte ein unbekannter Künstler verfertigt, aber es war vom Feuer verzehrt worden. Mit seinem Verluste hörten lange Zeit Opfer und Feste der Göttinnen auf. Deshalb zürnte Demeter, schickte Miswachs über das Land, und als man den Delphischen Gott in Rath nahm, erhielt Phigalia die Weisung, die Demeter nicht wieder zu vernachlässigen. So richtete man den Cult wieder ein, und der Äginete Onatas mußte ein neues Bild fertigen. Eine Copie des alten Bildes, oder auch wol nur Traumbilder, dienten dem Künstler zum Muster. Die Göttin freute sich, daß man einem solchen Manne die Besorgung ihres Bildes aufgetragen hatte, und unterwies ihn im Traume, wie er sein Werk vollenden könne. Auch dies war schon vor Pausanias verloren gegangen, ja die Zeitgenossen hatten in der stürmischen Zeit die Existenz desselben vergessen. Aber ein alter Mann erzählte ihm, daß drei Geschlechter vor seiner Zeit der die Höhle bildende Felsen eingestürzt und das Bild vernichtet hatte. Pausanias selbst bemerkte am Felsen die Spuren des Einsturzes [40]).

Den Tempel der Despöna zu Phigalia kennen wir aus Pausanias. Dort war ein Gemälde, welches die bei ihrem Feste beobachteten Ceremonien schilderte, und vor dem Tempel Altäre der Demeter Persephone und der Mutter der Götter. Ein kolossales Bild des Damophon aus Messene stellte die beiden Göttinnen auf einem Throne sitzend dar; Demeter trug in der rechten Hand eine Fackel, während die linke auf Despöna ruhte; auf den Knieen der Despöna stand eine Kiste, über deren mystische Bedeutung [41]) ich geredet habe. Neben der Göttin stand der bewaffnete Titane Anytos, die Kureten und Korybanten, also Wesen, welche der Rhea angehören, und eine Entartung des Cultus anzeigen. Bei dem Tempel stand das Megaron, in welchem die *τελέτη* der Despöna begangen und unzählige Opferthiere geschlachtet wurden. Das Megaron umgab ein heiliger Hain der Despöna mit einem Altar des Poseidon Hippios, und einem zweiten, der allen Göttern geweiht war.

Pausanias sagt, daß der Cult Eleusinisch sei; was ist aber Eleusinisch daran? Daß Demeter ihre Tochter sucht! Auf Arkadischem Boden ist die Sage von Poseidon Hippios gewachsen, obgleich der Gott als Buhle der winterlichen, vom Wasser überströmten Demeter schon frühzeitig auf den Eleusinischen Cult eingewirkt hat. Wir müssen einen Blick auf den Kerkyon thun; diese mythische Person deutet auf eine Zeit hin, in welcher Eleusis in enger Verbindung mit Arkadien, aber Athen feindlich gegenüber stand. Er ist ein Eleusinischer Heros und Stammvater des Musäos [42]). Er ist mit Triptolemos von einer Mutter geboren, aber von verschiedenen Vätern gezeugt, er nämlich ist Sohn des Poseidon, während Triptolemos Sohn des Rharos heißt [43]). Dieser war aus Arkadien eingewandert [44]); ohne Zweifel ist der Arkadische Heros Kerkyon identisch mit dem Attischen. Dieser war Sohn des Agamedes von Stymphalos und Vater des Hippothoos. Der Eleusinische war Vater der Alope, die durch Poseidon Mutter des Hippothoon wurde, welchen Stuten säugten und der unter Pferden aufwuchs [45]). Daß alle diese Wesen mit dem Poseidon Hippios zusammenhängen,

40) II, 14. VIII, 36, 5, 7. 41) Melamp. p. 100. 42) s. *Suid.* s. v. *Μουσαῖος*. 43) *Paus.* I, 14, 2. *Gell.* Noct. Att. XV, 21. *Lobeck* Aglaoph. p. 2121. 44) s. *Plut.* Thes 11. 45) *Paus.* VIII, 5, 3.

ist einleuchtend, wenn auch dieser Gott in Eleusis nur geringere Bedeutung erhielt; doch hieß er dort Vater [46]). Gewiß ist in sehr früher Zeit ein Zweig der Arkadischen Demeterverehrer nach Eleusis hinübergewandert, hat dort seine Stammsagen localisirt und eigenthümlich fortgebildet. Über die uralte Verbindung des Poseidon mit der Demeter im Arkadischen Cultus hat zuletzt C. Fr. Hermann [47]) gesprochen. Dieses gegen Preller, welcher (S. 159) gradezu sagt, daß in Phigalia die Eleusinische Mythe bis auf die kleinsten Einzelnheiten Local gefunden hätten, und daß sie von Thelpusa gekommen wäre, weil hier die Geburt des Areion mit der Demetermythe vermengt war. Aber Areion kam gar nicht im Mythus von Phigalia vor! dort hatte Demeter nur die Persephone geboren, nicht auch das wunderbare Flügelroß, das offenbar erst Spätere mit ihr in Verbindung gesetzt haben, nachdem man einmal wußte, daß sie mit dem Poseidon Hippios Umgang gepflogen hatte. Doch mag der Dienst von Thelpusa ausgegangen sein, aber nur Beweise der Verwandtschaft liegen vor.

Auch Pheneos rühmte sich mit dem Raube der Kora, und die Pheneaten erzählten, daß Demeter zuerst bei ihnen eingekehrt sei [48]), wie schon oben erwähnt worden ist. Wir haben hier zu berücksichtigen, was Pausanias von einigen Gebräuchen sagt, von welchen der Attische Cult nichts weiß. In einem wunderbaren πέτρωμα wurde eine Maske aufbewahrt, welche die Demeter vergegenwärtigte; der Priester that sie vor, und schlug dann mit Stäben den Erdboden, ein Gebrauch, welcher ohne Zweifel auf die wegen des Raubes der Persephone zürnende, fluchende, die Erinnyen aus dem Hades heraufschwörende Demeter geht, und vielleicht mit der Eleusinischen Βαλλητὺς einige Ähnlichkeit hatte [49]). Die Maske hieß κιδαρία, ein Wort, welches mit κίδαρις zusammenhängt, was [50]) eine Art von persischem Turban bedeutet, den besonders die Könige getragen zu haben scheinen, der in die Höhe stand und oben spitz zulief. Die Mütze war früh im Orient, auf Kypros, nachmals auch in Hellas sehr gebräuchlich. Preller'n (S. 169) gilt die κιδαρία als ein Hauptbeweis, daß wir hier nicht die reine Arkadische Demeter vor uns haben, sondern die mit ihr später so häufig verwechselte phrygische Rhea. Das ist möglich. Aber der Beweis ist nicht vollständig, denn das Wort κιδαρία konnte recht gut früher in Arkadien gebräuchlich sein, ehe die κίδαρις nach Hellas kam, zumal dort auch ein Tanz κίδαρις vorkommt. Auch Ovid [51]) bekleidet seine Ceres mit der phrygischen Mütze, wie sie in Eleusis einkehrt, und ähnlicher Kopfputz kommt auch auf den plastischen Denkmälern vor. Wir können jedoch über das Alles wenig mit Sicherheit urtheilen, da uns der ἱερὸς λόγος, welcher ohne Zweifel den Gebrauch der κιδαρία erklärte, nicht bekannt ist. Soviel ist gewiß, daß die pheneatische Demeter viele Ähnlichkeit mit der thelpusischen und phigalischen hatte, da auch die Erinnys und Lusia [52]) in Pheneos verehrt wurde [53]). Auch das Flüßchen Styx [54]), bei Pheneos, möchte dazu dienen, unsere Ansicht zu bestätigen, zumal auch dieser Fluß im Mythus bedeutsam ist. Demeter, heißt es, hatte sich im Styx baden wollen, und dort zuerst bemerkt, daß ihre Schönheit aus Gram über den Raub ihrer Tochter schwinde. Da verfluchte sie ihn, und der Fluß wurde häßlich und dunkel. Auch in Tegea wurden die beiden Göttinnen verehrt. Unter dem Beinamen καρποφόροι war ihnen ein Tempel errichtet, und außerdem wird uns ein Altar der Persephone erwähnt [55]). Auch auf dem Berge Alesion war ein Hain der Demeter [56]). Pausanias [57]) erwähnt ferner in Pallantion einen Tempel der Demeter und Persephone, und nahe dabei eine Statue des Polybios. Ferner in Mantinea, in welchem ein beständiges Feuer unterhalten ward [58]). Nahe dabei in Nestane war ein berühmter Tempel der Demeter, in welchem die Mantineer jährlich ein Fest feierten [59]).

Der Cult der Demeter und Despöna und ihre Verbindung mit dem Poseidon Hippios ist in Arkadien uralt, wenn auch manches an dem Alterthümlichen modificirt sein mag. Doch schadet dieses der Hauptsache nicht.

Die Arkadische Persephone führt noch einen anderen Namen, welcher sie mit ganz fremdem Culte, dem Apollinischen in Verbindung zu setzen scheint; die Göttin, heißt hier die Arkadische Artemis. Daß diese nicht die Schwester des Apollon ist, geht schon daraus hervor, daß Apollon in Arkadien wenig Tempel hat, und die Gründung des größten Theils der vorhandenen mit ausländischen Heroen in Beziehung gebracht, oder sonst von fremder Einwirkung abgeleitet wird [60]). Dagegen hat die Arkadische Artemis nirgends so viele Tempel besessen, als grade im erwähnten Lande, Beweis genug, daß ihr Cult hier schon ursprünglich mit den Pelasgischen Religionen in engster Verbindung stand, und folglich nicht aus dem Orient abgeleitet werden darf. Nicht weit von Psophis lag eine uralte Stadt Klitor, dort war ein berühmter Tempel der Artemis Koresia, welche Pausanias eine Tochter der Demeter nennt, und die von Äschylos offenbar Kora genannt worden ist [61]). Die Göttin ist in Arkadien offenbar Nationalgottheit, und wurde seit uralter Zeit von allen Stämmen des Hirtenvolkes vorzüglich unter dem Namen Hymnia verehrt [62]). Auf den Grenzen von Mantineia und Orchomenos hatte sie unter diesem Beinamen einen Tempel (12, 3) und aus Polyän (VIII, 34) wird es klar, daß die Tegeaten zu der Artemis von Pheneos jährlich Festzüge sandten. Die Göttin wurde als Braut des Aidoneus betrachtet, daher ihr Name Hymnäa; sie war das Kleinod von Arkadien, die Schönste, weshalb sie Kalliste hieß, oder Kallisto, und als solche selbst in die Arkadischen Genealogien hineingezogen

46) *Paus.* I, 33, 6. 47) Quaest. Oedip. p. 8, 74 sq. 48) *Paus.* VIII, 14, 8. *Conon.* Narrat. 15. 49) s. oben. 50) Nach Passow im Lex. 51) Fast. IV, 517. 52) Nach *Ptolem. Hephaest.* ap. *Phot.* Biblioth. 148 ed. *Bekk.*

53) s. auch *Aelian.* H. A. X, 40. 54) *Strab.* VIII. p. 389. 55) Vergl. *Leake*. Travels in Morea. I, 94. 56) s. *Polyb.* XI, 14. *Paus.* VIII, 10, 1. 57) VIII, 44. 58) VIII, 9. 59) VIII, 7, 4. 60) s. Müller Dor. I, 200. 61) s. *Paus.* V, 24, 2. Vergl. *Orph.* Hymn. I, 7. *Callim.* Hecat. ap. Schol. in *Pind.* Nem. I, 3 *Heyne.* 62) s. *Paus.* VIII, 5, 8, 13, 14.

wird. So macht Eumelos[63]) sie zur Tochter des Lykaon, natürlich des lykäischen Zeus, nicht des olympischen Gottes, sondern des alten Pelasgischen, der mit dem Aidoneus identisch ist[64]). Sie ist als solche die Mutter des Arkas, des mythischen Archagetes des Arkadischen Hirtenvolkes[65]). So ist sie also Nationalgottheit, und fast alle Gipfel, Höhen und Quellen, Flüsse und Thalbäche gaben ihr Beinamen. Sie heißt die Knakiatis bei Tegea, auch Limnatis[66]), in Orchomenos Kedreatis[67]), Stymphalia bei Stymphalos[68]), Skiatis zu Skia bei Megalopolis[69]), Knakalesia in Kaphyä[70]), Kondyleatis in Kondylea[71]), Nemidia zu Teuthea[72]). Das Verhältniß der Gottheit zur Natur war also in Arkadien besonders ausgeprägt, man findet sie daher namentlich mit Seen, Quellen und Flüssen in Verbindung, weshalb sie auch an der klitorischen Quelle Lusoi vorzügliche Verehrung genoß, und zwar als Hemeresia[73]), und unter den Flüssen sind ihr namentlich der Alpheios und Kladios geweiht, wo sie als ποτάμια verehrt ward[74]). Doch wir dürfen diesen Zweig der Sage nicht zu weit ausführen, und bemerken nur noch, daß der klarste Beweis für die Identität der Gottheit mit der Persephone der ist, daß ihr häufig blutige Opfer dargebracht wurden, und man in späteren Tagen sie gern mit der Iphigenia und der taurischen Artemis identificirte. Müller[75]) hat dieses Thema ausführlich behandelt, wir verweisen daher auf ihn.

§. 7. **Koracult in Sikyon, Korinth und Argolis.** Der Cult der Arkadischen Kore und Artemis überschritt auch die Grenzen und faßte Fuß in allen Theilen des Peloponnes. So finden wir in Sikyon auf der Straße, welche vom Theater nach dem Markte führte, einen Tempel der Artemis Limnäa, der freilich zu Pausanias' Zeit schon von Zerstörung gelitten hatte, wenigstens war das Dach bereits eingestürzt[76]). Die Göttin hatte auch in der Fremde ihre Beziehung zum Poseidon nicht verloren, ebenso wenig war ihr Verhältniß zum Aidoneus vergessen. Dies glauben wir daraus folgern zu müssen, daß in Sikyon beim Altar des Poseidon Isthmios (einen Tempel dieses Gottes gab es daselbst nicht) Standbilder des Zeus Meilichios, eines Wesens, das wenigstens dem Aidoneus sehr innig verwandt, wenn auch nicht ganz identisch ist, und der Artemis Patroa standen, nicht also der Schwester des Apollon, sondern der Tochter der Demeter, der Braut des Todesgottes. Die Bilder waren uralt, kunstlos und einfach, das des Meilichios konnte einer Pyramide, das der Göttin einer Säule verglichen werden, weshalb Gompf[77]) mit Recht glaubt, daß Sikyon ein uralter Sitz der Pelasger gewesen sei. In Sikyon selbst gab es einen Tempel der Demeter, den Plemmäos aus Dankbarkeit für Erhaltung seines Sohnes Orthopolis gegründet hatte[78]). Ferner in der Gegend des Gymnasiums stand ein Tempel der Artemis Pheräa, deren Cult von Pherä nach Sikyon gekommen war. In dem Gymnasium selbst stand eine marmorne Bildsäule der Göttin. Aus dem Umstande, daß sie nicht mit Apollon verbunden ist, glauben wir schließen zu müssen, daß nicht die Schwester des Apollon gemeint ist. Der Cult stammt aus dem Thessalischen Pherä und war auch in Athen und Argos zu Hause[79]). Endlich auf dem Wege nach Phlius, wenn man zehn Stadien links gegangen war, traf man auf einen Hain Pyräa genannt, dessen Name schon an die fackeltragende Göttin erinnert. Darin stand ein Tempel der Demeter προστασία und der Persephone[80]). Die Kora war mit dem Dionysos verbunden, ein Beweis, daß die Mythe in ihrer ganzen Ausführlichkeit hier local war. Über das den Göttern gemeinschaftlich gefeierte Fest s. Pausanias (a. a. O.)

Auch in Korinth war der Cult der Arkadischen Göttin zu Hause; sie hieß dort Limnatis, λιμναία[81]), dort fand sich im Artemistempel sogar eine Quelle[82]). Auf dem Wege nach Kenchreä am Isthmos stand ein Tempel der Artemis, offenbar der von uns die Arkadische genannten Göttin, mit einem ξόανον ἀρχαῖον[83]). Auch Demeter und Kora wurden in Korinth verehrt, und ihre Priesterinnen waren zugleich Prophetinnen durch Träume[84]), die Göttin hieß ἐποικιδίη[85]). P. Licinius Priscus Juventianus errichtete, einer Inschrift[86]) zufolge, den Peribolos des heiligen Hains in Korinth, erbaute darin Tempel der Persephone, der Demeter, des Dionysos und der Artemis, und schmückte sie mit Statuen. Er stellte ferner den Tempel der Persephone und des Pluton wieder her, welchen Zeit oder Erdbeben vernichtet hatten. Pausanias schweigt davon[87]).

Wir wenden uns nach **Argolis**. Auch in dieser Landschaft war der Cult uralt. So war auf der Akropolis von Phlius ein heiliger Peribolos der Demeter, in welchem sie und die Kora einen Tempel und eine Bildsäule hatte. Auch Artemis, offenbar die Peloponnesische Göttin, hatte ein ehernes Standbild, welches Pausanias[88]) sehr alt zu sein schien; ebenso war nicht weit vom Theater der Demeter ein Heiligthum und uralte sitzende Bilder geweiht. Dann wurde in der fünf Stadien von Phlius entfernten Stadt Keleä der Demeter in jedem vierten Jahre ein Fest gefeiert. Der Opferpriester des Geheimdienstes ward aber nicht für die ganze Lebenszeit, sondern bei jeder Feier ein anderer gewählt, welcher auch, wenn er wollte, sich verheirathen konnte. Pausanias sagt ausdrücklich, daß die Gebräuche von den Eleusinischen verschieden waren, während er doch eingesteht, daß die Mysterien eine Nachahmung der Eleusinischen waren, und dieses sagten auch die Phliasier selbst. Dysaules, Bruder des Keleos, war in ihr Land gekommen und hatte

63) bei *Apollod.* III, 8, 2. 64) s. *Eckermann*, Melamp. p. 107. 65) s. Müller, Dor. I, 372. 66) *Paus.* VIII, 53, 11. 67) Ib. 13, 2. 68) Ib. 22, 6. 69) Ib. 35, 8. 70) Ib. 23, 4. 71) Ib. 23, 6. 72) *Strab.* VIII, 342. 73) s. *Eckermann*, Melamp. p. 12. 74) s. *Paus.* V, 15, 4. 75) in den Doriern von S. 372 an. — 76) s. *Robert Gompf*, Sicyoniac. p. 79. 77) p. 80. 78) s. *Leake*, Mor. III, 364.

79) *Paus.* II, 23, 5. s. *Gompf* p. 81. 80) s. *Gompf* p. 88. *Herm. Bobrik* de Sicyoniae Topogr. (Regiomont. 1839) p. 27. Vergl. *Paus.* II, 11, 3. 81) *Paus.* II, 7, 6. 82) Ib. 3, 4. 83) Ib. 2, 3. 84) s. *Plut.* Tim. 8. *Diod.* XVI, 66 *Hesych.* 85) Vergl. noch *Paus.* II, 4, 7. Schol. *Pind.* Ol. XIII, 74. Corp. Inscr. 1104. 86) bei *Maffei* Mus. Veron. I. p. 137. 87) s. *Leake*, Trav. in Mor. III, 296. 88) s. *Paus.* II, 13, 5.

die Mysterien eingeführt. Jon, Sohn des Xuthus, hatte ihn aus Eleusis vertrieben, als er von den Athenern zum Anführer im Kriege gegen die Eleusinier gewählt worden war. Pausanias streitet jedoch gegen diese Ursache der Auswanderung des Dysaules, und meint, daß irgend eine andere stattgefunden habe, auch sei er nicht mit dem Keleos verwandt gewesen, noch sonst mit einem edeln Geschlechte der Eleusinier; sonst würde ihn der Homerische Hymnus nicht übergangen haben. Genug, daß Dysaules die Mysterien einführte, und, wie Pausanias hinzufügt, dem Orte Keleä den Namen gab. Dysaules hatte auch dort sein Grabmal [89]). In den Orphischen Gedichten war Dysaules der Vater des Triptolemos und Eubuleus, einer Familie, welche der Demeter Nachricht von der geraubten Tochter gegeben hatte, und dafür von der dankbaren Göttin das erste Getreide zur Aussaat empfing [90]). Schon der Name *Δυσαύλης* bezeichnet den Flüchtling [91]), den ohne Dach und Fach, ohne feste Ansässigkeit schlecht versorgten Nomaden oder Jäger. Neben dem Grabe des Dysaules war das Grabmal des Aras, eines autochthonischen Heros der Phliasier, welcher mit seinen Söhnen vor dem Beginne des mystischen Demeterfestes zur Spende geladen war, ohne Zweifel ein Ackerbauer, denn das Wort ist von *ἀρόω* abzuleiten [92]). Preller behauptet mit Recht (S. 149), daß man einen doppelten Cult in Keleä unterscheiden müsse, einen uralten und einen verhältnißmäßig sehr jungen, da die Namen der Personen, welche die Eleusinischen Sacra nach Keleä verpflanzt haben sollen, die der Orphischen Dichtung sind [93]).

Geht man dem Grabmale des Thyestes vorbei, so stößt man zur Linken auf einen Flecken Mysia, wo ein Heiligthum der Demeter Mysia ist. Der Ort soll nach Argivischer Landessage von einem gewissen Mysios benannt sein, der die Demeter gastfreundlich bei sich aufnahm. Den Tempel fand Pausanias ohne Dach. Doch war in dem Flecken noch ein anderer von gebrannten Ziegeln, welcher Schnitzbilder der Persephone, des Pluton und der Demeter enthielt, woraus gefolgert werden muß, daß auch da die Sage vom Raube der Kora in ihrer ganzen Ausführlichkeit bekannt war, ohne daß man deshalb behaupten kann, daß nach Sage der Myster, Kora auf ihren Wiesen geraubt sei, was Pausanias bemerkt haben würde [94]).

In Argos selbst blühete der Cult sehr. Wir lernen durch Pausanias eine Demeter Pelasgis kennen, also eine uralte Landesgottheit, welche bei dem Grabmale der Weiber, die für Dionysos im Kampfe gegen Perseus gefallen waren, ein Heiligthum hatte. Pelasgos, Sohn des Triopas, hatte den Tempel gestiftet, nicht weit davon war auch sein Grab. Diesem gegenüber war ein großes ehernes Piedestal mit alterthümlichen Bildsäulen der Artemis, des Zeus und der Athene; man glaubte, es sei ein Grab des Tantalos; nahe dabei war eine Grube, in welche nach Anordnung des Nikostratos geopfert wurde. Der Kora, der Tochter der Demeter, zu Ehren wurden brennende Fackeln in die Grube hinabgelassen. Daß die Kora eine *πυρφόρος θεός* sei, ist schon oben bemerkt worden. Hier muß das Grab eines Heros sein, *welcher mit dem* Dienste der Kora in inniger Verbindung *stand, denn es* wurden Todtenopfer dargebracht; die Fackeln *deuten an*, daß man sich die Persephone als Königin der *Unterwelt* dachte, welche mit dem heiligen Scheine der *Fackeln zu* sühnen war [95]).

Auch die Arkadische Artemis war in Argolis heimisch. Sie hatte unter dem Namen *λυκαία* nahe bei dem Theater in Trözen einen Tempel, welchen Hippolytos gebaut hatte; vor dem Heiligthum lag ein Stein, auf welchem einst neun Trözenier den Orestes vom Muttermorde reinigten, Beweis genug, daß der Beiname lykäische Artemis nicht von Wölfen hergenommen ist, welche Hippolytos ausrottete, oder von sonst einer dem *Pausanias unbekannten* Ursache, sondern von dem Berge *Lykäos in* Arkadien, da wir die mit der Kora identische große Naturgottheit vor uns haben, in deren Cult seit ihrer Verbindung mit der taurischen Göttin, Orestes und Iphigenia so große Rollen spielen [96]).

Auf dem Wege von Trözen nach Hermione, wenn man den felsigen Bergpfad über den Altar des Zeus wanderte, lag ein Flecken Eileoi, welcher sich durch Heiligthümer der Demeter und der Kora auszeichnete [97]). Ebenso nach dem Meere zu, auf den Grenzen von Hermione, prangte ein Heiligthum der Demeter *Hermione (von ἔρμα, ὅρμα, eine Schutzgöttin der Hilfeflehenden), welcher auch* in Trözen selbst und auf den Grenzen gegen *Trözenien* zu, selbst in Sicilien Tempel geweihet waren [98]). Auch auf dem Buporthmos hatte die Göttin mit ihrer Tochter einen Tempel. Sie scheint dort mit der Athena Promachorma in Verbindung gestanden zu haben, und der Cult war vielleicht dem Attischen nachgebildet [99]). Das vorzüglichste Heiligthum der Demeter war auf dem Pron. Klymenos des Phoroneus Bruder, und seine Schwester Chthonia hatten es gegründet. Nach Argivischer Landessage hatten Atheras und Mysios die Demeter, als sie nach Argolis kam, um die Kora zu suchen, gastlich aufgenommen. Kolonias aber hatte ihr den Zutritt zu seinem Hause verweigert, noch irgend etwas, sie zu ehren unternommen, jedoch seine Tochter Chthonia die Schritte des Vaters gemisbilligt. Da mußte Kolonias mit seinem Hause verbrennen, Chthonia aber wurde von der Göttin gerettet, und nach Hermione entführt, wo sie das Heiligthum erbaute. Chthonia, die Unterirdische, ist offenbar ein Beiname der Göttin, und namentlich führte sie, *wie* Pausanias berichtet, diesen in Hermione; Chthonia *hieß* endlich auch das Fest, welches ihr jährlich im Sommer gefeiert wurde. Der Priester der Götter, und diejenigen Personen, welche die obrigkeitlichen Ämter verwalteten, hielten einen Festzug; es folgten Weiber und Männer, selbst Knaben schlossen sich dem Zuge an; diese trugen weiße Gewänder, ihre Häupter waren bekränzt; die Kränze aber flocht man aus der Blume *Κομοσάνδαλος*,

89) s. *Paus.* II, 14. 90) Ib. I, 14, 2. 91) Wie Müller in den Eleusinien (S. 269) sagt. 92) s. Müller a. a. O. 93) s. Preller S. 131 fg. 94) s. *Paus.* II, 18, 3.

95) s. *Paus.* II. 22. 1—4. 96) Ib. 31, 4. 97) Ib. 34, 6. 98) Ib. 34, 12. 99) Ib. 8.

einer Art Hyacinthe, wie Pausanias sagt. Auch der Klagebuchstabe Y zeichne die Blume. An den Festzug schlossen sich Männer, welche eine ausgewachsene Kuh aus der Heerde führten, die zwar gebunden war, aber vor Wildheit sich der Fesseln zu entledigen strebte. War sie bis zum Tempel gebracht, so wurde sie losgebunden, daß sie hineinlaufe. Man hielt die Thürflügel geöffnet, bis man sah, daß sich das Thier im Heiligthum befand, dann legte man die Thüren an. Vier alten Weibern lag es ob, die Kuh im Tempel zu erlegen. Eine durchschnitt ihr mit einer Sichel (*δρέπανον*) die Kehle; dann wurde die Thür wieder geöffnet, und auf dieselbe Weise wurden noch drei andere Kühe in den Tempel getrieben, um von den alten Frauen unter ähnlichen Ceremonien erlegt zu werden. Bei dem Opfer herrschte noch der Aberglaube, daß, auf welche Seite die erste Kuh gefallen war, die drei übrigen fallen müßten. Vor dem Tempel standen einige Bildnisse von Frauen, welche Priesterinnen der Demeter gewesen waren, im Innern waren Throne errichtet, auf welchen die Frauen harrten, bis die Kuh in den Tempel getrieben war. Die dort aufgestellten Bilder der Demeter und Athene waren nicht sehr alt. Pausanias bekam nur das Bild der Athene zu sehen, nicht das der Demeter, welche vorzugsweise verehrt wurde; es war überhaupt Sünde für eingeborne und fremde Männer, das Bild anzusehen. Nur die alten Weiber mochten es wissen, von welcher Beschaffenheit die Göttin war [1]).

Dem Tempel der chthonischen Demeter lag ein anderer gegenüber, welchen rings Bilder umgaben. Er gehörte dem Klymenos, diesem opferte man auch. Klymenos ist aber Beiname des Aidoneus. Hinter dem Tempel der Chthonia waren drei Plätze, von welchen der eine nach Klymenos, der andere nach Pluton, der dritte der acherusische See benannt ist. Auf dem Platze des Klymenos war ein Erdschlund, durch welchen Herakles den Kerberos nach Hermionischer Landessage, auf die Oberwelt gebracht haben soll [2]). Vergleichen wir mit dieser Erzählung des Pausanias nun noch folgende Fourmont'sche Inschrift [3]): *ἁ πολις των Ερμιονεων Νικεον Ανδρωνιδα Δαματρι, Κλυμενῳ Κορᾳ Θεοδωρος Πορου Αργειος εποιησε.* Andere erwähnten auch die *Δεσποινα.* Vielleicht stammte auch der Name von Hermione aus dem Cultus, denn auch Hermes war ein chthonischer Gott, und man kann schon a priori annehmen, daß auch dieser in Hermione und zwar in Verbindung mit den anderen chthonischen Gottheiten verehrt ward [4]). Doch soll damit nicht gesagt sein, daß Hermes der Stadt den Namen gab, vielmehr ist der Stadtname Hermione von der Demeter Hermione abzuleiten. Aufklärung über das Ganze gibt vielleicht der Anfang des Hymnos, welchen Lasos zu Ehren der chthonischen Gottheiten seiner Vaterstadt dichtete [5]). „Demeter preise ich und Kora, des Klymenos Gattin, Meliboia, der Hymnen Äolische Harmonie die tieftönende heraufführend." Vergleiche damit den Hymnos des Philikos von Kerkyra [6]). Das Heiligthum der Chthonia am Eingange der Unterwelt war anerkannt das erste der Stadt, was namentlich noch aus der Pietät erhellt, mit welcher die in Messenien wohnenden Asinäer der alten Stammgöttin Opfer und Theorien sandten [7]). Die mystische Weihe blieb lange Zeit sehr obscur, da der Cult der Dorischen Gottheiten den alterthümlichen Pelasgischen nicht vertrug, und ihn in den Hintergrund zu drängen suchte. An den Erdschlund auf dem Platze des Klymenos knüpfte sich wahrscheinlich die Sage vom Raube der Kora. Die Göttin wurde als gestorben gedacht, denn die Chthonien fielen ja in den Sommer, wahrscheinlich war es ein Saatfest, an welches man so gern die Mythe vom Raube knüpfte. Deshalb zürnte die Demeter, und mit blutigem Opfer mußte sie gesühnt werden. Die Demeter zürnte, und so war sie wahrscheinlich auf dem Bilde dargestellt, welches Männern anzusehen verboten war. Die Kora scheint aber zugleich als Braut vorgestellt zu sein, denn die Hyacinthenkränze, welche hier die Stelle der Narcisse vertreten, deuten offenbar auf Vermählung mit dem Aidoneus hin. Die ganze Gegend übrigens war voll vom Culte der Demeter. So hatte sie auch in dem Flecken Didymi einen Tempel, in welchem eine Bildsäule von weißem Stein die Göttin in aufrechter Stellung vorstellte [8]). Aber wie der Cult auf der einen Seite nach der dryopischen Halbinsel verdrängt war, so auf der anderen in die lernäischen Sümpfe. Am Flüßchen Chimarrhos, auf der Straße von Argos nach Lernä, war eine Einfassung von Steinen; dort sollte Aidoneus die Persephone geraubt und in die Unterwelt entführt haben. In Lernä selbst wurden der Göttin Mysterien gefeiert, die sogenannten Lernäa. Sie hatte einen heiligen Hain, Pontinos, welcher größtentheils aus Platanen bestand, und sich ganz ans Meer hinabzog. Die Flüsse Pontinos und Amymone schlossen ihn ein. Im Hain befand sich ein kleines sitzendes Bild der Demeter Prosymna, und eins des Dionysos, beide aus Marmor. Die lernäischen Mysterien soll Philammon gestiftet haben. Nach Pausanias verriethen die Gebräuche kein hohes Alterthum, auch könnten, wie Arriphon gezeigt habe, die Verse des Philammon nicht echt sein, da sie in Dorischer Mundart abgefaßt wären. Pausanias urtheilt hier sehr vernünftig, denn Philammon's Name wurde am Parnassos in der Gegend von Delphi gefeiert; auf ihn führte man die Bildung Delphischer Jungfrauenchöre zurück, welche die Geburt der Leto und ihrer Kinder besangen [9]). Man sieht, daß der alte Sänger Philammon auf's Genaueste mit dem Dorischen Element verknüpft ist, und folglich nicht den Pelasgischen Dienst der Demeter eingeführt haben kann. Den heiligen Hain hatten Danaos und die Danaiden geweiht. Pausanias sah auch den Alkyonischen See, durch welchen der Argivische Dionysos in die Unterwelt gestiegen war, um die Semele heraufzuholen.

1) s. *Paus.* II, 35, 4, 9. 2) Ib. 35, 10. 11. 3) s. Müller Dor. I, 399. 4) s. *Hesych.* s. v. Ἑρμιόνη. 5) s. *Athen.* XIV, 624, E. 6) bei *Hephaest.* p. 83 *Gaisf.* 7) s. Müller Dor. I, 400. 8) s. *Paus.* II, 36, 3. 9) s. Müller, Gesch. d. gr. Lit. I, 40.

Aus dem Umstande, daß der Ursprung der bei den Mysterien beobachteten Gebräuche dem Pausanias nicht sehr alt vorkam, folgert Preller (S. 211) richtig, daß die Eleusinien aus Lernä im Zusammenhange mit den Attischen von Eleusis standen, worauf schon die Composition der Gruppe Demeter, Kora, Pluton, Dionysos hinweist. Aber die lernäischen Hierophanten wollten auch Abkömmlinge der Eleusinischen sein [10]). Es bestand Connubium zwischen beiden Hierophantengeschlechtern. Nun meint Preller (a. a. O.), daß die lernäischen Mysterien durch eine Eleusinische Mission, und zwar zu einer Zeit, als dieses sich schon der Orphischen Theologumenen bediente, entstanden sei. Das ist wol zu viel gesagt. Wahrscheinlich war Cult und Weihe uralt, wurde aber durch eine Eleusinische Colonie den Attischen Mysterien analog gemacht. Der Beiname der Demeter, Prosymna, wird richtig abgeleitet von einer kleinen Ortschaft dieses Namens, welche Argos zerstört und dieser Stadt einverleibt hatte. Die Sage von des Dionysos Niedergang in den Hades, um seine Mutter Semele heraufzuholen, wurde in Delphi wiederholt, und ist Orphischen Ursprungs [11]). Der Prosymnos, welcher ihm den Weg zeigte, weist gleichfalls auf die zerstörte Ortschaft hin, der Heros wurde dafür der Liebling des Gottes [12]). Prosymnos wurde der Stammvater des lernäischen Priestergeschlechts. Die Lernäen waren, nachdem sie lange in Dunkelheit gelegen hatten, in späteren Tagen nicht unangesehen, wie aus der Inschrift [13]): „Sacratae apud Laernam Deo Libero et Cereri et Corae" hervorgeht, und *Λέρνη κακῶν* war ein Sprüchwort geworden [14]).

§. 7. Lakonischer Cult. In Lakonika war der Dienst der großen Götter nicht ausgerottet, wenn auch schwerlich von den Doriern sehr geehrt. So gab es in Sparta selbst einen Cult der Demeter Chthonia, welchen nach der Sage Orpheus gelehrt hatte. Pausanias glaubt jedoch nicht daran, wie er denn überhaupt gegen die Sagen von Orpheus etwas ungläubig ist [15]). Er glaubt vielmehr, daß das Heiligthum zu Hermione die Quelle des spartanischen Demetercultes sei [16]). Beide Ansichten werden wol ihre Richtigkeit haben, denn der Cult von Hermione hatte, wie wir oben gezeigt haben, eine Umbildung durch Orphische Eleusinier erlitten. So mag also der Cult von Sparta ursprünglich von Hermione ausgegangen, und später von dort aus umgebildet sein [17]). Ferner gab es in Sparta auf der Straße *Σκιάς* einen Tempel der Kora *Σώτειρα* [18]). Auch in Amyklä finden sich Spuren des chthonischen Dienstes, dort gab es eherne Dreifüße [19]), welche von dem Zehnten der Messenischen Kriegsbeute geweiht waren. Der dritte dieser Dreifüße war von dem Ägineten Kallon gearbeitet, darauf stand ein Bild der Persephone, der Tochter der Demeter. Ohne Zweifel war Amyklä ein uralter Sitz der Göttin, aber da es im Interesse der Dorier lag, die einheimischen Culte zu verdrängen, damit alles Andenken an die Herrschaft der Achäer vernichtet würde, so wird auch früh die Göttin von Amyklä ins Dunkel getrieben und dem Apollon gewichen sein [20]). Kallon zeichnete sich, nach Quinctilian durch rauhen, alterthümlichen Styl aus, und blühete nach Phidias [21]), um Olympiade LXXXVII. So wird also dieser Dreifuß nicht von der Messenischen Kriegsbeute, sondern nach dem Siege des Lysander über die Athener bei Ägospotamos, also Olymp. XCIII, 4, dem Amykläischen Apollon geweiht sein. Um diese Zeit mußte Persephone noch nicht vergessen sein, doch war ihr Bild, der chthonischen Göttin, auf einem Dreifuße, welcher Apollon gehörte, ein Beweis für die Richtung, welche man dem alterthümlichen Culte zu geben suchte. Ein Feld des Thrones des Amykläischen Apollon, welches Pausanias (III, 19, 4) beschreibt, möchte dazu beitragen, die Richtung, welche der Pelasgisch-Achäische Dienst nahm, noch deutlicher zu machen. Eine Gruppe bildeten Demeter, Persephone und Pluton, dann die Moiren und Horen, mit ihnen Athene, Aphrodite und Artemis, welche den Hyakinthos und seine als Jungfrau gestorbene Schwester Polyboia in den Himmel, d. h. auf den Olymp, geleiteten. Daß Hyakinthos ein Naturgott sei, welcher ursprünglich in den Kreis der chthonischen Götter gehört, beweist schon sein Name und die Blume, welche die Kora pflückte, als der Erdboden unter ihren Füßen schwand; Polyboia hängt mit Meliboia zusammen, wie die Kora von Lasos angeredet war. Wir haben ganz die Gruppe, welche bei dem Raube zugegen war, aber der Zug begibt sich nicht in den Hades, sondern auf den Olymp. Das ist der Einfluß der Apollinischen Religion. Doch war der Cult der chthonischen Götter nicht ganz zurückgedrängt. Es gab in der uralten Helotenstadt Helos ein Schnitzbild der Persephone, welches an bestimmten Tagen in das Eleusinion, das heißt in den Tempel der Eleusinischen Demeter, gebracht wurde. Das Eleusinion war 18 Stadien vom Berge Lapithaion, einer Kuppe des Taygetos, entfernt. Wahrscheinlich wurde das Bild nach der Demeter gebracht im Anfange des Frühlings, wenn die Schwalben heimkehrten und das erste junge Laub kam; zurück wird man es im Herbste gebracht haben, wenn man säete. Auch in Helos werden die Eleusinien in ihrer ganzen Ausführlichkeit bekannt gewesen sein, man wird ein Trauer- und ein Freudenfest gehabt haben, wenn auch der spartanische Druck, welcher die unglückliche Stadt vorzugsweise traf, der Ausdehnung und dem Schmucke des Festes vielen Abbruch that. An dem Feste fand ein Agon statt, welcher gleichfalls *Ἐλευσίνια* [22]) hieß. So gab es auch 40 Stadien vom Vorgebirge Tänaron in der Stadt Känepolis, die ehedem auch Tänaron hieß, ein unterirdisches Heiligthum [23]) der Demeter (*μέγαρον*).

---

10) s. *Boeckh.* C. I. nr. 405. *Jacobs* Anthol. II. p. 805 u. 241. 11) s. *Lobeck*, Aglaoph. p. 619. *Plutarch.* de S. N. V. 22. 12) s. Preller S. 212. 13) s. *Müller.* Aeginet. p. 172. 14) s. *Strab.* VIII. p. 373. Paroemiogr. s. v. Im Allgemeinen *Paus.* II, 36, 7 u. 37 Anf. 15) s. *Paus.* I, 14. IX, 30. 16) Ib. III, 14, 5. 17) s. *Hesych.* s. v. *Ἐπιπολλά, Ἐπιχρῆναι.* 18) Vergl. *Leake*, Trav. in Morea. I, 163. 19) Vergl. *Paus.* IV, 14, 2.

20) s. *Paus.* III, 18, 8. 21) *Plin.* XIV, 1, 19. 22) s. *Hesych.* s. v. und das fingirte Decret gegen den Musiker Timotheos bei Müller Dorier. I, 402. II, 324. *Paus.* III, 20, 5, 7. 23) s. *Paus.* III, 25, 9.

Ferner war in Augila ein sehr gefeiertes Heiligthum der Demeter [24]). Die Priesterin der Demeter Archidameia sollte den Aristomenes gerettet haben. Dann war in Gythion ein Tempel der Demeter [25]). Soviel über die Verehrung der Göttin in Lakonien. Nirgends fand sie großen Anklang, der Cult ist daher an die Grenzen, oder in die Berge zurückgedrängt; doch war es den Dorern zu Pausanias' Zeit noch nicht gelungen, ihn zu vernichten.

§. 8. Messenischer Cult. Ebenso, sollte man denken, wäre es bei den Messenischen Doriern gewesen; aber sei es, daß das Dorische Element hier langsamer die Oberhand gewann, sei es, daß die von den Lakonischen Nachbarn bedrohten Messenier es vorzogen, friedlich und auf den Fuß gleicher Rechte mit den Achäischen Ureinwohnern zu treten, sei es endlich, daß Colonien von anderen Gegenden und Stämmen den Cult der chthonischen Götter nach Messenien gebracht haben, genug er wurde nicht allein hier mehr geehrt als in Sparta's Umgebung, sondern blühte auch ganz gewaltig in einigen Gegenden. Lykos, Pandion's Sohn, soll in früher Vorzeit nach Arene, der Stadt des Aphareus, gekommen sein, als er aus Attika vor seinem Bruder Ägeus flüchten mußte. Von Arene wird ein artiges Mährchen erzählt, welches in Lebadea, wie wir unten sehen werden, seine Analogie findet; Minthe erregte die Eifersucht der Persephone im Hades, und wurde deshalb in das Kraut Gartenminze verwandelt, welches auf dem Berge Samikon vorzüglich wuchs; andere erzählten, Minthe habe die Demeter in ihrem Schmerze gereizt. Wahrscheinlich gehört die Nymphe zu den Brautführerinnen der Persephone in den Hades [26]). Dort lehrte Lykos dem Aphareus die Orgien der großen Götter, nicht minder seinen Kindern und seinem Weibe Arene. Er sollte aber die Mysterien gelehrt haben, nachdem er sie nach Andania geführt hatte, während Kaukon sie in Messene einführte [27]). Preller (S. 148) streitet wieder gegen Pausanias und behauptet, die Messenischen Mysterien wären in dem Zustande, in welchem sie unser Autor kennen lernte, nichts weiter als eine Attische Gründung gewesen, welche bei der politischen Herstellung des Landes und der Erbauung von Messene durch den Mysterienkünstler Methapos vorgenommen wurde, der wahrscheinlich aus dem Kaukonisch-Attischen Geschlechte der Lykomiden stammte. Müller [28]) hält dafür, daß die Neliden, welche von Herodot (I, 147) Kaukonen genannt werden, an der Spitze einer Äolischen Kriegerschar von Pylos nach den Jonischen Königen in stürmischen Tagen die Herrschaft Attika's erworben, und in naher Verbindung mit den Eleusinischen Mysterien gestanden haben. Die Kaukonen sind allerdings Pelasger, aber Kaukon steht auch unter den Stammheroen von Phlya, einem Attischen Demos, dessen Cult dem Eleusinischen nahe verwandt war. Beim Untergange der Messenischen Nation sollen sich die Messenier vom heiligen Geschlechte nach Eleusis gerettet haben [29]). Doch kehrten sie noch vor der Schlacht bei Kaprusema in ihr Vaterland zurück (*Paus.* IV, 15, 7). Lykos, der Kaukonide, stammte aus Phlya, und die um dieselbe Zeit von Kaukon gegründeten Mysterien von Messene sollen die größte Ähnlichkeit mit den Attischen gehabt haben. Aus allem diesem geht hervor, daß der Cult im Messenischen Lande älter war, als die Dorische Eroberung, daß aber die Religion der chthonischen Götter durch die Dorier und wahrscheinlich noch mehr durch die Eroberung von Seiten der Spartaner gestört und vielleicht bis auf einzelne Reste untergegangen war, die sich in Traditionen erhalten hatten, daß aber endlich nach der Herstellung Messeniens durch Epaminondas der Athener Methapos nach Attischem Muster die Eleusinien in dem wiedergeborenen Lande herstellte. Ebenso wenig ist es Preller (a. a. O.) zu glauben, wie Müller bemerkt, daß um diese Zeit erst die Lykomiden nach Attika gekommen seien. Lykos, Sohn des Pandion, scheint Müller ursprünglich Lykomis geheißen und identisch mit dem Stammvater der Lykomiden gewesen zu sein, eine Annahme, welche ohne Zweifel richtig ist [30]). Auch die Triopische Demeter, welche in Argolis vorkommt, wurde in Messene verehrt. Sie hatte dort einen Tempel mit einer Bildsäule von Gold und parischem Marmor, und auch hier wird der Cult mit Aphareus und seinen Kindern in Verbindung gesetzt [31]). Aber der Cult von Andania war der hauptsächlichste in Messenien, doch auch hier mußte sich die chthonische Religion der olympischen unterordnen [32]). Nicht weit von der Stadt Öchalia entfernt war die stenyklärische Ebene, acht Stadien von Andania und auf dieser der karnasische Hain, ein Cypressengehölz [33]). Dort sah man die Bildsäule des karneischen Apollon und des Hermes Kriophoros, und neben der Bildsäule der Kora, der Tochter der Demeter, entsprang ein Quell [34]). Man feierte der Göttin im karnasischen Haine Mysterien, welche Pausanias an Heiligkeit gleich nach den Eleusinischen setzt. Doch durfte er das Nähere nicht berichten. Die Nähe der Bildsäule des Apollon zeigt gewaltigen Einfluß des Dorischen Elements. Die Stelle, wo die Korabildsäule stand, nahe der Quelle, scheint nicht absichtsles gewählt zu sein. Wie die Arkadische Artemis gern mit Quellen und Flüssen in Verbindung gesetzt ward, ist oben gezeigt. Bei der Kora wird dasselbe Grundprincip stattgefunden haben, und die Quelle Herkyna bei Lebadea entsprang unter ihren Händen. Die Weihe war, wie Pausanias sie kannte, ohne Zweifel ganz nach der Attischen eingerichtet. Aber ein älterer Cult wird einst wol geblüht haben, der durch den Dorismus unterdrückt ward, bis Epaminondas Messenien emancipirt hatte.

Wir sehen aus diesen Notizen über Stockdorien, wie sehr es den neuen Eroberern gelang, die alterthümlichen

24) s. *Paus.* IV, 17, 1. 25) Ib. III, 21. Vergl. *Leake*, Trav. in Morea. I, 246. 26) s. *Strab.* VIII, 344. *Pollux* VI, 68. *Phot.* 271. Schol. *Nic. Alex.* 374. Etym. Gud. 395. Orph. p. 333. *Lob.* Opp. Hal. III, 486. *Ovid.* Met. X, 730. *Agatharch.* de mari rubro. p. 6 *Huds.* und Preller (S. 173), welcher die Citate herbeigeschafft hat. 27) s. *Paus.* II, 2, 6. 28) Eleusinien. S. 271.

29) s. *Paus.* IV, 14. 1. 30) s. *Bessler*, De gent. et fam. Att. sacerd. p. 39. 31) s. *Paus.* IV, 31, 11. 32) Ib. 33, 6. 33) Über die Beziehung dieses Baumes zu der Unterwelt und den chthonischen Göttern habe ich im Melampus p. 111. f. gesprochen. 34) Vergl. *Leake*, Trav. in Morea. I, 391.

Pelasgischen Culte zu unterdrücken. Weniger gelang ihnen dies jedoch mit der Religion der Peloponnesischen Artemis, welche selbst im Limnäon zu Sparta unter dem Namen *Ὀρθία* einen Tempel hatte, ihr Altar wurde in der frühesten Zeit durch blutige Menschenopfer bespritzt, wenn sie auch in Tagen milderer Gesittung mit der blutigen Geißelung spartanischer Knaben wohlgefällig sich begnügte [35]). Ebenso wenig wich der Cult dieser Göttin aus Messenien.

§. 9. **Elischer Cult.** Die Neliden, welche Herodot Kaukonen nennt, hatten ihren Ursitz in Pylos, der Wohnung Nestor's im Homer. Nahe bei dieser Stadt nach Osten erhebt sich der Berg Minthe, wo einst ein heiliger Temenos des Hades war und ein Hain der Demeter [36]). Chloris, Neleus' Gattin, war [37]) eine Tochter des Jasiden Amphion und der Persephone, einer Tochter des Orchomenischen Königs Minyos. So tritt also der Hades in die Genealogien ein [38]). In Lepreon zeigte man das Grabmal des Kaukon, welcher mit dem Culte von Andania und Arene in Verbindung stand. Die Stadt war einst bedeutend, und hatte einst vieles für Mythos und Urgeschichte Merkwürdige aufzuzeigen, aber Pausanias fand nichts Ausgezeichnetes mehr, als ein Heiligthum der Demeter von rohem Lehm, ohne Bildsäule. Das genügt uns auch. Der Cult war ohne Zweifel uralt, hing mit den Kaukonen zusammen, worauf vielleicht auch die nicht weit von der Stadt entspringende Quelle Arene, die ihren Namen von der Frau des Aphareus haben sollte, hinweist [39]). Selbst in Olympia war der Cult gewurzelt, im Haine Altis hatte die Despoina, also die Arkadische Göttin, des Poseidon und der Demeter Tochter, einen Altar zwischen den Altären zweier *θεοὶ ἀγοραῖοι* des Zeus und der Artemis [40]). Die Eleer opferten monatlich einmal auf ihrem Altar, und zwar auf alterthümliche Weise [41]). Wein durfte der Despoina als *θεὸς ἄοινος* wie den Eumeniden nicht gespendet werden. Auch im Tempel des Zeus hatten Demeter und Kora Bildsäulen [42]), und unter den Weihgeschenken zeigte man in Olympia Pluton und Persephone in Begleitung zweier Nymphen, von welchen die eine einen Ball, die andere einen Schlüssel trug. Beide Symbole sind im Eingange dieser Abhandlung erklärt. Auch Pluton trug einen Schlüssel, mit welchem er den Hades verschließt, aus dem die Heimkehr Niemandem gestattet ist [43]). So hatte auch Smikythes die Kora, Tochter der Demeter, geweiht, ein Werk des Argivers Dionysios [44]). Auf dem Hippodromos zu Olympia stand einst ein Heiligthum der Demeter *χαμύνη*. Die Alten leiteten diesen Beinamen ab von *χαίνω-χανεῖν γὰρ τὴν γῆν ἐνταῦθα τὸ ἅρμα τοῦ Ἅιδου καὶ αὖθις μύσαι* [45]). Andere hielten den Chamynos für einen Mann aus Pisa, aus dessen hinterlassenem Vermögen der Tempel erbaut war. Der Athener Herodes errichtete dort der Demeter und Kora Bildsäulen von pentelischem Marmor. Preller (S. 286) denkt bei der *χαμύνη* an die mit ihrem Lieblinge in den Furchen des Ackers ruhende Demeter und hält das Wort für eine Zusammenziehung aus *χαμαιεύνη*. Die Erklärung des Pausanias ist gegen die Gesetze der Sprache, aber ich möchte doch glauben, daß seine Worte etwas mehr als einen bloßen etymologischen Versuch enthalten. Ohne Zweifel glaubte man, daß dort Hades auf seinem Wagen die Kora entführt habe. Die *χαμύνη* könnte dann die von ihrem Schmerze um die verlorne Tochter ausruhende Demeter sein. So paßt wenigstens auch die Kora, welche Herodes weihte. Hat man aber hier die Demeter sich als eine mit ihrem Geliebten buhlende Ackergöttin zu denken, so weiß man nicht recht, was man mit der Tochter anfangen soll. Die Priesterin der Demeter sah von dem aus weißem Stein errichteten Altar der Hellanodiken den olympischen Wettkämpfen zu, eine Ehre, welche bald diese, bald jene Eleerin erhielt [46]). Daß aber Aidoneus vorzügliche Ehre bei den Eleern genoß, beweist sein geheimnißvoller Tempel, welcher nur einmal jährlich geöffnet wurde, und den man selbst dann nicht betreten durfte [47]). Die Peloponnesische Artemis, deren Cult hier vorzüglich heilig war, müssen wir bei Sicilien behandeln, da ihre Liebe zum Alpheiosstrom auf der fernen Insel besondere Geltung erlangt hat.

§. 10. **Achäischer Cult.** Auch im Lande der Achäer finden wir den chthonischen Cult der Demeter und Kora. So gab es in Paträ einen heiligen Hain der Demeter, in welchem freilich auch Apollon und Aphrodite Tempel besaßen. Aber Demeter hatte dort ein Heiligthum, in welchem ihr sowol als der Kora stehende Bildsäulen errichtet waren, auch die Gäa, welche die verhängnißvolle Narcisse wachsen ließ, hatte dort eine sitzende Bildsäule. Vor dem Tempel war eine heilige Quelle und ein untrügliches Orakel für Kranke. Die Betenden sahen in einen über das Wasser hinabgelassenen Spiegel, und erkannten sich im Bilde lebend oder gestorben [48]). In Ägion hatte Aphrodite, Poseidon, Kora und Zeus *ὁμαγύριος* jeder einen Tempel am Meere [49]). Hinter dem Zeustempel stand der Tempel der Demeter Panachaia [50]). Diese Notiz läßt uns einen Blick in das Geheimniß des Achäischen Religionswesens thun. Der Cult der chthonischen Gottheiten war nicht verdrängt worden an das Meer oder in die Berge, sondern die Göttin gehörte den Republikanern gemeinschaftlich an, sie war in Achaja **Nationalgöttin**, denn man wird den Beinamen doch nicht von *ἄχος* ableiten wollen. Dort sprudelte reichliches Wasser (*ὕδωρ ἄφθονον*); es anzusehen, oder zu trinken war süß und heilsam. Das Bild der Göttin durfte freilich Niemand sehen außer den Priestern. Als einen eigenthümlichen Gebrauch nennt uns Pausanias, daß man Kuchen von der Göttin empfing (*πέμματα ἐπιχώρια*),

35) s. **Müller** Dorier. I, 382. 36) s. *Strab.* p. 343 sq. 37) Nach *Pherecyd.* Schol. Od. XI, 281. 38) Vergl. **Müller**, Orchom. S. 370. 39) s. *Paus.* V, 5, 5. 40) Ib. 15, 4. 41) Ib. 15, 10. 42) Ib. 17, 3. 43) Ib. 20, 3. 44) Ib. 26, 2. 45) Ib. VI, 21, 1.

46) s. *Paus.* VI, 20, 9. 47) Pausanias sagt (VI, 25, 2) *ἀνθρώπων δὲ ὧν ἴσμεν μόνοι τιμῶσιν Ἅιδην Ἠλεῖοι.* 48) s. **Panofka**, Terracotten des berliner Museums. S. 10. *Paus.* VII, 21, 11, 12. 49) Ib. 24, 2. 50) Ib. 24, 8.

iese ins Meer warf, und glaubte, man schickte sie nach Syrakus der Arethusa. Dies weist uns wieder nach Si-lien hin, und deutet einen innigen Zusammenhang mit eser Insel an. Auch in Bura gab es einen Tempel r Demeter; die Bildsäule der Göttin aus pentelischem Marmor war ein Werk des Atheners Eukleides [51]). Sechs Stadien von Pallene war das Mysaion, das Heilig-um der Demeter Mysia. Ein Argiver Mysios soll es ebaut haben. Nach Argivischer Landessage nahm My-os die umherirrende Demeter auf. Im Mysaion ist ein Hain, und die Bäume alle von der derselben Gattung. Unbeneidetes Wasser strömt aus den Quellen. Man be-ging der Göttin ein siebentägiges Fest. Am dritten Tage entfernten sich die Männer aus dem Tempel, auch die männlichen Hunde; die Weiber blieben zurück und thaten in der Nacht, was ihnen Gesetz ist (ὁπόσα νόμος ἐστὶν αὐταῖς). Am folgenden Tage kehrten die Männer in das Heiligthum zurück, und nun begann Gelächter und ge-genseitige Verspottung [52]). Das Fest hat etwas Eigen-thümliches; die Demeter ist in Trauer um die verlorene Tochter, und hier fand sie willkommene Aufnahme. Wun-derbar ist die Entfernung alles Männlichen. Aber offen-bar geschah etwas, was die Männer nicht sehen durften. Der Gedanke an die Jambe und die unsittlichen Späße, mit welchen das wilde Mädchen die Göttin aufzuheitern suchte, liegt nahe; das Antlitz der Göttin mußte verklärt werden, und dies geschah. Am folgenden Tage war sie versöhnt und heiter. Die Männer kehrten zurück, und Heiterkeit, Gelächter, Verspottung und wahrscheinlich allerhand Späße, die nur der Cult entschuldigen konnte, be-gannen. Bei dem Worte Μύσια [53]) darf man nicht an den Mysios denken, noch weniger an Mysien, es ist von μύω abzuleiten, und bezeichnet die schweigende, ver-störte, zürnende Demeter [54]). Artemis hatte in Achaja reiche Verehrung gefunden; ich erinnere nur an Komaitho, Melanippos und an den Fluß Ameilichos. Die beiden letzteren Namen deuten offenbar auf den chthonischen Cult; Melanippus (schwarzrossiger Mann) ist ein zweiter Aido-neus, Komaitho eine, wenn auch veränderte, Kora [55]). Auch die Kalirrhoe und der Koresios [56]) gehören in die-sen Cult.

§. 11. Megarischer Cult. Wir verlassen die Halbinsel und wenden uns wieder dem Continent zu. Aber noch auf dem Isthmos treffen wir auf Demetercult. In Megara auf der Burg Karia war das berühmte Me-garon, der Tempel der Demeter, welcher wahrscheinlich später der Stadt den Namen gab. Ohne Zweifel war dieses eine Pelasgische Gründung. Unter Kar, dem Sohne des Phoroneus, soll die Feier der Göttin eingeführt sein [57]). Von dem Demetertempel scheint Gell [58]) noch Marmorfragmente auf der Spitze des östlichen Theils des Hügels gefunden zu haben [59]). Der Demetercult muß auch in späteren Zeiten fortgedauert haben, da auf den Mün-zen die Göttin zwei Fackeln in den Händen schwingend, dargestellt wird [60]). Die Sabina, Geliebte des Hadrian, wurde *ΝΕΑ ΔΗΜΗΤΗΡ* genannt, wie eine Inschrift beweist [61]). Später amalgamirte sich der Demeterdienst mit dem Isiscult und ward mit seltsamen Gebräuchen, mit Abwaschungen der Göttin im Meere und einer feier-lichen Procession dahin verbunden [62]). Noch jetzt sollen Spuren des heidnischen Cultus auf dem christlichen Bo-den stattfinden, wo die dreieinige Gottheit die Stelle der Demeter vertritt. Aber die Waschung hat nicht auf-gehört [63]). Es versteht sich, daß in Megara die Mythe in ihrer ganzen Ausführlichkeit bekannt war. Die fackel-tragende Göttin sucht die Tochter, und die Waschungen mahnen an die λουσία, an die versöhnte Gottheit. Das beweist der Felsen, Anaklethra, in der Vorstadt von Me-gara, bei dem Prytaneion selbst; dort soll die Demeter nach langem Umherirren ihre Tochter gefunden haben. Bei dem Feste der Demeter suchten die Weiber die Kora noch zu Pausanias' [64]) Zeit. In einer megarischen In-schrift [65]) wird Pluteus ein ἀχαχὴς θεός genannt; der Gott war also ein gnädiger Herrscher und König des Schat-tenreichs, und der Raub nur ein Vermählungsfest gewor-den. Auch die agrarische Seite des Demetercults war in Megara ausgebildet. Zwischen dieser Stadt und Ni-säa stand der Tempel der Demeter μαλοφόρος. Er war uralt, und zu Pausanias' [66]) Zeit die Decke längst einge-stürzt. Genauere Nachrichten über die Feste fehlen. Von Megara kam die Demeter nach Byzanz [67]). Auch der Cult der Artemis Soteira verbreitete sich hierher [68]).

§. 12. Attischer Cult. Wir kehren nach Attika zurück, von wo wir (§. 5) ausgegangen sind. Wir ha-ben die Beschreibung der Attischen Eleusinien vorangeschickt, da es paßlich schien, an die Mysterien die übrigen loca-len Entwickelungen des Cultus anzureihen; ganz Attika durften wir oben nicht behandeln, da der Eleusinische Cult ziemlich unabhängig dasteht, ja von einem Kriege zwi-schen Athen und Eleusis berichtet wird. Doch soll damit nicht gesagt sein, daß der Demeter- und Koracult in den übrigen Theilen Attika's ohne Verbindung zu den Eleu-sinien stand. Der Zug aus dem Eleusinion in Athen nach dem Mysterientempel in Eleusis spricht schon dagegen. Das Nähere wird die Untersuchung lehren. Nach dem Mar-mor Parium war Demeter im 633 Jahre vor dem Anfang der Olympiadenrechnung nach Attika gekommen im 15. Jahre der Regierung des Königs Erechtheus. Eusebios theilt dem Erechtheus 50 Jahre zu, und im ersten seiner Regie-rung sei Persephone geraubt. Nach Apollodor [69]) fällt die Ankunft der Demeter in die Regierung Pandion's I. Ta-tian, Clemens und Eusebius (praep. evang.) verlegen sie in

51) s. *Paus.* VII. 25, 9. 52) Ib. 27, 9, 10. 53) Ib. II. 18, 3. 54) Barth (Hertha S. 119) denkt an *Μίση*, und erklärt, die keusche, reine, unnennbare Königin. Auch die große Na-turgöttin. 55) s. *Paus.* VII, 19. 56) Ib. 21. 57) Ib. I, 39, 5. 58) Itin. of Gr. p. 16. 59) s. *Paus.* I, 40, 6.

60) s. *Mionnet* II, 321. 61) s. *Boeckh*, Corp. Inscr. nr. 1073. 62) s. *Apulej.* de Asino aureo. XI, p. 257. 63) s. *Gell.* p. 102. *Pouqueville* IV. 129. *Clarke* VI. p. 596 der Octavausgabe. 64) s. *Paus.* I, 43, 2. 65) bei *Boeckh*. C. I. nr. 1067. 66) s. *Paus.* I, 44, 3. 67) *Dionys. Byz.* p. 2 *Huds.* 68) *Paus.* I, 40, 2. 44, 7. Eine Inschrift Nr. 1063 bei *Boeckh*. C. I. [illegible] der Faustinus Tochter, als ihre Priesterin. [illegible] Chron. Gr. p. 27

das Zeitalter des Argivischen Königs Lynkeus, dessen Regierungsanfang nach dem Kanon des Eusebius in das 14. Jahr Pandion's I., dessen Regierungsende in das 14. des Erechtheus fällt [70]). Die agrarische Gottheit Demeter Chloe hatte neben dem Hieron der kindernährenden Gaia, auf der Akropolis von Athen einen berühmten Tempel, welchen Antoninus Philosophus besuchte, um seine Unsträflichkeit zu bekunden, indem er allein in das Heiligthum sich begab [71]). Nahe an diesem Tempel ist die Inschrift [72]) gefunden, welche die Worte *Δήμητρι καὶ Κόρῃ* enthält. Gleich nach dem Eingange in das piräische Thor folgt bei Pausanias (I, 2, 4) nach dem Pompeion ein Tempel der Demeter, offenbar der mystischen, welche in Eleusis so sehr heilig war. Das zeigen die Bildsäulen an, mit welchen Praxiteles den Tempel geschmückt hatte, Demeter, Kora, und das geheimnißvolle Kind des Aidoneus und der Kora Jakchos mit der Fackel. Oberhalb der Quelle Enneakrunos setzt Pausanias (I, 14) den Tempel der Demeter und Persephone und des Triptolemos, von welchen die Religion des Ortes viel mitzutheilen verbot. Beide Tempel standen wahrscheinlich oberhalb der Quelle, auf einer Insel des Ilissos. Der Tempel der Demeter hieß das Eleusinion. In Bezug auf den Cult theilt Pausanias mit, was er darf, und übergeht, was sich auf die Deïope bezieht. Pelasgos, heißt es, nahm die Demeter, als sie nach Argos kam, in seinem Hause auf, und Chrysanthis, unterrichtet vom Raube der Kora, theilte der trauernden Mutter mit, was sie wußte. In der Folge mußte Trochilos, der Hierophant, vor Agenor aus Argos fliehen, kam nach Attika, heirathete eine Frau aus Eleusis, und erzeugte mit ihr den Eubuleus und Triptolemos. Dies war die Argivische Sage. Die Athener behaupteten, daß Triptolemos des Keleos Sohn sei, und zuerst milde Früchte gesäet habe. Musäos machte ihn zum Sohne des Okeanos und der Gaia, zweier alterthümlicher Pelasgischer Gottheiten, Orpheus dagegen, Eubuleus und Triptolemos zu Söhnen des Dysaules. Demeter aber, weil sie ihr Nachricht über ihre Tochter gaben, theilte ihnen das erste Getreide mit. Chörilos macht Kerkyon und Triptolemos zu Brüdern, aber, wie bereits oben bemerkt, nur von mütterlicher Seite. Die Mutter ist eine Tochter des Amphitryon, der Vater des Triptolemos ist Rharos, der des Kerkyon Poseidon. Pausanias wollte alles Merkwürdige erzählen, was man von dem Eleusinion weiß, da hielt ihn ein Traumgesicht zurück. Der Cult war offenbar der Eleusinische, wie denn auch der Tempel mit dem Mysterientempel in Eleusis in Cultverbindung stand. Auch in dem modernen Tempel der Panhagia, auf dem Felsen, oberhalb der Quelle Enneakrunos, da wo der Ilissos sich durch die Felsen arbeitet, vermuthet Stuart [73]) einen Tempel der Demeter in Agra [74]). Nach Pausanias war der Tempel aus der marathonischen Beute erbaut. Ferner im Phaleron, dem ältesten Hafen der Athener, war ein Tempel der Demeter [75]).

Verlassen wir Athen und verfolgen die heilige Straße, so gelangen wir bald zum Demos Lakiadä, wo [76]) bei der Kirche Agia Saba ein Tempel der Demeter und Persephone stand, welchen Phytalos gestiftet hatte, seine Grabschrift lehrt, daß Demeter diesem Heros zuerst die Cultur der Feigen gelehrt habe; der Tempel stand kurz vor dem Übergange über den Kephissos; Demeter hatte ihre Tochter gesucht und war vom Phytalos freundlich aufgenommen, weshalb sie sich ihm dankbar bezeigte [77]). Unmittelbar hinter der mystischen Pforte, wo jetzt das Kloster Daphne steht, war einst ein alter Tempel, welcher nach Pausanias' [78]) Bericht von den Nachkommen des Kephalos auf dem Poikilosberge gegründet, und Anfangs dem Apollon allein, später auch der Demeter, Persephone und Athene zugleich geweiht war. Der Weg um das Gebirge in die Ebene von Eleusis ist rauh und in den Felsen gehauen, und führt rechts um ein Paar Seen, in welche sich die Rheitoi ergießen mit salzigem Wasser [79]). Man glaubte, daß das Meer durch unterirdische Kanäle aus dem Euripos sich bis hierher ergieße [80]). Aber die Rheitoi waren der Demeter und Persephone heilig, und die Fische in den Flüssen waren für die Priester von Eleusis bestimmt. An den Ufern des Kephissos war der Ort Erineos, wo Aidoneus mit der geraubten Kora in die Unterwelt hinabgestiegen sein sollte [81]). Eleusis selbst Tempel und Mysterien hier überspringend, wenden wir uns nach Halimus, welches [82]) nur einen Abendspaziergang weit von Athen entfernt lag. Dort war [83]) ein berühmter Tempel der Demeter Thesmophoros und der Kora, in welchem Mysterien gefeiert wurden, auf welche Clemens [84]) offenbar anspielt, wenn er von den Mysterien vom Halimus redet. Auch Prospalta, ein Demos der akamantischen Tribus, hatte einen Tempel [85]) der Demeter und Persephone. Merkwürdig ist Phlya. Unter den Altären, welche den Nationalgottheiten geweiht waren, führe ich nur den der Gaia an, welche hier die „große Göttin" hieß, und einen anderen Tempel, in welchem die Altäre der Demeter Anesidora, des Zeus Ktesios, der Athene Tithrone, der Kora Protogene und endlich der Eumeniden standen. Der Cult wird der Eleusinische gewesen sein, und der Zusatz *πρωτογένη* bezieht sich vielleicht auf den Jakchos, welchen Demeter wenigstens säugt. In Attischen Inschriften [86]) kommt Kora oft neben dem Pluton vor. Auch Hermes, Gaia und Persephone werden zusammen genannt [87]). Oft freilich bedeutet *Πλουτῶνος δώματα* und *Φερσεφόνης θάλαμος* nur das Grab [88]).

---

70) s. *Boeckh.* C. I. p. 325. 71) s. *Jul. Capit.* M. Anton. c. XVI. *Paus.* I, 22, 3 und über das Adjectiv. Chloe Preller S. 325. 72) Nr. 471 bei *Boeckh.* C. I. 73) Plan von Athen. 2. Th. 74) cf. *Suid.* s. v. *Ἄγρα.*

75) s. *Paus.* I, 1, 4. 76) nach *Gell.* It. of Gr. p. 30. 77) s. *Paus.* I, 37, 2. 78) Ib. 37, 6. 79) *Paus.* I, 38, 1. *Thuc.* II, 19. *Hesych.* s. v. *Ῥειτοί.* 80) s. *Paus.* II, 24. 81) Ib. I, 38, 5. 82) Nach *Aristoph.* Aves. v. 498. 83) Nach *Paus.* I, 31, 1. 84) Im Protrept. I, 19. 85) s. *Paus.* I, 31, 2. 86) s. C. I. nr. 517. 87) s. nr. 538. 88) s. nr. 800, b. nr. 808. *παρὰ Φερσεφόνῃ καὶ Πλουτωνὶ κεῖνται* und *Apulej.* Metam. III. p. 74. in peculio Proserpinae et Orci familia numeratus, Nr. 916. redet von einem Heroon, welches den katachthonischen Göttern, dem Pluton, der Demeter

§. 13. **Böotischer Cult.** Böotien ist nicht min-er berühmt durch Sagen und Mythen von der Demeter nd Kora als Attika. Die Böoter hatten einen Monat *αμάτριος*[89]), Theben war der uralte Sitz des Zeus ypsistos und des Elieus[90]). Demeter und Kora sollten ie Stadt selbst erbaut haben; darauf bezieht sich ein Eu-pideischer Chor[91]):

> Gehe, geh' in dieses Land!
> Hat dein Sproß es nicht erbaut?
> Dir die Doppelnamigen
> Götter Persephassa und
> Die Göttin Damater,
> Herrscherin des Alls und Ga, die Alles nährt,
> Erbauten es.

Persephone erhält die Stadt zum Geschenk vom Zeus am Tage ihrer Enthüllung, als *ἀνακαλυπτήρια*[92]). Der Mythus wanderte von hier nach Akragas, das gleichfalls als Brautgeschenk der Kora angesehen wurde. Akragas war aber eine Pflanzstadt der Thebanischen Ägiden, sodaß diese Thatsache weniger auffallen muß[93]). Auch der Heros der Burg von Theben, Kadmos, wurde in ähnliche Beziehung zu den großen Göttern gebracht, denn sein Haus, die Kadmeia, erhielt den wunderbaren Namen[94]) „die Insel der Seligen." In Böotien standen die Gottheiten mit den Kabiren in Verbindung, denn nach einer Tempelsage war es eben die Demeter Kabiräa, welche die *ἄγλαα δῶρα Καβείρων* dem alten Priestergeschlechte übergab. Südlich von Theben auf der Straße nach Platää lag das Homerische Hypothebä, später Potniä genannt, ein vorzüglicher Sitz der großen Göttinnen Demeter und Kora, deren Dienst in engster Verbindung mit Dodona stand. Die beiden Göttinnen besaßen in Potniä einen heiligen Hain und am Asopos Bildsäulen, welche schlechtweg *αἱ θεαί*, die Göttinnen, genannt wurden. Der Cult der beiden Göttinnen war sehr geheimnißvoll. Vielleicht gibt die in Theben gefundene Grabesinschrift[95]), wo von einem *πρόπολος* der Persephone die Rede ist, etwas Aufschluß. Pausanias (IX, 8) nennt uns nur einen wunderbaren Gebrauch, nämlich kleine Schweinchen in die sogenannten Megara hinabzustoßen, von welchen man glaubte, daß sie im folgenden Jahre in Dodona wieder ans Tageslicht kämen. Schon dieser Umstand deutet auf die Gründung des Cults durch Pelasger hin; dazu kommt noch, daß der Vater der Pelarge, welche die Kabirenmysterien in Theben gründete, oder erneuerte, Potnieus heißt[96]). Fünfundzwanzig Stadien nordwestlich von Theben lag der berühmte Hain der kabiräischen Demeter und der Kora, sieben Stadien weiter der Kabirentempel, welchen, sowie der großen Mutter, Feste gefeiert wurden, die Pausanias aus Götterfurcht nicht wagte zu beschreiben. Ein Urvolk dieser Gegend, die Kabiren, sollten das Heiligthum gestiftet haben. Prometheus und sein Sohn Aitnaios waren Kabiren und beschenkten die Demeter mit einem geheimnißvollen Geschenk, welches Pausanias nicht nennen durfte[97]). Die Mythe weist uns nach Sicilien hin, wie denn überhaupt, wie bereits bemerkt ist, Sicilien und Böotien in engster Sagenverbindung standen. Hier werden wir nach dem Ätna gezeigt, Prometheus ist auch ein *θεὸς πυρφόρος*, und von jener Gegend war der erste Weizen nach Hellas eingeführt worden[98]). Nach der Erstürmung Thebens durch die Sieben blieb das Heiligthum lange Zeit verlassen, bis die Pelarge die Mysterien restituirte. Nur Eingeborene durften das Heiligthum betreten und einige Soldaten des Mardonios, welche es wagten hineinzudringen, wurden rasend, stürzten sich ins Meer oder zerschmetterten sich von Felsen springend, während die Makedonier, welche nach Thebens Zerstörung durch Alexander in den Tempel drangen, vom Blitze erschlagen wurden[99]). Der Kabirendienst hatte in Theben einen seiner ältesten Sitze, und war ein echt Pelasgischer, in welchem nichts Phönikisches, nichts Ägyptisches angetroffen wird. Nach Attischer Tradition hatte der Athener Methapus ihn gegründet, welcher aber höchstens ein Restitutor desselben genannt werden kann. Ein Eleusinisches Institut scheint der Tempel der Demeter in Platää zu sein, welche auch den Beinamen Eleusinia führte[1]). Aber ein geheimnißvolles Wesen ist die mykalessische Demeter. Dieses Städtchen, welches Homer[2]) *εὐρύχορος* nennt, lag zwischen Theben und Chalkis, östlich von Harma. Der wunderbare Tempel der Göttin wurde allnächtlich von dem Herakles, der hier einer der idäischen Daktylen war, geöffnet und wieder verschlossen. Einiges Licht, wie man sich die Demeter zu denken habe, bringt die Sage, daß zu den Füßen ihrer Bildsäule sich das Obst ein Jahr lang frisch halte[3]). Wenden wir uns nach Anthedon, einer Stadt, welche sich durch eine Fülle chthonischer Culte auszeichnet. Dort finden wir einen Tempel der Kabiren, welcher ohne Zweifel mit dem Thebanischen in Verbindung stand, nahe dabei einen Tempel der Demeter und Kora, endlich einen Hain der Demeter mit dem Tempel der Persephone. Auch ein Tempel des Dionysos und mehre Monumente, welche an die älteste Mythologie der Hellenen erinnern, schmückten die Stadt[4]) — dann nimmt Lebadeia unsere Aufmerksamkeit in Anspruch. Die Herkyna spielte hier mit der Tochter der Demeter, und hielt sich unter der Erde verborgen, endlich kam sie als Fluß aus einem Felsen wieder hervor. Pausanias fand die Quelle des Flusses in einer Höhle, in welcher Statuen mit schlangenumwundenen Sceptern standen, die er für Bilder des Trophonius, des alten Wahrsagers, und der Herkyna hielt. So

und Persephone, den Erinnyen und allen unterirdischen Göttern geweihet war. Es wurde sehr heilig gehalten und gesflucht wird in der Inschrift dem Entweiher des Heiligthums.

89) s. *Plut.* de Isid. et Osir. p. 378, E. 90) s. *Tzetz.* Lycophr. 1194. *Hesych.* s. v. *Ἐλιεύς, Καραιός.* 91) In den Phönissen. V. 681. 92) s. *Euphor.* ap. Schol. Phoeniss. v. 638. 93) s. Schol. *Pind.* Ol. I, 16. 94) s. *Artemid.* ap. *Phot.* *Hesych.* s. v. *Suid.* s. v. *Καδμεία.* und *Tzetz.* Lycophr. 1194. 95) *Boeckh.* C. I. nr. 1653. 96) s. *Paus.* IV, 1, 5. IX, 25, 6.

97) s. *Paus.* IX, 25, 5. 98) s. Kruse, Hellas. I, 441. 99) s. *Paus.* IX, 25, 9, 10.

1) s. *Paus.* IX, 4, 3. 2) Il. II, 498. 3) s. *Paus.* IX, 19, 27, 8. 4) *Id.* 22, 5. s. *Leake,* Trav. in North. Gr. II, 274.

war hier auch ein heiliger Hain des Trophonios, ein Hieron der Demeter Europa und des regnenden Zeus, und weiter hinauf nach dem Orakel zu ein Tempel der Jägerin Kora und des Zeus Basileios, endlich ein Hieron des Apollon. Die chthonischen Gottheiten werden hier mit einem Pelasgischen geheimnißvollen Wesen zusammengebracht, und Demeter Europa wird seine Amme genannt. In der Felsengrotte, wo Pausanias die Bildsäulen mit den Schlangen gesehen hatte, die eine auffallende Ähnlichkeit mit dem Asklepios und der Hygieia haben sollten, hatte Herkyna die Flußnymphe mit der Kora getändelt, durch ein Gänschen, welches sie entfliehen ließ, und Kora unter einem Felsenstücke hervorzog, war der Strom Herkyna entstanden. Die Gans war im Dienste der Kora bedeutsam, und die Herkyna in ihrem Tempel mit einer Gans abgebildet. Die Göttin Kora, hier Thera genannt, wurde mit dem Könige Zeus in einem prachtvollen Tempel verehrt, welcher wegen der Größe des Unternehmens und der vielen Bedrängnisse in Krieg und Gefahr nur halb vollendet geblieben war [5]). Die Herkyna wird bei Livius [6]) auch mit Zeus, offenbar dem Pelasgischen, der mit dem Aidoneus identisch ist, zusammengestellt und mit ihm angerufen. Sie ist die Tochter des Trophonios, d. h. des Zeus, die erste Priesterin der Pelasgischen Demeter zu Lebadea, und endlich die Göttin Demeter Herkyna selbst [7]). Herkyna aber ist [8]) die Göttin der Schattenwelt, die Orcina, wie die Demeter εὐρωπός, σκοτεινός, heißt, und Trophonios, der nährende Gott der Saatfelder, ist der geliebte Säugling der Demeter. Den Beinamen Θήρα mag Persephone von dem Haschen des Gänschens empfangen haben. Gänse und Enten aber sind [9]) den alten und neuen Hellenen niedliche Thierchen, weshalb selbst Penelope, die sittsame Göttin des Odysseus, nach der Πηνέλοψ benannt worden sei [10]). Der Bach und die Quelle Herkyna kam aus der Unterwelt, und ihr Wasser war den chthonischen Göttern geweiht, weshalb wer das Orakel befragen wollte, nicht minder die Jungfrauen, welche beim Feste des Trophonios den Dienst der Kanephoren verrichten sollten, sich zuvor darin baden und zum heiligen Werk [11]) reinigen mußten. Das Fest der Demeter hieß von der Herkyna Ἑρκυνία [12]). Die Sage von der sich verbergenden Herkyna ist in der Natur begründet, denn der Fluß bricht darum gewaltig aus dem Felsen hervor, weil er sich eigentlich schon höher auf dem Helikon aus einem Sumpfe gebildet, und dann nur wieder unter die Erde verborgen hat [13]). Die beiden Quellen des Flusses Herkyna zeigen schon durch ihre Namen an, welchem Reiche sie angehören, denn die eine heißt Lethe, jetzt Lephe, die andere Mnemosyne [14]). Auch auf dem Helikon scheinen Demeterfeste begangen worden zu sein, wie man vielleicht aus der Inschrift [15]) *ΔΑΜΑΤΡΙΑ* (Δαμάτρια) schließen kann.

§. 14. Phokischer Cult. Zwischen Kastri und Salona liegt der neue Ort Krisso, offenbar das alte Krissa, welches Homer im Schiffskataloge schon die hochheilige Stadt nennt [16]). Diesen Namen führte die Stadt wegen des heiligen Tempels der Demeter, welcher sich dort befand [17]). Also auch hier in der Nähe des Dorischen Nationalheiligthums hatte die Pelasgische Gottheit ihren Wohnsitz gerettet, neben der Mutter wird aber auch die Tochter verehrt sein, da diese Gottheiten so selten getrennt vorkommen. Aber Eurylochos zerstörte das übermüthige Krissa, welches von den Wallfahrtenden Zölle erpreßte. Zu Strabon's [18]) Zeit lag die Stadt noch zerstört. Pausanias fand Krissa gar nicht mehr, weshalb er meinte, es sei mit dem Apollinischen Hafen Kirrha identisch [19]). So mußte denn der Cult wol wanken, und unsere Unkunde über den Tempel wird erklärlich. Einen anderen Tempel der Demeter finden wir in Stiris, diesen jedoch nur aus ungebrannten Steinen erbaut. Aber die fackeltragende Statue der Göttin war von pentelischem Marmor [20]). Der Demeter und Kora war die Quelle geweiht, von welcher Pausanias [21]) redet, wie eine Inschrift [22]) lehrt. Dort sind die Θεοὶ Σεβαστοὶ ursprünglich ohne Zweifel Demeter und Kora, wenn auch später die römischen Kaiser mit diesem Namen geehrt wurden. Die Stadt war nach der Sage eine Attische Colonie, auch wird der Cult dem Attischen nachgebildet sein; Stirier aus Attika waren mit Peteos, dem Sohne des Oneus, von Ägeus vertrieben, sie wanderten nach Phokis, gründeten die Stadt und nahmen die heimathlichen Götter mit. Die Demeter trug eine Fackel, folglich suchte sie ihre Tochter, und die Stiriten verehrten die Göttin in ihrem Schmerz. Aber ein Trauerfest setzt ein Freudenfest voraus, der Mythus muß in seinem ganzen Umfange bekannt gewesen sein. Der Text des Pausanias ist lückenhaft, doch erkennen wir daraus, daß neben der Bildsäule der Demeter noch eine zweite uralte Bildsäule stand, wahrscheinlich der Kora angehörig. Wenigstens wird man glauben müssen, daß die Kora gemeint sei, wenn Buttmann richtig ergänzt hat, ἄγαλμα ἀρχαῖον ἐστι ἄλλο, καὶ τούτῳ γίνεται ὁπόσα Δήμητρι ἐς τιμήν. Wir finden nur noch einen Demetertempel in Phokis, zu Drymäa, welcher sich durch Alterthum und eine stehende steinerne Bildsäule auszeichnete. Man feierte der Göttin jährlich Thesmophorien, vielleicht hat der Attische Cult und die von Thukydides so oft erwähnte alte Freundschaft der Athener und Phokier auf den drymäischen Cult eingewirkt [23]). Doch muß auch in

5) s. *Paus.* IX. 39, 3. 6) XLV, 27. Es ist in dieser Stelle von Ämilius Paullus die Rede, und es heißt von ihm: Lebadiae quoque templum Jovis Trophronii adiit. Ibi quum vidisset os specus, per quod oraculo utentes sciscitatum deos descendunt, sacrificio Jovi Hercynnaeque facto, quorum ibi templum est, Chalcidem — descendit. 7) s. *Tzetz.* Lycophr. v. 153. 8) Nach Müller, Orchomenos. S. 155. 9) Wie Preller S. 172 nach *Aristoph.* Plut. 1011. v. Schol. bemerkt. 10) s. *Dodwell*, A Class. Tour thr. Gr. II, 70. 11) s. *Plut.* amat. narrat. O. 1. 12) s. *Hesych.* s. v. *Ἑρκυνία* und Welcker's Zeitschrift. S. 122 fg. 13) s. *Gell.* It. of Greece. p. 178.

14) s. *Dodwell*, Class. Tour. II, 218. 15) Nr. 1671 bei *Boeckh.* C. I. 16) s. *Hom.* Il. II. 520. 17) Nach *Eustath.* p. 537. 18) IX, 413. 19) *Paus.* X, 37. 20) *Id.* 35. 21) *Id.* 35, 5. 22) Nr. 1730 bei *Boeckh.* C. I. 23) s. *Leake*, Trav. in North. Gr. II, 73.

Ambrysso8 der Cult gewesen sein, wie eine Inschrift [24]) ehrt.

§. 15. Lokrischer Cult. Daß der Cult der hthonischen Gottheiten in den verschiedenen Landschaften er Lokrer blühte, beweisen nicht allein die ausdrücklichen Meldungen der Alten, sondern auch Münzen, und narentlich die Nachrichten, welche uns über das epizephyrische Lokri zur Hand sind. Ist nicht die Protogeneia, welhe die Mythe zu einer Tochter des Deukalion und der Pyrrha macht, mit welcher Zeus den Opus, den Stammheros der Opuntischen Lokrer erzeugte, eine Abstraction er Kora, die, wie wir oben gesehen haben, selbst Protogeneia heißt? Auch Opus hatte eine Tochter, welche nach einer im Alterthume sehr verbreiteten Sitte nach der Großmutter wieder Protogeneia genannt ward [25]). So hatten die Amphissäer ein Fest der königlichen Kinder, welche Uneingeweihte theils für die Dioskuren, theils für die Kureten hielten, aber die Klugen wußten, daß die Götter die Kabiren seien [26]). Der Cult war ein Geheimdienst, und es gelang den frommen Gläubigen, denselben so geheim zu halten, daß nur die Eingeweihten wußten, wer verehrt wurde. Solches Dunkel umgibt nur die chthonischen Gottheiten. Ferner dreißig Stadien von Amphissa lag Megania, ein hochgelegenes Städtchen, dessen Einwohner dem Zeus in Olympia den Schild geweiht hatten. Diese hatten einen Altar und Hain der *Θεοὶ μειλίχιοι*, in der Nachtzeit wurden die Opfer dargebracht und das Opferfleisch mußte vor Sonnenaufgang verzehrt sein [27]). Also auch hier nächtlicher geheimnißvoller Cult. Den Demetercult in Opus beweisen namentlich noch einige Münzen [28]), wo aber die Mutter, da wird auch die Tochter verehrt. Ich habe anderswo [29]) nachgewiesen, daß Opus die Mutterstadt von dem italienischen Lokri sei, und den Beweis namentlich in dem Culte gesucht. Nirgends war ein berühmterer Demetertempel als in Lokri Epizephyrii; man hatte dort ungeheuere Reichthümer aufgehäuft, welche die Göttin selbst beschützte [30]); als den Lokrern Krieg gegen Kroton bevorstand, wollte man das Gold aus dem Tempel in die Stadt schaffen, die Göttin aber erhob ihre verbietende Stimme, man solle die Hände entfernt halten, sie werde selbst ihren Tempel schützen; da hielt man es wenigstens für rathsam, ihn mit einer Mauer zu umgeben, aber, als diese schon eine gewisse Höhe erreicht hatte, stürzte sie plötzlich zusammen. Später wagte der König Pyrrhos die Schätze zu rauben, aber als er sie zu Schiffe gebracht hatte, erhob sich ein Sturm, zerspaltete die Flotte und trieb die goldbeladenen Schiffe an das lokrische Ufer. Die ganze Ladung der Schiffe ging verloren, nur die Schätze der Göttin wurden gerettet [31]). Der König, durch solches Unglück belehrt, ließ die Schätze zurückgeben, aber der Zorn der Göttin ward dadurch nicht gesühnt, das Glück verließ ihn, er war der Demeter Chthonia verfallen, ein *δημήτριος* geworden. Aus Italien verjagt fand er in Argos einen unedlen Tod. Später wagte Pleminius im zweiten punischen Kriege ähnlichen Frevel. Aber die Rache der Göttin verfolgte die Römer [32]). Man sah sich genöthigt, Pleminius zur Rechenschaft zu ziehen; er war aber der Göttin verfallen, und starb im Gefängniß, ehe seine Sache entschieden war [33]). Ähnliches Unglück drohte unter Q. Minucius' Verwaltung den Römern wegen eines Tempelraubes [34]); es gelang aber den emsigen Nachforschungen des frommen Römers, die Thäter zu entdecken, der Raub ward aus ihrem Vermögen ersetzt [35]). Wo aber Demeter galt, da galt auch Kora, denn die Mutter ist nichts ohne ihre Tochter; so muß auch in ganz Lokris die Kora verehrt sein, wenn die Göttin auch nirgends genannt wird. Über die Koraköpfe auf Opuntischen Münzen s. oben.

§. 16. Thessalischer Cult. Wir haben von der Demeter zu Anthela zu reden, einem kleinen Orte bei den Thermopylen [36]). Herodot [37]) sagt: „Zwischen dem Phönixflusse und den Thermopylen ist ein Flecken, Namens Anthela, daselbst fließt der Asopos vorbei ins Meer, ein breites Feld ist da umher, worin das Heiligthum der amphiktyonischen Demeter liegt, und die Sitze der Amphiktyonen und das Heiligthum des Amphiktyon selbst." Die Gegend heißt wegen des Nationalheiligthums das heilige Land der Malier [38]). Man kann von Anthela aus verfolgen, wie sich der Cult nach dem Süden verbreitet hat. Die Gephyräer, welche zu den Kadmeonen gehörten, und sich in Böotien, dann in Attika niedergelassen hatten [39]), verehrten Demeter und Kora als Nationalgottheiten und feierten den Göttern heilige Orgien [40]). Die Gottheit führte aber den Beinamen der Achäischen oder auch panachäischen Demeter [41]), den letzten Namen behielt die Gottheit noch, als die Achäer im Peloponnes schon eine bleibende Wohnstätte gefunden hatten. So liegt denn die Vermuthung nahe, die Gephyräer seien aus dem alten Achaja im phthiotischen Thessalien gekommen [42]); denn nach einer Sage hatten die Vorfahren dieses Volkes in Eretria gewohnt, einem Orte im phthiotischen Thessalien [43]). So mag man auch mit Hüllmann [44]) die Achäer, auf welche es hier doch auch ankommt, für ein den Kadmeonen verwandtes Volk halten, wenn ich ihm auch nicht einräumen kann, daß der ganze Völkerzweig ein phönikischer sei. Aber gewiß waren die Gephyräer ein Pelasgischer Stamm, und die Achäer mögen den Demetercult überkommen haben. Alle Stämme, welche im Amphiktyonengerichte stimmberechtigt waren, scheinen anfänglich in Thessalien gewohnt zu haben, selbst die Böoter, welche unter den Äolern mitbegriffen worden sind [45]). Die Achäer müssen die mäch-

24) Nr. 1727 bei *Boeckh*, C. I. *Δάματρι καὶ Κόρᾳ*. 25) s. Boeckh ad *Pind.* Ol. IX, 41. 26) s. *Paus.* X, 38. 27) *Id.* l. c. 28) bei *Mionnet* II, 490. Nr. 29—32. 29) In der darmstädter Zeitschrift für Alterthumswissenschaft. Jahrg. 1842. 30) s. *Liv.* XXIX, 18. 31) *Id.* 8.

32) s. *Liv.* XXIX, 19. 33) *Id.* 22. 34) *Id.* XXXI, 12. 35) *Id.* 13. 36) s. *Kriegk*, De Maliensib. (Francof. 1839.) p. 24. 37) VII, 200. 38) Vergl. c. 176. 39) s. *Paus.* V, 57, 58. 40) *Id.* 61. 41) *Id.* VII, 24. 42) s. *Strab.* IX, 659. 43) s. *Herod.* V, 57. *Liv.* XXXIII, 6. 44) Anfänge der gr. Gesch. S. 166. 45) *Paus.* X, 8.

tigsten im Lande gewesen sein, denn ihr Name ward dem Lande mitgetheilt. Schwerlich jedoch möchten die Achäer ganz identisch mit den anwohnenden Äolern gewesen sein, dem mächtigsten Stamme der alten Pelasger [46]). Thessalische Völker aber, welche theils Nationalität, theils gemeinschaftlicher Demetercult verband, traten in ein Bündniß zusammen. Anthela war Versammlungsort der Bündner, und die mystische Demeter, welcher noch in den spätesten Tagen Opfer gebracht wurden, war die Beschützerin des Bundes [47]). Die Delphischen Amphiktyonen haben im Anfange schwerlich Gemeinschaft mit diesen Verehrern der Demeter gehabt. Die Amphiktyonie von Anthela blühte schon zur Pelasgerzeit, der Delphische Bund gewiß erst, seitdem die Dorer nach der Dorischen großen Wanderung die Oberhand über ganz Hellas erhalten hatten. Der Orakelgott ward später freilich der wichtigste, die chthonischen Gottheiten zogen sich immer mehr in das Dunkel zurück, welches ihnen eigenthümlich ist, und so ging es auch den Gottheiten des Bundes zu Anthela. Strabon [48]) nennt uns ferner ein Demetrion, d. h. ein *τέμενος Δήμητρος* in Pyrasos in Phthiotis; das Heiligthum (*ἱερὸν ἅγιον*) und der Hain waren zwei Stadien von der Stadt entfernt [49]).

§. 17. Spuren des Cults im Norden von Hellas. Auch in Dodona, jenem uralten Pelasgersitze, war die Demeter heimisch. Doch wissen wir nur wenig von ihr. Drei Verse des Virgil [50]) scheinen die Gegenwart der Göttin zu Dodona zu beweisen; hierher muß sie beim Suchen der Tochter gekommen sein. Das ist freilich der einzige Beweis für Demetercult an der Stätte des Taubenorakels [51]). Einige Bronzmünzen, welche die Könige von Epiros geprägt haben, bestätigen die Vermuthung, daß mit Demeter auch Kora in dem heiligen Lande verehrt sei. Die Vorderseite zeigt den Kopf der Persephone, die Rückseite die Demeter, welche ähnlich der Dione und sitzend dargestellt ist. An denselben Cult erinnern auch Münzen bei Torremuzza [52]), welche auf der Vorderseite mit dem Pallaskopfe geschmückt sind, auf der Rückseite Kornähren innerhalb eines Eichenkranzes zeigen, und mit der Inschrift *ΒΑΣΙΛΕΩΣ ΠΥΡΡΟΥ* versehen sind [53]). Auch in dem thesprotischen Ephyra war die Mythe vom Raube local [54]). Die gleichfalls in Ephyra locale Mythe von der durch Peirithoos von der Seite ihres Gemahls geraubten Persephone, vom unglücklichen Ausgange des Raubes, des Räubers und die Festsetzung seines ihn begleitenden Freundes Theseus im Hades, bis Herakles beide befreite, wird wol in der Thesprotis des Pseudomusäos, welche vielleicht mit der Telegonis des Eugammon identisch war, in Umlauf gesetzt sein [55]). Schon Euripides [56]) kannte die Fabel, auch Hellanikos [57]).

Noch nördlicher verbreitete sich der Cult der Demeter und Kora. So bietet eine Inschrift [58]) von Castel Sussuraz bei Salona in Illyricum die Worte *Θ. Κ. Θεοῖς καταχθονίοις*. Auf der Insel Lissa ward [59]) Artemis Pheräa verehrt, von welcher bereits oben geredet ist [60]). Sie war nach Hesychius in Athen eine *ξενικὴ θεός*, nach Anderen aber mit Hekate identisch [61]). — Von dem Cult der chthonischen Gottheiten in Byzanz ist bei Megara gesprochen. Wir fügen nur noch hinzu eine Inschrift [62]), die mit den Buchstaben *Θ. Κ. Θεοῖς καταχθονίοις* beginnt. Selbst in Pantikapäon finden wir unsere Göttinnen [63]).

§. 18. Sicilischer Cult. Sicilien, welches die aus der Heimath empfangenen Mythen an liebender Brust aufnahm, pflegte und eigenthümlich ausbildete, ist in unserem Culte doppelt betheiligt; denn nicht nur Demeter und Persephone, sondern auch Artemis, die Arkadische Naturgöttin, und die Nymphe Arethusa, die Geliebte des Alpheiosstromes, haben Cult und Ehre auf der Insel erlangt.

Alpheios, der Arkadisch-eleische Flußgott, verfolgte die flüchtige Quellnymphe Arethusa bis nach Sicilien; in Elis war sie entschlüpft, aber er verfolgte das Mädchen unter dem Meere weg, bis er sie in Ortygia, der syrakusischen Insel, erreichte [64]). Ortygia war eine heilige Stätte der Flußgöttin Artemis, welche mit der Kora identisch ist, und die schönen Frauenköpfe auf den syrakusischen Tetradrachmen mit dem schilfdurchflochtenen Haar stellen [65]) die Artemis Potamia vor. Die Göttin liebte, auch nach eleischer Sage, den Alpheios, in Ortygia war ihr die Quelle Arethusa geweiht; daß die ortygische Artemis früh eine Schwester des Apollon geworden ist, thut nichts zur Sache. Man sieht, wie der Cult durch Colonien in die Fremde übergetragen worden ist — Akragas war, wie die Stadt des Kadmos, ein Geschenk des Zeus an Persephone am Feste der Enthüllung. Der Thessalier Triopas hatte die Triopischen Mysterien nach Akragas gebracht, jener erste Gründer von Knidos und Rhodos [66]). Später gehörten die Triopien freilich dem Apollon an, ursprünglich aber den beiden Göttinnen, welche Triopas aus dem Thessalischen Dotion in jene Gegend verpflanzt hatte [67]). Später wurde die ganze Insel der

46) Wie Hüllmann (S. 167) annimmt. 47) s. *Strab.* IX, 643, 656. 48) p. 435. 49) cf. *Stephan.* s. v. *Πύρασος* und *Δημήτριον*. 50) Georg. I, 147.

Prima Ceres ferro mortales vertere terram
Instituit, quum jam glandes atque arbuta sacrae
Deficerent sylvae, et victum Dodona negaret.

51) s. Joseph Arneth, über das Taubenorakel zu Dodona. (Wien 1840. 4.) S. 7. 52) Tab. CIII. nr. 9. 53) s. Jos. Arneth. S. 29. 54) *Serv. Virg.* Georg. I, 38. Aidoneus, ex Molossorum, rapuit Proserpinam.

55) s. Passow Mus. S. 56. 56) s. *Heraclid.* v. 218. 57) Fragm. 90 bei *Sturz*. Vergl. die Citate bei Preller S. 171. *Philochor.* p. 33 *Siebel*. *Agatharch.* p. 6 *Huds*. *Paus.* I, 17, 4, 5. Schol. *Apollon.* I, 101 *Eust. Dionys.* Periegeta p. 176, 10. *Serv. Virg.* Aen. VI, 601. *Aristoph.* Equit. 1365. *Eudoc.* p. 47. 92. 227. *Plut.* v. *Thes.* c. 31. 58) s. C. I. nr. 1832. 59) Zufolge der Inschrift Nr. 1837. 60) s. v. *Φεραία*. 61) Vergl. *Boeckh.* l. c. und *Spanh.* *Callim.* Hymn. in Dian. v. 259. 62) C. I. nr. 2041. 63) Die Inschrift Nr. 2106 nennt die Demeter Thesmophoros, Nr. 2107 schlechtweg die Demeter, und Nr. 2108 Aristonike, Tochter des Xenokritos, eine Priesterin der Demeter. 64) s. *Strab.* VI, 270. 65) Nach Müller Dor. I, 376, 4. 66) s. *Heffter*, Rhodos. III, 45. 67) *Paus.* X, 11, 1. Etym. M. 706, 35. *Athen.* VI, 261. *Diod.* V, 61. *Steph.* s. v. *Τριόπιον*.

Kora Brautgeschenk [68]). Zwei Feste waren ihr in Sicilien gewidmet, die Theogamien und die Anthesphorien [69]). Aber das erste Fest hängt mit den Anakalypterien zusammen [70]) und stammt offenbar aus Theben. Vielleicht wurde der Cult durch die Emmeniden eingeführt, welche aus Theben stammten, und mit der Colonie des Gelon nach Sicilien gekommen waren [71]). Auch von der Insel Telos, welche bei dem Vorgebirge Triopia liegt, war eine Familie der lindischen Colonie, welche Gela in Sicilien gründete, gefolgt, und hatte ohne Zweifel die Triopischen Weihen mit sich hinübergenommen. Telines, der Vorfahr des Hieron, wußte seinem Gentilcultus soviel Ansehen zu geben, daß er als Hierophant denselben öffentlich verwalten durfte [72]). Aber der Cult in Syrakus und seiner Colonie in Enna, welcher so sehr gefeiert war, daß Einwohner wie Römer Sicilien für das Mutterland der Demeter hielten, kann unmöglich von diesen Familien ausgegangen sein, denn seine Eigenthümlichkeiten unterscheiden ihn streng von beiden. Athenäus [73]) nennt uns Thesmophorien auf Sicilien, Plutarch [74]) ein *Θεσμοφόριον ἱερόν*; es gab dort einen Monat Thesmophorion, ein Fest *Κούρεια*, eine Demeter Hermione, jene dryopische Göttin von Hermione und Asine [75]). Der Cult muß gleich bei der Gründung von Syrakus gestiftet sein, denn er gehörte zu den ältesten der ganzen Insel. Nun aber wurde die Stadt von Olympia und Korinth gegründet, der Cult in Korinth aber war, wie oben gezeigt ist, nur ein untergeordneter. Möglich, daß die große Fruchtbarkeit des an Weizen und Gerste so gesegneten Landes zur Aufrichtung des Dienstes beigetragen hat, aber Megara, Korinths Nachbarstadt, welches an der Gründung von Syrakus starken Antheil nahm, jene heilige Stadt der Demeter, wird doch die Hauptgründerin des Cults in Syrakus sein [76]). Enna war, wie gesagt, eine Colonie von Syrakus, so mußte auch hier der Cult reiche Wurzeln schlagen [77]); von hier aus mag er nach Katana gekommen sein [78]); dort heißt die Göttin auf Münzen *Βασιλίς*. Auch nach Großgriechenland wird der Cult von hier gekommen sein. In Bruttium, Campanien und Apulien gab es Demeterdienst. Den Cult von Lokri haben wir bereits erwähnt, wir fügen hier nur noch ein Citat [79]) jener Untersuchung hinzu. Von dem Dienste in Hipponium und Pandosia redet Strabon [80]). Nach der Landessage, sagt Strabon, kam Persephone aus Sicilien in jene Gegend, um Blumen zu suchen, denn dort sind die anmuthigsten Wiesen der blumenreichsten Gegend; am Feste der Göttin pflückten sich daher die Matronen Blumen, um Kränze daraus zu flechten, weil es für Sünde galt, in jenen Tagen gekaufte Kränze zu tragen [81]). Auch in Metapont finden wir den Cult der chthonischen Gottheiten, und auf ihren Münzen befanden sich Symbole der Fruchtbarkeit, ein Demeterkopf mit der Ähre [82]). Auch in Kroton [83]), in Elea und Neapolis [84]). Neapolis war von Kyme gegründet, hatte also wahrscheinlich seine Demeter mittelbar aus Euböa, während Elea seine Sacra aus Jonien überkam. Sehr berühmt waren die Mysterien der chthonischen Demeter und Kora in Kyme, und in Tarent gab es eine *Δημήτηρ ἐπιλυσαμένη*, welche [85]) auch in Syrakus verehrt wurde, wahrscheinlich eine geburtshelfende Gottheit, wie auch Persephone-Hekate solche Dienste übernimmt, als *Εἰλείθυια*. Wahrscheinlicher jedoch ist wohl Preller's Annahme (S. 175), daß Demeter in jenen Städten nach der Localsage von der Persephone entbunden war. Campanien war das fruchtbarste aller Länder, und daraus erklärt sich auch leicht der Mythos, daß Demeter und Dionysos darum gekämpft hatten [86]). Auch Thurii verehrte die Göttin, wie man aus thurischen Münzen ersieht. Thurii war eine Colonie von Athen, in Perikles' Tagen gegründet, so wird man annehmen müssen, daß der Attisch-Eleusinische Dienst hier Eingang gefunden hatte.

Nach Theodor Müller [87]) kam Demeter auf thurischen Münzen vor und wurde mit der Kora allgemein verehrt, und man sieht nicht recht ein, warum Müller [88]) den Cult für einen untergeordneten hält. Hierher gehört noch die 26. Inschrift bei Böckh (C. I.), welche auf der Appischen Straße drei Meilen von Rom bei dem Grabmal der Metella gefunden ist. Säulen waren der Kora und den chthonischen Göttern als Weihgeschenk errichtet. Niemandem sollte erlaubt sein, sie aus dem Triopium zu entfernen, da der Räuber keinen Nutzen davon haben würde. Als Zeuge wird die Weggöttin Hekate angerufen. Also an der Appischen Straße eine Triopische Demeter. Aber Herodes Atticus, der Gründer dieses Heiligthums, obgleich unter Hadrian geboren, und noch unter Commodus am Leben, hat die Säulen errichtet, und nur wegen seiner Vorliebe für das Alterthum sich der uralten Attischen Schrift bedient. Mit großen Unkosten ehrte er die Manen seiner Gattin Annia Regilla; sie hatte ihm zwei Söhne und zwei Töchter geboren, als sie zum fünften Male im achten Monat schwanger war, wurde sie auf Befehl des Gatten von dem Freigelassenen Alcimedon gegeißelt, und starb an den Folgen einer unzeitigen Geburt. Herodes, von ihrem Bruder App. Annius Bradua des Mordes angeklagt, wurde freigesprochen; er hatte den Befehl geleugnet und betrauerte die Gattin auf die kostspieligste Weise [89]). Hierher gehört also die Weihung des Triopiums. Diese Religion bezieht sich auf die chthonischen Gottheiten, selbst der Name Triopas [90]).

68) s. *Boeckh.* Expl. *Pind.* Ol. II. p. 125. 69) s. *Pollux* I, 37. 70) s. Schol. rec. Olymp. VI, 160. 71) s. Müller Orchom. S. 217. 72) s. *Herod.* VII, 153. Schol. *Pind.* II, 27. p. 315. 73) XIV, 647, A. 74) Dion. 56. 75) s. *Diod.* V, 4 sq. 76) s. Müller Dor. I, 401. 77) s. *Steph. Byz.* s. v. *Ἔννα.* Müller Dor. I, 401. 78) s. *Cic.* in Verrem. Act. II. lib. IV. c. 45. 79) *Valer. Max.* I, 1. 80) VI, 227. s. Bartel's Briefe über Calabrien. I, 335.

81) Vergl. noch *Hermann* Opusc. II, 73. 82) s. Hegewisch, Colonien der Griechen. S. 132. 83) s. Preller S. 175 und *Porphyr.* v. Pyth. c. 8. *Diog. Laert.* VIII, 15. 84) s. *Cic.* pro Balbo c. 24 und *Val. Max.* I, 1. 85) nach *Hesych.* s. v. 86) s. *Plin.* N. H. III, 6. 9. 87) De Thur. rep. Göttinger Preisschrift v. Jahr 1838. S. 55. 88) Ebend. S. 51. 89) s. *Boeckh.* C. I. I. p. 45. 90) s. *Paus.* II, 22, 2.

Der Cult des Herodes ward ohne Zweifel nach dem Dienste der Triopischen Demeter in Karien eingerichtet [91]). Die Frage, warum grade Herodes das Grabmal den Triopischen Gottheiten geweiht hatte, beantwortet Preller [92]) dahin, Triopas hatte den Zorn der Demeter gesühnt dadurch, daß er baute; so baute auch Herodes, um seine beleidigte Gattin zu versöhnen.

Kann man sich wundern, daß das Land, von wo der Weizen nach Griechenland kam, das alle Länder so an Fruchtbarkeit übertraf, daß es die Kornkammer Italiens ward, als durch Kriege, Bauten, Landgüter und Villen der italienische Boden verwüstet war, schnell vorzugsweise Wohnsitz der Demeter wurde, daß man das Land ihr schenkte, die Kora dort geboren, entführt werden und wiederkommen ließ [93])? Cicero sagt [94]): Es ist eine alte Meinung, welche sich auf die ältesten Denkmäler der Griechen in Stein, Erz und Schrift gründet, daß ganz Sicilien der Ceres und der Libera geheiligt sei. Das glauben alle übrigen Völker (namentlich die Römer); aber die Sicilianer selbst haben sich so sehr davon überzeugt, daß der Glaube ihren Herzen angewachsen und angeboren zu sein scheint. Diodor (V, 2) stimmt ganz mit Cicero überein, und beruft sich auf den Tragödiendichter Karkinos, welcher [95]) um die 90. Ol. blühte. Karkinos sagt aber nur, daß die geheimnißvolle Tochter der Demeter durch den verborgenen Rathschluß des Pluton geraubt sei, und die Erde das Mädchen verschlungen habe. Die Mutter, vom Schmerze gefoltert, habe darauf die ganze Erde durchsucht und auf ihren Irrfahrten sei sie auch nach Sicilien gekommen. Er sagt also nicht, daß Demeter die Persephone auf Sicilien geboren habe. Später berief man sich, um dies zu beglaubigen, schon auf Homer [96]), aber die Sage fand in Attika keinen Glauben; Sophokles [97]) läßt das Korn von Sicilien aus Attika stammen, Triptolemus, welcher auch zu Enna verehrt wurde, habe es nach Sicilien gebracht. Die Römer dagegen, welche mit Sicilien eher in Berührung kamen, als mit Griechenland, glaubten die sicilischen Localmythen, und ihre Dichter suchten sie auf ihre Weise zu gestalten und auszubilden [98]). Ganz anders modificirt dieser Dichter die Sagen in den Metamorphosen (V, 343 sq.). Venus Erycina ermahnt ihren Sohn Cupido, ein Liebesverhältniß zwischen Pluton und der Tochter der Ceres zu Stande zu bringen; Cupido trifft den Dis mit seinem schärfsten Pfeil; nicht weit von Enna ist ein tiefer See, Namens Pergus, Wald bekränzt die Ufer und schützt wie ein Schleier die Fluth vor den Strahlen des Phöbus, dort ist ewiger Frühling; Proserpina spielt in dem Haine und pflückt Veilchen und weiße Lilien, füllt mit mädchenhaftem Eifer ihr Körbchen und ihren Busen mit Blumen und sucht die Gespielinnen im Blumensammeln zu übertreffen. Da sieht sie der Gott der Unterwelt, raubt sie, und führt sie hinweg. Proserpina ruft erschrocken ihre Mutter, ihre Begleiterinnen zu Hilfe, und zerreißt im Schmerze das Gewand, sodaß die Blumen dem Busen entfallen. Aber der Räuber treibt Roß und Wagen an, und dahin braust der Gott mit seiner Beute durch die Schwefelteiche der Paliker, über Syrakus. Kyane, die schönste der sicilischen Nymphen, erkannte den Gott, befahl ihm zu halten, und bei Ceres nach Art der sterblichen Menschen um ihre Tochter anzuhalten [99]). Aidoneus kümmerte sich nicht um die Nymphe, zerstörte ihre Quelle, spaltete die Erde und stürzte in den Tartarus hinab. Kyane, bekümmert um die geraubte Göttin und erzürnt, daß der Gott die Rechte ihres Quells verachtet, trug die unheilbare Wunde schweigend im Herzen, verzehrte sich ganz in Thränen, und löste sich, eben eine große Gottheit, schnell in das Wasser der Quelle auf. Unterdessen suchte die trostlose Mutter vergeblich die Tochter in allen Ländern, allen Meeren; Aurora und Hesperus sehen sie nicht ablassen vom Suchen. Sie hatte zwei Fackeln am Ätna angezündet, und durchsuchte die Finsterniß. Endlich ermüdet und durstig gelangte sie an eine Strohhütte und klopfte an die Pforte; eine Alte trat heraus und gab der Wasserfodernden süßen Trank; die Göttin trank, aber ein frecher Knabe verhöhnte sie und schalt die Durstende; schnell zeigte sich die Kraft der Göttin, er ward in eine Eidechse verwandelt. Dann setzte sie ihren Weg fort und gelangte endlich nach Sicilien, kam zur Kyane; diese, welcher die Sprache fehlte, zeigte ihr tief in den Wellen den entfallenen Gürtel der Persephone. Da zerriß sich die Göttin das wilde ungeordnete Haar, zerschlug ihre Brust, schalt alle Länder, und namentlich Trinakria, undankbar, zerschlug die Pflüge, tödtete die Ochsen, machte die Fluren unfruchtbar, sodaß alle Saaten erstarben. Da erhob Alpheios das Haupt aus den eleischen Wellen, er hatte den Raub gesehen, theilte ihr mit, was er wußte, und flehte um Rettung für die Erde und namentlich für Sicilien. Die Göttin aber richtete ihren Wagen zum Olymp, trat vor den Jupiter, flehte für ihr und sein Blut; Jupiter sagte ihr zu, daß Proserpina zum Himmel zurückkehren könne, wenn sie noch nichts von unterirdischer Speise gegessen hätte. So hätten es die Parcen gesungen. Proserpina war aber in der Unterwelt hungrig geworden, und, indem sie im Garten umherirrte, hatte sie einen Apfel von einem krummen Baume gepflückt und sieben Theile der Frucht verzehrt. Nur Askalaphos hatte es gesehen, dieser zeigte es an und nahm ihr die Rückkehr. Darüber ward er in einen Vogel verwandelt. Da theilte Jupiter mitleidig das Jahr zwischen dem Dis und der Ceres, die Tochter sollte ebenso lange bei dem Gatten als bei der Mutter sein. Die Stirn der Göttin erheitert sich, und die Fluren erhielten ihre Kraft zurück. Dieselbe Sage muß offenbar Columella [1]) vor Augen gehabt haben, da er den Raub an den See

91) s. *Boeckh.* l. c. Vergl. *Visconti* Inscr. Greche Triopee. (Rom. 1794. fol.) *Jacobs* Anthol. Appendix epigr. Nr. 50. 51. 92) Demeter. p. 334. 93) s. *Ebert* Σικελ. p. 11 sq. 94) Verrin. IV, 48. 95) nach *Meineck.* Comment. Miscell. I, 24. 96) Od. XX, 109 sq. 97) s. *Sophocl.* Fragm. bei *Dind.* Nr. 527. *Dionys. Halic.* Antiq. I, 12. *Aristot.* mirab. auscult. 82 und *Mosch.* Idyll. III, 128. 98) s. *Ovid.* Fast. IV, 419 sq.

99) Non potes invitae Cereris gener esse, roganda non rapienda fuit.

1) De cult. hortor. 269.

bei Enna verlegte[1]). So dürfen wir uns denn auch nicht wundern, wenn die Römer den sicilischen Cult für den ältern hielten, und meinten, die Göttin sei von Sicilien nach Attika gekommen, mit den ätnäischen Fackeln, habe dem Triptolemos das erste Fruchtkorn gegeben und zuletzt erst sei sie zu den Asiaten und nach den Inseln gelangt.

Was Delphi für Griechenland, war Enna für Sicilien, jenes lag im Mittelpunkte von Hellas, dieses von Trinakria. Ebenen und Hügel, Gärten und Wiesen und namentlich Kornfelder umgeben die Stadt[3]). Die Stadt mit ihren Heiligthümern lag auf einem Felsen, am Fuße desselben war der Raub geschehen, wie Columella singt, am Flusse Halesus; die Stadt hieß der Nabel Siciliens. Der berühmte See Pergus zieht sich im Sommer bescheiden und tief in seine Ufer zurück, im Winter aber, wenn das Wasser von den Bergen hineinströmt, muß man ihn hindern, alles zu überschwemmen. Enna heißt heute Giovanni, liegt hart am Thale auf einem steilen Gipfel. Dort lag einst der Tempel der ennäischen Demeter, doch ist nichts mehr davon übrig[4]). Am See Pergus war der Hain, mit den stets sprudelnden Quellen, dort war die Höhle des Pluton, dort war die Wiese mit den nimmer verblühenden Blumen, dort erfüllten Veilchen die Luft mit so starkem Dufte, daß die Jagdhunde davon betäubt wurden und die Spur des Wildes verloren. Nahe bei Syrakus war die Quelle und der Bach Kyane, durch welchen der Gott sich den Weg in den Tartarus gebrochen hatte. Doch wurde die Nymphe heilig gehalten, weil sie den Schmerz der Demeter empfand und ihr den verlornen Gürtel ihrer Tochter gab. Sie hatte einen Tempel und Bilder zu Syrakus[5]). Der Bach wird anderswo ein See genannt[6]). Dort wurde das große Fest der *καταγωγὴ Κόρης* mit Opfern, welche Herakles gestiftet hatte, begangen.

Der Sagen von der Persephone auf der Insel sind viele. Sie war Freundin der Athene und der Artemis; sie hatten die Insel unter einander getheilt, Athene schlug ihren Sitz in Himera auf, Artemis in Syrakus und Ortygia, Persephone wählte sich die ätnäischen Felder[7]). Vereinigt stickten die göttlichen Jungfrauen ihrem gemeinschaftlichen Vater einen Peplos[8]). Auch die Sirenen wurden mit der Persephone verbunden, sie hatten als Gespielinnen der Göttin am Vorgebirge Pelorum und bei Neapolis ihren Sitz. Als Acheloiden hatten sie mit der Kora gespielt, da sie an den Ufern des Acheloos Blumen sammelte[9]). Als sie Kora vermißten, durchstreiften sie traurig die ganze Erde, wie die Demeter, bis sie endlich am Vorgebirge Pelorum und bei Neapolis ermattet niedersanken und ihre Lieder sangen, die in den Tod verlockten. Diese waren, wie Preller (a. a. O.) sagt, Einflüsterungen der Persephone, und wurden von Sophokles[10]) Grabesmelodien genannt. Die Sage von den Sirenen war nicht blos bei Sicilien und Neapel[11]), sondern auch auf Kreta local. Dort hatte der Wettstreit der Musen und Sirenen stattgefunden, in der Hafenstadt Aptera, am Vorgebirge Kisamos[12]). Deßhalb rechneten Platon und Euripides die Sirenen zu den chthonischen Gottheiten. Sie heißen *χθονὸς κοραί*[13]).

Auch die sicilischen Münzen beziehen sich oft und häufig auf den Raub, und die damit verbundenen Mythen. So erblicken wir die Demeter auf einem von zwei Schlangen gezogenen Wagen[14]), mit zwei brennenden, am Ätna angezündeten, Fackeln, um die Persephone zu suchen[15]), die trauernde Göttin mit verhülltem Haupte auf Münzen von Malta[16]). Andere beziehen sich auf die durch Ackerbau segnende Kraft der Göttin. So trägt sie einen Ährenkranz[17]). Deßhalb wird sie mit einem Stierhorn versehen[18]), auch der Pflug findet sich auf sicilischen Münzen[19]). Auf sehr vielen Münzen befindet sich die gesetzgebende und fruchtbringende Göttin, auf einem Sessel sitzend[20]).

Nur noch einige Worte über die Anakalypterien und ihre Verbindung mit den Anthesphorien und Theogamien. Euangelus und Philammon schrieben Dramen, welche den Titel *Ἀνακαλυπτομένη* führten, und in denen das Hochzeitsfest der Kora dramatisch dargestellt sein wird[21]). Daß die Theogamien und Anthesphorien in Sicilien gefeiert wurden, sagt Pollux[22]), der Scholiast zum Pind. (p. 153), daß der Persephone die Anakalypterien geweiht waren. Daß alle drei Feste zusammenhängen, liegt beim ersten Blicke klar vor Augen, denn die Anthologie war die Ursache des Raubes, Theogamien aber und Anakalypterien sind der Natur der Sache nach ein Fest[23]). Man weiß nicht, um welche Jahreszeit, wol aber, daß das Fest jährlich gefeiert wurde[24]). Die Syrakusaner begingen es an der Quelle, oder vielmehr dem See Kyane, und zwar jährlich noch zu Cicero's Zeit[25]). Die Siculer brachten der Göttin nicht allein Opfer dar, sondern die Ceremonien, welche die mystische Hochzeit repräsentirten, waren die Hauptsache dabei[26]). Von einem ähnlichen Festzuge redet Strabon[27]), und Spanheim[28]) hat aus Münzen nachgewiesen, daß auch dort die *Θεο-*

2) Vergl. noch den Chorus Proserpinae bei *Varro*, De ling. Lat. VI, 94. 3) s. *Cic.* Verr. IV, 49. V, 72. 4) s. *D'Orville*, Sicula. p. 144. 5) s. *Diod.* XIV, 72. *Aelian.* V. H. II, 33. 6) s. *Cic.* Verr. IV, 42. *Diod.* V. 4. *Ovid.* Met. V. 410. 7) s. *Pompon.* zum Columella. p. 724 der Gesner'schen Ausgabe. 8) s. *Diod.* V. 3. 9) s. die von Preller S. 182 angeführten Citate: *Apollon. Rhod.* IV, 897. *Apollod.* I, 3, 4. *Liban.* Progymn. IV, 855 *Reiske*. Schol. Il. X, 439. Ovid. Met. V. 554. *Hygin* f. 141. Mythogr. Lat. I, 180. II, 101. Voß, Mythol. Briefe. II, 5. V, 163.

10) Fr. 407. 408 *Dind.* 11) s. *Strab.* I, 22. V, 246. *Dionys.* Perieg. v. 358. 12) s. Hoeck, Kreta. I, 26. *Steph. Byz.* s. v. *Ἄπτερα*. Etym. M. und *Suid.* 13) bei *Eurip.* Hel. v. 167. s. *Plat.* Kratyl. p. 403 D. und Preller, Demet. S. 183. 14) s. *Petr. Burmann*, Sec. Comment. ad Numism. Sic. hinter *D'Orville*, Sicula. p. 339 u. 606. 15) p. 357. 381. 476. 16) p. 482. 17) p. 322 sq. 18) p. 280. 19) p. 366. 20) p. 465. 21) s. *Athen.* XIV, 644, E. *Menandr. et Philem.* reliq. ed. *Meineke*. p. 359. *Ebert.* *Σικελ.* p. 7. 22) im Onomast. I, 37. 23) s. *Ebert.* *Σικελ.* p. 15. 24) *Diod.* V, 4. IV, 23. 25) s. *Cic.* in Verr. IV, 48. 26) Es heißt bei *Diod.* l. c. *Ταύρους βυθίζουσιν ἐν τῇ λίμνῃ.* 27) XIV. p. 189. *ἐν τοῖς Ἀχαρνικοῖς.* 28) zum *Callimachus* p. 752.

γάμια gefeiert wurden. Wie weit das Fest auf der Insel verbreitet war, läßt sich nicht mit Sicherheit entscheiden, ohne Zweifel feierte sie Akragas [29]). Aber Syrakus beging das Fest nicht [30]). Ebert zerlegt nun das Fest so, daß er die Anthesphorien für den ersten Tag desselben hält [31]). Er glaubt, daß an diesem Tage der Göttin, wie das auch bei anderen Festen anderer Götter geschah, Kränze aus Blumen und passenden der Göttin zukommenden (*νενομισμένοις*) Zweigen geflochten, dargebracht worden sind [32]). Die Weiber und Jungfrauen, mit Blumen bekränzt, bildeten wahrscheinlich einen Festzug. Geschah doch in Pandosia und Hipponium Ähnliches, und ist doch anzunehmen, daß der dortige Cult aus Sicilien kam [33]). So hießen die Jungfrauen und Weiber, welche die Häupter bekränzt hatten, wahrscheinlich *ἀνθεσφόροι*, und der festliche Tag wird *Ἀνθεσφόρια* genannt sein. Der zweite oder dritte Tag der Theogamien hieß *Ἀνακαλυπτήρια* [34]). Die Ceremonien, welche das Fest schmückten, sind sowol in Sicilien, als auch sonst, wo Theogamien vorkommen, unbekannt [35]).

Auch Demetrien oder Thesmophorien mit einem Anhange, *Κορεῖα* genannt, wurden in Sicilien gefeiert. Die letzte Benennung deutet an, daß das Fest nicht die Mutter allein, sondern auch die Tochter betraf. Auch über diese hat Ebert (*Σικελ.*) sich mit Gelehrsamkeit verbreitet. Die Thesmophorien gehören der gesetzgebenden Demeter, der Göttin, welche heilige Gesetze lehrte, Ehen stiftete, und große Städte gründete, wie Calvus singt [36]). Aber diese Eigenschaft der Mutter wird, wegen ihrer innigen Verbindung mit derselben, oftmals auf die Tochter übergetragen, daher ruft Pindar [37]) die Persephone *Θεσμοφόρος* an, was auch Aristophanes [38]) thut, und in der Anthologie [39]) werden die beiden Göttinnen *αἱ Θεσμοφόροι* genannt [40]). Die Thesmophorien wurden in den meisten Städten der Insel gefeiert, z. B. in Katana [41]) wurde das Fest von Weibern und Jungfrauen begangen [42]). Dennoch haben wir nur von dem Feste in Syrakus und in Akragas genauere und bestimmtere Kunde [43]). In Akragas hatte die Demeter einen Tempel, welchen Kephalides [44]) erwähnt, auf den Münzen der Stadt war die Göttin geflügelt dargestellt [45]). Aber wo die Tochter ist, muß auch die Mutter sein, getrennt sind beide bedeutungslos, so muß auch in Akragas die Demeter verehrt sein, wo der Tochter die Theogamien gewidmet waren. Polyän (V, 1) berichtet von Thesmophorien in Akragas, während welches Festes Phalaris die meisten Männer tödtete und sich zum Tyrannen über die geschonten Weiber und Kinder machte. Das Fest war von Gela aus gegründet, der Mutterstadt, wo der Cult der chthonischen Götter [46]) blühte. Von dem Feste in Syrakus berichtete Herakli̇des [47]). Castelli [48]) hat in Eryx auf Thongefäßen die Worte *Θεσμοφόριον μῆνα* gelesen, woraus Ebert [49]) schließt, daß der Monat von den dort gefeierten Thesmophorien käme, und weiter, daß auch Syrakus einen Monat dieses Namens hatte. Das Fest wurde gefeiert in dem Monat *ἐν ᾧ τὴν ἀρχὴν ὁ σπόρος τοῦ σίτου λαμβάνει* [50]), also im Februar oder März, und einer dieser beiden Monate wird Thesmophorion geheißen haben. Freilich stimmt der Thesmophorion nicht mit dem Böotischen Damatrios, und das Fest der Thesmophorien muß in Sicilien in eine ganz andere Zeit gefallen sein, als in Attika. Die Thesmophorien wurden in Syrakus im *τέμενος τῶν Θεσμοφόρων* gefeiert [51]). Dieser schloß auch einen Tempel der Persephone ein [52]). Aber da man unter den Thesmophoren offenbar sowol Mutter als Tochter zu verstehen hat, so wird Hain und Tempel beiden Göttinnen geweiht gewesen sein [53]), das Heiligthum war gewiß nicht weit von der Stadt entfernt. Das Fest währte zehn Tage [54]). Dieser Schriftsteller redet freilich von den Demetrien, aber mit diesem Namen wurden nicht nur die Eleusinien, sondern auch die Thesmophorien belegt [55]). Man backte zu dem Feste Kuchen aus Sesam und Honig, welche zur Ehre der Göttinnen umhergetragen und wahrscheinlich während der Dauer des Festes gegessen wurden [56]). Obgleich aber Persephone nicht minderen Antheil am Feste hatte, als die Mutter, und ungeachtet der weiten Ausdehnung desselben, versäumte man doch nicht der Tochter noch ein besonderes Fest zu feiern, das begangen wurde *ἐν ᾧ καιρῷ τὸν τοῦ σίτου καρπὸν τετελεσιουργῆσθαι συνέβαινε* [57]). So wird es wahrscheinlich den Schluß, die Vollendung der Thesmophorien, ausgemacht haben, sowie noch jetzt in Katania zwei Feste der heiligen Agathe gefeiert werden, das eine wie die Thesmophorien im Februar, das andere, wie wahrscheinlich die *Κορεῖα* im August, zwischen welchen Blunt keinen bedeutenden Unterschied entdecken konnte. Das Fest betraf die Heimkehr der Kora (*τὴν καταγωγὴν τῆς Κόρης*), die Thesmophorien müssen eine *ἀναγωγὴ τῆς Κόρης*, also ein Frühlingsfest, mit eingeschlossen haben; kamen nun wahrscheinlich an jenem Feste Ceremonien vor, welche sich auf die Rückkehr der Kora bezogen, so waren gewiß die *Κορεῖα* durch Ceremonien, welche Raub und Heimkehr in die Unterwelt ausdrücken sollten, verherrlicht. Das bedeutet der Gebrauch des *Κοραγεῖν*. Hesychius er-

29) s. Müller Dor. I, 400. 30) s. *Ebert. Σικελ.* p. 16. 31) Er beruft sich auf *Plutarch.* Quaest. Nat. p. 927, E. und *Diod.* V, 8, auf *Pamphos* ap. *Paus.* IX, 31, 6. Schol. *Soph.* Oed. Colon. 674 und *Athen.* XIII, 554, B und auf den Dichter des Hymnos auf die Demeter V. 6. 32) s. *Artemid.* II, 53 *Reiff.* 33) Das sagt auch Strabon ausdrücklich: *Τὴν Κόρην πεπιστεύκασιν ἐκ Σικελίας ἀφικνεῖσθαι δεῦρο ἐς τὰ περὶ Πανδοσίαν καὶ Ἱππώνιον.* s. *Strab.* VI, 227. 34) So auch Müller, Dor. I, 401. Proleg. p. 155. 35) s. *Ebert, Σικελ.* 18. 36) s. *Serv.* in Aen. III, 58. *Diod.* I, 14. V, 5, 68. 37) Fragm. ap. *Boeckh.* p. 564. 38) Thesmoph. v. 289. 303. 39) Palatina II, 875. 40) Vergl. nach Sermos im achten Buche der Deliac. *Heracl.* ap. *Athen.* III, 109, E. F. 41) *Cic.* Verr. IV, 41. V, 72. 42) s. *Ebert. Σικελ.* p. 21. 43) *Id.* l. c. 44) Reise I, 284. 295. 45) Münter in den antiquar. Abhandl. S. 160.

46) *Herod.* VII, 153. Vergl. *Thuc.* VI, 4. 47) *Περὶ Θεσμῶν* bei *Athen.* XIV, 647, A. 48) Inscript. Sic. p. LXXI und Class. XV, 24 sq. 49) s. p. 24. 50) s. Diod. V, 4. 51) s. *Plut.* Dion. c. 66. 52) Ib. c. 8. 53) s. *Ebert. Σικελ.* p. 26. 54) s. *Diod.* V, 4. 55) s. *Ebert* p. 27. Vergl. noch J. H. Voß, Erklärungen zum Hymnus auf die Demeter. S. 22. 56) s. *Ebert* p. 30. 57) s. *Diod.* V, 4.

[e]rklärt das Wort durch τὰ ἀνάγειν τὴν Κόρην. Der Ausdruck war ein heiliger und bezog sich[58]) auf die Darstellung des Raubes und der Wegführung der Kora im Sielkus. Ebert[59]) vermuthet jedoch, daß im Hesychios ἐνάγειν — statt ἀνάγειν gelesen werden müsse, indem, wie er glaubt, in Sicilien, wie in Helos, zu gewissen Zeiten ein Bild der Kora in einen hochgelegenen Tempel geführt wurde. Der Grund scheint aber nicht hinreichend. Das ἀνάγειν kann nur eine Ceremonie bei den Κορείοις gewesen sein, am Feste der Thesmophorien war das ἀνάγειν eine Hauptceremonie, und Κοραγεῖν mag beides bedeutet haben. Daß das Fest Κόρεια hieß, wie die Thesmophorien Δαμάτρεια, sagt Hesychius (s. v.).

§. 19. Persephone in Kyzikos. Wir gehen nach Asien hinüber. Dort finden wir zuerst in Kyzikos Pelasger aus Thessalien hinübergewandert; Giganten und Encheirogastoren hatten den Chytos Limen gebaut[60]). Aber dies waren Pelasger[61]). Gegen Olympias 24 kamen die Milesier dahin, aber sie fanden aus Thessalien vertriebene Ureinwohner dort[62]). Man betrachtete ohne Zweifel aus diesem Grunde die Stadt als ein ἐμπροίκιον des Zeus für die Kora[63]). Für den Cult der Persephone ist Kyzikos sehr bedeutend[64]). Man opferte an ihrem Fest eine schwarze Kuh, und da während der Belagerung durch Mithridates eine solche fehlte, so formten die Bürger eine aus Mehl und brachten sie dar[65]). Da begriff die Göttin die Frömmigkeit ihrer Bürger, und faßte den Entschluß, die Stadt aus Feindeshänden zu retten. Eine schwarze Kuh schwamm über das Meer durch die feindlichen Schiffe, und trat, um sich opfern zu lassen, vor den Altar. Mithridates riethen aber seine Freunde die Belagerung einer Stadt aufzugeben, welche offenbar unter göttlichem Schutze stände. Als die Giganten Felsen in den Fluß Rhyndakos stürzten, um seinen Lauf zu hemmen, ließ sie die Göttin im Meere festwurzeln, und es erwuchs die Insel Besbikos[66]). Die Tyrrhenischen Pelasger brachten das Fest der Theogamien oder Anakalypterien nach Kyzikos[67]). Kyzikos aber blühte durch die Gnade der Persephone, man kann sich daher nicht wundern, wenn die Stadt in ihrer Verehrung mit Sicilien, Attika, Kreta, mit Arkadien und Böotien wetteiferte. Wie die Mythen so gern in die Colonien hinüber zu wandern pflegten, so ward auch Kyzikos ein Ort für den Raub, wie die Münzen beweisen[68]). Auf den Münzen von Kyzikos ist der Kopf der Persephone gewöhnlich mit einem Ährenkranze, dem Haarnetz, einem verhüllenden oder wehenden Schleier, mit Perlenhalsband und Ohrgehängen dargestellt. Die Umschrift ist: *ΚΟΡΗ ΣΩΤΕΙΡΑ* oder auch blos *ΣΩΤΕΙΡΑ*, Namen, welche, wie wir oben gesehen haben, die Göttin, auch in Sparta und Megalopolis führte[69]). Der Schutz der Persephone ward auch bei dem Erdbeben deutlich, welches den Peloponnes, den Hellespont und die Propontis so oft heimsuchte[70]), da schützte die Göttin Kyzikos[71]). Auch den Namen Δέσποινα scheint die Göttin in Kyzikos geführt zu haben. Das schließe ich aus einer Münze des Trajan, welche *ΔΟΜΝΑ ΣΩΤΕΙΡΑ* umschrieben ist. Es ist hier ebenso wenig an die Julia Domna zu denken, da die Zeit nicht paßt, als an die Damia und Auxesia, wie Müller[72]) wollte. Domna bedeutet Domina und ist offenbar eine Übersetzung von Δέσποινα, wie die Göttin namentlich in Arkadien hieß[73]). Die Persephone scheint auch als Mondgöttin in Kyzikos Cult gehabt zu haben, wie aus einigen Münzen[74]) geschlossen werden kann, welche auf der Vorderseite einen Demeter- oder Persephonekopf, auf der Kehrseite einen Halbmond zeigen. Es läßt sich leicht denken, daß die Nähe der barbarischen Culte Asiens und die allgemeine Göttervermischung der Orphiker Einfluß auf den Dienst von Kyzikos hatten. So standen vielleicht auch die Pherephattien in Beziehung zu der Mondgöttin[75]). Das Fest hieß Φεῤῥεφάττια oder Φεῤῥεφαττεῖα. Lobeck[76]) glaubt, daß sie in Beziehung zu der Περσεφόνη φωσφόρος standen. Spanheim[77]) identificirt die Persephone mit der Artemis, und der Hekate Noctiluca, weil sie bei Plutarch[78]) φωσφόρος heißt; in diesem Sinne heiße sie auch φερσεφάεσσα oder φερσεφάττα. Deshalb werde auch die Κόρη sowol, als die ihre Tochter suchende Mutter δᾳδοῦχος genannt. Diese Bemerkungen haben allerdings ihre Richtigkeit, aber nur für die durch asiatischen Einfluß und die Orphiker verdorbene griechische Religion. Das Fest der Pherephattien entspricht ganz den Κορείοις auf Sicilien[79]).

Der Satz, daß wo die Tochter ihre Wohnstätte aufgeschlagen hat, auch die Mutter sein muß, hat auch für Kyzikos seine Richtigkeit; auch die Demeter kommt häufig auf den Münzen der Stadt vor; man erkennt auf einigen einen Demeterkopf mit dem Haarnetz, während andere die ganze Figur der Göttin entweder schreitend,

58) Nach *Wesseling* ad *Diod.* V, 4. 59) p. 37. 60) *Deilochos* in Schol. ad *Apollon.* Rhod. I, 987. 61) s. Müller, Orch. S. 243. 254; vergl. Schol. *Apollon.* Rhod. I, 1037. 62) s. Müller, Orch. S. 287. 63) s. *Appian.* Mithrid. 75. *Steph. Byz.* s. v. Βέσβικος. 64) Das bezeugt der Verfasser des 76. Priapeischen Gedichts in den Versen:

Ennaeae Cererem nusus frequentant,
Raptam Cyzicos ostreosa divam,

und dann sagt Appian (l. c.), daß die Persephone dort am meisten von allen Göttern verehrt werde. 65) s. *Plutarch.* Lucull. 10. *Jacobs*, Anthol. XI, 229. *Lobeck*, Aglaoph. p. 1081. 66) s. *Agathokles* ap. *Steph.* s. v. Βέσβικος. 67) s. Müller, Orch. S. 217. Dor. I, 401. Proleg. p. 155. *Marquardt*, Cyzicus. p. 121. 68) s. *Liebe*, Goth. Num. p. 374. *Mionnet*, Supplem. V, p. 332. Nr. 326; p. 322. Nr. 254; p. 355. Nr. 472. Auch Properz (IV, 22) deutet darauf hin. Vergl. *Ruhnken* ad *Hom.* Hymn. in Cerer. v. 17.

69) Vergl. *Marquardt*, Cyzicus. p. 123. 70) s. Wachsmuth, Hellenische Alterthumskunde. I, 1, 1. 71) Eine Inschrift bei Orelli (I. Nr. 1474) sagt es deutlich aus, daß die Göttin gegen dieses Unglück geschützt habe. Sie lautet Proserpinae Servatrici Sex. Volumnius pro Aemilia Petelina conjuga sibi restituta ex voto suscepto aram consecravit. 72) Aegin. p. 170. Dor. I, 402. 73) Vergl. *Marquardt*, Cyzicus. p. 124. 74) bei *Mionnet* Supplement. V. Nr. 164, 166, 249, 314. 75) Vergl. *Plut.* Lucull. 10. 76) zum *Phrynich.* p. 369. 77) Hymn. in Dian. V, 10. p. 132. Der utrechter Ausg. v. J. 1697. 78) de facie in O. L. V. IX. p. 716. R. 79) s. *Plut.* Lucull. c. 10. *Caylus*, Rec. d'antiq. II, 242. *Ebert*, Σικελ. p. 32.

in jeder Hand eine Fackel schwingend, zuweilen mit verschleiertem Antlitz, um die traurende und suchende Mutter anzudeuten, oder auch stehend mit einer oder zwei Fackeln, oder in der Hand einen Speer schwingend, wie eine Pallas, endlich noch andere sie auf einem von zwei Schlangen gezogenen Wagen darstellen [80]).

Die Mysterien, welche man in Kyzikos den beiden Göttinnen feierte, hatten ohne Zweifel in den Tyrrhenischen Pelasgern ihren Grund, welche zugleich mit den Ägiden die Thebais verlassen [81]) und sich in diesen Gegenden niedergelassen hatten [82]). Der kyzikenische Cult ist also, wie der von Akragas auf den Thebanischen zurückzuführen [83]). Marquardt (S. 126) stimmt nicht mit Müller überein, und beruft sich auf zwei Inschriften von Samothrake, auf welche wir aufmerksam machen zu müssen glauben. Die erste ist von einem Weihgeschenk entnommen, welches die Hieropoiä und andere Kyzikener, die das Glück hatten, in die Mysterien von Samothrake aufgenommen zu sein, dahin geschenkt hatten. Die andere Inschrift stand unter einem Geschenk des Asklepiades, welcher, da er zugleich Baumeister und Epoptes der samothrakischen Mysterien war, zur Erbauung einiger Heiligthümer nach Samothrake berufen war. Das beweist aber nichts gegen Müller; gab es nicht auch in Theben Kabirencult, und stand dieser nicht mit der Demeter in engster Verbindung? Wir haben so ein Wechselverhältniß. Die Mysterien stammten aus Theben, einem alten Kabirensitz, und auf die Kyzikenischen werden die samothrakischen, welche durch die Pelasger gleichfalls mit Theben in Verbindung standen, von Einfluß gewesen sein; deshalb lesen wir in den Inschriften *μύστης*, *ἐπόπτης βασιλεύς* und *μυστάρχης* [84]).

Von den auf Münzen häufig wiederkehrenden Attributen der Persephone nennen wir den Stier, die Kuh, das Kalb, Stierkopf, was an die gehörnte Demeter auf Sicilien erinnert, Eber und Mohn. Manche zeigen deutlichen Einfluß asiatischer Barbarei.

§. 20. Das übrige Kleinasien. Da die Eleusinien in Athen schon vor der Zeit blühten, als die Jonier nach Asien hinübergingen, so ist es nicht zu verwundern, daß in dieser Landschaft der Cult so sehr aufkam [85]). Die Notiz des Himerios [86]) aber, daß zur Zeit des Pindar Abkömmlinge des Neleus und Kodros nach Athen gekommen waren, *πῦρ τὸ μυστικὸν καὶ τὴν τελέτην τὴν κατ' Ἐλευσῖνα ποθήσαντες* darf nicht so sehr auffallen, als Preller (S. 29) glaubt, da die Notiz nicht sagt, daß in Jonien die Eleusinien nicht gefeiert wurden. Sie wurden in Ephesus gefeiert, und ihre Besorgung war den Androkliden anvertraut [87]). Deshalb heißt es in einer ephesischen Grabschrift [88]) „ich wohne in dem hei-gen Hause der Heroen, nicht am Acheron, denn ein so-ches Ziel des Lebens ist den Weisen gewiß." Ferner i der karischen Stadt Aphrodisias muß der Cult der Demeter und Kora geblüht haben, da in der dort gefundenen Inschrift [89]) Julia, nach Eckhel [90]) nicht die Gemahlin des Augustus, sondern Julia Domna zur *νέα Δημήτηρ* gemacht und Nr. 2839 ein *τέμενος θεᾶς κόρης* genannt wird. Auf den Cult der chthonischen Götter bezieht sich auch wol die Inschrift Nr. 2851: „Es leuchtet auch den Todten ein Licht der Tugend, welche viel duldend überall Liebe zu den Göttern gezeigt haben." Solche Lehren konnten nur die Eleusinien in Umlauf setzen. Wer kennt ferner nicht das Demeterheiligthum bei Knidos. Triopas hängt, wie Preller [91]) bemerkt, mit den Dryopern zusammen, welche den Demetercult nach Hermione und Asine brachten. Hunger treibt ihn aus dem dotischen Felde in Thessalien nach Knidos, wo er das Triopion gründete [92]). Das Heiligthum der Thesmophoriazusen in Milet war von der Stadt nur wenig entfernt [93]). Folglich war dort der Dienst der *θεαὶ θεσμοφόροι*, von welchen bei Sicilien geredet ist. Die Demeter auf dem Viergespann stehend zeigt eine Münze von Temenos Porta, einer phrygischen Stadt, die unter Valerianus oder Gallienus geprägt ist, folglich war dorthin der Cult gedrungen [94]). Bei Nysa war der Raub sogar local. Bei dieser karischen Stadt war eine charonische Höhle, dabei ein Tempel der Persephone, und ein heiliger Hain des Pluton, in welchem jährlich die Theogamien des Gottes mit nicht geringerer Feierlichkeit als in Sicilien begangen wurden. Auch Münzen [95]) von Nysa führen die Inschrift *θεογάμια οἰκουμενικά*. Für Nysa spricht vielleicht schon der 16. Vers des Homerischen Hymnus auf die Demeter [96]). Auch Sardes, Hierapolis und Tralles, Thyatira, Gordium und Magnesia zeigten den Raub des Persephone auf ihren Münzen [97]). Abia, des Jatrokles Tochter, eine trallische Priesterin der Demeter, wird in einer Inschrift genannt [98]). Ferner Mida und Orthesia [99]) und Hermopolis auf dem berühmten Hermesfelde in Lydien. Auch die Münzen von Nikäa erinnern an die Theogamien. Im Allgemeinen sind es mindestens 14 kleinasiatische Städte, welche den Raub auf ihren Münzen darstellen, folglich muß der Cult der chthonischen Götter dort sehr ausgebreitet und angesehen gewesen sein [1]). Auch in Knidos wurde Demeter [2]) verehrt, folglich auch die Kora. Eine Inschrift von Prymnesia [3]), dem jetzigen Seid-el-Ghazi, zeigt, daß auch dorthin der Cult der chthonischen

80) s. *Marquardt* Kyzikos p. 126. 81) s. *Müller*, Proleg. p. 148. 82) s. Konon 41. *Steph. Byz.* s. v. *Κύζικος* und *Βέβρικος*. 83) s. *Müller* Proleg. p. 156. 84) s. *Marquardt* l. c. 85) s. *Böckh* Praef. Ind. lect. Berol. Sommer 1830, und K. Fr. Hermann in Allg. Schulzeitung 1833, II. S. 60. 86) Orat. XI, 4. 87) s. *Walter*, Copt. *Perry*, De Reb. Ephesior. (Gotting. 1837) p. 34. *Strabo* XIV, 938 mit der Note des Casaub. und *Cic.* de Divinat. I, 40.

88) s. C. I. Nr. 3019. 89) Ib. Nr. 2815. 90) D. N. Tom. VII. p. 196. 91) Demeter. p. 331. 92) s. *Antimach.* Lyd. p. 34. *Callim.* Hymn. Cerer. v. 24. 93) *Parthenius*, Erotic. c. 8. cf. *Steph.* s. v. *Μίλητος* und *Rambach*, De Mileto ejusq. colon. (Hallae 1790) p. 20. 94) s. Spanheim zum Callimachus. S. 666. 95) Ebendas. 96) s. *Marquardt*, Cyzicus. p. 123. 97) s. *Liebe* G. N. p. 347. 98) C. I. Nr. 2937. 99) s. Spanheim a. a. O.

1) s. *Marquardt* p. 122. 2) s. Spanheim S. 185. 3) s. C. I. Nr. 2042 und Franz, Fünf Inschriften und fünf Städte in Kleinasien. (Berlin 1840. 4.) S. 5.

Götter gedrungen war. Sie lautet: *Θεοῖς καταχθονίοις καὶ Διῒ βροντῶντι.* Darunter sind zwei aufgehobene Hände abgebildet. Hier war der olympische Zeus, der mit Blitz und Gewitter drohende Gott, der Demeter und Kora zugesellt. Ziemlich gewiß ist es, daß der Cult in Akmonia Eingang fand. Eine von Baron Wolff auf dem Gottesacker von Ahatkoi, dem alten Akmonia, entdeckte Inschrift beginnt also: *Ἀγαθῇ τύχῃ ὁ δῆμος καὶ ἡ βουλὴ ἐτείμησεν Νικίαν τὸν Ἀσκληπιοδώρου καὶ Λούκιον ἱερέα Σεβαστῆς Εὐβοσίας διὰ βίου* u. s. w. Wir lernen daraus, daß Nikias lebenslänglicher Priester einer Kaiserin war[4]). Dort kommt auf einigen Münzen die Gemahlin des Claudius, die jüngere Agrippina vor, so liegt die Vermuthung nahe, daß Nikias Priester der Agrippina war. Aus Äolischen Inschriften[5]) wissen wir, daß die ältere Agrippina, Gemahlin des Germanicus, unter dem Prädicat *θεὰ Αἰολὶς καρποφόρος* als Demeter verehrt wurde. Eckhel bezieht die Inschrift Nr. 2183 auf die jüngere Agrippina, es scheint somit, als sei die Ehre der Mutter auf die Tochter übergetragen. In Äolien wird die Demeter Nationalgöttin gewesen sein, auch ihre Tochter stand dort in großen Ehren. *Εὐβοσία* war wol ein Epitheton der Demeter und erinnert an *καρποφόρος* und *πολύκαρπος*[6]). Demeter muß unter diesem Namen dort Localgöttin gewesen sein. Zwar könnte man bei *εὐβοσία* an die personificirte Fruchtbarkeit denken, welche in Phrygien Cult gefunden haben mochte, Welcker[7]) aber hält den Namen für eine Adjectivform, welche nur zufällig mit dem Substantiv *εὐβοσία* zusammengetroffen sei. Sie verhält sich zu *εὔβοτος* wie *ἐπιστροφία* zu *ἐπίστροφος*[8]). In Phrygien gab es also eine Demeter Eubosia, welche sich mit den dort gangbaren Städtenamen Polybotos, Eukarpia, Euphorbion, aber auch, wie Franz (S. 9) bemerkt, mit einer Erzählung[9]) in Verbindung setzen läßt, wornach Euphorbos zur Zeit einer Hungersnoth den Göttern ein so wohlgefälliges Opfer dargebracht hatte, daß sie *εὐβοσίαν καὶ πολυκαρπίαν* über das Land verbreitete. Wir lernen aber aus der Inschrift dreierlei, erstens, daß in phrygischen Städten die jüngere Agrippina unter dem Namen Demeter Eubosia verehrt ward, zweitens, daß Demeter selbst unter diesem Beinamen dort einen Cult hatte, drittens daß auch Kora dort heilig gehalten wurde, denn man verehrte gern einen ganzen Accord von Göttern statt eines einzelnen, wie bei Aristophanes[10]), Demeter und Kora, Plutos und Kalligeneia die Kurotrophus u. s. w. zusammen genannt werden. Acht englische Meilen von Pergamos auf dem Wege nach Soma, nächst dem alten Gaima lag das alte Gambreion, welches Stephanus von Byzanz *πόλις Ἰωνίας* nannte. Nichtsdestoweniger müssen wir annehmen, daß unsere Stadt in Mysien lag, wenn man nicht vorzieht, zwischen zwei Städten gleiches Namens zu unterscheiden. In einer dort gefundenen Inschrift[11]) ist Zeile 20 von Thesmophorien die Rede und Zeile 31 wird uns ein Thesmophorion genannt. Wir sehen, daß auch dort der Demeter- und Koracult verbreitet war, die Göttinnen dort Tempel und Feste hatten. Der Cult der chthonischen Götter war also in Kleinasien sehr verbreitet, und findet sich bis in späte Zeiten dort erhalten.

§. 21. Die Inseln des Ägäischen Meeres. Auf den Münzen der Lesbischen Stadt Eresus, in deren Nachbarschaft der beste Weizen wuchs, kommt ein mit Kornähren geschmückter Persephonekopf vor, und auf den Cult der Mutter und Tochter bezieht sich wahrscheinlich eine Inschrift[12]). Die Götter werden darin *καρποφόροι* und *τελεσφόροι* genannt. Der Name der Demeter scheint in den Buchstaben *ΔΗΜΗ* der ersten Zeile enthalten zu sein[13]). Dann war auf Kreta der Cult zu Hause[14]). Man hatte einen Monat Thesmophorion[15]). In einem kretischen Eidschwur[16]) scheint Demeter *Ἐλευσίνα* zu heißen. Kora und Demeter nennen noch zwei Inschriften von Hierapytna[17]). Die erste scheint sich auf den Krieg des Metellus und die Niederlage des Ariston zu beziehen[18]). Nach dem Homerischen Hymnus auf die Demeter (V. 122) wollte die verstellte Göttin aus Kreta gekommen sein, und nach Bakchylides[19]) war Persephone auf dem Eilande geraubt worden[20]). Dort buhlte Demeter auf drei Mal geackertem Brachfeld mit ihrem Geliebten Jasios[21]). Der kretische Triptolemos kommt bei Hesychios[22]) und Aristoteles[23]) vor. Als Theseus aus Kreta in die Heimath zurückkehrte, feierte er Demeter- und Bakchosfeste[24]). Auch nach Paros, der von Kreta aus colonisirten Insel, über welche der Jasios nach Samothrake kam[25]) und von da nach Thasos, kamen Demeterpriester, den Cult ihrer Göttin zu begründen. Polygnot aus Thasos hatte in der Delphischen Lesche unter den Figuren seiner Hadesfahrt auch Tellis und Kleoböa gemalt und zwar die letztere mit dem mystischen Abzeichen der Demeterlade. Diese beiden hatten die Gründung des Demetercultus geleitet[26]). Die beiden Göttinnen werden in Archilochos' Jobakchen[27]), ein zu der Demeter Betender von Archilochos[28]) genannt; Thasos heißt der Demeter Küste bei Archilochos[29]). Auf thasischen[30]) Münzen ist die Demeter häufig, und die Demeter *ἀνθοφόρος* wird in einer Inschrift[31]) genannt. Die parische Demeter Thesmophoros ist auch aus Miltiades' Geschichte bekannt[32]).

4) Über die göttlichen Ehren der römischen Kaiser und Kaiserinnen s. *Eckhel* D. N. V. VIII, 456 sq. 5) s. C. I. Nr. 3825. 6) Ib. Nr. 313. 7) bei *J. Franz* l. c. p. 8. 8) s. *Paus.* I. 40, 5. 9) bei *Stephanus Byzantinus* s. v. *Ἀζανοί*. 10) Thesmophoriaz. v. 297. 11) bei Joh. Franz S. 16.

12) bei *Pococke* Descr. Orient. T. III. p. 5. 13) s. *Plehn* Lesbiaca p. 120. C. I. Nr. 2675. Vergl. Nr. 2177. 2183. 2192. 14) s. Hoeck, Kreta II, 81. 15) s. *Ebert Σικελ.* p. 23. *Castelli* ad Inscr. Sic. p. LXXI. *Paciaudi* Mon. Pelop. I. p. 180. 16) s. C. I. Nr. 2554, IV. 3. 183. 17) Nr. 2567 u. 2568. 18) s. Hoeck Kreta III. S. 312. Vergl. Nr. 2599. 19) im Schol. ad *Hesiod.* Theog. v. 914. Fragment ap. *Neue* p. 69. 20) Vergl. *Tzetz.* ad *Hesiod.* *ἔργ.* 33. 21) *Hesiod.* Theogonie. v. 962. Vergl. Hoeck Kret. I. S. 330. 22) s. v. *Βουζύγης.* 23) bei *Serv.* ad Georg. I, 19. 24) s. *Plut.* Thes. c. 22. 25) s. Hoeck Kreta I, 332, II, 227 fg. 26) s. *Paus.* X, 28, 1. 27) bei *Hephaest.* 102, 4. 28) bei *Hephaest.* 50, 14. 29) Fragm. *Liebel.* p. 5. cf. *Dionys.* Perieg. p. 523. *Eustath.* p. 202. 23. Etym. M. s. v. *Θάσος* u. *Πάρος.* 30) s. *Eckhel* D. N. V. II. p. 541. 31) s. C. I. Nr. 2162. 32) *Herod.* II, 134. Schol. *Arist.* p. 691. C. I. Nr. 2557.

Das Thesmophorion war das Staatsarchiv. Die Priester der Demeter hießen Kabarner, weshalb die ganze Insel Kabarnis genannt ward [33]). Der Archaget war Kabarnos [34]). Er hatte der Demeter den Raub gemeldet [35]). Die Insel hieß auch Demetrios. Auf Paros waren die Jamben entstanden, für welchen Ausdruck man eine Etymologie füglich nicht suchen darf. Die ein Jauchzen ausdrückenden ὀλολυγμοί liegen ihnen zum Grunde, der Bildung nach verwandt ist damit Θρίαμβος, der Bakchische Festzug, διθύραμβος, ein Bakchischer Hymnus, und ἴθυμβος, auch eine Art Bakchischer Lieder. Daß sie überall gesetzlich wurden, ist schon bemerkt worden. Wir finden darüber ein Zeugniß bei Aristoteles [36]): „Da wir das Reden unanständiger Dinge aus dem Staat verbannen, so ist es klar, daß wir auch das Schauen von solchen Bildern und Vorstellungen untersagen. Die Obrigkeiten müssen also dafür sorgen, daß weder irgend eine Statue noch ein Gemälde existire, welches solche Dinge darstellt, außer bei gewissen Göttern von der Classe, welchen nach dem Gesetze die muthwillige Lustigkeit gebührt. Bei solchen Heiligthümern gestattet auch das Gesetz denen, welche ein reiferes Alter erlangt haben, für ihre eigene Person, Kinder und Frauen den Göttern zu huldigen. Für die Jüngeren aber soll das Gesetz gegeben werden, daß sie weder bei Jamben, noch bei Komödien zuschauen sollen, ehe sie zu dem Alter gelangt sind, wo sie sich bei Gastmälern lagern und bis zur Trunkenheit trinken dürfen." Telesikles der Kabarne, Vater des Archilochos, führte Olympias XV. oder XVIII. eine Colonie nach Thasos. Archilochos selbst siegte mit seinem Demeterhymnus über andere Preisbewerber; eine ganze Abtheilung seiner Lieder, die Jobakchen, war der Demeter und dem Dionysos gewidmet. Der Festgebrauch des Spottens gab ihm Gelegenheit mit seinen zügellosen Jamben hervorzutreten und mit Geist und Talent aus den Neckereien, wie sie aus dem Stegreif ohne Kunst und Überlegung hingeworfen waren, eine eigene Kunstgattung zu schaffen, welche den Namen Jamben beibehielt [37]). In einer Inschrift [38]) von der Insel Syros kommt ein ἱεροκήρυξ τῶν Δημητριείων vor. Auch auf Melos wurde die mystische Persephone verehrt, deshalb heißt es in einer Grabschrift [39]), welche dort gefunden ist: „Ich wohne in der herrlichen Behausung der Persephone, an dem Orte der Frommen (χώρῳ ἐν εὐσεβέων). — Selbst nach Kypros drang der Cult; eine Inschrift [40]) nennt eine ἀρχιέρεια τῶν κατὰ Κύπρον Δήμητρος ἱερῶν [41]). Die Göttin ward bei dem überwiegenden Aphroditedienst schnell mit dieser Göttin in Verbindung gesetzt. Im Dienste der Demeter und Kora standen wol die Ἀχαιομάντεις, schwerlich in dem der Aphrodite [42]). Ferner noch Thera. Dort gab es einen Monat Eleusinios [43]). — Auch nach Rhodus kam der Cult; Hesychios nennt uns ein Fest Ἐπίσχαρα [44]), offenbar ein Fest beim Untereggen des Getreides [45]). Demeter gehörte zur Zahl der älteren Gottheiten, denen zu Ehren die Triopien gefeiert wurden; die Kora wird uns auf Rhodus freilich nicht genannt, allein wenn auch der Cult der chthonischen Götter hier sehr in den Hintergrund zurückgedrängt war, so läßt sich doch nicht denken, daß man in der Demeter nur die agrarische Potenz verehrte, nicht auch die Mutter, zumal da die Stiftungen des Ackerbaues überall als Folge des Suchens der Demeter sich herausstellen. Über die naxische Persephone handelt Engel [46]). Er hält die Braut des Dionysos, die Ariadne, für identisch mit der Persephone; beide Göttinnen ständen in Verhältniß zum Monde, beide würden mit der syrischen Aphrodite, der Braut des Adonis, verbunden; auch die kyprische Göttin werde mit der Ariadne zusammengestellt. Dessenungeachtet ist diese Identität höchst zweifelhaft, und nimmt man sie an, so muß man glauben, daß sie erst in der Orphischen Schule zu Stande gebracht ist. Daß der Kabirendienst mit dem Geheimdienste der Demeter und Kora in Böotien aufs Engste verbunden war, ist oben bemerkt worden; man kann daher vermuthen, daß auch in Samothrake, Lemnos, Imbros und einigen Ortschaften von Troas und Pergamene dasselbe statthatte. Dort verschmolz freilich der Cult mit dem Dienste der Idäer und Korybanten [47]). Aber er ging gewiß von den Tyrrhenischen Pelasgern aus, denn die Kabiren sind Herrscher über Sturm und Meer, weil die Tyrrhener ein seefahrendes Volk waren. Mnaseas [48]) sagt: die Kabiren, in deren Geheimniß man zu Samothrake eingeweiht wird, sind drei an der Zahl, Axieros, Axiokersa, Axiokersos, die Demeter, Persephone und Hades. Einige aber fügen noch einen vierten hinzu, den Kadmilos, das ist Hermes nach dem Zeugniß des Dionysiodor. Es ist einleuchtend, daß Kadmilos nicht im gleichen Verhältniß zu jenen drei stehen kann, er ist ihr Vater, wie aus Akusilaos erhellt [49]). Das Wort Ἄξιος, welches den Anfang der Namen der drei Kabiren macht, wird man sich denken müssen, wie das neugriechische ἅγιος, denn auch die Eleer riefen den Dionysos Ἄξιε ταῦρε an. Die drei wirklichen Namen der Kabiren sind also Ἔρος, Κέρσα und Κέρσος, die beiden letzteren müssen mystische Verhältnißnamen und Eros wird Demeter, Kersos-Pluton, Kersa-Persephone gewesen sein. Kadmilos war Hermes, dessen Phallusgestalt die Athener von den Pelasgern überkommen hatten, welche Samothrake bewohnten, und darüber einen ἱερὸς λόγος hatten [50]). Er war jedenfalls der junge Gott, Sohn des Kabiros, aber zugleich Vater der Kabiren, und wurde später mit dem Sabazios identificirt [51]). So haben wir also die Eleusinien in Samothrake; Demeter, Kora, Hades und Jakchos kehren in beiden Mysterien wieder. Der Hephästos, welcher Zeus genannt wird, ist Vater des

33) s. **Steph.** s. v. **Πάρος.** 34) s. C. I. Nr. 2384. 2388. 2415, 15. 35) s. **Steph.** s. v. 36) Polit. VII, 15. 37) s. Müller, Literaturgeschichte. I. S. 236. 38) s. C. I. Nr. 2347, C. 3. 50. 39) Ib. Nr. 2439, 5. 40) Ib. Nr. 2637. 41) Vergl. **Engel,** Kypr. II. p. 653. 42) Wie Engel meint Kypros II, 104. 43) s. C. I. Nr. 2448. II. 3. 9. III. 3. 4.

44) Vergl. **Phavorinus** s. v. 45) Vergl. Heffter, Götterdienste auf Rhodus. 3. Heft. S. 54. 46) In den Quaestiones Naxiae. (Gotting. 1835.) p. 48. 47) s. Müller, Orchom. S. 452. 48) Beim Scholiast zum **Apollonios** I, 915. 49) s. Müller, Orchom. S. 455. 50) Ebend. 51) s. Cic. de N. D. III, 23.

Kadmilos, offenbar die obere Natur, während Kadmilos **oder Dionysos** die untere Natur bezeichnet. Die **Vermittelung** der Geister- und Körperwelt geschieht durch **Hermes, wie** er ja auch in der gewöhnlichen Mythologie der *ψυχαγωγός* ist. Eros, die Demeter ist das ewig schaffende **Princip**, Hades-Kersos, das vernichtende Element, ist **Räuber und** Entführer der Kora. Die Kersa-Persephone **schwankt** zwischen Hades und Demeter, sie gehört beiden **zugleich an**. Sie ist die Welt, das Geborene und Werdende, sie ist vergänglich und ihr Dasein ist ein Traum, **aber sie** ist wirklich, denn sie wird entlassen vom Hades, **und so** erneuern sich jährlich die Eleusinischen und **samothrakischen** Mysterien. Samothrake war eine Colonie der Samier, welche Androklos, König der Ephesier, aus dem Vaterlande vertrieben hatte [52]). So kann man sich nicht wundern, wenn sich auch in Samos Demetercult findet. Das bestätigt uns aber Hesychius [53]), wo er von dem Demetertempel zu Sankos redet [54]). Auf unseren Cult beziehen sich auch wol die samischen Münzen, welche ein weibliches Haupt mit einem Halbmond, und auf der Kehrseite die Inschrift *ΘΕΟΝΣΥΝΚΛΗΤΟΝ* zeigen [55]).

§. 22. **Ägypten und Antiochia**. Wie die Athener den Cult des Sarapis von Ägypten aus bekamen [56]), so wanderte umgekehrt der Attische Demetercult nach Alexandria hinüber, und wurde dort in allen seinen Eigenthümlichkeiten mit Hilfe griechischer Priester begangen [57]). In Ägypten kommt ferner eine Demeter Pharia oder Ägyptiaca vor [58]). In Alexandrien gab es ein Quartier, Eleusis [59]). Dort feierte man den Raub der Persephone [60]). Ja, ein Theil des Priestergeschlechts der Eumolpiden muß nach Alexandrien hinüber gewandert sein, denn bei Ptolemäos kommt ein Eumolpide Timotheos vor [61]). Selbst nach dem syrischen Antiochia war der Cult der großen Göttinnen gedrungen. Nach Libanius [62]) gab es dort einen Tempel der Demeter [63]). Ferner ein Hermestempel an der Stelle, wo später die Basilica des Rufinus [64]). Dann ein unterirdischer Tempel der Hekate, zu dem man auf 365 Stufen gelangte (s. *Malalas* p. 307). Ferner ein Tempel des Zeus Philios, dessen Cult wahrscheinlich aus Megalopolis entnommen war, wo er mit dem der Demeter und Persephone verbunden war [65]).

§. 23. **Proserpina**. Wie die meisten griechischen Culte nach Rom hinübergingen, so auch der Dienst der chthonischen Götter; wir haben jetzt zu untersuchen, wie er sich hier gestaltet hat. Ehe ich jedoch zu der gräcisirten Gottheit übergehe, glaube ich das römische Wesen darstellen zu müssen. Der Name Proserpina ist augenscheinlich ein romanisirtes griechisches Wort, und kommt in den Stiftungen und im Cultus nirgends vor. Man hat es unrichtig von proserpendo abgeleitet [66]). Orcus, der Bändiger, von *ἔρχω*, scheint seine Gattin auf ähnliche Weise gewonnen zu haben, wie der Hellenische Aidoneus, worauf uns nicht nur der durch alle Jahrhunderte geltende Gebrauch des Mädchenraubes, als eines hochzeitlichen Ritus, der im Raube der Sabinerinnen mythisch dargestellt wird [67]), sondern namentlich der Ausdruck Orci Nuptiae hinweist [68]). Ebert [69]) leitet das römische Fest von den Theogamien in Sicilien ab, was möglich, aber doch wegen der alten Sitte nicht wahrscheinlich ist, denn sobald Orcus ein Weib hat, und die Feier seiner Vermählung ein religiöses Fest geworden ist, muß ein Raub im Cultus vorkommen, und man darf nicht den Gebrauch durch eine Analogie im griechischen Sicilien erklären wollen. Die römische Göttin hieß Libitina, Lubentina, Lubentia, Lubia, offenbar ein euphemistischer Ausdruck, welcher dem Griechischen nicht im mindesten entspricht. Varro [70]) leitet den Ausdruck von libere ab [71]). Ähnlich Nonius [72]). Auch Arnobius (IV, 19) und Augustin (IV, 8) erklären so. Der Name bezeichnet die Göttin nicht als eine schreckliche, sondern als eine milde Königin, und mit ihr hat auch der Tod sein Schreckliches verloren. Das unvermeidliche Loos des Sterbens wird von Hoffnungen begleitet. Der Körper war ein Samenkorn geworden, das Grab ein Ackerfeld, und aus der Verwesung sollte ein schöneres Jenseits aufblühen. Dieses scheint auch Plutarch [73]) sagen zu wollen. Er nennt die Libitina eine *ἐπίσκοπον τῶν περὶ τοὺς θνήσκοντας ὁσίων θεὸν οὖσαν*, welche von den gebildeten Römern am besten der Aphrodite verglichen würde, indem sie in das Wesen einer Gottheit Macht über menschlichen Anfang und Ende hineintrügen (*τὰ περὶ τὰς γενέσεις καὶ τὰς τελευτάς*). Damit stimmt Cap. 23 der quaest. Rom., wo er die Frage, warum man den Leichenzubehör im Tempel der Libitina besorge? dahin beantwortet, daß man keinen Anstoß nehme am Todten, und ihn nicht fliehe wie einen Unreinen; man solle sich erinnern, daß das Leben vergänglich sei [74]). Bei der Aphrodite hat man natürlich nicht an die Liebesgöt-

52) s. *Paus.* VII, 4. *Scymn. Chil.* Perieges. v. 678. 53) s. v. *Ἐνλύσεις*. 54) Vergl. *Panofka*, Res Samior. p. 6. 55) Ib. p. 18. 56) s. *Paus.* I, 18, 4. 57) So heißt es im Scholion zum 1. Vers des Hymnus auf die Demeter von Kallimachos: *Ὁ Φιλάδελφος Πτολεμαῖος ἔθη τινὰ ἵδρυσεν ἐν Ἀλεξανδρείᾳ, ἐν οἷς καὶ τὴν τοῦ καλάθου πρόοδον· ἔθος γὰρ ἦν ἐν Ἀθήναις ἐν ὡρισμένῃ ἡμέρᾳ ἐπὶ ὀχήματος φέρεσθαι καλάθιον εἰς τιμὴν τῆς Δήμητρος.* 58) Quae sine forma, rudi palo et solo staticulo ligni informis repraesentatur. cf. *Tertull.* ad Nat. I, 12. 59) *Strab.* VII. p. 800. cf. *Liv.* XLV, 12 und *Suid.* s. v. *Καλλίμαχος*. 60) s. Schol. *Arat.* Phaenom. v. 150. 61) Vergl. *Tacit.* Hist. IV, 83. Timotheum Atheniensem e gente Eumolpidarum, quem ut antistitem caerimoniarum Eleusine exciverat. Vergl. noch *Plut.* de Isid. et Osirid. p. 301, F. 62) *Antioch.* p. 311. 312. R. 63) Vergl. *Πρεσβευτ.* p. 480. *Julian.* Misopogone. p. 346. *Spanh. Liban.* ad Julian. Leg. p. 480. 64) s. *Liban.* p. 405. *Müller*, Quaest. Antioch. II. §. 16. 65) s. *Paus.* VIII, 31, 2. Creuzer, Symb. II, 471. *Gerhard*, Prodrom. mythol. p. 114.

66) s. *Varro*. D. L. L. 410. *Augustin.* de civ. dei. VII, 20. *Remig.* in Mythogr. Lat. III, 7, 15, 4. und Mythogr. I, 112, II, 15. 67) s. *Fuss.* Antiq. Rom. §. 478. 68) bei *Serv.* ad *Virg.* Georg. I, 344. Servius erklärt folgendermaßen: aliud est sacrificium aliud nuptias Cereri celebrare, in quibus re vera vinum adhiberi nefas erat: quae Orci nuptiae dicebantur, quas praesentia sua pontifices ingenti sollemnitate celebrabant. Die Erklärung ist ganz richtig, sobald man statt Cereri — Proserpinae schreibt. Denn die Gattin des Orcus war Proserpina, nicht Ceres. 69) *Σικελ.* p. 18. 70) D. L. L. VI, 47. 71) a lubendo libido, libidinosus, ac Venus Libentina et Libitina, sic alia. 72) *s. v. prolubium. Serv. Aen.* I, 724. 73) V. Numae c. 12. 74) Vergl. *Cinc. Aliment.* ap. *Macrob.* Sat. I, 12.

tin, sondern an die ἐπιτυμβία zu denken, welcher im Delphischen Tempel eine Bildsäule errichtet war, πρὸς ὃ τοὺς κατοιχομένους ἐπὶ τὰς χοὰς ἀνακαλοῦνται. Die Libitina ist also eine mystische Gottheit, welche die Todten jenseit des Grabes empfängt und aufnimmt.

Alles, was vom Tempel und von der Verehrung der Libitina bekannt ist, bezieht sich auf Tod und Leiche. Ihr Tempel vor der Porta Libitina, welche vielleicht mit der Esquilina identisch ist [75]), war ein Leichenhaus; alle zum Leichenbegängniß nöthigen Geräthschaften wurden dort aufbewahrt. Die Libitanarii ἐπιταφιάσται ihre Diener, waren Leichenbereiter [76]). Mit dem Vorsteher des Tempels der Libitina konnte man über das ganze Leichenbegängniß accordiren, dort den Leichenwascher, den Salber, die Träger und die dazu nöthigen Geräthschaften miethen [77]). So wurde denn bald Libitina ganz materiell aufgefaßt, und man verstand Bestattung, Bahre, Scheiterhaufen, Beerdigung und Tod darunter [78]). Auch das Thor im Circus Maximus, durch welches die getödteten Fechter hinausgetragen wurden, hieß Porta Libitina [79]). Nach einer Verordnung des Servius Tullius wurde in das Schatzhaus des Tempels der Libitina eine Münze für jeden Gestorbenen niedergelegt, eine Einrichtung, welche nicht nur die Zählung drr Volksmasse erleichterte, sondern auch die Einkünfte des Tempels vermehrte [80]). Das ist die Göttin, welche man mit der griechischen Persephone verglich, ein geheimnißvolles Wesen, eigentlich nichts als die Königin der Todten, wenn auch der euphemistische Name auf reinere Ideen, die aber vergessen sein mögen, hindeutet. Den Römern selbst war sie offenbar ein Geheimniß. Varro in den Antiquitates Rerum divinarum führt die Ops, Proserpina, Vesta und andere Göttinnen auf die eine Tellus zurück, und fügt hinzu: cum quibus opinio majorum de his deabus, quod plures eas putarunt esse, non pugnat [81]). Es muß also etwas Segnendes in ihrem Wesen enthalten sein, sonst würde der gelehrte Varro sie nicht mit Ops und Tellus zusammengestellt haben. Ob aber Varro hier eine römische Idee verfolgte, ist eine andere Frage. Segnete die Göttin, so erstreckt sich ihre Wirksamkeit nur auf die Todten; dort bestrafte, dort belohnte sie. Weiße und schwarze Genien, beide mit Hämmern gerüstet, harrten des Todten, und stritten sich um seinen Besitz. Die weißen waren die Genien der Freude, die schwarzen die verhängnißvollen des Schmerzes. Beide standen im Dienste der Libitina [82]). Die Strafen waren furchtbar, welche die Göttin austheilte. Ein Tarquinisches Grab zeigt die Verdammten aufgehängt, und mit Feuer und Mordinstru-menten gequält [83]). Auf die Pflanzenwelt erstreckte sic[h] die Thätigkeit der Libitina nicht. Eine Kora ist sie nie gewesen, noch geworden. Man darf daher die Worte des Festus [84]): Mense Augusti XIII. Kal. Sept. Veneri templa sunt consecrata alterum ad Circum Maximum, alterum in luco Libitinensi, quia in ejus deae tutela sunt, horti, nicht misverstehen [85]). Denn die Venus Libitina, welche die Gärten in ihre Obhut nimmt, ist eine gräcisirte Göttin. Der Ceresdienst kam nach Rom seit dem Gelöbniß des Consuls Aulus Postumius, als man während eines Krieges mit den Sabinern große Furcht vor Hungersnoth hatte [86]). Der Tempel auf dem Circus Maximus war im J. 261 vollendet, und wurde vom Consul Sp. Cassius der Ceres, dem Liber und der Libera geweiht. Vitruv nennt den Tempel ein Muster der toscanischen Gattung, die griechischen Maler und Thonbildner Damophilus und Gorgasos verzierten ihn [87]). Aus desselben Sp. Cassius eingezogenem Vermögen wurde der Ceres das erste römische Erzbild gegossen [88]). Aber hätten wir auch dieses Zeugniß des griechischen Einflusses nicht, wir würden nichtsdestoweniger den Cult aus Griechenland abzuleiten haben. Besuchten doch römische Kaufleute und Seefahrer die Handelsplätze von Sardinien, Sicilien und der westwärts von Carthago liegenden Küste von Afrika, und die Clausel im ersten Bündnisse Roms mit der afrikanischen Handrlsstadt [89]), zeigt zur Genüge, daß es den Römern nicht an Unternehmungsgeist fehlte, um im Mittelmeere noch weiter nach Südosten vorzudringen. Der griechische Geist hatte nicht blos die Seestädte von Latium, er hatte Rom selbst erfaßt. Sagt doch Cicero [90]) selbst, daß mit den Tarquiniern griechische Weise und Kunst in Rom eingedrungen sei, daß die Stadt dadurch an Stärke gewonnen habe, ja daß Servius Tullius der Anfang alles römischen Rechts eine Hellenische Erziehung genossen habe [91]). Unter solchen Umständen können wir uns nicht wundern, wenn derselbe Cicero [92]) sagt, daß der Ceresdienst aus Griechenland entlehnt, durch griechische Priesterinnen ausgeübt, und der ganze Cult mit griechischen Namen benannt worden sei. Nichtsdestoweniger mußte die griechische Priesterin, welche den Ritus angab und verrichtete, die zum Heile Roms dargebrachten Opfer als römische Bürgerin verrichten, die Göttin sollte zwar mit fremder Kenntniß, aber doch mit einheimischer Frömmigkeit verehrt werden.

Gewöhnlich fügt Cicero hinzu, finde ich, daß die

75) s. *Donat.* ap. *Nardini* Roma Vetus. p. 938 C. *Varro* ap. *Nonium* s. v. *prolubium.* 76) Libitinarius qui libitinae praeest, aut qui curam sepeliendorum cadaverum habet. s. *Ulpian.* 55, 8. 77) s. Schol. ad *Horat.* Od. III, 30, 7. 78) s. *Martial.* X, 97, 1. *Val. Max.* V, 2, 10. *Horat.* Epist. II, 1, 49. *Sidon.* Epist. II, 8. Die beiden von Hartung (Religion d. Röm. II. S. 90) noch angeführten Stellen *Liv.* XL, 19 u. XLI, 21 beweisen nichts. 79) s. *Seneca* Epist. 93. *Lamprid.* Commod. 18. 19. 80) s. *Dionys. Hal.* IV, 15. 81) s. *Augustin.* de civit. Dei VII, 24 und Ambrosch, Studien und Andeutungen auf dem Gebiete des römischen Bodens und Cultus I. S. 165. Anm. 50. 82) s. *Wilc.* philos. transact. LIII, IV, 7—9. *Azincourt.* hist. de l'architect. p. 10, 1, 2. *Inghirami.* IV, 4, 25—27 u. VI, 4, 3. *Micali* IV, 63.

83) s. *Dempster.* II, 83. *Azincourt.* II, 5. *Inghirami.* IV, 24. 84) bei Müller, S. 265, 30. 85) Vergl. S. 289, 10. 86) Vergl. *Dionys. Halic.* VI, 17, der jedoch I, 33 den Dienst ein Institut Evander's nennt. Hartung, Religion der Römer vergleicht nach *Liv.* III, 55. XXXIII, 25. *Serv.* Georg. I, 7. *Ovid.* Fast. III, 786. *Cic.* de N. D. II, 24. *Tacit.* Annal. II, 49. 87) s. Müller, Arch. S. 189. 88) Ebend. S. 190. Vergl. *Plin.* H. N. XXXV, 45. Hirt, Geschichte der bildenden Künste bei den Alten. S. 117. 89) s. *Polyb.* III, 23. 90) De Rep. II. 19. 91) s. c. 21. 92) pro Balbo. c. 24.

Priesterinnen aus Neapel oder Velia verschrieben wurden, welche Staaten ohne Zweifel damals mit Rom im Bündniß standen [93]). Festus [94]) sagt, daß das Fest aus Griechenland, natürlich Großgriechenland, nach Rom gekommen, und daß von Matronen die Proserpina gesucht sei. Diese Proserpina ist aber nicht die Libitina, sondern das Kind der Demeter. Nichtsdestoweniger wurde die Göttin ziemlich römisch behandelt, und mit der Tellus identificirt, da ihr Wesen diesem römischen Numen am meisten zu entsprechen schien. Gemeinschaftlich war den Griechen und Italern die symbolische Beziehung des Schweinsopfers; dieser Gebrauch darf bei den Römern nicht erst aus Griechenland abgeleitet werden; bei der Glebae injectio wurde der Ceres ein Schwein, die porca praesentanea, geopfert, und konnte der Gebrauch nicht vollständig vollzogen werden, oder war ein Fehler bei der Ceremonie gemacht, so mußte vor der Einsammlung oder dem Genusse der neuen Früchte die Porca praecidanea dargebracht werden [95]). Offenbar glaubte man, daß die Ceres durch die Schuld gegen die Todten beleidigt, den Früchten nicht das rechte Gedeihen zukommen lassen würde. Gegen die Annahme aber, daß der Cerescult aus Großgriechenland kam, spricht durchaus nicht der Umstand, daß die Göttin unter den Tuskischen Penaten genannt wird [96]). Sie kommt auch in einer Inschrift von Pisä und sonst vor [97]). Denn die Etrusker waren Pelasger, und die Demeter eine Pelasgische Gottheit. Soviel über die Ceres. Wir haben die Libera zu betrachten. Wenn Liber eine Übersetzung von *κόρος* oder *κοῦρος* war, wie Jakchos zuweilen, obwol seltener, genannt wird [98]), so möchte Libera die Kora sein. Sie sind Geschwister, aber auch Gatten, wie dies in der Mythologie so häufig der Fall ist [99]). Die griechische Persephone ist also zur Libera geworden, aber man hatte schnell den in ihrem Wesen liegenden Begriff vergessen und vom Dionysos vorzüglich die eine Seite des *λυαῖος* auffassend, übertrug man diese Ideen auch auf die Libera, leitete das Wort von liberare ab, und bezog den Namen auf die ungebundene Ausgelassenheit der am 17. März gefeierten Liberalien, zugleich auf die Hingebung im Liebesgenuß [1]). So geschah es, daß die Libera bald mit Venus, bald mit Ariadne identificirt ward. Der Dienst der Göttin ist ganz unkenntlich geworden. In Unteritalien bildeten Liber und Libera ein den Dodonäischen Gottheiten gleiches Paar, und sind Lebens- und Todesgötter. Ohne das eheliche Verhältniß heißt die Göttin Libitina. Liber ist aber der vom Leben befreiende Gott, ähnlich dem Dionysos-Hades, dem Dodonäischen Zeus [2]).

93) s. *Valer. Max.* I, 1, 1. *Cic.* de leg. II, 9, 21. 15, 37. 94) s. v. *Graeca sacra.* p. 97 *Müller.* 95) *Fest.* s. v. *Praesentanea* ap. *Müller* p. 250. Vergl. v. Plena sue p. 238. Porcum aureum. p. 238. *Gellius*, N. A. IV, 6. 96) s. Müller, Etrusk. II, 61. 97) s. *Gori*, Inscr. Etr. urb. II, 1. 98) s. *Casaub.* ad *Athen.* v. p. 213, D. 99) s. *Cic.* de N. D. II, 24. Idcirco Cerere nati nominati sunt Liber et Libera.

1) Vergl. *Varro* ap. *Augustin.* VII, 2, 21. VI, 9. *Isidor.* VIII, 11, 3. Hartung, Relig. der Römer. II, 138. 2) s. Klausen, Ital. Volksreligion. II, 7, 55. *Engel*, Kypros. II, 245.

III. §. 24. Geschichte des Mythos der Persephone. Wir haben oben auseinandergesetzt, daß das Wesen der Kora ziemlich vom Anfang an ein doppeltes ist, ihr Name ursprünglich Kora, die Benennung Persephone nur ein Beiname sei. Preller leitet *περσεφόνη* von *πέρθειν* und *φόνος* ab. Er blieb auf griechischem Boden, und wir ließen die Ansicht stehen, so lange, als es nicht in unserem Interesse war, dagegen zu streiten. Aber was sagt denn der Name nach dieser Etymologie? eine Todzerstörende, oder durch Tod zerstörende! Das ist sie nicht! Sie schafft aus der Verwesung! Wie aus dem Saatkorn, das der Landmann in die Furche streut, neue Keime sich entwickeln, so sproßt aus dem der Persephone übergebenen Leichnam neues Leben auf, und an ihre *ἄνοδος* knüpften sich Ideen der Auferstehung, wenigstens in den Eleusinischen Mysterien. Vielleicht hat man bisher in der Etymologie des Wortes *περσεφόνη* einen ganz verkehrten Weg eingeschlagen, indem man die Sylbe *περ* für zum Stamme gehörig betrachtete. Das Wort scheint vielmehr von *σήπω* abzuleiten zu sein, und *περ* ist wie in *περικλύμενος* und unzähligen anderen Wörtern blos eine Verstärkungspartikel. Dann ist *περσεφόνη* eigentlich die verwesende Kora, und man hat den Ausdruck auf die im Winter verwelkende Pflanzenwelt zu beziehen, wie die *Φεῤῥεφάττια*, das Fest der Persephone auch nur die *κάθοδος Κόρης*, nicht die *ἄνοδος* betrafen. Leicht ging aber, sobald Persephone Königin der Unterwelt geworden war, die passive Bedeutung des Wortes in eine active über, und *περσεφόνη* blieb nicht mehr die verwesende Göttin, sondern wurde die Verwesung hervorbringende, indem sich an ihre *κάθοδος* Ideen des Todes der Natur und Menschenwelt knüpften. Nimmt man diese Etymologie an, so hat man wenigstens nicht nöthig, sich über die Form *περσέφασσα* ferner den Kopf zu zerbrechen, indem sie nur eine Aoristform desselben Stammes ist. Eigentlich heißt die Göttin also *περσεφώνη*, wie *Δηϊώνη*, aber das *Ω* ist in *O* verkürzt, wie im Epischen umgekehrt *δύο* in *δύω*, *Διόνυσος* in *Διώνυσος* verlängert wird. Auch das *E* im Anfange des Wortes verlängert sich in der von Hesychios s. v. als lakonisch bezeichneten Form *πηρεφόνεια*, sowie im Homer *Μηθώνη* statt *Μεθώνη*, bei Aratus *ἀητὸς* statt *ἀετὸς* vorkommt, und *φηρετιάδης* von *φέρης* abgeleitet wird. Die Verwandlung der Partikel *περ* in *πηρ* hat an und für sich betrachtet nichts Auffälliges. So wird *ἐν* in *εἰν*, *μὲν* in *μήν*, *παρ* in *παραι* [3]) verwandelt. Die Endung *Περσεφόνεια* ist demnach nur eine verlängerte Form. Von demselben Stamme ist das Gebirge *Σήπια* [4]), die *Σηπιάδες* [5]) und die Schlange *σήψ*, deren Biß augenblickliche Verwesung verursacht [6]). Nachdem Persephone Königin in der Unterwelt geworden, und deshalb als eine Verwandte des Schlafgottes mit dem Mohnstengel abgebildet wurde [7]), wurde sie

3) Il. II, 711. 4) bei *Paus.* VIII, 16, 2. 5) Ib. 27, 14. 6) Ib. 4, 7. 16, 7. 7) s. Panofka, Terracott. des berliner Museums. 1. Hft. S. 14. Taf. I. II. III.

mit den meisten Wesen der Unterwelt in Verbindung gesetzt.

§. 25. Die **Hekate** zuvörderst ist eine mystische Göttin des nachhomerischen Alterthumes, welche bei den Thrakern in Nordgriechenland als eine fluchabwendende und segnende Gottheit unter dem Namen Ἑκάτη, die in die Ferne Wirkende oder die Entfernende, verehrt wurde [8]). Sie ist eine Titanin und ihre Großmutter Phöbe eine uralte Göttin der Versöhnung und Weissagung [9]). In späteren Tagen wurde sie mit der Artemis, seitdem die Selene mit ihr verbunden war, und darauf mit der Persephone identificirt [10]). Hekate heißt auch bei dem Dichter des Homerischen Hymnus Tochter des Perses, bei Bakchylides [11]) dagegen eine Tochter der Nacht, die Bewahrerin der Schlüssel des Weltalls, mächtig im Himmel, Land und Meer, die Göttin des Grabes, welche umherschwärmt mit den Seelen der Todten [12]), die Gewaltige in der Unterwelt, die Chthonia Hekate [13]). Ihr Bild war dreiköpfig mit einem Pferds-, Hunds- und Schweinskopf [14]). Der Pferdekopf erinnert vielleicht an den Poseidon Hippios; auch Demeter hieß Hippia, des Bakchos Ernährerin, die jauchzende Jungfrau, die unterirdische Mutter, die in Phrygien wohnt, auf Ida's heiligem Berge [15]). In den Argonaut. [16]) heißt die Hekate ταρταρόπαις, Tochter des Aristäos, des Päon bei Pherekydes [17]). Schon in dem Hymnus auf die Demeter [18]) ist sie Begleiterin der Persephone; sie hatte aus der Zerynthischen Höhle in Samothrake [19]) die Entführung der Persephone gehört [20]), mit der Fackel in den Händen die schreckliche Thatsache der Demeter verkündigt, freute sich der wiedergefundenen Tochter und wurde von nun an ihre Dienerin und Begleiterin [21]). Obgleich aber überall die Hekate für eine segnende Beschützerin galt, weshalb sie von dem Dichter des Orphischen Hymnus (71) mit der Tyche vermengt und von einem Scholiasten [22]) gradezu Tyche genannt wird, so wurde doch in ihr bald der Begriff einer unterirdischen und grauenvoll erscheinenden Göttin vorwaltend. Sie ist eine Göttin der Nacht und wird mit der Selene identificirt [23]). Sie heißt bei Sophron [24]) eine unterirdische Göttin und des Schattenreiches Obwalterin. Sie ist eine Brimo [25]). Sie tobt mit den Seelen der Verstorbenen durch die Gräber, aber sie geleitet auch mit dem Hermes gute Seelen zur Unterwelt [26]). Sie führt die Frommen aus Elysion in gesonderter Schar wieder empor [27]): Ideen, welche sie mit der ἄνοδος und κάθοδος der Kora in Verbindung setzen. Aber sie ist auc[h] eine Göttin des Spukes, ihre Dienerin ist das Gespen[st] Empusa [28]). Auch Persephone hieß Brimo, wie oben bemerkt ist, und da die ganze Deutung der Hekate sich auf die Unterwelt bezieht, kann man sich nicht wundern, daß die unterirdische Hekate mit der Persephone vermischt worden ist. Es gab eine dreifache Hekate, sie war Selene, Artemis und Persephone zugleich [29]). Die Persephone ist der Hekate letzter Theil [30]). Die mit der Hekate identificirte Göttin aber war wegen des dunkeln, geheimnißvollen Rahmens, der ihr Wesen umschloß, den Orphischen Mystikern ein willkommenes Wesen. Sie wurde von ihnen die Eingeborene genannt, ein Beiname, welchen ihr auch Oppian [31]) gibt, sie ward die Thürhüterin der Unterwelt, die gehörnte Mondgöttin [32]). Ja Hekate wird der Deo Tochter vom starken Vater genannt [33]). Bei Anderen ist Hekate Schwester der Persephone, Tochter des Zeus und der Demeter, ein Mädchen in voller Kraft und Größe, unter die Erde geschickt, um die Persephone zu suchen, die jetzt aber Artemis heißt, Hüterin, Lichtträgerin, Fackelträgerin, Unterirdische [34]). Persephone wurde Mondgöttin, und als solche φωσφόρος genannt [35]), die wegobwaltende Tochter der Demeter, welche den Wandel bei Nacht beschirmt und die Gänge des Tages [36]). Eigentlich ist das aber Hekate. So wird Persephone zur Hebamme [37]) und zum Monde selbst [38]). Deshalb heißen die Planeten Hunde der Persephone [39]). Sobald Persephone zur Mondgöttin geworden ist, erklärt es sich leicht, wie sie Weggöttin ἐνοδία sein kann. So hatte Lykophron irgendwo die Weggöttin Persephone genannt [40]). An eine ursprüngliche Identität der Hekate und Persephone [41]) ist nicht zu denken, die vollständige Vermischung ist erst durch die Orphische Schule zu Stande gekommen. Schwerlich wird man ferner glauben [42]), daß schon bei Homer nicht blos Artemis und Persephone, sondern auch Demeter und Persephone verwechselt worden sei. Diese Theokrasie ist gleichfalls erst durch die Orphiker veranstaltet, die Confusion wurde zuletzt so vollständig, daß Kallimachos [43]) diejenigen tadelt, welche der Deo Tochter von der Artemis trennen. Statius [44]) führt daher Persephone als Artemis auf. Die Artemis wurde gleichfalls mit der Selene und Hekate vermengt, und so wurde, wie Apollon zum Helios, seine Schwester zum Monde [45]). Aber die Artemis-Persephone [46]) ist in der Bearbeitung

8) s. Voß, Mythologische Briefe. III, 191. 9) s. *Hesiod*. Theog. 136. 404. *Aeschyl*. Eumenid. v. 7. 10) Festus sagt (p. 99 *Müller s. v. Hecate*): Diana eadem putabatur et Luna et Proserpina. 11) Fragm. 40 *Neue*. 12) *Orph*. Hymn. 1. 13) *Virg*. Aen. VI, 247. *Macrob*. Saturn. I, 12. 14) *Virg*. Aen. IV, 511. *Ovid*. Fast. I, 141. 15) s. *Orph*. Hymn. 49. *Barth*, Hertha. p. 113. 16) *Orph*. v. 978. 17) Fragm. 33 *Sturz*. 18) v. 25. 52. 439 sq. 19) s. *Lycophr*. Cass. v. 77. 20) s. Hymn. in Cer. v. 25. 21) s. *Claudian*. XXXIII, 18. 22) zu *Hesiod*. Theog. 423. 23) s. *Sophocl*. Fragm. 430. *Eurip*. Phoeniss. 108. 24) Schol. *Theocr*. II, 12. 25) *Orph*. Argonaut. 17. *Apollon*. III, 1200. *Lycophr*. 1176. 26) s. *Soph*. Oed. Col. 1548. 27) s. *Stat*. Theb. IV, 431.

28) s. Schol. *Apollon*. III, 862. *Suid*. et *Harpocr*. s. v. 29) s. *Serv*. ad Aen. IV, 511. *Prudent*. c. *Symm*. 1. 30) s. *Lucan*. VI, 700. 31) Halieut. III, 489. 32) s. Hymn. *Orph*. XXVIII. 33) Schol. *Apoll*. *Rhod*. III, 468. 34) s. Schol. ad *Theocr*. II, 12. 35) s. *Aeschyl*. ap. *Herod*. II, 156. *Paus*. VIII, 37, 3. 36) s. *Eurip*. Ion. 1048. 37) s. *Hesych*. s. v. χειρογόνια. 38) s. *Varro* de ling. Lat. V, 68. *Plut*. de fac. orb. Lun. p. 942. D. 944, C. *Porphyr*. antr. nymph. 29. Mythograph. Lat. 1, 7. II, 100. III, 7, 2. *Bode*. 39) *Lobeck*, Agl. p. 837. 40) s. den Scholiasten zu *Sophokles* Antigone 1199. 41) wie *St.-Croix* Myster. I, 179—197 glaubt. 42) Was Welcker (Raub der Kora, S. 123 fg.) behauptet. 43) Fragm. 48. 44) Theb. IV, 429. 45) s. *Aeschyl*. Fragment. 158. *Eurip*. Suppl. 992. Iphig. in Aul. 1576. Über Artemis-Hekate s. *Lobeck*, Aglaoph. p. 79. 46) Von welcher Kallimachus (Fragm. 38) und Servius (*Virg*. Bucol. III, 26) handeln.

der Orphiker ein wunderbar bedeutsames Wesen geworden. Die Artemis ist Tochter der Persephone und Dionysos ist ihr Bruder[47]). Als Mondgöttin empfängt und gibt sie, setzt sie zusammen und trennt sie, Ilithyia ist das verbindende, Artemis-Persephone das trennende Wesen. Hier wird Persephone einerseits zur Aphrodite, welche den Lebensfaden anspinnt, auf der anderen Seite zur Libitina, zu der Beenderin des Lebens. Die Göttin der Erde gibt den Menschen den Körper, die Mondgöttin gibt die Seele, der Sonnengott den Geist bei der Zeugung. Deshalb stirbt der Mensch auch eines doppelten Todes, der eine löst ihn in drei Substanzen auf, in Körper, Seele und Geist, der andere Tod macht den Menschen aus einer doppelten Wesenheit zu einer einzigen und einfachen. Den ersten Tod stirbt der Mensch im Gebiete der Demeter, aber der Tod im Monde ist der Persephone unterworfen. Genosse der Demeter ist der unterirdische, Genosse der Persephone der himmlische Hermes. Demeter reißt geschwind und gewaltsam die Seele vom Körper, Persephone löst den Geist von der Seele sanft und in langsamen Zeiträumen. Deshalb heißt die Göttin μονογενής, weil der bessere Theil des Menschen durch sie befreit, ein einziges (μόνον) wird[48]). Einst wollte Hermes der Mondgöttin Gewalt anthun, da verwandelte sie ihr Angesicht und erschien fürchterlich als Brimo[49]). Hermes wurde schon von Plutarch[50]) als solarisches Princip aufgefaßt. Auch Porphyrius[51]) verbindet Hermes mit der Sonne und Persephone mit dem Monde, aber jener wird schon zur männlichen, besamenden Kraft; er theilt der Persephone nicht allein die Befruchtung mit, sondern auch den Bildungstrieb und das Bildungsgesetz, dadurch, daß sie das Gesetz empfängt und in sich bildet, wird das Gesetz ein gemeinsames (σύνθετος λόγος). Plotinus[52]) bildet die Sache noch weiter aus, Hermes wird zur Idee und zur Form (εἶδος), Persephone zur Materie (ἡ ἑτέρα φύσις); jene ist fruchtbar, diese unfruchtbar. So mußte sich Hermes stets im gereizten Zustande befinden, stets zum Zeugen aufgelegt sein, weil sonst die unfruchtbare Natur in ihre Formlosigkeit, in ihr Nichts zurücksinken würde.

Der Name der Hekate, Brimo, wurde auch auf die phrygische Kybele, welche Euripides[53]) ὄβριμα nennt, auf die Rhea[54]), auf die Demeter[55]) ausgedehnt[56]). Die Demeter wurde also wiederum mit ihrer Tochter vermischt, die Mutter hieß die ältere Demeter, die Persephone die jüngere[57]). Die Orphiker unterscheiden zwischen einer unterirdischen und der erscheinenden Demeter[58]) und Statius[59]) nennt die Persephone die tiefe, untere Demeter. Wenn nun aber die Hekate bei Sophokles[60]) erdumfassende Artemis heißt, und im Hymnus des Proklos die vielnamige Göttermutter gegrüßt wird, so wird es klar, wie sie dreiförmig, für die Göttermutter, für Persephone und für die Hestia genannt wird[61]). Die Identität der Mutter und Tochter zeigt sich auch sonst. So heißt sie bei Varro[62]) die Tellus-Proserpina[63]).

§. 26. Persephone ist auch Mutter des Zeus, also Mutter des eigenen Vaters[64]). Das ist eine dunkele, unerklärbare Idee, welche nur in das System der Orphiker paßt. Aber es läßt sich doch erläutern; denn Zeus ist Dionysos. Er war am Alpheios geboren von Semele, von Themele-Thyone, welche auch Rhea-Demeter-Persephone hieß[65]). Eigentlich, wenigstens in den Eleusinischen Mysterien, ist Persephone Mutter des Jakchos, des Zagreus, des Eleusinischen Dionysos, und Zeus ist sein Vater[66]), und Dionysos erleidet im Grunde dasselbe Unglück, wie die Kora. Nach einer heiligen Legende der Orphiker verfolgte einst Zeus seine Mutter Rhea oder Demeter, welche sich seinen Umarmungen zu entziehen suchte und in eine Schlange verwandelte; Zeus aber nahm gleiche Gestalt an, umstrickte sie mit dem Herakleischen Knoten, und erzeugte mit ihr die Persephone; diese aber hatte außer den zwei gewöhnlichen Augen noch zwei andere auf der Stirn, hinten am Nacken ein Thiergesicht und Hörner auf dem Kopfe. Die Mutter erschrak über die Mißgestalt und verweigerte der Tochter die Brust; deshalb hieß sie in der mystischen Sprache die Nichtgesäugte Ἀθηλᾶ, gewöhnlich jedoch Kora und Persephone. Aber auch mit dieser mißgestalteten Persephone begattete sich der Vater in Schlangengestalt, und erzeugte mit ihr den Dionysos[67]). Wir haben hier ein Stück einer Kosmogonie, zu welcher Damascius selbst den Schlüssel gibt. Es war ein drittes Princip geboren worden, und daraus eine Schlange mit dem Kopfe eines Stieres und eines Löwen hervorgewachsen, in der Mitte stand das Gesicht eines Gottes. Auch hatte sie Flügel auf den Schultern. Das war die nimmer alternde Zeit, der χρόνος ἀγήρατος, die nicht gesäugt zu werden braucht, und doch gedeiht, und sie gebiert von dem ihr ähnlichen Vater die Natur, das ist Dionysos. Sie selbst heißt auch Herakles wegen ihrer Stärke, und mit ihr vermischt sich die Anagke oder die Natur. Eine Persephone mit Hauptflügeln glaubte Winkelmann[68]) auf etruskischen Kunstwerken zu entdecken. Aber die Göttin tritt auch in ein eheliches Verhältniß zum Dionysos; ein großer Komos am unteren Friese der großen Parisvase stellt die Vermählungsfeier des Dionysos mit der Kora dar. Die Figuren sind (nach Creuzer's Erklärung) die Priesterin Mystis, Erzie-

47) s. *Cic.* de N. D. III, 38 48) s. *Plut.* de fac. in orb. Lun. p. 817 sq. nach Wyttenbach's Emendationen. 49) s. *Cic.* de N. D. III, 22. Etym. Magn. s. v. *Βριμώ*. 50) s. de fac. in orb. Lun. p. 943. B. de Isid. p. 367, D. 51) bei *Euseb.* Praep. Evang. III. p. 114. Colon. 52) p. 321. 53) Orest. 1554. 54) s. *Tzetz.* Lycophr. 77 u. *Theodoret.* Ther. Serm. I. 55) *Clemens*, coh. p. 10. 56) s. *Lobeck.* Aglaoph. p. 226. 543. 1133. 57) s. den Scholiast zu *Eurip.* Phoeniss. 689 und die Inschrift der Regilla Anth. Br. II. p. 302. Vergl. *Spanh.* ad *Callim* Hymn. in Cerer. 133. 58) s. Hymn. XXXIX. 59) Theb. IV, 460. V, 156.

60) Oed. Tyr. 160. 61) s. Voß, Mythol. Briefe. S. 209 und Schol. ad *Stat.* Theb. IV, 141. 62) ap. *Augustin.* de civ. dei. VII. 24. 63) Vergl. noch *Muncker* ad *Hygin.* p. 635. 64) s. Creuzer, Symb. IV. S. 213. 65) s. *Herod.* ap. *Diod.* III, 65. Voß, Mythol. Briefe. III. S. 84. 66) s. *Nonnos*, Dionys. V, 565. VI, 164. 67) s. *Athenagoras*, Leg. pro Christ. p. 18 sq. ed. Colon. 1686. *Damascius* in *J. Chr. Wolf*, Anecd. Gr. p. 183. 68) s. Gesch. d. Kunst. I, 3, 2. §. 3.

herin des Dionysos, ein Kästchen darreichend, dann Eudia, das Kästchen empfangend, Anthea, Dione, eine Thyrsosträgerin, vielleicht Eriphyllis, eine Dryade als Bakchantin, eine Bakche mit zurückgeworfenem Haupte, begeistert, aufwärtsblickend und mit beiden Händen ein Tuch ausbreitend und tanzend; Galene, Dionysos ohne Bart, entkleidet, die Chlamys über den einen Arm gelegt, mit breitem gezacktem Diadem, mit herabhängenden Zipfeln und mit Blättern besteckt. In der einen Hand den Thyrsus haltend, wendet er sich ruhigen Blicks der Tänzerin neben sich zu. Endlich die zur Kora gewordene Ariadne, eine mädchenhafte, reizende, dem Dionysos zugewendete Tänzerin mit der Lydischen Bassara und quer zurückgeschwungenem Thyrsus. Dann folgt Marsyas, bärtig, mit Epheu bekränzt, auf einem Pantherfell sitzend, und auf der Doppelflöte pfeifend. Die untere Reihe schließt eine Bassaride. In der oberen Reihe sind zwei Chariten, Auro und Hegemonia, dann die Horen Thallo, einen blühenden Zweig tragend, und Karpo, den Schleier über der Schulter aufnehmend. Wahrscheinlich bezieht sich der ganze Komos auf Orphische Mysterien [69]). Solche Darstellungen kehren auf Vasen und geschnittenen Steinen häufig wieder, doch begnügen wir uns, diese eine berührt zu haben.

§. 27. Auch mit der **Aphrodite** amalgamirte sich das Wesen der Persephone. Aphrodite schickt die ihr verhaßte Psyche mit einer Büchse zur Persephone, um sich von ihr Etwas von ihrer Schönheit zu erbitten [70]). Daraus geht doch Freundschaft und innige Verbindung der beiden Wesen hervor. Aber eine im Forst von Belesme, im französischen Departement der Orne, gefundene Inschrift bezeichnet sie gradezu als Göttin der Unterwelt; diese lautet: Diis infernis, *Veneri*, Marti et Mercurio sacrum [71]). Dann wird bei Apulejus [72]) gebetet, als die angerufene Luna sich aus einer Wolke enthüllt: Du, Königin des Himmels, seist Du nun die ernährende Ceres in Eleusis, oder die Zeugerin aller Dinge und des Menschengeschlechts, die **himmlische Venus** in Paphos oder des Phöbos Schwester, die als geburtlindernde Völkererzieherin in Ephesos verehrt wird, oder die durch nächtliche Jammerstimmen furchtbare Proserpina, die in dreifacher Gestalt den Anfall der Gespenster hemmt und die Klüfte der Erde verschließt.

Die Göttin antwortet: Hier bin ich, Mutter Natur, aller Stoffe Königin, der Zeugungen Ursprung, oberste der Mächte, Königin der Manen, Fürstin der Himmlischen, die ewig einförmige Gestalt der Götter und Göttinnen, ich ordne Himmel, Meer und Unterwelt mit meinem Wink, meine einige Kraft wird in vielfacher Offenbarung mit mannichfachen Gebräuchen und Namen gefeiert, ich bin die phrygische Göttermutter, die Attische Minerva, die kyprische Venus, die kretische Dictynna, Diana, die siculische stygische Proserpina, die *Eleusinische* Ceres. Andere nennen mich Juno, Andere *Bellona*, *Viele* Hekate, Viele Rhamnusia, die Ostäthiopen *und die* Arier und die Ägypter durch Weisheit des Alterthums *und eigene* Anbetungen ausgezeichnet, grüßen mich wahrhaft *als* Königin Isis.

Unsere Göttin ist also ein vielumfassendes Naturwesen geworden, mit welcher auch noch die Jo in Verbindung gesetzt wird [73]). Wir müssen hier auf Hermes zurückkommen, welcher in den Kabirenculten zu Samothrake, Lemnos und Imbros sehr bedeutsam auftritt [74]). In Samothrake war er der Vermittler zwischen Nacht- und Lichtwelt, und wurde beim Anblick der Persephone phallisch dargestellt [75]). Die Vermählung, welche *er dort* begehrt, unterscheidet sich nicht wesentlich von *der einer* Aphrodite, mit welcher er in Megalopolis und *Argos* verbunden ist. Wenn Hermes also mit Aphrodite in *Liebe* verbunden ist, und andererseits mit der Persephone *buhlt*, so erklärt es sich, wie Aphrodite zugleich Lebens-, Liebes- und Todtengöttin sein konnte. Die heilige Lade, in welcher die Mysterien der Aphrodite verborgen sein sollten, enthielt die Unterpfänder der wiederverjüngten Natur im Zeugungssymbole des Phallos. Dieser ist aber das Symbol des wesentlichsten Bandes zwischen Gottheit und Menschheit, zwischen den Reichen des **Todes** und des Lebens. In den Eleusinien war er das **Symbol** der Liebesverbindung zwischen Zeus und **Persephone**, *woraus* der Dionysische Beseliger Jakchos hervorgeht [76]). Aphrodite wurde in den Gärten zu Athen als die *älteste der* Mören verehrt [77]). Als Kora gehört Aphrodite dem Reiche der Nacht an. Als Mutter schließt und öffnet sie das menschliche Auge. Sie ist Hekate, sie ist Persephone und löst, mit der Scheere in der Hand, das geborene Kind von der Nabelschnur, und schneidet die Locke vom *Haupte* der Sterbenden. Sie ist eine zum Todes*schlaf einwiegende* Göttin, und wird daher neben dem *Schlaf* und dem Tode abgebildet [78]). In Delphi wurde Dionysos als Zagreus verehrt, dessen Natur auf Tod, Unterwelt und Palingenesie deutet [79]). Und ebendort wurde eine Grabesaphrodite, das heißt eine mit der Persephone vermengte Aphrodite verehrt, die *ἐπιτυμβία*, welcher man Todtenopfer darbrachte [80]). Aphrodite ist also eine Todesgöttin geworden, sie heißt *τυμβωρύχος*, in Argos befreit sie aber auch vom Tode und ruft aus dem Grabe ins neue Leben zurück [81]). Sophokles [82]) nennt sie gradezu Hades, was offenbar eine Göttin der *Unterwelt*, die Persephone bedeuten soll, wenn er auch den Ausdruck nur in ethischer Beziehung nimmt, und die die menschliche Seele hinmordende Gewalt der Liebe darunter ver-

69) s. **Fr. Creuzer**, Auswahl griechischer Thongefäße der großherzoglich badischen Sammlung in Karlsruhe. S. 56 fg. und die Tafel. 70) s. *Apulej.* Metam. VI, 129. 71) s. *Barth*, Hertha. p. 175. 72) Met. XI. p. 257.

73) s. **Preller**, Demeter. S. 53. 74) s. *Müller*, Proleg. p. 151. 75) s. *Cic.* de. nat. deor. III, 22, 56. II, 51. *Arnob.* IV, 14. 76) s. **Ed. Gerhard**, Hyperb. Röm. Studien. S. 42. 69 fg. Halle'sche Literaturzeitung. 1833. Sept. Nr. 153. S. 6 und *Tertullian.* adv. Valent. p. 289. 77) s. *Paus.* I, 19, 4. *Gerhard*, Prodrom. p. 131. *Plut.* de Isid. et Osirid. 30. 78) s. *Paus.* III, 18, 1. 79) s. *Plut.* de Isid. et Osirid. c. 35. 80) s. *Id.* Quaest. Rom. 23. 81) s. *Clemens Alex.* Protrept. p. 32. 82) bei *Plut.* Erot. 12.

ehrt [83]). Aphrodite stieg als chthonische Gottheit selbst in die Unterwelt, um den Adonis heraufzuholen [84]). Damit stimmt die Vermischung der Venus mit der Libera und Libitina in Rom gänzlich überein. Auch in Änos in Thrakien gab es eine Aphrodite *ἐπιτυμβία* [85]). Aphrodite wird ganz zur Hekate-Persephone und eine Höhlengottheit. Die zerynthische Höhle in Samothrake war die hauptsächlichste Stätte dieses Cultes. Aber man zeigte auch auf der gegenüberliegenden Thracischen Küste eine zerynthische Höhle [86]). Aphrodite selbst heißt die zerynthische [87]). Ihr wurden, wie der Hekate, Hundsopfer dargebracht. Engel [88]) meint gar, daß es dort eine und dieselbe Gottheit war, welche bald Hekate, bald Aphrodite genannt würde. Sie hieß Morpho-Zerynthia [89]), das heißt die Schwarze, wie Demeter in Phigalia die Schwarze hieß [90]). Gerhard hält sie für eine Göttin von irdischer Gestalt und Bedeutung. Pausanias [91]) bemerkt, daß in Sparta ein Tempel der Aphrodite-Morpho über einem anderen, dem der bewaffneten Aphrodite, gebaut sei. Die Göttin war sitzend dargestellt, mit verhülltem Haupte, Tyndareus hatte ihre Füße gefesselt, weil er mit den Fesseln die Treue der Frauen gegen ihre Gatten verglichen hatte. Die Göttin gehört [92]) der Erde und der Unterwelt an; mit heiligem Ernste waltet sie wie Hera über die Ehe und wurde auch auf Kypros mit der zerynthischen Hekate-Aphrodite verbunden [93]). Auch die Sirenen sind im Dienste dieser Aphrodite. Jene süßklagenden, das Herz auflösenden, den Leib verwesenden Leichenvögel, jene Dienerinnen der Persephone in den sikulischen Mythen gehören auch der Aphrodite an; wenn die Göttin im Frühling nach Thessalien zieht, so begleitet die Sirene sie mit Gesang [94]). Aber Persephone ist nicht blos Todesgöttin, an ihre *ἄνοδος* knüpfen sich unsterbliche Ideen, sie beseelt die Gestorbenen mit neuem Leben, und so ist auch Aphrodite eine Vermittlerin zwischen der Unterwelt und dem Reiche des Lichts. Das ganze Geschick ruht in ihrer Hand, sie spendet Glück und Unglück. Sie hat ihre Freude daran, die Götterwelt mit den Menschen zu vereinigen [95]). Sie heißt *ψυχοπόμπος*, aber sie geleitet die Todten nicht in die Unterwelt, sondern in das Elysion und auf den Olymp. Namentlich sendet sie Liebende und Jünglinge gern ins Elysium [96]). Dort spendet sie Auserwählten die Glückseligkeit, welche ihnen nur immer werden konnte. Ihre große Verwandtschaft mit dem Hermes liegt am Tage, denn auch er geleitet die Seelen in die Unterwelt, er trägt die Gebete der Menschen zu den Todten hinüber. Aber auch dem Dionysos ist sie verwandt, welcher wenigstens auf Augenblicke die Gestorbenen zu der seligen Freude der Götter erhebt. Die Aphrodite ist auch Zaubergöttin geworden, aber ihre Macht äußert sich doch mehr in der Liebe, und wir haben keinen Grund, diese ihre Eigenschaft grade aus ihrer Beziehung zu der Unterwelt zu erklären [97]). Aber Aphrodite ist, wie die Demeter, auch Erinnys [98]), die zürnende Demeter in Phigalia war Erinnys genannt, weil Poseidon ihren Schmerz verachtete; Aphrodite wurde Erinnys, wie es scheint, da Ares ihren Geliebten Adonis erschlug, welche Sage auf Kypros local war. Die schwarze Aphrodite zu Thespiä muß nothwendig mit ihr zusammengestellt werden. Pausanias [99]) erklärt sie für eine nächtliche Zeugungsgöttin, aber sie führte den Namen Melainis, und wurde außerdem bei einer Quelle bei dem Arkadischen Melangeia und in Korinth unter demselben Namen verehrt [1]), und dort hatte sie Sühncult [2]). In Thessalien gab es eine Aphrodite *ἀνδροφόνος* [3]). Dorthin war Lais, die Begünstigte der Melainis, von Korinth gegangen, und wurde im Tempel der *ἀνδροφόνος* von eifersüchtigen Weibern ermordet. Von der Zeit hieß die Göttin *ἀνόσια* [4]). Der Name *ἀνδροφόνος* deutet auf Mordsühne, und ihr Gatte Ares wirft wol einiges Licht auf diesen Namen.

Ausdrücklich genannt fanden wir die Aphrodite-Persephone erst von Pseudo-Aristoteles [5]), welcher von einer Säule bei Hypate, im Lande der Änianen in Thessalien, redet, die mit alter Schrift geschmückt war; die Einwohner sandten nach Athen, um sich die Worte entziffern zu lassen; Abgeordnete reisten nun durch Böotien und erfuhren, daß sich im Tempel des Ismenischen Apollon eine ähnliche Inschrift befinde, verglichen sie mit anderen Aufschriften auf Weihgeschenken mit ähnlichen Charakteren, und waren so in den Stand gesetzt, die hypatische Inschrift zu lesen [6]). Die drei ersten Verse sind erhalten und lauten: „Herakles hat der Kythera Pasiphaessa ein Heiligthum gegründet, als er die Heerde nach Erythia oder von daher getrieben hatte, die durch Sehnsucht gebändigt hat die Göttin Pasiphaessa." Wie viel an der Erzählung wahr ist, lassen wir dahin gestellt sein, genug, daß die Aphrodite an irgend einer Stelle Persephone heißt. Daß die Inschrift jedoch nicht so alt ist, wie Pseudo-Aristoteles und Creuzer [7]) glauben, geht schon aus der Sache selbst hervor. — Aber wie verhält sich Aphrodite zur Persephone? Sie ist der bessere Theil der Göttin. Die Macht der Liebesgöttin geht über das Grab hinaus, aber auch dort ist sie Liebe, denn die Todten gelangen durch sie ins Elysium. Eigentlich ist auch hier nur die Persephone thätig, Aphrodite ist aber eine Phase derselben, sie ist ein Lichtpunkt in dem dunkeln Wesen der Göttin. Die mystische Ceres ist freilich mitunter auch Gegnerin der

83) s. *Engel*, Kypros II, 243. 84) s. *Johann Monach.*, in *Boissonade*, Anecd. IV, 248. ὅπως ἐξαγοράσῃ τὸν Ἄδωνιν ἀπὸ τῆς *Περσεφόνης*. 85) s. *Virg.* Aeneid. III, 62 sq. 86) s. *Ovid.* Trist. I, 10, 19. 87) s. *Zonaras*, im Lex. s. v. *Ζηρυνθία* und Etym. M. 411, 30. 88) Kypros II, p. 247. 89) s. *Lycophr.* Cassandr. 449. 90) s. Schwenck, Andeutg. S. 239. 91) III, 18, 9. 92) wie Engel, a. a. O. richtig bemerkt. 93) s. *Lycophr.* Cassandr. v. 150. 94) s. *Engel*, Kypros II. p. 249. 95) s. *Tibull.* I. 3. 58. Epithalam. M. Lucerj. 8, 27. bei *Wernsdorf*, Poet. Lat. Min. 2, 8, 207. 96) s. *Wernsdorf*, Poet. Lat. Min. II. Exc. p. 507.

97) Das that Engel (II. p. 253). 98) *Hesych.* s. v. *Ἐριννὺς δαίμων καταχθόνιος, ἢ Ἀφροδίτης εἴδωλον.* 99) VIII, 6. 2

1) s. *Athen.* XIII. 588. *Paus.* II, 2, 4. 2) s. *Engel*, Kypros. II. p. 257. 3) s. *Plut.* Erot. 91. 4) s. *Athen.* XIII. 589. 5) *Mirabil.* Auscult. c. 145. p. 29. 6) s. *Fabric.* Biblioth. Graec. III. p. 246 sq. und dort Harles. 7) Symb. IV, 93 sq.

mystischen Venus [8]). Doch thut dieses der Verbindung der Persephone und Aphrodite keinen Abbruch. So heißt auch Adonis, der Geliebte der Aphrodite, Sohn der Persephone, der Vielbeweinte, welcher bald in dem Tartarus wohnt, bald den fruchtzeitigen Leib zum Olympos emporhebt, Jüngling zugleich und Mädchen [9]). Der todte Adonis liegt sechs Monate in den Umarmungen der Aphrodite oder auch der Persephone. Er ist der Geliebte der Persephone [10]), weshalb er auch mit Dionysos identificirt wird [11]). Vollständig ist jedoch die Identification der Aphrodite und Persephone nie zu Stande gekommen, denn suillum genus invisum Veneri ob interfectum Adonin [12]). Die Ansicht jedoch, daß die Hellenen der Aphrodite überall keine Schweine opferten, ist irrig, wahr nur, daß nicht alle Hellenen es thaten [13]). Auf Kypros wurden der Aphrodite jährlich am 2. April Schweine geopfert [14]), ferner in Metropolis in Thessalien [15]), dann brachten die Argiver an den Hysterien der Aphrodite Sauopfer [16]), endlich war diese Sitte noch in Aependus am Eurymedon in Pamphylien und in Side [17]).

§. 28. Auch mit Athene wurde Persephone vermengt, weil sie aus einer reinen Lichtgöttin zu einer Mondgöttin abstrahirt ist, denn was Apollon in der Sonne ist das ist Athene im Monde [18]). So nennt auch Arnobius (IV, 25) die Göttin luminis ministra. Sie ist der Mond, in sofern er strahlt und leuchtet. Das schwarze Gesicht, welches man im Monde zu sehen glaubte, war das Gorgonische, weshalb der Mond *γοργόνιος* heißt [19]). Aber Athene und Artemis lasen mit der Kora, da sie geraubt wurde, Blumen. Ihr gehört ein Theil von Sicilien, sie wohnt in Himera, wo sie die Blumen liebt [20]). Gemeinschaftlich webten die drei Jungfrauen dem Vater Zeus einen Peplos [21]). Nach Claudian [22]) hatte Aphrodite die Athene und Artemis zu Hilfe gerufen, um die Persephone desto besser zu täuschen, und nach der Orphischen Argonautik (v. 1195 sq.) war Persephone von ihren Schwestern beim Blumenlesen betrogen worden, als Pluteus das Mädchen überwältigte. In den Eleusinischen Mysterien ist Athene mit Demeter ihrem Wesen nach nahe verwandt. Sie hieß *Σιτωνία* [23]) und Demeter führte den Namen *Σιτώ*. Ja! nach Orphischer Lehre wurde Kora in Absicht des Jenseits, der Anordnung und Verwaltung (*κατὰ τὸ πέρας τῆς διακοσμήσεως*) Athene genannt, und dann heißt es von der Kora, sie soll vermöge der Athene und der Artemis, die in ihr ist, ewig Jungfrau bleiben [24]). Dessenungeachtet **verbindet sich** die Persephone mit dem Hades und *gebiert neun Töchter*. Athene rettet den Dionysos, das Kind der *Persephone*. Ohne Athene konnte Dionysos gar nicht *geboren werden*, denn erst durch das Verschlingen des Herzens *vom Zagreus* wurde Semele in den Stand gesetzt, den *Dionysos* zu gebären [25]). Athene hatte das noch schlagende *Herz* des Zagreus zum Vater Zeus gebracht und so das Segenskind gerettet [26]), und als solche tritt sie in Verbindung mit Apollon, Artemis und Persephone.

§. 29. Auch Hera amalgamirt sich der Persephone. Sie wurde früh zur Rhea-Demeter [27]), und fast ebenso früh zur Mondgöttin [28]). Der Raub des *Mädchens* Hera und ihre Umarmung vom Zeus auf dem *Kithäron* ist auch nichts, als ein Koraraub, Hera ist eine *Persephone* geworden und Zeus der chthonische Gott. Die *alten* Herakleen kannten auch eine unterirdische Hera [29]). Der Hera gehört auch das Reich der Nacht an, sie schließt, wie Aphrodite-Persephone, das menschliche Auge, sie löst mit der Scheere in der Hand das werdende Kind von der Nabelschnur, und schneidet die Locke vom Haupte der Sterbenden. Deshalb hieß auch die Astarte der Sidonier Hera [30]). Sie hieß die unterirdische [31]) Persephone, die unterirdische Hera [32]). Die Hera wurde zur Erdmutter [33]), und erhielt wie diese Altäre von Asche [34]); ebenso wie Persephone erlangte sie, obgleich Mutter, immer ihre Jungfrauschaft wieder, nachdem sie im Meere bei Nauplia gebadet hatte [35]). Im Peloponnes *gab es eine* zum Todesschlaf einwiegende Hera, und die *italische Juno* Feronia ist nicht minder der Proserpina *verwandt* [36]). Diese Göttin heißt bestimmt Persephone; in ihrem Tempel erhielten die befreiten Sklaven die Haarschur; sie ist *also* überhaupt eine befreiende Göttin, indem sie nicht nur, wie Persephone die Seele von den Banden des Leibes löst, sondern überhaupt eine Freundin der Bedrängten und Schutzanflehenden geworden ist [37]). Hera ist der Mond, die Erde und das Dunkel auf und unter der Erde. *sie* ist Finsterniß und Nacht und die Bewußtlosigkeit der Schlafenden [38]). Die Göttin ist also, wie Aphrodite Persephone, ein allgemeines Naturwesen geworden.

Ferner stand Tyche mit der Persephone in innigem Verhältniß, sie war ihre Gesellschafterin, da die Göttin geraubt ward [39]). Bald schmilzt aber das doppelte Wesen in ein einziges der Persephone-Tyche zusammen, welches Macrobius [40]) auf die Mondgöttin deutet. Überhaupt

8) s. *Apulej.* Metam. VI. im Anfang, wo Ceres die Psyche bemitleidet und Venus sie verfolgt. 9) s. *Orph.* Hymn. 56. 10) s. *Clem. Alex.* Adm. ad Gent. p. 21. 11) s. *Plut.* Symb. IV, 621, B. 12) s. *Macrob.* Sat. I, 21. *Apollod.* III, 14. 13) s. Schol. *Arist.* Acharn. 800. 14) s. *Joh. Lyd.* VIII, 92. IV, 45. und *Antiph.* ap. *Athen.* III, 92. 15) *Kallim.* Fragm. 102. *Strabo* IX, 438. 16) *Athen.* III, 96. 17) s. *Eustath.* ad *Dionys.* Perieg. 852. *Cic.* de divin. I, 40. *Eckhel.* Doct. Nummor. III. 26. 18) s. *Porphyr.* ap. *Euseb.* Praep. Evang. III, 11. 19) bei *Clem. Alex.* Strom. V. p. 676. 20) s. die Münzen bei Paruta Taf. 93. 21) s. *Diod.* V, 3. 22) de Raptu Proserp. I. 227. 23) s. *Steph. Byz.* s. v. u. *Eustath.* ad II. II. v. 696.

24) s. *Procl.* ad *Plat.* Cratyl. Fol. 137 u. 142. 25) s. *Hygin.* fab. 176. Creuzer, Symb. II, 667. 26) Ebend. II. 769. III, 23. 27) *Apulej.* Metam. V, 117, verbindet Ceres und Juno. s. Preller, Demeter S. 245. 28) s. Creuzer, Symb. II, 190. *Barth*, Hertha p. 190 u. *Macrob.* Sat. I, 15. 29) s. Creuzer, Symb. II, 578. 30) s. *Augustin.* ad Jud. L. II. cf. XVI. 31) s. *Virg.* Aeneid. VI, 138. *Stat.* Sylv. II. 1 Absch. v. 147. *Silius Italicus*, XIII, 601. *Ovid.* Metam. XIV. 114. 32) *Claud.* d. R. P. I, 2. 33) *Varro*, de ling. Lat. IV, 26. 34) *Paus.* V, 14. 35) Ib. II, 38. 36) s. *Creuz.* Meletem. I. 29 und die dort angeführten Stellen. 37) Ders. Symb. II. 584. 38) s. *Plut.* ap. *Euseb.* Praep. Evang. p. 83. 39) s. *Paus.* IV, 30, 2. 40) Sat. I, 19.

wird Persephone mit allen Erd- und Naturgottheiten identificirt, so mit der Physis [41]), mit der Gäa [42]), mit der Hestia [43]), mit Selene und Eileithyia und der Orphischen Prothyräa [44]). Selbst die Ägyptische Isis suchte man in ihren Kreis zu ziehen, wenn man sich unter dieser Göttin auch mehr die Demeter dachte [45]). Aber auch Isis ist eine Kabire geworden [46]).

§. 30. Die Orphische Persephone ist also durch die Identification mit chthonischen und olympischen Wesen eine ganz andere geworden, als sie ursprünglich war. Die Göttin ward auch vom Pluton Mutter der Erinnyen [47]). Sie ist jetzt ein kosmisches Urwesen und Alles in Allem. „Du heilige," wird bei Apulejus [48]) gebetet, „du ewige Retterin des Menschengeschlechts, wie du so gern die Sterblichen pflegst, so gern die süße Mutterliebe dem Unglück der Armen zuwendest. Es vergeht kein Tag, der dich nicht beschäftigte, kein Augenblick ist leer von deinen Wohlthaten. Auf dem Meer, auf dem Festland schützest du die Menschen, du streckst die beseligende Rechte aus, um des Lebens Stürme zu beschwichtigen, um des Fatums unauflösbare Verkettungen zu zerreißen, die Gewitter des Lebens zu beendigen, um die schädlichen Gänge der Gestirne zu hemmen; dich lieben die Götter (colunt Superi), dich ehren die Todten (observant Inferi), du wälzest den Erdkreis, du erleuchtest die Sonne, dir gehorcht die Weltordnung, du stampfest den Tartarus, dir antworten die Gestirne, dein freuet sich die Geisterwelt, zu dir kehrt die Ewigkeit zurück, die Elemente sind deine Sklaven. Auf deinen Befehl heulen die Winde, werden die Wolken geboren, keimen die Saaten, sprossen die Keime. Vor deiner Majestät beugen sich die Vögel am Himmel, das irrende Wild auf dem Gebirge, die Schlangen, welche sich bergen am Boden, die Ungeheuer des Meeres. Mein Geist ist zu schwach, um dein Lob zu verkünden, mein Gut zu gering, dir Opfer zu bringen, mir fehlen die Worte, deinen Preis zu verkünden, nicht tausend Stimmen, nicht tausend Zungen, nicht eine ewige Kette nie verstummender Rede vermag dich zu loben." Sie ist ein Inbegriff aller Gottheiten geworden, herrscht zugleich im Himmel und in der Unterwelt, jetzt Rinder jochend, jetzt der Eumeniden Schlangengeißel sendend, jetzt auf der Jagd sich vergnügend, und wenn sie als Selene im Halblicht glänzte, und als Jägerin aufgeschürzt Pfeile warf, hieß sie Latonia [49]). Dem Adonis brach sie die eheliche Treue [50]). Als Pherephatta und Praxidike war sie die Handhaberin der Gerechtigkeit, die Rächerin des Meineides [51]). Zwar ist sie Königin der Unterwelt geblieben, aber der Orphiker konnte sich nie die Unterwelt allein denken, deshalb wird ihr Himmel, Erde und Meer unterthan. Sie ist Herrscherin der Welt im allgemeinsten Sinne des Worts. Aber dieses mythologische Unding ist ebenso sehr in der unsittlichen Orphischen Schule, als in den Studirstuben der stoischen Theologen gediehen. So erklärt Kleanthes die Persephone durch *τὸ διὰ τῶν καρπῶν φερόμενον καὶ φονευόμενον πνεῦμα* [52]). Viele andere wunderbare Versuche sind noch mit der Erklärung des Wesens der Göttin angestellt, welche Preller (Demeter, Beilage I.) ziemlich vollständig aufgezählt hat. Es ist mit der Kora gegangen, wie mit den meisten Gottheiten des Alterthums, aus reinen Naturwesen werden allmälig geistige Potenzen, diese verallgemeinern sich immer mehr, und so sind mythologische Monstra entstanden. (*Eckermann.*)

PERSEPOLIS, d. h. Perserstadt (*Περσέπολις*; bei *Strab.* XV. c. 3. p. 729 passim und *Aelian.* histor. anim. I, 59 *Περσαίπολις*; *Plin.* H. N. VI, 29. Persaepolis). So hieß bekanntlich die Hauptstadt der Landschaft Persis, des Heimathlandes der alten Perser; sie wird zugleich Hauptstadt des ganzen großen persischen Reiches genannt, jedoch in einem eigenthümlichen Sinne, den wir erst nachher festsetzen können. Der Name ist offenbar griechische Übersetzung des einheimischen; da wir nicht wissen, welches altpersische Wort darin für Stadt stand, noch die alte einheimische Benennung anderswoher kennen, läßt sich das Wort nicht ins Altpersische zurück übertragen. In dem Artikel Persis ist nachgewiesen, daß bei der arabischen Eroberung an der Stelle der alten Hauptstadt eine neuere Sassanidische unter dem Namen Istakhar aufgeblüht war; Firdusi [1]) überträgt zwar diesen Namen auf die alte Residenz der Achämeniden; ob aber mit Recht, ist zweifelhaft. Die Griechen hatten gewiß einen anderen Namen vor Augen; man hat übersehen, daß diese oft *ἐς Πέρσας* sagen, wo sie nicht das Land, sondern ganz eigentlich die Hauptstadt meinen [2]); es war der Wohnsitz der Perser *κατ' ἐξοχήν* und wahrscheinlich persische Redeweise.

Über die Lage der Stadt kann kein Zweifel obwalten, da die Ruinen sie noch bezeichnen. Die große Perserstadt lag jenseits, d. h. nördlich des Flusses Araxes (jetzt Bendemir) und nicht weit davon [3]); unmittelbar an den Bergen, in einer schönen und fruchtbaren, an Dörfern und Städten reichen Ebene, der gesundesten von ganz Asien [4]), durchströmt vom Araxes, welcher den Medus (jetzt Polwar oder Fluß von Murghab) in sich aufnimmt. Diese Ebene heißt jetzt Merdascht und die Ruinen der persischen Königsburg liegen auf einem Vorsprunge der niedern Berge, welche die Ebene im Norden begrenzen, sieben teutsche Meilen nordnordöstlich von der jetzigen Hauptstadt Schiras, eine halbe nördlich von dem Dorfe Merdascht; die gleichnamige Ebene fängt hier an sich zu erweitern und wie der Bendemir, ist auch der Polwar aus seinem engern Felsthale hervorgetreten. Die Ruinen liegen östlich (auf der linken Seite) des Polwar [5]), der erst unterhalb in den Bendemir fällt; das Gemünde beider Flüsse liegt von den Ruinen südsüdwestlich.

41) *Orph.* Hymn. IX. 42) Ib. XXV. 43) Ib. LXXXI. 44) Ib. I. 45) s. Preller, Demeter S. 36. 46) s. Creuzer, Symb. II. 349. 47) s. *Lobeck*, Aglaoph. p. 547. 48) Metam. XI, 274. 49) s. *Prudent.* in *Symmach.* I. v. 355—366. 50) *Clem. Alex.* p. 21. 51) s. *Hesych.* s. v. *Voss.* de Idolol. 224. *Clem. Alex.* adv. gent. p. 11. 52) s. *Plut.* de Isid. et Osirid. 66.

1) bei *Vullers*, Chrest. Schahn. I. v. 3. 2) z. B. *Arrian*, Anab. III, 18, 22. *Plut.* Alex. 37 etc. 3) Nur 20 Stadien nach *Curtius* V, 7. 4) Ich beziehe mich vorzugsweise auf Niebuhr's Karte (II. tab. XVII), die sicherer und deutlicher ist, als viele Beschreibungen. 5) Nach *Curt.* V, 4, dessen Be-

Diese werden jetzt entweder Takht-i-Dschemschid, d. h. Thron des Dschemschid, oder Tschil-Minär, d. h. die vierzig Säulen, genannt. Es sind ihrer, jetzt wenigstens, nicht soviel, es ist eine runde Zahl und die Benennung ist aufgekommen, weil die noch stehenden Säulen weithin von der Ebene aus sichtbar sind. Da trotz aller Fabeln der neuern Perser von König Dschemschid und der kaum weniger fabelhaften Deutungen derselben von europäischen Gelehrten ich behaupten muß, daß es nie einen König dieses Namens gegeben, so hat die erste Benennung für mich nur die Bedeutung, daß sie uns die Vorstellungen oder richtiger die Unwissenheit der jetzigen Einwohner von diesen Überresten verdeutlicht. Außer den Ruinen, welche der alten Königsburg angehören, ist die ganze Nachbarschaft reich an Überbleibseln des Alterthums, theils des Achämenidischen, theils des Sassanidischen; die letztern, von denen Nakschi-i-Rustam und Nakschi-i-Redschib die hauptsächlichsten sind, haben wir in dem Artikel Persis (s. Perser, Ältere Geographie) berührt; hier wollen wir nur die wichtigeren und großartigeren der älteren Zeit behandeln, nachdem wir zuerst dargelegt haben, was die Alten über die von Alexander in größter Herrlichkeit vorgefundene Stadt berichten.

Die bessern Schriftsteller, namentlich Arrian, berühren Alexander's Aufenthalt in Persepolis sehr kurz, der Letztere deutlich aus Misbilligung der Zerstörung der schönen Perserburg [6]). Im Oriente lagert sich bald eine große Stadt um eine bleibende Residenz der Könige und so müßten wir uns die Burg von Persepolis von einer beträchtlichen Stadt umgeben vorstellen, wenn es auch nicht Curtius ausdrücklich erwähnt hätte [7]); diese wurde von dem makedonischen Heere geplündert. In der Burg fand Alexander sehr große Schätze vor, er verbrannte bekanntlich wenigstens einen Theil dieser Paläste, entweder nach seiner Rückkehr von seinem 30tägigen Feldzuge gegen die Bergbewohner des südlich gelegenen Landes oder vor demselben [8]); dieses wol richtiger. Es waren hier, wie in Susa, Babylon, Ekbatana, Pasargadä, Schatzkammern [9]); eine etwas ausführlichere Beschreibung der ganzen Burg gibt nur Diodor, wir kommen sogleich darauf zurück. Curtius übertreibt die Zerstörung, wenn er sagt, nur durch den Araxes könnte man nachher die Lage der alten Stadt wiederfinden [10])! Es ist noch kein Reisender dort gewesen, der darüber nicht dem Zeugnisse seiner Augen getraut hätte. In dem Artikel Persis haben wir darauf hingewiesen, daß noch nach Alexander Persepolis als Hauptstadt des Landes erscheint, sowie darauf, daß während der Sassanidenherrschaft hier unter dem Namen Isstakhar eine Hauptstadt blühete.

Außer den Schatzkammern [11]) und Palästen waren hier noch die Gräber der Könige (*θῆκαι βασιλικαί Arr.* III, 22 *τῶν βασιλέων τάφοι* **Diod. XVII, 71**); diese bilden einen Haupttheil des alten Persepolis und müssen uns ebenfalls später beschäftigen.

Wer Persepolis gegründet, ist nicht ganz klar. Zwar Älian [12]) sagt, der alte Kyros habe sich auf seinen Königssitz in Persepolis viel zu gute gethan; doch ist diese beiläufige Notiz kaum authentisch genug, um für sicher gehalten zu werden, zumal hier eine Verwechselung mit Pasargadä vermuthet werden darf; von Kyros fanden sich bis jetzt keine Spuren in Persepolis. Aber der Sohn Kambyses wurde hier begraben [13]), ja es wird ihm ausdrücklich die Anlage von Diodor zugeschrieben. Die meisten Bauten stammen jedoch von Darius I. und Xerxes, seinem Sohne, her, wie uns die Inschriften belehren. Noch Artaxerxes II. hat zu diesen Anlagen beigetragen, vielleicht auch andere Achämeniden; nur eine vollständige Untersuchung aller dort noch vorhandenen Inschriften könnte uns darüber aufklären.

Es möge jetzt Diodor's Beschreibung (XVII, 71) folgen: „Die merkwürdige Burg (*ἄκρα*) umgibt eine dreifache Mauer, von denen die erste durch sehr großen Aufwand aufgeführt war, 16 Ellen Höhe hatte und mit einer Brustwehr versehen war. Die zweite war der ersten in der sonstigen Construction ähnlich, aber zweimal so hoch. Die dritte Einfassung bildet ein Viereck, hat die Höhe von 60 Ellen und ist aus sehr harten und zur ewigen Dauer geeigneten Steinen wohl zusammengefügt. An jeder Seite sind eherne Thore und daneben eherne Palisaden, 20 Ellen hoch, von denen diese errichtet sind, um durch ihren Anblick Furcht einzuflößen, jene zur Sicherung. An der Ostseite der Burg ist ein Berg in einer Entfernung von vier Plethra, den man den königlichen nennt, weil in ihm die königlichen Gräber sind. Denn der Fels war dort ausgehauen und enthält in der Mitte mehre Behausungen, in denen die Stätten der Todten waren, welche keinen durch Kunst gemachten Zugang haben, sondern welche die Särge der Verstorbenen, nachdem diese durch gewisse künstliche Maschinen in die Höhe gewunden worden waren, empfingen. Auf der Burg waren zur Aufnahme der Könige und der Anführer Herbergen kostbarer Einrichtung und Schatzkammern zweckmäßig erbaut, um die Schätze aufzubewahren."

Was Diodor hier beschreibt, ist ganz eigentlich das, was jetzt Tschil-Minar oder Takht-i-Dschemschid genannt wird, der königliche Berg mit den Gräbern heißt jetzt mit besonderm Namen der Berg Rachmed.

Diese Ruinen sind von vielen europäischen Reisenden besucht und beschrieben worden; ein Verzeichniß der frühern Berichte gibt Langlès in seiner Ausgabe des Chardin [14]). Auszuzeichnen sind vor allen die genauen Angaben und getreuen Abschriften der Inschriften von Niebuhr;

schreibung, obwol rhetorisch übertrieben, noch jetzt wahr ist und ein genaues Original vor Augen gehabt haben muß. Die Lesart: Medus *a* mari et ad meridiem versus, die statt *ad* mare aufgenommen worden, enthält puren Unsinn.

6) III, 18. 7) V, 6. 8) Nach *Curt.* V, 6 oder *Diod.* XVII, 72. 9) s. die Stellen bei *Brisson*, de regio Persarum principatu. p. 253 sq. 10) V, 7. 11) Nach Strabo (XV. p. 730 extr.) über Pasargadä könnte es scheinen, als ob Kyros alle Schätze nach Susa gebracht; es ist aber *πάντα* ꝛc. auf Alexander zu beziehen, wie die französischen Übersetzer (V. 124) richtig bemerken.

12) Hist. an. I, 59. 13) *Ctesiae* Persic. 15. *Diod.* I. p. 55. 14) *Chardin* voyages en Perse. Par M. *Langlès*. (Paris 1811) Vol. VIII. p. 245.



ie Sculpturen und Bauwerke sind am getreuesten abgezeichnet und wiedergegeben von Sir Robert Ker Porter i seinen travels etc. (London 1821. 2 voll. 4.) Die Berichte der orientalischen Schriftsteller hat am vollständigsten gesammelt *William Ouseley*, Travels etc. II. . 222 sq. Einzelnes hat Morier in seinen beiden Reiseerichten (Travels in Persia. London 1812. Second ourney. London 1818) zu den früher bekannten hinzuefügt. Die Inschriftensammlung ist sehr bereichert woren durch James Rich (Babylon and Persepolis. [London 1839.]). Doch fehlt noch vieles daran, daß diese Fundgrube des Alterthums schon vollständig erschöpft wäre; ie meisten besuchen und beschreiben nur das leichter Zugängliche und schon Beschriebene, nur wenige haben durch Ausgrabungen sich bemüht, Neues zu entdecken, manches st nur noch mangelhaft bekannt und man muß noch oft u den ältern Werken von Chardin, Kämpfer und Le Brun seine Zuflucht nehmen, zu dem ersten namentlich vegen einiger sonst fehlenden Abbildungen.

Um eine deutliche Einsicht in den Zusammenhang der Überbleibsel des Alterthums, welche in und nahe bei dem alten Persepolis noch gefunden werden, zu gewinnen, wird es zweckmäßig sein, zuerst die Örtlichkeiten genau zu bestimmen, an welchen noch Achämenidische Ruinen vorkommen; es wird sich dann von selbst zeigen, welche von ihnen persepolitanisch sind, welche nicht.

Als nördlichste Abtheilung der Ruinengruppen dieser Gegend ist die bei Murghab im Thale des Polwarflusses zu bezeichnen; es findet sich hier außer andern Überbleibseln, deren Bestimmung noch unklar ist, das Gebäude, welches Grab der Mutter des Salomon's oder Meschhed-i-Mader-i-Sulaiman genannt und welches so oft und noch jetzt für das Grabmal des Kyros gehalten wird. Darüber weiter zu sprechen, wäre hier nicht der Ort, und wir erwähnen dieser Ruinen nur, um zu bemerken, daß sie zu weit von Persepolis abliegen, um zum eigentlichen Bezirke dieser Stadt gezählt werden zu können [15]).

Südlicher, jedoch noch im Polwarthale, anderthalb teutsche Meilen im Norden von Tschilminar und 3/4 Meile vor dem Eintritte des Flusses in die Merdaschtebene liegt zwischen hohen Bergen am Südufer des Flusses das Wenige, was noch von dem sogenannten Harem des Dschemschid übrig ist [16]). Niebuhr's Vermuthung, es sei der Palast der Königin Homai, die ganz fabelhaft ist, kann uns hier nicht aufhalten, wir werden es später als ein Werk der Achämenidenzeit erkennen. Herum sind noch viele Spuren anderer Bauten, und da zwischen diesem Orte und Tschilminar die Ruinen der Sassanidischen Stadt Istakhar liegen, so ist Niebuhr's Vermuthung höchst wahrscheinlich, daß die Bauten um dieses sogenannte Harem bei der späteren Stadt als ein Steinbruch verwendet worden seien; daher so wenig von diesen älteren Werken stehen geblieben. An den Felswänden finden sich Pehlviinschriften, also Sassanidische; die Ruinen der Stadt Istakhar liegen aber grade an der Stelle, wo der Polwar in die Ebene eintritt und verbinden die Überreste von Tschilminar mit diesen nördlichern Überbleibseln, welche man, wo nicht für einen eigentlichen Theil der Anlagen von Persepolis, doch jedenfalls als zu dessen Umgebung gehörig betrachten muß.

Auf der Nordseite des Flusses Polwar und eine Meile in gerader Linie nördlich von Tschilminâr [17]), also dem Harem des Dschemschid beinahe gegenüber, sind die Königsgräber, welche als ein wesentlicher Theil der Werke von Persepolis zu betrachten sind. Diese Denkmale werden jetzt Naksch-i-Rustam oder Bild des Rustam genannt, eine Benennung, die vorzugsweise wol von den Bildern der Sassanidenkönige hergenommen ist, welche sich zugleich hier finden und ringende Helden darstellen, die der neuere Perser für den berühmten Helden seines Epos hält. Über die letzteren Denkmale verweisen wir auf den Artikel Persis, die ersteren werden uns später besonders beschäftigen.

In derselben Felswand, aus welcher die Terrasse von Tschilminâr hervorspringt, liegen auf der Hälfte des Weges von diesem Orte nach Istakhar andere Todtenkammern mit Sculpturen, welche die neuere Unwissenheit Naksch-i-Radschab nennt nach einem nicht einmal in der Sage berühmten Namen. Auch diese sind Sassanidisch und fallen in den Umkreis der Stadt Istakhar; auch über sie müssen wir auf den Artikel Persis verweisen.

Am südlichsten endlich und unmittelbar an der Merdaschtebene, in welche sie hineinspringt und welche sie beherrscht, liegt die Terrasse von Tschilminâr selbst; auf dieser Terrasse lagen einst die schönen Paläste von Persepolis, an der Bergwand, welche östlich von ihnen diese Terrasse begrenzt, im Berge Rachmed, findet sich die zweite Reihe von Achämenidengräbern. In der Ebene unter der Burgterrasse zeigen sich noch manche Überreste alten Anbaues in Kanälen zur Bewässerung und in Trümmern verschiedener Art. Wir werden hierin Überbleibsel der Stadt Persepolis erkennen, welche in der Ebene die Königsburg umgab und die, aus leichterm Material erbaut, auch leichter der völligen Zerstörung anheimfiel.

Fassen wir nun zusammen, so zerlegen sich die Achämenidischen Überreste um Persepolis in folgende Gruppen: a) Tschilminâr mit dem angrenzenden Gräberberge Rachmed; b) Naksch-i-Rustam von da nordwestlich auf dem Nord- oder rechten Ufer des Polwar; die Achämenidengräber bilden hier die Ergänzung derer von Rachmed; c) die Überreste des sogenannten Harems des Dschemschid auf derselben Flußseite mit Tschilminâr und davon ebenfalls nördlich, aber zugleich östlich [18]). Die Ruinen von Murg-

15) Die beste Beschreibung bei Porter (I, 485) nebst pl. XII. 16) Niebuhr II, 154.

17) Niebuhr II, 155. 18) Ich berufe mich bei diesen Angaben vorzüglich auf die Karte von Niebuhr (tabl. XVII.) und den Zusammenhang seiner Angaben, nach denen das Harem des Dschemschid, Nakschri-Radschab und Tschilminâr auf derselben Seite (d. h. auf der südlichen) des Polwarflusses, die von Naksch-i-Rustam aber auf der nördlichen liegen; die beiden Naksch also sich schräg gegenüber, aber an sich entgegengesetzten Seitenwänden des Polwarthales; die Felsen des Naksch-i-Rustam müssen dem Bergzuge angehören, welcher das Thalgebiet dieses Flusses von dem des Bendemir trennt; die übrigen Ruinen liegen, wenn man sie in einer ge-

hab haben wir ausgeschlossen als zu weit entfernt und durch große Zwischenräume einer an alten Denkmalen leeren Gegend von Persepolis getrennt. Dasselbe gilt von den geringen Überbleibseln eines andern Achämenidischen Gebäudes, eine Meile ostsüdöstlich von Schiraz, welches die Moschee der Mutter Salomon's genannt wird und mit ihrer sogenannten Grabstätte in Murghab nicht zu verwechseln ist.

Tschilminár. Die Stelle für den Königssitz der Achämeniden, war eine sehr glücklich gewählte; man denke sich einen Felsenvorsprung, dessen Oberfläche durch Kunst geebnet, dessen Seiten theils durch Behauung, theils durch Ausfüllung und Mauerwerke senkrecht gemacht worden waren, sodaß das Ganze die Gestalt einer beinahe viereckigen Terrasse gewonnen hat. Die vordere Seite ist gegen Westen gerichtet, die zweite rechts und links gegen Norden und Süden, an der hinteren oder Ostseite hängt die Terrasse mit dem höhern Berge zusammen, der sich in der Mitte zurückzieht und an beiden Enden hervorspringt, die Terrasse gleichsam amphitheatralisch einschließend [19]). Dieses ist der Berg Rachmed. Alle Augenzeugen sind einstimmig in der Bewunderung der schönen Aussicht, die man von der Terrasse aus über die vorliegende Gegend genießt, sowie des schönen Anblicks, den die jetzt so sehr verstümmelten Bauwerke von der Ebene aus gewähren. Man denke sich aber diese Ebene, wie sie einst war, überall angebaut und mit Parkanlagen geschmückt, wie sie die Perserkönige liebten.

Man hat bei dieser Terrasse keine strenge Regelmäßigkeit erstrebt, sondern nach den Bedingungen des vorhandenen Felsens sich begnügt, die Wände senkrecht zu machen, indem man zu starke Vorsprünge abtrug, Lücken und Klüfte durch starkes Mauerwerk ausfüllte. An der Nordwestecke ist noch ein Stück Fels übriggeblieben, dessen Abtragung nur begonnen war [20]). Die Ostseite hat natürlich keine solche Mauer. Das Ganze hat somit zwar im Allgemeinen die Form eines Viereckes, jedoch mit vielen Ecken und kleinen Vorsprüngen [21]). Niebuhr macht die Bemerkung, daß an der Südseite nahe am Berge die Mauer hinausgerückt worden, um auf dieser künstlichen Grundlage ein Gebäude aufzuführen. Man suchte also keine kleinlich strenge mathematische Figur, obwol die Seiten mit Fleiß nach den vier Weltgegenden orientirt sind.

Wegen der Unebenheit des Bodens, auf dem der Felsvorsprung ruht, hat die äußere Wand oder Mauer verschiedene Höhe an verschiedenen Stellen; an der Südseite zwischen 14$\frac{1}{2}$—18$\frac{3}{4}$ Fuß, an der westlichen 32—41, an der nördlichen 16—27 nach Niebuhr's Messung [22]) Doch ist ein Theil der Erde durch Schutt von der herabgestürzten Mauer erhöht und ursprünglich wol die Höhe gleichförmiger gewesen. Die Länge von Nord nach Süd ist nach Chardin (p. 248) 1200 Fuß, die Tiefe von West nach Ost 1690. Das Mauerwerk ist aus dem grauen und harten Marmor, woraus der Fels, wie der Berg Rachmed besteht und welcher eine schöne Politur annimmt, dadurch aber dunkler wird. Die einzelnen Blöcke haben zwischen 30—50 Fuß Längenfläche bei einer Dicke von 4—6 Fuß, doch gibt es einige noch längere; sie sind vierseitig und diese ungeheueren Steine sind so genau und fest ohne Kalk und Mörtel an einander gefügt, daß die Fugen auch jetzt noch, nachdem die Eisenklammern, womit sie ursprünglich zusammengehalten wurden, verwittert sind, oft kaum zu entdecken sind [23]). Die Mauer ist an einigen Stellen mit Gewalt zerstört, an andern eingestürzt, namentlich an der Nord- und Südseite, und die Brustwehr überall abgetragen, die Steine sind wol zu andern Bauten verschleppt [24]); die Löcher, in denen die Palisaden einst eingefügt waren, sind noch deutlich zu erkennen [25]).

Diodor erwähnt, daß die innerste Mauer ein Viereck bildete; dieses läßt sich noch von dieser Terrasse sagen. Wir müssen nur kein gleichseitiges Viereck verlangen. Die Terrasse selbst hat nicht überall die gleiche Höhe ihrer Oberfläche und es lassen sich auf ihr wiederum drei Abstufungen oder Terrassen unterscheiden, von denen die höchste bei G und I des Niebuhr'schen Grundrisses [26]) ist; etwa 50 Fuß über dem Horizonte [27]). Es scheint, daß sich einige die drei Abtheilungen der Burg, welche Diodor angibt, als diese drei Abstufungen der Terrasse selbst gedacht haben. Dann wäre aber anzunehmen, daß die zweite Terrassenstufe von der ersten, die dritte von der zweiten durch hohe Mauern getrennt gewesen wäre, wovon keine Spuren sind, und was unmöglich ist, weil dann die einzelnen Paläste, welche das Innere der Burg ausfüllen, durch Mauern geschieden gewesen wären. Auch sagt Diodor nicht, daß der Grund, auf dem die drei Mauern standen, jedesmal höher war, die Mauern selbst waren höher jedes Mal um das Doppelte, wenn seine Zahlen richtig sind; 16 Ellen die erste, 32 die zweite, 60

raden Linie von Norden nach Süden denkt, in der Basis eines Dreiecks, dessen Seiten vom Polwar und Bendemir gebildet werden. Ich gebe diese Angaben so bestimmt an, als ich es mit Worten kann, weil allerdings einige Unklarheit in mehren Berichten herrscht und aus ihnen in andere Darstellungen übergegangen ist. So hat Ritter (Erdkunde VIII, 853) eine sehr reichhaltige und genaue Zusammenstellung über die Lage dieser Ruinen gegeben, die aber durch eine Angabe mich wenigstens längere Zeit in Ungewißheit gehalten hat. Er läßt einige Ruinen auf der West-, andere auf der Südost- oder linken Seite des Bendemir liegen; da der Fluß von West nach Ost strömt, wäre wol Nord- und Südseite richtiger; dann aber, und dieses ist die Hauptsache, liegen alle Ruinen links, d. h. nördlich, oder (wenn man will) nordöstlich vom Bendemir, nicht dieser, sondern der Polwar trennt sie, d. h. Nakschi-Rustam von den übrigen. Alle Reisende sind, von Schiraz kommend, über den Bendemir gegangen, d. h. auf sein Norduser, um zu diesen Ruinen zu gelangen, und fanden gar keine diesseits, auf dem südlichen. Ich könnte schon den ältern Le Brun zur Bestätigung anführen, will aber nur auf Rich verweisen, der (p. 231 sq.) genau die Dörfer und Flußübergänge angibt und namentlich zwischen Naksch-i-Rustam und Naksch-i-Radschab (Rejib) den Fluß Polwar anführt.

19) *Chardin* VIII. p. 249 nebst den Ansichten tab. LII und LIII, dem Grundrisse tab. LIV. Niebuhr II. S. 123. 20) Niebuhr S. 123.

21) *Rich.* p. 255. 22) S. 124. Vergl. Chardin VIII. 249 und *Le Brun* II, 262. 23) *Chardin* p. 250. Vergl. Niebuhr S. 124. 24) Ders. S. 125. 25) *Porter* I. p. 584. 26) Dieser ist hier beigefügt und ich bitte ihn fleißig zur Hand zu nehmen, da alles nach ihm orientirt ist. 27) Niebuhr S. 124.



ie dritte; da diese letzte die Terrasse umgab, war ihr Grund allerdings höher, bis über 40 Fuß, und diese Höhe hrer Grundfläche muß wol zu der der Mauer hinzugefügt verden; sie mußte, um 60 Ellen zu erreichen, auch dann och beträchtlich hoch sein und ihre Höhe erscheint bei Diodor beinahe übertrieben; von den beiden äußern Mauern t nichts mehr übrig, ich finde wenigstens nichts von ihen erwähnt. Einige Überreste, welche außerhalb der Terrasse liegen, müssen innerhalb dieser äußern Mauern elegen haben. So das, wovon Niebuhr S. 152 spricht: in der Ebene und nicht weit von der Südwestecke des Palastes sind noch einige Überbleibsel von einem Gebäude. Darunter ist eine aufrechtstehende Säule. Weiter nördch, gleichfalls im freien Felde, stehen noch ein Paar Thürpfosten, von eben der Arbeit, wie die vorher beschrieenen."

Ich schließe daraus, daß auch in diesen zwei äußern Mauerumfassungen mancherlei Gebäude waren, wovon päter mehr. Wir wenden uns zur dritten, in welcher nach Diodor's Zeugniß eherne Thore und hohe Palisaden ngebracht waren. Diese Mauer umgab nun die eigentiche Königsburg, die innere Stadt des Königs, das anahpuram nach indischem Ausdrucke, grade wie der innerste, siebente Mauerkreis die Burg des Deioces in Ekbatana, *ἐν δὲ τῷ τελευταίῳ τὰ βασιλήϊα ἔνεστι καὶ οἱ θησαυροί*[28]).

Als Aufgang zu dieser Terrasse diente eine Treppe an der Westseite, jedoch nicht in der Mitte, sondern mehr nach Norden hin[29]). Es ist eine Doppeltreppe, die schönste und dauerhafteste, die je aufgeführt worden. Jede hat einen Ruheplatz in der Mitte, die linker Hand unten noch 57, oben 47 (oder 46 nach Chardin) Stufen, ihre senkrechte Höhe ist 33 Fuß, und also ist jede Stufe noch nicht 4 Zoll hoch. Alles ist aus demselben Marmor, die Steine so groß, daß einer „oft mehr als die halbe Treppe und seine Höhe viele Stufen ausmacht." Man könnte noch hinaufreiten und zwar zehn Pferde neben einander[30]). An der Südseite ist eine kleinere, steilere Treppe von 30 Stufen, aus einem Stein; eine ähnliche war wahrscheinlich an der Nordseite[31]), es sind wol natürliche Vorsprünge des Felsens dazu benutzt. Ganz oben auf der großen Treppe findet man an drei Stellen Löcher in den großen Steinen, in welchen Thürangel gestanden zu haben scheinen[32]).

Grade vor der Treppe und 42 Fuß östlich davon[33]) stehen noch die zwei Wände des ehemaligen Thorweges, der nur 13 Fuß breit ist, dessen Wände aber 30 Fuß hoch; (A auf dem Grundrisse); er war also nur für Fußgänger bestimmt[34]). Er ist aus großen Steinen aufgeführt, der Boden mit großen Stücken polirten Marmors belegt, von Fenstern ist in den Wänden keine Spur. Diese Thorhalle, welche auf der ersten Stufe der Gesammtterrasse der Königsburg die Hauptsache bildet, steht auf einer fünf Fuß hohen Platteform und besteht aus vier Pilastern, zwei bei A, ebenso viel bei Æ; in der Mitte zwischen ihnen standen vier Säulen, von denen jetzt nur zwei noch aufrecht sind; diese sind etwas höher, als die Pilaster (nach Le Brun 54 Fuß), cannelirt und mit eigenthümlichen Capitälen versehen[35]). Aus dieser Thorhalle tritt man südwärts gewendet an die große Treppe, durch welche man die zweite Stufe, oder, wie wir künftig sagen wollen, die zweite Terrasse der Burg ersteigt. Einst führte von hier gewiß auch ein Gang ostwärts nach O.; doch davon unten. Außer der Thorhalle ist auf dieser untersten Terrasse nur noch zu erwähnen der Wassertrog bei a, der $3\frac{1}{2}$ Doppelschritte lang, 3 breit und jetzt noch 2 Fuß hoch über der Erde ist, ganz aus dem Felsen gehauen[36]); er muß mit den Wasserleitungen unter der ganzen Terrasse im Zusammenhange gestanden haben. Von kleineren Gebäuden finden sich in der Nähe der Thorhalle noch die Grundmauern[37]); Wohnungen für die Wachen sind hier zu erwarten.

Daß die Thorhalle einst bedeckt war, ist kaum zweifelhaft; an den Pilastern sind vor allem die daran ausgehauenen Wunderthiere bemerkenswerth; es sind ihrer zwei, dasselbe an den zwei westlichen Pilastern (bei A), das zweite an den zwei östlichen (bei Æ). Das erste hat vom vordersten bis zum hintersten Fuße die Länge von 18 Fuß[38]) und fängt 4 Fuß 8 Zoll über der Erde an. Der Körper ist im hohen Relief, die Köpfe und Vorderfüße sprangen ganz aus der Wand heraus. Obwol die Köpfe zerstört sind, erkennt man doch noch sicher das häufig bei diesen Bauten vorkommende Einhorn[39]). Dieses Thier schaut nach Westen. Bei den Pilastern Æ ist das beinahe ebenso große Thier noch bis auf die Nase erhalten, es schaut nach Osten und stellt die sogenannte persische Sphinx vor[40]). Über jedem Thiere steht eine dreifache, auch von Rich noch nicht abgeschriebene Keilinschrift[41]). Über die Bildung und Bedeutung dieser Thiere wird noch gestritten; wir kommen unten darauf zurück.

Nordwärts von dieser Thorhalle nach der äußern Mauer hin finden sich keine noch erkennbaren Bauten mehr[42]); doch sind auch hier noch Reste, große Steine liegen umher, auch Stücke einer nicht cannelirten Säule; die Entfernung der Mauer von dem Porticus beträgt 150 Fuß. Auch in der Richtung nach Osten und dem Berge bezeugen viele Trümmer das Vorhandensein einstiger Bauten[43]).

Von der Thorhalle aus nach Süden ist ein Abstand

28) *Herod.* I, 98. Es wäre diese Vergleichung noch schlagender, wenn nachzuweisen wäre, daß auch bei Persepolis die beiden äußern Mauern kreisförmig gewesen wären, also große Kreissegmente mit dem Berge Rachmed als Sehne. In den Palisaden erkenne ich die Promachtenen der Burg des Deioces wieder; das Ansteigen der Mauern war geringer. 29) *Chard.* p. 251. Niebuhr S. 125. 30) *Chard.* p. 252. 31) *Id.* 251. Eine Ansicht en face der großen Treppe bei Chardin (pl. LIII. LV). Weniger gut *Le Brun* Nr. 117. 118. 32) Niebuhr S. 125. 33) *Le Brun* p. 262.

34) Niebuhr S. 126. 35) Bei *Porter* I. pl. XLV, B. 36) Niebuhr S. 127. 37) Ebend. 38) Oder 20 lang, 18 hoch, nach Porter (zu pl. XXXI), Chardin (tab. LVII) hat falsch ergänzt. 39) Niebuhr S. 126. tab. XX, A. 40) Ders. tab. XX, B. 41) Babylon und Persepolis. S. 255. 42) *Le Brun* p. 263. 43) *Ouseley* II. p. 247. Niebuhr S. 148. *Chardin* p. 255.

von 70 Fuß bis zur zweiten Terrasse, auf welche wieder eine Doppeltreppe hinaufführt [44]). Diese Terrasse nennen wir die zweite, und da wir auf dieser die großen Paläste finden werden, ist es nicht überraschend, daß der Aufgang dazu mit großem Reichthume geschmückt war. Die Ausdehnung dieser zweiten Treppe (bei d. b. c.) ist beinahe der der ersten gleich; sie nimmt nämlich 212 Fuß an der Façade der Terrasse ein, dagegen steigt sie nur wenig, nur 10 Fuß, wo ihre Basis nicht durch Schutt bedeckt ist. Die Doppeltreppe (b) ist in der Mitte, zwei Reihen von Stufen gehen erst aus einander bis zum Ruheplatze, von da gehen sie in entgegengesetzter Richtung einander zu und führen dann beide hinauf auf die Terrasse, wo man grade vor der großen Säulenhalle (B. C. D. E. F.) anlangt. Jede dieser Reihen von Stufen hat deren 30, die Stufen sind sehr niedrig, keine 3 Zoll, sie sind aber 16 Fuß lang und 14 Zoll breit; diese Mitteltreppe springt um 20 Fuß aus der Terrasse hervor [45]). Auf jeder Seite, also östlich und westlich, sind einfache Treppen von ungleicher Stufenzahl. Die Wände der Terrasse an und zwischen diesen Treppen (von γ bis δ) sind mit Sculpturen bedeckt, die zu den merkwürdigsten und schönsten Überbleibseln des Alterthums gehören.

Die vordere, hervorspringende Wand der Mitteltreppe zeigt uns zuerst eine Anzahl Basreliefs, welche zu beiden Seiten eines jetzt wenigstens leeren Inschriftenfeldes geordnet sind; dieses ist unmittelbar unter dem Rande der äußern Treppenwand; die Rampe darüber zwischen den beiden obern Stufenreihen bildet die Vorstufe zu den Colonnaden. In jeder Ecke der Wand stehen 6 säulenartige Schäfte, verkürzte Palmenstämme oder richtiger übereinandergestellte Lotuskelche; neben ihnen in den untern, spitzen Ecken der Wand die schöne, öfters wiederholte Gruppe des Löwen, welcher das Einhorn angreift [46]); wir nennen das Thier zur Unterscheidung so, ohne noch zu fragen, ob es einem Stier oder einem andern Thiere nachgebildet sei. In der Mitte zu beiden Seiten des Inschriftenfeldes stehen Leibwachen, ihre Speere aufrecht mit beiden Händen haltend, drei auf der einen, vier auf der andern (linken) Seite. Sie tragen die hohe Tiara, das weite medische Gewand, gekräuselten Bart, gelocktes Haar; die vier haben dazu Bogen und Köcher über der Schulter hangend, die drei dagegen einen großen, runden Schild. So gekleideter Leibwachen werden uns nachher noch viele wieder vorkommen, hier nur die Bemerkung, daß die Siebenzahl eine bestimmte Beziehung haben müsse und zwar wol die auf die sieben Amschaspands; wie diese darüber wachen, daß das Böse nicht eindringe in die Ordnung des Weltalls, so diese Thürsteher am Aufgange zur Königsburg darüber, daß keine Störung in die Ordnung des königlichen Hauses sich hinaufwage.

An der hinteren Treppenwand oder an der Wand der Terrasse, aus welcher die Treppe hervorspringt, ist, soweit diese reicht, alles mit Sculpturen bedeckt; und zwar sind ihrer drei Reihen über einander, in der obersten sind die Figuren noch nur halb, zum Beweise, daß die Wand einst höher war und daß die Terrasse mit einer Brustwehr umgeben war. Die Figuren haben nie über 2⅓ Fuß Höhe, wegen der geringen Höhe der Wand. In den Seitenecken wiederholt sich das Bild des Löwen im Kampfe mit dem Einhorn, und dieser Thiergruppe zur Seite steht jedes Mal eine Keilinschrift, wovon nachher. Fangen wir an mit den Figuren an der Wand östlich von der Mitteltreppe (bei c oder unter der Colonnade B).

Die drei Figurenreihen sind hier so geordnet, als ob sie die Treppe hinauf zur Säulenhalle oben hinaufschritten; die Länge dieser Reihen ist etwa 68 Fuß [47]). In der untersten sind 45 Figuren; zuerst 32 Männer, theils in dem weiten schon erwähnten medischen Gewande, theils in eng anschließender Bekleidung, die mit größter Wahrscheinlichkeit für die eigentlich persische Tracht gehalten worden ist [48]); statt der Tiara ist hierbei die Kopfbedeckung eine flache Mütze. Beiderlei Männer tragen Halsketten, Ohrgehänge und Armbänder, gekräuselten Bart und künstliche Haarfrisur. Einige tragen den Bogen im Behälter und das kurze persische Schwert, andere sind unbewaffnet. Sie schreiten zwar vorwärts, aber nicht in strenger Ordnung; einige wenden sich um, um mit den nachfolgenden zu sprechen; es ist noch fern von der Nähe des Herrschers und es gilt noch größere Freiheit. In der Hand tragen einige einen kurzen Stab mit einer Kugel. Diese sind gewiß die Melophoren, von denen 1000 waren, als die tapfersten aus den 10,000 sogenannten Unsterblichen ausgewählt, goldene Äpfel auf kurzen Stäben tragend [49]). Es war eine Leibwache und nur geborne Perser. Andere tragen ein kelchförmiges Gefäß, wie es der König selbst hält, vielleicht zum Opfergebrauch. Die Perser hatten das weite medische Gewand als Hofkleid angenommen, und man erkennt in den damit bekleideten wol richtig solche, welche als Ehrengeschenk vom König ein solches Kleid (ein Kalat) erhalten. Daß auch der übrige Schmuck nur als Geschenk des Königs getragen worden, scheint eine unnöthige Annahme. Wir haben überhaupt in diesen Figuren die Hofleute zu erkennen, welche um die Person des Königs waren und von seinem Tische Speise erhielten; es sind οἱ ἐπὶ θύραις [50]); denn auch der vornehmste in der Umgebung des Königs war noch so sehr unter ihm, daß er nicht als Bewohner des inneren Palastes galt; er hatte am Thore zu warten, bis er herbeigerufen würde. Dieses ist der Sinn des Ausdruckes, den man oft nicht richtig verstanden hat.

Vor ihnen gehen 21 Speerträger, Doryphoren oder Aichmophoren; denn diese werden unterschieden [51]), und es ist schwer zu sagen, welchen von beiden die zwei Classen von Bewaffneten entsprechen, welche wir in diesen Sculp-

44) *Chardin* l. c. Le Brun (p. 263) sagt 172 Fuß; und dieses stimmt besser zu dem Grundrisse. 45) *Chardin* p. 256. *Le Brun* p. 263. 46) *Porter* pl. XXXV. XXXVI. *Chardin* pl. LVIII, G.

47) Niebuhr S. 123. tab. XXI. *Chardin* p. 257. tab. LIX. *Le Brun* p. 270, mit wenig brauchbaren Abbildungen; wegen des Schuttes sahen diese beiden letztern nicht die unterste Reihe. Vor allen *Porter* I. p. 605. pl. 37 sq. 48) Heeren, Histor. Werke. X, 215. 49) Man s. *Brisson* p. 271. 50) *Id.* p. 40. 278. 51) *Id.* p. 273.

turen vorfinden; einige haben den Bogen über dem linken Arm, den Köcher auf dem Rücken, andere blos den Speer in beiden Händen; auch die Kopfbekleidung ist verschieden. Es waren auf jeden Fall die eigentlichen Leibwachen des Königs.

Ebenso sind in der zweiten Reihe zuerst 32 Männer der ersten Art, dann wieder 21 speertragende Leibwachen. Vor ihnen sind Cypressenblätter abgebildet, an denen sie gleichsam vorüberschreiten. Die Cypresse war in Zoroaster's Religion ein heiliger Baum; hier könnte sie schon als Symbol des Friedens und der Ruhe gelten; auch die Bewaffneten tragen ihre Waffen nicht zum Kampfe gerüstet, nur zum Schmucke und zur Auszeichnung.

Die Figuren der obersten dritten Reihe sind nicht mehr sicher zu bestimmen, weil die oberen Theile heruntergebrochen sind. Die hier gewesene Inschrift ist erloschen.

Viel interessanter noch sind die Figuren auf der Westseite der Mitteltreppe (d).

Auch in diesen Reihen, von denen die oberste wiederum nur halb erhalten ist, ist die Anzahl der Figuren etwa dieselbe, diese selbst aber sind ganz verschieden. Es sind lauter Abtheilungen von 6, die durch ein Cypressenblatt von einander getrennt werden; die erste Figur trägt ein weites, faltiges Gewand, eine Tiara, den Dolch im Gürtel, einen langen Stab in der Hand; andere jedoch von diesen Führern haben eine flache Mütze und ein enges oder weites Kleid. Es sind die σκηπτοῦχοι der griechischen Nachrichten[52]). Jeder dieser Anführer hält seinen Nachfolger bei der Hand; diese zweiten Personen, wie die später folgenden jeder Abtheilung, sind verschieden gekleidet, jede Abtheilung hat ihre eigene Tracht; die zweite Person trägt selbst nichts, die darauf folgenden aber sehr verschiedene Dinge in den Händen oder sie führen Thiere herbei, wie Ochsen, Pferde, oder lenken endlich Wagen[53]). Es gehen diesen Reihen keine Doryphoren vorher, diese waren aber hier über den Stufen der Treppen angebracht, über jeder Stufe einer.

Über die Erklärung dieser Darstellung ist man im Allgemeinen längst einig; ein persischer Kämmerer führt den Gesandten eines der unterwürfigen Völker an der Hand; dem Gesandten folgen die Abgeordneten des Volkes mit Geschenken für den König. Bei welcher Veranlassung diese Geschenke gebracht wurden, ist weniger sicher zu errathen; man könnte an den Neujahrstag denken, oder an den Geburtstag des Königs. Ebenso wenig gelungen ist die Deutung der einzelnen Völker, ja sie ist im Zusammenhange gar nicht versucht worden. Es brachte gewiß jedes Volk das Beste und Schönste seines Landes; aber theils sind viele der kleineren Geschenke undeutlich, theils gehören mehre der Thiere in vortrefflicher Art mehr als einem Lande des persischen Reiches, wie das Pferd; dann kennen wir zwar aus Herodot die Kriegsrüstung der persischen Völker; hier erscheinen sie aber, obwol nicht ohne Waffen, doch nicht zum Kriege gerüstet, und die tägliche Tracht dieser Völker ist uns von den wenigsten bekannt. Doch ließe sich manches durch Vergleichung mit einem später zu erwähnenden Basrelief und der dazu gehörigen Inschrift wol noch erläutern.

Es sind nach Porter im Ganzen 20 Abtheilungen gewesen, so viele, als Darius Satrapien einsetzte. Wenn man diese hier wiederfinden wollte, vergäße man, daß jene Eintheilung oft verschiedene Völker unter eine Satrapie zusammenfaßte und auf die jährliche Steuerabgabe ging; hier erscheint aber eine außerordentliche Darbringung von Geschenken, wie sie im Perserreiche neben den regelmäßigen Abgaben vorkamen.

Die Inschrift an dieser Seite ist von Niebuhr und Porter copirt[54]). Ich gebe sie hier ergänzt, übersetzt und mit Berichtigung früherer Erklärungen:

Deus magnus Auramazdes; is hanc terram creavit, is illud coelum creavit, is mortales creavit, is fata mortalium creavit, is Xerxem longaevum constituit multorum regem, longaevum multorum rectorem.

Posui Xerxes, rex magnus, rex regum, rex populorum multa (dona) advehentium, rex existentis (?) terrarum orbis magni, sustentator, auctor (?), Darii regis filius, Achaemenius, nobili genere natus.

Xerxes, rex magnus, ille mihi opus posui; tum hoc ibi alterum[55]) opus meridiem versus, ex voluntate Auramazdis. Me qui feci tuere, o Auramazdes, semper cum diis, tum hoc regnum, tum hoc opus.

Die außer Ormuzd angerufenen Götter sind gewiß die θεοὶ ἐγχώριοι oder πατρῷοι, welche in Gebetsformeln der Perser bei den Alten vorkommen[56]). Ohne Zweifel ist dem Xerxes auch die Errichtung der Osthälfte der Façade in der dort gewesenen Inschrift zugeschrieben gewesen; hätten wir diese, würden wir wissen, ob der Ausdruck gegen Süden richtig gefaßt ist, oder ob er nicht eher östlich bedeutet; denn diese beiden Abtheilungen der Façade liegen sich östlich und westlich; ist südlich richtig, geht das Wort opus (karta) auf den Palast G, der allerdings auch von Xerxes herrührt. Eine genaue Untersuchung aller Stellen, wo Inschriften gestanden, und vollständige Sammlung aller auch der kleinsten Überreste, wäre zur vollständigen Erklärung äußerst wünschenswerth; ihre Formeln sind so wenig wechselnd, daß der Eigenname des Königs und die kurze jeder Inschrift eigenthümliche Phrase gewöhnlich hinreichen, die ganze Inschrift herzustellen.

Auch an den Wänden γ δ, weiter gegen Ost und West, an den einfachen Treppen (β α) finden sich Sculpturen, unter denen sich der Kampf des Löwen mit dem Einhorn auch wiederfindet[57]). An der Wand γ, die sehr zerstört ist, kam noch eine Fortsetzung der Geschenke brin-

52) *Brisson* p. 809. 53) *Porter* pl. 37—43. *Chardin* LVIII. a. u. b. Niebuhr (tab. XXII. XXIII) gibt nur eine Auswahl. Le Brun (Nr. 126) ist wenig brauchbar.

54) Niebuhr A. Der Anfang fehlt, läßt sich aber, da er nur feststehende oft wiederkehrende, Formeln enthält, mit Sicherheit herstellen. s. meine altpersischen Keilinschriften. S. 165. 55) Apataram scheint mir nämlich nur eine andere Form des sanskritischen aparam, dessen Ableitungsaffix ein verkürztes ist, ra für tara. 56) *Brisson* p. 347. 57) Niebuhr S. 134.

genden Völker; auf diese überhaupt geht der Ausdruck der Inschrift: König der vielbringenden Völker. Die Wand bei d wird eine Fortsetzung der Hofleute und Leibwachen gewesen sein; ich finde keine ausdrückliche Nachricht darüber.

Eine Bemerkung Heeren's [58]) verdient hier hinzugefügt zu werden, daß die Völker auf der rechten, bei den Persern geringeren Seite zur Säulenhalle emporsteigen, während das Hofgesinde des Königs, seine „Freunde und Verwandte" [59]) die Ehrenseite einnehmen.

Wir steigen jetzt auf die zweite Terrasse empor, auf welcher wir von dem viereckigen Ruheplatze, wo sich die Züge, die von beiden Seiten die Mitteltreppe emporgestiegen, begegneten, hinanschreiten zur prächtigen Säulenhalle, nach welcher Tschilminâr jetzt den Namen trägt (Grundriß B C D E). Von diesen Säulen stehen nur noch 17 aufrecht, auch diese sind vielfach beschädigt; ihre ursprüngliche Anzahl läßt sich noch nachweisen aus den noch erkennbaren Basen. Sie waren geordnet in Gruppen zu 6; in der Mitte waren 6 solcher Gruppen im Viereck, also 36 oder 6 Reihen, jede zu 6 Säulen. Vorn (nach Norden und der Treppe zu), sowie an jeder Seite wieder 2 Gruppen zu 6, oder auf jedem Flügel 2 Reihen zu 6 von Norden nach Süden geordnet, vorn 2 Reihen von Westen nach Osten. Nach Süden hin oder nach den Gebäuden dahinter waren aber keine. Im Ganzen also 72 Säulen. Der Abstand zwischen der Mittelgruppe und den beiden Flügeln nebst der Vorhalle war größer, als zwischen den Säulenreihen der besondern Gruppen; jede Säule stand nämlich 28 Fuß von denen ihrer eigenen Abtheilung, die äußersten Säulen jeder Abtheilung doppelt so fern von den äußersten der Nachbargruppe [60]). Sie sind alle von demselben schwarzen Marmor, cannelirt jede mit 52 Rinnen, der Schaft hat 16 Fuß Umfang, ist vom Sockel zum Capitäl 44 Fuß hoch, mit diesem 60; doch sind die Säulen der großen Mittelgruppe um 5 Fuß niedriger. Die Capitäle der Säulen der Seiten- und Vordergruppen sind gebildet aus Doppel-Vordertheilen des Stieres [61]); der leere Raum zwischen den beiden Nacken der Thiere bildet ein Viereck, um einen Balkenkopf zu tragen; an den in Stein gehauenen Façaden der Grabmäler finden sich solche Balken abgebildet, woraus also folgt, daß diese Säulen ein Dach trugen; es waren wol Cedernbalken, welche Curtius in seiner Beschreibung der Persepolisburg erwähnt.

Die Capitäle der Mittelgruppe sind höher und bestehen aus abwärts gewendeten Lotuskelchen; darüber vierfache Schneckenwindungen oder Doppelwulste. Obwol nicht so deutlich, scheint auch auf diesen Säulen ein Dach geruht zu haben.

Diese Säulen mit ihren Capitälen sind alle von sehr schönen, zierlichen Verhältnissen und der ausgeführtesten Arbeit; sie machten auf alle Besucher den ergreifendsten Eindruck [62]).

Den sorgfältigen Nachforschungen Porter's gehört die Bemerkung, daß die 12 inneren Säulen der Mittelgruppe höhere Basen hatten, also wol einen erhöhten Sitz umgaben, oder mit andern Worten einen Thronsessel des großen Königs. Die Zwischenräume waren ohne Zweifel mit Vorhängen versehen, um die Sonne abzuhalten. Der Fußboden endlich war mit großen Marmorplatten belegt.

Heeren [63]) erklärt diese Halle für den Ort der großen Reichsfeste oder den, wo der König auf seinem Throne die Geschenke der Völker empfing. Zugegeben, daß Porter Recht hat, auch hier einen Thron anzunehmen, so kann ich doch dieses offene Gebäude nicht für einen eigentlichen Empfangsaal halten [64]); es wurde höchstens wol dazu gebraucht, wenn die Jahreszeit es vorziehen mochte, nicht sowol in geschlossenen Räumen, als unter diesen luftigen Säulen Reichshandlungen vorzunehmen. Es war nach meiner Meinung blos die Vorhalle zu den eigentlichen, dahinter liegenden Palästen, namentlich zur großen Festhalle. Bei allen orientalischen Audienzen gelangt man nicht sobald in die Gegenwart des Monarchen, erst nachdem man durch eine Reihe von Räumen durchgegangen ist. Es war eine Vorhalle, wo die Erlaubniß des Vortritts vor den König abgewartet wurde, wo die Züge sich ordneten; als eigentliche Audienzhalle läßt sich eine andere bestimmt nachweisen; die Basreliefs an der Treppe weisen darauf hin, daß man von da zu einem Orte gelangte, wo die Geschenke empfangen wurden, dafür läßt sich ebenso wol die hinter den Colonnaden liegende, jetzt ganz zerstörte, Festhalle in Anspruch nehmen. An den eigentlichen Gebäuden finden wir immer den König selbst abgebildet mit Attributen, welche darauf hinweisen, wozu er das Gebäude gebrauchte; an dieser Säulenhalle fehlt jede Hindeutung der Art. Solche Vorhallen sind bei morgenländischen Palästen noch jetzt nichts Seltenes.

Die Säulenhalle nimmt den größern Theil (⅔) der vordern oder nördlichen Fläche der zweiten Terrasse ein; diese Fläche erstreckt sich im Ganzen von N. nach S. 350, von O. nach W. 380 Fuß. Südlich stoßen daran die eigentlichen Paläste, zunächst G und M und der ganz zerstörte Bau zwischen beiden. Diese liegen höher, als die Säulen [65]); nach Osten senkt sich die Terrasse (bei O L K bis R am Rande); dagegen steigt sie nach Süden noch höher (bei I und H); diesen höchsten Theil nennen wir die dritte Terrasse und nehmen also drei Terrassen als Unterabtheilungen der ganzen, großen Terrasse der Burg zu Persepolis an. Wegen der Unebenheit des Bodens unterscheidet Porter noch genauer fünf Unterabtheilungen, doch gewährt dieses eine weniger deutliche Übersicht; die

58) a. a. O. X, 227. 59) s. *Brisson* p. 279. 60) *Chardin* p. 277. 61) Nach Porter; andere haben darin knieende Kamele sehen wollen; Heeren besteht darauf, daß es Pferdeköpfe seien; nach Niebuhr war es das Einhorn, womit er nur sagen will, daß der Kopf ein Horn hatte, ohne den Charakter desselben zu bestimmen.

62) *Porter* I. p. 662. pl. 45. Niebuhr S. 184. tab. XXV. *Chardin* tab. LX. 63) a. a. O. S. 231. 64) Niebuhr führt an, daß bei e. e. vor der Mittelhalle Spuren von Wasserleitungen sind. S. 135. Es waren hier wol Fontainen und diese weisen auch auf ein Gebäude, welches nur in der heißen Jahreszeit zum Aufenthalt bestimmt sein konnte. 65) Niebuhr S. 124.



Baumeister dieser Anlage suchten keine ängstliche Regelmäßigkeit und wir wollen darin ihrem Beispiele folgen.

Ehe wir weiter gehen, noch eine Bemerkung über die Höhe der zweiten Terrasse. Vom Porticus stieg die Treppe um 10 Fuß; die Säulen liegen ein wenig höher, als die obere Rampe der Treppe, das Gebäude G 10 Fuß höher, als die Säulenhalle. Die zweite Terrasse liegt also bei den jetzt zu erwähnenden Gebäuden etwas über 20 Fuß über der ersten.

Das Gebäude G liegt grade südlich vom Westtheile der Säulenhalle; man stieg durch eine Treppe [66]) hinan, an deren Wänden, wie bei den schon beschriebenen ebenfalls Basreliefs waren; auch unter diesen kehrt der Kampf des Löwen mit dem Einhorn wieder, nebst einer großen Inschrift, die noch nicht copirt ist [67]). Das Gebäude selbst liegt, wie alle andere, in Ruinen; nur einzelne Theile der Wände mit Fenstern, Thüren, Thürpfosten stehen noch aufrecht [68]). Es hatte 170 Fuß Länge, 95 Breite. Außer der erwähnten Treppe waren im Norden an den Ecken noch zwei Treppen; bei g steht noch ein Thürpfosten; die Westseite hatte eine große, geschmückte (f), an der Südseite bei den Ecken (h i) ebenfalls kleinere; an der Ostseite (bei o p) scheint ein Vorbau mit Thüren gewesen zu sein. Nach den Treppen zu urtheilen war die Hauptfronte gegen Westen, hier war auch eine schöne Aussicht in die Ebene.

Es wiederholen sich hier in den Basreliefs schon bekannte Darstellungen mit einigen, die uns noch neu sind; es ist die Basis des Gebäudes stark mit Schutt bedeckt und erst durch dessen Wegräumung wird man eine vollständigere Übersicht der hier vorkommenden Scene geben können. An den Treppenwänden sind auch hier Doryphoren [69]) und ein Zug von Männern, welche Gaben hinauftragen, jedoch andere, als die früher vorgekommenen, ein Lamm, eine Melone und anderes [70]); sie sind aber hier hinaufgehend dargestellt und es fehlt, wenn Niebuhr, wie zu vermuthen, genau berichtet, der den Gesandten vorangehende Kämmerer; es scheinen vielmehr alle Männer dieselbe Tracht zu haben; was Niebuhr davon als Weiber unterscheidet, müssen hier, wie sie auch sonst bei ihm ebenso misverstanden worden, Eunuchen sein. Diese Sculpturen sind bei den Treppen h i. Es sind also keine Völker, sondern eher die täglichen Nahrungsmittel, die hinaufgetragen werden; auf ein Gebäude zum täglichen Gebrauche deuten auch die Eunuchen. An den Thürpfosten bei der Thüre g ist der König abgebildet [71]), 7½ Fuß hoch, gehend, hinter ihm ein Sonnenschirmträger und ein Fliegenwedelträger, der in der Linken ein Tuch trägt; beide sind kleiner und reichen dem Könige kaum bis an die Schulter. Es war, wie in Indien, Vorrang königlicher Personen, Sonnenschirm und Fliegenwedel über sich tragen zu lassen. Der König selbst trägt in der rechten Hand einen gerade gehaltenen, langen Stab, sein Scepter; in der linken einen Becher. An der geraden, hohen Mütze, wie an der Brust, den Händen und Schultern sind Löcher, die ohne Zweifel einst dazu dienten, den Schmuck von Gold und kostbaren Steinen darin zu befestigen. Die Haare und der Bart sind mit großer Sorgfalt geordnet. An einem andern Thürpfosten ist ganz dieselbe Darstellung, nur trägt der König hier statt des Scepters einen Kessel [72]).

Der König erscheint auch öffentlich mit jenen zwei Begleitern, aber nicht mit dem Kessel und ohne Scepter; dieses, sowie die Eunuchen, welche Nahrungsmittel hinauftragen, weisen darauf hin, daß dieses Gebäude wol einen Speisesaal enthielt; es war nicht ein Wohnhaus, denn der schreitende König deutet an, daß der König das Haus zwar besuchte, nicht gewöhnlich aber darin wohnte.

An einem andern Pfosten (p) ist die Figur der Person, welche einen jungen Löwen emporhebt und mit dem Arme an die rechte Seite drückt, während er in der linken Hand einen Dolch hält, jedoch ohne den Willen an den Tag zu legen, das Thier damit durchbohren zu wollen. Der König (denn dieser muß es wol sein; gegenüber bei o ist der schreitende König abgebildet) ist hier nur 5½ Fuß hoch. Diese Vorstellung findet sich sonst als viertes Stück zu den Kämpfen des Königs mit drei verschiedenen Ungeheuern, und wird dort besser besprochen werden können.

Das Gebäude hatte drei Abtheilungen; auch dieses deutet auf eine mehr häusliche Bestimmung desselben; der nördlichste dieser Räume war in zwei ungleiche Theile getheilt. Die Mauern sind zwischen 4—5 Fuß dick, sogar die 12 Fuß hohen Thürpfosten sind aus einem Stücke gemacht, wie die Fenster und blinden Fenster, oder richtiger Nischen, die 6 Fuß breit, 7¾ Fuß hoch sind. In den Fenstern sind noch die Löcher sichtbar, in denen die Angeln der Fensterladen fest waren. Diese Fenster und Nischen haben oben und an den Seiten Keilinschriften [73]).

An den Thürpfosten der Zimmer (bei l) wiederholt sich das Bild des Königs mit seinen zwei Begleitern; bei denen bei m n des mittleren Raumes, sowie an der gegenüberliegenden Ostwand desselben Zimmers stellen sich uns die verschiedenen Kämpfe des Königs mit den Ungeheuern dar [74]). Die Nord- und Südwand dieses Zimmers hatten wieder die Darstellung des Königs, aber nach Porter [75]) nicht schreitend, sondern auf seinem Throne sitzend und über ihm schwebend sein Genius oder Ferver. Viel weniger ist von den Wänden der übrigen Theile des Gebäudes übrig und von Basreliefs nichts, das nicht schon erwähnt wäre.

Außer der erwähnten Fensterinschrift finden sich hier noch folgende. Über dem Könige mit seinen Begleitern die von Niebuhr mit B C D bezeichnete. An einem Pilaster der Südwestecke des Gebäudes eine, von Niebuhr erwähnte (S. 141), von Rich copirte Inschrift [76]). Dann

66) *Chardin* p. 282. 67) Chardin erwähnt ihrer a. a. O. *Porter* I, 641. 68) Niebuhr tab. XXVI. 69) *Porter* I. pl. 46. 70) Niebuhr S. 186. 71) Ders. tab. XXV, c.

72) Niebuhr tab. XXV, g. 73) Ders. S. 138. Die Inschrift bei *Le Brun* Nr. 134. Kämpfer S. 347. 74) Niebuhr S. 149. 75) I. p. 656. pl. 48. Niebuhr übergeht diesen Unterschied. 76) *Rich* tab. XIII, XIV. XV. Die Copie von Le Brun (Nr. 131) ist auch hier schlecht.

eine auf der Südfaçade der Plattform, worauf das Gebäude steht, die Rich ausgegraben und abgeschrieben hat; sie steht in der Mitte von zwei Reihen von Leibwachen[77]). Pehlviinschriften finden sich ebenfalls, natürlich aus späterer Zeit, auch hier, sowie aus noch späterer arabische und persische. Sie können uns nur belehren, daß auch noch bis zum 15. Jahrhundert diese alten Gebäude von Muhammedanischen Fürsten zu Lagerplätzen benutzt wurden; es ist ein Wunder, daß diese Bilderhasser noch so vieles übriggelassen haben[78]).

Um nun zu vertheilen, was über jedes dieser Gebäude zu sagen ist, wollen wir unsere Bemerkungen über die Thierkämpfe aufsparen, bis uns diese aufs Neue entgegentreten, hier aber die Inschriften betrachten.

Die Fensterinschrift belehrt uns, daß Darius, der Sohn des Hystaspes, dieses Gebäude errichtet hat. Darius, rex magnus, rex regum, rex populorum, Achaemenius. Is hoc palatium (?) faciendum curavit[79]).

Dieses bestätigt die Fensterinschrift, welche, wenn das ganz unbekannte zweite Wort Fenster bedeutet, sonst sicher übersetzt werden darf mit: altas fenestras ponentis Darii regis opus.

Vollendet worden in Beziehung auf die Ausschmückung des Äußern ist aber das Gebäude erst vom Sohne, Xerxes. Die Inschrift XIII bei Rich lautet nach der gewöhnlichen Einleitung und den Titeln: hanc adorationem Darius dux fecit, is pater meus. Me, Auramazdes, tuere semper cum diis, tum hoc opus, tum hoc opus patris Darii ducis. Auramazdes, tuere semper cum diis. Die Inschrift XX ist ganz gleichlautend.

Auch hier ist der erste Satz uns noch undeutlich, man könnte vermuthen, daß das mit Verehrung übersetzte Wort eher den besondern Theil des Baues bezeichne, an dem die Inschrift angebracht ist. Doch spricht die mir bis jetzt wahrscheinliche etymologische Beziehung des Wortes für die gewählte Erklärung. Ormuzd wurde verehrt durch Bauten, die unter seinen Schutz gestellt wurden, und durch Inschriften, die seine Allmacht verkündigten. Eine gesichertere Erklärung mag der Zukunft anheimgestellt bleiben.

Was nun die Bedeutung dieses Gebäudes betrifft, so vermuthe ich aus der Art der hinaufgetragenen Dinge, sowie aus den vom Könige getragenen Geräthschaften, endlich aus der verhältnißmäßigen Kleinheit der Räume, daß es Speisesäle enthielt, und zwar zum täglichen Gebrauche. Es grenzt an die inneren Gemächer, an die eigentliche Wohnung und dicht daran war die große Festhalle. Es wird bezeugt, daß die Perserkönige von allen Ländern sich die besten Speisen durch eigene Leute holen ließen[80]) und zwar waren die bestimmten Naturallieferungen für den Tisch des Königs, die einzelnen Gebieten und Städten auferlegt waren, davon wol verschieden; solche ausgesuchte Nahrungsmittel mögen in den Basreliefs dargestellt sein. Die Perserkönige speisten, außer an großen Festen, meist allein, oder mit wenigen Auserwählten; von ihrem Tische wurden aber den Freunden und den Leuten um die Person des Königs Speisen gegeben, wie noch jetzt im Oriente den Personen, die man ehren will[81]). Diese mögen in den Räumen um den königlichen Speisesaal bewirthet worden sein.

77) *Rich* tab. XX—XXII. 78) Diese Inschriften stehen bei Niebuhr (tab. XXVII). Übersetzungen S. 139. Vorzüglich de Sacy hat sie erläutert. Mémoires sur quelques monuments de la Perse. p. 129. 79) Das bezweifelte Wort übersetzte ich früher durch Thor. Doch sagt Niebuhr ausdrücklich (S. 138), die Inschrift stehe über dem Könige; nach Porter, wie es scheint, nicht blos über dem schreitenden, sondern auch über dem thronenden. Man kann ebenso gut vermuthen, es bedeute einen Theil des Gebäudes oder dessen besondere Bestimmung. Ich wage hierüber gar nichts zu bestimmen.

Dem Gebäude G gegen Osten und dem Berge der Gräber zu war bei M ehemals auch ein ansehnlicher Bau[82]), von dem nur einige Grundmauern, Säulensockel, 5 Thürpfosten und die Seitenwände von drei Eingängen übrig sind. Die Hauptfigur an den Wänden ist der König auf seinem Thronsessel, die Füße auf den Schemel stützend, in der Rechten das lange Scepter, einen Becher in der Linken[83]); der Fliegenwedelträger hinter ihm hat ebenfalls einen Becher in der Linken. Unter ihm stehen viele kleine Figuren, die ihre Hände in die Höhe halten. An den Thürpfosten erscheint der schreitende König mit den bekannten zwei Begleitern.

Auch hier ist die Deutung gewagt wegen des Mangels an Abbildungen der entscheidenden Figuren. Der König, der an der Thüre gehend, im Innern aber thronend vorgestellt ist, deutet auch hier auf ein Gebäude, welches von ihm nicht bewohnt, aber zu bestimmten Zeiten und in bestimmten Geschäften besucht wurde. Wegen der um Gnade flehenden Figuren könnte man den Gerichtssaal in diesem Gebäude vermuthen.

Zwischen den Gebäuden G und M ist ein großer Raum, der auf Niebuhr's Grundriß wie ein Hügel erscheint. Porter's genauere Untersuchung[84]) belehrt uns, daß dieses ein unermeßlicher Schutthaufe von 315 Fuß Länge; seine Vermuthung ist zugleich die, daß wir hier die Trümmer des von Alexander zerstörten großen Festsaales zu suchen haben. Daß Alexander's Zorn sich vorzüglich gegen die Halle richtete, in welcher die Perserkönige in grenzenloser Pracht geschwelgt hatten, ist gewiß; je prachtvoller dieser Saal war, desto bedeutungsvoller war grade seine Zerstörung. Wir lesen bei dieser Zerstörung nur von einem Brande, der das Gestein nicht verzehren konnte, aber doch Spuren hinterlassen mußte; solcher Spuren zeigen sich sonst gar keine bei diesen Trümmern. Es gewinnt somit jene Vermuthung eine große Wahrscheinlichkeit.

Ich habe schon oben angegeben, daß die Gebäude G und M niedriger, als die südlichern H und I, aber höher als die im Norden vorliegende Säulenhalle liegen; diese letztere haben wir jedoch mit zur zweiten Terrasse

80) *Brisson* p. 132. 81) *Id.* p. 149. 156. 82) Niebuhr S. 145. 83) Niebuhr gibt nur Beschreibung und verweist auf tab. XXIX u. XXX, denen der König hier zwar ähnlich, doch nicht ganz dieselbe Darstellung sei. 84) I. p. 646. Ich habe ihn auf dem Grundrisse mit Z bezeichnen lassen.

gezählt, weil sie durch die große Treppe deutlich von der unteren Terrasse geschieden wird. Nach Osten hin zwischen der Säulenhalle, dem Gebäude M und G, den noch höhern der dritten Terrasse, H und I einerseits und dem Gräberberge andererseits, ist eine natürliche Senkung des Bodens; in dieser liegen die Bauten O und L und zwar sogar niedriger, als der Thorweg bei A und AE [85]). Am allerniedrigsten liegt das südlichste Gebäude in dieser Reihe von Nord nach Süd, nämlich K. Wir beschäftigen uns zuerst mit den zwei ersten.

Von O sind noch einige Säulentrümmer übrig, diese sind glatt gewesen, nicht wie sonst cannelirt [86]); es waren die Capitäle auch hier die mit dem Doppelthier. Auch lassen sich noch die Trümmer eines großen Thorweges erkennen, dessen große Steine umgeworfen umherliegen. Verbinden wir diese Angaben mit der Nähe des Thorweges A AE, so läßt sich ein Theil des Planes dieser Anlagen mit voller Gewißheit in Gedanken herstellen. O selbst war eine bedeckte Säulenhalle, wie die früher beschriebene bei B C D E. Zu ihr führte ein Porticus, der auf irgend eine Weise mit dem bei A AE in Verbindung gestanden haben muß. Von der ersten Treppe heraufkommend ging man also entweder gerade aus nach der Säulenhalle bei O oder wendete sich rechts zur großen Treppe b und zu der Säulenhalle B C und durch diese zu den Palästen der zweiten Terrasse G Z M. Um zu O zu gelangen, brauchte man keine Treppe zu steigen, weil der Boden nicht stieg. O liegt nun aber grade dem großen Palaste L gegenüber und bildete zu ihm gewiß eine ebensolche Durchgangshalle, wie wir sie schon für die Paläste der zweiten Terrasse kennen. Diese Anordnung zeigt keine vollständige Symmetrie, aber einen richtigen Sinn für die Anpassung der natürlichen Bodenbeschaffenheit an die beabsichtigten Anlagen. Eben die kleinen Unebenheiten des Bodens vertrugen sich am besten mit der Trennung des Ganzen in einzelne Palastanlagen; die Vereinigung aller Bauten in einer großen zusammenhängenden Fronte würde beiweitem nicht den Reichthum und die Mannichfaltigkeit gewährt haben. Doch ist die Symmetrie beobachtet worden, daß beide Säulenhallen gegen Norden den Gebäuden, zu denen sie gehörten, vorlagen; obwol nicht in gleicher Breitenparallele, lagen sie doch mit ihren südlicheren Palästen in parallelen Meridianen.

Das Gebäude L ist das größte von allen, deren Umrisse uns noch erkennbar sind. Wir können uns jedoch über dieses kürzer fassen, da sich bei ihm vieles Bekannte wiederholt. Es ist ein großes Viereck, jede Seite hat 210 Fuß; die Mauern sind 10½ Fuß dick und, wie alles hier, aus Marmor. An jeder Seite sind zwei Thüren, die bei w w und x x 13 Fuß hoch und doppelt so breit, als die anderen bei a a und b b, y und z. Die Thürpfosten der kleineren sind aus einem Stücke. Die Hauptfaçade war gegen Norden und vor ihr standen einst Thierkolosse, von denen nur die Piedestale vorhanden sind, 18 Fuß lang, 5 hoch (bei c c); es waren wieder die Thiere mit einem Horne, Einhörner oder Stiere [87]). Dieser Porticus muß mit der Säulenhalle bei O in Verbindung gestanden haben.

Das ganze Gebäude bildete nur einen einzigen großen Saal und ist bedeckt gewesen. Auch hier waren die inneren Wände reich mit Sculpturen geschmückt, namentlich die Nord- und Südwand. An den Wänden waren Nischen, etwa um Blumenvasen aufzunehmen. An den großen Thürpfosten w w stellt das Relief den thronenden König vor, auf bekannte Weise, vor ihm steht, was wie zwei Rauchgefäße aussieht [88]). Der Fliegenwedelträger hinter dem Könige ist kein Weib, sondern die weibische Tracht bezeichnet den Eunuchen; das Tuch in seiner Linken diente dem Könige wahrscheinlich zum Schweißabtrocknen. Hinter ihm steht aber hier der Waffenträger des Königs, dessen Bogen auf der Schulter und dessen Dolch in der Hand tragend, seinen eigenen im Gürtel. Hinter diesem ein Speerträger. Unter dem Throne erscheinen in vier Reihen, von beiden Seiten der Mitte das Gesicht zuwendend, 40 Leibwachen mit den zwei früher erwähnten Unterschieden [89]). Vor dem Könige erscheint ein Gesandter, die Hand vor dem Munde, als ob er seinen Athem verhindern wollte, den König zu verunreinigen, so erfoderte es persische Sitte; hinter ihm steht ein Eunuch, ein Gefäß in der Hand. Die Rauchgefäße könnten darauf gedeutet werden, daß auch die Luft zwischen dem Könige und den Fremden mit Wohlgerüchen erfüllt und gereinigt werden mußte. Da es allgemeine Sitte des Morgenlandes ist, daß man nicht vor den Herrscher treten darf, ohne durch ein Geschenk seine Huldigung zu bezeigen, so erwartet man hinter dem Gesandten am natürlichsten einen Träger von Geschenken; das Gefäß, welches der Eunuch trägt, weist jedoch eher auf Räuchereien hin. Über dem Könige schwebt das Gefieder einer nicht sichtbaren Gestalt, welches aus Strahlen zusammengeknüpft scheint; es findet sich hier zwei Mal über einander; in der gegenüberstehenden Darstellung aber noch ein drittes Mal und trägt dann den Ferver des Königs. Zu beiden Seiten stehen einander zugekehrt je drei Thiere, die sich ebenfalls bei dem zweiten Gefieder wiederholen, in der dritten Reihe aber neben dem Ferver nicht da sind. Diese Reihen sind geschieden durch Rosen, die ebenfalls die ganze Darstellung einfassen. Die Rose ist bekanntlich eine besonders von den Persern geschätzte Blume und muß es auch schon im Alterthume gewesen sein; ob sie zugleich eine allegorische Bedeutung hier habe, weiß ich nicht zu bestimmen. In einer ähnlichen Verlegenheit befinde ich mich in Beziehung auf die Thiere über dem Könige; man kann sie nach den Zeichnungen für Hunde, Stiere oder Löwen halten. Heeren nimmt sie für die erstern und bezieht sie auf die Heilighaltung des Hundes in der Lehre des Zoroaster; es war der wachsame Hüter gegen böse Feinde [90]). Die beiden andern Thiere würden hier dieselben Bezie-

85) Niebuhr S. 124. 86) Ders. S. 148.

87) Niebuhr S. 148. *Porter* I. p. 664. 88) Niebuhr tab. XXX. *Chardin* tab. LXIII. *Porter* pl. 49 sq. 89) Chardin hat fünf Reihen und 50. 90) Historische Werke. X. S. 264.

hungen haben, wie in andern Darstellungen, in denen sie erscheinen.

Schon Niebuhr hat in dieser ganzen Darstellung eine Audienz erkannt, und wir finden nichts, was dieser Ansicht irgend widerspricht.

Gegenüber bei x x kehrt diese Sculptur des thronenden Königs wieder mit dem einzigen Unterschiede, daß hier die Träger des Thrones nicht Leibwachen sind, sondern Männer in verschiedener Tracht[91]), in drei Reihen, oben vier, dann fünf und fünf. Sie tragen mit emporgehobenen Armen den Thron. Hier erscheint Niemand vor dem Könige, hinter ihm nur der Fliegenwedelträger.

Niebuhr[92]) hat in den 14 verschiedenen Gestalten schon verschiedene Völker erkannt; die letzte Gestalt hat krause Haare und dicke Lippen; es ist nach Niebuhr ein Äthiope aus Afrika. Der Ferver endlich erhebt die Rechte, wie betend, und hält in der Linken einen Ring, das Symbol der Herrschaft. So erscheint auch dieser Ring auf den Sculpturen der Sassaniden, wo die zwei um die Herrschaft der Welt ringenden Kämpfer sich einen Ring zu entreißen streben.

Es erscheint also der König hier in seinem großen Audienzsaale, wo er die Gesandten der Völker empfing; er ist dargestellt auf seinem Throne[93]), welcher ruht auf der Kraft und Menge seiner Völker, der zugleich vertheidigt wird von der Tapferkeit seiner persischen Speerträger und Bogenschützen. Es erscheint der König aber zugleich als frommer Verehrer seiner Götter und namentlich auch unter dem Schutze seines Fervers.

Die hier erwähnte Darstellung wiederholt sich zweimal an jeder Thüre, also vier Mal an derselben Wand; es heißt zwar, daß alle vier ganz gleich seien; ich wage jedoch zu behaupten, daß eine genauere Untersuchung in den Trachten der Völker Unterschiede finden würde; warum, werde ich nachher sagen.

Bei den zwei Thüren der beiden anderen Wände finden sich (bei y. z. a. a. b. b.) Darstellungen der Kämpfe mit den vier Thieren, auf die ich sogleich zurückkomme. In den Thüren auf den Pfosten selbst stehen überall zwei Speerträger. An der Südseite des Gebäudes finden sich wieder zwei Keilinschriften, jede in den drei gewöhnlichen Schriftarten; nur die eine ist in allen drei Alphabeten copirt, die wichtigere nur in einem[94]).

Es scheint hier am passendsten, zuerst diese Inschriften zu besprechen, und dasjenige über sie im Allgemeinen zu bemerken, was in diese Darstellung etwa gehören mag. Das paläographische Element muß natürlich von dieser Skizze ausgeschlossen bleiben.

Alle Keilinschriften in Persepolis sind entweder noch, oder waren einst, oder sind bestimmt gewesen, in dreifa[cher] Schrift und dreifacher Sprache eingehauen zu werd[en]. Die Schärfe und Zierlichkeit, womit dieses geschehen, [ist] von allen Reisenden bewundert worden, und wenn [die] Schwärze des Marmors sie jetzt öfters undeutlich mach[t], so ist zu bedenken, daß sie einst alle mit Gold eingeleg[t] waren. Ich berufe mich dabei auf Chardin's ausdrückliches Zeugniß[95]), daß wo nicht alle, doch wenigstens einige (und wenn so, die Namen und vielleicht auch die Titel des Königs) vergoldet waren. Wir werden nachher sehen, daß auch die Sculpturen einst ähnlichen Schmuck hatten. Die einzelnen Buchstaben sind mehr zollgroß.

Welchen Ländern die drei Sprachen und Alphabe[te] angehören, scheint mir kaum zweifelhaft. Man hat zwar geglaubt, daß eine der Arten, die zweite, Medisch sei[96]). Diesem muß ich widersprechen und zwar aus zwei Gründen. Erstens ist es gegen die ausdrücklichen Zeugnisse des Alterthums, daß die Meder und Perser sich wesentlich in der Sprache unterschieden; es scheint daraus wahrscheinlich, daß sich beide Völker auch derselben Schrift bedient haben werden[97]). Zweitens waren die Perser ein erst später wie zur Macht, so auch zur Cultur gelangtes Volk, früher ein einfaches Bergvolk, dem die Schrift wol ganz fremd war. Als sie plötzlich zu großer Macht gelangten, nahmen sie die meisten (um nicht zu sagen alle) Staatseinrichtungen der Meder an, ihrer nächsten Vorgänger in der Herrschaft. Wahrscheinlich auch die Schrift. Denn die Meder hatten auch in Ekbatana und sonst große Bauten aufgeführt, an denen sie auch Inschriften werden angebracht haben und die Schrift war gewiß eine Keilschrift. Es ist natürlicher anzunehmen, daß die Perser diese Schrift von ihren Vorgängern mit so vielen anderen Dingen annahmen, als einem ungebildeten Volke eine eigene Schriftbildung zuzuschreiben. Denn war die medische Schrift von der altpersischen Schrift verschieden, muß diese, welche jetzt nur auf altpersischen Denkmalen vorkommt, eine neue Anwendung der Keile zur Bezeichnung von Lauten gewesen sein. Da auch das Institut der Mager von den Medern zu den Persern überging, ist die Annahme, daß mit ihnen zugleich ihre Schrift eingeführt wurde, kaum zu vermeiden.

Die erste Gattung persepolitanischer Schrift, die wir allein bis jetzt mit einiger Sicherheit lesen können, ist eine rein alphabetische, und wenn es die jüngste Stufe der Schriftausbildung ist, für Consonanten und Vocale eigene selbständige Zeichen zu haben, so ist diese erste und einfachste zugleich die jüngste Anpassung des Keilsystems zur Lautbezeichnung. Was in ihr geschrieben ist, darf jetzt für Altpersisch ausgegeben werden. Diese Sprache war auch den Medern verständlich und es ist kein Grund anzunehmen, daß die Perserkönige für dieses Volk sollten die Inschriften noch einmal haben einhauen lassen.

---

91) Niebuhr tabl. XXX. *Chardin*, tabl. LXIV. *Porter*, pl. 50. 92) S. 147. 93) Niebuhr bemerkt ausdrücklich, daß der schreitende König hier gar nicht vorkommt. S. 148. Es ist dieser gewiß absichtlich und bedeutet, daß der König stets regierte, stets auf dem Throne saß. 94) Niebuhr, S. 150. tabl. XXXI. H. I. K. L. *Porter*, 55 a und b. Meine altpersischen Keilinschriften. S. 148. S. 156.

95) p. 321. Ebenso waren die Keilinschriften am See Van einst mit gelber Farbe eingelegt. *Schulz*, Mémoir. p. 304. 96) So Rawlinson, der viele schöne Forschungen über diese Alphabete angestellt hat. Journal of the geographical Society X. p. 23. 97) Ich verweise wegen der Sprache auf d. Art. Persisch.

Die Meder erbten die Herrschaft der Chaldäerkönige von Babylon; diese waren Nachfolger der Könige von Ninive und Assyrien. Beide Dynastien hatten ihre Hauptstädte mit großen Bauten geschmückt, in deren Ruinen noch Steine gefunden werden mit eigenthümlicher Keilschrift. Durch die Anwendung der beiden Gattungen von Keilschrift, die diesen beiden Völkern zugehörten, auf ihren eigenen Denkmalen verkündigten die Achämeniden zugleich ihren Ruhm, die Nachfolger jener weltbeherrschenden Könige zu sein. Sie vereinigten, indem sie ihre eigene ursprünglich medische Schrift voransetzten, alle die drei monumentalen Alphabete, die in diesen Ländern auf großen Denkmalen im Gebrauch gewesen waren, aber nur einzeln. Daß man nicht allen Völkern lesbare Inschriften setzen wollte, ist klar; waren ja doch den Phöniciern und Kleinasiaten die Keilschriften nicht geläufig. Daß der frühere Gebrauch einer monumentalen Schrift hier die Richtschnur abgab, dafür spricht, daß auch die heilige Schrift der sonst so verhaßten Ägypter mit Keilschriften zusammengebraucht worden ist auf dem Kambyses-Monument bei Beirut und auf einem in Susa [98]); doch nur als seltene Ausnahme. Die sonst ausschließlich gebrauchten sind eben nur die drei Alphabete der vielfach mit einander verkehrenden und kämpfenden großen Herrschervölker Asiens, der Babylonier, Assyrer und Meder; bei allen dreien galt die Keilschrift gewiß zugleich als eine geheiligte [99]).

Diese blos historischen Betrachtungen mögen genügen, um wahrscheinlich zu machen, daß wir in Persepolis unter den altpersischen assyrische, unter diesen babylonische Inschriften anzunehmen haben; paläographische Untersuchungen der Alphabete und Denkmale werden, glaube ich, zu demselben Ergebnisse führen. Die Inschrift H. bei Niebuhr, obwol weder vollständig erhalten, noch ganz mit Sicherheit erklärbar, gibt uns doch, dünkt mich, einen schätzbaren Fingerzeig. Ich setze zuerst den wohl erhaltenen Theil her: Auramazdes magnus; is maximus deorum, ipse Darium regem constituit, favore (?) suo regnum evexit. Ex voluntate Auramazdis Darius rex nobilis, Darius rex hujus terrae Persicae; hanc per me evexit Auramazdes. Haec .... ex voluntate Auramazdis [1]). Atque mei, Darii regis, hae (sunt) preces [2]). Precor devotus (?), genere nobilis Darius rex. A me, Auramazdes, cultum accipe semper cum diis patriis atque hanc terram, Auramazdes, tuere.

Von hier an (Z. 16) bis zum Schlusse, ist die Inschrift stark verstümmelt, namentlich gegen das Ende (von Z. 20 an). Dieses Letzte war aber gewiß nur die gewöhnliche Anrufung am Schlusse der größeren Inschriften; Ormuzd und die anderen Götter sind darin zu erkennen. Die vier vorhergehenden Zeilen, obwol nicht unverletzt, lassen einige Worte und einen Theil des Inhaltes erkennen, der für uns wichtig ist. Ich muß mich hier kurz darüber fassen.

Es werden ganz sicher vier Dinge erwähnt, die fortgewünscht werden; dieses beweist die particula averruncandi *mâ*, vier Mal wiederholt [3]); die Dinge selbst heißen: *âzmijâ*, *hinâ*, *dhusijârâ* und *darugâ*. Im vorhergehenden Satze scheint zu stehen, daß diese Dinge das Land heimsuchen, doch sind nur drei erwähnt und statt des ersten folgt auf das zweite ein unleserlich gewordener Zusatz. Vermuthungen wären hier zu gewagt. Ich halte mich nur an die vier Dinge, bei denen man sogleich an die vier Thierkämpfe denken wird.

Von den vier Wörtern ist eins ganz klar; *daruga* oder *druga* ist das Zendwort drug, das Darudsch der Zendschriften, der Name der bösen Geister im Dienste des Ahriman [4]). Es folgt, daß auch die übrigen Wörter böse Wesen bedeuten müssen.

Wenn man bedenkt, daß Ahriman das erste und das letzte der von Ormuzd erschaffenen und beglückten Länder durch dasselbe Übel zu Grunde gerichtet, durch den Winter [5]), daß unter den Devs oder bösen Geistern auch die „Nordwinde aus dem Norden" vorkommen [6]), endlich, wenn man die Ähnlichkeit des Zendworts für Winter zjâ, dem aber in den verwandten Sprachen ein *m* noch angehört (Sanskrit hima, hiems, χειμών) mit den â-zmijâ der Inschrift hinzunimmt, so trage ich kein Bedenken anzunehmen, daß einer der erwähnten bösen Geister der Winter sei.

Für die zwei übrigen Wörter weiß ich aber noch nichts einigermaßen Genügendes vorzutragen.

Ist nun aber das erste Wort, wie mir scheint, sicher, das zweite mit Wahrscheinlichkeit erklärt und die Beziehung der vier bösen Geister der Inschrift auf die vier Thierkämpfe an den Thoren des Gebäudes L. und anderer deutlich, so haben wir einen werthvollen Fingerzeig, um zu einer richtigen Erklärung der Basreliefs zu gelangen.

In diesen Kämpfen erscheint der König ohne königlichen Schmuck, in einem losen, aufgeschürzten Gewande, mit einem einfachen Bande ums Haar und nackten Armen [7]); es ist keine Kriegsrüstung, eher wol ein leichter

98) *Porter*, II, 414. 99) Bei den Alten kommen die Benennungen assyrische und chaldäische Schrift vor, als Bezeichnungen der Keilschrift, die erste bei Herodot. Die Geschichtschreiber Alexander's sprechen von persischen Buchstaben. Sie unterscheiden aber durchaus nicht die einzelnen Gattungen, und man kann daraus nur ableiten, daß sie die Keilschrift grade nur bei diesen drei Völkern kannten.

1) Die Worte: hijâ, nibâ, uwaçpâ, umartijâ, verstehe ich nicht. uwaçpa ist altpersische Orthographie für Choaspes, wahrscheinlich sprach man huwaçpa. Dieses bedeutet gutes Pferd. Ich suche in der Stelle eine Anspielung auf das bekannte Pferdeorakel; ganz conjectural, obwol mir selbst wahrscheinlich ist diese Übertragung: haec (terra) contigit per equum bene memorem ex voluntate Aur. Es wäre der Mühe werth, nachzuforschen, ob kein Basrelief unter den Trümmern jene Geschichte darstellt. Herodot spricht (III, 88) von einer steinernen Säule mit einem Bilde des Pferdes, eines Reiters und einer Inschrift. Bis auf die Nennung des Stallknechtes ist der Inhalt der Herodot'schen Übersetzung in unserer Stelle enthalten.

2) ânijanâ steht in demselben Sinne. I, 20. 3) Eine ähnliche averruncatio kommt vor in I. gegen das Ende. 4) s. *Burnouf*, Yaçna I. p. 493. Ich verdanke diese Erklärung, sowie die folgende, dem verstorbenen Jacquet in Paris. 5) *Vendidad*, Farg. I. 6) *Jescht Ardibehakht* bei Kleuker II, 192. 7) *Porter* I. pl. 52. 53. 54. Niebuhr S. 147. tab.

Jagdanzug; er ergreift das Ungethüm mit der linken Hand beim Horne oder Ohre und rennt ihm einen gewaltigen Dolch in den Leib; er thut dieses mit großer Seelenruhe und wie er nur eine einfache Waffe und seine nackten Arme gegen das Thier zur Vertheidigung hat, soll sein Muth, seine Kraft und Zuversicht gewiß durch diese Darstellung hervorgehoben werden. Die Sculptur ist bei diesen Basreliefs im Technischen vielleicht am vollendetsten und die Zusammensetzung der Unholde aus verschiedenen Thiertheilen ist trotz aller phantastischen Bizarrerie doch gefällig und macht den Eindruck eines gewaltigen und bösen Wesens aus einem fremden, unheimlichen Gebiete der Schöpfung.

Man geräth in der That in einige Verlegenheit, wenn man angeben soll, aus welchen Theilen anderer Thiere die Ungethüme zusammengesetzt sind; so wenig stimmen die Zeichnungen und Angaben der Reisenden und die Auffassungen der Ausleger dieser Figuren. Zwar über eine ist kein Zwiespalt; es ist dieses die Darstellung, die von den drei übrigen abweicht[8]), wo der König einen jungen, oder wenigstens kleiner vorgestellten Löwen im linken Arme an die Brust festhaltend, den Dolch in der Rechten gesenkt hält, während er ins Freie hinausschaut und auch der Löwe sich umwendend gleichsam einem Ankommenden oder Zurufenden entgegensieht. Der König scheint aber des Löwen schonen zu wollen.

Von den übrigen Thieren hat das eine (der sogenannte Greif) den Kopf und an den Füßen die Klauen des Adlers, ist auch beflügelt, hat aber sonst den Leib eines vierfüßigen Thieres, wahrscheinlich eines Löwen. Das zweite einen Wolfskopf mit aufgesperrtem Rachen, Leib und Füße des Löwen, den Oberleib aber befiedert, dazu einen nackten Knochenschweif und am Kopfe ein Horn. Das dritte Thier wäre nach Niebuhr das Einhorn, doch da er auch das vorhergehende Thier ein geflügeltes Einhorn nennt, wendet er offenbar diese nichts sagende Benennung zu häufig an; es ist nach der Abbildung bei Chardin wol ein wilder Esel, hat wiederum ein Horn an der Stirn, ein Halsband um den Hals, die Hufe eines Pferdes oder eines Stiers und ist nicht beflügelt; sein langer Schweif endigt in einen Haarbüschel.

Die Deutung dieser Thiere ist sehr verschieden gewesen; Chardin erinnerte an die Wunderthiere der Propheten[9]) und denkt, die Thiere bedeuteten besiegte Reiche; so hat auch Porter gedacht. Bloße Jagdscenen darf man wegen der Wunderthiere nicht darin suchen. Heeren nimmt eine religiös-politische Deutung an; es seien die Thiere des Ahriman's, der Finsterniß, die böse Schöpfung, gegen welche stets anzukämpfen Pflicht des Ormuzd-Dieners sei[10]). Dieser Deutung muß ich im Ganzen beistimmen; die Wunderthiere stellen physische und damit verwandte moralische Übel dar, welche jeder Diener des Ormuzd zu bekämpfen hat, der König aber *zugleich als Oberhaupt* seines Reichs, und für dieses das Übel *abwehrend*. In dem Wolfe erkenne ich den Winter; denn *der Wolf ist* ein Thier des Winters, grimmig wie dieser, *raubsüchtig* und verwüstend; die Devs gehen auch in *Wolfsgestalt* herum[11]). Die Classe der Devs, welche Darudsch *heißen*, wird durch eins der anderen Thiere bezeichnet *sein*; doch wage ich hierüber keine Vermuthung.

In Beziehung auf den Löwen erinnere ich an die Darstellung eines Siegels, auf dem Darius vorgestellt ist mit einem auf ihn losgehenden Löwen *kämpfend*; er fährt auf seinem Wagen und hat schon den aufrechtstehenden großen Löwen an der Stirn und an der Vordertatze verwundet; ein kleiner im Rücken angeschossener *flieht* unter dem Wagen davon. Zu jeder Seite des *Kämpfenden* stehen Palmen als Zeichen des Friedens nach dem *Siege*. Daß hier der große Löwe Ahriman selbst sei, ist dem *gelehrten* Herausgeber[12]) dieser zierlichen Darstellung nicht zu bezweifeln.

Dann gehört aber auch der kleine Löwe zur Brut Ahriman's, und diesen kleinen Löwen dürfen wir *an* unsern Palästen wiederfinden. Warum aber der *König* diesen nicht verwundet? Darüber weiß ich aus den vorhandenen Angaben nichts zu sagen. Auf jeden *Fall* ist aber der Löwe als böses Thier zu fassen, und *ihn* in einen Hund zu verwandeln, den der König an seine Brust drückt, ist reine Willkür.

Es erscheint also *hier der König als siegreicher Kämpfer* im Dienste der guten Geister gegen die Mächte *der Finsterniß* und des Übels.

Heeren legt ein großes Gewicht darauf, diese Wunderthiere, sowie die kolossalen Thürhüter, die uns zunächst beschäftigen müssen, als diejenigen nachzuweisen, welche Ktesias beschreibt[13]) als einheimisch im indischen Gebirge, also als indische Vorstellungen. Doch muß er selbst eingestehen, daß nur die Beschreibung des Greifs bei Ktesias auf das erste der beschriebenen Wunderthiere paßt; bei dem zweiten und dritten, wie bei den noch zu erwähnenden, muß er zugeben, daß nur Einzelnes zutrifft und ebenso wesentliche Dinge abweichen. Doch behauptet er, es sei nichts gewisser, als daß diese altpersische Thiersymbolik baktrisch-indischen Ursprungs sei; diese Wunderthiere seien gedacht als auf dem hohen Gebirge zu Hause, welches Indien und Baktrien von Innerasien, vom chinesischen Turkestan und der Wüste Kobi scheide.

Daß die Wunderthiere, welche Ktesias beschreibt, *wirklich* in der indischen Vorstellung lebten, bin ich nicht *gesonnen* zu leugnen, da ich vielmehr glaube, diese, wie die *fabelhaften* Völker indischer Abkunft bei Ktesias, in indischen Dichtungen nachweisen zu können[14]). Ihre gewöhnlichste Heimath ist das Land nördlich von Kaschmir, das Hochland an den Quellströmen des Indus. Soweit kann ich mit dem berühmten Gelehrten Hand in Hand gehen.

XXV. d. e. *Le Brun*, Nr. 129. p. 245. *Chardin*, tab. LXV. p. 301.

8) Niebuhr XXV, c. *Le Brun* Nr. 145. 9) p. 301. 10) Historische Werke. X. S. 243.

11) Zendavesta von Kleuker. II. 192. 12) Grotefend, Beiträge zur Erläuterung der babylonischen Keilschrift. 1840. S. 5. 36. 13) l. c. p. 209. 210. 239. 14) Einiges darüber schon in der Zeitschrift für die Kunde des Morgenlandes. II. S. 40. 63.

Weiter aber auch nicht, aus zwei Gründen. Erstens beschränkt sich die Ähnlichkeit der persischen Wunderthiere mit den indischen, nehmen wir etwa den Greif aus, auf die ganz allgemeine, daß nicht wirkliche Thiere auf wunderbare Weise aus Theilen verschiedener wirklicher zusammengesetzt wurden. Zwar haben die Perser jene indischen Wunderthiere wol gekannt, da Ktesias sie in Persien kennen lernte; sie konnten sie aber ebenso gut von ihren westlichen Nachbaren, den Babyloniern und Assyrern, nehmen, von denen auch ihr Schriftsystem entlehnt war, und hier ist die Erinnerung an Daniel's Wunderthiere sehr passend, weil der Prophet beweist, daß in Babylon solche Wunderthiere bekannt waren; babylonische Teppiche stellen solche dar, in der babylonischen Kosmogonie kamen schon allegorische Wunderthiere vor, und unter den wenigen Denkmalen bildender Kunst von Babylon und Ninive erscheinen auch wunderbare Thiergestalten. Dann haben zweitens die indischen Wunderthiere keine moralisch-allegorische Bedeutung, es sind Schöpfungen der unermüdet thätigen Phantasie; die Inder gaben wol ihren Göttern einzelne Thiersymbole, es werden wirkliche Thiere den Göttern als symbolische Bezeichnungen beigegeben, aber eine Symbolik ethisch-religiöser Bedeutung durch Wunderthiere kennen wir in Indien nicht. Die Perser der alten Zeit stellten ihre Götter gar nicht bildlich dar und kleideten nur ihre Vorstellungen von physikalischen und moralischen Kräften, vorzüglich von den bösen, in die Gestalt wunderbarer Thiere. Der gute Genius des Königs erscheint stets in rein menschlicher Bildung.

Ich glaube daher sowol dem inneren Charakter der altpersischen Wunderthiere, als dem historischen Zusammenhange der Culturgeschichte der asiatischen Völker ihr Recht widerfahren zu lassen, wenn ich jene Thiere als, vielleicht eigenthümlich umgewandelte, allegorische Bezeichnungen babylonischer Vorstellungsweise hinstelle.

Doch es ist Zeit, die kolossalen Thiergestalten zu betrachten, welche an der ersten Terrasse schon und sonst öfters, als Wächter der Thore uns entgegentreten. Es ist zuerst das sogenannte Einhorn nach Niebuhr's Benennung, die wir schon deshalb bedenklich fanden, weil verschiedene Wunderthiere mit einem Horne begabt sind. Porter's genaue Untersuchung bestimmte es als einen Stier; es ist auf jeden Fall ein Wunderstier, da es nur ein Horn hat [15]); Heeren besteht darauf, es sei die Gestalt dem Pferde, oder dem wilden Esel oder endlich auch dem Nashorne nachgebildet. Das zweite Riesenthier hat dieselbe starke Stiergestalt, hat aber kräftig emporgehobene Flügel, eine Tiara auf dem Kopfe, daher wahrscheinlich einst ein menschliches Gesicht, von dem noch der Bart übrig ist [16]). Es ist mit dem größten Fleiße gearbeitet, namentlich die Federn der Flügel und die Haare des zierlich geordneten Bartes mit bewundernswerther Genauigkeit. Es hatte also königlichen Schmuck. Heeren glaubt in ihm den von Ktesias beschriebenen Martichoras, d. h. Menschenfresser, zu erkennen; doch auch hier zeigt sich das Hinkende dieser Beziehungen; denn eine genaue Betrachtung der Abbildungen verräth keine andere Ähnlichkeit mit Ktesias' Beschreibung, als das Menschengesicht. Ktesias' Martichoras hat Löwenfüße, unser Riesenthier aber Stierhufe, und schon die Benennung Menschenfresser muß bedenklich machen bei einem Thiere, welches offenbar als Hüter der königlichen Paläste dasteht. Wir wollen es lieber mit anderen die persische Sphinx nennen.

In Ermangelung der Inschriften, die uns auch wol bei diesen Thieren einen belehrenden Wink geben würden, wollen wir die Erklärung dieser Thiere aus ihren Attributen suchen. Durch das Diadem und den nach Art des Königs selbst geschmückten Bart stellt sich die Sphinx als königliches Thier dar; es ist nun aber der Stier in der Zoroastrischen Lehre das Oberhaupt der reinen Thiere; daher die Sphinx den Körper des Stieres erhielt; das Menschengesicht gibt ihr aber den Verstand der Menschen, und die Flügel stellen die Möglichkeit der schnellen Bewegung dar. Ich sehe daher in diesem Thiere ein Symbol der heiligen Gewalt des Königthums, der Herrschaft, und zwar eines guten Königthums, weil es durch den Stier, durch das Thier des Ormuzd bezeichnet wird; die Weisheit der Regierung und ihre weithin wirkende Gewalt sind durch das Menschengesicht und durch die Flügel bezeichnet [17]). Das Ganze war also ein Symbol des guten, weisen, weitreichenden Herrscherthums.

Das erste Thier, den einhörnigen Stier, hat man als Bild der Schnelligkeit und Stärke gefaßt, vorzüglich wol, weil Ktesias' Einhorn so schnell gewesen sein soll; denn der Stier, den wir annehmen müssen, steht kräftig, wie im Gehen begriffen, von Schnelligkeit ist kein Symbol da, noch wird der Stier als schnell gelten können, das Horn zeigt aber auf einen nicht gewöhnlichen Stier hin. Erwägen wir nun, daß der Stier im Zendavesta gilt als das erste Thier der Schöpfung, von dem alles Lebende ausgeht, also als Symbol der Fruchtbarkeit und des Hervorbringens; es ist das Thier, welches die Erde willig für den Menschen bearbeitet und dafür mit einer Silberglocke am Halse geschmückt wird [18]). Im Gegensatze zu seinem Nachbar ist dieses Riesenthier aber ohne königlichen Schmuck, es ist also wol eben ein Symbol der vom Könige beherrschten, der Unterthanen, aber der willig für den König arbeitenden, der thätigen und der Vieles erzeugenden.

Wenn diese Deutungen richtig sind, so ständen als Wächter der großen Paläste allegorisch die beiden Grundpfeiler eines mächtigen Regiments da, das mit Weisheit und Kraft herrschende Königthum und eine gehorsame, vieles durch seine Thätigkeit hervorbringende Unterthanenschaft. Diese Symbole fassen zusammen, was später in einzelnen Bildern auseinandergelegt wird; der König thro-

15) *Porter* pl. 31. 35. Niebuhr XX, a. *Le Brun* Nr. 122. Ich glaube, daß der Wunsch Ktesias' Einhorn oder wilden Esel wiederzufinden, Heeren's Urtheil bestochen hat. 16) *Porter* pl. 32. 33. Niebuhr XX, b.

17) Diese Deutung erweitert nur die von Heeren (S. 211); da er den Stier nicht anerkennt, fehlt bei ihm natürlich die Beziehung auf das Oberhaupt der reinen Schöpfung. Blos als solches wollte es Rhode erklären. Siehe die heilige Sage des Zendvolkes. S. 219. 18) Zendavesta II, 363.

nend, oder seinen verschiedenen Geschäften nachgehend; die Unterthanen, theils den König und seine Burg bewachend, theils die Früchte ihrer Länder und ihres Fleißes ihm bringend.

Kürzer können wir die Vorstellung behandeln, in welcher derselbe Stier von einem Löwen angegriffen wird, auch eine der vortrefflichsten Sculpturen dieser Burgen [19]). Wir müssen vor allem die Thiere hier nicht im andern Sinne nehmen, als wir sie einzeln uns oben gedeutet haben [20]). Es muß uns der angreifende Löwe wieder der böse Geist sein, Ahriman, der hinterrücks heranspringt und vertilgen will, er greift aber den Stier an, die Unterthanen des Reichs, will die eine Stütze der Macht des Königs vernichten. Der Stier dreht sich aber muthig um zur Vertheidigung und ist keineswegs geneigt, sich überwältigen zu lassen; es sind die Völker des Perserreichs entschlossen, in dem stets fortgehenden Weltkampfe der guten und bösen Geister tapfer auf der Seite des Ormuzd zu streiten. Dieses Bild steht aber gewiß nicht ohne Absicht in der tiefsten Ecke der Treppenfaçade; draußen, wo der König nicht selbst ist, in den finstern Winkeln, lauert der böse Ahriman; die Ergänzung dieses Bildes ist in den Kämpfen des Königs mit den dämonischen Thieren zu suchen; nur der König, der tapfere und weise Streiter, vermag die Ungestalten zu überwinden. Mit dieser Bedeutung hängt nun deutlich zusammen, daß in der Inschrift neben dem Löwenkampfe Ormuzd angerufen wird, auch die Herrschaft, das Reich zu schützen.

Ich empfehle den Kundigen diese Deutungen zur Prüfung; sie scheinen mir zuerst den Bildern ihre richtige Beziehung wie zu einander, so auch zu den Gebäuden, welche sie schmücken, zu geben.

Kürzer kann ich mich über die zweite Inschrift des Gebäudes L fassen, welches wir beinahe ganz aus den Augen verloren haben. Der größere verständliche Theil lautet:

Posui Darius, rex magnus, rex regum, rex regionum harum multarum, Vistaspis filius, Achaemenius, genere nobilis. Darius (ego) rex ex voluntate Auramazdis, hae terrae (sunt), eas posui (exhibendas curavi) debellator (?) [21]). Semper isti Persae vectigalium immunes, hae adorationem Igni, mihi tributa attulere: Susa, Media, Babylon, Arabia, Assyria, Gordyene [22]), Armenia, Cappadocia, Sparda [23]), Iones tum terrestres, tum maritimi [24]); porro terrae hae: *Parutes* [25]), Asagarti (Sagartii), Parthi, Zarangia, Arii, Bactria, Sogdia, Chorazmia, Sattagydia, Arachosia, *India*, Gandaritis, Sacae, Maca [26]).

Der Rest der Inschrift (Z. 19—24) ist zum Theil verstümmelt und mir noch unklar; da er hier nicht von Wichtigkeit ist, lasse ich ihn bei Seite; er enthält jedenfalls ein Gebet, um die Perser von gewissen Übeln zu befreien.

Die Völkertafel bezieht sich nun ganz gewiß auf die entsprechenden Sculpturen; sie ist in zwei Theile getheilt und zählt zuerst zehn Völker westlich von der großen persischen Wüste auf, dann 14 östlich davon. Es ist nun gewiß nicht zufällig, daß die den Thron tragenden Völker der Sculptur auch grade 14 an der Zahl sind; die zweite Abtheilung der Inschrift bezieht sich auf sie und wir haben ein Mittel, da die Reihenfolge dieselbe sein wird, jeder Figur ihren Namen zu bestimmen. Dieses hier im Einzelnen zu thun, kann meine Absicht nicht sein, nur über das letzte Volk sei eine Bemerkung erlaubt. An dem untersten und hintersten Volke erkannte Niebuhr [27]) schon Äthiopische Negerbildung, dicke Lippen und krause Haare. Er, wie Heeren sahen darin Afrikaner. Doch wie kommen diese unter die ostasiatischen Völker? Auch hier hilft uns der treffliche Herodot; es sind seine Äthiopen aus Asien [28]). Und auf dieses Volk führt auch wol der Name; denn ihr Vaterland war Gedrosien, nach Indien hin und dieses Land heißt in der einheimischen Geographie Makran; das *Maka* der Inschrift wird ebendasselbe bedeuten [29]).

Die zehn (oder 11, wenn die Griechen zweimal abgebildet waren) Völker der ersten Hälfte des Verzeichnisses müssen in dem gegenüberstehenden Basrelief abgebildet gewesen sein; dieses haben die Reisenden entweder übergangen, oder es ist zerstört.

Um nun zu schließen: Dieser große und königliche Bau stammt schon vom ersten Darius her; die Vortrefflichkeit, in welcher hier persische Baukunst und Sculptur hervortreten, während die Perser noch unter Kyros ein rohes Bergvolk waren, wäre unerklärlich ohne die Annahme, daß er sich dazu auswärtiger Künstler bediente.

Wir haben nun die Gebäude der zweiten Terrasse betrachtet; diese waren alle für öffentliche Handlungen des Königs bestimmt; es fehlen nur die Gebäude zu seinem und seiner nächsten Umgebung, der Frauen und des Harems, Privatgebrauche; diese lagen nach orientali-

19) *Porter* pl. 85. Niebuhr tab. XXIII. *Chardin* tab. LVIII. 20) Nach Heeren (S. 229) soll das Bild bedeuten: „der Gewalt des Perserreichs kann nichts widerstehen." Er läßt den Löwen das Einhorn zerreißen, also das Thier, welches eben vorher als Wächter erschien. Ein Symbol übler Vorbedeutung für die Erbauer dieser Paläste. 21) Vielleicht invictus. 22) Nach Rawlinson und der Inschrift am Grabe des Xerxes Ägypten, was wahrscheinlicher, nämlich Mudrâjâ, d. h. Mizraim, mit d für z auf persische Weise. Eine kleine Änderung erlaubt Midrâjâ zu lesen. 23) Ich halte dieses für den persischen Namen der lydischen Satrapie nach der Hauptstadt Sardes so benannt; hieß diese lydisch Svarda, mußte persisch Sparda daraus werden; die Griechen mußten das v weglassen.

24) Auch diese Erklärung gehört Rawlinson; *uskahjâ* vom zendischen *huska*, siccus, neupersisch *khusck*, das trockene Land; dann *darajahjâ* von darajah, das neuere derja, Fluß, Meer, im Zend *zarajangh*, ganz wie *dest*, persisch Hand, im Zend *zasta*. Also kleinasiatische und Inselgriechen. 25) d. h. Bergland, eine der Parätacenen der ältern, der Kohistans der neuern persischen Geographie. Man sehe die Art. Paryetae und Paraetacene. 26) Ich hielt dieses Land früher für das der skythischen Maci; eine andere Erklärung wird sogleich im Texte gegeben werden. 27) II, 147. Heeren X, 237. 28) III, 97. VII, 70. Nur gibt er ihnen schlichte Haare, nicht krause. Sie waren wie die Inder gerüstet, doch etwas verschieden. Dieses zeigt ihre Lage. Wegen der Haare wäre eine genaue Untersuchung der Originale wünschenswerth. 29) Auch diese Bemerkung rührt von Rawlinson her.

schem Gebrauche im innersten Theile der Burg, am entferntesten von dem Haupteingange; das heißt hier auf der dritten, von Natur höchsten Terrasse. Die Gebäude sind die mit H und I bezeichneten; das noch übrige Gebäude K lag in der Senkung zwischen den Terrassen und dem Gräberberge und am allerniedrigsten; es ist daher auch am meisten mit Schutt überweht [30]. I liegt am allerhöchsten und zwar 50 Fuß über dem Horizonte.

Von H ist wenig mehr übrig; eine Treppe führte bei q hinauf; die Mauer q r ist ebenfalls mit Sculpturen und Inschriften geschmückt, aber zugleich sehr mit Erde bedeckt [31]). Die Inschrift auf der Fronte oder Nordmauer hat Rich abgeschrieben [32]). Sie gehört Artaxerxes II. und zählt nach dem gewöhnlichen Lobe des Ormuzd das Geschlecht der Achämeniden auf bis auf Arsames, den Großvater des Darius I. In dem Schlußgebete wird außer dem Ormuzd auch Mithra um Schutz angerufen, das erste und bis jetzt einzige Mal, daß neben dem höchsten guten Gotte ein anderer erscheint [33]).

Es geht aus der Inschrift nicht hervor, ob das ganze Gebäude von Artaxerxes II. herrühre oder nur die Verzierung der äußeren Wand, an welcher die Inschrift steht. Das Letztere scheint mir das Wahrscheinlichere.

H ist durch einen schmalen Gang von I getrennt (r s): dieses Gebäude hatte ebenfalls seine Hauptfronte gegen Norden, wo große Treppenanlagen waren (bei N N), kleinere sind gegen Süden bei s und t. Wahrscheinlich führten Wege von den Colonnaden zu diesem Gebäude an der Ost- und Westseite des Gebäudes Z. In den Trümmern des Gebäudes I. ist das Gestein am verwittertsten, daher hielten es Niebuhr und Porter für das älteste von allen; dieses bestätigen aber nicht die Inschriften; es mag als das höchste eher am meisten den Stürmen und dem Regen ausgesetzt gewesen sein. Die südliche Grundmauer des Gebäudes und der Fußboden sind aus dem lebendigen Felsen durch senkrechte Abtragung und wagerechte Abplattung gebildet worden. Was davon übrig ist [34]), zeigt dieselbe Bauart, wie bei den übrigen Palästen; Thürpfosten, Säulen, Fenster, Thüren und Ausschmückung durch Basreliefs stimmen überein; wir wollen uns hier nur auf die eigenthümlichen beschränken.

Es war ein Wohngebäude, was schon daraus hervorgeht, daß es in größere und kleinere Zimmer getheilt war; diese liefen um eine Säulenhalle von 36 Säulen herum, die einst bedeckt war. Das größte Zimmer war der tägliche Speisesaal; drei Eunuchen sind abgebildet, Schüsseln mit Speisen und einen Weinschlauch hinauftragend [35]). Das benachbarte H wird das Harem gewesen sein.

Die Inschriften sind folgende. Über der Figur des gehenden Königs diese kurze (G. bei Niebuhr): **Xerxes, rex magnus, rex regum, Darii regis filius, Achaemenius.** In diesen inneren Gemächern, wo er einfacher erschien, sind auch die Titel einfacher. Eine andere Inschrift hat Rich (tabl. XVI — XVIII) hinzugefügt; sie wiederholt sich an den Pfeilern der nordwestlichen Ecke des Gebäudes; sie ist ebenfalls von Xerxes und enthält nach der gewöhnlichen Einleitung und den Titeln folgenden Schluß: **hanc adorationem feci. Me qui feci, Auramazdes, tuere semper cum diis, tum hoc regnum, tum hoc opus.**

Es scheint also das ganze Gebäude von Xerxes errichtet worden zu sein.

Zuletzt eine Bemerkung über das Gebäude K. Es war kleiner, als die übrigen und hatte nur zwei Abtheilungen; nur einzelne Fenster und Thüren sind noch erhalten [36]). Am Eingange erscheint der König gehend mit seinen zwei Begleitern, im Innern aber thronend; beide Male schwebt der Ferver über ihm; Leibwachen erscheinen hier aber nicht. In der Mitte des Gebäudes finden sich vier Pfeiler, zwischen denen nach Porter's Vermuthung [37]), der Platz war, wo das heilige Feuer unterhalten wurde; ein Altar. In der That deutet die Abwesenheit der Wachen auf einen heiligen, stillen Ort; ein so großartiger Königssitz entbehrte gewiß nicht eines Heiligthums, und dieses darf hier gesucht werden. Inschriften sind hier noch keine gefunden worden.

Es lagen also in dieser hintersten Reihe und am entferntesten von dem großen Eingange diejenigen Gebäude, welche der Stille des Privatlebens bestimmt waren: das Harem, der tägliche Speisesaal, das Heiligthum; die beiden ersten zugleich am höchsten und die übrigen Gebäude beherrschend. Der Plan der ganzen Anlage, wie sie sich jetzt herausstellt, ist ein so angemessener, daß wir dadurch zugleich von der Richtigkeit unserer Auffassung überzeugt werden. Es muß dieser Plan schon bei dem Anfange der Anlage gefaßt worden sein, so zusammenhangend ist er im Ganzen.

So zahlreich auch die einzelnen Gebäude sind, die wir noch nachweisen können, so reichen sie doch nicht für den ganzen Bedarf der üppigen Hofhaltung aus, die wir bei den Achämeniden annehmen müssen. Was wir noch vermissen, sind aber nicht sowol Wohnungen für den König und Einrichtungen für die Besorgung der Reichsgeschäfte, als Wohnungen für die Personen, welche nicht bleibend am Hofe waren oder nicht in der unmittelbaren Nähe der Person des Königs stets verweilen mußten. Es lebten die nächsten Verwandten des Königs oft an seinem Hofe und für die Vornehmen des Reichs, wenn sie in Geschäften an die hohe Pforte kamen, waren gewiß Wohnungen zur Aufnahme bereit. Diodor spricht ja ausdrücklich von solchen Herbergen. Ob diese innerhalb der Burg selbst und wo vorhanden waren, ist nicht mehr klar, wenigstens aus den vorliegenden Berichten. Für die zahlreiche, untere Dienerschaft, für die Leibwachen und andere geringere Personen des Hofes läßt sich wol mit großer Wahrscheinlichkeit behaupten, daß ihre Wohnungen außerhalb der inneren Burg und der Terrassen waren, zwischen den äußeren Mauern. Zur persischen Hofhaltung gehörten noth-

30) Niebuhr S. 124. 31) Ders. S. 142. 32) tab. XXIII. 33) Ich erlaube mir auf die ausführliche Behandlung dieser Inschrift in der Zeitschrift für die Kunde des Morgenlandes, 3. Bd. 3. Heft zu verweisen. 34) Niebuhr tab. XXVIII. 35) Porter I. pl. 47. Niebuhr S. 143.

36) Niebuhr S. 146. 37) I. p. 660.

wendig eine Menge von Pferden, und eine Hauptbelustigung der persischen Großen war die Jagd, zu welcher sie die großen indischen Jagdhunde vorzogen. Man würde also, wenn dieses mehr als ein leeres Spiel wäre, leicht die Räume innerhalb der äußeren Mauern mit Bauten aller Art ausfüllen können.

Über den großen Raum, der nach dieser Auseinandersetzung leer zu bleiben scheint, vorzüglich zwischen den Gebäuden und dem Berge in Osten, läßt sich aber mit ziemlicher Sicherheit eine Vermuthung aufstellen. Ein Haupttheil des persischen Luxus war der Besitz großer Gärten, sogenannter Paradiese. Ich verweise auf die bekannte Schrift eines älteren Gelehrten für die Belege 38), daß die Achämeniden in ihrem ganzen Reiche solche Anlagen hatten, daß sie in diesen selbst sich der Pflege der Bäume und Pflanzen annahmen, darin gern ihre Mußestunden zubrachten. Es waren die Paradiese aber zweierlei Art; theils große Parken, große Gehege, worin Wild gehegt und Jagden abgehalten wurden; theils kleinere Baum- und Obstgärten, und von dieser Art waren gewiß auch Anlagen in Persepolis, namentlich in dem oben bezeichneten Raume. Kyros' Grab lag in einem schönen Garten, und grade durch die obige Annahme erhalten die Gräber im Berge Rachmed zugleich ihre Gärten.

Ein anderer Theil dieser großartigen Anlagen, und auf den offenbar großer Fleiß verwendet worden war, liegt noch sehr im Dunkeln und ist in der That schwer im Zusammenhange aufzuklären; ich meine die Wasserleitungen. Es hat vorzüglich Chardin sich vielfach mit den hier vorhandenen, unterirdischen Gängen beschäftigt 39); die ganze Anlage ist gleichsam von Canälen untergraben, die sich nach allen Richtungen hin erstrecken, und nicht der am wenigsten Staunen erregende Theil derselben ist, wenn man überlegt, daß diese Wasserleitungen im harten Felsen ausgegraben und oft so eng und niedrig sind, daß man nicht hat stehend in ihnen arbeiten können. Sie müssen theils zum Gebrauch und zur Abführung der Unreinlichkeit bestimmt gewesen sein, dann wol zum Schmuck, als Wasser-Bassins und Fontainen über der Erde, endlich auch zur Bewässerung der Gärten. Die Perser waren schon im Alterthum (und dieses hängt mit Vorschriften ihrer Religion zusammen) tüchtige Wasserbaumeister zur Befruchtung der Felder und Gärten. Diese Wasserleitungen fangen unmittelbar am Berge an; bei Q ist eine Wassercisterne im Felsen ausgehauen 40); bei a auf der ersten Terrasse, also am andern Ende ebenfalls eine; man kann sie unter allen Gebäuden verfolgen. Der Versuch einer Darstellung im Einzelnen wäre noch nicht ausführbar und hier am wenigsten angebracht.

Endlich müssen wir noch eine Frage aufwerfen. Wo waren die Schatzkammern, die nach vielen Zeugnissen des Alterthums zur Burg der Perserkönige gehörten? Es hat noch kein Reisender sie aufgefunden. Waren sie über der Erde, durften ihre Trümmer kaum fehlen; wahrscheinlich waren auch sie in dem festen Gestein ausgehöhlt.

38) *Brisson* p. 107 sq. 39) p. 308. Auch Niebuhr und Porter erwähnen ihrer an einzelnen Stellen. 40) Niebuhr S. 151.

Wir kommen jetzt zu dem Gräberberge.

Von den östlichsten Säulen der zweiten Terrasse liegt dieser in einer Entfernung von etwa 230 Schritt 41); das eine Grab liegt grade östlich vom Gebäude L; das zweite 400 Schritt südlicher, beide grade in der Mitte der Bergwand, gleich entfernt von der Spitze, wie vom Fuße, 300 Fuß über dem Boden. Fangen wir mit dem ersten Grabe an. Die äußere Bergwand ist hier senkrecht zu einer Façade geebnet, von etwa 130 Fuß Höhe und genau 72 Fuß Breite 42); herum ist der Fels in seiner ursprünglichen Rauheit gelassen. Wo der Fels nicht genug hervorsprang, hat man künstlich ausgefüllt; diese Ausfüllungssteine sind zum Theil heruntergefallen; vor der Façade liegen Stufen oder Terrassen, zu hoch, um zu Treppen zu dienen; ihr Gebrauch ist nicht klar 43).

Unten an dieser Façade sind Säulen ausgehauen, die acht Zoll aus der Bergwand hervorspringen, während die Wand zu beiden Seiten der zwei äußersten sechs Fuß Breite hat; in dieser Seitenfläche stehen sechs Doppelthüren, auf jeder Seite, in drei Reihen über einander, jede zu zwei. Der Säulen sind vier, zwischen den zwei mittleren ist eine schmale Thüre abgebildet, drei Zoll tiefer eingegraben, als der Rahmen, der mit Rosen geschmückt ist; sie ist nur blind, denn ein Eingang war hier nie. Die Säulen haben auch ihr Capital aus Doppelstieren mit dem Horne, zwischen den beiden Thiernacken ist in Stein ein viereckiger Balkenkopf ausgehauen, wie er sonst aus Holz gewesen sein muß. Auf diesen Säulen ruht ein einfaches Gebälk mit hervorspringendem Kranzleisten; dieser ist allein geschmückt, nämlich mit einer Reihe von zwölf Hunden, von denen sechs auf jeder Seite nach der Mitte sich hinwenden. Auf diesem Gebälk ruht weiter die eigentliche Darstellung, auf die es uns hier ankommt 44). Diese hat die Gestalt eines reich verzierten Sarkophags, oder richtiger wol eines Katafalks. Dieser ist auf den Seiten gestützt durch Säulen, welche ganz aus einem vierfüßigen Wunderthiere gebildet sind. Die hinteren Füße, welche Klauen haben, stemmen sich auf ein Postament, während der Leib in einen kurzen, runden Schaft zusammengerollt keine Theile eines Thieres zeigt, und nur die Mitte der Säule bildet. Von da an tritt das Thier wieder hervor, vom Vordertheile an, als Capital. Es ist ruhend dargestellt mit hervorgestreckter Tatze; der Hals ist beschuppt oder vielleicht befiedert; der Kopf ist der des Stiers mit einem aufwärts gekrümmten Horne, mit aufgerichtetem Ohre und die Zähne zeigend. Die uns zugekehrte Seite des Katafalks zeigt uns ferner zwei Reihen männlicher Figuren, mit emporgestreckten Armen die obere Platte tragend, nach Chardin 14 in jeder Reihe, oder in der zweiten Grabfaçade zwölf oben, zehn unten.

41) Nach Niebuhr's Grundriß. Chardin (p. 305) sagt 600, was wol übertrieben. Auf jeden Fall sind Diodor's vier Plethra eher zu wenig, als zu viel. 42) Chardin (p. 306. tab. LIII) gibt eine gute Ansicht. 43) Niebuhr S. 150. *Chardin* p. 306. 44) *Chardin* tab. LXVIII. Doch will ich nicht dafür stehen, daß die Thiere wirklich Hunde sind. Vielleicht nach der Abbildung eher Löwen. Die angeführte Abbildung nebst LXVII ebendaselbst sind die einzigen von den Gräbern in diesem Berge.

Es sind jedoch, der Tracht nach zu urtheilen, nicht verschiedene Völker, sondern Perser. Auf jeder Seite des einen Katafalks stehen zwei Speerträger, auf dem anderen ergreift ein Mann auf jeder Seite das Postament der Seitensäule, wie klagend, und der Rahmen, welcher den Katafalk einfaßt, zeigt Speerträger, auf jeder Seite sechs. Der Katafalk war mit einem kostbaren Teppiche bedeckt, von dem die Frangen über den Rand herunterhangen; auch der Sarkophag des Kyros war mit babylonischen Teppichen behängt [45]). Auf dem Katafalke steht rechts ein Altar mit loderndem Feuer, ihm gegenüber der König, dem Feuer zugewendet, oder umgekehrt der König rechts, der Altar links; der König trägt hier eine einfache, schmucklose Kleidung, keine Tiara mehr, denn er regiert nicht mehr; in der Linken hält er seinen Bogen, der nun keine Senne mehr hat, die Rechte ist zum Beten erhoben. In der Mitte schwebt oben der Ferver, auf seinem Flügelpaare; der allein sichtbare Oberleib ist rein menschlich gebildet, wie der König gekleidet, und hat dieselbe flache Mütze; die rechte Hand ist betend erhoben, in der Linken zeigt sich wieder der Ring der Weltherrschaft. Er ist einmal dem Feuer, in der zweiten Darstellung dem Könige zugewendet. Über dem Altare schwebt eine Kugel [46]).

Es ist klar, daß hier der verstorbene König vorgestellt ist; es fehlt jetzt der königliche Schmuck, auch die königliche Begleitung des Sonnenschirms und des Fliegenwedels. Nach der Lehre der Mager ist das Leben ein steter Kampf, der Gute muß im Dienste der guten Geister kämpfen; die heimische Waffe der Perser war aber der Bogen; der König hat jetzt seinen Lebenskampf ausgekämpft, sein Bogen hat keine Senne mehr. Er denkt jetzt nur an sein Loos im zukünftigen Leben; der Ferver, der ihn im Tode wie im Leben begleitet, betet mit ihm und sie richten ihr Gebet an die beiden höchsten Gottheiten nach Ormuzd, an die Sonne und an das Feuer, welches im Zendavesta der Sohn des Ormuzd heißt [47]). Daß hier ein König vor uns stehe, zeigen auch die Träger der Katafalks; die Perser, die während seiner Regierung ihm die Hauptstütze seiner Macht waren, bewahren ihm auch nach dem Tode ihre Treue. Über die Ruhe des Grabes wachen die Speerträger; auf diese Bewachung wären auch die Hunde zu deuten, wenn sie wirklich da sind. Als Wächter ließe sich auch das Wunderthier nehmen, es hat offenbar eine drohende Stellung; doch hatte es gewiß auch in seiner Zusammensetzung genauere Beziehungen im einzelnen auf die hier vorgestellte Scene, welche zu bestimmen ich aber nicht unternehme.

45) *Arrian* VI, 29. 46) Le Brun spricht auch von einem Monde auf einer dieser Darstellungen (p. 277), doch scheine dieses ein Irrthum. 47) Daß bei den Persern ein Todtencultus stattfand, wenigstens für die Könige, geht aus *Arrian* VI, 29 hervor, in Pasargadä angesiedelte Mager hatten die Verpflichtung dafür zu sorgen und waren von Darius von Ekbatana dahin verpflanzt. *Plin.* VI, 29. Der Cultus war vorzugsweise an das Feuer, welches die Mager überall begleitete, gerichtet; dann an die Sonne; denn das Pferd, welches jeden Monat am Kyrosgrabe zu opfern war, ist ein Sonnenopfer. *Brisson* p. 339.

Da das ewige Feuer bei dem Tode eines Königs ausgelöscht wurde [48]), hier aber noch brennt, so muß die dargestellte Scene wol das nach seinem Tode an seinem Grabe für ihn besonders angezündete Feuer bezeichnen; denn der König ist offenbar schon gestorben, nicht im Sterben begriffen.

Daß die persischen Könige begraben wurden, ist durch die Geschichte bezeugt; wir kennen schon Diodor's Zeugniß, und Heeren hat aus Ktesias nachgewiesen, welche Achämeniden bis zu dessen Zeit in Persepolis begraben worden waren [49]); dem letzten Darius ließ noch Alexander dort ein Grabmal errichten; im Ganzen sechs; Kyros hatte das seinige bekanntlich in Pasargadä. Das Zoroastrische Gesetz stellt nun aber die Leichname der Verstorbenen an einsamen Stellen aus, den wilden Thieren zur Beute. Ich will hier nicht untersuchen, ob im früheren Alterthume die Perser etwa ihre Todten begruben und erst nach Einführung des Mager-Gesetzes das Ausstellen der Todten annahmen; zu Herodot's Zeit war die persische Sitte diese, die Leichname von einem Vogel oder Hunde zerreißen zu lassen und dann zu begraben [50]). Wir dürfen annehmen, daß auch bei den Königen, obwol vielleicht in gemilderter Form, dieser Ritus beobachtet wurde. Kyros' Begräbniß weicht aber darin von den spätern ab, daß er sein Grab in einem Haine über der Erde hatte, während die Leichname der späteren Könige in tiefen, dunkeln Kammern der Erde der Verwesung überliefert wurden, entfernt von der Nähe der Lebenden, und wenn in Persepolis die Gräber am Berge Rachmed nicht sehr weit von den Wohnungen der Lebenden sind, so ist dieses wieder eine Abweichung von der älteren Sitte; die ältesten Könige waren in Nakschi-i-Rustam, in der einsamen Bergschlucht, beigesetzt, nicht, wie bis jetzt geglaubt worden, am Berge Rachmed.

Wir haben im Ganzen Kenntniß von sieben Achämeniden-Gräbern, womit wir freilich nicht für die ganze Dynastie ausreichen, auch wenn wir Artaxerxes III. abrechnen, der nicht in Persepolis begraben wurde; außer ihm und Kyros müssen noch zwei anderswo begraben gewesen sein. Bei den Gräbern im Rachmed-Berge finden sich keine Inschriften, und wir können ihnen nicht einzeln ihre früheren Besitzer mit Sicherheit anweisen; das Folgende wird aber zeigen, daß hier die späteren Könige beigesetzt waren.

Aus der angeführten Stelle des Diodor, wie aus einer nachher mitzutheilenden des Ktesias, wissen wir, daß die Todtenkammern geschlossen waren oder richtiger keine gangbaren und sich zeigenden Zugänge hatten; denn was Diodor schreibt, sie hätten keine durch Kunst gemachten Zugänge, ist gedankenlose Schreiberei, da hier keine natürlichen Öffnungen sind und alles durch Kunst gemacht ist; nur waren die Öffnungen nicht gemacht, um einen Zutritt zuzulassen und wurden nach dem Begräbnisse verschlossen. Aus Ktesias [51]) lernen wir, daß Darius I. schon bei Lebzeiten sich sein Grab hatte machen

48) *Brisson* p. 351. 49) a. a. O. S. 255. 50) I, 140. cf. III, 16. 51) *Pers.* c. 15.

lassen; seine Ältern, die es sehen wollten, ließen sich an Stricken emporziehen, welche zerrissen, sodaß die Ältern kläglich umkamen. Diese Nachricht und diese Stelle des Diodor beweisen, daß die Särge in die Höhe durch Winden an Stricken gezogen wurden, um in die Todtenkammern eingelassen zu werden; nachher müssen die Öffnungen sehr sorgfältig verschlossen worden sein; denn trotz vielfacher Nachforschungen ist es keinem Reisenden gelungen, zu entdecken, wie die Särge hineingebracht worden. Wahrscheinlich von der Seite, vielleicht von Oben; nur Porter glaubt eine solche ehemalige Thüre an der Seite entdeckt zu haben [52]).

Öffnungen sind jetzt zwar da, doch sind diese anerkannt spätern Ursprungs und mit roher Gewalt gemacht, um die Gräber zu plündern. Wir haben dadurch Untersuchungen über das Innere erhalten, und wissen, daß hinter den Façaden Todtenkammern sind, das heißt Höhlen mit Nischen [53]), in den Felsen ausgehauen; auch Särge sind noch da, die geöffnet und geplündert, daher leer sind, außer an faulem Regenwasser, die Deckel liegen zur Seite und der Marmor, woraus sie gemacht, ist verschieden von dem schwarzen des Felsens und der Paläste; sie müssen schon deshalb von Außen hineingebracht worden sein. Wir werden nachher sehen, daß mehr als ein Sarg in jeder Kammer war; es wird wenigstens wol die Königin neben ihrem Gemahle geruht haben.

Wegen der unzugänglichen Lage der Gräber, namentlich des ersten, sind ihre Façaden weniger von der Barbarei der spätern Besitzer des Landes, vorzüglich der Muhammedaner, heimgesucht worden. Daher gibt die Façade des beschriebenen Grabes uns das beste Mittel, über den Grad der Vollendung der persischen Sculptur zu urtheilen; sie erscheint hier in einem ihrer schönsten, vortrefflichsten und wohlerhaltensten Werke.

Die übrigen Gräber sind alle in derselben Weise, wie das erste, und zeigen nur unbedeutende Unterschiede, die uns zum Theil noch unbekannt sind. Südlich von Q ist am Rachmed-Berge ein zweites, wovon Chardin allein eine Zeichnung gegeben hat [54]); dieses hat mehr durch die Zeit gelitten. Ein drittes liegt eine Viertelstunde weiter nach Süden [55]), ist jedoch nie fertig geworden; daher die nicht unwahrscheinliche Vermuthung Ritter's, es sei das des letzten Darius, dem Alexander ein väterliches Grab bestimmt hatte [56]); die Zeit nach Alexander's Tode war sehr unruhig, die Nachfolger seiner Macht hatten so ganz andere Angelegenheiten am Herzen, als ein Denkmal für den letzten Sprößling der gestürzten Achämeniden-Dynastie zu errichten, daß das Grab des Darius Codomannus kaum hat fertig werden können, es würden dazu mehre Jahre gehört haben.

Diese Gräber bilden aber nur einen Theil und ihre Anzahl wird ergänzt durch diejenigen in Nakſch-i-Rustam; wenn man auch nicht annehmen darf, daß die Stadt Persepolis sich bis dahin ausgedehnt habe, so gehören diese letztern Gräber doch gewiß mit zu dem ursprünglichen Plane der Anlagen von Persepolis, zumal wenn es sich zeigt, daß grade die ältesten Gräber dort waren. Es war also in Nakſch-i-Rustam der älteste königliche Kirchhof der Achämeniden.

Nakſch-i-Rustam. Auch die hiesigen vier Gräber stimmen bis auf Kleinigkeiten mit den drei früher erwähnten überein. Hier war der Fels von Natur beinahe senkrecht und die Façaden leichter zu machen [57]). Auch hier sind die Thüren nur blind und die jetzigen Öffnungen spätere gewaltsame Durchbrüche, aber auch so sind sie nicht ohne Lebensgefahr zu erklettern. Das Innere ist auch hier leer bis auf die steinernen Kästen, für welche die Nischen in den Wänden dieser Kammern wol ursprünglich bestimmt waren. Die vier Façaden füllen eine Bergwand von etwa 200 Schritt Länge; diese ist gegen Südosten gerichtet, der aufgehenden Sonne gegenüber; auch dieser Umstand mag diesen Ort haben vorziehen lassen [58]). Der Marmor des Felsens ist derselbe wie der von Tschilminâr, aber härter. Unten an der Erde sind Sculpturen aus der Sassaniden-Zeit, die uns hier nicht beschäftigen dürfen [59]). Die Achämenidengräber liegen 60, 30 und 100 Schritt aus einander in ziemlich gleicher Höhe von der Erde, 60—70 Fuß [60]). Es ist nur eins genauer untersucht, das dritte von Süden; das zweite soll allein Keilinschriften haben, diese aber von sehr großer Ausdehnung [61]); sie sind noch nicht bekannt gemacht, aber jetzt von Rawlinson abgeschrieben; sie gehören dem Xerxes, dessen Grab also hier ist. Wahrscheinlich haben aber auch einige andere Inschriften, die nur wegen der Unzugänglichkeit übersehen worden [62]). Wegen der Nähe des Grabes seines Sohnes suche ich hier das Grabmal des Darius, welches nach den Nachrichten der Alten eine Inschrift hatte [63]); deren Inhalt, obwol nicht ganz genau wiedergegeben, doch zum Theil wol echt ist; die Thatsache einer Inschrift aber jedenfalls als sicher zu betrachten. Es möchte wegen der Nachricht von einer Inschrift am zweiten Grabe dieses am meisten Ansprüche haben, das des Darius zu sein. Dazu kommt, daß Diodor den Berg Rachmed, wie wir gesehen, den königlichen nennt, Ktesias aber den, worin Darius begraben war, den doppelten [64]). Es ist gar keine Nöthigung, den königlichen Berg des Diodor für den doppelten des Ktesias zu halten, noch weniger Ktesias' Ausdruck durch eine Conjectur zu ändern [65]), sobald man annimmt, daß der Berg bei Nakſch-i-Rustam der doppelte hieß, und daß (was uns aus andern Gründen wahrscheinlich wurde) Darius daselbst sein Grab sich erbauete. Es war eigent-

52) I. p. 523. Chardin hat sich viele Mühe mit dieser Untersuchung gegeben. p. 312. Seine Vermuthung, die Särge seien von unten durch Kanäle hineingebracht, widerlegt die Enge der Kanäle und die Stelle des Ktesias. 53) *Le Brun* p. 159. *Chardin* p. 314. 54) tab. LXVIII. Vergl. Niebuhr S. 152. 55) Ebendas. 56) *Arrian.* III, 22. Ritter, Erdkunde. VIII, 930.

57) Niebuhr S. 155. Le Brun (p. 281) sagt nur wenig. *Kaempfer*, Amoen. exot. p. 312 sq. 58) *Chardin* p. 337 und die Ansicht tab. LXXIV. 59) Darüber s. den Art. Persis. 60) *Porter* I. p. 615. pl. 17—25. 61) Ib. p. 524. 62) p. 353 spricht Chardin von einer Inschrift von 15 Zeilen über dem zweiten. 63) *Strab.* XV. c. 3. 64) Pers. c. 15. *ἐν τῷ δισσῷ ὄρει.* 65) Mit Heeren (a. a. O. S. 257), er schlägt vor *ἀδύτῳ* für *δισσῷ*.

lich der zweite Gräberberg, der von Nachmed der erste, wenn man von Persepolis aus sich orientirte; oder es hießen diese beiden Berge zusammen der Doppelte und zu Ktesias' Zeit müssen die Anlagen von Gräbern am Berge Nachmed schon begonnen haben, da Kambyses, Darius I., Xerxes und Artaxerxes I. die vier Gräber in Naksch-i-Rustam schon ausfüllen. Von Artaxerxes I. erfahren wir, daß auch seine Gemahlin mit ihm begraben wurde [66]; da in den untersuchten Gräbern sich mehre Särge vorfinden, geschah dieses wol allgemein und mehr als ein Achämenide hatte mehr als eine ebenbürtige Gemahlin.

Ich erwähne von dem allein beschriebenen und abgebildeten dritten Grabe in Naksch-i-Rustam nur dieses, daß hier zur Seite des Grabmals mehre klagende Männer abgebildet sind, in persischer Kleidung.

Ich habe schon oben erwähnt, daß bei dem Grabe des Kyros bis auf Alexander's Zeit ein Todtencultus beobachtet wurde; dasselbe müssen wir von den übrigen annehmen. Aus der Beschreibung des Grabes des Kyros sehen wir zugleich, daß viele Kostbarkeiten den Königen in ihren Gräbern beigegeben waren; diese Kostbarkeiten waren aber verschieden von den Schätzen, die ebenfalls bei den Grabmälern erwähnt werden. Andere Schätze wurden aufbewahrt an Orten, wo keine königlichen Begräbnisse waren, in Susa, Babylon, Ekbatana und sonst, zu den gewöhnlichen Bedürfnissen der Regierung verwendbar [67]. Daneben wird von Schätzen der einzelnen Könige gesprochen, die an ihren Gräbern aufbewahrt blieben; so noch zu Alexander's Zeit der Schatz des alten Kyros an seinem Grabe [68]. Ja es scheint, daß jedem Könige der Schatz, den er bei seiner Regierung gesammelt, ihm nach seinem Tode verblieb, als Denkmal seiner Verwaltung, vielleicht auch aus Gründen, welche im Zusammenhange mit Ansichten über das Loos der Seelen nach dem Tode stehen [69]; doch wird dieses nur von Susa bemerkt, und ich finde nicht, daß diese Schätze den Königen nach ihren Begräbnissen folgten. Jedenfalls waren auch in Persepolis sehr große Schätze, sie können aber in der Burg selbst gewesen sein [70].

Wir müssen also in der Nähe der Gräber wenigstens für die Mager und für die Wachen noch Wohnungen annehmen; wir finden außerdem, daß die angesehensten und intimsten Hofbedienten des Königs ihm folgten und bei seinem Grabe bis zu ihrem eigenen Tode verblieben [71]. Also werden auch Wohnungen von einer gewissen Pracht bei den Grabmalen angenommen werden müssen.

Von solchen Anlagen ist bei der großen Zerstörung um Naksch-i-Rustam nichts mehr zu unterscheiden, als ein einziges Gebäude und zwar ganz in der Nähe des ersten und südlichsten Grabes [72]. Es ist aus viereckigen, weißen Marmorsteinen aufgeführt, jede Seite 22 Fuß breit, 35 hoch, doch jetzt zum Theil mit Schutt bedeckt und einst höher. Es ist auf allen Seiten mit kleinen Nischen geziert und nur nach Norden in halber Höhe von der Erde eine Öffnung, wie eine Pforte, sechs Fuß hoch, fünf Fuß breit; im Innern ist eine kleine Kammer, zwölf Fuß im Quadrat, 15 hoch, in welcher Spuren von Feuer vorkommen. Daher vermuthet wird, es sei ein Ateschkah oder Tempel zur Aufbewahrung des heiligen Feuers gewesen. Es ist aber ein Gebäude aus jener ältern Zeit der Achämeniden.

Die übrigen Trümmer dieser Nähe sind zu unkennbar, um hier erwähnt zu werden.

Harem des Dschemschid. Am kürzesten können wir uns über diese Überreste fassen. Es ist hier über dem Ufer des Polwar unter dem Felsen eine Terrasse sichtbar, um welche noch viele zertrümmerte Baustücke liegen; eine einzige Säule (zu Niebuhr's Zeit noch zwei) steht aufrecht, 20 Fuß hoch, mit dem bekannten Capital von Doppelthieren [73]; von anderen liegen noch die Capitäle umher. Nach den umherliegenden Quadratsteinen zu urtheilen, muß einst hier ein prächtiger Palast gewesen sein; von Thürmen, die ihn umgaben, sind noch die Grundmauern sichtbar. Vielleicht war hier die Wohnung eines königlichen Verwandten mit einem Parke. Die Entfernung von Tschilminâr beträgt 1¼ Meile, und wir sind hier in nordöstlicher Richtung zu dem äußersten Punkte gekommen, der noch zu der unmittelbaren Nähe Persepolis gerechnet werden kann. Doch ist diese Ausdehnung keineswegs zu groß, wenn wir überlegen, daß gewiß auch viele der Großen bleibende Wohnungen um die Königsburg hatten, die durch parkähnliche Gärten weite Räume einnahmen. Nach den anderen Seiten hin, wo die offene Ebene vorlag, sind die Grenzen der einstigen Stadt aber gar nicht mehr mit Sicherheit anzugeben [74].

Wir gehen jetzt über zu einigen allgemeinen Bemerkungen, womit wir diese Darstellung beschließen wollen.

Schlußbemerkungen. Zuerst kann bei Persepolis keine Frage darüber sein, ob wir wirklich die Ruinen der einstigen Hauptstadt Persiens vor uns haben oder nicht, der Augenschein spricht dafür, sowie alle Angaben; nichts dagegen.

Zweitens müssen auch wir die Frage beantworten, was Persepolis eigentlich war? denn es ist bemerkt worden, daß Persepolis zwar oft Metropole und Hauptstadt des persischen Reichs genannt wird [75]), doch aber nicht

66) *Ctesias*, Pers. c. 45. 67) *Brisson* p. 253 sq. 68) *Arrian*. III, 18. τὰ χρήματα, ἐν τοῖς Κύρου τοῦ πρώτου θησαυροῖς. 69) *Strab*. XV, 3. Ἐν γὰρ Σούσοις ἑκάστῳ τῶν βασιλέων ἐπὶ τῆς ἄκρας ἰδίᾳ πεποιῆσθαι οἴκησιν, καὶ θησαυροὺς, καὶ παραθέσεις, ὧν ἐπράττοντο φόρων, ὑπομνήματα τῆς οἰκονομίας. 70) *Strab*. XV, 3 von Persepolis und Pasargadä: καὶ ἥ γε γάζα, καὶ οἱ θησαυροὶ, καὶ τὰ μνήματα ἐνταῦθα ἦν τοῖς Πέρσαις, ὡς ἐν τόποις ἐρυμνοτέροις, καὶ ἅμα προγονικοῖς. 71) Heeren a. a. O. S. 267.

72) Niebuhr S. 159. *Porter* I. p. 563. pl. 25. *Kaempfer*, Amoen. exot. p. 322. Nr. 14. 73) Niebuhr S. 154. *Porter* I. p. 515. 74) Bemerkungen darüber stehen bei *Porter* I, 575 und *Ouseley* II. p. 317. 412. Es ist bekannt, daß, mit Ausnahme der Wohnungen der Großen, orientalische Städte meist schlecht gebaut sind, und so verschwinden mit der Blüthe der Stadt auch leicht die Spuren der kleinen Wohnungen mit den Bewohnern gänzlich. Die gegebene Ausdehnung Persepolis wird man nicht zu groß finden, wenn man sie mit der sicher ermittelten Babylons vergleicht. 75) Die Stellen stehen bei *Brisson* p. 96.

wirklich als solche erscheint, indem die Großkönige abwechselnd nach den Jahreszeiten in Susa, Babylon und Ekbatana residirten [76]). Wenn von diesen Städten aber eine den Vorzug haben soll, so ist es Susa, und dieses war schon unter Xerxes der eigentliche Mittelpunkt des großen Reichs geworden [77]). Dorthin gehen alle wichtigen Boten, dorthin führte der große königliche Weg aus den Westländern. Wie ist nun Persepolis zugleich Hauptstadt? Es war die Heimath und Todtenresidenz der Könige, antwortet einer unserer ausgezeichnetsten Geschichtsforscher [78]). Doch wird Persepolis gewiß mehr als nur dieses gewesen sein; es sind da zwar Wohnungen für die todten Könige gewesen; doch nicht weniger für die lebenden und von einer Größe und Pracht, daß sie nicht etwa blos für den Aufenthalt eines kleinen Theiles des Hofes gebaut sein können, noch weniger nur für die, welche mit der Bestattung der verstorbenen Könige beauftragt waren. Wir haben einen entsprechenden Fall in der parthischen Geschichte; in Sauloë waren die Gräber ihrer Könige [79]), doch hören wir nie, daß sie dort wohnten. Ich glaube also, daß Persepolis etwas mehr war, als Todtenresidenz. Es war dieses letztere, als Hauptstadt des Heimathlandes, und weil Kambyses schon, von dem die Anlagen in Persepolis zuerst ausgingen, diese sehr glückliche Wahl getroffen hatte. Es war bestimmt gewesen, auch wirkliche Haupt- und Residenzstadt für das ganze Reich zu sein; weil es aber zu weit ablag, von den westlichen Ländern, mit denen die Perserkönige die wichtigsten Verhandlungen hatten, zogen sie bald Susa als Hauptresidenz vor und auch in diesem Falle erscheint der erste Darius als der Festsetzer der Ordnung für die Folgezeit; ihm wird die Anlage von Susa zugeschrieben [80]), und danach wird die Stelle des Strabon zu fassen sein, in welcher das oben angegebene Motiv der Verlegung des Königssitzes richtig angegeben wird, aber Kyros als derjenige erscheint, von dem sie ausgegangen [81]). Die Stiftung von Susa ist aber als Einrichtung und Verschönerung zur persischen Residenz zu fassen; denn die Sagen vom Memnonium beweisen, daß dort früher die Residenz einheimischer Dynasten war.

Da die meisten Bauten in Persepolis dem Darius und seinem Sohne angehören, so dürfen wir annehmen, daß diese beiden Könige noch öfters in Persepolis anwesend waren, und die väterliche Residenz nicht vernachlässigten; beide waren noch, vorzüglich der erste, thätiger Natur und auf langen Kriegszügen abwesend; unter ihnen wird der regelmäßige Wechsel unter den drei anderen Residenzen wol noch nicht sich festgesetzt haben. Die folgenden Könige erscheinen aber (bis auf den allerletzten) kaum mehr persönlich bei den Kriegsunternehmungen des Reichs, sie beschränkten sich auf die Genüsse eines üppigen Serail-Lebens und unter ihnen wird in Persepolis kaum viel mehr gebaut worden sein, nur von Artaxerxes II. fand sich davon eine Spur. Unter ihnen war also we[...] Persepolis gar nicht mehr gewöhnliche Residenz, blieb abe[...] dem Range nach stets die Hauptstadt des Reichs, wei[...] es im väterlichen Lande lag, und wegen seiner Heiligkeit als Ruhesitz der abgeschiedenen Vorfahren. Es waren dort, sagt Strabon in einer oben angeführten Stelle, die Denkmale der Perser, und es lag in einer [illegible] und vorväterlichen Gegend. Um ein neueres Beispiel anzuführen, es war wie Moskau im russischen Reiche, nicht mehr Residenz, aber doch Hauptstadt und Heiligthum des Reichs.

Es wird aber darum Persepolis auch von den späteren Königen nicht unbesucht geblieben sein; ja, wenn auch nicht nachgewiesen werden kann, daß bestimmte Reichsfeste oder Regierungshandlungen in Persepolis gefeiert wurden, wie etwa Huldigungen, so mußte doch jeder Perserkönig einmal während seiner Regierung nach Persepolis kommen, weil er einmal nach Pasargadä mußte. Dort empfing er seine Weihe als König [82]) und konnte dorthin nur über Persepolis kommen. Sollten aber auch nicht da auf den Regierungsantritt bezügliche Handlungen vorgenommen worden sein, etwa eine Huldigung der Völker in dem großen Reichssaale, wie sie Darius dort empfangen hatte?

Was nun drittens die Lage des Ortes betrifft, so war, abgesehen von der politisch ungünstigen Entfernung von den bewegtern Westgrenzen des Reichs, Persepolis als Perserhauptstadt höchst glücklich gelegen. Der schönste Theil des väterlichen Landes lag ausgebreitet um die Burg herum, fruchtbare Ebenen, reiche Bewässerung, die geliebten Berge mit ihren Wäldern und Jagdrevieren in der Nähe. Dann gab der Ort selbst ein vortreffliches Material, und es konnten hier die Achämeniden ganz anders dauerhaft bauen, als ihre Vorgänger in der Herrschaft Asiens, in Ninive und Babylon; der Fels selbst gab die Bausteine und die Bauten ruhten auf der Grundlage der ewigen Felsen. Man würde ganz den Sinn des altpersischen Geistes verkennen, wenn man übersehen wollte, daß sie ihren Stolz darein setzten, daß das Festeste in der Natur, die Felsen, von ihren Thaten sprechen sollten. So ließ Darius die Bergwand von Bisitun in Basreliefs und Inschriften seine Thaten erzählen, Xerxes die von Nakschi-i-Rustam, und die Bauten von Tschilminâr sind in demselben stolzen Sinne entworfen. Die Achämeniden geboten, mit Ausnahme des entfernten innern Indiens und China's, über alle reichen und gebildeten Völker Asiens, oft auch über Ägypten und dieser großartigen Mittel nicht unwürdig sind die Bauwerke, die in Persepolis ausgeführt worden sind. Von der Größe des Planes, nach welchem ein ganzer Berg zum Träger eines ganzen Vereins von Palästen gemacht wurde, von der Festigkeit der Bauart können wir uns noch eine deutliche Vorstellung machen; auch von der angemessenen Anordnung der einzelnen Theile dieses Ganzen. Nach dem oben Gesagten wollen wir darauf nicht zurückkommen. Weniger deutlich wird man sich jetzt noch die

76) *Brisson* p. 88. 77) *Herod.* VIII, 99. V, 49. 107 sq. 78) Heeren a. a. O. S. 291. 79) *Isidor.* Chor. p. 7. 80) *Plin.* VI, 27. Vetus regia Persarum, Susa, a Dario, Hystaspis filio, condita. 81) XV, 3. *Οἱ γὰρ Πέρσαι κρατήσαντες Μήδων καὶ ὁ Κῦρος κτλ.*

82) *Plutarch.* Artax. c. 3.



Pracht der inneren Einrichtung und des Schmuckes, der bei diesen Bauten verschwendet war, vorstellen können. Der neueste Untersucher der Ruinen, selbst ein Architekt [83]), hat die Behauptung aufgestellt, daß sich an den Basreliefs noch vielfache Spuren einer reichen Verzierung mit Farben, Gold und Edelsteinen zeigen; eine Ausstattung, die uns vielleicht in barbarische Überladung überzugehen scheinen mag, bei der aber die Perser nur dem Beispiele in der Kunst weit berühmter gewordenen Völker folgten. Von den Bildern des Königs haben schon frühere Berichterstatter bemerkt, daß zu solchem Schmucke die Vorkehrungen noch sichtbar sind; die genauern Untersuchungen hierüber sind noch abzuwarten.

In Beziehung viertens auf den Styl der persischen Architektur drängt sich die Bemerkung auf, daß das Terrassen-förmige in der Anordnung etwas Charakteristisches sei, bei den Persern aber als eine Nachahmung erscheine [84]). Die hängenden Gärten in Babylon sind ein berühmtes Beispiel solchen Terrassenbaues, und die Nachricht ist bekannt, wonach die medische Königin des Nebukadnezar dadurch ihre Sehnsucht nach ihren heimathlichen Bergen zu stillen suchte. Auch die Burg von Ekbatana zeigte eine solche ansteigende Anordnung der Theile; wir haben schon oben darauf hingewiesen. Ein ähnlicher emporstrebender Geist spricht sich in den schlanken, zierlichen Säulen aus, und man erkennt mit Recht darin, sowie in der Vorliebe für luftige Säulenhallen den Geist des kräftigen Bergvolks, das kühnen Strebens voll war und ein Freund seiner luftigen Berghöhen.

Der Baustyl der Grabmäler ist ein eigenthümlicher und aus den religiösen Vorstellungen der Perser abzuleiten; ob auch hier die Meder mit ihrem Beispiele vorangingen, ist nicht mehr nachzuweisen. Es trugen aber die Perser diesen Sepulcralstyl über auf die von ihnen beherrschten Länder, die zum Theil auch wol noch in vorpersischer Zeit schon ähnlichen Gebrauch hatten. Man hat schon früher an die Grabmäler in Telmessus erinnert [85]); neuere Abbildungen bestätigen diese Verwandtschaft [86]).

Was die Sculpturen betrifft, so zeigt eine sorgfältigere Untersuchung stets mehr die beinahe ängstliche Sorgfalt, womit auch die kleinsten Einzelnheiten, Haare, Nägel u. s. w., ausgeführt sind [87]). Nur eine lange Vorübung konnte eine solche Meisterschaft in der technischen Behandlung des harten Gesteins geben. Hierbei, aber auch schon bei der Vollendung des Mauerwerks, aus so gewaltigen Steinblöcken zusammengesetzt, drängt sich die Bemerkung auf, daß die Perser selbst, vor Kurzem noch ein ungebildetes Hirten- und Jägervolk, und nachher dem Kriege, der Jagd, dem Landbau und den Genüssen der Herrschaft hingegeben, nicht selbst die Baumeister und Bildhauer können geliefert haben, die in Persepolis thätig waren. Hat man aber fremde Künstler anzunehmen, so führt die oben angeführte Stelle Diodor's auf Ägypten, woher Kambyses sich Baukünstler habe kommen lassen.

Die Ägypter verstanden vortrefflich, den Meißel zu gebrauchen und den Stein zu behandeln, und Kambyses konnte keine bessern Techniker finden. Der Styl Ägyptischer Kunst ist aber ein so verschiedener, daß den Künstlern, wenn sie Ägypter waren, vorgeschrieben worden sein muß, nach andern Mustern zu arbeiten. Die Babylonier baueten in Ziegelsteinen und waren wol kaum geübt in der Technik, welche bei Persepolis erfodert wurde. Man könnte eher an eine Theilnahme assyrischer Künstler denken; denn der Berg von Van zeigt noch Anlagen, namentlich von Treppen, die in festen Felsen ausgehauen und mit Keilinschriften bedeckt sind; diese sind ohne Zweifel älter als die persische Herrschaft, und wenn sie auch nicht, wie die Sage will, der Semiramis angehören, können sie nicht jünger sein, als die babylonisch-chaldäischen Könige. Doch sind sie ohne Sculpturen [88]). Auch die spärlichen Überreste medischer Palast-Anlagen in Ekbatana und Gaza (Takht-i-Suleiman) geben keine Aufklärung. Ich wage also nur aus historischen Gründen den Satz festzuhalten, daß die Perserkönige sich nicht persischer Hände bei ihren Bauten in Persepolis bedienten, ohne entscheiden zu wollen, woher der eigenthümliche Styl der Kunst stamme, der in ihnen hervortritt. Ich bestimme hiermit zugleich den Sinn, worin ich glaube, daß von altpersischer Kunst die Rede sein kann.

Diese Kunst ist nun aber nicht blos merkwürdig wegen der Vollendung ihrer äußern Technik oder als historische Berichterstatterin über das Wesen und die Bestrebungen des altpersischen Alterthums; auch als schöne Kunst nimmt sie eine hohe Stelle ein. Die massive und wie zur ewigen Dauer bestimmte Kraft des Mauerwerks hat keine Spur von Plumpheit und durch die Verbindung mit den schlanken, schön verzierten Säulen muß das Ganze den Eindruck dauerhafter Tüchtigkeit und kräftig aufstrebender, doch geregelter und zierlicher Leichtigkeit und Grazie gemacht haben. Trotz ihrer etwas phantastischen Capitäle kann man das Maß und die Schönheit der Säulen nicht genug loben. Am wenigsten möchten die Basreliefs alle Kunstbedingungen erfüllen, wenn wir mehr als technische Vollendung verlangen. Es sind nicht reich belebte, durch contrastirende Leidenschaften fesselnde und einem gemeinsamen Mittelpunkte zugewendete Handlungen, die dargestellt sind; der König schreitet ruhig einher oder sitzt ruhig auf seinem Throne, die Leibwachen stehen unbeweglich da oder schreiten, wie die Gesandten mit ihrem Gefolge einförmig zum Empfange hinauf. An den Grabfaçaden und unter dem Königsthrone sind die Träger auf eine Weise angeordnet, die zwar regelmäßig, aber in der Wirklichkeit unmöglich ist. Die Sculptur ordnet die einzelnen Bilder nicht nach einem malerischen Grundsatze; sie ist hier ganz im Dienste der Baukunst, welcher sie als Erklärerin untergeordnet ist. Doch liegt jener Mangel an Bewegung nicht sowol im Mangel an Fähigkeit,

83) Der bekannte Reisende Texier, in einem Briefe im Journal des debats. 27. Jan. 1840. 84) Heeren a. a. O. S. 289. 85) Ders. S. 267 nach *Choiseul-Gouffier*, Voyage pittoresque. I. p. 118. pl. LXVII. 86) *Fellows*, Asia minor. p. 226. 87) *Texier* l. c.

88) Man sehe jetzt Mémoire sur le lac de Van et les environs, par *Fr. Ed. Schulz*, im Journ. Asiatique. III, 9. p. 257 sq.

etwas Lebendigeres darzustellen, als in den Gegenständen, die dargestellt werden sollten. Der König durfte nur mit Ruhe, Ernst und Würde erscheinen; in seinen Palästen durfte keine wilde Leidenschaft sich Luft machen. Nackte Figuren darzustellen verbot der orientalische Begriff des Anstandes. Wo dem Künstler Gelegenheit geboten ward, bewegtere Scenen darzustellen, bleibt er hinter seiner Aufgabe nicht zurück. Die stolze und zuversichtliche Ruhe, womit der König die wilden Ungethüme bewältigt, ist absichtlich berechnet und angemessen; wo der Löwe mit dem Stiere kämpft, ist das Bild voll der kräftigsten Bewegung und von höchst naturgemäßer Wahrheit. Als Ankömmlinge aus der unheimlichen Welt der Dämonen sind nach meiner Meinung die symbolischen Thiere ausgezeichnet und verleugnen in ihrer barocken Zusammensetzung doch nicht die Zierlichkeit, welche die Kunst erfodert. Ob die persische Kunst sich zur Bildung freistehender Statuen erhoben hat, wissen wir nicht; Überreste davon sind keine vorhanden, und nur die Vordertheile der thürhütenden Riesenthiere springen soweit hervor, daß sie über das hohe Relief hinausgehen.

Zum Schlusse wollen wir fünftens kurz die Erklärer bezeichnen, die außer den Reisebeschreibern sich ein bleibendes Verdienst um das Verständniß dieser Denkmale erworben haben. Es ist hier vor Allen Heeren zu nennen, von dem ich nur in einzelnen Dingen, nicht in der Erklärung des Ganzen glaubte abweichen zu müssen. Hierbei will ich aber nicht übersehen, daß die historisch allein richtige Auffassung, daß in Persepolis Gebäude der Achämeniden sind, schon von Le Brun aufgestellt ist[89]). Chardin brachte die Meinung auf, es seien Tempel und die örtliche Überlieferung, welche in Persepolis den Reichspalast des fabelhaften Dschemschid sieht, wurde von Herder mit einer Lebhaftigkeit verfochten, die uns jetzt erstaunen machen muß[90]). Für das Verständniß der Örtlichkeit hat Ritter mit freigebiger Hand aus seinem reichen Schatze von Kenntnissen alle Angaben gesammelt dargelegt[91]). Was uns noch fehlt, sind Ausgrabungen an Ort und Stelle, um noch Unbekanntes zu entdecken, Beschreibung und Abbildung der nur oberflächlich angegebenen Denkmale, dann Sammlung aller Inschriften mit genauer Angabe der Örter ihres Vorkommens, überhaupt ein systematisches Studium nach gehöriger Vorbereitung. Damit, daß einer hinreist und besieht und beschreibt, was schon zwanzig gesehen und beschrieben haben, werden wir niemals zum vollständigen Verständniß dieser merkwürdigen Überreste gelangen. (*Lassen.*)

PERSEPTOLIS (*Περσέπτολις*), m., der Sohn des Telemach, welchen dieser entweder mit Polykaste, Nestor's Tochter[1]), zeugte, oder mit Nausikaa, der Tochter des Alkinoos[2]). Diktys (VI, 6) nennt den Sohn des Telemach und der Nausikaa Poliporthus; vgl. *Meziriac Ovid.* Her. I. p. 106. (*Krahner.*)

PERSER. Unter dieser Überschrift wird hier zuerst die alte und neue Geschichte des Volkes, dann die ältere und neuere Beschreibung des Landes, mit dazu gehöriger Statistik, darauf die Sprache und zuletzt die Literatur behandelt. Die religiösen Interessen sind unter den Art. **Ahriman, Ormuzd, Parsen** schon zum Theil besprochen und sollen unter **Zend** noch ausführlicher berührt werden; durch einige Separatartikel, wie **Persische Baumwolle, Beeren, Birn, Erde, Kriege, Seide, Persischer Meerbusen, Persisches Huhn, Pferd, Rad** u., werden die genannten historischen und statistischen Hauptartikel vervollständigt; wegen **Persischer Kunst** genüge vorläufig eine Verweisung auf die Artikel **Persepolis** und **Persische Münzen**; unter dem Art. **Kunst (Geschichte der)** wird ferner noch im Zusammenhange darüber gehandelt.

A) Geschichte des Volks.

Es gibt für uns kaum eines andern Volkes und eines andern Landes Geschichte, die in so frühe Zeit zurückliefe, wie die Geschichte des persischen, und von diesem an bis auf unsere Tage in so ununterbrochener, fortlaufender und im Ganzen genommen auch sicher beglaubigter Kette sich dahin zöge. Denn einen Zeitraum von fast drittehalbtausend Jahren umfaßt, eine frühe und zweifelsvolle Urzeit hinwegrechnet, Persiens beglaubigte, wenn auch in vielen Punkten lückenhafte Geschichte. Wie viele andere Staaten und Völker erscheinen da, den Persern gegenüber, als Jünglinge, als Anfänger in dem Weltleben. Der fast ungeheure Zeitraum, den es hier zu überschauen gibt, ist angefüllt mit einer langen Reihe von Vorgängen, Ereignissen, Bewegungen und Stürmen, welche für Land und Volk von Persien Veränderung, Umgestaltung und Wechsel und wieder Veränderung, Umgestaltung und Wechsel in ihrem Schooße getragen haben. Da nun der Kreis, welcher hier übersehen werden muß, räumlich so weit und in sich selbst so bunt und vielgestaltet ist, wird es nothwendig, der Betrachtung mehre Ruhepunkte zu gewähren und die Geschichte Persiens in mehre Perioden zu vertheilen. Ein solches Vertheilen ist um so passender und um so leichter, als der Gang der Schicksale, die Land und Volk gehabt, sie von selbst darbietet. Denn mehr als einmal sind über beide Veränderungen und Ereignisse, die das ganze Leben, Wesen und Sein umzugestalten droheten, oder es wirklich umgestalteten, gekommen. Zuerst hat Jahrhunderte lang die persische Nationalität frei und selbständig, ja über Andere herrschend dagestanden, darauf sind Fremde über sie gekommen und haben versucht, ob sie sich unterwürfig machen lasse. Die Nationalität hat sich dann wieder erhoben gegen das Fremde, es ausgetrieben oder vernichtet, und abermals eine mehrhundertjährige Freiheit und Selbständigkeit behauptet. Aber eine Dauer auf immer hat sie doch nicht zu erlangen vermocht; zum zweiten Male ist mit ungleich größerer Kraft das Fremde auf sie eingestürmt und hat sie so gebrochen, daß heute nur arme und traurige Trümmer von der alten persischen Nationalität übriggeblieben. Eine neue Nationalität bildete sich aber, nachdem die alte von den Fremden vernichtet worden, durch die Vermischung der alten und eigentlichen Perser

89) Voyage II, 285 sq. 90) In seinem Persepolis und den persepolitanischen Briefen. 91) Erdkunde. VIII, 858 fg.

1) *Hesiod.* ap. *Eustath.* Hom. Od. p. 1798, 39. 2) *Aristoteles* et Hellanic. ap. *Eustath.* l. c.

mit diesen Fremden, die von allen Seiten herbeigezogen. Die neue Nationalität hat während ihrer Bildung und nachdem diese Bildung vollendet, wieder einen langen und harten Kampf, in dem sie von Weltstürmen bald hierhin, bald dorthin gerissen und gestoßen wird, zu bestehen, ehe sie wieder Anerkennung finden, ehe sie wieder eine äußerlich-freie, selbständige Stellung gewinnen kann. Und nachdem sie gewonnen, hören die Stürme, hört der Jammer doch nicht auf, und der Unterschied zwischen der frühern Zeit und der, welche der Gegenwart benachbart, ruht nur darin, daß die Noth erst mehr von Außen und dann mehr von Innen herausgeht. Es ist ein langsamer Vertrocknungs-, ein langsamer Verscheidungsproceß, welchen Persien uns vor die Augen stellt. Durch diese Betrachtung sind die Hauptepochen der Geschichte des Landes und des Volkes von Persien bereits angedeutet. Nachdem das altpersische Nationalreich länger als zwei Jahrhunderte bestanden und die erste Hauptperiode begründet, versuchen die Macedonier-Griechen in der zweiten die Völker Persiens sich unterthan zu machen. In der dritten bereiten die Parther die Wiederherstellung der Nationalität vor, die Sassaniden vollenden sie und halten sie wieder mehre Jahrhunderte fest. In der vierten kommt von Arabien her ein Sturm des Islams, vor dem die alte Nationalität vergeht, und allmälig bildet sich eine neue. In dieser Zeit wird unter der Namensherrschaft der arabischen Khalifen, der Seldschuken, der Mongolen, der Turkomannen Persien abermals Jahrhunderte lang auf eine furchtbare Weise zerrüttet und jammervoll hin- und hergestoßen. In der fünften stellen die Sfaffi die nationale Unabhängigkeit des persischen Bodens wieder her, die unter Jammer und Noth, vertrocknend und verschwindend, sich doch noch erhält bis auf diesen Tag.

Wenn man den Ausdruck „persische Geschichte" braucht oder brauchen will, so muß man sich zuerst vergegenwärtigen, daß unter dem Namen „Persien" oder „das persische Reich" dreierlei verstanden wird. Zuerst das eigentliche Persien, das in seinem Süden an den persischen Meerbusen stößt, ein Land etwa zwei Drittheile von Teutschland an Größe. Pars ist der alte, einheimische Name. In der arabischen Aussprache lautet er Fars. Das ist Persien in dem engsten und eigentlichen Sinne des Wortes, Persien, das Hauptland des alten Reiches der Perser und Meder. Aber von Persien im weitern Sinne des Wortes, in der weitern Bedeutung ist dieses Persien nur ein geringer Theil. In dieser zweiten, erweiterten Bedeutung war das alte Persien jener ungeheure Raum, den die Zend-Völker, von denen die eigentlichen Perser ein Zweig waren, ausfüllten. Es ist dann das große Gebiet, welches zuerst im Norden das kaspische Meer zur Grenze hat. Die südliche Markung ist der persische Meerbusen und der indische Ocean, die östliche zieht sich bis in die Nähe des Indusstromes, ohne ihn jedoch, außer etwa in der Nachbarschaft der Mündung, selbst zu erreichen. Das Gebirge, Kho genannt, bildet hier die Scheide. Die westliche Markung ist in der Nähe des Tigris, der von Zend-Stämmen besonders auch nur in der Nachbarschaft der Mündung und des Meeres erreicht ward [1]). So war das ganze mittlere Südasien das Land der mehr oder weniger unter einander verwandten Zend-Stämme. Es war Iran, das gute Land der Ormuzddiener, das Land des Lichtes und des Heils, und jenseits, besonders im Norden, war Turan, das Land des Bösen und der Finsterniß, das Land feindlicher Barbaren. Im dritten und letzten, aber uneigentlichen Sinne können nun auch andere, nicht von Zend-Völkern bewohnte Lande, die ihnen, besonders den Persern, gehorsamten, Persien genannt werden. Hier ist natürlich in dem Umfange Persiens oftmals Veränderung eingetreten, denn es hangt derselbe von politischen Vorgängen und Zuständen ab. Fester ist der Schauplatz in der ersten und zweiten Bedeutung des Namens „Persien." Das gegenwärtige Persien hat aber auch nicht völlig mehr den Umfang des alten in der zweiten Bedeutung. Fremde, die von persischer Sitte und Weise wenig oder nichts angenommen, sind auf den Boden der alten Zend-Familie eingedrungen. Eine persische Geschichte muß sich über alle drei Punkte, die angegeben worden, verbreiten, doch den ersten und den zweiten immer vorzüglich und besonders im Auge behalten. Was nun die Urgeschichte der Zend-Völker überhaupt und der Perser im Besondern anlangt, so vermag Niemand zu sagen, zu welcher Zeit das geordnete Leben bei ihnen begonnen. Die Zendavesta, ihre heilige Schrift, eine der ältesten Urkunden des menschlichen Geschlechts, berichtet, daß das Volk im Norden gewohnt, durch plötzlich eingetretene Veränderung des Klima's aber genöthigt worden, eine andere Heimath suchend, in den Süden zu wandern. In der That sind in einer Zeit, welche Niemand kennt, große Naturveränderungen in dem Norden Asiens eingetreten. Es mögen die Zend-Völker zugleich mit den Hindu aus dem Norden in den Süden gekommen sein, Kinder eines und desselben Urbodens, denn eine nahe Verwandtschaft herrschte zwischen beiden Hauptvölkern [2]). Es waren bei dieser Wanderung die Hindu gen Osten und die Zend gen Westen gewandert. Eine Zeit aber, wann diese große Völkerrevolution geschehen, vermag Niemand anzusagen, und ebenso wenig weiß Jemand mit Sicherheit, wo, wie, unter welchen Verhältnissen die Cultur begann, in der wir die Zend-Familie erblicken, als das sichere Licht der Geschichte über ihnen aufgegangen. Aber es scheint doch, daß diese Cultur, diese Civilisation von dem Nord-Osten, von Baktra aus, sich erhob und von da aus sich über die anderen Zend-Stämme, jedoch nicht in gleichem Grade, verbreitete. Immer blieb eine Verschiedenheit zwischen feinern und gebildetern Zend-Völkern, den Baktrern, Medern, Arianern, Persern, Susianern, und den armen Karmanen und Gedrosen, oder den wilden Kadusiern und Kossäern. Aber der Glaube, der in der Zendavesta ruht, und der Cultus, den sie erfodert, mag sich doch frühzeitig zu allen Zend-Stämmen, wenn auch nicht allenthalben mit gleicher Kraft, verbreitet haben. Von Baktra aus, wo auch Zoroaster gewirkt, dem die Sage durch Ormuzd die Offen-

1) Wahl, Altes und neues Vorder- und Mittelasien. S. 229—234. 2) Rhode, Die heilige Sage des Zend-Volkes. S. 66.

barung, die in der Zendavesta liegt, werden läßt, sollen die königlichen Geschlechter der Pischdadier und Kaianier über die Zend-Völker geherrscht haben. Aber das Reich von Baktra verschwindet wieder durch die Gewalt der Assyrer von Ninive. Fünfhundert und zwanzig Jahre soll die Herrschaft der Assyrer über die Mitte von Südasien gedauert haben. Das ist Alles, was wir von den Zend-Völkern aus einer Zeit von mehr als einem Halbjahrtausend hören. Schweigen und Nacht bedeckt alles Weitere und gibt der Phantasie ein freies Spiel. Da erhoben sich die Meder gegen die Fremdherrschaft, stürzten die Macht Assyriens über die Zend-Geschlechter, stellten deren Freiheit und Unabhängigkeit her im J. 717 vor Christo. Von den Medern ward Ninive selbst nachmals im J. 597 zerstört. Seit dieser Zeit geht ein wenigstens im Ganzen genommen-sicheres Licht der Geschichte über den Zend-Stämmen auf. Das Reich der Meder, Vorgänger des persischen, beginnt dieses Licht, das Reich der Perser bringt es zu größerer Klarheit. Vorgänger des persischen war das medische Reich. Es stand dasselbe schon ganz auf dem Despotismus, der zu allen Zeiten der Fluch des Morgenlandes gewesen ist, und es war schon in ihm ein entnervender Luxus der Civilisation. Die Könige der Meder waren wie Götter auf Erden, unsichtbar den Menschen, von Verschnittenen und Frauen umgeben, vielleicht beherrscht [3]). Das Reich der Meder, von dessen innerer Gestaltung man wenig weiß, bestand 157 Jahre. Da ging die Herrschaft von den Medern auf die Perser über. Astyages war König der Meder, als die Perser sich gegen diese erhoben. Es erzählt Herodot, Astyages habe eine Tochter gehabt, die er mit dem Perser Kambyses vermählt. Den Sohn, der aus dieser Ehe geboren worden, habe er, durch ein Traumgesicht gewarnt, zu tödten geboten. Aber auf fast wunderbare Weise sei der Knabe, der nachmals als Mann das Herrenthum über Asien von den Medern an die Perser gebracht, errettet worden. Ktesias aber straft den Herodot darin Lügen und behauptet, daß zwischen dem Mederkönig und dem Befreier Persiens ein verwandtschaftliches Band nicht bestanden [4]). Wie dem nun immer sei, es traten, wie weiter glaubhaft berichtet wird, die Perser, als der Meder Herrschaft ihnen lästig geworden, zusammen, und sie haben einen Edlen ihres Landes, Agradatos genannt, zum Führer und König gewählt [5]). Agradatos nimmt nun den Namen Chor, d. h. die Sonne, an, denn die Herrscher im Morgenlande wollen Götter auf Erden, Sonnen der Welt sein. Die Sonne galt den Zend-Völkern als das Symbol Ormuzd's, des guten, und passend war daher der Prachttitel: „die Sonne" für den Beherrscher [6]). Die Griechen haben Cyrus daraus gemacht. Astyages kam mit den Medern und lieferte den Persern eine Schlacht. Es war aber Feigheit unter jenen, viele gingen zu den Persern über und Astyages verlor die Schlacht [7]). Lebendig fiel er in des Cyrus Gewalt, und ward entweder getödtet, oder in Gefangenschaft gehalten bis an seinen Tod [8]).

So ging im J. 560 das alte Reich der Meder unter, und die erste Periode der persischen Geschichte beginnt, die einen Zeitraum von 226 Jahren umfaßt. Die Perser, damals ein kräftiges Naturvolk, ergossen sich mit reißender Schnelle über das Reich und gewannen es, wie es scheint, ohne großen Kampf, da nur noch einer Heerfahrt des Cyrus von Ekbatana, Mediens Hauptstadt, zu Baktra gedacht wird. Nach Baktra mag Cyrus gezogen sein, weil es nach Medien als das zweite Hauptland im Reiche angesehen ward. Die Zend-Völker fügten sich leicht dem neuen Königthume der Perser, weil die eintretende Veränderung auch nur eine leichte schien; ging doch die Herrschaft nur von einem Zend-Stamme auf den andern über. Es hatte nun aber das Reich der Meder so ziemlich ganz auf einem nationalen Boden gestanden, indem es fast weiter nichts als die Zend-Stämme umfaßte. Zwar hatten auch die Mederkönige schon ihre naturgemäßen Grenzen zu überschreiten und Kleinasien, worüber sie mit den Lydern am Strome Halys viele Schlachten geschlagen, zu gewinnen versucht [9]). Doch wirklich vollzogen war eine größere, naturwidrige Ausdehnung des Reiches nicht worden. Nur über einen kleinen Theil der Semitischen Stämme, die in ihrer Nachbarschaft gelegen, bis an die Ströme Tigris und Halys hatten die Meder die Grenzen ihres Reiches vorgeschoben [10]). In einer anderen Weise verfuhren die roheren Perser und Cyrus, denn es war ihnen das Maß ihrer eigenen Kräfte und Einsichten unbekannt. Jugendlicher Umgestüm, aufgestachelt durch glänzende Erfolge, trieb sie und ihn von Eroberung zu Eroberung, als könnten sie die Welt erobern, und wenn sie erobert sei, sie auch beherrschen. So ist der unbeholfene Koloß des alten persischen Reiches entstanden. Cyrus hat zunächst eine Heerfahrt gegen die Sacen unternommen. Die Sacen waren Barbaren, die an den nordöstlichen Marken des Gesammtlandes der Zend-Völker wohnten. Die Heerfahrt gegen sie mag nothwendig gewesen sein, weil die Barbaren das Grenzland zwischen den Strömen Oxus und Jaxartes beunruhigten. Schon die Meder hatten deshalb hier kämpfen müssen [11]). Der König der Sacen wird getödtet und das Volk muß fortan dem Cyrus die Heeresfolge mit 20,000 Reitern leisten [12]); denn schon schleppen die Perser die Streitkräfte aller eroberten und besiegten Völker mit sich fort. Daher ist der Perserssturm wie eine stets schwellende Lavine. Wie es scheint noch während des Kampfes gegen die Sacen überschritt Cyrus die naturgemäßen Grenzen seines künftigen Reiches. Er stürmte über den Halys nach Kleinasien hinein, und brach das Reich von Lydien im J. 557 zusammen. Krösus, König von Lydien, hatte von einem Bunde mit Babylon und Ägypten vergeblich Rettung vor den Persern gehofft [13]). Gefangen sollte er im Feuer sterben; nur ein Zufall wendete es ab. Krösus

3) *Herod.* I, 99. 4) *Ctesias*, Pers. §. 2. 5) *Herod.* I, 107—126. 6) *Strabo*, lib XV. tom. VI. p. 205. ed. *Siebenkees.* 7) *Herod.* I, 127. 128.

8) *Ctesias*, Pers. §. 2. *Herod.* I, 130. 9) Ib. I. 74. 10) Ib. I, 72. 11) *Diod. Sic.* II, 34. 12) *Ctesias*, Pers. §. 3. 13) *Herod.* I, 77. III, 2.

durfte den Rest seines Lebens friedlich in der Stadt Barme bei Ekbatana verleben [14]). Die Eroberung von Kleinasien hat schon eine Menge von fremdartigen Bestandtheilen zu dem neuen Zend-Reiche der Perser gebracht. Auch die Griechenstädte des Festlandes von Kleinasien sind dabei durch Harpagus, den Feldherrn des Cyrus, unterworfen worden. Lächeln mochte der Perserkönig an der Spitze seiner Hunderttausende über die Einfalt der fernen Spartiaten, die ihm in Sardes wissen ließen, daß sie es nicht dulden würden, wenn er Griechen zu unterjochen wagen wolle [15]). Cyrus selbst aber stürmte wieder in das Innere von Asien zurück, um das Reich von Babylon zu vernichten. Labonnedus, Babylons letzter König, verlor eine große Schlacht gegen die Perser und suchte Schutz hinter den Mauern seiner Stadt. Die Perser verstanden nicht, wie man feste Städte bezwingen könne; aber die Massen, über welche Cyrus gebieten konnte, halfen seiner Unkenntniß nach. Er ließ das Wasser des Euphrats, der Babylon in zwei Hälften schied, in die Sümpfe und Seen der Nachbarschaft leiten, und auf dem trockenen Grunde des Stromes drangen die Perser in die Stadt. So fiel im J. 538 das alte Reich von Babylon. Der Tempel des Baal zu Babylon ward von den Persern damals noch geschont, obwol Götzen und Bilder den Ormuzddienern ein Gräuel der Verwüstung waren. Die Israeliten aber empfingen die Erlaubniß zur Heimkehr und erhielten auch die Kleinodien des Tempels zurück. In ganz verschiedener Weise erzählen nun Herodot und Ktesias den Untergang des großen Kriegsfürsten Cyrus. Der erste läßt ihn über den Araxes gehen, um die Massageten und ihre Königin Tomyris zu besiegen. Dort sei eine furchtbare Schlacht geschlagen worden, in der endlich die Massageten gesiegt, Cyrus gefallen [16]). Dann läßt der überhaupt fast romanenhaft lautende Bericht den Körper des Cyrus auf der Tomyris Befehl grausam verstümmelt werden. Aber die Leiche des Cyrus scheint nicht in Feindeshände gefallen zu sein. Sie lag ja in den Königsgräbern von Pasargadä [17]). Ktesias läßt den Cyrus gegen die Derbiceen ziehen, die am kaspischen Meere gewohnt zu haben scheinen, eine Wunde im sieglosen Kampfe empfangen und an ihr verbluten. Darauf kamen die Perser wieder und rächten durch das Blut von 30,000 Derbiceen ihres Königs Fall [18]). In dem vorliegenden Falle möchte der Bericht des Ktesias den Vorzug verdienen. Jedenfalls endete der Stifter des Perserreiches im J. 529 sein Leben.

Herodot läßt nun auf Cyrus ohne Weiteres dessen ältesten Sohn Kambyses folgen. Ktesias aber berichtet, Kambyses als der älteste Sohn sei zwar nach dem Willen des Vaters König geworden, aber ein zweitgeborener Sohn, Tanyoxarces, habe Baktrien, Parthien, Karmanien und das Land der Choräsmier ohne Zins und Tribut gleichsam als ein abhängiges Reich empfangen. Zwei andere Söhne noch von einer andern Gemahlin empfingen nach Ktesias kleinere Herrenthümer. Bei beiden Geschichtsschreibern wendet Kambyses, auf dem Wege des Vaters weiter schreitend, seine Waffen zuerst gegen den Pharao von Ägypten, den Herodot richtig Psammenit, Ktesias fälschlich Amyrtäus nennt. Die Macht des Pharao, die besonders auf griechischen und karischen Söldnern beruht, wird in einer Schlacht überwunden, Memphis fällt und, wie es scheint, ohne allen weitern Widerstand, läßt das entartete Volk Ägyptens von den Persern sich unterwerfen. Bei Herodot muß der Pharao Blut trinken, bis er stirbt. Bei Ktesias wird er nur gefangen nach Susa abgeführt [19]). Ganz persisch, ganz dem Geiste der Zend-Völker ist es gemäß, daß Kambyses den Thierdienst Ägyptens mit Schauder betrachtete, daß er den heiligen Stier tödten ließ, daß er die Götter des Landes verlachte und verspottete [20]). Das Erscheinen der Perser in Ägypten hat Schrecken auch in Afrika verbreitet, die Libyer und die Griechen von Barca und Cyrene senden demüthige Geschenke. Kambyses aber will bis an die äußersten Enden der Welt dringen, Carthago, Äthiopien und die Oase, auf der sich Amun's Tempel befindet. Aber gegen Carthago verweigern die Phönicier den Dienst, da sie ihre Tochterstadt nicht bekämpfen könnten. Phönicien war vielleicht erst von Kambyses selbst unterworfen worden. In Äthiopien aber will Kambyses selbst mit einem großen Heere eindringen; aber sein Heer ward in der Wüste von furchtbarer Noth überfallen, da der König, obwol nun in ein ganz wüstes Land gerathen, doch thöricht immer weiter und weiter vorwärts geht. Endlich ward das Perserheer von so großem Hunger befallen, daß der zehnte Mann geschlachtet werden mußte. Darauf erst kehrte Kambyses nach Ägypten zurück. Es war im wüsten Nubien, daß die Perser, ohne Kenntnisse und ohne Überlegung in die Welt hineinstürmend, von solcher Noth befallen worden. Ein anderes Heer, welches gegen Amun's Tempel in der Wüste ausgesendet, ward, also ist berichtet, vom Sande überweht und Niemand davon kehrte zurück [21]). Nun berichtet Herodot, daß Kambyses einen Bruder gehabt, Smerdis genannt. Diesen habe er aus Ägypten zurückgesendet und durch ein Traumgesicht bewogen, welches die künftige Größe des Smerdis verkündet, in Susa durch den Perser Prexaspes tödten lassen [22]). Der Mord sei verheimlicht worden. Einen Mager habe Kambyses als Reichsverweser zurückgelassen, und der habe, weil Kambyses zu lange in Ägypten verweilt, seinen Bruder, der dem Smerdis sehr ähnlich gesehen, behauptend, daß er Smerdis sei, als König aufgestellt. Nun sei von Persien aus ein Befehl nach Ägypten und an das Heer, daß Niemand mehr dem Kambyses gehorsamen solle, gesendet worden. In einer andern Weise berichtet Ktesias von diesen Dingen. Nach ihm kommt der Mager Sfendanates nach Persien und erfüllt Kambyses mit Mistrauen gegen Tanyoxarces, den Bruder. Auf Anstiften dieses Magers wird dann dieser so, daß nur sehr wenige Personen darum wissen, getödtet. Sfendanates selbst, der

14) *Ctesias*, Pers. §. 4. 15) *Herod.* I, 152. 177. 16) Ib. I, 201—204. 17) *Strab.* lib. XV. p. 414. *Arrian.* VI. 29. 18) *Ctesias*, Pers. §. 6. 7.

19) *Herod.* III, 10—15. *Ctesias*, Pers. §. 8—10. 20) *Herod.* III, 37. 21) Ib. 25. 26. 22) Ib. 30. 65.

dem Tanyoxarces ungemein ähnlich, wird mit den Gewändern des Ermordeten bekleidet und am Hofe von Allen für den Ermordeten gehalten. Der Mager kehrt nun auch nach Baktra zurück, waltet hier lange, wie früher der wirkliche Tanyoxarces gewaltet, fällt aber endlich von Kambyses ab. Der König kehrt aus Ägypten zurück, stirbt aber in Babylon, ohne Sfendanates erdrückt zu haben im J. 522, und so bleibt dieser König[23]. Bei Herodot stirbt Kambyses, bei der Nachricht vom Aufstande aus Ägypten ausgebrochen, zu Agbatana in Syrien, nachdem er den Persern bekannt gemacht, daß er seinen wahren Bruder habe tödten lassen, und daß Sfendanates, der Mager und Meder, nur ein Betrüger sei. Die Perser, ermahnte er, möchten nicht dulden, daß die Herrschaft von ihnen wieder an die Meder komme. Die Perser aber meinen geraume Zeit, von Kambyses betrogen worden zu sein, da Prexaspes standhaft leugnet, den Smerdis getödtet zu haben[24]. So behauptete sich der medische Mager sieben Monate im Besitz des Herrnthums, in dem er den Völkern sehr mild war; auf drei Jahre hatte er alle Tribute erlassen[25]. Beide Berichte, soweit von einander abgehend, haben fast gleiche Unwahrscheinlichkeiten. Überhaupt läßt sich über die ganze Sache nichts mit Sicherheit bestimmen. Die Könige der Perser sind den Gemeinen unsichtbar, höchstens nur den Vornehmen sichtbar. Es könnte sein, daß die ganze Geschichte vom Morde des Tanyoxarces oder Smerdis durch Kambyses, dem überhaupt gar viele Verbrechen und Gräuel Schuld gegeben werden, und von dem medischen Mager, der sich an seine Stelle gesetzt haben soll, von den Vornehmen nur ersonnen worden, um dem Volke den Mord des Tanyoxarces, den sie selbst begangen, zu verhehlen. Tanyoxarces, dessen Milde gegen die Unterworfenen ja so gepriesen wird, herrschte vielleicht nicht in dem Geiste des persischen Adels, und in despotischen Staaten helfen unzufriedene Große sich oftmals durch des Herrschers Ermordung. Kann dabei, dem Volke gegenüber, noch geleugnet werden, daß man sich an dem königlichen Blute vergriffen, so muß das höchst bequem gefunden werden. Sieben Monate hat der angebliche Mager und Meder geherrscht, als die vornehmen Perser Alles entdeckt zu haben behaupten. Sieben von ihnen brechen in den Palast, hauen den König nieder, und dem Volke wird verkündet, daß die medischen Mager die Herrschaft hätten an sich reißen wollen. Wo nun in der ersten Wuth ein Perser nur einen medischen Mager fand, da ward derselbe niedergehauen und viele Magier fanden so den Untergang. Auch feierten die Perser nachmals ein Fest der Ermordung der Mager[26]. Das Ganze sieht fast aus wie eine Revolution im morgenländischen Style, von den vornehmen Persern gegen das Haus des Cyrus, mit dem sie unzufrieden geworden, gemacht. Es ist doch wenig wahrscheinlich, daß außer Tanyoxarces und Kambyses kein Mitglied dieses Hauses mehr sollte vorhanden gewesen sein. Aber es ist keine Rede von einem solchen. Ist vielleicht das ganze Geschlecht vernichtet worden? Herodot läßt nun die vornehmen Perser nach des Magers Ermordung sich unter einander berathen, ob sie Demokratie, Oligarchie oder Monarchie aufrichten sollten. Vielleicht liegt diesem nicht im Geiste und im Charakter des Morgenlandes gefaßten Berichte die geschichtliche Thatsache, von der Herodot wol noch gehört haben konnte, zum Grunde, daß die vornehmen Perser zweifelhaft gewesen sind, ob sie die Einheit des Reiches unter einem großen König zu behaupten, oder das Herrnthum über die eroberten Lande unter sich theilen sollten. Diese Nachricht hätte Herodot dann im Geiste des Griechenthumes aufgefaßt[27].

Aber die Sieben wählen einen aus ihrer Mitte, Darius, den Sohn des Hystaspes, zum Könige, der sofort durch Vermählung mit den Töchtern des Cyrus sich in den frühern Königsstamm einzuimpfen sucht[28]. Im Anfange mag Darius ziemlich abhängig von denen, die ihn auf den Thron gestellt hatten, gewesen sein. Einen von diesen Männern, der mit ungestümer Heftigkeit alle Achtung vor dem Königthume aus den Augen setzt, den Intafernes, muß er tödten lassen[29]. In Hauptsachen, wie es scheint, muß der König diesen Persern nachgeben. Es wird erzählt, Darius habe zuerst das Reich in zwanzig Satrapien eingetheilt, Satrapen eingesetzt und jedes Landes Tribut an den König fest bestimmt[30]. Die Satrapen sind die Statthalter des Königs in den eroberten Landen; Persien, das eigentliche Persien allein, bildet keine Satrapie. Nun hat es Statthalter der Könige schon früher gegeben. Cyrus und Kambyses haben schon solche eingesetzt[31]. Die Einrichtung ist also eine durchaus neue nicht. Neu war wol nur, daß das Reich in nur zwanzig Satrapien getheilt, daß bestimmt ward, was jeder Satrap von seinem Lande an den König zu leisten habe. Neu mochte dabei noch manches Andere sein, was die Satrapen, die neuen Statthalter, in größere Freiheit, dem Könige gegenüber, brachte, aber wir kennen es nicht. Diese Satrapien mögen zum guten Theil an die vornehmen Perser gefallen sein, welche die Revolution gemacht[32]. Es behaupteten wenigstens nachmals die Könige von Armenien und die Könige von Pontus von jenen Sieben abzustammen[33]. Das wären also Satrapen-Familien, die, an einen äußersten Saum des Reiches gestellt, eine Art von Unabhängigkeit gewannen, welche die übrigen nicht erreichen konnten. Die nur 20 Satrapien dauerten auch nicht; es gibt in späterer Zeit viel mehre. Sonst blieb in Darius noch derselbe Sinn, der in Cyrus und Kambyses gewesen; auch er wollte die Welt erobern. Bald nach dem Antritte seiner Herrschaft sendete er, um das Land zu erforschen, seine Späher bis nach Griechenland, ließ Libyen umschiffen, die Landenge von Suez durchstechen und die Indusländer auskundschaften[34]. Doch ward der

23) *Ctesias*, Pers. §. 10—13. 24) *Herod.* III, 61—66. 25) Ib. 67. 26) Ib. 68—79.

27) *Herod.* III, 80—87. 28) Ib. 88. 29) Ib. 118. 119. 30) Ib. 89. 31) Ib. 120. IV, 166. 32) Plato (De Legib. III. p. 144. ed. Bipont.) berichtet sogar, daß Darius nach seiner Erhebung das Reich in nur sieben Satrapien getheilt. Aber die Nachricht ist unwahrscheinlich und sonst unbestätigt. 33) *Strabo*, lib. XI. 12. *Appian*, De bello Mithrid. 112. 34) *Herod.* III, 39. 43. 44.

Geist neuer Eroberungen zuerst zu einem Stillstande gezwungen; denn Babylon erhob sich in Aufstand gegen die Perserherrschaft. Die Babylonier traten dabei mit einer furchtbaren Entschlossenheit auf. Sie tödteten selbst einen großen Theil ihrer Frauen, um sich die Vertheidigung ihrer Stadt zu erleichtern. Fast zwei Jahre mußten die Perser kämpfen, ehe sie, im J. 516, Babylon wieder gewinnen konnten[35]). Damals ward der Tempel des Baal in Babylon von den Persern verwüstet. Alexander der Große fand ihn noch in dem Zustande der Verwüstung und der halben Zerstörung[36]). Darauf unternahm Darius die große Heerfahrt gegen die Scythen, wobei Ktesias berichtet, daß Ariamnes von Kappadocien die Scythen auf des Königs Gebot schon früher angegriffen, womit es wahrscheinlich unglücklich abgelaufen war[37]). Mit 800,000 Streitern ging Darius über den Bosporus, während die Flotte nach den Mündungen der Donau segelte. Über diesen Strom ward eine Brücke geschlagen, deren Wache der König der Treue der Ionischen Tyrannen anvertraute. Die Perser drangen an den Ufern des Pontus Euxinus und des Palus Mäotis dahin und kamen noch weit über den Tanais (Don). Vergeblich hoffte Darius bald, daß die Scythen und Sauromaten sich zu einer Schlacht stellen, bald, daß sie sich unterwerfen würden. Die Barbaren, Alles mit sich fortführend und das Land, durch welches die Perser ziehen mußten, nach Möglichkeit ausleerend, zogen sich immer weiter zurück. Die Perser kamen in große Noth und das ungeheure Heer mag meist vernichtet worden sein[38]). Darius kehrte über die Donau und bald darauf auch über den Bosporus nach Asien zurück. Indessen setzten sich die Perser seit dieser Zeit in Europa fest und Megabazus blieb als Satrap von Thracien zurück, und die neue Satrapie von Thracien breitete sich durch allmälige Eroberungen an der Küste hin aus, bis die Grenzen von Griechenland erreicht waren[39]). So blieb die Heerfahrt doch nicht ganz erfolglos. Dagegen mag nun etwa um dieselbe Zeit auch eine Heerfahrt in die Indusländer unternommen worden sein. Indien erscheint schon unter Darius mit unter den zinszahlenden Satrapien. Aber wie weit nach Indien hinein die persische Herrschaft sich erstreckte, darüber läßt sich nichts mit Bestimmtheit sagen. Doch scheint, daß eine unmittelbare Herrschaft der Perser nur bis zum Indusstrome reichte. Darüber hinaus, im Panjab, mochten indische Könige noch Tribut an die Perser zahlen, ohne daß sie als eigentlich zum Reiche der Perser gehörend angesehen werden können[40]). Aber sie mögen ihn nur kurze Zeit und nur dann gezahlt haben, wenn sie mußten. Morgenländische Schriftsteller geben nachmals als einen Grund der Heerfahrt Alexander's des Großen über den Indus an, daß die indischen Könige dem Reiche den gewöhnlichen Tribut verweigert. Mächtige Satrapen unternahmen oftmals solche Heerfahrten zur Erweiterung des Reiches, welche zugleich Erweiterung ihrer eigenen Macht war, zuweilen selbst, wie es scheint, ohne Königs Befehl und wie auf eigene Faust. So sendete Argandes, den Kambyses über Ägypten gesetzt, ein Heer zur Unterwerfung Libyens aus. Aber die Perser eroberten dabei nur die Griechenstadt Barca, deren Bewohner nach Baktrien verpflanzt wurden[41]). Cyrene wollten sie auch angreifen, aber es ward nichts daraus, und Cyrene zahlte seit Kambyses doch Tribut, war jedoch dabei dem Perserreiche nicht eigentlich unterworfen. Auch mag dieser Tribut nur eine kurze Zeit, und nur dann, wenn man eben mußte, gezahlt worden sein[42]). Darius selbst hatte sein Absehen besonders auf Griechenland, auf Europa gerichtet. Über das Einzelne dieser Kämpfe zwischen den Persern und den Griechen ist jedoch der Aufsatz „Persische Kriege" nachzusehen. Daß der erste Versuch zur Unterjochung Griechenlands mislang, erregte den Zorn des mächtigen Königs. Es ward, nachdem im J. 490 der Schimpf der Schlacht von Marathon hatte erduldet werden müssen, eine große Rüstung durch das ganze Reich angeordnet, über welcher drei Jahre verliefen. Da fiel Ägypten ab und konnte nicht sogleich niedergekämpft werden. Der Sturz des Reiches der Pharaonen hatte die Priester Ägyptens um ihre politische Macht, welcher die Perser keinen Raum ließen, gebracht. Es waren daher immer die Priester, welche die Empörungen gegen die Perser aufstachelten, welche die nationale Unabhängigkeit wieder herstellen wollten. Darius rüstete sich, um zuerst Ägypten zu bekämpfen. Da brach unter seinen Söhnen Streit um die Nachfolge aus, denn es war Sitte, daß vor einer großen Heerfahrt der Thronfolger förmlich ernannt ward. Darius hatte von einer frühern Gemahlin und ehe er König geworden, drei Söhne, von denen Artobazanes der älteste war. Die Tochter des Cyrus hatte ihm als König vier andere Söhne geboren, von denen wieder Xerxes der älteste war. In dem Streite zwischen Artobazanes und Xerxes berief sich Letzterer besonders darauf, daß er aus dem alten Königsblute stamme. Dieses, sowie die große Gewalt, welche Atossa, die Tochter des Cyrus, überhaupt über Darius hatte, entschied und Xerxes ward zum Thronfolger bestellt[43]). Darius selbst aber starb im J. 486, ehe er die Heerfahrt gegen Ägypten antreten konnte.

Ohne Streit ward nun der Thron der Perser von Xerxes bestiegen. Im zweiten Jahre nach des Darius Tode ward Ägypten wieder besiegt und viel härter behandelt als früher[44]). Die harte Behandlung, welche uns nicht weiter beschrieben wird, traf wol besonders die Priesterkaste, des Aufstandes Anstifterin. Ktesias, dessen Nachrichten überhaupt von den Herodoteischen oftmals abweichen, erwähnt dieses Aufstandes von Ägypten nicht, dagegen hat er die Nachricht von einer neuen Empörung der Babylonier, die den persischen Satrapen Zopyrus erschlagen[45]). Zopyrus war einer der Sieben, durch welche Darius die Herrschaft empfangen. Durch treue Aufopferung hatte er die erste Wiedereroberung Babylons erleich-

35) *Herod.* III, 150—160. 36) *Ael.* Var. Hist. XIV, 3. 37) *Ctesias*, Pers. §. 16. 38) *Herod.* IV, 121—142. 39) Ib. III, 143. 40) Ib. 94.

41) *Herod.* III, 167. 42) Ib. 165. 43) Ib. VII, 2—4. 44) Ib. 7. 45) *Ctesias*, Pers. §. 21.

tert, und war dafür mit der Satrapie belohnt worden. Der Art und Weise, wie Babylon unter den Gehorsam der Perser zurückgekommen, gedenkt Ktesias weiter nicht. Nun wird die große Heerfahrt gegen Griechenland angetreten, bei der Herodot und Ktesias wieder bedeutend von einander abweichen. Denn während der Erstere sagt, daß eine Masse von fünf Millionen Menschen, Krieger und Nicht-Krieger, für diesen Zug in Bewegung gesetzt worden [46]), behauptet der Letztere, daß Xerxes nur mit 800,000 Streitern ausgezogen sei, wobei er jedoch die Bemannung der Flotte nicht mit in Anschlag zu bringen scheint [47]). Die Angaben Herodot's mögen auch allerdings etwas übertrieben sein. Xerxes soll auch für den Angriff auf Griechenland ein förmliches Bündniß mit Carthago geschlossen haben, damit durch diesen Staat die Griechen Siciliens und Italiens beschäftigt würden [48]). Es nimmt aber die große Heerfahrt einen jammervollen Ausgang, der sicher weit weniger der Vaterlandsliebe und der Tapferkeit der Griechen als der Thorheit und dem Ungeschicke zuzuschreiben ist, mit welchem die Perser das Ganze angestellt. Die Griechen machten nun in dem Fortgange der Zeit allmälig die thracische Küste, die Inseln zwischen Griechenland und Kleinasien und die Westküste Kleinasiens von der thatsächlichen Perserherrschaft frei. Das hatte für die Griechen eine weit größere Bedeutung als für die Perserkönige, die sich sehr wenig darum kümmerten, wenn ihr Reich in einem äußersten Grenzpunkte angefressen ward. An allen Grenzpunkten überhaupt war die Perserherrschaft zu allen Zeiten unsicher und schwankend. Dem Könige wurden von den Satrapen Kleinasiens doch die Tribute, die sie an der Küste und auf den Inseln nicht mehr einziehen konnten, in Rechnung gebracht [49]). Konnten sie wirklich nicht zahlen, weil sie auch nichts eingezogen, so blieben sie doch auf dem Schuldregister stehen.

Dadurch nur ist die verunglückte Heerfahrt sogleich und zunächst auch für die Perser von Wichtigkeit, daß sie den Gedanken an eine Eroberung Europa's, überhaupt den Gedanken an die Besiegung der Welt, aufgeben. Es waren jüngst so viele schwere Niederlagen in Nubien, in Scythien, in Griechenland erlitten worden! Xerxes mag sich nach dem griechischen Zuge ganz in seine wollüstigen Paläste zurückgezogen haben. Diese Paläste waren schon eine Stätte von Weiber- und Eunuchen-Intriguen. Es scheint aber das neue königliche Haus noch immer auf schwachen Füßen gestanden zu haben. Denn Artabanus, der Hyrkanier, der bei Xerxes viel gilt, sann darauf, den königlichen Stamm zu vernichten und sich selbst des Thrones zu bemeistern. Xerxes hat drei Söhne, Darius, Artaxerxes und Hystaspes, der als Satrap von Baktra abwesend. Artabanus verständigte sich mit dem Eunuchen Spimatres und sie ermorden zuerst den Xerxes in seinem Gemache, im J. 465. Darauf bringen sie den Artaxerxes auf den Glauben, daß Darius es gewesen, der den Vater ermordet habe. In derselben Nacht noch scheint nun auch Darius mit Hilfe des Artaxerxes niedergehauen worden zu sein. Nun mag eine kurze Zeit verlaufen sein, in welcher Artaxerxes I. in Frieden geherrscht. Artabanus aber schmiedete weitere Plane, denn er gedachte das königliche Haus allmälig zu vernichten. Er verständigte sich mit zwei andern Vornehmen, Megabazus und Aspramitres. Es sollte, wie es scheint, nun auch Artaxerxes I. in der Stille des Palastes ermordet werden. Megabazus aber ward an den Verräthern zum Verräther, und so geschah, daß nicht der König, sondern Artabanus und Aspramitres den Untergang fanden [50]).

Unter Xerxes I. war das Reich der Perser auf seinen Höhepunkt gekommen, unter Artaxerxes I. begann, nachdem schon früher die bösen Anzeichen davon nicht gefehlt, das Sinken. Es möchte daher jetzt die bequemste Zeit sein, den Blick auf die innern Zustände des Reiches zu richten. Denn von den Völkern und ihrem Leben kann eigentlich keine Rede sein, da es über sie an solchen geschichtlichen Anführungen mangelt, die auch im Einzelnen sichere Bestimmungen gestatteten. In der Weise alles Morgenlandes ist auch die Geschichte Persiens nur eine Geschichte der Könige, des Hofes und der Großen. Von den eigentlichen Persern wird uns berichtet, daß sie in mehre Stämme zerfielen. Es waren deren zuerst drei edle, die Pasargaden, Maraphier und Maspier. Unter den ersten, welche die Vorzüglichsten gewesen sein mögen, waren wieder die Achämeniden das vornehmste Geschlecht [51]). Herodot berichtet, daß nur aus ihm die Könige Persiens genommen worden. Also scheint, daß auch Darius und seine Familie ihm angehört. Drei andere Stämme trieben Ackerbau, die vier letzten zogen als Nomaden herum. Niemand berichtet, welches Verhältniß zwischen den edlen und unedlen Stämmen stattfand. Die Meder zerfielen auch in solche Stämme, deren sechs aufgezählt werden [52]). Ob nun auch wol unter den medischen Stämmen die Mager als einer aufgezählt, und es somit scheinen könne, als habe es eine geschlossene Priesterkaste bei den Zend-Völkern gegeben, als sei überhaupt geschlossenes Kastenwesen vorhanden gewesen, so gibt es doch dafür, daß in dem Style Indiens und Ägyptens ein strenges Kastenwesen geherrscht, keinen Beweis. In der Zendavesta kommt nichts vor, was die Mager als eine erbliche Priesterkaste erscheinen lasse [53]). Sie scheinen nach ihr im Gegentheil ein freier Stand gewesen zu sein. Die Stammeintheilung in Edle, Ackerbauer und Nomaden, bei den Persern und Medern ausdrücklich erwähnt, mag sich bei allen größern und bedeutendern Zend-Völkern gefunden haben. Sie ruhet zum Theil selbst auf der Natur des Bodens Persiens, das seßhaftes Leben nicht allenthalben gestattet und das Hirtenleben und Nomadisiren gebietet. Noch in dem gegenwärtigen Perserreiche besteht der eine Theil der Menschen aus den Bewohnern der Städte und Dörfer, der andere, ein Viertheil der gesammten Bevölkerung, aus den nomadisirenden Hirten. Was nun aber das alte Reich der Perser anlangt, so zerfiel es in einer

46) *Herod.* VII, 184. 186. 47) *Ctesias*, Pers. §. 22. 23. 48) *Diod. Sic.* XI, 20. 49) *Thuc.* VIII, 5.

50) *Ctesias*, Pers. §. 27. 28. *Diod. Sic.* XI, 69. 51) *Herod.* I, 125. 52) Ib. 110. 53) Rhode, die heilige Sage des Zend-Volkes. S. 332.

ersten Beziehung in zwei Theile, in den, welcher von Zend-Völkern, und in den, welcher von anderen, den eigentlichen Persern ganz fremden Völkern bewohnt war. Fast alle Zend-Völker gehörten zu dem Reiche der Perser. Nur ein Theil der Cissier auf den Bergen Susiana's, die Kossäer und Parätacener in Großmedien, und die Kadusier in der Nähe des kaspischen Meeres, welche eigene Könige hatten, machten davon, wie es scheint, eine Ausnahme. Den Cissiern auf den Bergen und den Kossäern mußte sogar Tribut gezahlt werden, wenn der Perserkönig durch ihr Land zog. Die wilden Kadusier wurden zu mehren Malen vergeblich angegriffen. Sonst ging die Macht des Königs über die größern Stämme, über die Perser, Arier, Susianer, Meder, Baktrer, Arachosen, Gedrosen, Karmanen, Parther, Hyrkanier und Sogdianer, sowie über die kleinern der Marder, Karduchen, Elymäer, Drangen, Zaranganer, Chorasmier, Dragogen und Urier. Alle diese Völker waren unter einander nahe verwandt[54]), selbst die Dialekte der gemeinsamen Zendsprache wichen wol nur wenig von einander ab, wofür es selbst bestimmte Anführungen gibt[55]). Es hatten nun aber die Perser ihrem Reiche eine unnatürliche Ausdehnung über die Marken der großen Zend-Familie hinausgegeben, also daß im Osten Hindu oder doch den Hindu nahe verwandte Völker, im Norden Scythen, welche von den Persern Sacen genannt wurden, nach Westen zu Semitische Völker, Ägypter, Phryger und Griechen mit zu dem Reichskörper gebracht worden.

Im Anfange sind diese Völker von den Persern vielfach in ihren religiösen Eigenthümlichkeiten verletzt worden, denn die Zend-Völker waren nur an bilderlose Gottheiten gewöhnt. Oftmals verbrannten sie daher die Tempel solcher sichtbar gemachten Götter, die ihnen ein Gräuel waren. Kambyses hatte in Ägypten viele Tempel verbrennen lassen[56]), Darius den Tempel des Baal in Babylon verwüstet, Xerxes ließ auch noch dessen goldenes Bild aus dem großen Tempel von Babylon wegschaffen[57]). Indessen scheinen die Perser bald begriffen zu haben, daß sie die religiösen Eigenthümlichkeiten der andern Völker ihres Reiches um des Bestandes desselben willen nach Möglichkeit unangetastet lassen müßten. Gegen Ägypten und seine Priester stimmte schon Darius einen mildern Ton an, und die Ägyptischen Priester rühmten daher von ihm, daß er ihrem Collegio gegenüber nicht darauf bestanden, daß des großen Sesostris Bild hinweggenommen und das seinige an dessen Stelle gesetzt werde. Sie behaupteten sogar, daß der König sich in die Geheimnisse ihrer Wissenschaft habe einweihen lassen[58]). Freilich, als Ägypten auf Anstiften der Priester mehr als einmal aufstand und immer wieder niedergeworfen ward, fiel die Strafe besonders auf sie, von denen der Aufstand ausgegangen war.

An der Herrschaft aber hatten alle die Völker, welche nicht zum Zend-Stamme gehörten, keinen Theil. Selbst die Heerhaufen, welche sie stellen mußten, standen wol unter ihren besonderen nationalen Anführern, aber diese selbst waren wieder dem Oberbefehle von Persern, vor denen sie auch weiter nichts als Knechte sind, untergeordnet[59]). Das große Heer, welches Xerxes gegen die Griechen führt, wird von lauter edlen Persern angeführt. Es scheint aber dieser Vorzug der eigentlichen Perser sich nicht bis zum Untergange des Reiches behauptet zu haben. In den hohen Reichswürden haben die edlen Perser vor den Edlen der übrigen Zend-Stämme den Vorzug nicht lange behauptet. Baktrer, Meder, Hyrkanier, Susianer und Andere erscheinen ebenso gut als die eigentlichen Perser in den hohen Reichswürden. Fremde, die nicht zum Zend-Stamme gehörten, scheinen davon ganz ausgeschlossen gewesen zu sein. Man sieht, die Perserkönige haben eine Ahnung davon, daß ein nationales Band vorhanden sei, aber zu vollem Bewußtsein darüber sind sie nicht gekommen. Wieder in einer andern Beziehung zerfällt das Reich der Perser in zwei an Umfang und Größe sehr ungleiche Theile. In dem einen ist der große König der Perser unmittelbarer Herr, in dem andern ist er nur mittelbarer. Der letztere aber ist der beiweitem kleinere. Bei den Chorasmiern, Kossäern, Cissiern und in Armenien, Cilicien, Paphlagonien, Bithynien, Kappadocien, Karien, Pontus, in den phönicischen Städten des Festlandes und auf der Insel Cypern sind einheimische, nationale Fürsten von den Persern gelassen worden. Bei einigen dieser kleinen Reiche, namentlich bei Armenien und Pontus, ist es indessen zweifelhaft, ob die einheimischen Fürsten oder Königsgeschlechter nicht erst aus persischen Erbstatthaltern emporgewachsen. Wären sie es, so sind sie doch in der spätern Zeit des alten Perserreiches als einheimische und nationale Fürsten anzusehen. Alle diese stehen um den großen Perserkönig wie demüthige Knechte. Zwei Dinge gaben dem persischen Reiche den Charakter der Schwäche und der Haltlosigkeit. Er ruht zuerst darin, daß es kein reines Nationalreich war, indem es außer der Zend-Familie noch viele fremde Völker, die mit Nothwendigkeit nach nationaler Unabhängigkeit zurückstreben mußten, umfaßte. Er ruhte ferner darin, daß die Perser doch manchen Völkern ihres Reiches ihre einheimischen Fürsten gelassen, welche noch kräftiger als die Völker selbst, diese Unabhängigkeit zurückersehnen mußten.

An der Spitze nun dieses Reiches stand der König der Perser, der ohne weitern Zusatz den Titel „der große König" oder „der König der Könige" führte. Es war in der Theorie Nichts vorhanden, wodurch die Gewalt des großen Königs eingeschränkt sei; er konnte thun, was er wollte, sein Wille war das bürgerliche und selbst das religiöse Gesetz[60]). Beinahe wie ein Gott auf Erden ward der Perserkönig angesehen. Niemand durfte sich ihm nahen, ohne das Haupt tief zur Erde zu beugen, und die Hände hinter dem Rücken zu verbergen. Das Glück, den König zu sehen, ward selten dem Volke, in der Regel nur den Vornehmen zu Theil. Vor dem Könige galt Nichts und Niemand Etwas; Alle waren in gleicher Weise seine Sklaven, wie Alles, was überhaupt

54) *Herod.* VII, 62. 55) *Strabo*, XV, 2. §. 1. 56) *Diod. Sic.* I, 46. 57) *Herod.* I, 182. 58) *Diod. Sic.* I, 58. 95.

59) *Herod.* VII, 96. 60) Ib. III, 31.

vorhanden, als sein Eigenthum angesehen ward [61]). Was den König umgibt, was in seiner Nähe steht, muß mit derselben fast abgöttischen Hochachtung betrachtet werden, wie er selbst. Es ist Frevel, den Palast ohne seine Erlaubniß zu betreten, Frevel, den Thron zu berühren, oder ein königliches Kleid zu tragen. Vor allem Andern ist es Frevel, eine Frau anzuschauen, welche zum König geführt wird, und wenn der Harem ausgeführt wird, so muß bei Todesstrafe Alles die Flucht ergreifen [62]). Das goldene Bild des Königs steht in allen Städten und Jedermann muß es ehrfurchtsvoll begrüßen. Der Geburtstag des irdischen Gottes wird durch das ganze Reich wie ein hohes Fest gefeiert. Ist er gestorben, dieser irdische Gott, so schweigt fünf Tage das Recht und selbst das heilige Feuer wird ausgethan. Der Glaube an die fast göttliche Macht des Königs auf Erden war tief in die Herzen der Menschen eingegraben; in demüthigem Schweigen unterwarf man sich seinem Willen. Die Perser, selbst wenn sie stückweise auf Befehl des Königs niedergehauen wurden, dankten noch, daß er sich ihrer doch gnädig erinnert habe. Freilich hinderte dieser Glaube ebenso wenig in Persien als in andern despotischen Staaten, in denen er ebenfalls waltet, daß sich Einzelne vor dem irdischen Gott durch seine Ermordung und die Aufstellung eines andern zu helfen suchten; freilich hinderte es auch nicht, daß Empörung nicht selten nach seinem Diademe die Hand ausstreckte, denn es ist der morgenländische Geist voll von den seltsamsten Widersprüchen. Ein großer König lebte seiner eigenen Größe gemäß. Die Fülle, Pracht und Herrlichkeit seines Hofes war ungeheuer; die Griechen wissen nicht Worte genug zu finden, sie zu schildern [63]). Der Hof, dem gewöhnlich der Name „die Pforte" gegeben worden zu sein scheint, wanderte mit den Jahreszeiten zwischen Babylon, Susa und Ekbatana. Der Frühling ward in Ekbatana zugebracht. Der Palast daselbst war mit silbernen Ziegeln gedeckt und das Innere vielfach mit goldenen und silbernen Platten ausgelegt [64]). Schwelgerei und Vergnügen herrschte in diesen Palästen. Das Beste aus dem ganzen Reiche mußte an die Tafel des Hofes geliefert werden. Es gab eigene Beamte, die verpflichtet waren, auf neue Speisen und neue Bereitung zu sinnen; es waren Prämien auf die Erfindung neuer Vergnügungen gesetzt [65]). Das Vergnügen ward auf der Tafel, auf der Jagd, in dem Anschauen üppiger Tänzerinnen, in der Lust des Harems gesucht. Das Harem scheint aus 360 Frauen, — so viele Tage hatte das persische Jahr, — bestanden zu haben. Die Frauen des Harems waren streng von Eunuchen bewacht, aber freier, unbeobsichtigt von den Eunuchen, lebten die eigentlichen königlichen Gemahlinnen, die von dem Trosse der Haremsfrauen, von den Beischläferinnen wohl unterschieden werden müssen. Eine königliche Gemahlin stand so hoch, daß sie kein Verdacht erreichte. Nur die Söhne dieser Königinnen wurden als zur Thronfolge berechtigt angesehen. Das Herkommen verlangte wol, daß immer der erstgeborne Sohn Nachfolger des Königs sei; doch war der Wille eines Königs auch hierin, wie in allen andern Stücken, frei. Ein unermeßlicher Troß von Menschen bildete den königlichen Hof, und wenn er sich bewegte von einem Lande zum andern, so war es wie die Fahrt eines großen Heeres. Die Bewachung der königlichen Person war, wie es scheint, ausschließlich den eigentlichen Persern anvertraut. Sie bildeten mehre Haufen, die man königliche Leibgarden nennen könnte. Schon Cyrus hatte 10,000 Streiter aus den Persern erlesen, die bestimmt, des Königs Person immer und allenthalben zu bewachen. Nicht aus den Gemeinen, sondern aus den Edlen und Vornehmen wurden sie genommen, und ihre Zahl stets vollständig erhalten, weshalb sie auch den Namen „die Unsterblichen" führten. Sie zerfielen wieder in besondere Haufen, unter denen die Melophoren, Somatophylaken und Doryphoren genannt werden [66]). Eine ungeheure Menge von Edlen lebte an des Königs Hofe. Sie erscheinen zuerst unter dem Namen der „an Ehre Gleichen" (ὁμότιμοι) und die mögen wol stets nur aus den edlen Persern und aus dem Stamme der Pasargaden gewesen sein [67]). Diese stehen im Palast der Person des Königs am nächsten. Eine Anzahl von ihnen, zum Schutz und zu jedem Dienste bereit, befindet sich stets unmittelbar vor den Thüren der königlichen Gemächer. Dann erscheinen „die Verwandten des Königs," die συγγενεῖς, deren Zahl sich auf 15,000 belaufen haben soll [68]). Auch von ihnen wird zwar angedeutet, daß sie nur aus eigentlichen Persern bestanden, doch ist es wenigstens für die letztern Zeiten des alten Perserreiches nicht wahrscheinlich. Aus den Verwandten werden die großen Reichswürden besetzt, und in diesen erscheinen ja auch Mitglieder anderer Zend-Stämme. Die Verwandten dienten dem Könige zu Hof- wie zu Staatsdiensten, worin das Morgenland und eine ungebildete Zeit überhaupt keinen Unterschied machte. Die, welche mit dem besondern Vertrauen des Königs beehrt waren, führten den Titel „die Augen, die Ohren des Königs" [69]). Es ist wol anzunehmen, daß aller Adel der bedeutendsten Zend-Stämme in eine nahe Verbindung mit dem Könige gebracht, absichtlich und politisch an den Hof herangezogen war. Die Jugend des Adels ward theils an dem Hofe des Königs selbst, theils an den Höfen seiner Statthalter (Satrapen) erzogen in körperlichen Übungen, in dem Glauben Zoroaster's unterwiesen und nach dessen Sittengesetz geleitet. Vom 17. Jahre an, wenn sie herangewachsen, begann man die Jünglinge zunächst in solchen Staatsgeschäften, die körperliches Geschick und Schnelle erfoderten, anzuwenden. Die, welche am königlichen Hofe nach einer bestimmten Regel und unter bestimmter Aufsicht auferzogen wurden, bildeten auch, wenn der König auf die Jagd ging, die Hälfte

61) *Herod.* IX, 116. 62) *Plut.* Artax. 27. *Diod. Sic.* XI, 56. Es ist das Courruc der neuen Perserkönige. *Chardin*, Voyage en Perse. (Paris 1811.) VII. p. 33—37. 63) *Heraclid.* Cum. ap. *Athen.* XII, 13. *Parmenio* ap. *Athen.* XIII, 87. 64) *Polyb.* X, 27. 65) *Clearch.* ap. *Athen.* XII, 39. 55.

66) *Herod.* VII, 83. *Heracl.* Cumae. ap. *Athen.* XII, 54. 67) *Xen.* Cyropaed. II, 1. 68) *Herod.* III, 120. *Diod. Sic.* XVII, 37. *Arr.* VII, 17. 69) *Xen.* Cyropaed. VIII, 4. *Id.* Anab. I, 9. §. 3.

seiner Leibgarden, damit sie sich an den Dienst gewöhnten. Zehn Jahre mußten sie wieder in der Classe der Herangewachsenen verharren. Dann erst traten sie in die Reihen der Männer ein, die zu allen Hof- und Staatsdiensten fähig waren. Es wird berichtet, daß zu solchen nur zugelassen worden sei, wer in dieser bestimmten Weise auferzogen worden war[70]). Die politische Absicht dieser ganzen Adelserziehung ist unverkennbar.

Von dem Hofe aus waltete nun der König in einer dem Morgenlande eigenen Weise über das Reich. Er war mehr Herr des Reiches, als daß er es regiert hätte, weshalb auch ein Ministerium oder ein Staatsrath nicht vorhanden zu sein brauchte. Der König berieth sich nur mit den Verwandten über die zu ergreifenden Maßregeln. Noch öfter aber wurden die Angelegenheiten durch die Frauen des Harems oder die Eunuchen, welche schon bei Cyrus und Kambyses eine bedeutende Rolle spielten, entschieden[71]). Als Staatsbeamte in unserm Sinne des Wortes scheinen an dem Hofe nur die königlichen Schreiber, welche die Befehle ausfertigten und übersendeten, und die Aufseher des königlichen Archives vorhanden gewesen zu sein[72]). Regiert ward das Reich nicht unmittelbar, sondern nur mittelbar durch den König, wozu ihm die Großen des Reiches, der Adel der bedeutendsten Zend-Stämme, diente. Diese Regierung verfolgt zwei Hauptrichtungen. Die erste ist, die eroberten Provinzen in Gehorsam zu erhalten und sie zum Besten des Königs und der Großen des Reiches, die ein Prachtleben führen wollen, auszubeuten. Die zweite ist, nun wieder diese Großen, durch welche der König das Reich regieren muß, in Gehorsam zu erhalten. Die Provinzen sind für Beherrschung und Benutzung in Statthalterschaften, Satrapien seit Darius genannt, eingetheilt. Nur das eigentliche Persien bildete eine solche Satrapie nicht, und zahlte daher auch keinen Tribut[73]). Die eigentlichen Perser waren dem großen Könige nur zum Kriegsdienste, der dafür aber auch mit einer furchtbaren Strenge begehrt ward, verpflichtet. Doch ist zweifelhaft, ob dieser Vorzug des eigentlichen persischen Volkes sich bis zum Untergange des alten Reiches erhalten. Wenigstens wird Ariobarzanes, der gegen Alexander den Großen Persien zu vertheidigen sucht, Satrap genannt[74]). Die Zahl der Satrapien läßt sich nicht bestimmen; sie wechselte mit der Zeit und nach den Launen des Hofes, der bald mehre Satrapien in eine zusammenschlug, bald sie wieder trennte. Die Bestimmung der 20 Satrapien des Darius war eine ganz vorübergehende. Die Satrapien wurden durch Heerhaufen, die nicht allein aus Persern, sondern aus den bedeutenden Zend-Völkern überhaupt genommen, in Zaum und Zügel gehalten. Sie scheinen in Lagern, Städten und Burgen zerstreut gelegen zu haben. In den späteren Zeiten des Reiches kommen zu ihnen noch die fremden, besonders die griechischen Soldtruppen. Von den königlichen Truppen in den Provinzen sind nun noch die besondern Truppen des Satrapen, seine Garden, zu unterscheiden. Alle zusammen bilden eine bedeutende Streitkraft, daß das Land wol gehorsamen muß. Die Satrapen sind nun freilich angewiesen, für ihre Provinzen, für den Ackerbau, für die Blüthe der Städte zu sorgen, weil das nothwendig ist, wenn sie immer richtig sollen zahlen und leisten können[75]). Im Übrigen aber scheinen die Perser sich um die unterworfenen Völker wieder nicht gekümmert zu haben, und deren ganzes inneres Leben, wo es nicht die Tribute, die Lieferungen, die großen Heerfahrten und die Militairpflichtigkeit gilt, unberührt gelassen worden zu sein. Die Satrapie ist besonders nur da, um das Prachtleben des Königs und der Reichsgroßen zu sichern.

Auf den Provinzen lastete ein schwerer Druck. An den König hatten sie theils regelmäßig bestimmte Tribute an Geld, theils außergewöhnliche zu liefern, und den ganzen königlichen Hof mit seinem furchtbaren Troß zu ernähren. Bestimmte Leistungen an Thieren und Früchten lasteten noch außer den Geldtributen auf den Landen. Die Geldtribute wurden durch den Satrapen eingezogen und an den Hof geliefert; bei der Naturalienlieferung dagegen scheint eine andere Einziehungsweise stattgefunden zu haben. Ferner sind auch den Satrapen Geldleistungen zu machen, und der Hof desselben ist in derselben Art wie der Königshof durch Leistungen von Naturalien zu erhalten. Die Provinzen hatten einen zwiefachen Hof zu erhalten. Die Last, die auf ihnen ruhte, muß ungeheuer gewesen sein, denn beinahe Unglaubliches wird von der Schwelgerei der persischen Satrapen berichtet. Sie hatten ihre Harems, ihre Garden, ihren Hofstaat, ihre Paläste gleich dem König und Alles in riesenmäßigem Maßstabe. Die dritte Last, welche die Provinzen zu tragen hatten, war die Ernährung und die Besoldung der Truppen, der königlichen sowol als auch der statthalterlichen[76]). Nach Möglichkeit war Alles, wie auch noch in dem jetzigen Reiche der Perser, darauf berechnet, daß der König nichts oder doch so wenig als möglich auszugeben habe. Wenn er belohnen wollte, so wies er einen District oder mehre Flecken und Städte zu lebenslänglichem Genuß an. Das Reich war für den Genuß des Königs und der Großen da, der König hatte ihn aber nicht allein; er mußte ihn mit den Großen, obwol diese sonst seine Sklaven waren, theilen. Die Länder, welche noch nationale Fürsten hatten, standen entweder unter persischen Satrapen oder es war vom großen König gleich die Satrapie dem Fürsten selbst aufgetragen. Die zweite Hauptrichtung und Hauptsorge aber war für König und Hof nun wieder die Großen, die sich in dem Besitze der Satrapien befanden, in Zaum, Zügel und Gehorsam zu erhalten. Im Allgemeinen sollte furchtbare Grausamkeit und Ausdehnung der Strafe auf Weib, Kinder und Geschlecht zur Warnung und zum Schrecken dienen. Bei Ungehorsam gegen königliche Befehle standen, wie es scheint, fast immer die gräßlichsten Strafen da. Verstümmeln, Augenausstechen, Verbrennen, Lebendigbegraben, Steinigen, Schinden, mit

70) *Xen.* Cyropaed. VII, 5. 71) *Ctesias*, Pers. §. 2. 4. 72) *Herod.* III, 128. *Joseph.* antiq. XI, 6. *Quint. Curt.* VII, 8. 4. 73) *Herod.* III, 97. 74) *Diod. Sic.* XVII, 68. *Arr.* III, 18.

75) *Xen.* Oeconom. IV. §. 10—12. 76) *Herod.* I, 192.

allen denkbaren Qualen bis zum Tode Martern, sind da die gewöhnlichen Weisen des Königs zu schrecken[77]). Aber vor Allem mußte dafür gesorgt sein, daß die Satrapen sich nicht in eine Lage bringen konnten, wo sie den Zorn des Königs mit seinen grausamen Strafen nicht mehr zu fürchten brauchten. Daher war zuerst die Gewalt des Satrapen nicht zur alleinigen in der Provinz gemacht. Der Befehl über die königlichen Truppen war wenigstens in der früheren Zeit des Reiches von der Satrapie getrennt. Vorsichtig, wie es auch in dem neuen persischen Reiche der Fall ist, suchte man die großen und festen Städte, deren Wiedereinnahme einem Perserheer so schwer fiel, der Macht des Satrapen zu entreißen[78]). Man bestellte über sie besondere königliche Beamte und der Befehl über die Stadt war dann wieder getrennt von dem Befehle über die Burg, wenn die Stadt eine solche hatte, damit allenthalben die Interessen getheilt wären und eine Vereinigung gegen den König erschwert sei. Neben dem Satrapen standen ferner besondere vom Könige gesetzte Schatzmeister, damit Jener nicht Herr über die Gelder werde[79]). Die Schatzmeister hatten wahrscheinlich die Einziehung der Tribute zu übernehmen und für die Ablieferung des Eingegangenen an den großen königlichen Schatz zu sorgen. Endlich aber hatte man auch Mittel, um einen Abfall des so beobachteten Satrapen zu hindern oder doch ihn ungemein zu erschweren[80]). Jahr aus, Jahr ein erschienen besondere Beauftragte des Königs an der Spitze von Heerhaufen in den Satrapien. Sie hatten nachzusehen, ob in jeglicher Satrapie Alles wohl stehe, und, was sie Unebenes fanden, das mußten sie sofort abstellen. Vermochten sie es nicht, so hatten sie den König sogleich in Kenntniß zu setzen, damit weitere und größere Maßregeln schnell genommen werden könnten. Die, welche die Namen „Augen oder Ohren des Königs" führten, mögen außerdem noch die Pflicht gehabt haben, auf Alles zu achten, was in dem Reiche vorging, und was Mistrauen rechtfertigte und Verdacht erregte. Das Reich ist in seinen Hauptrichtungen von einer Art königlicher Posten durchschnitten, daß schnell des Hofes Befehle allenthalben hin und Berichte von allenthalben her an den Hof befördert werden konnten[81]). In bestimmten Zwischenräumen, eine Tagfahrt immer von einander entfernt, waren Mann und Roß Tag und Nacht bereit, jede Botschaft an den königlichen Hof zu bringen. Diese Einrichtung soll schon Cyrus getroffen haben. Das war die Regierungsweisheit der Perser in den beiden angegebenen Hauptrichtungen.

In naher Verbindung mit diesen beiden stand nun eine dritte noch, die mit Nothwendigkeit verfolgt werden mußte, wenn man bestehen und wenn Könige und Reichsgroße den Genuß nicht verlieren sollten. In dieser dritten Nebenrichtung mußte für die Waffenmacht gesorgt werden. Nur Gewalt hielt die Zend-Völker in dem Perserreiche zusammen, nur Gewalt hielt die Völker, die der Zend-Familie nicht angehörten, an das Perserreich. Das ganze militairische Wesen desselben war immer besonders Landmacht; vor dem Meere hatten die Zend-Völker eine Art Abneigung und das alte Perserreich besaß ebenso wenig wie das gegenwärtige eine eigene nationale Flotte. Bei einer großen Heerfahrt, wo eine Flotte durchaus nothwendig war, ward sie, wie beim Zuge des Xerxes gegen Griechenland, von den fremden, dem Reiche unterworfenen Völkern gestellt, wo denn Perser und Meder, wie den Fremden nicht getraut ward, als Mitbemannung auf die Schiffe gethan werden[82]). Das Landheer war zuerst ein regelmäßig stehendes und durch dieses waren die Provinzen, Burgen, Städte und die wichtigen Pässe besetzt. Dieses Heer scheint besonders aus den Völkern des Reiches, mit deren Adel der König in enger Verbindung steht, deren Adel den Mitgenuß vom Reiche hat, gebildet zu sein. Perser, Meder, Baktrer, Parther, Hyrkanier, Susianer und andere, kurz die Hauptvölker des Zend-Stammes, erscheinen in demselben. Diesen, besonders aber den Persern, Medern, Baktrern und Parthern, wird der Ruhm der Tapferkeit nirgends bestritten. Die eigentlichen Perser dienen besonders als Reiterei. Roß und Mann waren schwer, aber zu schwer gerüstet, sodaß sie die Hitze der Schlacht nicht lange ertragen konnten. Es kommen indessen auch persische Schleuderer vor. Ohne alle Anstrengungen kann das eigentliche Persien dem großen König 100,000 Streiter stellen[83]). Fremde, dem Reich unterworfene, aber dem Zend-Stamme nicht angehörende Völker scheinen in das regelmäßig stehende Heer gar nicht aufgenommen worden zu sein, wol aber ward es durch Söldnerscharen bedeutend vermehrt. Schon Cyrus hat in seinem Heere solche Söldner. Man nahm sie am liebsten aus den fremden Nomaden, die an den Reichsgrenzen oder außerhalb derselben wohnten, und sie bildeten dann eine treffliche leichte Reiterei. In den spätern Zeiten des Reiches wurden auch starke Haufen von Griechen, die ein sehr gutes Fußvolk gaben, von den Satrapen und vom großen Könige geworben. Unter dem letzten Darius muß die Zahl der griechischen Söldner sehr bedeutend gewesen sein. Wenn aber eine große Heerfahrt nach Außen zu, etwa über die Reichsgrenzen, unternommen werden soll, so fanden die Perser das stehende Heer nicht genügend und können es nicht, da doch auch während des Krieges die Provinzen überwacht sein wollten. Es genügten ihnen dann aber auch die Zend-Stämme nicht, die in der That zu den größten Unternehmungen genug waren, sondern sie verfuhren in einem solchen Falle mit einem großen Maße von Thorheit. Die Perser meinten, durch die Masse ließe sich Alles erreichen, die Masse müsse Alles niederwerfen und erdrücken, sie begreifen nicht, daß sie nicht im Stande sind, eine wahrhaft ungeheure Masse zu leiten, zu lenken oder auf einer längern Heerfahrt auch nur zu ernähren. Wenn auch nicht alle, doch eine sehr große Anzahl aller Waffenfähigen des Reiches, die nicht gehörig bewaffnet, am wenigsten aber für den Krieg ein-

77) *Herod.* III, 119. *Ammian. Marcell.* XXIII, 5. 78) *Xen.* Oeconom. *Arr.* III, 16. 79) *Joseph.* Antiq. XI, 4. *Diod. Sic.* XVIII. 80) *Xen.* Cyropaed. VIII, 5. 81) *Herod.* VIII, 98.

82) *Herod.* VII, 96. 83) *Arr.* II, 18. *Plut.* Alex. 15.

geübt, ward dann auf irgend einen Punkt des Reiches zusammengetrieben [84]). Wenn sie gekommen, werden sie wie Viehheerden nach Tausenden und Zehntausenden abgemessen und unter den Befehl des Adels der Zend-Stämme gestellt. Dann ward, der König, die Perser und die Garden in der Mitte, die Heerfahrt angetreten [85]). Wälzte sich das Heer, wie bei der Heerfahrt nach Griechenland, über die Reichsgrenzen, so ward auch außerhalb derselben noch Alles, wessen man von waffenfähigen Männern habhaft werden konnte, mit fortgeschleppt; der Troß und mit ihm die Verwirrung ward daher immer größer [86]). Zwar schleppten Tausende von Kameelen Lebensmittel nach, zwar war wenigstens für die Erhaltung des königlichen Hofes und der Großen einige Voranstalt getroffen, aber Niemand denkt an die Ernährung der Gemeinen, des Haufens, des unermeßlichen Trosses. Fällt ein solches Perserheer in eine Gegend ein, so ist im Nu von den Vordern Alles aufgezehrt und die Hintern haben nichts [87]). Die Menschen flüchten, wohin es kommt, und drei, vier Monate genügen, um es durch Hunger und Verwirrung aufzulösen, noch ehe es zum Kampfe mit dem Feinde gekommen ist. So ging's in dem großen Kriege gegen Griechenland. Oder es kommt, wie bei Issus und Arbela, zum Kampfe. Die wahrhaft tapfern Völker des Reiches waren gepreßt und gehindert durch die Masse der Halbbewehrten, Ungeübten, Feigen und Unterworfenen, die nur auf eine leise Veranlassung warteten, um davon zu laufen. Der Feind hat nur nöthig, auf das Centrum zu dringen, wo die Perser und ihre Stammgenossen stehen, und es zum Weichen zu bringen. Ist das einmal geschehen, so löst sich sofort Alles in ungeheure Verwirrung auf, und die Garden, die Perser, Meder, Baktrer u. a. m. werden von dem wilden Sturme der Flucht mit fortgerissen.

So war das Reich der alten Perser ein schwerer, unbeholfener Körper, die Könige, gefangen gehalten von dem gewöhnlichen Geiste des Morgenlandes, vermochten nicht ihm eine Seele, ihm Kraft einzuflößen. Es hätte einer großen und freien Gesinnung, die das Morgenland überhaupt bis auf diesen Tag nur als eine seltene Ausnahme erzeugt hat, bedurft, um nicht blos genießen, um in einem nationalen Geiste, einem Geiste, der den Zend-Stamm umfaßt, zu herrschen. Die Perser, die sich nur mit dem Adel der übrigen Zend-Stämme, nicht mit den übrigen Zend-Völkern selbst verschwistert, die eine Masse ihnen ganz Fremder in ihr Reich hereingezwungen, standen locker und haltlos in ihrer Herrschaft über Asien da. Von dem ersten einigermaßen bedeutenden Sturme mußten sie niedergebrochen werden. Noch einige Zeit ist ihnen vergönnt, einen solchen Sturm nicht heraufziehen zu sehen. In dieser Zeit will sich bald die Nationalität der fremden Völker gegen das Perserreich geltend machen, bald bricht der innere Zwiespalt zwischen dem großen Könige und den kleinen Königen, den Satrapen, in blutigem Streite hervor. Ein innerer Zwiespalt ist hier stets vorhanden. Die, welche das Glück gehabt, Satrapien zu empfangen, stehen zu groß und zu herrlich da, als daß in ihnen nicht der Gedanke aufsteigen sollte, sich aus der Knechtschaft des großen Königs zu erlösen, sich zu freien Herren zu machen. In der Mitte dieser Kämpfe erscheint nun noch eine Reihe von Palastintriguen, Palastgräueln und Palastrevolutionen, bei denen Weiber und Eunuchen die Hauptrollen spielen. In solchen Dingen ruht nun die Geschichte der letztern Zeit des alten Perserreiches.

Der Anfang der Regierung Artaxerxes' I. ist von einer schweren Bewegung begleitet. Jener Artabanus, der nach dem Throne gestrebt und im Palaste den Untergang gefunden hat, ist nicht ohne großen Anhang gewesen. Fast scheint es, als sei ein guter Theil der Reichsgroßen auch mit dem Hause des Darius schon wieder so unzufrieden geworden, als man es mit dem Hause des Cyrus gewesen. Fast scheint es, als habe man auch der Nachkommen des Darius sich wieder erledigen wollen. Darum hatte Artabanus auf den Thron gestellt werden sollen. Auch nachdem er todt, war doch seine Partei noch da. Die Sache mislang aber dieses Mal, weil nicht alle Große, sondern nur ein Theil von ihnen das Haus des Darius nicht mehr wollte. Artaxerxes mußte zuerst eine große Schlacht gegen die Partei des Artabanus schlagen, die er gewann und in welcher drei von dessen Söhnen den Tod fanden. Darauf hatte der große König noch einen Kampf mit dem Satrapen von Baktra zu bestehen, der ebenfalls Artabanus genannt wird und der also wol auch mit der Familie des ersten Artabanus zusammenhangen mag. Erst nach zwei Schlachten ward Artaxerxes I. wieder Herr von Baktra. Der König ist darauf genöthigt, eine große Veränderung mit dem Reiche vorzunehmen. Die Übelgesinnten wurden aus den Satrapien entfernt und Wohlgesinnte an ihre Stelle gebracht [88]). Noch aus der Dürftigkeit dieser Nachrichten erkennt man, daß die Bewegung groß gewesen, daß der Thron der Familie des Darius auf dem Spiele gestanden. Nicht nach, sondern bereits während dieser Bewegung, und sehr bald nach dem Tode des Xerxes, führte Inarus, der ein Libyer genannt wird, der aber wol nur ein vor der Perserherrschaft nach Libyen geflüchteter Ägypter war, einen neuen Abfall Ägyptens herbei. Achämenes, der Bruder des großen Königs, der die Satrapie dieses Landes hat, lieferte den Empörern eine Schlacht, ward von ihnen besiegt, gefangen und getödtet [89]). Inarus waffnete die Eingeborenen und schloß einen Bund mit Athen, welches an der Griechenküste noch gegen die Perser fortkämpfte, und Athen sendete sofort dem empörten Ägypten eine Flotte zur Hilfe. Artaxerxes I. wollte nun selbst gegen Ägypten, aber die Freunde widerriethen es, und so ward Achämenides, der Ohm, ausgesendet, um die Empörung zu unterdrücken. Die Perser scheinen den Nil hinaufgedrungen zu sein; bei Memphis, welches zum

84) *Herod.* IV, 23. VII, 20. Noch unter den ersten Sassaniden kommt ein solches Zusammentreiben alles Volkes zuweilen vor. *Herodian.* VI, 5. 85) *Arr.* III, 11. 86) *Herod.* VII, 40. VII, 186. 187. *Arr.* II, 11. 87) *Herod.* VII, 25. 121.

88) *Ctesias*, Pers. §. 30. 31. *Diod. Sic.* XI, 71. 89) *Herod.* III, 12. VII, 7. *Ctesias*, Pers. §. 33.

Theil noch in der Gewalt der Perser gewesen zu sein scheint, ward eine Schlacht geschlagen, in der sie vor den Ägyptern und Atheniensern sieglos blieben. Die Trümmer und Reste der Perser flüchteten in die Burg von Memphis, wo sie belagert wurden. Artaxerxes I. foderte nun schon die Spartiaten auf, einen Einfall in das Gebiet von Athen zu thun, damit er Luft bekomme. Aber noch läßt sich Sparta mit dem großen Könige nicht ein[90]). Jetzt ward, denn auch Achämenides war von den Ägyptern getödtet worden, jener Megabazus, der an dem Verräther Artabanus zum Verräther geworden, mit großer Heeresmacht gegen Ägypten gesendet. Nun erst wurden Siege gewonnen und die Perser allmälig wieder Herren des Landes, Inarus und die Griechen aber in Byblus eingeschlossen, wo sie sich lange vertheidigten, endlich aber doch zur Capitulation gezwungen sind. Die Reste der Athenienser erhielten freien Abzug nach Cyrene. Inarus dagegen ward gefangen nach Persien geführt. So endet der abermalige Aufstand Ägyptens im J. 456. In den morastigen Theilen des Landes soll sich aber ein Mann, Amyrtäus genannt, noch unabhängig behauptet haben[91]).

Fünf Jahre verlaufen nach diesem Ereignisse, da bricht Artaxerxes I., von seinen Frauen bewogen, die Capitulation, welche Megabazus, der Satrap von Syrien, mit Inarus geschlossen, und läßt diesen kreuzigen. In der Theorie ist Jeder Sklave des Königs, der mächtigste Satrap ebenso gut wie der Gemeinste, in der Praxis aber gestaltet sich die Sache oftmals anders. Megabazus fühlte durch den Bruch der Capitulation seine Ehre verletzt, ging in seine Satrapie von Syrien und empörte sich dort gegen den großen König. Es kann von der Macht solcher Satrapen eine Vorstellung geben, daß Megabazus im Stande ist, ein Heer, das nur an Fußvolk 150,000 Streiter zählt, zusammenzubringen. Er ist einer der Perser gewesen, die den Vorzug griechischer Streiter vor den morgenländischen am frühesten begriffen. Er scheint daher Griechen in seinem Heere gehabt zu haben. Alle königlichen Truppen, die gegen Megabazus gesendet, blieben zuerst sieglos, und mehre Jahre lang behauptet er sich mit Glück gegen die ganze Macht des großen Königs. Doch zuletzt endet der Kampf, ohne daß wir genau erführen, wie? Megabazus hatte Verzeihung empfangen und lebte am königlichen Hofe, wo er auch starb. Vielleicht verlor er nicht einmal seine Satrapie von Syrien, vielleicht ging sie sogar auf seinen Sohn Zopyrus über. Es kommen überhaupt mehre Beispiele vor, daß die Satrapien wie erbliche Reichslehen von dem Vater auf den Sohn übergehen. Wenigstens wird erzählt, daß nach des Megabazus Tod, seiner Söhne einer, Zopyrus genannt, sich auch gegen den König empört habe, und das hätte er ja wol nicht thun können, wenn er nicht in dem Besitze einer Satrapie gewesen wäre. Zopyrus aber wird erdrückt und König Artaxerxes I. stirbt im J. 424[92]). Er hatte nur einen Sohn, den Xerxes, den eine der königlichen Gemahlinnen geboren, hinterlassen. Xerxes II. stieg nach persischer Sitte auf den Thron. Von den Frauen des Harems aber waren noch mehre andere Söhne da, Sogdianus zuerst, dann Ochus, der vom Vater mit Parysatis, der Schwester, vermählt worden und Satrap von Hyrkanien war; noch ein dritter endlich, Arsites genannt. Nur 45 Tage herrschte Xerxes II., da ward er von Sogdianus ermordet und so ist der echte Stamm des Darius, das echte Königsblut, schon untergegangen. Sogdianus hat nur etwa ein halbes Jahr den Thron behauptet. Ochus muß auch irgend eine Satrapie gehabt haben. Oftmals an den königlichen Hof berufen, um seine Treue zu erweisen, kam er nicht und griff endlich zu den Waffen. Der Befehlshaber der Reiterei, die Satrapen von Ägypten und Armenien fielen zu ihm ab und setzten ihm das königliche Diadem auf. Sogdianus scheint ohne Kampf das Reich aufgegeben zu haben. Er überlieferte sich seinem Gegner und ward ermordet[93]). Ochus nahm nun, denn alle Könige gaben sich bei der Thronbesteigung einen neuen, den Namen des Geschlechtsältesten, Darius an[94]).

Unter diesem Darius II. bietet das Perserreich, soweit die sehr dürftigen Nachrichten zu schließen erlauben, nichts weiter als eine Kette von Empörungen bald königlicher Prinzen, bald mächtiger Satrapen, bald unterworfener Völker, das Innere des königlichen Palastes aber nichts als Schwäche, Feigheit, Frauen- und Eunuchenherrschaft dar. Zuerst empört sich wieder ein Bruder des Königs, jener Arsites, der irgend eine Satrapie besessen haben mag. Mehre Große, besonders Artyphius, ein Sohn des Megabazus, ist mit ihm. Im Palaste war der alte königliche Stamm, wol nicht ohne vieler Großen Mitwirkung, vernichtet worden. Sie wollten sich die Bequemlichkeit machen, aus dem unechten Stamme heraus, einen König nach dem andern aufstellen zu können, damit die königliche Macht überhaupt immer schwächer würde. Der Schauplatz aber des Kampfes gegen Arsites scheint in Kleinasien gewesen und seine Stärke in griechischen Söldnern bestanden zu haben. Der königliche Feldherr Artasyrus, in zwei Schlachten erst besiegt, wird nicht durch Waffen, sondern dadurch Meister, daß er die griechischen Söldner seines Gegners sich erkauft. Arsites und Artyphius werden gefangen und durch glühende Asche getödtet. Pisoudnes, Satrap von Kleinasien, empört sich ebenfalls, was vielleicht noch mit dem Aufstande des Arsites zusammenhangt, und auch er kann von Tissaphernes nicht anders als durch die Bestechung, die er gegen die griechischen Söldner anwendet, unterdrückt werden[95]). Je länger, je mehr fangen die Satrapen an, sich selbst mit Übermuth gegen den großen König zu betragen. Ein solcher Satrap, Teritouchmes, auf den auch schon die Satrapie seines Vaters wie ein fürstliches Erbe übergegangen, wagt sogar, Amistris, die königliche Tochter, die ihm zur Gemahlin gegeben worden, grausam ermorden zu

90) *Diod. Sic.* XI, 74. 75. 91) *Thuc.* I, 109. 110. *Diod. Sic.* XI, 77. *Ctesias*, Pers. §. 33. 34. 92) Ib. §. 37—43. 93) *Ctesias*, Pers. §. 44. 45. *Diod. Sic.* XII, 64. 94) *Ctesias*, Pers. §. 46. 47. *Diod. Sic.* XII, 71. 95) *Ctesias*, Pers. §. 50—55.

issen. Auch er denkt darauf an Abfall, wird aber noch rechtzeitig niedergehauen. Der Hof läßt nun die Familie des Teritouchmes lebendig begraben oder bei lebendigem Leibe zersägen. Auch Medien war unter Darius II. wieder einmal abgefallen, aber leicht abermals unterworfen worden [96]). Ägypten aber, von Amyrtaus eingenommen, vermochten die Perser jetzt nicht zu besiegen, und der Hof konnte sich entweder gar nicht um Ägypten bekümmern, der mußte sich mit einem Tribute des neuen Pharao Amyrtäus begnügen. In dem Innern des Palastes versuchte einmal sogar einer der drei Eunuchen, von denen Darius II. sich beherrschen ließ, Artoxares, den König aus dem Wege zu räumen und sich an dessen Stelle zu setzen, fand aber bei dem Versuche den Untergang [97]). Wenn Alexander der Große nicht das alte Perserreich gestürzt, es würde wol, wie nachmals das Reich der Khalifen, durch die Statthalter aus einander gebrochen sein. König Darius II. aber starb im J. 405. Von der königlichen Gemahlin Parysatis, die stets sehr großen Einfluß auf ihn gehabt, waren zwei Söhne da. Arsaces war der ältere, aber er war geboren, als der Vater noch nicht König war, Cyrus war der jüngere, geboren, als der Vater König war. Nach dem Herkommen und nach früheren Beispielen hatte Cyrus deshalb in der Thronfolge den Vorzug. Auch schien er von dem Vater zu großen Dingen bestimmt zu sein, denn er war mit einer wichtigen Sendung nach Kleinasien beauftragt worden. Die Perser waren in dem Laufe der Zeit immer aufmerksamer auf das Volk der Griechen geworden, denn die griechischen Soldtruppen hatten sich bei ihnen in eine furchtbare Achtung gesetzt. In dem letzten Theile des Peloponnesischen Krieges ging nun den Persern die Hoffnung auf, wieder in den Besitz der Küste Kleinasiens zu kommen. Sparta wollte Athens Macht brechen und sie konnte dadurch am sichersten gebrochen werden, wenn man die unterwürfigen Bundesgenossen Athens in Kleinasien, auf den Inseln und in Thracien frei machte. Sparta aber getraute sich nicht, dieses Werk allein zu vollenden, und rief daher die Hilfe der persischen Satrapen in Kleinasien dazu auf. Der Satrap Tissaphernes, welcher dem großen Könige mit Tributen in Rückstand geblieben, weil Athen die Küste und die Inseln beherrschte, schloß mit Sparta drei Bündnisse, vermöge deren alles Land, das früher dem König gehört, an die Perser zurückkommen sollte [98]). Unter dieser Bedingung wollte Tissaphernes Geld zum Kriege gegen Athen geben. Er that's, aber nicht so wie Sparta wollte und wie es für diesen Krieg nothwendig war, denn er fürchtete, Sparta werde die Perser am Ende nur betrügen, das Geld nehmen und wenn Athens Macht gebrochen, die Küste für sich behalten. Die Sache war bis zu den Ohren des großen Königs, Darius II., gekommen, und der hatte Cyrus, den Sohn, nach Kleinasien gesendet, um diese Staatssache zu leiten. Cyrus schlug einen andern Weg ein, gab reichlich Geld, und so gelang es, Athens Macht zu brechen. Doch erst im zweiten Jahre nach Darius' II. Tode ward der Peloponnesische Krieg ganz geendet.

Cyrus aber war noch vor des Vaters Tode an den Hof zurückgerufen worden, wie es schien, um zum Thronfolger bestimmt zu werden, wofür auch Parysatis kräftig arbeitete [99]). Dieses Mal aber entschieden andere Einflüsse über den König, und Arsaces war zum Thronfolger bestimmt worden. Cyrus sollte nun die Satrapie in Lydien und den Heerbefehl in Kleinasien empfangen. Als nun Darius II. gestorben, nahm Arsaces den Namen Artaxerres II. an. Wenn nun Cyrus vielleicht auch nicht sogleich daran dachte, sich des Thrones doch noch zu bemeistern, so fürchtet es doch Artaxerres II., bei dem auch Tissaphernes noch als Ankläger gegen Cyrus auftrat. Es wäre Cyrus einst niedergehauen worden, wenn Parysatis ihn nicht mit ihrem eigenen Leibe geschützt [1]). Die Königin-Mutter vermittelte, daß er in seine Satrapie gesendet ward. Cyrus, der sich selbst für einen großen Mann gehalten zu haben scheint, ging mit dem festen Entschlusse, sich auf den Thron zu erheben. In Kleinasien angekommen, traf er seine Anstalten und suchte besonders griechische Soldtruppen zu erlangen, denn das hatte auch er begriffen, daß nicht die Masse, sondern die Art der Krieger den Sieg entscheide [2]). Gegen 16,000 Griechen brachte er allmälig zusammen, indem Sparta seine Entwürfe in aller Weise unterstützt, denn es ist diesem Staate darum zu thun, eine Verwirrung in dem persischen Reiche, in welcher er sich in den Besitz der griechischen Küstenstädte Kleinasiens setzen könnte, zu erzeugen [3]). Tissaphernes verklagte nun zwar Cyrus und seine Plane unaufhörlich am königlichen Hofe, aber Parysatis ist dort dessen Beschützerin. Cyrus trieb endlich den Tissaphernes sogar mit Waffengewalt aus den Jonischen Städten, aber nicht einmal das rüttelte den schlaffen Artaxerres II. aus seiner ruhigen Sicherheit auf [4]). Zuletzt bricht Cyrus, seine feindlichen Absichten so lange als möglich verhehlend, auf und dringt in das Innere Asiens hinein [5]). Sein Heer war allmälig, die Griechen ausgenommen, bis auf 100,000 Streiter gestiegen. Artaxerres II. hatte, als er sah, daß der Bruder sich wirklich empört, sich erst in das eigentliche Persien zurückziehen wollen, damit ein möglich großes Heer zusammengezogen werden könnte. Endlich folgte er aber doch besserem Rath und entschloß sich, nicht in Persien, sondern schon im vordern Asien die entscheidende Schlacht zu liefern. Mehr als eine Million Streiter hatte Artaxerres II. für diesen Kampf zusammengebracht, und doch wäre er wol, als er bei Kunara in Babylonien mit Cyrus zusammentraf, besiegt worden, wenn nicht dieser selbst, im J. 401, durch einen Zufall den Tod gefunden [6]). Dieser Tod löste das ganze Unternehmen in Nichts auf. Vielfache Verbindungen sind nun zwischen Persern und Griechen eingetreten, und die letztern haben die Überlegenheit ihrer Waffen,

96) *Xen.* Hell. I, 2. §. 19. 97) *Ctesias*, Pers. §. 53. 98) *Thuc.* VIII, 18. 37. 58.

99) *Xen.* Hell. II, 1. §. 13.
1) *Plut.* Artax. 2. 2) *Xen.* Anab. I, 7. §. 10. 3) *Plut.* Artax. 6. 4) *Xen.* Anab. I, 9. §. 7—12. 5) *Diod. Sic.* XIV, 20. 21. 6) *Plut.* Artax. 8—13.

ja auch schon den schwachen, innern Zustand des persischen Reiches kennen gelernt. Schon scheint auch das Schicksal andeuten zu wollen, durch wen das Reich der Perser fallen wird. Als Tissaphernes die Griechenstädte Kleinasiens, die sich nach dem Abzuge des Cyrus in Freiheit gesetzt, wieder unterwerfen wollte, ergriff Sparta die gewünschte Veranlassung zum Kriege gegen die Perser. Der kühne Agesilaus erschütterte die Perserherrschaft in Kleinasien und es ward den Griechen weiter offenbar, auf wie hohlem Boden diese ruhe. Indessen so lange Griechenland in so viele kleine, sich selbst feindliche, Staaten getheilt war, drohte doch den Persern von da her keine ernstliche Gefahr. Eine Vereinigung aber der Griechen mußten sie verhindern, und geraume Zeit ist es ihnen damit auch gelungen.

Der große König Artaxerxes II. verwendete von nun an einen Theil seiner Macht und besonders seines Geldes, um die Spaltung unter den Griechen zu erhalten. Es gelang ihm nicht allein damit, sondern es gelang ihm auch, die Griechenstädte an der Küste Kleinasiens wieder zu gewinnen. Das war nur ein vorübergehendes, durch Geld und durch die Gesinnung der Griechen selbst gewonnenes Glück. Doch ist dem alten Perserreiche das Leben noch für eine geraume Zeit gefristet, aber eine innere Kraft war nicht vorhanden und nur der Zufall erhielt es noch. Die unterworfenen Fürsten, die unterworfenen Völker, selbst die Zend-Stämme, wenn auch in einem mindern Grade als die fremden, sehnen sich nach Unabhängigkeit, und den Satrapen ist das Bestehen des Reiches mindestens gleichgültig. Es besteht nur noch, weil die Griechen noch gespaltet, weil in dem Morgenlande selbst eine Kraft, die es brechen könnte, nicht vorhanden ist. Der Großen des Reiches hat in dem langen Genussesreichthum eine furchtbare Schlaffheit und Schwelgerei sich bemächtigt, die sich allenthalben mit der dem Morgenlande eigenen Grausamkeit gepaart haben mag [7]). An dem Hofe Artaxerxes' II. erscheint für uns das im hohen Grade, was an den Höfen der Satrapen im niedern gewesen ist, elende Cabalen, furchtbare Verbrechen und raffinirte Grausamkeit. Damit wüthet Parysatis, immer ihr Ansehen über den elenden Großkönig behauptend, gegen die Feinde des Cyrus, und Artaxerxes II. selbst wüthet gegen die, welche sein feiges Mistrauen aufregen, besonders gegen die Großen des Reiches. Seit dem Untergange des Cyrus scheint der große König sich nur noch einmal aus den Greueln und den Wollüsten seiner Paläste herausbewegt zu haben. Er zog gegen die Kadusier und brachte Schimpf und Schande mit nach Hause zurück. Die Großen, denen die Führung der Reichssachen überlassen, leben unter einander in derselben Spannung, mit demselben Mistrauen, welche der Großkönig gegen sie insgesammt hat [8]). Einer arbeitet dem Andern entgegen, Einer sucht durch Verleumdung beim Hofe den Andern zu stürzen. Darum können auch die kleinsten Unternehmungen nicht mehr hinausgeführt werden. Der tapfere Euagoras, der sich in den Besitz von fast ganz Cypern gesetzt, kann nach zehnjährigem Kampfe nicht überwältigt werden, weil die gegen ihn ausgesendeten Feldherren Orontes und Tiribazus sich entgegenarbeiten [9]). Größer noch als unter den persischen Großen ist die Spaltung zwischen diesen und den Griechen, die nun immer häufiger in persischem Dienste erscheinen. Der König selbst hatte nunmehr griechische Soldscharen. Mit solchen und den einheimischen Truppen sollte nun unter Iphikrates, dem Griechen, und Pharnabazus, dem Perser, eine Fahrt gegen Ägypten unternommen werden, welches seit Darius II. vom Reiche abgefallen, und wo Nectanebus Pharao war. Schon waren die Perser glücklich im Lande eingedrungen, und es handelte sich darum, einen entscheidenden Schlag bei Memphis zu thun; aber darüber konnten Iphikrates und Pharnabazus sich nicht vereinigen. Die Zeit verlief, das Steigen des Nils nahte, die Ägypter faßten wieder Muth und die ganze Unternehmung der Perser löste sich so in Nichts auf [10]). Allenthalben ward Nichts als Schande und Spott von den Persern eingeerntet [11]). Gegen das Ende aber des Lebens Artaxerxes III. scheinen besonders die fremden Völker im Reiche von heftigem Verlangen, sich von demselben loszutrennen und sich zu befreien, beseelt worden zu sein. Ein fast allgemeiner Aufstand verbreitet sich in den westlichen Theilen Asiens. Syrien, Phönicien, Phrygien, Karien, Kappadocien, Cilicien, Pamphylien, Lycien sind gegen den großen König unter die Waffen getreten. Persische Satrapen nehmen an diesem Aufstande gegen das Reich Theil; so sehr sind alle nationale Gefühle entwichen. Orontes, wahrscheinlich derselbe, welcher in der Geschichte Artaxerxes II. früher genannt, wird von den Aufgestandenen sogar zum obersten Feldherrn ernannt. Tachus, der Pharao von Ägypten, nahm an diesem Aufstande eifrigen Antheil, brach selbst aus Ägypten hervor und trat in Phönicien, die Perser bekämpfend, auf. Die Geschichte des Krieges gegen die Aufgestandenen ist uns auf eine höchst dürftige und verworrene Weise berichtet worden. Das nur sieht man deutlich, nicht anders als durch Bestechungen, durch Mord und durch Verräther weiß Artaxerxes II. sich zu helfen. Seltsame Vorgänge in Ägypten mögen auch zur Unterdrückung des Aufstandes beigetragen haben. Nectanebus, der Sohn des Pharao, empört sich gegen seinen Vater, als dieser in Syrien eingebrochen, und Tachus wird genöthigt, seine Zuflucht zu Artaxerxes II. zu nehmen. Dadurch mögen die Perser der andern Lande, die auf Hilfe von Ägypten her gezählt und sie nun wegen der inneren Wirren, die des Nectanebus Abfall von Tachus erzeugt, nicht empfingen, wieder Meister geworden sein [12]).

Artaxerxes II. aber starb im J. 362. Er hatte in seinen letzten Tagen trübe Ereignisse im eigenen Palaste gesehen. Den ältesten seiner königlichen Söhne, Darius,

7) *Lync.* Aegyptia. ap. *Athen.* IV, 33. 8) *Ctesias*, Pers. §. 60. 61. *Plut.* Artax. 24. 25.

9) *Diod. Sic.* XV, 8. 10. 10) *Plut.* Artax. 24. *Diod. Sic.* XV, 41—43. 11) *Isocr.* Paneg. §. 141. 12) *Diod. Sic.* XV, 90—93.

atte er zum Thronfolger bestimmt, mußte ihn aber töd-ten lassen, weil er ihm nach Reich und Leben trachtete. Dann mußte er erfahren, daß sein jüngster Sohn Ochus inen andern Sohn, Namens Ariaspes, durch schändliche abalen, wie sie nur in der tiefsten Verworfenheit dieses Hofes und des alten Königs selbst möglich waren, bis ahin gebracht, daß er sich selbst den Tod gegeben. Endlich mußte er, alt und schwach geworden, dulden, daß Ochus den geliebten, von einer Haremsfrau erzeugten Sohn, Arsames, niederhauen ließ [13]). Der blutige Ochus tieg nun nach so vielen Unthaten auf den Thron und ahm den Titel Artaxerxes III. an. Unter diesem leuchtete das alte Perserreich zum letzten Male in einem bluigen Glanze auf. Nachdem die Empörung des Satra-en Artabanus, der nach Macedonien zu König Philipp ntwichen sein soll, und nicht ohne die größten Anstrengungen, unterdrückt worden [14]), erhoben sich Phönicien ind Cypern, furchtbar nach dem jüngsten Aufstande be-handelt, von Neuem in Empörung. Nectanebus, Pharao on Ägypten, schloß sich ihnen an und sendete griechische Truppen unter Mentor zu Hilfe. Auch Artaxerxes III. ämpfte in diesem Kriege besonders mit griechischen Söld-nern, denn auf sich selbst scheinen die Perser kaum noch gezählt zu haben. Er siegte noch einmal durch Verrath und durch Geld. Tennes, König von Sidon, welchem Phönicien den Heerbefehl gegeben, verrieth die Seinen, und Mentor, der Grieche, verrieth die Abgefallenen ebenfalls. So wurden die Perser wieder Herren von Phönicien. Wie man dort die Perserherrschaft betrachtete, das geht ja wol sattsam daraus hervor, daß die Bewohner von Sidon sich sammt Weib und Kind lieber selbst tödteten, als daß sie sich den Persern noch einmal unterworfen. Darauf brach das Perserheer auch in Ägypten ein, und siegte hier besonders durch den Unverstand und die Feigheit des letzten Pharao Nectanebus, der nach Äthiopien entrann, sowie der Kampf sich ungünstig wendete. Wie hungerige Wölfe stürzten die Perser über Ägypten her; Alles ward geplündert, was zu plündern war, und selbst die Tempel blieben nicht verschont, selbst die heiligen Bücher wurden fortgeschleppt und den Ägyptern später nur für schwere Summen wiedergegeben [15]). Die verübten Gräuel mußten besonders in den fremden Völkern des Reiches eine brennende Sehnsucht nach einer Änderung erzeugen, und ihnen Jeden, der kommen würde, um das alte Perserreich zu zerstören, als einen Befreier erscheinen lassen. Je näher das Ende des alten Reiches der Perser kommt, um desto unsicherer werden die Berichte über dasselbe und um desto mehr müssen sie aus Schriftstellern, deren Sorgfalt und Treue zu bezweifeln, gezogen werden. Die Bewegung, welche uns als nur über Ägypten, Cypern und Phönicien gehend geschildert worden, muß sich doch noch weiter verzweigt haben; denn wir hören, daß Mentor, der Grieche, in den Provinzen noch andere Kämpfe zu bestehen hat, damit der Gehorsam allenthalben wieder hergestellt sei [16]). Jedenfalls ging der macedonischen Eroberung eine große innere Verwirrung und Zerrüttung voraus, die nicht unbedeutend zum schnellen Falle des alten Reiches beigetragen hat. Das geht auch daraus hervor, daß mehre Perser an den Hof von Macedonien geflohen sind, oder sich an denselben haben ziehen lassen [17]).

Nur noch eine kurze Zeit ist dem Geschlechte des Darius Hystaspes zum Leben vergönnt, und sie scheint mit blutigen Gräueln ausgefüllt worden zu sein. Artaxerxes III. besudelte sich, wird erzählt, mit dem Blute vieler Vornehmen und des königlichen Stammes [18]). Wol mag diese Angabe Wahrheit enthalten, denn der königliche Stamm war gewiß reich an Mitgliedern gewesen, bei der macedonischen Eroberung aber erscheint außer dem König Darius Codomannus und seiner unmittelbaren Familie Niemand mehr. Bagoas, ein Eunuch, der Chiliarch, läßt Artaxerxes III. im J. 338 durch einen Arzt wegräumen und stellt Arses, den jüngsten von dessen Söhnen, auf den Königsstuhl. Die ältern Söhne Artaxerxes' III. werden ermordet, damit Niemand da sei, welcher der Herrschaft des Eunuchen im Wege stehe. Das Reich der Perser ist zu der untersten Stufe des Serai- und Haremwesens herabgesunken. Etwa zwei Jahre mag Arses unter der Leitung des Bagoas den Namen eines Herrschers geführt haben; denn im J. 336 ließ Bagoas auch ihn aus dem Wege räumen. Da er wieder einen brauchte, in dessen Namen er walte, so stellte er den Darius Codomannus, einen Seitenverwandten des königlichen Hauses, auf den Thron. Darius Codomannus soll abstammen von Ostanes, einem Bruder des Artaxerxes, womit wahrscheinlich irgend ein unehelicher Sohn Darius' II. gemeint ist. Bagoas erkannte bald, daß er sich dieses Mal vergriffen, und wollte sich daher des neuen Königs wieder durch Gift erledigen. Der letzte Darius, der früher auch gegen die Kadusier nicht ohne Tapferkeit gefochten haben soll, war aber nicht grade ein Mann, der ein Spiel mit seinem Leben und seinem Königthume treiben ließ. Da er die Sache entdeckt, zwang er den Eunuchen, den Giftbecher selbst zu leeren [19]). Nur eine kurze Zeit ist der Thron der Perser diesem Darius noch gegönnt.

Hier endet nun die erste Periode der Geschichte Persiens überhaupt, und die zweite beginnt, die einen Zeitraum von etwa 206 Jahren umfaßt. Man kann dieser zweiten Periode den Namen der macedonisch-seleucidischen geben. Das alte Perserreich wird durch den Angriff des Macedoniers Alexander des Großen vernichtet, ein neues Perserreich mit einer fremden Überkleidung, ein Reich, welches man das persisch-macedonische nennen könnte, soll entstehen, aber Alexander's früher Tod erstickt die junge Schöpfung noch während ihrer Geburt. Es bemeistern sich dann nach einem vielverworrenen Kampfe die Seleuciden des größten Theils der Völker und des Bodens, auf dem das alte Perserreich gestanden. Die Seleuciden sind eine wirkliche Fremdherrschaft, eine Fremdherrschaft

13) *Plut.* Artax. 26–30. 14) *Diod. Sic.* XVI, 52. 15) Ib. 40–51. 16) Ib. 52.

17) *Quint. Curt.* VI, 4. 5. 18) *Justin.* X, 3. 19) *Diod. Sic.* XVII, 5. *Justin.* X, 3.

in viel größerer, umfänglicherer Bedeutung, als Alexander's Herrschaft gewesen. Bald aber erfolgt eine Reaction des Morgenlandes gegen diese Fremdherrschaft und die Zend-Völker schütteln das Joch, das ihnen auferlegt werden sollte, wieder von sich ab. Die Wiederherstellung eines reinen Perserreiches wird durch die Parther vorbereitet und, ob auch erst nach Jahrhunderten, durch die Sassaniden vollendet.

Seit Artaxerxes' II. Herrschaft war eine sehr genaue Verbindung zwischen Persien und Griechenland eingetreten, welcher von Seiten der Perser zwei Dinge zum Grunde lagen. Sie mußten Verbindung mit den Griechen haben, um aus Griechenland immer Söldner, welche die letzten Perserkönige als ihre Hauptstütze betrachteten, ziehen zu können. Ohne griechische Söldner, obwol da oftmals Griechen gegen Griechen stritten, hätten die empörten Satrapen, Phönicien und Ägypten nicht wieder unterworfen werden können. Der große König siegte in diesen Kämpfen nur darum, weil er das meiste Geld hatte und mehr griechische Söldner als die Empörer aufstellen konnte. Zweitens aber mußten die Perser eine enge Verbindung mit Griechenland haben, damit sie hinderten, daß unter den Griechen nicht eine größere Macht entstehe, denn von einer solchen fürchteten sie, besonders seit dem Angriffe des Agesilaus, den Untergang ihres Reiches. Daher das viele Arbeiten der Perser bald in dieser, bald in jener Weise, damit Griechenland in so viele kleine Staaten als möglich zerspalten bleibe. Es gehen nun immer Botschaften hin und her, und daher sind die Ereignisse und die Zustände Griechenlands am Hofe des großen Königs stets genau bekannt. Unter Artaxerxes III. aber wollen die zeither auf Griechenland angewendeten Künste nicht mehr ausreichen. Auch mögen die vielen Bewegungen in dem Perserreiche selbst dazu beigetragen haben, die früher auf Griechenland gewendete Aufmerksamkeit zu schwächen. Nachdem aber Phönicien, Cypern und Ägypten wieder unterworfen worden, wendeten die Perser ihre Augen abermals nach Griechenland, und gewahrten sicher mit Angst, daß Philipp, König von Macedonien, auf eine Vereinigung aller Griechen unter seiner Macht hinarbeite; auch sahen sie, daß unter einem Theile der Griechen selbst sich der Gedanke erhebt, man müsse sich vereinigen, die im Innern nutzlos sich bekämpfenden Kräfte zum Kampfe gegen Persien vereinigen. Botschafter Athens unterrichteten ja den Großkönig von allen Vorgängen und Zuständen in Griechenland [20]). Die Satrapen in Kleinasien erhielten nun Befehl, der weitern Ausdehnung der macedonischen Macht entgegen zu arbeiten, und sie thaten es, obwol im Ganzen vergeblich [21]). Philipp vereinigte doch den größten Theil Altgriechenlands zwar nicht unter seiner festen und geschlossenen Macht, aber doch unter seiner Hegemonie, und der Beschluß des nationalen Krieges gegen die Perser ward, wie Artaxerxes III. gestorben und Arses auf dem Throne saß, gefaßt. Die Verwirrungen im Reiche und im Palaste müssen dazu beigetragen haben, die Aufstellung und Anordnung der Vertheidigungsmaßregeln der Perser zu schwächen. Indessen kam es ihnen zu Statten, daß Philipp von Macedonien im J. 336 ermordet ward, und sein Sohn Alexander der Große Zeit brauchte, seine durch des Vaters plötzlichen Tod erschütterte Herrschaft wieder zu befestigen. Unterdessen war nun Darius Codomannus auf den persischen Thron gekommen. Sein Vorgänger und er, sie hatten wesentlich zur Erschütterung der macedonischen Macht beigetragen. Große Summen waren aus Persien an die anti-macedonische Partei unter den Griechen gegangen [22]). Sichtbar hoffte man an dem persischen Hofe lange, daß es zu einem Angriffe Alexander's des Macedoniers auf das Reich nicht kommen würde, da er in Griechenland selbst Beschäftigung genug finden werde. Als aber Alexander allen Widerstand, den die anti-macedonische Partei ihm entgegengesetzt, besiegt, dann erst scheinen die Perser ihre Vertheidigungsanstalten in größerem Maßstabe und mit völligem Ernste betrieben zu haben. Darum sind sie noch nicht fertig, als der Angriff wirklich erfolgte. Das Heer, mit dem Alexander der Große die Küste Kleinasiens im J. 334 betrat, belief sich auf noch nicht 40,000 Streiter. Dabei ist jedoch in Anschlag zu bringen, daß dem König nach Asien allmälig starke Haufen Macedonier sowol als auch Griechen nachgekommen sind, von denen aber auch immer viele wieder, beladen mit reicher Beute, in die Heimath zurückkehrten [23]).

Die Eroberung des persischen Asiens war ein dreifaches Werk, ein Werk der Waffen, ein Werk der Zustände, und ein Werk der Berechnung Alexander's des Großen. Als der Macedonier im J. 334 kam, waren die Perser mit ihren Rüstungen noch nicht fertig, das große Nationalheer noch nicht auf dem Kampfschauplatze eingetroffen, die phönicische Flotte, welche Hellespont und Bosporus hätte decken können, noch nicht herauf. Nur die Vorhut des großen Nationalheeres, aus Persern, Baktrern, Medern und Hyrkanern bestehend, war da, und die Satrapen Kleinasiens hatten etwa 20,000 griechische Söldner zusammen. Alexander lieferte seine erste Schlacht am Granikus etwa mit gleichen Streitkräften und gewann sie. Das Perserheer scheint durch diese Schlacht fast vernichtet worden zu sein [24]). Wie das erste Werk der Waffen gelungen, trat das Werk der Umstände und der Berechnung hervor. Die nationalen Fürsten, welche in Kleinasien, am Pontus und am Euphrat übriggeblieben, konnten sich nur freuen, wenn das Perserreich auseinanderging, da sie nicht glaubten, daß ein neues auf den Trümmern desselben entstehen würde. Sie schlossen sich entweder, wie Ada, die Königin von Karien, an die Macedonier an, oder sie verhielten sich gleichgültig. Alexander war dabei wol klug genug, sie vor der Hand ganz unbeunruhigt zu lassen. Die andern Völker Kleinasiens aber nahmen die Macedonier meist jauchzend und wie

20) *Dem.* III. Philipp. §. 71. 21) *Diod. Sic.* XVI, 74—76.

22) *Plut.* Demet. 23. *Dem.* adv. Phorm. §. 38. 39. 23) *Diod. Sic.* XVII, 17. *Plut.* Alex. 15. *Arr.* I, 11. 24) *Diod. Sic.* XVII, 30. *Quint. Curt.* III, 8.

Befreier auf. Alexander benutzte das gut. Er kündete sich als Befreier an, und obwol sich bald zeigte, daß er ein neues Reich auf dem Umsturze des persischen gründen will, so sollte doch dieses ungleich größere Freiheit für die Völker als das alte enthalten. So stürzte die Perserherrschaft in Kleinasien leicht zusammen, ohne daß man jedoch sagen könnte, daß die macedonische sogleich an ihre Stelle getreten. Die Macedonier herrschten nur soweit, als die Furcht vor ihren Schwertern reichte, und es reichte diese keineswegs allenthalben hin. Die meisten Barbaren hofften wol nur auf den Umbruch des Perserreiches und betrachteten alles Andere als vorübergehend. Alexander brachte nun den Winter in Kleinasien zu, und obwol die Perserflotte, aus phönicischen Schiffen bestehend, bald nach der Schlacht am Granikus an den Küsten erschienen [25]), so brach er doch mit dem Frühjahre nach Syrien auf, darauf rechnend, daß die Phönicier, von den Persern erst jüngst wieder unterworfen und grausam behandelt, eben große Anstrengungen für den Großkönig nicht machen würden, zumal wenn er selbst bis zu den phönicischen Städten vorgedrungen und der Perserherrschaft in ihnen ein Ende gemacht. Darius war bei der Landung der Macedonier in Kleinasien noch in Susa. Das allgemeine Aufgebot an alle Völker des Reiches ist ergangen, doch können die Contingente aus den östlichen Provinzen nicht abgewartet werden. Im Frühjahre ist Darius in Babylon. Er will eine entscheidende Schlacht liefern, damit der Feind nicht noch mehr festen Fuß im Reiche fasse. Im Gefühle seiner Nichtigkeit hat Darius erst den Heerbefehl nicht selbst übernehmen, sondern denselben dem Griechen Mentor überlassen wollen. Das ist durch den Tod dieses Mannes gehindert worden [26]). Amyntas, ein zu den Persern geflüchteter Macedonier, räth dem großen König vergeblich, die Schlacht nur auf den Ebenen von Syrien zu liefern, wo seine Reiterei und seine Überlegenheit ihm von Vortheil sein mußte. Der thörichte Großkönig rückte, wie Alexander will, in die Gebirge und Engpässe am Meere, da wo Cilicien und Syrien sich von einander scheiden, hinein, denn er fürchtete, die Macedonier würden seinem ungeheuern Heere entlaufen. So wird im J. 333 die Schlacht bei Issus geschlagen. Auf dem gebirgigen Terrain, in den Engpässen hat das persische Heer in nutzloser Tiefe hinter einander aufgeschichtet werden müssen. Es scheint, nur die wirklichen Perser und die griechischen Soldtruppen konnten eben wegen des Terrains in die eigentliche Schlachtreihe gebracht werden. Diese mögen an Zahl dem macedonischen Heere gar nicht viel überlegen gewesen sein. Die Macedonier stürmen, jedoch nur nach hartnäckigem Widerstande, diese Scharen nieder, und sofort löst sich Alles in Flucht und ungeheure Verwirrung auf. Die zusammengetriebenen Völker hatten an dem Erhalt des Reiches nicht das mindeste Interesse, und Jeder ergriff die erste Veranlassung zur Flucht, welche bei dieser Masse und bei diesem Troß bald zur vernichtenden Verwirrung werden mußte. Darius soll, zitternd für die eigene Person, der Erste mit im Fliehen gewesen sein [27]).

Sowie diese für die Perser unglückliche Schlacht geschlagen, offenbarte sich, auf wie unsicherem Boden ihr Reich stand. Schon fingen die Vornehmen desselben an, sich dem Sieger zuzuwenden und Verbindung mit ihm zu suchen; schon verzagte Darius daran, sein Reich mit den Waffen zu behaupten, und bot alle Länder des Reiches im Westen des Euphrats, sammt der Hand seiner Tochter, die, wie die ganze Familie des Darius, bei Issus in macedonische Gefangenschaft gerathen, dem Sieger an. Sicher bot Darius die Länder jenseit des Euphrats nicht als ein ganz unabhängiges Reich, sondern als eine große Satrapie mit dem Königstitel. Aber schon aus diesem Anerbieten mußte Alexander erkennen, wie es mit dem Perserreiche stand, und darum wies er das glänzende Gebot doch ab [28]). Der Macedonier wendete sich nach dem Siege bei Issus, ohne sich vor der Hand weiter um Darius zu kümmern, da das ganze Perserheer durch die Niederlage in Auflösung gebracht worden, nach Phönicien. Phönicien, Cypern und Palästina unterwerfen sich nicht allein, sondern sie empfangen ihn auch als Befreier. Seltsam sticht gegen die Freude, mit der die andern phönicischen Städte den Macedonier aufnehmen, der lange, ja verzweifelte Widerstand ab, den die Stadt Tyrus leistete. Dieser Widerstand ward aber weder aus Liebe zu den Persern, noch durch Furcht vor ihnen hervorgerufen, denn von den Persern ist Tyrus auch abgefallen und spricht das bestimmt aus [29]). Obwol allein vor Tyrus sieben Monate verloren gegangen, war Alexander doch wegen der Perser und ihrer neuen Rüstungen völlig ruhig, und unternahm eine Heerfahrt nach Ägypten. Er scheint zu wissen, daß Darius nicht wieder über den Euphrat kommen werde, wozu dieser auch entschlossen gewesen sein soll. Es wird erzählt, auch nach dem Abbruche der Unterhandlungen habe der Perserkönig immer noch gehofft, daß sich Alexander mit den Ländern jenseit des Euphrats begnügen würde [30]). Niemand vermag zu sagen, ob nicht vielleicht auch noch Täuschungskünste gegen die Perser angewendet, ob sie nicht mit dieser Hoffnung betrogen worden sind. Ägypten unterwirft sich ebenfalls nicht allein ohne Widerstand, sondern selbst mit Freude. Alexander zog in die Wüste zu Amun's Tempel, um sich dem Volke von Ägypten als einen Diener des Amun zu empfehlen. Und nun, erst im Frühjahre 331, brach er wieder gegen den armen Großkönig auf. Nach der Schlacht bei Issus scheint Darius erst in Babylon sich aufgehalten zu haben. Ein neues Aufgebot war an die Völker des Reiches ergangen [31]); aber der Ertrag davon war, im Verhältniß zu früheren, nur ein geringer. Die geringste Angabe verdient den meisten Glauben, und nach dieser hatte Darius in seiner letzten Schlacht nur 240,000 Streiter [32]). Die Griechen über-

25) *Arr.* I, 18. 26) *Diod. Sic.* XVII, 30. *Quint. Curt.* III, 2.

27) *Arr.* II. 4—11. *Diod. Sic.* XVII, 32—36. *Plut.* Alex. 19. 20. 28) *Arr.* II, 14. 25. *Plut.* Alex. 29. 29) *Arr.* II, 16. *Diod. Sic.* XVII, 40. 30) *Arr.* III, 7. 31) *Plut.* Alex. 32. 32) *Quint. Curt.* IV, 12.

trieben sonst die Zahlen auf der Seite der Gegner und verminderten sie auf Seiten Alexander's, damit dessen Siege wie Wunder durch die Welt leuchten möchten. Außer den 45,000 Macedoniern und Griechen, die genannt und angeführt werden, hat Alexander offenbar auch schon den Heerbann aus vielen Provinzen des westlichen Perserreiches genau so wie ein Perserkönig begehrt und erhalten. Also scheinen bei Arbela oder Gaugamela jenseit des Tigris die Streitkräfte einander ziemlich gleich gewesen zu sein. Die Macedonier siegten auch hier wieder dadurch, daß sie sich mit der größten Kraft auf das Mitteltreffen der Feinde, dahin, wo Darius stand, warfen und es erschütterten. Da ergriff der Perserkönig wieder die Flucht, und sofort löste sich abermals Alles in vernichtende Verwirrung auf. Die Schande der Feigheit möchte von dem letzten der alten Perserkönige nicht abgenommen werden können. Ob nun wol Darius nicht mehr im Stande, sich im offenen Felde zu zeigen, kann doch das persisch-macedonische Reich noch immer nicht als gegründet betrachtet werden, denn noch ist für Alexander die Hauptsache, die wirkliche Unterwerfung des beiweitem größten Theiles des Reiches, der Ostprovinzen, die im Wesentlichen von Zend-Völkern bewohnt sind, übrig [33]).

Die griechischen Schriftsteller haben absichtlich vermieden, hervorzuheben, wie diese Unterwerfung gelungen, damit nicht die Thaten des großen Alexander's aus dem Zauberreiche der Wunder in das Land des Erklärlichen gezogen würden. Aber es wird für uns nichtsdestoweniger klar, wie der Macedonier zum wirklichen Besitz des Reiches gekommen. Es ist weniger durch Waffengewalt, als dadurch geschehen, daß er sich im Anfange gut setzte mit den Vornehmen des Reiches, daß er sie in dem Besitz der Satrapien ließ. Der größte Theil des persischen Adels, wie er sah, daß das alte Reich auseinandergehe, dachte gleich an Verrath und suchte besonders sich selbst zu retten [34]). Diese Stimmung verstand Alexander trefflich zu benutzen. Welcher Satrap sich unterwarf, der behielt seine Satrapie; wo sich einer nicht unterworfen und deßhalb entfernt werden mußte, da wird doch ein anderer vornehmer Barbar an seine Stelle gesetzt, und nur als Ausnahme, wenigstens über die Zend-Völker, werden Macedonier als Satrapen aufgestellt [35]). Überhaupt ward dem Adel gezeigt, daß wenig in dem Reiche geändert werden sollte. Darum leistete er nur einen geringen Widerstand. Zwar fehlt es an einem solchen keineswegs ganz, es kommen selbst Fälle vor, daß Reichsgroße, die sich dem Macedonier bereits unterworfen, wieder von ihm abfallen, aber auch hohe Treue fand dieser unter ihnen, und oft konnte er die Wiederabgefallenen durch andere Barbaren niederkämpfen lassen, ohne daß er macedonisch-griechische Streitkräfte dazu anzuwenden brauchte. In einer oder der andern Weise, entweder durch Waffengewalt, oder durch kluge Politik, zumeist aber durch letztere, fallen bald nach der letzten Schlacht viele Satrapien. Babylon zuerst, wo die Macedonier als Befreier willkommen sind, dann Susa, Persien, Medien, Aria, Parthien, Hyrkanien, Tapurien, Arachosien, Drange und Paropamisus; ferner die Lande der Parätacener und der Marder. In dem eigentlichen Persien, wo die nationalen Gefühle sich noch am stärksten aussprechen mußten, fanden die Macedonier einen indessen ziemlich harten Widerstand. Der Satrap Ariobarzanes und das Volk, sie vertheidigten sich mit Hartnäckigkeit, bis sie endlich doch niedergekämpft wurden [36]). In Aria fiel der Satrap Satibarzanes wieder ab, und Arsames, der Perser, den Alexander an seine Stelle gesetzt, wiederholte diesen Abfall, jedoch auch vergeblich [37]). Alle Satrapien, mit Ausnahme von Aria, Arachosien und Drange, die von dem Macedonier gewonnen, wurden an persischen Adel verliehen. Während der Unterwerfung dieser Ostprovinzen war der flüchtige Darius schon von Allen verlassen; nur die Satrapen von Baktra und Arachosien waren nicht aus Treue, sondern um ihn zu verderben, noch bei ihm, weil Bessus von Baktra hoffte, in der Verwirrung das Perserreich für sich neu begründen zu können. Die beiden Satrapen tödteten Darius im J. 330 auf der Flucht vor den Macedoniern in Baktra, und Bessus suchte sich in Baktra und Sogdiana zu halten. Er nahm den Titel „König Artaxerxes" an. Aber nichts beweist mehr, als grade dieser Versuch, wie schwach die persische Nationalität, und wie bereit der persische Adel, sich an den Fremden anzuschließen, der wenig in dem Reiche ändern zu wollen schien. Zwei Perser selbst, Spitamenes und Dataphernes, brachten den Artaxerxes gefesselt zu den Macedoniern [38]). Baktra und Sogdiana unterwarfen sich nun auch, und die Macedonier erreichten die nordöstlichen Grenzen des Reichs. Karmanien und Gidrosien blieben jetzt noch unberührt und sind erst auf der indischen Heerfahrt unterworfen worden. Nunmehr mag das Reich, welches gewissermaßen ein neues genannt werden könnte, das persisch-macedonische Reich als dastehend betrachtet werden. Es ist nur eine Fortsetzung des alten, und Alexander der Große hat weder Regierungs-, noch Organisationsweisheit entwickelt. Die Satrapien, wenigstens in den Zend-Ländern, sind in den Händen des persischen Reichsadels geblieben; es stehen jetzt macedonische Schlachthaufen unter macedonischen Befehlshabern neben den persischen Satrapen [39]). Sie scheinen besonders in Städten und Burgen gelagert zu haben. Nur die Person des Königs ist eine andere geworden, und einige Maximen, einige Stützpunkte, auf denen diese Fortsetzung des alten Perserstaates beruht, haben sich geändert.

Zuerst scheint Alexander zu wissen, daß das Perserreich aus zwei wol von einander zu unterscheidenden Hauptmassen, Zend-Völkern und solchen, die nicht zum Zend-Stamme gehören, bestanden hat. Bei den letztern nun sollen die nationalen und religiösen Eigenthümlichkeiten in seinem Reiche besser als in dem alten persischen geachtet werden. So ward in Lydien und in Ägypten

33) *Arr.* III, 8—16. *Diod. Sic.* XVII, 53—63. *Plut.* Alex. 31—34. *Quint. Curt.* 34) *Quint. Curt.* V, 8. 35) *Arr.* III, 16. 19. 25. 28. *Quint. Curt.* V, 1.

36) *Arr.* III, 18. *Diod. Sic.* XVII, 68—70. 37) *Arr.* III, 25. 38) Ib. 29. 30. *Just.* XII, 5. 39) *Arr.* III, 22.

ie innere alt-nationale Verfassung, welche von den Persern gestört oder ganz aufgehoben worden, wieder aufgerichtet [40]); als Satrapen werden in solchen Ländern entweder Eingeborene oder Macedonier, nicht persische Reichsgroße, genommen. In Ägypten erklärte sich Alexander nicht allein als einen Diener, sondern selbst für den Sohn Amun's [41]); in Jerusalem betete er Jehovah an und erließ für das Sabbatjahr den Tribut [42]); in Babylon war er ein Diener des Baal, und gebot, den von den Persern verwüsteten Tempel wieder auszubauen [43]). Daß nun die Völker, welche dem Zend-Stamme nicht angehören, zu einer freiern Stellung in dem Reiche erhoben, das konnte schon als ein neuer Stützpunkt angesehen werden, indem nun Zend-Stämme und Nicht-Zend-Stämme in einen Gegensatz zu einander traten. Einen zweiten Stützpunkt sollte bei allen Völkern des Reiches überhaupt die Milde und eine strenge Obsicht über die Satrapen geben. Die Tribute wurden wahrscheinlich nach einem geringern Anschlag als bei den Persern bestimmt, und Alexander sah mit Strenge darauf, daß die Satrapenregierung nicht in willkürlichen Druck ausartete. Deshalb soll das damalige Morgenland Alexander gesegnet und gepriesen haben. Jetzt aber fluchen ihm die Parsen als dem ersten und dem Propheten Muhammed als dem zweiten Zerstörer ihres alten Reiches. Einen andern Stützpunkt suchte Alexander in einem dem Morgenlande fremden Elemente, das er über dasselbe zu verbreiten trachtete. In einer zwiefachen Weise sollten Griechen und Macedonier in dem alten Perserreiche sich verbreiten, als Bewohner zuerst fester Städte und Burgen; diese wurden deshalb auch besonders an Küsten, an Pässen, an Übergangspunkten angelegt, weil sie Stützpunkte sein sollten; zweitens als ein Theil des stehenden Heeres und der königlichen Garden. Sicher hat Alexander die Absicht gehabt, die Hegemonie, die er über das eigentliche Griechenland bereits gewonnen, in ein wirkliches Herrnthum, wie er es über das alte Macedonien hatte, umzuschlagen. Dann konnten in noch größerer Zahl, als es schon jetzt geschah, Griechen bald für diesen, bald für jenen Zweck in das Morgenland gezogen werden. Diese Dinge hinweggerechnet, blieb zuerst nach Möglichkeit Alles, wie es sonst gewesen. Alexander machte sich soviel er konnte zu einem Perser. Er legte dieselben Titel an, die von den alten Perserkönigen geführt worden [44]); er betrachtete sich als ihren rechtmäßigen Nachfolger und rächte als solcher die Ermordung des Darius; er suchte sich in den alten Königsstamm einzuschieben, indem er Barsinen, die Tochter des Darius, zur königlichen Gemahlin erhob; er umgab sich mit dem persischen Hofwesen, und selbst der Harem der 360 Frauen fehlte nicht [45]); er ließ dem persischen Adel seine Stellung und seine Pflichten am Hofe; er war, neben den macedonisch-griechischen, auch von persischen Garden umgeben. Dabei sollten jedoch die Perser, und überhaupt die Barbaren, welche zum Waffendienste entboten wurden, allmälig an macedonische Weise gewöhnt werden. Als ein Diener des Ormuzd und ein Sohn der Sonne wird sich Alexander unter den Zend-Stämmen sicher auch gepriesen haben. Das eigentliche Persien scheint ebenfalls vom Tribut frei geblieben zu sein. Durch die Annahme des persischen Wesens ist aber Alexander in viele Widersprüche hineingekommen, die zum Theil schon während seines kurzen Lebens sich geltend machten. Den Völkern des Morgenlandes gegenüber wollte er ein Gott sein, wie die Perserkönige, und er kann nun auch, seinen Macedoniern gegenüber, nicht nur ein fürstliches Haupt, wie seine Ahnen gewesen, bleiben wollen. Er mußte versuchen, auch für sie ein Gott zu werden, und es ging daraus Unzufriedenheit und Verschwörung unter dem macedonischen Adel, Grimm und Empörung unter den Griechen hervor [46]). Andere Widersprüche würden sich bei längerem Leben des Königs auch noch geltend gemacht haben. Alexander konnte nicht zugleich als Diener des Ormuzd, des Baal, des Amun, Jehovah's und der Götter Macedoniens und Griechenlands angesehen werden.

Das gewissermaßen neue Reich war aber kaum gegründet, als Alexander, getrieben von dem Verlangen, über ganz Asien König zu sein, erst über den Jaxartes in das Land der Barbaren des Nordens zog. Die Heerfahrt wird aufgegeben, als man sieht, daß Asien viel größer ist, als gedacht worden. Dann wendete sich der König nach Indien hinein. Die indische Heerfahrt, die vom J. 328 bis zum J. 326, zwei volle Jahre, gedauert, ist auch in der Voraussetzung unternommen, daß Indien viel, viel kleiner sei, als es wirklich ist. Alexander kehrt um, sowie er eine Vorstellung von dem ungeheuern Umfange Indiens empfangen, und begnügte sich, die Rajahs im Panjab unterworfen und zu macedonischen Satrapen gemacht zu haben. Gedrosien und Karmanien sind erst bei oder nach dieser Heerfahrt unterworfen worden. Persische Satrapen hatten sich dort wie unabhängige Könige behauptet. Das Land der Oreiten am untern Indus blieb nur so lange, als Macedonier dort waren, in wirklichem Gehorsam. Die Heerfahrt nach Indien war zugleich eine Probe gewesen, ob das persisch-macedonische Reich in sich selbst schon eine Bürgschaft seiner Dauer besitze. Diese Probe war nicht völlig genügend ausgefallen; es hatte sich offenbart, daß, wenn auch nationale Gesinnung unter den Völkern des Morgenlandes nur in geringem Maße vorhanden, doch unter einem Theile des persischen Adels der Wille und Wunsch, entweder das alte Perserreich wiederherzustellen oder kleinere, unabhängige Reiche zu schaffen, geblieben. In Medien war ein Vornehmer, Baryaxes genannt, aufgestanden und hatte die königliche Tiara angelegt, womit sicher gesagt werden sollte, daß das alte Perserreich wieder hergestellt sei. In Persien hatte sich Orxines eigenmächtig zum Satrapen gemacht, was wol der Anfang der Begründung eines eigentlichen Perserreiches sein sollte [47]). Alle Satrapen, Perser wie Macedonier, scheinen erwartet zu haben, daß

40) *Diod. Sic.* XVII, 21. *Quint. Curt.* IV. 7. 41) *Arr.* VII, 8. 42) *Joseph.* Antiq. XI, 8. 43) *Arr.* III, 18. 44) *Plut.* Alex. 34. 45. 45) *Diod. Sic.* XVII, 53. *Aelian.* Var. Hist. IX, 3.

46) *Arr.* IV, 9. VII, 8. 47) Ib. VI, 29.

Alexander aus Indien nicht zurückkommen werde [48]). Abulites, der persische Satrap von Susa, war ebenfalls so gut als abgefallen [49]). Indessen genügte das Wiederkommen des Königs, um alle diese Bewegungen zu erdrücken. Die Hauptbewegung, die in Medien stattgefunden, war selbst ohne Zuthun des Königs, durch den Satrapen Atrobates, den Perser, unterdrückt worden [50]). Ward nun aber auch Alles wieder erdrückt, so hatte es sich doch offenbart, daß der Adel des Perserreiches der Unabhängigkeit noch gedenke. Eine lange Zeit dürfen ihn die Macedonier dereinst nicht lassen, sonst wird er sich doch wieder regen. Alexander scheint auch seit diesen Vorgängen Mistrauen, besonders gegen die Satrapen aus dem alten Reichsadel, zu fassen; es ward ihnen daher geboten, ihre Garden und besondern Truppen zu entlassen [51]), und jede Gelegenheit, die Perser aus den Satrapien zu verdrängen und Macedonier an ihre Stelle zu bringen, ist seitdem ergriffen worden. So hatte selbst das eigentliche Persien zuletzt einen Macedonier zum Satrapen erhalten, und das Reich stand auf dem Punkte, aus einem persisch-macedonischen ein macedonisch-persisches zu werden. Aber nicht lange nach der indischen Heerfahrt, im J. 323, starb Alexander der Große in der Blüthe seiner Jahre, und damit werden die Fäden zerrissen, die er geknüpft.

Der König, der auf ein langes, oder doch auf ein längeres Leben gezählt, wollte, daß der Sohn einer Perserin, Herkules, den er mit Barsinen, der Tochter des letzten Darius, gezeugt, ihm auf dem neuen Throne folge. Aber nach seinem Tode werden Barsine und Herkules sogleich in den Hintergrund gedrängt. Adel und Volk Macedoniens wollte nicht von dem Sohne einer barbarischen Frau beherrscht sein. Sie sind nach Macedonien abgeführt und dort im J. 309 ermordet worden [52]). Eine wilde Verwirrung, die das Viertheil eines Jahrhunderts dauert, erhob sich bald um allgemeine Herrschaft, bald um Theilung der persischen Provinzen unter den Feldherren Alexander's. Die Völker des persischen Reiches und ihr Adel, obwol er von den Macedoniern allmälig ganz aus dem Besitze der Satrapien gedrängt ward, spielten in diesen Kämpfen lange doch nur eine leidende Rolle. Mit Erstaunen muß man sehen, wie eine Handvoll Macedonier und Griechen über das Morgenland nach Willkür schaltete, wie schweigender Gehorsam ihnen geleistet ward, wie die Zend-Stämme sich selbst für diese Fremdlinge opfern, da sie doch die Gewalt haben, zur nationalen Freiheit und Unabhängigkeit zurückzukehren. Denn die macedonischen Satrapen müssen die Kriege unter einander größtentheils mit barbarischen Truppen, die jetzt nach macedonischer Art gewaffnet und gerüstet sind, führen. Es brauchte nur der Wille da zu sein, und die Barbaren, die durch die Macedonier auch wieder siegen lernen, wären frei geworden. Aber sie scheinen Kampf und Sieg nur für ihre Unterdrücker, nicht für sich selbst zu lernen. Eine tiefe Entartung, einen feigen Sklavensinn muß die Weise des alten Reiches unter den *Zend-Stämmen*, Persien in der zweiten Bedeutung des *Wortes*, *erzeugt* haben. Nur von dem obern Medien aus *wird die Zeit* der Kämpfe unter den Macedoniern selbst *benutzt*. *Atro*bates, dem Alexander der Große die Satrapie *gegeben*, gründet hier ein unabhängiges Reich [53]). Auch die *kleinen* Könige der Kadusier, Elymäer und Chorasmier *können* von den sich stets selbst bekämpfenden Macedoniern *frei*lich auch nicht unterdrückt werden. *Endlich* aber erhob sich aus jenen Kämpfen der Macedonier *unter* einander der Satrap von Babylon, Seleucus Nikator.

Das Reich, welches sich derselbe seit dem J. 312 (Anfang der Ära der Seleuciden) durch *Talent*, Kraft und wunderbares Glück gewann, umfaßte, *mit Ausnahme* Ägyptens und Anfangs auch Kleinasiens, so *ziemlich* wieder den Umfang des alten persischen Reiches. *Seleucus* Nikator begann ein Regierungssystem, welches von *seinen* Nachfolgern standhaft festgehalten worden. Die Seleuciden wollen sich nicht mit dem Morgenlande, nicht mit dem großen Zend-Stamme, wie Alexander der Große, befreunden und verschmelzen. Sie wollen, vielleicht weil sie meinen, das, was Alexander gewollt, sei doch Unmöglichkeit, vielleicht weil ihr Inneres dazu drängte, Macedonier und Griechen bleiben, sich nur auf Macedonier und Griechen stützen. Nur macedonisch-griechischer Cultus herrschte daher am Hofe der Seleuciden, nur Macedonier und Griechen bildeten ihre nächsten Umgebungen, ihre Garden, den Kern *ihrer Truppen überhaupt*. Die Barbaren sind in dem Reiche *der Seleuciden nur da, um* zu zahlen, um zu dienen, um beherrscht zu werden; selbst von einem persischen Adel ist hier keine Rede mehr. Die Satrapien werden allein an Macedonier oder Griechen gegeben. Wie schwierig, trotz des entschlafenen Nationalgeistes, eine Beherrschung der Barbaren in dieser Weise sein würde, das fühlen die Seleuciden wohl. Darum strebten sie nach zwei Dingen. Zuerst wollten sie so viele Macedonier und Griechen als möglich in das Morgenland verpflanzen, um an ihnen einen Stützpunkt zu haben. Schon Seleucus Nikator hat eine große Masse derselben nach Asien gezogen. Sie dienten ihm dazu, die neuen Städte zu bevölkern, mit denen er bis nach Hyrkanien und Parthien hin sein Reich überzieht. Diese Städte, unter denen Antiochia am Orontes und Seleucia am Tigris die bedeutendsten waren, warfen zwar einen Schimmer von Griechenthum selbst auf das Innere Asiens, machten die griechische Sprache der asiatischen Welt bekannt, vermochten aber doch nicht den Geist und den Charakter des Morgenlandes abzutödten. Ferner trachteten die Seleuciden, in den Besitz auch der Herrschaft über Macedonien und Griechenland zu kommen, damit die Quelle der Kraft, auf welche sie sich im Morgenlande stützen wollten, ihnen selbst gehöre, ihnen zu freier Verfügung stände. Seleucus Nikator schlug seine Residenz im vordern Asien, in der Stadt Antiochia am Orontes, auf, denn seine Augen waren mehr auf Europa als auf das Morgenland gerichtet. Das Reich war in 72 kleine

48) *Arr.* VI, 4. *Diod. Sic.* XVII, 106. 49) *Arr.* VI, 27. 50) Ibid. 51) *Diod. Sic.* XVII, 106. 52) *Id.* XX, 28.

53) *Polyb.* V, 55.

Satrapien getheilt, um die Satrapen unschädlicher zu machen [54]), und über die östlichen Provinzen ward der Sohn Antiochos, geboren von der Perserin Apamea, als Unterkönig gestellt [55]). Das war das Einzige, was den Zend-Völkern nachgegeben worden, daß sie einen eigenen Unterkönig, den Sohn einer Perserin, empfingen. Kurz vor seinem Tode gewann Seleucus Nikator auch Kleinasien noch. Hier empfing das Seleucidische Reich an den kleinen Königen von Armenien, Kappadocien, Pontus, Paphlagonien, Bithynien, Cilicien und Karien, zu denen später noch Pergamos kommt, eine sehr üble Zugabe. Auf der Fahrt, die er unternahm, um Macedonien zu erobern, ward Seleucus Nikator im J. 281 ermordet. Unter der Herrschaft seines Sohnes, Antiochos Soter genannt, verschwindet die Geschichte der Zend-Stämme fast gänzlich. Der König erscheint nur in Kleinasien, wo er mit den kleinen Königen und den eingebrochenen Galliern zu streiten hat. Der Zend-Stämme und ihrer Verhältnisse gedenkt Niemand. Nur beiläufig sagt ein alter Schriftsteller, Antiochus Soter habe mit Mühe noch das ganze Reich seines Vaters zusammengehalten. Antiochus Soter ward im J. 261 in Kleinasien erschlagen [56]), und das Reich ging wieder auf dessen Sohn Antiochus Theos über. Auf den Zend-Stämmen, wie auf dem ganzen Reiche der Seleuciden, liegt für uns abermals ein tiefes Dunkel. Antiochus Theos wird auf Anstiften einer seiner Gemahlinnen, der Laodice, die selbst aus dem Geschlechte der Seleuciden ist, im J. 245 ermordet [57]). Laodice läßt dann auch eine zweite Gemahlin, Berenicen, die Schwester des Ptolemäus Euergetes, des Königs von Ägypten, ermorden, und stellt ihren Sohn, Seleucus Kallinicus genannt, auf den Thron. Hierdurch wird eine ungeheure Verwirrung im Reiche der Seleuciden hervorgerufen, in der endlich zuerst wenigstens ein Zend-Volk den Muth, sich gegen die Fremdherrschaft zu erheben, wieder findet [58]). Ptolemäus Euergetes von Ägypten griff den Seleuciden an, und der größte Theil der Provinzen des Reiches ward von dem Ägyptischen Heere überschwemmt oder doch durchzogen. Über Syrien, Phönicien, Babylon und Mesopotamien hinweg drang das Heer des Ptolemäus Euergetes bis nach Susa, Persien, Medien und Baktra, während auch Kleinasien von den Ägyptischen Flotten angegriffen ward. Die Barbaren und die Satrapen scheinen sich dem Sieger mit noch viel größerer Leichtigkeit gefügt zu haben, als sie sich Alexander dem Großen unterworfen hatten [59]). Ptolemäus Euergetes kann sich einen Augenblick als wirklichen Herrn aller wahrscheinlich nur flüchtig durchzogenen Länder betrachten und einen Obersatrapen über sie bestellen [60]). In einer Zeit nun, wo es überhaupt zweifelhaft ist, ob das Seleucidische Reich dauern wird, ließ sich in Kleinasien Antiochus Hierax, des Königs Seleucus Kallinicus jüngerer Bruder, zum König ausrufen [61]). Ptolemäus Euergetes, um einen schnellen Fall des Seleucidischen Reiches herbeizuführen scheint die Unabhängigkeit dieses Antiochus Hierax anerkannt zu haben. Seleucus Kallinicus aber zieht seinen Bruder bald wieder zu sich herüber, indem auch er dessen Königstitel anerkennt. Vor der Vereinigung beider Seleuciden muß Ptolemäus Euergetes zurückweichen und im J. 240 einen zehnjährigen Waffenstillstand schließen, in dem er das behält, was ihm im Augenblicke des Abschlusses von seinen mehr glänzenden als sichern Eroberungen noch geblieben [62]). Cölesyrien, Phönicien, Palästina, mehre kleine Districte und Städte in Kleinasien, das ist Alles, was der Ptolemäer behält und zum Theil noch lange behauptet. Über eine ganze Masse von Ereignissen sind wir nur durch dürftige Worte unterrichtet.

Zwei wichtige Ereignisse aber hängen nun offenbar mit diesen Stürmen zusammen. Der Grieche Theodotus, der Seleucidischer Satrap von Baktra war, benutzte die entstandene Verwirrung und machte sich unabhängig, breitete auch, wie es scheint, seine Macht noch über die Satrapie von Sogdiana aus, nahm aber wol den Titel eines Königs noch nicht sogleich an, sondern erwartete den weitern Gang der Dinge und des Glückes, wie es auf dem Boden des alten Perserreichs von Satrapen so oft geschehen war. Baktra's Abfall und sicher noch weit mehr die allgemeine Verwirrung, in welche das Seleucidische Reich durch den Ägyptischen Krieg gefallen, gab nun endlich auch einem edlen Geschlechte des Perserreiches den Muth, sich wieder zu erheben. Zwei Brüder, Arsaces und Teridates, bewogen Parthien zum Abfall und erschlugen den Seleucidischen Satrapen Pherekles. Die Brüder scheinen mit nordischen Barbaren, mit Dahern, nach Parthien, ihrem Heimathlande, gekommen zu sein und mit ihnen leicht die Macedonier-Griechen, die sich hier befanden, niedergekämpft zu haben. Sie behaupteten Abstammung von den alten Perserkönigen, wie so viele andere, und wol mit Recht, denn wie viele Königstöchter mochten sonst nicht an Edle des Reichs vermählt worden sein [63])! So entstanden die Reiche von Baktra und Parthien, und mit dem letztern erscheint eine kleine, leise Regung des Nationalgeistes der Zend-Völker gegen die Fremdherrschaft. Die besten Zeugnisse sagen, daß das Partherreich in der Verwirrung entstand, welche den Seleuciden durch den Ägyptischen Krieg erregt ward, und das hat zugleich auch die meiste innere Wahrscheinlichkeit [64]). Jener Krieg aber dauerte vom J. 245 bis zum J. 240; eine noch genauere Zeitbestimmung zu gewinnen, ist unmöglich. Arsaces, der Gründer des Reiches, scheint nur zwei Jahre König gewesen zu sein, obwol die Nachrichten darin nicht übereinstimmen. Teridates, sein Bruder, folgt ihm, und nimmt nun auch den Namen Arsaces an. Die Partherkönige adoptirten also die Sitte der Perserkönige, die bei der Thronbesteigung den Namen wechselten, und sie nahmen den Namen „Arsaces"

54) *Appian*, de reb. syriac. 72. 55) *Memnon*, hist. Heracl. excerpt. 12. 56) *Euseb*. Chronic. Armen. p. 345. *Memnon*. hist. Heracl. excerpt. 15. 57) *Pylarch*. apud *Athen*. XII, 45. *Appian*. de reb. syriac. 65. 58) *Just*. XXVII, 1. 59) *Polyb*. V, 58. Monum. Adulit. apud *Chishull*, Antiquit. Asiatic. p. 79. 60) *Hieronym*. Sanct. ad Daniel. XI.

61) *Porphyr*. ap. *Euseb*. Graec. p. 187. 62) *Just*. XXVII, 2. 63) *Moses Chorenensis* I, 7. *Arrian*. ap. *Phot*. cod. 28. *Just*. XLI, 4. 64) *Appian*. de reb. syriac. 65.

weil er in der altpersischen Königsfamilie öfters vorgekommen. Die Schriftsteller verwechseln daher oft den zweiten Arsaces mit dem ersten. Seleucus Kallinicus aber mag um so mehr über die Regung der Barbaren erschrocken sein, als sich die Parther auch bald über Hyrkanien ausbreiteten. Daher unternahm er, und es muß das gleich nach Beendigung des Ägyptischen Krieges durch den zehnjährigen Waffenstillstand geschehen sein, eine Heerfahrt gegen die Parther und den zweiten Arsaces. Unterdessen aber ist auch Theodotus I. von Baktra gestorben, und sein Sohn Theodotus II. auf ihn gefolgt. Beide, Arsaces II. und Theodotus II., vereinigen sich gegen den Seleuciden; Seleucus Kallinicus wird geschlagen und die Parther feierten lange den Siegestag als ein Fest[65]). Sicher aber sind es weniger die Siege der Parther und der Baktrer gewesen, durch welche sie errettet und erhalten worden sind, als eine neue große Verwirrung, die über Seleucus Kallinicus kam, und welche ihn von den Parthern und Baktrern bald zu lassen nöthigte. Antiochus Hierax erhob sich gegen den Bruder und schien ihm das Reich entreißen zu wollen[66]). Alle Feinde der Seleuciden nahmen an diesen abermaligen Wirren Theil, Ptolemäus Euergetes, die Könige von Pontus, Bithynien und Pergamos. Seleucus Kallinicus hatte einen langen und furchtbaren Kampf zu streiten, in dem Reich und Leben mehr als einmal auf dem Spiele stand. Antiochus Hierax fand zwar in diesem Kampfe den Untergang, aber das Seleucidische Kleinasien war unter diesen Wirren an den König Attalus von Pergamos gefallen und Seleucus Kallinicus hatte an die fernen Ostprovinzen nicht wieder denken können. Er starb im J. 227 und sein ältester Sohn Seleucus Keraunos folgte ihm. Auch der vermochte der Ostprovinzen nicht zu gedenken und rüstete nur, um Kleinasien wieder zu gewinnen; aber noch ehe er die Fahrt dahin antreten konnte, mußte er im J. 224 vom Leben scheiden.

Das Reich der Seleuciden hatte die ganze Regierung der Könige Seleucus Kallinicus und Seleucus Keraunos hindurch in der größten Schwäche dagelegen. Fremde Feinde und heimischer Bruderzwist hatten es auf das Entsetzlichste verwirrt, und wenn die Perser, wenn die Zend-Völker sich hätten befreien, ihrer Nationalität sich erinnern wollen, es wäre kaum Jemand da gewesen, der es ihnen zu wehren vermocht. Aber es herrscht ein tiefes Schweigen, das Beispiel der Parther findet noch keine Nachahmung, und selbst Arsaces II. mag sich in dieser Zeit nicht über Parthien und Hyrkanien hinausbewegt haben. Ein moralischer Tod scheint auf den Zend-Stämmen zu liegen. Nun stieg nach dem Tode des Seleucus Keraunos sein jüngerer Bruder Antiochus der Große auf den Thron. Es gelang durch den Feldherrn Achäus, das Seleucidische Kleinasien wieder zu gewinnen, aber nachmals fiel dieser Achäus selbst von dem Könige ab. Dabei treten die fast verklungenen Namen Medien und Persien einmal wieder an das Licht der Geschichte. Zwei Brüder, Molo, Satrap von Medien, und Alexander, Satrap von Persien, fielen von Antiochus ab. Dieser Abfall mag sich noch weiter verbreitet haben, als uns ausdrücklich berichtet wird, denn in dem Fortgange der Ereignisse werden nur noch zwei treue Satrapen, Diogenes von Susa und Phythiades vom rothen Meere in dem ganzen Reiche der Seleuciden genannt. Ein königliches Heer ward gegen Molo gesendet. Nur mit barbarischen Truppen kann Molo gekämpft haben; die Zend-Stämme ließen sich also noch immer von den Macedoniern und Griechen nach Lust und Belieben treiben und stoßen. Molo gewann einen großen Sieg über die zuchtlosen Söldnerscharen des Seleuciden, worauf auch Susa, Babylon und Seleucia am Tigris in seine Gewalt fielen. In einer zweiten Schlacht aber, im J. 220, ging Molo zu Grunde; er tödtete sich selbst und damit ist der ganze Aufstand geendet. In einem Theile der Ostprovinzen ward der Seleucide nun wieder Herr, und es konnten neue Satrapen über Susa, Medien und Persien bestellt werden[67]). Antiochus wollte nun auch noch Artabazanes, den König des obern Mediens, angreifen, aber es kam eine böse Nachricht aus den westlichen Landen, welche an diesem Angriff hinderte. Achäus hatte nun seinen Abfall offen ausgesprochen und selbst das königliche Diadem angelegt[68]). Er hatte auch in Syrien einbrechen wollen, und nur die Nachricht von dem Untergange Molo's und Alexander's scheint ihn davon abgehalten zu haben. Antiochus eilte daher in die Westprovinzen zurück, um das Wetter zu beschwören, welches sich dort gegen ihn zusammengezogen. Die Parther aber und ihr König werden bei diesen Ereignissen gar nicht genannt; es ist offenbar, daß das Partherreich viel weniger durch nationale Kraft als durch die Macht der bösen Verhältnisse emporgekommen, die immer das Geschlecht der Seleuciden bedrängen. Arsaces II., der über Parthien und Hyrkanien nicht hinausgekommen, stirbt bald im J. 217 nach diesen Vorgängen, und auf seinen Thron kam Artabanus, sein Sohn, der ebenfalls den Namen Arsaces annahm. In dem Reiche von Baktra dagegen ging, etwa um dieselbe Zeit, eine Revolution vor sich. Theodotus II. ward von einem andern Griechen, Euthydemus genannt, gestürzt[69]).

Es verlaufen nun wieder einige Jahre, in denen Antiochus der Große besonders mit dem Kampfe gegen Achäus, der auch im J. 215 unterging, beschäftiget war. Dann wurden große Anstalten getroffen, um die verlorenen Ostprovinzen wieder zu gewinnen. Die größten Opfer mögen dabei gebracht worden sein, um ein Heer von 100,000 Streitern zusammenzubringen. Antiochus der Große erscheint zuerst in Ekbatana, Mediens alter Königsstadt, wo prachtvolle Paläste und Tempel stehen. Schon ist das Meiste vom Gold und Silber von den Macedoniern fortgeschafft, Antiochus, der sich in großer Geldnoth befindet, ist genöthigt, das Gold und Silber eines großen Tempels auch noch fortzuschleppen, was ihm gegen 4000 Talente einbrachte[70]). Arsaces III. hat ge-

65) *Just.* XLI, 4. 66) *Strab.* XI, 10.

67) *Polyb.* V, 40—54. 68) *Strab.* XIII, 13. *Polyb.* V, 55—57. 69) *Polyb.* XI, 34. 70) Ib. X, 27.

hofft, daß der Seleucide nicht leicht bis in sein Land werde kommen können. Er wollte auch die Brunnen, die unterweges sind, zerstören lassen, Antiochus der Große aber hinderte es. Die Kräfte, über welche Arsaces III. zu gebieten hat, scheinen nun gar nicht bedeutend zu sein, denn er vermied eine Schlacht. Antiochus dringt in Parthien selbst ein, Arsaces III. aber entweicht nach Hyrkanien. Dorthin zog ihm Antiochus nach und die Parther suchten nun den Paß über das Gebirge Lebos zu vertheidigen. Aber sie wurden vertrieben, und das Seleucidische Heer stürmte nun nach Hyrkanien hinein. Hier bricht die fragmentarische Erzählung, die wir über diese Vorgänge besitzen, ab. Wir erfahren noch aus einer andern Quelle, daß ein Friede zwischen Antiochus und Arsaces III. geschlossen worden [71]). Vermuthen läßt sich, daß Arsaces III. durch denselben auf den Besitz von Parthien beschränkt ward, denn ein späterer Arsacide muß Hyrkanien wieder erobern. Vermuthen läßt sich ferner, daß Arsaces III., behielt er auch den Königstitel, doch den Namen eines Seleucidischen Satrapen auf sich nehmen mußte. Antiochus wendete sich darauf gegen Euthydemus von Baktra, schlug ihn in einer großen Schlacht, schloß aber dann Bund und Freundschaft mit ihm, denn die Macedoniergriechen fühlten, daß sie, den Barbaren gegenüber, doch auch gemeinschaftliche Interessen hätten [72]). Hierauf brach Antiochus der Große selbst in Nordindien ein, doch, wie es scheint, nur um den Rajah Sophagasenos zur Herausgabe von Elephanten zu zwingen, und kehrte, als er sie erhalten, in die Westprovinzen zurück im J. 205. Ob nun gleich die Reiche von Parthien und Baktra durch diesen Zug nicht zerstört, so waren sie doch, besonders Parthien, gedämpft worden. Und so mag diese Heerfahrt als ein letzter Blick des Glückes, der auf die Seleuciden fiel, betrachtet werden.

Nach diesen Vorgängen tritt eine lange Pause und eine tiefe Lücke in der Geschichte der Ostprovinzen des Seleucidischen Reiches, die von den Zend-Stämmen bewohnt sind, ein. Diese Lücke kann nur zum Theil durch bestimmte Anführungen ausgefüllt werden, zum anderen ist sie nur durch Vermuthungen zu ergänzen. Das aber ist sicher, daß ein neues Schicksal der Zend-Stämme in dieser Zeit entschieden wird. Nationale Unabhängigkeit, sehr begünstigt durch die Verhältnisse, beginnt sich wieder zu gestalten. Antiochus der Große ist nach der erwähnten Heerfahrt in den Osten bis kurz vor dem Ende seines Lebens nie wieder im Stande, sich um denselben zu kümmern. Zuerst trieb ihn der Muth, den er aus der halbgelungenen Heerfahrt nach dem Osten geschöpft haben mochte, einen Eroberungskrieg gegen Ptolemäos Euergetes von Ägypten zu beginnen; bald aber werden seine Augen auf die furchtbar steigende Macht Roms gerichtet, und er meinete alle seine Aufmerksamkeit nach dem Westen richten zu müssen, denn von daher drohe die größte Gefahr. Der große Krieg, den er endlich im J. 191 nach langem Zögern und Beobachten gegen die Römer beginnt, nimmt im J. 189 einen Ausgang, der das Seleucidische Reich im Westen zur Hälfte vernichtet, da Kleinasien bis an den Taurus abgetreten werden muß. In dieser Zeit hat die Herrschaft der Seleuciden über die Zend-Stämme aufgehört; unter Antiochus Epiphanes sind Mesopotamien und Babylon die östlichsten Satrapien ihres Reiches. Trotz aller Dunkelheit, die auf Allem ruhet, was damals bei den Zend-Stämmen vorgegangen, ist es doch sicher, daß nicht die Parther es waren, von denen eigentlich die nationale Unabhängigkeit zuerst ausging. Denn sie erscheinen unmittelbar nach dem letzten Angriffe Antiochus' des Großen als gar wenig bedeutend. Arsaces III. stirbt im J. 197 und ist offenbar nicht im Stande gewesen, sich über Parthien hinweg weiter auszudehnen. Von seinem Nachfolger Priapatius, als König Arsaces IV. genannt, hört man gar nichts. Arsaces IV. starb im J. 182 und Phrahates, sein Sohn, als König Arsaces V. genannt, beschränkte seine Thaten auf die Unterwerfung des kleinen benachbarten Volkes der Marder. Dahingegen sind, entweder während des Kampfes zwischen Antiochus und den Römern oder in Folge des unglücklichen Ausganges desselben, Medien und Persien von den Seleuciden abgefallen und haben wieder eigene Reiche gebildet. Es ist sehr wahrscheinlich, daß Artabazanes, der früher schon erschienen, König des obern Mediens, die Zeit der Verwirrung benutzt hat, um sich in den Besitz von ganz Medien zu setzen. Von wem aber das Reich in Persien errichtet worden, darüber läßt sich nicht einmal eine Vermuthung aufstellen. Die beiden Reiche von Medien und Persien erscheinen nochmals zur Zeit des Seleuciden Antiochus Epiphanes, und es ist daher höchst wahrscheinlich, daß sie unter Antiochus dem Großen entstanden sind. Auf den andern Ländern der Zend-Stämme aber liegt ein noch schwereres Dunkel; nicht einmal sichere Vermuthungen kann man über sie aufstellen; nur dies Eine, daß sie dem Reiche der Seleuciden nicht mehr angehörten, läßt sich mit Sicherheit behaupten. Nach dem Ausgange des unglücklichen Krieges gegen Rom erscheint Antiochus der Große noch einmal in den Ostprovinzen. Aber grade dieser Zug beweist, daß die Seleuciden dort Nichts mehr zu herrschen haben. Der Seleucide, welcher Geld brauchte, um die schweren Contributionen an Rom zu zahlen, plünderte in dem Lande der Elymäer, die zwischen Medien und Susa wohnten, einen Tempel und ward sammt seinem Heere dabei von dem Volke im J. 187 geschlagen und erschlagen [73]). Seleucus Philopator, sein Sohn und Nachfolger, scheint nur mit der Wiederherstellung der durch den römischen Krieg ganz geschwächten Streitkräfte beschäftigt gewesen zu sein. Des Ostens konnte er nicht gedenken. Als er im J. 175 erschlagen worden, kam Antiochus Epiphanes auf den Thron.

Es verläuft eine geraume Zeit und der König, im Kriege mit Ägypten, kümmerte sich um die verloren gegangenen Ostprovinzen nicht, weil sie für die Seleuciden schon in den Hintergrund getreten waren. Endlich ward

71) *Polyb.* X, 27–31. *Justin.* XLI, 5. 72) *Polyb.* X, 49. XI, 34.

73) *Diod. Sic. Fragm.* lib. XXIX. *Just.* XXXII, 2.

doch, es scheint im J. 165 gewesen zu sein, ein Versuch gemacht, ob sich dort nichts wieder gewinnen lasse. Die Satrapien des Ostens sind ganz verloren, sie zahlen keinen Tribut mehr, weil wieder nationale Reiche in Medien und Persien entstanden, und um die Tribute ist es dem Könige Antiochus Epiphanes ganz besonders zu thun [74]). Er drang wieder in Persien ein, wobei Persepolis, die heilige Todtenstadt der alten Perserkönige, in seine Gewalt gefallen sein soll; er ging weiter nach Medien und nahm auch Ekbatana [75]). In dem Lande der Elymäer aber vermochte er den reichen Tempel nicht zu erobern, und starb entweder in Persien oder auf der Heimfahrt im J. 164 [76]). Das sind die dürftigen Notizen, die über diesen Versuch der Seleuciden, den Osten wieder zu gewinnen, uns geblieben. Jedenfalls ist die Heerfahrt eine ganz vergebliche geblieben. Mag Antiochus Epiphanes einen Augenblick in Persepolis und einen andern in Ekbatana gewesen sein, Medien und Persien sind geblieben, was sie früher waren, verloren für die Seleuciden. Unterdessen war Arsaces V. im J. 174 gestorben und der Partherthron übergegangen auf seinen Bruder Mithridates, als König Arsaces VI. geheißen. Unter ihm beginnt die Größe des parthischen Reiches. Wie es scheint, hatten die griechischen Könige von Baktra sich allmälig über Aria, Gedrosien, Karmanien und Drange ausgebreitet. Arsaces VI. kämpfte ihnen diese Provinzen ab und soll seine Herrschaft sogar bis an den Indus ausgedehnt haben. Die Könige von Medien, Persien und der Elymäer wurden ihm zinspflichtig und unterthan, und so mag wol schon jetzt der größere Theil der Zend-Stämme in dem Partherreiche vereinigt gewesen sein [77]). Es scheint das von den Parthern erst nach einem langen und harten Kampfe erreicht worden zu sein. Das Reich der Seleuciden war damals schon im Vergleiche mit dem, was es einst gewesen, auf einen jammervoll kleinen Bestand zusammengeschrumpft, und schon an sich selbst kaum noch im Stande, dem Morgenlande zu gebieten. Dazu sorgten nun auch noch die Römer dafür, daß das Reich nicht wieder zur Kraft gedeihen könne. Es ward in Syrien zunächst nach dem Tode des Antiochus Epiphanes Antiochus Eupator, ein unmündiger Knabe, sein Sohn, auf den Thron gestellt. In Rom aber befand sich noch als Geisel der Sohn des Seleucus Philopator, Demetrius geheißen. Der römische Senat, der sonst seine Staatsgefangenen sehr gut festzuhalten versteht, wenn das Staatsinteresse sie festzuhalten erfodert, ließ ihn entweichen, weil ein Bürgerkrieg im Seleucidischen Reiche entstehen sollte. Indessen dauerte derselbe nicht lange, denn bald, nachdem Demetrius nach Syrien gekommen, ging im J. 161 Antiochus Eupator zu Grunde. Demetrius, der als König den Beinamen „Soter" geführt, war auch nicht im Stande, an die abgefallenen Satrapien des Ostens zu denken. Denn Rom, immer besorgt, daß der Seleuciden Reich sich nie wieder erholen möchte, entzündete bald wieder einen neuen Bürgerkrieg. Alexander Balas, angeblich ein Sohn des Antiochus Epiphanes, ward, offenbar auf Anstiften Roms, als König aufgestellt, und Demetrius Soter fand in einer Schlacht im J. 157 den Tod. Kaum aber hatte sich jener auf dem Throne befestigt, als Demetrius, nachmals Nikator zugenannt, ein Sohn des Demetrius Soter, sich gegen ihn erhob. Alexander Balas fiel im J. 145 und Demetrius Nicator war dadurch König. Das Reich des Parthers Arsaces VI. scheint damals in dem höchsten Glanze gestanden zu haben, denn die Satrapien von Mesopotamien und Babylon sind nun an die Parther verloren gegangen. Unter Demetrius Soter werden sie noch als zum Seleucidischen Reiche gehörend erwähnt [78]); hernach verschwinden sie.

Indessen leuchtete dem Demetrius Nikator doch noch ein Hoffnungsstrahl vom Osten auf. Drückend und hart erschien den im Osten wohnenden Macedoniergriechen die Herrschaft der parthischen Barbaren, drückend erschien sie auch den jüngst unterworfenen Königen der Meder, Perser und Elymäer, gefährlich und drohend dem damaligen griechischen Könige von Baktra Eukratides II. Alle baten den Demetrius Nikator ihnen zu Hilfe zu kommen. Meder und Perser verlangten Seleucidische Hilfe gewiß nicht, damit das Reich der Seleuciden sich wieder über den Osten erhebe, sondern nur damit sie von den Parthern erlöst würden [79]). Demetrius Nikator aber hoffte, daß sich unter diesen Verhältnissen wieder etwas erreichen ließe [80]). Er brach im J. 139 in den Osten ein und Meder, Perser und Baktrer vereinigten sich mit ihm. Die Parther wurden in vielen Schlachten besiegt; der Ausgang aber des Ganzen war doch ein Sieg der Parther. Demetrius Nikator ward mit seinem Sohne Seleukus im J. 138 gefangen genommen und in Hyrkanien festgehalten [81]). Sehr bald nach diesen Vorgängen ist Arsaces VI., etwa im J. 137, gestorben, und sein Sohn Phrahates II. folgte ihm als Arsaces VII. [82]). Es haben die Parther ihre durch diese Ereignisse allerdings erschütterte Macht sehr bald wieder hergestellt, ja, begünstiget von den Umständen, sie erweitert. Die Meder, Perser und Elymäer sind wieder unterworfen, Mesopotamien und Babylon wieder erobert, ja auch Baktra und Sogdiana gewonnen worden. Denn das griechische Reich von Baktra wird um dieselbe Zeit von nördlichen Barbaren furchtbar heimgesucht. Es ward durch diese vernichtet, die Parther aber setzten sich in den Besitz der Erbschaft [83]). Der Kampf gegen die nordischen Barbaren mag die Parther gehindert haben, ihre Vortheile nach Westen zu weiter zu verfolgen und die Wirren zu benutzen, welche die Gefangenschaft des Demetrius Nikator in dem Seleucidischen Reiche herbeiführte. Erst nach einem harten Kampfe konnte Antiochus Sidetes, Bruder des gefangenen Königs, zum festen Besitze des Reiches

74) *Joseph.* Antiquit. XII, 7. 75) *Appian.* de reb. syriac. 66. *Polyb.* XXXI, 11. 76) *Porphyr.* ap. *Euseb.* Graec. p. 187. *Euseb.* Chronic. Armenic. p. 348. 77) *Paul. Oros.* V, 4. 5. *Just.* XLI, 6. *Diod. Sic.* Fragm. lib. XXXIII.

78) *Joseph.* Antiquit. XII, 10. 79) *Just.* XXXVI, 1. *Joseph.* Antiquit. XIII, 5. 80) *Euseb.* Chronic. Armenic. p. 349. 81) *Appian.* de reb. syriac. 68. *Euseb.* Chronic. Armenic. p. 349. *Porphyr.* ap. *Euseb.* Graec. p. 189. 82) *Just.* XLII, 1. 83) *Strab.* XI, 11.

gelangen. Arsaces VII. scheint dann vollenden zu wollen, damit das alte Perserreich wieder hergestellt werde. Mit großer Heeresmacht gingen die Parther über den Euphrat [84]), Antiochus Sidetes aber raffte alle seine Kräfte zusammen, gewann drei Schlachten und drang darauf bis Babylon vor [85]). Noch war das Reich der Parther schwach, noch sehneten sich die Zend-Stämme nach Freiheit und Unabhängigkeit von der Partherherrschaft, und ergriffen jede Gelegenheit, diese zu gewinnen. Sowie Antiochus Sidetes einiges Glück gehabt, fielen die Meder, Perser und Elymäer, die jetzt immer statt aller andern allein genannt werden, von den Parthern ab und stellten sich zu den Seleuciden. So geschieht, daß Antiochus Sidetes bis nach Medien und Persien vorzudringen vermochte. Arsaces VII. ward in das eigentliche Parthien zurückgedrängt und mag einen Augenblick in Verzweiflung gewesen sein. Denn es scheint, er war es, der die Friedensverhandlungen, deren die Geschichte gedenkt, eröffnete; Antiochus Sidetes aber war verblendet und meinte, daß er die größten Dinge erreicht habe oder sie noch erreichen könnte; er begehrte daher, daß der Partherkönig aus allen andern Satrapien weichen und für Parthien Tribut bezahlen sollte [86]). Aber die Scene änderte sich bald. Antiochus Sidetes traf Anstalten, sich im Osten wieder anzubauen, das Seleucidische Reich hier wieder aufzurichten. Das hatten die Bundesgenossen nicht gewollt; sie hatten den Seleuciden nur zu benutzen gedacht gegen die Parther. Daher fielen sie von ihm wieder zu Arsaces VII. ab, sowie sie sein Streben erkannt. Nun ward im J. 128 eine große Schlacht geschlagen, in welcher Antiochus Sidetes entweder den Tod fand, oder verzweiflungsvoll selbst sich ihn gab [87]). In demselben Jahre noch ist auch Arsaces VII. gestorben. Dieser ist der letzte Versuch gewesen, den die Seleuciden gemacht, sich unter den Zend-Stämmen wieder anzubauen. Die zweite Periode der persischen Geschichte endet, wie der letzte Schein der macedonisch-griechischen Fremdherrschaft hiermit verschwunden ist.

Die dritte Periode der Geschichte Persiens kann nach den Dynastien den Namen der Arsacidisch-Sassanidischen führen. Sie umfaßt den ungeheueren Zeitraum von etwa 780 Jahren, und zerfällt nach ihrem Gehalte wiederum in zwei Hälften. Die erste nehmen die Arsaciden von Arsaces VII. und von der Abschüttelung der macedonisch-seleucidischen Fremdherrschaft bis zu Artaban's Sturze durch Ardschir, den Sassaniden, mit einer Zeit von 354 Jahren ein. Die zweite wird durch die Herrschaft der Sassaniden ausgefüllt, und läuft, bis diese durch die Moslemen ihren Untergang finden. Diese beiden Hälften der dritten Periode persischer Geschichte unterscheiden sich so von einander, daß die Zeit der Parther eine halbe und die Zeit der Sassaniden eine ganze und völlige Restauration des alten Perserthums ist. Die Restauration unter den Sassaniden ist ganz und völlig, wenn auch nicht immer und allenthalben das Alte zurückgekehrt, wenn auch der Fortlauf der Zeit seine Rechte geltend gemacht hat. Denn was in dem Reiche der Perser unter den Sassaniden etwa verändert erscheint, wenn man an die Zeit des Darius Hystaspis zurückdenkt, das ist doch nicht durch fremde Gewalt aufgenöthigt, sondern frei und eben durch den bloßen Fortlauf der Zeit aus dem Reiche selbst hervorgewachsen. Eine Aufzählung der einzelnen Partherkönige und eine Aufführung ihrer besonderen Geschichte kann hier aus zwei Gründen nicht gegeben werden. Zuerst, weil an einer anderen Stelle dieses Werkes (vergl. den Art. Parther) eine solche bereits geliefert worden, und zweitens, weil die, welche überhaupt hingestellt werden kann, besonders nur die Kriege zwischen dem Römer- und dem Partherreiche zu berichten vermag, da die Quellen etwas Weiteres nicht darbieten. Aus der Geschichte jener langen, sich immer von Neuem wiederholenden Kriege zwischen den Parthern und den Römern fällt kein Licht auf die innern Zustände und Verhältnisse der Zend-Völker, und es handelt sich in diesen Kriegen vorzüglich nur darum, ob das Land zwischen dem Tigris und dem Euphrat den Parthern oder den Römern gehören soll. Denn wenn auch die Parther nicht selten in Syrien, und die Römer zuweilen in das Innere des Zend-Gebietes eindrangen, so blieb doch immer jeder Theil zu schwach, um den anderen vernichten zu können. Die Zend-Völker sind in diesen Jahrhunderten wie aus der Geschichte verschwunden; Niemand gedenkt ihrer, kaum ein armseliger Laut über sie tönet aus ihnen zu uns herüber. Die Arsaciden haben sich in dem Laufe der Zeit in drei Linien getheilt. Die Hauptlinie, welche mit Arsaces I. entstanden, führt das Königthum in dem Herzen des Zend-Gebietes, eine zweite Linie wird in Baktra angebaut [88]), nachdem die scythischen Völker, die dort das griechische Reich vernichtet hatten, niedergekämpft worden, und eine dritte wird nach Armenien gesetzt. Allerdings haben die Partherkönige dieselben Titel angelegt, wie die alten Perserkönige, allerdings haben sie sich mit Magern und mit der hohen Aristokratie umgeben, wie diese, doch haben sie dabei einen unverkennbaren Zug zu dem Griechenthume, von dem durch Alexander's Eroberung ein Zug in das Morgenland gebracht worden ist [89]). Als die Sassaniden aufstehen, gilt es das alte Perserthum und das reine Zend-Wesen wieder herzustellen, und es ist also das Eine wie das Andere unter den Parthern in Verfall gekommen. Was aber in Verfall gekommen und wie es in Verfall gekommen, das läßt sich nicht sagen, weil auf Allem, was nicht den Kampf mit den Römern und den Thronwechsel bei den Partherkönigen betrifft, in diesen langen Jahrhunderten ein unaufhellbares Dunkel liegt.

84) *Euseb.* Chronic. Armenic. p. 350. 85) *Paul. Oros.* V, 10. 86) *Just.* XXXVIII, 10. *Paul. Oros.* V, 10. *Diod. Sic.* Fragm. lib. XXX. ap. *Maium.* p. 105. 87) *Just.* XXXIX, 1. *Joseph.* Antiq. XIII, 9. *Appian.* de reb. syriac. 68.

88) Das Reich der Arsaciden von Baktra oder Kouschan, wie es bei Moses Choronensis heißt, scheint sich dicht an dem Indusstrome hingezogen und einen Theil von Indien umfaßt zu haben. Auch mag es erst bei der Eroberung Asiens durch die Moslemen völlig untergegangen sein. *Saint Martin*, Mémoires géographiques et historiques sur l'Arménie. I. p. 30. 89) *Visconti*, Iconogr. Grecque. III. p. 114.

Die Nationalität der Zend-Völker] scheint einen langen Schlaf zu halten, so lange die Herrschaft der Parther über das mittlere Südasien dauert. Doch ist dieser Schlaf vielleicht minder tief und minder allgemein gewesen, als er uns zu sein scheint. Das Reich der Parther war offenbar, wenigstens bis auf seine späteren Zeiten, ein Föderativstaat, an dessen Spitze die Partherkönige standen, und der in seinem Innern für die Könige und ihre Völker noch freie Bewegung genug gelassen zu haben scheint. Solche Könige hatten unter der Hoheit der Parther wol die bedeutendsten Zend-Völker alle. Diese neuen Dynastien waren in der Zeit, wo die macedonisch-seleucidische Herrschaft allmälig zu Grabe ging, entstanden. In der Geschichte erscheinen für uns freilich nur die Könige der Meder, Perser und Elymäer, aber das mag an der Armuth und Dürftigkeit unserer Quellen allein liegen. Daher erklärt sich auch die Schwäche, in welcher die Parther zuweilen den Römern gegenüber erscheinen. Sie trat ein, wenn die Könige jener Völker, wie bei den Kämpfen zwischen Seleuciden und Parthern, den letztern ungetreu geworden. Allmälig aber haben die Partherkönige ihre mittelbare Herrschaft offenbar in eine unmittelbare umgeschlagen. Mit ziemlicher Sicherheit kann man annehmen, daß das Reich Medien etwa im J. 46 n. Chr. von den Parthern vernichtet ward. Die spätern Partherkönige besitzen das Land unmittelbar und Ekbatana ist eine ihrer Residenzen. Im zweiten Jahrh. n. Chr. zählt Isidor von Charax 20 Satrapien des Partherreiches auf, von denen 18 auf dem Zend-Boden gelegen sind. Es fehlen aber in dieser Aufzählung die Provinzen Karmanien, Persien und Susiana. Sie fehlen wahrscheinlich deshalb, weil sie den Perserkönigen gehören und dem Partherreiche nur mittelbar unterworfen sind. Strabo, ungefähr Zeitgenosse Isidor's, berichtet, daß das Perserreich noch bestehe, die Macht aber der Perserkönige nur gering sei, indem sie den Parthern unterworfen. Bis zu dem Anfange des dritten nachchristlichen Jahrh. muß nun auch diese persische Königsdynastie, von der wir im Übrigen nichts weiter wissen, von den Parthern noch vernichtet worden sein, denn bei dem Aufgange der Sassaniden ist sie offenbar nicht mehr vorhanden. Es ist zwar die Vermuthung ausgesprochen worden, daß Babek, der Vater des Gründers der Dynastie Sassan, zu dem vor den Parthern nur verblichenen, nicht untergegangenen persischen Königshause gehöre, ja selbst König gewesen sei [90]); es hat aber diese Meinung keinen andern Stützpunkt, als die bloße Vermuthung und sie steht in Widerspruch mit ausdrücklichen Anführungen. Im Übrigen war im Laufe des zweiten nachchristlichen Jahrhunderts das Christenthum unter den Zend-Völkern eingedrungen, und scheint eine nicht unbedeutende Ausbreitung gefunden zu haben [91]).

Die langen Kämpfe gegen Rom hatten die Kräfte des eigentlichen Parthervolkes erschöpft und selbst die Stumpfheit der Völker des Morgenlands mußte endlich begreifen, daß sie nicht nöthig hätten, sich von den Parthern länger beherrschen zu lassen.

In dem eigentlichen Persien mußten wegen der alten Erinnerungen die nationalen Gefühle sich am stärksten aussprechen. Darum ging die Revolution, durch welche die Arsaciden gestürzt wurden, auch von dem eigentlichen Persien aus. Dort wohnte die Magerfamilie Sassan, die sich im Besitze des Amtes der Aufseherschaft über die heiligen Feuertempel befunden zu haben scheint. Ob die Familie von den alten Perserkönigen abstammte, und ob sie in Verbindung stand mit dem Königsgeschlechte, das Persien unter den Arsaciden beherrschte, läßt sich nicht entscheiden. Eine niedrige und gemeine Rolle aber spielte sie sicher nicht [92]). Babek war der Älteste dieses Geschlechts; er hatte viele Söhne, unter denen Ardschir und Schapur genannt werden [93]). Die Revolution war zuerst von Babek, dem Vater, der auf spätern Monumenten „König" genannt wird, ausgegangen; doch mußte des Alten Schwäche die Sache zumeist der Kraft der Söhne überlassen. Schapur sollte nach dem Willen des Vaters König sein, aber Ardschir übermeisterte ihn und machte sich zum Herrn. Die Revolution hatte schon geraume Zeit gewährt, ehe Artaban sich erhob, um zu retten, was noch zu retten war. In diesem Zögern liegt wol der Beweis, daß die in Persien begonnene Bewegung bald eine allgemeine geworden und sich auch über andere Provinzen des Reichs verbreitet hatte, die Parther ziemlich auf ihre eigenen Kräfte beschränkt waren. In Susiana auf der Ebene von Hormuz, nicht weit vom Meere, ward eine große Schlacht geschlagen, in welcher Artaban sieglos blieb. Ardschir, den die Griechen und Römer Artaxerxes I. nennen, nahm nun den Titel Schahinschah, d. h. König der Könige, an. Darauf folgten noch zwei andere Schlachten; in der letzten ward Artaban gefangen und in der Gefangenschaft dann getödtet [94]). Von dem Anfange der Revolution bis zum Untergange Artaban's scheint eine Zeit von zehn bis zwölf Jahren verlaufen zu sein. Der Anfang des Reiches der Sassaniden aber muß auf das J. 226 gesetzt werden, wo Ardschir nach der ersten Schlacht den Titel Schahinschah angenommen. Die Seitenlinien der Arsaciden in Armenien und Baktra blieben jetzt noch stehen, alle andern Arsaciden sollen von Artaxerxes I. vernichtet worden sein, wobei indessen nur an das unmittelbare Königsgeschlecht gedacht werden darf. Nicht ohne viele Kämpfe scheint es Artaxerxes I. gelungen zu sein, das ganze Reich wirklich zu unterwerfen. Es ward aber die Restitution des Alten dann vollständig, und alle Zend-Völker, vielleicht mit Ausnahme derer, die in der Nähe des Indus wohnten, waren wieder unter dem Perserreiche vereinigt. Der Sassanide duldete nicht, daß neben ihm noch ein anderer den Königstitel führte und die Geschlechter, die unter den Parthern geherrscht, mußten sich mit der Satrapie, die jedoch in vielen Fällen eine

90) *Silvestre de Sacy*, Mémoires sur diverses Antiquités de la Perse. p. 34. 91) *Euseb.* Praep. Evang. VI, 10.

92) *Niceph.* Hist. eccl. I, 55. *Zonaras* ed. Paris. p. 618. 93) *Silvestre de Sacy*, Mémoires sur diverses Antiquités de la Perse. p. 169. 170. 94) *Agathias* ed. *Niebuhr.* II. p. 122. 123. *Herodian.* VI, 2. *Dio Cass.* lib. LXXX.

bliche gewesen zu sein scheint, begnügen. Für die iatrapen ließ Artaxerxes eine Instruction entwerfen, die nen das Betragen, welches sie in allen Fällen zu beobhten hätten, vorschrieb. Diese Instruction sendete nachals Nuschirvan der Große den Satrapen wieder zu, eil sie in Vergessenheit gekommen war. Der Aufgang :r Sassaniden aber ist als eine große nationale Restituon zu betrachten. Mit besonderem Eifer arbeitete Arxerxes I. an der Wiederbelebung des Glaubens und er Kirche Zoroaster's. Er ließ eine große Versammang der gelehrten Mager halten, um die Doctrin wieer fest und sicher zu stellen. Es soll diese zuerst 80,000 Männer umfaßt haben. Da aber, wird erzählt, unter o vielen Köpfen eine Einheit nicht habe gewonnen weren können, so sei die Zahl von Artaxerxes I. immer verminbert worden, bis nur sieben der Besten und Geehrtesten übriggeblieben, unter denen Erdaviraph der bedeutendste gewesen. Von diesen nun sei die Doctrin vieder sicher gestellt worden. Sie mochte durch den Untergang vieler Schriften Zoroaster's in der macedonischeleucidischen und parthischen Zeit unfest und schwankend geworden sein. Auch die Kirche ward wieder zu ihrem früheren Glanze zurückgebracht, und es scheint, daß die Mager, an deren Spitze ein oberster Pontifer stand, unter den Sassaniden von größerem Einfluß waren, als früher unter den alten Perserkönigen. In einer alten Liturgie wird Artaxerxes I. als Wiederhersteller der Lehre Zoroaster's gepriesen[95]). Alle Sassaniden preisen sich selbst, wo sie können, als die Diener des Ormuzd. Das Altnationale trat wieder in seine Rechte ein, und das griechische Gewand, das über das Reich gebreitet worden, und welches sich unter den Parthern forterhalten, kam in den Hintergrund. Die griechischen Tempel mögen zerstört worden sein. Artaxerxes I. wollte aber auch den äußern Umfang des alten Perserreiches wieder herstellen, und so mußten sich seine Waffen besonders gegen Rom wenden. Vergebens hatte daher der Imperator Roms, Alexander Severus, ihn auffodern lassen, den Frieden zu bewahren. Artaxerxes I. brach im römischen Mesopotamien ein, und 400 vornehme Perser erschienen in Rom, im Namen des neuen Großkönigs der Perser den Römern stolz gebietend, daß sie aus allen Landen weichen sollten, die vor Jahrhunderten zum Perserreiche gehört. Die Boten wurden aber in Rom sehr übel bewillkommnet, gefangen genommen und zur Zwangsarbeit verurtheilt. Alexander Severus bildete drei große Heere, die im Norden, in der Mitte und im Süden in das persische Reich einbrechen sollten. Das nördliche Heer von Chosrov I., dem Könige von Armenien, unterstützt, brach auch in Medien ein, und das südliche bedrohte das eigentliche Persien. Alexander Severus selbst hatte das Perserreich in der Mitte fassen wollen. Aber aus Feigheit und Schwäche unterließ er diesen Angriff, und so ward der ganze Plan vereitelt. Die Römer scheinen indessen auf dem Rückzuge aus Medien sehr schwere Niederlagen erlitten zu haben, die vor dem Senate durch pomphafte Reden von glänzenden Siegen, deren Ergebnisse jedoch nirgends zu finden, verborgen werden sollten. Artaxerxes I., der in diesem Kriege viel Kraft und Thätigkeit entwickelt, gab indessen doch auch, ohne das Mindeste gewonnen zu haben, den Krieg gegen die Römer auf[96]). Den Kampf aber gegen Chosrov von Armenien setzte der Perserkönig, jedoch ebenfalls ohne Erfolg, fort[97]). War es so auch völlig mislungen, das alte Perserreich wieder aufzubauen, so dauerte doch der Gedanke unter den Sassaniden, Alles, was von ihren Vätern besessen worden, den Römern wieder zu entreißen, immer fort, denn sie betrachteten immer das westliche Südasien als ihr rechtmäßiges Eigenthum und Erbe. Artaxerxes I. aber, der Wiederhersteller Persiens, der Stifter des Reiches der Sassaniden, starb im J. 239, wie 14 Jahre seit der entscheidenden Schlacht gegen Artaban verlaufen waren.

Im Ganzen genommen, erscheinet das neue Perserreich in einem günstigern Lichte als das alte. Der Ausdruck „scheint" ist hier freilich noch in einem anderen Umfange zu nehmen als in dem gewöhnlichen. Die Berichte, die wir über die Sassanidenzeit haben, sind dürftig und armselig, sie eröffnen sehr selten einen Blick in die innern Zustände und Verhältnisse des Perserreiches. Römer und Griechen erzählen nur weitläufig die Kriege, welche zwischen dem persischen und dem römischen Reiche geführt wurden, und die spätern Geschichtsschreiber des Morgenlandes können und mögen in die innern Verhältnisse noch weniger sehen. Was aber vorliegt, das berechtigt doch zu der Behauptung, daß es in dem Reiche der Sassaniden besser als in dem alten persischen gestanden. Von der elenden Frauen- und Eunuchenherrschaft hört man nicht mehr, und von der tigermäßigen, mit Erbärmlichkeit und Feigheit gepaarten Grausamkeit, die im alten Perserreiche so heimisch gewesen, hört man nur selten. Verschwunden ist die eintönige Kette der Palastrevolutionen und Satrapenempörungen des alten Perserreiches, in denen Verrath, Treulosigkeit und Tücke die Hauptrollen spielten. Solche Dinge erscheinen nur noch als einzelne seltene Ausnahme. Als der Grundcharakter des Reiches erscheint zuerst wieder das absolute Königthum, das Königthum, welches in der Theorie so ganzes und vollständiges Alleinherrnthum ist. Auf ihren Münzen, in ihren Briefen nennen sich die Sassaniden Abkömmlinge der Gottheit, Brüder der Sonne und des Mondes[98]). Den Christen im Reiche wird es unter Sapor II. zum schweren Vorwurfe gemacht, daß sie die Gottheit der Könige nicht anerkennten, daß sie behaupteten, die Sassaniden wären auch nur gewöhnliches menschliches Blut[99]). Es war ein allgemeines Herrnthum, welches von diesen in Anspruch genommen ward. Sie nannten sich Herren der gesammten Welt. Dieser Prachttitel lautete, wenn er

95) *Silvestre de Sacy* l. c. p. 43. *Hyde*, De religione Persarum. p. 276.

96) *Herodian.* VI, 4—6. *Lamprid.* Alex. Sev. 57. *Zonaras.* ed. Paris. I. p. 619. 97) *Moses Choren.* II, 69. 70. 98) *Amm. Marcell.* XVII, 5. *Theophylact. Symocatt.* III, 8. 99) Acta Martyr. Oriental. Syriac. p. 160. 161.

ins Griechische übersetzt ward „König der Arianer und der Antarianer." Unter den Arianern waren die Zend-Stämme, die Diener des Ormuzd, verstanden, unter den Antarianern alle Völker der Welt, die zu diesen nicht gehörten [1]). Im Serai und am Hofe mag das Meiste von den alten Einrichtungen zurückgekehrt, namentlich der Reichsadel in seiner alten Stellung um den Hof geblieben sein. Der persische Senat, dessen bei griechischen Schriftstellern gedacht wird, besteht sicher aus diesem Reichsadel, mit dem der König über Staatsgeschäfte rathschlagt. Dem Serai scheinen diese entzogen zu sein, und die Sassaniden haben eine Art von Reichsgroßbeamten um sich, unter dessen Leitung, wie es scheint, die Geschäfte allein standen. Größer als in dem alten Perserreiche mag der Einfluß der Mager in dem neuen gewesen sein. Die Mager werden auch in Staatsangelegenheiten befragt, wenn diese, ob auch nur von fern, mit religiösen Ansichten und Dingen zusammentreffen. Sie entscheiden, wer als ein Reichs- und Nationalfeind angesehen werden müsse, ob tristiger Grund zu einem Kriege vorliege oder nicht u. a. dgl. m. [2]). Die bloße Laune, Willkür und Zufälligkeit des alten Reiches ist aus dem neuen verbannt. Auch ist der ganze Charakter des Geschlechtes der Sassaniden ein anderer, als er bei den alten Königen zu finden. Tyrannei, Grausamkeit und Wildheit erscheint nur als einzelne Ausnahme. Die Familie schützt Handel, Verkehr, Pflanzung und Ackerbau. Schon Artaxerxes I. soll den Ausspruch gethan haben, daß das Reich auf dem Ackerbaue ruhe, daß derselbe nicht mit zu schweren Lasten beladen werden dürfe. Auch hat die Familie, ist den Angaben der spätern morgenländischen Schriftsteller zu trauen, einen Hang zur Beschaulichkeit und Betrachtung gehabt. Sehr viele schöne Sprüche einzelner Sassanidenkönige, Lehren der Weisheit, der Tugend, der Staats- und Lebensklugheit, die aus ihrem Munde geflossen, theilen die morgenländischen Schriftsteller mit.

Als der zweite Grundcharakter des Reiches muß die Aristokratie angesehen werden. Zuweilen tritt sie auf eine recht frappante Art hervor. Der große Reichsadel nimmt sich in außergewöhnlichen Fällen das Recht, zum König zu erkiesen, welchen Sassaniden er will [3]). Der Reichsadel, der zum Theil noch immer in den nächsten Umgebungen des Königs wohnte, hatte das herkömmliche Recht, in wichtigen Staatssachen um seine Meinung befragt zu werden [4]), und die Großbeamtenschaften des Reiches befanden sich in seiner Hand [5]). Darunter gehörten auch die Satrapien. Die Satrapien scheinen in der Regel vom Vater auf den Sohn fortgegangen zu sein, und vielleicht war grade die Sicherheit, welche die hohe Aristokratie durch die Erblichkeit der Satrapien erlangt, das Mittel zur Aufrechthaltung der größern Ruhe des Reiches geworden [6]). So bietet das Reich der Sassaniden einen erfreulichern und ruhigern Anblick als das altpersische dar.

Von Artaxerxes I. ging der Thron über auf Schapur I., seinen Sohn, den die Griechen Sapores nannten, und durch ihn leuchtete das Reich wieder in Siegesglanze auf. Chosrov von Armenien ward ermordet und die Perser bemeisterten sich nun Armeniens, welches sie auch fast vier Jahrzehnte behaupteten. Tiridates, der junge Sohn Chosrov's, war indessen entronnen. Dann griff Sapor I., auch das römische Reich selbst an und der Imperator Valerianus brach endlich auf, den Persern entgegenzutreten. Die Römer drangen über den Euphrat und verloren eine große Schlacht. Valerianus fand entweder keine andere Auskunft, als sich den Sassaniden zu überantworten, oder er ward bei einer Zusammenkunft, die Sapor für ein friedliches Abkommen veranstaltet, treulos gefangen genommen. Das römische Heer mußte die Waffen niederlegen [7]). Auf den Monumenten von Naksch-i-Rustam bei Persepolis erscheint Sapor I. noch in dem Glanze des Sieges über Roms Imperator. Der Perserkönig stellte einen Römer, Namens Cyriades, als Imperator auf, sicher, damit Jemand da sei, welcher die Eroberungen, die er zu machen gedachte, ihm förmlich abtrete. Die Perser drangen darauf in Syrien ein, wo sie Antiochien eroberten, und breiteten sich unter großen Verheerungen bis nach Kappadocien aus; eine große Menge von Menschen und eine noch größere von Geld und Schätzen ward in das Innere des persischen Reiches abgeführt. Indessen ward Sapor I. durch die beginnende Macht des Odenat von Palmyra bald genöthigt, seine Eroberungen wieder aufzugeben [8]). Die Schriftsteller des römischen Reiches stellen Sapor I. als einen blutigen Menschen, der den gefangenen Valerianus habe schinden lassen, dar. Vielleicht hat der gefangene Imperator Hohn des Siegers nach morgenländischer Weise dulden müssen, sonst ist er aber wol in Frieden gestorben [9]).

In dem Innern des Lebens der Zend-Stämme war unter Sapor I. eine große, religiöse Bewegung. Die Wiederbelebung des Glaubens und der Kirche Zoroaster's hatte die Aufmerksamkeit auf das Religiöse geleitet. Die fortgeschrittene Zeit suchte Klarheit da, wo die frühere und einfältigere sich mit der Unklarheit begnügt hatte. Man begehrte zu wissen, ob Ormuzd und Ahriman als zwei von Ewigkeit einander entgegengesetzte Grundwesen, oder ob sie als ein ursprüngliches Urwesen zu betrachten wären. Die Bücher Zoroaster's gaben darüber eine sichere Bestimmung nicht, und so waren zwei Parteien oder Sekten unter den Magern entstanden, von denen die eine den absoluten Dualismus annimmt, die andere ihn verwirft. Unter dieser Bewegung der Gemüther erhebt sich Mani, der Mager, der das Christenthum und den Parsismus in einander verschlingen will. Festhaltend

1) *Visconti*, Iconogr. Grecq. III. p. 152. 153. *Ammian. Marcell.* XVII, 5. *Theophyl. Symoc.* IV, 8. *Moses Chorenen.* III, 17. 2) *Procop.* de bell. Pers. I, 3. 5. *Agathias.* IV, 25. 3) *Procop.* l. c. I, 5. 21. 4) *Amm. Marcell.* XXIII, 6. 5) *Theophyl. Symocatt.* III, 16. Die Hauptstelle über die Sassanidischen Reichsbeamten.

6) *Procop.* de bell. Pers. I, 6. 7) *Moses Choren.* II, 71. 73. *Zonaras.* ed. Paris. p. 597. 8) *Id.* I. p. 633. 9) *Agathias* ed. *Niebuhr.* IV. p. 258.

in den Grundlehren Zoroaster's, mischte er etwas von dem Christenthume auf eine seltsame Weise in sie hinein, Jesus Christus war ihm der reine Geist der Sonne, der den Kampf des Lichtreiches gegen das Reich der Finsterniß unterstützt, bis letzteres dereinst wird vernichtet sein. Mani, der sich den von Christo verheißenen Paraklet nannte, sich mit zwölf Aposteln und 70 Jüngern umgab, trat gegen das Ende der Herrschaft Sapor's I. auf, soll über weite Reisen nach Sina, Indien und in das mittlere Asien hinein unternommen und erst nach dem Tode Sapor's I. nach Persien zurückgekehrt sein. Dieser starb im J. 270 und sein Sohn Hormuz, Hormisdas von den Griechen genannt, gelangte auf den persischen Thron. Mani kam nun nach Persien zurück. Die Größe und der Umfang der Bewegung, welche durch ihn unter den Anhängern Zoroaster's entstanden, läßt sich nicht mehr genau würdigen und übersehen. Überhaupt aber stattgefunden hat eine solche Bewegung sicher, und König Hormuz nahm, wie es scheint, an ihr für Mani Theil. Es mag damals unter Hormuz geschehen sein, daß sich eine Manichäische Kirchengesellschaft, von den rechtgläubigen Christen wie von den Magern ketzerisch genannt, in dem persischen Reiche förmlich organisirte. Hormuz aber starb schon im J. 272 und sein Sohn Bahram I., bei den Griechen Varanes geheißen, kam zur Herrschaft. Auch dieser soll Anfangs Mani begünstiget, bald aber sich gegen ihn gewendet haben.

Es mochten die Sassaniden geraume Zeit gemeint haben, daß Mani's Reformation die Zend-Stämme gewinnen würde. Daher die halbe Begünstigung, welche ihr zu Theil ward. Als sich aber diese Aussicht nicht verwirklichte, traten sie von ihm zurück. Bahram ließ ein Gespräch zwischen Mani und den rechtgläubigen Magern anstellen. Der angebliche Paraklet ward für besiegt erklärt und, da er nicht widerrufen wollte, getödtet [10]). Eine sichere Zeitbestimmung ist für diese Begebenheit nicht zu gewinnen. So wurden von nun an, wie von den spätern christlichen Imperatoren Roms, die Anhänger Mani's schon jetzt als Ketzer und Abtrünnige vom nationalen Glauben im Reiche der Sassaniden behandelt. Bahram I. scheint um die Zeit der Hinrichtung Mani's ebenfalls, wahrscheinlich im J. 276, gestorben zu sein. Bahram II., sein Sohn, wird Schahinschah. Die griechischen und lateinischen Schriftsteller reden stets, ohne sich um die inneren Verhältnisse des persischen Reiches zu kümmern, von den Kriegen zwischen Rom und Persien, die im Grunde von einer sehr untergeordneten geschichtlichen Wichtigkeit sind, da es sich in ihnen stets nur um den Besitz einiger Grenzdistricte handelt, wenn auch die Römer sich zuweilen zu dem Gedanken an die Zerstörung des persischen Reiches, die Sassaniden zu dem Entwurf, alles Erbe ihrer Ahnen zurückzuerobern, erheben. Die Morgenländer führen uns nur die weisen Sprüche der Sassaniden und einige Berichte von Ereignissen und Zuständen an, deren Zusammenhang und Gründe sie völlig unerörtert lassen. Bahram II. soll zuerst als Tyrann geherrscht, durch die Ermahnung aber des Oberpriesters bald auf besseren Weg gebracht worden sein. Die Römer dringen unter dem Imperator Carus in Persien ein, während Bahram II. mit inneren Bewegungen und einem Kriege am Indus beschäftiget [11]). Selbst Seleucia und Ktesiphon fallen in die Gewalt der Römer. Und doch geben sie, als der Imperator Carus auf dieser Heerfahrt einen zufälligen Tod gefunden hatte, das ganze Unternehmen gegen Persien auf. Indessen sah Bahram II. noch von einer andern Seite einen andern Unfall über sich und sein Reich kommen. Seit der Zeit Sapor's I. befanden sich die Perser in dem Besitze von Armenien. Lange haben sie gearbeitet, dieses Land festzuhalten, und lange will es ihnen nicht gelingen. Die Perser hatten nun Adel und Volk Armeniens nicht allein durch ihre politische Herrschaft, sondern auch durch ihre religiöse Intoleranz beleidigt. Armenien soll zur Annahme der Lehre Zoroaster's und des Feuerdienstes gezwungen werden. Da erschien des ermordeten Chosrov's Sohn, Teridates, ein Mann von riesenmäßiger Kraft, im J. 286 wieder in Armenien und es erfolgte eine nationale Reaction gegen die Perser, die Teridates, nachdem er sich wieder auf dem Throne seiner Väter befestigt, in ihrer Heimath selbst aufsuchte [12]). Unterdessen war Bahram II. im J. 292 gestorben und sein Sohn Bahram III. hatte nach ihm nur wenige Monate auf dem Throne gesessen, indem der Tod ihn bald hinwegnahm. Es stritten zwei Brüder Bahram's III., Hormuz und Narses, um die Herrschaft, Narses aber scheint bald Meister seines Bruders geworden zu sein. Nun wenden sich die Perser wieder gegen Armenien, und Teridates wird aus dem Lande getrieben. Da griffen die Römer in diese Angelegenheiten ein und der Augustus Diocletian sendet unter dem Cäsar Galerius ein Heer nach Persien. Aber die Römer erlitten am Euphrat eine schwere Niederlage und mit Mühe konnte Teridates das Leben retten [13]). Galerius rächt indessen bald wieder den Schimpf, den die römischen Waffen erfahren, Narses erleidet eine schwere Niederlage, und hat noch den Schmerz, zu sehen, daß sein Harem in die Hände der Römer gefallen. Der Sassanide mußte einen bittern Frieden mit Rom schließen, allen Ansprüchen auf Mesopotamien und Armenien entsagen und fünf kleine Provinzen am linken Ufer des Tigris abtreten [14]). Nicht lange nach dem Kriege gegen Rom entsagte Narses dem Reiche im J. 302 und zog sich in die Einsamkeit zurück. Hormuz II., sein Sohn, ist der achte König in der Reihe der Sassaniden. Etwa zehn Jahre herrschte er, ohne daß etwas von Bedeutung in seiner Zeit geschehen.

Bei seinem Tode, im J. 312, ist die Königin guter Hoffnung und die Großen des Reiches foderten die Mager auf, zu sagen, ob ein Knabe oder ein Mädchen kommen werde. Die Mager verkündeten, daß es ein Knabe

10) *Mirkhond*, ap. *Silvestre de Sacy*, Antiquités de la Perse. p. 295. 296.

11) *Eutrop.* IX, 18. *Vopisc.* Vita Cari 8. *Zonaras.* ed. Paris. I. p. 638. 12) *Moses Choren.* II, 76. 79. 13) Paneg. Vet. III, 1. 14) *Zonaras.* ed. Paris. I. p. 641.

sein werde und die Perser krönten nun das Kind im Mutterleibe [15]). Bald darauf ward Sapor II. geboren, der zehnte der Sassaniden. Sapor's II. seltsame Erhebung ist von der hohen Aristokratie des Reiches, deren Macht sich dabei einmal recht bedeutend ausspricht, ausgegangen. Es ist ein herangewachsener Sohn Hormuz's II., ebenfalls Hormuz geheißen, vorhanden. Die Aristokratie will ihn aber nicht, weil sie ihn für einen wilden Menschen, besonders für ihren Feind hält. Dieser Hormuz war bei Sapor's II. Thronerhebung in harte Haft gethan worden, fand aber nach 13 Jahren Gelegenheit zu entrinnen. Er entwich zu den Römern, zu dem Imperator Constantinus dem Großen, und wendete sich, wie dieser, zum Christenthume. Sapor II. sendete ihm später seine Gemahlin nach [16]). Es verläuft im Übrigen eine geraume Zeit, bevor Sapor II. an das Licht der Geschichte tritt. In seiner Jugend soll ein König von Yemen sich der Hauptstadt des Reiches bemeistert und den Schahinschah wie einen Gefangenen gehalten haben. Sowie aber Sapor II. herangewachsen, habe er, wird erzählt, der Herrschaft der Araber ein Ende gemacht. Deutlicher stellen sich die Verhältnisse Persiens zu dem römischen Reiche und zu Armenien hervor und werfen auch einiges Licht auf die innern Zustände des Sassanidenreiches, da beide in einen Zusammenhang unter einander kommen. Dicht in ihrer Nachbarschaft, ja auf einem Boden, den die Perser als den ihrigen betrachteten, ward dem Christenthume ein Thron gebaut, als Teridates von Armenien zu demselben übertrat [17]). In Persien selbst war das Christenthum, als Sapor II. herrschte, etwa seit anderthalb Jahrhunderten, eingedrungen, und hatte sich, wie es scheint, besonders in den Grenzprovinzen am Tigris, wo Syrisch gesprochen, oder doch verstanden ward, ziemlich weit ausgebreitet. Aber auch in das Innere des Reiches war es eingedrungen und allenthalben bekannt. Mager selbst, wie Mani's Auftreten beweist, wendeten sich christlichen Lehren und Vorstellungen zu. Das Christenthum muß bis auf Sapor II. eine ziemlich gesicherte Stellung in Persien genossen haben, wie die bedeutende Anzahl der vorhandenen Bisthümer beweist. Die orthodoxen Mager mochten das Christenthum bekämpfen, aber der Staat verfolgte es wol nicht, nur der Manichäismus war bis jetzt von solcher Verfolgung getroffen worden. Unter Sapor II. änderten sich die Verhältnisse; das Christenthum ward von den Sassaniden als staatsgefährlich betrachtet, als der römische Imperator Constantinus der Große sich zu demselben wendete. Aus der mühseligen und kümmerlichen Toleranz, die sie im Reiche der Sassaniden genießen mochten, sehnten sich nun auch die persischen Christen nach völlig gesicherter Stellung und Herrschaft, glaubten diese nur durch Rom gewinnen zu können und wendeten sich daher dem römischen Interesse zu. Also mußten die Christen in Persien, nachdem das römische Imperatorenthum, früher dem Christenthume so feind, sich mit Constantinus dem Großen demselben zugewendet, vom Staate mit ganz anderen Augen als sonst betrachtet werden, und wenn der *christliche Imperator* dem Könige Sapor II. die persischen *Christen ausdrücklich* anempfahl, so konnte damit sicher *nur eine ganz andere*, als die beabsichtigte Wirkung *hervorgebracht werden* [18]). Feindschaft und Kämpfe mit Rom, *die kaum* ausbleiben konnten, mußten auch Feindschaft *gegen die* persischen Christen erzeugen, seitdem man wußte, *daß* diese nach Rom, als auf ihren Hort, blickten. Die Sassaniden konnten Armenien nicht vergessen, und schon dem Könige Teridates hatten sie dadurch Noth und Be[illegible]heit zu bereiten gesucht, daß sie wilde Stämme Mittelasiens gegen ihn aufstachelten. Teridates starb nun im J. 314 und sein Sohn Chosrov II. ward von den Persern offen angegriffen. Da wendete er sich *an* Rom, und die Perser sahen sich in ihren Hoffnungen *betrogen*. Chosrov II. starb im J. 322 und die Perser, *den Kampf* wieder beginnend, waren gegen Diran, seinen *Sohn*, glücklicher. Durch Verrath erhielten sie ihn in ihre Gewalt und geblendet ward er in das Innere des Reiches abgeführt. Die armenischen Arsaciden und alle Großen des Landes sendeten abermals eilige Boten nach Rom. Diese Dinge geschahen in dem J. 337 und kurz vor dem Tode Constantinus' des Großen. Ehe die römische Hilfe herankommen konnte, hatten die Perser sich schon in den Besitz Armeniens gesetzt, aber als die *Hilfe kam*, mußten sie die Beute wieder fahren lassen. In einem Frieden zwischen Rom und Persien, im J. 338 geschlossen, ward Arsaces, *des geblendeten Diran Sohn*, als König in Armenien eingesetzt.

Nicht lange darauf, wahrscheinlich vom J. *342 an*, ließ Sapor II. die Christen in seinem Reiche verfolgen. Es war dem Schahinschah berichtet worden, daß die Christen römische Kundschafter bei sich aufnähmen, daß sie selbst verrätherische Verbindung mit Rom unterhielten, und daß sie alle Geheimnisse des Reiches dorthin berichteten [19]). Von der römischen Priesterschaft war schon damals der reine Geist entwichen, und der falsche mag sich auch über die persische verbreitet haben. Daher ist nicht unwahrscheinlich, daß auch in Persien falsche Mittel, um es zu einem Siege des Christenthums zu bringen, ergriffen worden. Sapor II. legte zuerst den Christen eine schwere Steuer auf, die von den Bischöfen eingetrieben werden soll. Symeon, der Bischof von Seleucia, antwortete darauf in einer hochfahrenden und dem Wesen des Morgenlandes so widersprechenden Weise, daß Sapor II. die Christen wol als Verächter der königlichen Macht und politische Feinde betrachten mußte. *Denn* Symeon sagte, der Schahinschah sei nur ein *Mitknecht* Gottes, der ungerechte Befehle nicht geben dürfe, und dem man nicht zu gehorsamen brauche, wenn er sie gäbe. Sicher war das nicht die rechte Sprache, um den König zu gewinnen und seinen Verdacht wegen der Verbindung mit Rom zu zerstreuen. Darum gestaltete sich die Sache nun zu einer eigentlichen Verfolgung, und es kam der Befehl, daß die Geistlichen hingerichtet, die heiligen Geräthe weggenommen und die Kirchen geschlossen werden

15) *Agathias* ed. *Niebuhr* IV. p. 261. 16) *Zosim.* II, 27. 17) *Moses Choren.* II, 77. 78.

18) *Euseb.* Hist. IV, 9. *Cedrenus* I. p. 516. ed. *Niebuhr*. 19) *Theophan.* Chron. ed. *Niebuhr.* p. 36.

lten. In dem J. 344 ward geboten, daß überhaupt e Christen, die ihren Glauben nicht verleugnen, nicht rmuzd und die Sonne verehren wollten, hingerichtet erden müßten. Beinahe 40 Jahre lang, bis zu dem bensende Sapor's II., hat die Verfolgung, in welcher le Märtyrer fielen, gedauert, aber sie kann nicht mer mit gleicher Heftigkeit gewüthet und nicht über e Satrapien sich gleichmäßig ausgedehnt haben. Denn bleiben viele Christen in Persien übrig und wenigstens ch dem Tode Sapor's II. ist auch die Kirchenorganistion wieder aufgestanden und öffentlich gewesen [20]).

Sapor II. war lange durch Kämpfe mit nordischen ölkerschaften beschäftiget, aber im J. 358 trat er wier bedeutend gegen Rom auf, und begehrte vom Imrator Constantius wenigstens Mesopotamien und Arenien, obwol er ganz Asien als das Erbe seiner Väter Anspruch nehmen könne [21]). Hierüber brach der Krieg it Rom abermals aus. Sapor II. rückte in Mesopotmien ein, aber die geringen Erfolge, die er gewonnen, urden bald durch des Imperators Julianus gefährlichen ngriff auf Persien selbst zerstört. Verwegen drang Juanus in Persien ein und schon war Ktesiphon, wo Saor II. seine Residenz aufgeschlagen, bedroht, schon war uch wol der Schahinschah selbst auf seinem Throne beroht, da jener Hormisdas, den die persische Aristokratie u den Römern getrieben, gewiß nicht ohne eine große Bestimmung, sich beim römischen Heere befand. In offenen Feldschlachten blieben die Perser vor den Römern eglos, wol aber verstanden sie das Land zu veröden und Mangel und Noth im feindlichen Heere zu erzeugen. Julianus mußte den Rückzug antreten, fand auf demselben en Tod, und Jovianus, sein Nachfolger, mußte den freien Abzug aus Persien durch einen schimpflichen Frieden erkaufen. Die fünf Provinzen, welche Narses hatte abtreten müssen, kehrten zum Perserreiche zurück und der römische Imperator konnte noch obenein nicht erreichen, daß Arsaces von Armenien mit in den Frieden eingeschlossen würde [22]). Sapor II. wendete sich nach dem Abzuge der Römer gegen Armenien, das ihm gleichsam als Beute überlassen worden. Waffengewalt und List vereinte der Perser mit einander, um Arsaces zu stürzen. Nach einem Widerstande von etwa vier Jahren ward der König von Armenien gefangen und Armenien selbst wieder zu dem Perserreiche gebracht. Eine furchtbare Verfolgung erging nun über dieses Land, theils um den nationalen Geist zu ertödten, theils um das Christenthum zu vernichten. Alle griechische und armenische Bücher wurden verbrannt; Niemand sollte eine andere als die persische Schrift anwenden [23]). Indessen stellte noch vor dem Lebensende Sapor's des II., Para, der Sohn des Arsaces, die nationale Unabhängigkeit Armeniens wieder her. Es starb aber der König der Perser, der auch gegen Iberien und die Arsaciden von Baktra lange Kriege geführt, und die gewöhnliche Residenz nach Ktesiphon verlegte, im J. 381, und seinen Söhnen ward der Thron von einem Bruder entrissen, der sich indessen als Ardschir oder Artaxerxes II. nur etwas über vier Jahre auf dem Throne behauptete [24]). Er scheint der Aristokratie nicht behagt zu haben; sie setzten ihn im J. 385 ab und stellten Sapor III., einen Sohn Sapor's II., als König auf, der wiederum fünf Jahre waltete. Dann kam Bahram IV. auf den Thron, der 12. in der Reihe der Sassaniden. Er herrschte eilf Jahre und starb im J. 399 [25]). Die Geschichte weiß von diesen drei Sassaniden nichts Bedeutendes; nur hatten Römer und Perser, von nordischen Völkern Beide bedrängt, einen alten Grund zu Feindschaft und Kämpfen unter sich hinwegräumen wollen und daher das Reich von Armenien in zwei Theile zerlegt. Der beiweitem größere Theil, Persarmenien genannt, sollte unter persischer, der kleinere unter römischer Hoheit stehen, jeder aber seinen besondern König haben. In dem römischen ward Arsaces, der Sohn Para's, in dem persischen Chosrov, dessen Zusammenhang mit den Arsaciden unbekannt, König. Der größte Theil des armenischen Adels, unzufrieden mit Arsaces, wanderte auf das persische Gebiet aus.

Auf den persischen Thron nun kam nach dem Tode Bahram's IV. Yezdijird, den die Griechen Isdegerd [26]) nannten. Es trat eine lange Waffenruhe mit Rom ein, denn Rom war nicht mehr im Stande, an eine Unterwerfung Persiens zu denken, und bei den Sassaniden war der Entwurf, sich des ganzen Erbes ihrer Ahnen zu bemeistern, wol auch in den Hintergrund getreten. Isdegerd I. schloß einen hundertjährigen Frieden mit Rom und Kaiser Arkadius soll ihn sogar zum Vormund seines Sohnes, Theodosius II., eingesetzt haben [27]). Über die Wahrheit dieses Factums waren indessen schon im Alterthume die Stimmen getheilt. Isdegerd soll nach den morgenländischen Geschichtsschreibern ein verschwenderischer und grausamer Mann gewesen sein; sicher ist wol, daß die Aristokratie des Reiches mit ihm sehr unzufrieden ward. Den Christen aber erwies sich der König freund, bis er durch unbesonnenen Eifer des Bischofs Abdas von Susa, der einen Feuertempel zerstört hatte, gereizt ward. Isdegerd verlangte nur, daß der Bischof den Tempel wiederherstellen sollte. Als er sich standhaft weigerte, ward er hingerichtet, und es scheint eine abermalige Zerstörung der christlichen Kirchen im Reiche angeordnet worden zu sein [28]). Isdegerd starb im J. 420, und deutlich trat nun die Stimmung der Aristokratie gegen ihn hervor. Der Adel erwählte in Ktesiphon Chosru, Chosroes von den Griechen genannt, einen andern Sassaniden, nicht einen der Söhne Isdegerd's, zum König. Sapor, der älteste dieser Söhne, war vom Vater jüngst in das Reich Armenien gesetzt worden. Er kam herbei, um dem Chosru den angemaßten Thron wieder zu entreißen, fand aber bei diesem Unternehmen den Untergang. Glücklicher war

20) *Sozomen.* Hist. ecclesiast. II, 9–14. *Assemani* Acta Martyrum. 21) *Amm. Marcell.* XVII, 5. 22) *Zosim.* III, 31. *Amm. Marcell.* XXV, 7. *Zonaras.* XIII, 14. 23) *Procop.* de bell. Pers. I, 5. *Amm. Marcell.* XXVII, 12. *Moses Choren.* III, 34. 35.

24) *Faust.* Byzant. V, 6. *Amm. Marcell.* XXVII, 12. 25) *Zonaras* XIII, 24. *Agathias* IV, 25. 26) *Moses Choren.* III, 42. *Faust.* Byzant. VI, 1. 27) *Theophan.* Chronog. ed. *Niebuhr* p. 125. 28) *Sozomen.* Hist. ecclesiast. IX, 4.

Bahram, der zweitgeborene, dem mit Hilfe arabischer Stämme gelang, sich des Thrones zu bemeistern, auf dem er sich durch Milde befestigte [29]). Vielleicht war es nicht allein Unwille der Aristokratie über aristokratische Interessen, welcher die Söhne Isdegerd's vom Throne entfernen wollte, vielleicht war auch der nationale Geist durch eine halbe Begünstigung der Christen verletzt worden. Bahram V. fand es daher nothwendig, die Verfolgung gegen die Christen zu erneuern. Sie dauerte 30 Jahre unter seiner und Isdegerd's II. Herrschaft. Wer dem Christenthume nicht entsagen wollte, den traf der Tod [30]). Es fielen eine große Anzahl von Märtyrern, unter denen auch Einige aus der hohen persischen Aristokratie genannt werden [31]). Die Verfolgung, welche die Griechen als eine gräßliche beschreiben, dehnte sich auch auf Armenien aus. Bahram V. hatte im J. 423 noch einen Arsaciden, Ardschir genannt, als König nach Armenien gesetzt. Armenische Große arbeiteten aber selbst auf den Untergang Ardschir's durch die Perser hin, Bahram V. zog das Reich Armenien ein, und nun sollte auch dieses zum Dienste des Ormuzd gezwungen werden [32]). Die morgenländischen Berichte reden noch von einem gefährlichen Kriege, den er mit dem Khane von Turkestan zu führen hatte, und von einer wunderbaren Reise, die er nach Indien unternommen. Bahram V. starb im J. 440 und Isdegerd II. folgte. Die Kriege, welche um diese Zeit mit den Römern noch geführt wurden, sind sehr wenig bedeutend. Das weströmische Reich steht bereits am Rande des Unterganges und das oströmische steht demselben nicht gar fern. Die nordischen Völker, welche Rom so hart bedrängten, sind aber für die Perser nur beschwerlich. Die Hauptmasse der Hunnen hat sich nach Europa gezogen, und die Perser haben es nur mit den sogenannten Hephthaliten zu thun, die im Osten des kaspischen Meeres zurückgeblieben. Die großen Weltbegebenheiten der damaligen Zeit scheinen an den Sassaniden vorübergegangen zu sein, ohne sehr ihre Aufmerksamkeit zu erregen. Isdegerd II. wendete alle seine Kraft auf die Vernichtung des Christenthums in seinem Reiche. Es erneuerte sich am Anfange seiner Regierung die Verfolgung mit großer Härte. Sie erging besonders über die orthodoxen Christen. Die Nestorianer, im römischen Reiche als Ketzer betrachtet, wurden geschont, sonst aber kein Mittel gespart, um die Christen zu vernichten. In den Kriegen gegen die Hunnen wendete man oft Christen an, damit sie den Untergang finden sollten. Den bedeutendsten Kampf hatte der Eifer der Magier in Armenien zu bestehen. Die Christen in Armenien setzten den Muth der Verzweiflung allen Verfolgungen entgegen. Isdegerd hatte es hier auf völligen Untergang des Christenthums abgesehen. Im J. 450 erschien ein mit den größten Schmähungen gegen den Christenglauben angefüllter Königsbefehl, der Allen augenblickliche Annahme der Lehre Zoroaster's gebot, 700 Mager wurden zur Bekehrung und Belehrung in das Land gesendet, und Bischöfe und Priester zum abschreckenden Beispiel geschlachtet. Und doch sah sich der Schahinschah nach einem blutigen und wechselvollen Kampfe genöthigt, den armenischen Christen Toleranz zu bewilligen [33]). Isdegerd II. starb im J. 458 und die Verfolgung gegen die Christen scheint wenigstens unterbrochen worden zu sein [34]).

Er hinterließ zwei Söhne, Hormuz und Firuz, bei denen sich nicht unterscheiden läßt, welcher der ältere, welcher der jüngere. Hormuz III. bemeistert sich zuerst des Thrones. Firuz entwich zu den Hunnen, und es entstand ein Kampf zwischen den beiden Brüdern, der etwa vier Jahre währte. Hormuz III. wird gestürzt und ermordet. Firuz, den die Griechen Peroses nannten, steigt auf den persischen Thron. Firuz scheint durch die Hilfe der Hunnen König geworden zu sein, doch wendete er, König geworden, seine Waffen wieder gegen sie, weil sie den früher gezahlten Tribut länger zu geben verweigerten. Firuz war unglücklich in diesem Kriege, und ward mit seinem Heere so umschlossen, daß er nicht entrinnen konnte [35]). Der Fürst der Hunnen wollte nur so freien Abzug gestatten, daß Firuz ewigen Frieden schwöre und anbetend vor ihm niederfalle. In den Magern kann der alte Geist nicht mehr gewesen sein. Auf Befragen des Königs entschieden sie, daß er den Frieden immer schwören und mit dem Schwur dann machen solle, was er wolle. Auch wegen der Anbetung wußten sie eine casuistische Auskunft, denn sie riethen, Firuz solle nur vor dem Hunnenfürsten beim Aufgang der Sonne niederfallen, so sei das Gewissen gerettet und eigentlich nicht der Hunnenfürst, sondern die Sonne angebetet [36]). So ward Firuz frei, brach aber den Frieden nicht lange darauf und brach, von dreißig Söhnen begleitet, in das Land der Hunnen ein. Die Perser erlitten dort im J. 484 eine entsetzliche Niederlage, bei welcher Firuz selbst sammt allen seinen Söhnen, die ihn begleitet, den Tod fand [37]). Nur der jüngste derselben, Covad, ein Knabe, den die Griechen Cavades nannten, war in dem Reiche zurückgeblieben und dadurch gerettet worden. Die Großen des Reiches eilten nach Ktesiphon, um einen König zu erkiesen. Ein solches Recht nahmen sie sich sicher in außergewöhnlichen Fällen immer. Sie schlossen Covad wegen seiner Jugend aus und ernannten Palasch, Obalas bei den Griechen, einen Bruder des Firuz, zum Herrscher. Mit den Hunnen mußte ein schimpflicher Friede geschlossen, Tribut versprochen, ja Covad als Geisel gestellt werden.

Durch diese Vorgänge war das alte Ansehen der Sassaniden, wie es scheint, erschüttert worden, und der Geist der Unabhängigkeit unter die Reichsgroßen gekommen. Er mag überhaupt auch unter den Sassaniden nie

29) *Agathias*, IV, 26. *Procop.* de bell. Pers. I, 2. *Cedrenus* I. p. 586. ed. *Niebuhr.* 30) *Theodoret.* Hist. ecclesiast. V, 39. *Sozomen.* Hist. ecclesiast. VII, 21. 22. 31) *Theodoret.* V, 39. *Socrat.* VII, 18. *Agathias* IV, 27. 32) *Moses Choren.* III, 67.

33) *Lazar.* Pharb. c. 28—54. 34) *Theophan.* Chronogr. ed. *Niebuhr.* p. 252. 35) *Procop.* de bell. Pers. I, 3. *Agathias* IV, 27. *Josua Stylites* ap. *Assemani*, *Bibl. Orient.* I. 36) *Procop.* de bell. Pers. I, 4. 37) *Agathias*, IV, [illegible] *Procop.* de bell. Pers. I, 4. *Theophan.* Chronog. ed. *Niebuhr* p. 191.

ganz verbannt gewesen sein; nur sind unsere Berichte über die innern Zustände zu dürftig, als daß er immer gesehen werden könnte. Palasch scheint sehr geringes Ansehen in dem Reiche genossen zu haben. Die Hunnen werden, aber nicht durch den König, sondern durch Sufarav, den Befehlshaber der Grenze, genöthigt, dem Tribut zu entsagen, wobei auch Covad wieder frei wird. Palasch beleidigt die Mager, indem er den Gebrauch der Bäder in Persien einführen wollte; die Mager betrachteten ja das Wasser als heilig. Nun griff Covad zu den Waffen, der Adel und die Magier ließen Palasch, der gestürzt und geblendet ward, fallen, und so ward Covad König im J. 488 [38]). Die Herrschaft des Schahinschah Covad, ist die Zeit einer großen innern Bewegung, die von uns nicht mehr vollständig gewürdigt und verstanden werden kann. Mazdak, der Mager, erhob sich mit seiner Irrlehre, und Leben und Staat erfuhren durch ihn eine tiefgehende Erschütterung. Denn es scheint die Lehre Mazdak's, soweit sich nach den unvollständigen Nachrichten urtheilen läßt, eine hauptsächlich politische gewesen zu sein [39]). Er lehrte die Nichtigkeit des Standesunterschiedes unter den Menschen und wollte ihn vernichten, eine völlige, ultrademokratische Gleichheit an dessen Stelle setzen, wobei er soweit ging, Gemeinschaftlichkeit der Güter und der Frauen als nothwendig anzunehmen. Daß in einem so durchaus aristokratischen Lande wie Persien einmal auch der äußerste demokratische Gegensatz hervortrat, läßt sich ja gar wol begreifen. Mazdak soll sich überdies gleich Mani für den absoluten Dualismus entschieden, gegen Luxus und Kleiderpracht geeifert und begehrt haben, daß der Mensch nur von Früchten lebe. Die Anführung, daß Mazdak die Gleichgültigkeit aller Handlungen gelehrt, mag auf Irrthum, Übertreibung oder Verleumdung beruhen. Covad entschied sich nun für die Lehre Mazdak's, und soll an Zertrümmerung des alten Staates gearbeitet, eine Menge Neuerungen eingeführt, selbst die Gemeinschaft der Frauen durch ein Gesetz geboten haben [40]). Der König mag sich für Mazdak nur aus dem Grunde, weil er in seiner Lehre ein Mittel sah, die Macht der Aristokratie zu brechen, entschieden haben. Nicht allein im eigentlichen Persien, sondern auch in Persarmenien wollte Covad die Lehre Mazdak's aufzwingen, worüber die Christen sich abermals in einem blutigen Aufstande erhoben. Die Christenverfolgungen haben übrigens seit Isdegerd II. in sofern aufgehört, als die Christen nicht mehr von dem Christenthume selbst hinweg, sondern nur zum Nestorianismus, der im Römerreiche Ketzerei ist, gezwungen werden sollten. Es erhebt sich aber, vom König, wie es scheint, in ihrem Dasein bedroht, die Aristokratie und Covad ward im J. 498 abgesetzt und Dschamasp, ein Bruder des Palasch, auf den Thron gestellt; Covad soll nach der Entscheidung der Aristokratie zwar nicht des Lebens beraubt, aber für immer auf ein Schloß, das Schloß der Vergessenheit genannt, gethan werden. Von dort aber entrann er zu den Hunnen und bemeisterte sich mit ihrer Hilfe seines Thrones, den Dschamasp freiwillig verließ, wieder [41]). Das geschah im J. 501, nachdem Dschamasp etwa zwei Jahre das Herrnthum besessen [42]).

Die Bewegung, welche Mazdak's demokratische Lehre in Persien geschaffen, kennt man im Einzelnen nicht, ihre Größe aber und ihr Umfang läßt sich doch aus dem Umstande vermuthen, daß bei der Revolution, durch welche Covad gestürzt worden, auch Mazdak gefaßt worden, die Aristokratie aber nicht gewagt hatte, ihn zu tödten. Covad aber scheint nach der Wiederherstellung seine Gunst dem Mazdak und der Sekte, die er um sich gebildet, allmälig entzogen zu haben, begreifend entweder, daß die Aristokratie überhaupt nicht gebrochen, oder daß, um sie zu brechen, dieser nicht der rechte Weg sei. Nichtsdestoweniger mag die Sekte immer bedeutender und die Bewegung immer größer geworden sein. Es hat aber der König vier Söhne. Den ältesten, Koases, haßte der Vater und gedachte ihn vom Throne auszuschließen. Der zweite, Zames, war einäugig und dadurch nach persischer Sitte vom Throne ausgeschlossen. Den dritten, Chosru, liebte der Vater und ihm sollte daher der Thron zugewendet werden. Einmal bat Covad den oströmischen Imperator Justinus, daß er den Chosru adoptiren sollte, womit er ihm jedes Falles nur römischen Schutz und römische Freundschaft sichern wollte. Die Römer aber wiesen die seltsame Bitte zurück, fürchtend, daß Chosru durch die Adoptions-Rechte auf ihr Reich gewinnen sollte [43]). Der vierte von den Söhnen hieß Phtasuras. An diesen wendeten sich die Anhänger des Mazdak, gewannen ihn für ihre Lehre, wollten ihn zum König machen, und Phtasuras ging auf diese Entwürfe ein. Da, wird erzählt, verstellte sich Covad und gab sich das Ansehen, als wolle er den Mazdakiten nachgeben. Er ließ deshalb eine große Versammlung veranstalten, wobei der Adel des Reiches, die christlichen Bischöfe und die Mazdakiten mit ihrem Oberpriester, Indazar oder Indarazar genannt, geladen, als sollte die Throneinsetzung des Phtasuras vor sich gehen. Die Mazdakiten gingen in die Falle und kamen, der König aber hatte zugleich ein Heer versammelt und ließ sie niederhauen. Darauf gingen allenthalben hin königliche Schreiben, daß die Mazdakiten getödtet und ihre Bücher verbrannt werden sollten [44]). Ob Mazdak selbst unter Covad oder erst unter Chosru untergegangen, läßt sich nicht entscheiden; denn die Einen berichten das Erstere, und die Andern das Zweite. Außerdem führte Covad mehre Kriege gegen Ostrom, die aber nur in den Augen der Genossen jener Zeit von einiger Wichtigkeit sein konnten. Er überlebte seine Wiederherstellung 30

38) *Agathias* IV, 27. *Procop.* de bell. Pers. I, 6. *Theophan.* Chronog. ed. *Niebuhr* p. 214. 39) *Hyde*, De religione Persarum p. 282 sq. *D'Herbelot.* Biblioth. Orient. II. p. 583. 40) *Agathias*, IV, 27. *Procop.* de bell. Pers. I, 5. *Cedrenus* I. p. 624. ed. *Niebuhr.*

41) *Mirkhond* ap. *Silvestre de Sacy*, Antiquités de la Perse, p. 455. *Theophan.* Chronog. ed. *Niebuhr.* p. 214. *Agathias* IV, 28. 42) *Theophyl. Symocatt.* IV, 6. *Procop.* de bell. Pers. I, 6. 43) *Procop.* l. c. I, 11. *Theophan.* Chronog. ed. *Niebuhr* p. 258. 44) *Theophan.* l. c. p. 262. *Joan. Malalae* Chronog. ed. *Niebuhr.* p. 444. *Cedrenus* I. p. 659 ed. *Niebuhr.* *Zonaras*, ed. Paris. II. p. 60.

Jahre und starb im J. 531, nachdem er durch ein Testament Chosru zum Nachfolger im Reiche bestellt. Nach seinem Tode wollte Coases sich des Thrones bemeistern, aber die Aristokratie duldete es nicht. Sie behauptete, nur ihre Wahl gebe das Recht zum Throne und sie wollte Chosru zum König, weil sich derselbe stets als ein heftiger Feind der Mazdakiten erwiesen. Es ward eine große Versammlung der Aristokratie gehalten, das Testament Cobad's verlesen, und Chosru, der sich Anfangs weigerte, den Thron zu besteigen, erwählt [45]).

Chosru hat fast ein halbes Jahrh. auf dem persischen Thron gesessen, denselben und das Reich mit neuem Glanze umgeben und sich den Beinamen der „großmüthigen Seele" erworben. Nach den verschiedenen persischen Dialekten lautet auch dieser Beiname Chosru's etwas verschieden, entweder Anusch-rewan, oder Nusch-rewan, oder Nuschin-rewan, oder Anuschrewan, oder endlich Nuschirwan. Oströmische Schriftsteller, die in ihm nur den Feind ihres Reiches gesehen haben, stimmen in das Lob Anderer nicht ein, werfen ihm Geiz, Grausamkeit und Treulosigkeit vor [46]). In den Kriegen gegen das oströmische Reich hat er es freilich auch an letzterer wirklich nicht fehlen lassen, aber nichtsdestoweniger muß er als ein im Geiste und in der Weise des Morgenlandes großer Fürst angesehen werden. Mit einer Weitläufigkeit und Weitschweifigkeit, welche ermüdet, erzählen die Griechen besonders Nuschirwan's Kämpfe gegen Ostrom, die für uns nicht von der mindesten Bedeutung sein können, denn nachdem sie ein Vierteljahrh. gewährt, ließen sie den äußern Bestand beider Reiche, wie er früher gewesen, und die vielen Triumphe, die er gefeiert, halfen dem Nuschirwan nicht. Die byzantinischen Griechen mußten für solche Dinge einen andern Maßstab haben, als wir ihn nehmen müssen, daher die Breite, mit welcher sie diese Kriege berichten. Für uns sind andere Dinge von ungleich größerer Wichtigkeit. Nuschirwan war ein Fürst, der begriff, daß die Zend-Stämme bis jetzt ein zu abgeschlossenes Leben geführt, der daher die Schranken brechen wollte, die sie von anderer Civilisation trennten, der das Große und Schöne, was anderwärts war, nach Persien zu ziehen gedachte. Selbst Freund der Philosophie eines Plato und eines Aristoteles, versuchte er die ganze griechische Philosophie auf persischen Boden zu verpflanzen und ließ die am meisten geschätzten Werke derselben in die Sprache seines Landes übertragen, die keinesweges, wie der Grieche Agathias meint, zu rauh und unbeholfen ist, als daß so hohe Dinge in ihr ausgedrückt werden könnten [47]). Und das Gute sollte nicht in den höheren Kreisen bleiben, es sollte sich über das ganze Leben verbreiten und allenthalben wurden Schulen angelegt. Welche Früchte diese Bestrebungen Nuschirwan's getragen, darüber ist uns freilich nichts bekannt. Sie sind nur Zeugnisse über des Mannes eigenen Geist. Auch der Staat erfuhr seine kenntnißvolle Sorgfalt. Nuschirwan schaffte das einige Vezirat ab, das im Namen des Sc hinschah früher über das ganze Reich geboten zu hab scheint, und errichtete, um den Gang der Geschäfte zu e leichtern, vier große Vezirate, über Assyrien, Medien Persien und Baktra. Den Satrapen ward der Gode Artaxerxes' I. von Neuem eingeschärft. Und das Leben entbehrte dieser Sorgfalt ebenfalls nicht. Erziehung und Ackerbau waren die Dinge, auf welche Nuschirwan vor andern achtete. In den Städten waren Waisenhäuser angelegt und mit Sorgfalt ward für das Fortkommen der Unglücklichen gesorgt. Es wehete unverkennbar in dem Morgenlande sonst fremder Geist der Milde über Nuschirwan, der sich auch in religiösen Angelegenheiten nicht verkennen läßt. Zwar die Anhänger der staatsgefährlichen Lehre des Mazdak wurden entweder von ihrem Glauben hinweggezwungen oder vernichtet, aber die Christen blieben, wie es scheint, stets unverfolgt. Nuschirwan duldete, daß in einem Friedenstractate mit Ostrom Toleranz für die Christen bedingt ward, die Königin selbst war Christin, und obwol Nuschizad der Sohn, ebenfalls Christ, sich einst gegen den Vater empörte, so scheint doch die Toleranz gegen die Christen dadurch nicht unterbrochen worden zu sein [48]). Nuschizad selbst aber hat bei diesem Unterfangen den Untergang gefunden. Weit verbreitete sich der Glanz von Nuschirwan's Thatkraft und Waffen; Oströmer, Turkomannen, Hunnen, Araber und Indier mußten sie fühlen, und selbst Sina und Tibet buhlten um die Freundschaft des großen Schahinschah.

Nachdem er fast ein halbes Jahrh. mit Glanz und mit Glück gewaltet, starb Nuschirwan im J. 579. Nun kam ein Sohn von ihm, Hormuz IV., dessen Wesen schon dem Vater große Besorgnisse eingeflößt, auf den Thron; Nuschirwan's Werk drohte unter seiner Leitung jammervoll zusammenzubrechen. Von Natur zu Geiz, Mistrauen und Grausamkeit geneigt, regten ihn Sehersprüche, daß er durch Verschwörung und Aufstand die Herrschaft verlieren würde, zu wildem Grimme auf. Die Seher, welche solche Sprüche gaben, mögen auf die Stimmung der Reichsaristokratie gesehen und nach ihr über die Zukunft gesprochen haben. Nuschirwan's Kraft hatte die Aristokratie niedergehalten, und sie war unzufrieden geworden, weil das Königthum sich mit größerer Bestimmtheit als sonst geltend gemacht. Hormuz rief nun durch wilde Grausamkeiten diese Unzufriedenheit schnell zu Aufstand und Empörung vor [49]). Seine Wuth wendete sich besonders, wenn auch Alle sie miterfuhren, gegen die Aristokratie. Der Tigris, sagt ein Grieche, ward das Grab der persischen Großen; dahinein ließ Hormuz sie bei den leisesten Veranlassungen stürzen. Hormuz führte zuerst einen Krieg gegen Ostrom und kämpfte in demselben mit Unglücke und mit Ungeschicke. Und während dieses Krieges erhob sich der Khan der Türken und begehrte von dem Perserreiche einen noch schwerern Tribut, als er so schon gezahlt werden mußte, denn der Glanz, den Nu-

45) *Agathias* IV, 28. *Procop.* de bell. Pers. I, 22. 46) *Theophyl. Symocatt.* III, 16. *Procop.* l. c. I, 23. 47) *Agathias* II, 28.

48) *D'Herbelot*, Biblioth. Orient. III. p. 57. *Mirkhond* ap. *Silvestre de Sacy*, Antiquités de la Perse. p. 369—372. 49) *Theophyl. Symocatt.* III, 16. *Evagr.* VI, 16.

schirwan gewonnen, war schnell wieder verschwunden. Gegen die Türken sendete Hormuz den tapfern Bahram, der von den Arsaciden abzustammen behauptete. Bahram gewann über die Türken große Siege und nöthigte sie, den Tribut selbst zu zahlen, den sie erst von den Persern empfangen, erhob sich aber seitdem auch zu dem stolzen Gedanken, Hormuz IV. zu stürzen, und suchte deshalb besonders das Heer an sich zu ketten. Der Schahinschah, zu derselben Zeit von den Oströmern geschlagen, glaubte Bahram beschimpfen zu müssen, damit er ihn nicht an Würdigkeit übermeistere, nannte ihn ein Weib und wollte ihn des Heerbefehls berauben. Da empörte sich Bahram offen an der Spitze seines Heeres, das nach Besiegung der Türken ebenfalls an die römischen Grenzen gezogen worden [50]). Unter diesen Verhältnissen faßte die Aristokratie Muth. Der Reichsadel sammelte sich in Ktesiphon, wohin Hormuz sich nach dem Aufstande Bahram's gerettet. Dort rissen sie ihn vom Throne, stießen ihm die Augen aus und warfen ihn in ein Gefängniß im J. 590. Ja so groß soll die Wuth der Aristokratie gewesen sein, daß sie die Mutter des Hormuz lebendig zerschneiden ließen. Dennoch fiel die Aristokratie nicht dem Bahram zu, sondern wählte Chosru, Hormuz' Sohn, zum König, der seinen Vater, weil er im Gefängnisse tobt und raset, mit Keulen erschlagen ließ. Bahram aber konnte von Chosru nicht bewogen werden, seinen Aufstand nun einzustellen. Der Rebell nahm den Titel eines Freundes der Gottheit und eines Feindes der Tyrannen an, wies alle Anerbietungen des Schahinschah schnöde zurück und kam mit seinem Heere in die Nähe von Ktesiphon. Unweit der Stadt lieferte Chosru eine unglückliche Schlacht [51]), die ihn nöthigte zu flüchten und sich in die Arme des oströmischen Imperators Mauritius zu werfen [52]). Bahram eroberte nun Ktesiphon, aber vergebens suchte er die Aristokratie und die Mager zu bestimmen, ihn zum König zu wählen. Darum bekleidete er sich selbst am Festtage des Himmels und der Sterne mit dem königlichen Titel. Indessen blieben Persarmenien und die Lande am kaspischen Meere dem Geschlechte der Sassaniden treu [53]), und auch im Innern des Reiches scheint Bahram's Herrschaft, wo sie überhaupt bestand, nur durch die rohe Gewalt seines ergebenen Heeres bestanden zu haben [54]). Mauritius gibt dem geflüchteten Chosru ein Heer, das unter dem tapfern Narses im J. 591 Bahram an den Ufern des Flusses Zab besiegt. Damit ist der Thron der Sassaniden wieder hergestellt [55]). Bahram war zu dem Khane der Türken entronnen und hat bei ihnen nachmals den Tod gefunden. Aber die Unruhen und Bewegungen scheinen noch geraume Zeit fortgedauert zu haben, zumal da Chosru fortfuhr, die Aristokratie zu züchtigen, und selbst die tödtete, die ihn auf den Thron erhoben, weil sie sich dabei der Empörung gegen seinen Vater schuldig gemacht. Lange noch herrschte Chosru nach dieser Katastrophe, ohne die Erwartungen der Christen, die von einem Übertritt zu ihrem Glauben geträumt haben mögen, zu erfüllen, obwol eine der königlichen Gemahlinnen, Sira, eine Christin war, und Chosru den Christenheiligen Sergius hoch verehrte.

Nahe waren nun schon für die alten und eigentlichen Perser die Tage des Unterganges gekommen. In Arabien sollte das Feuer ausbrechen, durch welches das Reich der Sassaniden und das alte Perservolk sein Ende finden mußte. Es war am Anfange des siebenten Jahrh., daß dieses Feuer emporbrannte, und die Perser achteten nicht darauf. Grade in dieser Zeit erschöpfen sie die Kräfte ihres Reiches in einem fruchtlosen Unternehmen, durch welches zwei Reiche, das Sassanidische und das oströmische, sich auf das Tiefste erschöpften [56]), als wollten sie selbst den Arabern ihre Beute zubereiten. Von Chosru's innerem Walten nach seiner Wiederherstellung ist uns nichts Näheres und nichts Einzelnes bekannt. Doch kann angenommen werden, daß es seinem ersten Auftreten gemäß, daß es wild und blutig gewesen, denn es herrscht offenbar große Unzufriedenheit unter der Aristokratie des Reiches, die nach mehren Jahrzehnten in einer zweiten furchtbaren Katastrophe ausbricht [57]). Vielleicht wünschte Chosru dieser Unzufriedenheit eine Ableitung zu geben, und darum faßte er einen alten Gedanken der Sassaniden, an dessen Ausführung indessen bis jetzt Niemand mit Ernst geschritten, den Gedanken, noch das ganze Erbe des alten Perserreiches zu gewinnen, auf. Der oströmische Imperator Mauritius hatte an des Chosru Wiederherstellung einen bedeutenden Antheil, der freilich durch die Abtretung von Persarmenien hatte erkauft werden müssen, gehabt. Chosru hatte seitdem, wie aus Dankbarkeit, Frieden mit ihm gehalten. Nun ward aber Mauritius in Constantinopel durch Phokas gestürzt im J. 602 und sammt seinen Kindern erschlagen. Es verbreitete sich indessen bald das falsche Gerücht, daß Mauritius noch lebe. Dieses benutzte Chosru, um angeblich für Mauritius, seinen Freund, und gegen Phokas, den Tyrannen, auftreten zu können [58]). Der Perser eröffnete im J. 604 den Krieg gegen das oströmische oder byzantinische Reich, welches von innern Stürmen bewegt, kaum einen Widerstand entgegenzusetzen vermochte. Chosru eroberte leicht Persarmenien wieder, seine Heere nahmen Edessa, drangen über den Euphrat, verheerten Kleinasien und kamen bis unter die Mauern von Chalcedon. Im J. 609 scheinen die Perser zurückgekehrt zu sein. Ihre erste Fahrt in das oströmische Reich hinein war von den entsetzlichsten Verheerungen begleitet [59]). Nun ward in Constantinopel im J. 610 Phokas von Heraklius gestürzt und der Tod des Mauritius ist im Laufe der Zeit so offenkundig geworden, daß ihn

50) *D'Herbelot*, Biblioth. Orientale. II. p. 260. *Theophyl. Symocatt.* III, 6. 18. *Evagr.* V, 20. *Theophan.* Chronog. ed. *Niebuhr*. p. 405. *Zonaras*. ed. Paris. II. p. 74. 51) *Theophyl. Symocatt.* III, 8. 18. IV, 1—6. 52) *Evagr.* VI, 16. 17. *Zonaras*. ed. Paris II. p. 77. *Menander*. Excerpt. leg. ed. Paris. p. 184. 185. 53) *Theophyl. Symocatt.* IV, 7—12. *Theophan.* Chronog. ed. *Niebuhr*. p. 409. 54) *Theophyl. Symocatt.* IV, 14. *Menander*, Excerpt. legat. ed. Paris. p. 186. 55) *Evagr.* VI, 18—21. *Theophyl. Symocatt.* IV, 15. 16. V, 1—11.

56) *Menander*, Excerpt. legat. ed. Paris. p. 171. 57) *Theophan.* Chronog. ed. *Niebuhr*. p. 465. 58) *Theophyl. Symocatt.* VIII, 15. 59) *Theophan.* Chronog. ed. *Niebuhr*. p. 463.

Niemand mehr bezweifeln kann. Dennoch setzte Chosru, der in Wahrheit auch gleich vom Anfange an nicht an Mauritius gedacht, sondern durch sein Vorgeben sich nur die Bahn der Eroberung hatte erleichtern wollen, den Krieg fort. Die Perser scheinen von Zeit zu Zeit furchtbare Einbrüche in das byzantinische Reich unternommen zu haben, ohne daß weitere Erfolge daraus hervorgingen, denn sie waren offenbar nicht stark genug, um gemachte Eroberungen lange zu behaupten. Ein besonders entsetzlicher Einbruch geschah im J. 615. Die Perser kamen unter dem Feldherrn Schaharbarz nach Syrien. Alles wich vor dem Brande, der Zerstörung und dem Morde, die sie allenthalben hin verbreiteten. Sie nahmen dabei auch die heilige Christenstadt Jerusalem, die ihre besondere Wuth erfahren zu haben scheint, ein. Die Perser hatten hier auf 80,000 Christen zusammengebracht, die über den Tigris geführt werden sollten. Da, wird erzählt, kauften die Juden die Gefangenen und hieben sie alle nieder [60]). Das heilige Kreuz ward auch fortgeschleppt und die Auferstehungskirche niedergebrannt. Um diese Zeit müssen in dem Perserreiche größere Anstalten, um größere und dauernde Erfolge zu gewinnen, getroffen worden sein. Man findet sie auf mehren Punkten des oströmischen Reiches zugleich. Eins ihrer Heere war im J. 616 in Ägypten eingedrungen und scheint das ganze Land überschwemmt zu haben [61]). Dieses griff selbst das oströmische Afrika und Carthago an, welches auch im folgenden Jahre wirklich genommen ward. Ein anderes Heer war durch Kleinasien bis Chalcedon vorgerückt und stand gewissermaßen im Angesichte von Constantinopel. Jammer und Noth herrscht allenthalben in dem Reiche von Ostrom; die Perser haben sich mit einer Kraft und mit einer Anstrengung, wie früher niemals erhoben, denn es ist ein großer Entwurf, den sie aufgefaßt. Auch kehren sie jetzt nicht, wie bei Chosru's früheren Einfällen geschehen, von Zeit zu Zeit in die Heimath zurück, sie bleiben, um das byzantinische Reich abzumüden und abzutödten. Schon im J. 616 flehte der Senat von Constantinopel bei Chosru um Frieden, empfing aber die stolze Antwort, daß der Gekreuzigte verleugnet und die Sonne angebetet werden müsse [62]). Kaiser Heraklius wollte auch schon, Alles aufgebend, nach Afrika flüchten, und nur der Patriarch von Constantinopel bewegte ihn noch zu bleiben [63]). Doch ward die Gefahr noch größer, als im J. 619 auch die Avaren, die plündernd fast bis unter die Mauern der Hauptstadt kamen, das unglückliche Reich bekämpften. Glück, ja vielleicht Rettung vor dem Untergange fand Heraklius noch in den Geldmitteln, die sein Reich ihm noch immer bot, und die er, freilich durch gewaltsame Maßregeln, herbeizog. Damit erkaufte er im J. 620 Frieden vom Khan der Avaren, damit gewann er ein Heer, aus den Barbaren des Nordens gebildet. Um das oströmische Reich zu retten, mußte Heraklius verwegen werden. Ihm stand eine Flotte, den Persern dagegen keine zu Gebote. Heraklius fuhr mit [illegible] Heere nach Cilicien und brach von dort aus im J. 622 in Persarmenien ein. Dieser Angriff nöthigte die Perser, Kleinasien aufzugeben und zur Vertheidigung ihrer Heimath zurückzukehren. Nun entbrannte ein Krieg, der zu den merkwürdigsten und seltsamsten Erscheinungen der Geschichte überhaupt gehört. Heraklius mit den nordischen Völkern, den Feinden des persischen Reiches, besonders mit den Chazaren verbündet, bekämpfte die Perser auf ihrem eigenen Boden, und die Perser, indem sie sich in dem eigenen Lande gegen das Heer des Heraklius zu vertheidigen suchten, hielten nichtsdestoweniger auch an dem ersten Gedanken der Vernichtung des byzantinischen Reiches fest [64]). Chosru war nur im Anfange durch die Kühnheit des Heraklius, Persien selbst anzugreifen, während das byzantinische Reich in Asien und Afrika von persischen Heeren überschwemmt, erschüttert worden und hatte seine Heere in die Heimath zurückgerufen. Bald ermannte er sich aber wieder und ließ im J. 626 unter dem Feldherrn Schaharbarz ein Heer durch Kleinasien gen Constantinopel aufbrechen. Bulgaren und Avaren verbündeten sich mit den Persern, als sie am Hellespont und Bosporus erschienen. Sicher rechneten sie dieses Mal auf den Fall der Hauptstadt des byzantinischen Reiches, obwol Perser und Avaren, durch das Wasser getrennt, sich nicht die Hände reichen konnten, da die meerbeherrschende Flotte von Byzanz sie aus einander hielt [65]). Drei Tage hinter einander bestürmten die Avaren die Stadt, ohne sie gewinnen zu können. Da verzagten die Avaren an dem Gelingen des Unternehmens und zogen sich zurück, die Perser aber blieben noch im Angesichte der Stadt stehen. Chosru hatte wol darauf gerechnet, daß der bedrohliche Angriff auf Constantinopel den Kaiser Heraklius aus Persien entfernen werde. Dieser aber war wie in halber Verzweiflung geblieben, meinend, nur damit noch Rettung gewinnen zu können, daß er dem Entwurfe des Feindes einen ganz gleichen entgegensetze. Während also Chosru darauf rechnete, durch den Angriff auf Constantinopel die Oströmer aus seinem Reiche hinwegzuzwingen, dachte Heraklius durch die Bedrohung Ktesiphons die Perser aus dem seinigen hinauszudrängen. Heraklius gewann gegen Chosru den 16. Dec. 627 eine große Schlacht am Zab und drang nun in das Innere des Reiches ein, die wilden Verheerungen der Perser in seinem Reiche mit nicht minder wilden Verheerungen in Persien vergeltend. Der königliche Palast Dastagerd ward vom Heere des Heraklius verwüstet und niedergebrannt [66]).

Der Kaiser war schon Willens, einen Angriff auf Ktesiphon zu unternehmen, als er vernahm, daß unter den Persern eine Revolution gegen Chosru ausgebrochen sei. Der Schahinschah hatte sich fortwährend mit wilder Grausamkeit

60) *Cedren.* I. p. 715. ed. *Niebuhr.* *Zonaras* ed. Paris. II. p. 80. 83. *Theophan.* Chronog. ed. *Niebuhr.* p. 463. 61) *Nicephori* Constant. Hist. ed. Paris. p. 7. 62) *Cedrenus* I. p. 716. ed. *Niebuhr.* *Theophan.* Chronog. ed. *Niebuhr.* p. 464. 63) *Nicephori* Const. Hist. ed. Paris. p. 9.

64) *Theophan.* Chronog. ed. *Niebuhr.* p. 467. *Cedrenus* I. p. 717 sq. ed. *Niebuhr.* 65) Chronic. Alexandr. p. 392. *Cedrenus,* I. p. 727. ed. *Niebuhr.* 66) *Theophan.* Chronog. ed. *Niebuhr.* p. 492. *Cedren.* I. p. 731. ed. *Niebuhr.*

gegen die Aristokratie benommen. Jene Revolution aber scheint von Schaharbarz, der vor Constantinopel stand, begonnen worden zu sein. Chosru hatte nach der Schlacht am Zab einem andern Großen den Befehl zugesendet, Schaharbarz zu tödten und das Heer nach Persien zurückzuführen. Die Byzantiner hatten diesen Befehl aufgefangen und den persischen Feldherrn durch dessen Mittheilung zum Aufstand gegen den Schahinschah und friedlichen Abzug aus dem Reiche bewogen [67]). Die Nachricht von dem Aufstande des Schaharbarz mag unter der persischen Aristokratie eine große Bewegung hervorgerufen haben, denn sie warteten wol längst auf eine Gelegenheit, sich von dem Tyrannen zu befreien. Covad, Chosru's ältester Sohn, gewöhnlich Siroes genannt, ward für sie gewonnen; denn der Schahinschah stand im Begriff, seinen Sohn Medarsas, den Sohn der Christin Sira, zum Thronfolger zu erklären. Covad pflanzte in Ktesiphon das Banner des Aufstandes auf, und das Heer, mit dem Chosru gegen Heraklius kämpfte, sprach sich für die Revolution aus [68]). Chosru wollte entrinnen, ward aber auf der Flucht gefaßt und zum Hungertode verdammt, aus Erbarmen aber doch noch mit Pfeilen getödtet, als 50 Hungertage ihn noch immer nicht getödtet [69]). Covad war schon vor dem völligen Gelingen der Revolution mit Heraklius in Verbindung getreten. Diese Vorgänge fallen in die ersten Wochen des Jahres 628 [70]). Nach demselben fand der Abschluß des Friedens im Frühlinge des Jahres 628 keine weiteren Schwierigkeiten. Beide Theile waren des ungeheueren und erfolglos gebliebenen Kampfes müde. Die gegenseitigen Gefangenen und die gegenseitigen Eroberungen wurden zurückgegeben, sodaß die Grenzen beider Reiche blieben, wie sie vorher gewesen. Auch ward den Christen die Reliquie des heiligen Kreuzes wieder ausgeantwortet.

Eine kurze Zeit nur verlief nach der Revolution, welche Siroes emporgebracht, und es kamen die Tage des Untergangs, die sich mit dem Anfange dieses Jahrh. in Arabien vorbereiteten. Schon Chosru war von Muhammed, dem Propheten, aufgefodert worden, den Glauben, den er verkündete, zu bekennen, und der Schahinschah hatte die Auffoderung stolz und übermüthig zurückgewiesen. Die Perser waren damals noch im Besitz eines Theiles von Yemen, wo ein Rest der Eroberungen Nuschirwan's fortbestand. Dem Statthalter desselben, Badhan genannt, soll Chosru den stolzen Befehl, den angeblichen Propheten gefangen vor sein Angesicht zu führen, gegeben haben. Badhan aber und die Perser, die bei ihm sind, wendeten sich am Anfange der Herrschaft des Siroes zum Islam, den Muhammed verkündete. Die Geschichte der letzten Sassanidenzeit ist dunkel, unsicher und lückenvoll. Das aber erkennt man wohl, die blutigen Revolutionen haben das alte Ansehen der Familie Sassan's vernichtet, die Aristokratie erhob sich frech und trieb mit dem Throne ein böses Spiel, der Krieg gegen Ostrom hatte Verwirrung und Schwäche im Reiche erzeugt, und ein kräftiger Nationalgeist war unter der Sassaniden Herrschaft nicht geschaffen worden. Unter Siroes ging noch Armenien für die Perser verloren. Er scheint nur einige Monate, entweder sechs oder neun, über den am Vater begonnenen Mord hinaus gelebt zu haben. Ob Gewissensbisse, ob die Pest, ob die Aristokratie ihn hinwegschaffte, das vermag Niemand zu entscheiden [71]). Darauf war in einer Zeit, welche etwa vier Jahre währte, der persische Königsthron offenbar ein Spiel des Ehrgeizes und der Parteiung unter den Reichsgroßen. Ardschir, der siebenjährige Knabe Covad's, ward zuerst als König aufgestellt. Da erhob sich der Feldherr Schaharbarz, der unter Chosru und bei der Revolution gegen denselben eine so bedeutende Rolle gespielt [72]). Ardschir ward, nachdem er, wie es scheint, ein Jahr und etwas darüber König genannt worden, von diesem Feldherrn gestürzt und wahrscheinlich auch getödtet. Kaiser Heraklius ist vielleicht nicht ohne alle Theilnahme an diesen Ereignissen gewesen, und die Byzantiner wollten sich an den Sassaniden wegen der Noth, die ihnen jüngst gemacht worden, rächen. Schaharbarz soll sich nun nach Ardschir's Ausgange selbst auf den Thron der Sassaniden gesetzt und durch eine Vermählung mit Purandokth, der Tochter Chosru's, sich auf demselben zu befestigen gesucht haben [73]). Aber nach zwei Monaten verliert er das Herrnthum wieder, welches auf Djevanschir übergeht, der ein Brudersohn jenes Bahram gewesen sein soll, der gegen Chosru als Empörer aufgestanden. Wir erfahren in dieser Zeit nur Königsnamen, ohne zugleich über den Gang der Ereignisse berichtet zu werden. Indessen sieht man doch, daß die Sassaniden auf dem Punkte stehen, von dem Throne hinweggedrängt zu werden. Schon haben zwei Männer, die dem Königsgeschlecht nicht angehörten, sich Könige zu nennen gewagt. Djevanschir wird indessen nach wenigen Monaten gewiß unsicherer Herrschaft von Purandokth gestürzt. Das Geschlecht der Sassaniden muß durch die letzten Revolutionen fast vernichtet worden sein; es sind nur noch Kinder, Frauen und Seitenverwandte vorhanden [74]). Purandokth waltete ebenfalls nur wenige Monate. Es war wol die Aristokratie, von der sie bald wieder entfernt, und von welcher darauf ein Seitenverwandter des königlichen Hauses, Tschaschinendeh geheißen, als König aufgestellt ward. Wiederum nach kurzer Zeit ward er abgesetzt, und eine Königin in Azermidokth, einer andern Tochter Chosru's, aufgestellt. Die Aristokratie trieb offenbar ihr Spiel mit den letzten Sassaniden, und wechselte mit den Königen so schnell als möglich, um eigentlich gar keinen Herrn mehr zu haben. Und sie trieb es im Angesichte einer großen Gefahr, die von Arabien her immer näher und näher rückte. Schon unter Azer-

67) *Theophan.* Chronog. ed. *Niebuhr.* p. 497. *Zonaras* ed. Paris. II. p. 84. *D'Herbelot*, Biblioth. Orient. II. p. 444. 68) Chronic. Paschale. I, 728. ed. *Niebuhr.* 69) *Nicephor.* Constant. Hist. ed. Paris. p. 14. Chronic. Alexandr. p. 398. *Theophan.* Chronog. ed. *Niebuhr.* p. 402. *Cedren.* I. p. 734. ed. *Niebuhr.* 70) Chronic. Paschale I. p. 734. ed. *Niebuhr.*

71) *Theophan.* Chronog. ed. *Niebuhr.* p. 503. 72) *Nicephor.* Constant. Hist. p. 15. 73) *Cedren.* I. p. 735. ed. *Niebuhr.* *Zonaras* ed. Paris II. p. 85. 74) *Mirkhond* ap. *Silvestre de Sacy*, Antiquités de la Perse. p. 411—417.

midokth's Herrschaft und noch vor dem Tode des Propheten Muhammed scheinen die Perser zum ersten Male mit den Arabern zusammengetroffen zu sein. Die Araber griffen das kleine Reich Hira, das, an den Mündungen des Euphrat und des Tigris gelegen, unter persischer Hoheit stand, an. Die Perser sendeten Hilfe, wurden aber in einer furchtbaren Schlacht überwunden. Azermidokth aber ward nach einer ebenfalls sehr kurzen Herrschaft gestürzt, und nun tauchen noch zwei Königsnamen, Chosru und Ferokhzad, aus dem Gewirre hervor.

Endlich stellten die Perser den jungen Isdegerd III., einen 15jährigen Jüngling, der ein Enkel Chosru's, als König auf. Seine Thronbesteigung fällt zwischen den 16. Juni des J. 632 und den 16. Juni des J. 633. Dieser Tag war der erste des persischen Jahres. Die Regierung eines Königs ward immer von dem ersten Tage des Jahres, in welchem er König geworden, gerechnet. Nach dieser Sitte ist es zu beurtheilen, wenn der 16. Juni des J. 632 als der Anfang der Herrschaft Isdegerd's III. gewöhnlich gerechnet wird. Ein anderer Sassanide, Hormuz geheißen, soll ihm vier Jahre lang den Thron streitig gemacht, endlich aber den Untergang gefunden haben [75]). Es waren also wol von dem Reichsadel zwei Könige aufgestellt worden, und das zur allerhöchsten Unzeit, denn mit dem J. 634 wurden die Angriffe der Araber höchst gefährlich. Die Siege und die Fortschritte der Araber in Persien werden begreiflicher, wenn man, wozu die Erwähnung des Hormuz berechtigt, annimmt, daß sie zuerst festen Fuß während eines Kampfes unter den Persern selbst faßten. Isdegerd III. verlor im J. 636, nicht weit vom alten Babylon, die Schlacht bei Kadesiah gegen die Araber, die dabei die persische Reichsfahne, welche dem Khalifen zugesendet ward, eroberten. Darauf fiel Ktesiphon, jedoch, wie es scheint, erst nach einer abermaligen Schlacht, in die Hände der Moslemen, die hier alle von den Sassaniden zusammengehäuften Reichthümer fanden [76]). Erst nach einer dritten Schlacht, die nicht weit von Ktesiphon geschlagen ward, zog sich Isdegerd, um neue Kräfte zu sammeln, in das Innere des Reiches, nach Medien, zurück. Durch die furchtbare Schlacht bei Nahawend am 29. Nov. 642 eröffneten sich die Moslemen den Weg nach Medien und die Länder am kaspischen Meere. Isdegerd flüchtete nun in die Ostprovinzen, und ward im J. 643 auch aus ihnen getrieben. Er ging zu den Türken und flehte selbst den Kaiser von Sina um Hilfe an, kehrte indessen bald zurück und behauptete sich in einem Theile der Ostprovinzen bis an seinen Tod. Dieser erfolgte im J. 651. Türken, die er sich zu Hilfe gegen die Moslemen entboten, waren es, die ihn tödteten. Isdegerd hatte zwei Söhne, Firuz und Bahram, von denen der älteste sich ebenfalls noch mehre Jahre über den Tod des Vaters hinaus auf persischem Boden behauptete. Erst im J. 661 soll er den Untergang gefunden haben. Indessen wird das Ende des Reiches der Sassaniden billig mit dem Tode Isdegerd's III. gesetzt. Vierhundert und sechsundzwanzig Jahre waren unter der Herrschaft dieser Familie verlaufen.

Mit dem Falle der Sassaniden ist die *dritte Periode* der persischen Geschichte zu Ende gegangen, und die *vierte* beginnt. Diese vierte umfaßt wiederum einen unermeßlichen Zeitraum, etwa 850 Jahre, denn sie reicht von der Mitte des 7. bis in den Anfang des 16. Jahrh. hinein. Und doch ist sie diejenige von allen, über welche am kürzesten hinweggeschritten werden muß, denn sie ist nur eine Übergangsperiode für ein neues Leben der Zend-Völker und des persischen Reiches, das nach einer langen Unterbrechung, nach einem langen Kampfe, und nach theils seltsamen, theils furchtbaren Schicksalen endlich wieder aufwachen soll. In dem größten Theile dieses unermeßlichen Zeitraumes ist kein selbständiges Persien da, und die *Gebiete* der alten Zend-Völker drohen in einem ungeheuren *Reiche*, welches die halbe Welt umfaßt, zu verschwinden. Dieses Reich, das Reich der Khalifen, bricht freilich aus einander und es werden Versuche gemacht, wieder eine Selbständigkeit in der neuen Gestalt, welche durch den Islam den Zend-Völkern aufgezwungen worden ist, hinzustellen, aber es bringen diese Versuche nirgends eine dauernde und kräftige Gestaltung hervor. Darauf erschließen sich die Thore des nördlichen und des mittleren Asiens und das einst so verhaßte Turan stürzt sich auf die iranische Welt. Neue Jahrhunderte von Jammer, Noth und Leiden gehen der endlichen *Restauration* des persischen Reiches voraus.

Bis auf den Untergang der Sassaniden mag der *alte* Zend-Stamm noch als rein und unvermischt, im Ganzen und Großen genommen, angesehen werden, obwol schon damals turkomannische Stämme sich in den Nordrand eingedrängt zu haben scheinen. Aber das Hereinbrechen der Araber führt eine gewaltige Umgestaltung mit sich herbei. Araber und die Wanderstämme vom Euphrat und Tigris, gewöhnlich Sarazenen genannt, drängen sich in einer zwiefachen Weise unter die Zend-Völker ein. Theils bleiben sie, wie die arabischen Horden, am persischen Meerbusen unvermischt für sich, nur auf den Zend-Boden gestellt, theils mischen sie sich mit den Zend-Völkern, und aus der Mischung gehen neue Völker und eine neue Sprache, die neupersische, hervor, die in mehren Dialekten aus einander läuft. Die arabische Eroberung kommt mit dem Schwerte in der einen und mit dem Koran in der andern Hand. Sie lassen, die Bekenner der Lehre Zoroaster's nicht *als* Anhänger einer gottgeoffenbarten Religion, die im *Islam* geduldet werden sollen, wenn sie Tribut zahlen, anerkennend, meist nur die Wahl zwischen Flucht vom Heimathlande, Tod für den alten Nationalglauben und Annahme des Islams, der Lehre, die in dem Koran ruht. Die Zend-Völker schreiten in zwei Theile aus einander, die sich jetzt fremd und feindlich entgegenstehen. Nicht mit einem Schlage, aber langsam und allmälig, endlich doch ist der beiweitem größere Theil der Gewalt des Sieges und des Schwertes gewichen, und hat die Lehre Zoroaster's mit dem Islam vertauscht. Im 10. Jahrh. findet Ebn Haukal, der Geograph, auf dem ganzen Boden, wo das Sassanidenreich gestanden, kaum ein Dorf, das nicht noch

75) Chronic. Syriac. p. 105. 76) *Cedrenus* I. p. 750 ed. *Niebuhr*. *Theophan*. Chronog. ed. *Niebuhr*. p. 514.

seinen Feuertempel habe [77]), aber seitdem sind sie fast alle in Trümmer auseinandergegangen und haben keine Verehrer mehr. Die dem Glauben der Väter treu Gebliebenen zogen sich vor dem Einbruche der Moslemen und vor der Verfolgung, die mit ihnen kam, kämpfend und immer erliegend, in die fernen Provinzen des Sassanidenreiches, besonders nach Paropamisus und Karmanien zurück. Und von da, besonders von Karmanien oder Kerman, sind sie nach Indien entwichen, das heilige Feuer, die heiligen Symbole und die heiligen Schriften mit sich führend. Die Perser oder Parsen in Indien nennen sich selbst Mazdiesnan, d. h. die den Ormuzd anrufen; von den Moslemen werden sie Guebern, Kafern, Geber, d. h. Ungläubige, genannt. Auch auf dem Heimathboden sind noch einzelne Colonien von Guebern übriggeblieben. Ihre Zahl aber schwindet von Jahr zu Jahr mehr zusammen. Sie nehmen, immer gedrückt und immer verfolgt, entweder den Islam noch an, oder fliehen ihren Brüdern nach Indien nach [78]). Der beiweitem größere Theil der Nachkommen der alten Zend-Völker, mit Arabern, Sarazenen, Turkomannen und allerlei Volk vermischt, nun dem Islam seit langen Jahrhunderten angehörend, verachtet und flucht die alten Stammgenossen, welche dem Glauben der Väter treugeblieben sind.

Das Hereinbrechen der räuberischen und wilden Söhne der Wüste, der Araber, Sarazenen und Turkomannen, und die Vermischung mit ihnen, ist den Zend-Stämmen nur nachtheilig geworden. Der alte Sinn, nach Zoroaster's Gebot auf Arbeit, Fleiß, Thätigkeit und Regsamkeit gerichtet, hat sich verloren und, wenn auch noch viele gute Züge des Alten übriggeblieben sind, doch im Ganzen in Faulheit, Tücke und Raubsucht umgewandelt. Die Moslemen und die Araber haben einen bessern Staat, als die Zend-Völker vor ihrem Erscheinen hatten, weder begründen können, noch begründen wollen, und der Islam selbst hat den Segen, den er auf der einen Seite durch die Lehre von Gottes Einheit brachte, auf der andern durch die grimmige Glaubensspaltung, die er zwischen den beiden Hauptsekten der Sunniten und der Schiiten gesäet, und durch die Art und Weise, wie jene erhabene Lehre praktisch gemacht worden, halb wieder vernichtet. Der Islam und die Araber, sie sind zwar im Stande gewesen, umzustürzen, aber sie sind nicht im Stande gewesen, frische und lebenskräftige Schöpfungen an die Stelle des Umgestürzten zu setzen.

Um die Zeit, da die Sassaniden zusammenbrachen, herrscht erst von Damascus, dann von Bagdad aus das Khalifengeschlecht der Abbassiden über die gesammte Muhammedanische Welt und auch über die Zend-Völker, welche den bittern Umwandlungsproceß, den die Araber und der Islam mit ihnen vornehmen, über sich müssen ergehen lassen. Es verlaufen beinahe zwei Jahrhunderte, ohne daß ein bedeutendes geschichtliches Moment, welches Persien oder die Zend-Völker überhaupt besonders beträfe, hervortritt. Ob sich nun aber wol auch die beiweitem größere Zahl der Menschen allmälig zum Islam wenden muß, so erhält sich doch, besonders in den östlichen Provinzen des Sassanidenreiches, wo die alte Zendweise erst nach einem harten Kampfe weicht, der Geist der Opposition, wenn auch nicht gegen den Islam überhaupt, doch gegen die Form desselben, welche sich des Thrones und der Herrschaft bemeistert, gegen die Sunna. In dem Osten wird versucht, den Islam mit dem Magismus zu verbinden, in dem Osten ist der Hauptummelplatz der Schiiten. Aber auch in die Mitte des Sassanidenreiches hinein verbreitet sich die Sekte der Schii gewaltig. Der ersterbende alte Nationalgeist der Zend-Völker scheint im Sterben sich noch geltend machen zu wollen. Er opponirt den Herrschenden noch, kann er auch nur als eine Form des Islam gegen eine andere, die herrschende Form der Sunna, opponiren. Aber vom Anfange des 9. Jahrh. an, wie sich nun der Islam bereits so festgesetzt, daß Alles, was auf diesem Boden entstehen und sich behaupten will, nur in inniger Verbindung mit ihm auftreten kann, beginnt sich auch die persische Nationalität wieder äußerlich gegen die weltliche Herrschaft der arabischen Khalifen zu regen. Das Reich der Abbassiden geht überhaupt vom 9. Jahrh. an durch die ungetreuen Statthalter, welche den Nachfolgern des Propheten nur die kirchliche und einen matten Schein der weltlichen Hoheit lassen wollen, aus einander. Aber auf dem altpersischen Boden allein hat dieses Erheben gegen die unmittelbare weltliche Herrschaft der arabischen Khalifen zu Bagdad auch einen nationalen Charakter, denn fast alle, welche hier auf den Trümmern des Khalifats neue Reiche zu begründen suchen, behaupten von den Sassaniden abzustammen, und somit rechtmäßigere Herren als selbst die arabischen Abbassiden zu sein. Aber diese erste Regung des persischen Nationalgeistes in seiner neuen Gestalt führt noch zu keiner bestimmten Schöpfung, denn Einer verdrängt den Andern und Einer vernichtet den Andern, bis er selbst wieder von einer neu hereintretenden fremden Gewalt vernichtet wird. Kaum sind, seit dem J. 820, die Thaheriden in den nordöstlichen Provinzen aufgetreten, als sie auch wieder um das J. 880 von den Soffariden sich gestürzt sehen. Und die Soffariden, obwol sie ihre Herrschaft auch über das eigentliche Persien (Fars, Farsistan) ausgedehnt, behaupteten eine größere und glänzende Herrschaft doch nur eine ganz kurze Zeit. Denn schon im J. 900 waren sie durch die Samaniden wieder gebrochen und auf einen kleinen Raum beschränkt, auf dem sie bedeutungslos verbleichen. Die Samaniden hatten einen Augenblick großen Glanzes, in dem ihr Reich von prächtigen Städten, wie Bokhara, Balkh, Samarkand, Herat u. a. m., angefüllt, sich von den Küsten des kaspischen bis an das persisch-indische Meer erstreckte und die schönsten Theile des alten Zend-Gebietes umfaßte. Aber schon am Ende des 10. Jahrh. schwand durch neue Dynastien, die sich auf diesem Boden erhoben, das Reich der Samaniden zusammen, und am Anfange des folgenden, im J. 1004, fand das Geschlecht den Untergang. In den Provinzen am kaspischen Meere und im Norden hatten sich unterdessen die Ziaden, in dem ei-

77) *Ibn Haukal*, Oriental. Geograph. ed. *W. Ousely* (London 1810). 78) *Morier*, A Journey through Persia in the years 1808 and 1809. p. 434.

gentlichen Persien die Buiden und an den Grenzen von Indien die Sultane von Ghasna erhoben. Die Ziaden blieben unbedeutend, aber die Ghasnaviden erhielten dadurch eine Wichtigkeit, daß sie mit den Waffen in der Hand dem Islam eine Bahn nach Indien brachen, und die Buiden gewannen sie dadurch, daß sie die Khalifen von Bagdad nöthigten, ihnen die Ausübung der weltlichen Macht, soweit sie dem Khalifat noch geblieben, zu übertragen und sie zu Emirs al Omra zu ernennen. Die Buiden, welche bis Karmanien (Kerman) hin herrschten, aber mit den Ghasnaviden in steten Kriegen lagen, hatten auch wieder den Titel der Sassaniden „Schahinschahs" angelegt. Die Khalifen aber von Bagdad hatten auf den Wechsel der Dinge und der Dynastien zwar vielfach eingewirkt, aber sie waren nie im Stande gewesen, ihm eine solche Wendung zu geben, daß die Erneuerung ihrer unmittelbaren weltlichen Gewalt daraus flösse. Darum ergriff der Khalif Abdalla Abu Djaffar Kaim Beamrillah, als, wie der Osten des großen Khalifenreiches, den die Zend-Stämme bewohnten, so auch dessen Westen sich in eine Menge theils größerer, theils kleinerer Herrenthümer aufgelöst, das verzweifelte Mittel, daß er den turkomannischen Stamm der Seldschuken, der sich plündernd und siegend aus dem mittlern Asien in das südliche verbreitet, zu seiner Hilfe und zur Wiederherstellung seiner unmittelbaren, weltlichen Macht aufrief. Die Seldschuken vernichteten nun freilich eine Masse von Dynastien, die sich auf Kosten des Khalifats erhoben, aber schon dem ersten Heerführer der Seldschuken, Togrul Bek, mußte der Khalif im J. 1058 die Ausübung seiner weltlichen Macht übertragen, also daß er im Wesentlichen um nichts gebessert war. Für die ehemaligen Zend-Völker hatte das Erscheinen der Seldschuken die Bedeutung, daß damit die schwachen Versuche, die neugewordene Nationalität selbständig hinzustellen, unterbrochen wurden. Im Übrigen bricht die Macht der Seldschuken nach einem kurzen Glanze wieder aus einander. Das Großsultanat, welches sie zu Bagdad neben dem Khalifen aufgerichtet, war um so weniger im Stande, das große Reich, welches sie sich im raschen Fluge ihres ersten Auftretens aufgebaut, zusammenzuhalten, als die Seldschuken-Sultane nicht verstanden, wie sie das weite Land selbst und unmittelbar von Bagdad aus beherrschen sollten. Darum hatten sie für die Brüder, Ohme und Vettern des Hauses eine Masse größerer und kleinerer Statthalterschaften aufgerichtet, die sich bald unabhängig machten. Ja in der Mitte des 12. Jahrh. schon hörte die Bedeutung der Großsultane von Bagdad auf, und in den Stürmen am Anfange des folgenden gingen sie völlig unter. In Farsistan, Laristan, Kerman, Chorasan, Aderbidjan und andern Zend-Gebieten trieb sich eine Masse größerer und kleinerer Seldschukenherren herum, die im 13. Jahrh. theils durch die Schahs von Chowaresmien, theils durch die Mongolen einen ruhmlosen Untergang fanden. Etwa 90 Jahre vor ihrem Falle durch die Mongolen erhoben sich die Khalifen von Bagdad wieder zum Besitz einer unmittelbaren Macht, welche die nächsten Districte um Bagdad umfaßte. Aber viel bedeutender als die Khalifen machten sich die Schahs von Cho-

waresmien, die vom Osten des kaspischen Me
standen am Ende des 11., besonders seit dem
des 13. Jahrh. sich vom kaspischen [illegible] bis
und Kerman auf Kosten der Seldschuken [illegible]
den Grenzen Indiens war auf dem [illegible] Zend
eine dritte Macht entstanden. Dort waren [illegible]
von Ghasna in der Mitte des 12. Jahrh. [illegible]
nes, aber tapferes Volk, die Ghoriden, [illegible]
Die Ghoriden-Sultane setzten die Eroberungen [illegible]
naviden in Indien fort und dehnten sich dort [illegible]
Bengalen aus. Die Ghoriden kämpften mit de[illegible]
von Chowaresmien lange um den Besitz von
und Kerman, erlagen aber vor ihnen und [illegible]
einhundertjähriger Herrschaft den Untergang, [illegible]
Reich von Chowaresmien sich bis an die Gren[illegible]
ausbreitete.

Seit dem Austreten der Seldschuken [illegible]
sische Nationalität sich nicht wieder in einer [illegible]
deutenden Weise geltend machen können, die [illegible]
che aufstanden und untergingen, trugen [illegible]
nen Charakter der Muhammedanischen Staate[illegible]
keinen besondern persischen. Und ehe die[illegible]
lität wieder auftreten konnte, mußte noch ein
Sturm und eine abermalige Fremdherrschaft,
hunderte währte, erduldet werden. Das nörd[illegible]
mittle Asien, die so oft ihre Völkermassen [illegible]
liche gespieen, eröffneten sich noch einmal, [illegible]
bar verheerende Strom der Mongolen brach [illegible]
stige Zend-Land ein. Unter Tschingischan [illegible]
und brachen mit entsetzlichen Verheerungen, [illegible]
der Blüthe, zu der es die Muhammedani[illegible]
des südlichen Asiens gebracht, in das Rei[illegible]
resmier ein, dessen letzter Sultan Dschel[illegible]
berni im J. 1231 vor ihnen zu Grunde [illegible]
Tschingischan, der im J. 1227 starb, [illegible]
Statthalter über das alte Zend-Gebiet gesetz[illegible]
die mongolische Herrschaft noch, bis Man[illegible]
Nachfolger, Hulagu, den Bruder, im [illegible]
dete, um auf dieser Seite zu Ende zu ko[illegible]
ward der Gründer des Reiches der persi[illegible]
der Ilchane, d. h. der Landesfürsten. [illegible]
dad und ließ den Khalifen Moteaassimbill[illegible]
mit Keulen erschlagen, womit das einzi[illegible]
verschwand, welches hier noch von Bedeu[illegible]
war nun vom Orus bis an den Indus un[illegible]
Tigris hinaus wieder ein großes einiges R[illegible]
obwol die Mongolen noch einige Zeit in Ar[illegible]
und Laristan kleine abhängige Fürsten duld[illegible]
und die persischen Mongolen wollten ihre M[illegible]
das westliche Asien ausbreiten; sie sind aber [illegible]
Mamluken Ägyptens rüstig zurückgewiesen [illegible]
Hulagu, obwol dem Heidenthume noch er[illegible]
ein regelmäßiges Gouvernement zu begründen [illegible]
ein Ende mit den wilden Verheerungen, wel[illegible]
golische Eroberung bis jetzt begleitet. Mongo[illegible]
pen unter mongolischen Befehlshabern hielte[illegible]
Gehorsam, und die Statthalterschaften waren
zen des Hauses überwiesen, die Häupter der

und die Großbeamten bildeten neben der Herrschaft des Khans eine Art von aristokratischer Macht. Nach Hulagu's Tode pflanzte sich im J. 1265 die neue Herrschaft auf seinen Sohn Abaca fort. Auf denselben setzten die Christen große Hoffnungen, daß er zu ihrem Glauben übertreten werde, Hoffnungen, die selbst Papst Gregor X. theilte. Doch erfüllten sie sich nicht, obwol den Christen freie Bewegung in dem Reiche der persischen Mongolen gestattet ward. Abaca schirmte die persischen Wissenschaften, kämpfte gegen die Mamluken vergeblich und starb J. 1282. Nach seinem Tode ward Teguder, sein Bruder, von den Reichsgroßen auf den Thron erhoben. Teguder sprach feierlich seinen Übertritt zum Islam aus, aber bald erhob sich gegen ihn Arghun, Abaca's Sohn. Arghun, in offener Feldschlacht besiegt und gefangen, ward doch von Teguder begnadigt. Da erhob er sich zum zweiten Male und nun fand im J. 1284 Teguder den Untergang. Arghun's Herrschaft war nur kurz und unberühmt. Die Christen erhoben sich, da Arghun den Islam nicht bekannte, zu neuen Hoffnungen, die sich indessen abermals nicht erfüllten. Arghun lud, indem er einen Juden als Finanzminister anstellte, tödtlichen Haß auf sich. Er starb schon im J. 1291 und die Großen hoben den Hulagiden Kendschatu, einen Schlemmer und Prasser, auf den Thron, der aber auch schon im J. 1295 von Baidu gestürzt ward [79]). Baidu behauptete sich nur wenige Monate gegen Ghasan, den Sohn Arghun's. Ghasan scheint unter allen Hulagiden der Tüchtigste und Aufgeklärteste gewesen zu sein. Doch entschied er sich aus politischen Gründen völlig für den Islam, und befahl, alle Götzentempel, Feueraltäre, Synagogen und Kirchen niederzureißen, ein Gebot, welches jedoch später in Beziehung auf die christlichen Kirchen wieder zurückgenommen worden ist. Aber auch unter Ghasan bietet das Reich der Mongolen in Persien doch weiter nichts als ein eintöniges Schauspiel von wilden Empörungen, die durch wilde Grausamkeiten unterdrückt werden, dar. Ghasan starb im J. 1304, und der Thron ging auf Muhammed Khudabende, d. h. den Diener Gottes, über. Dieser Ilchan trat zu der Sekte der Schii und verschaffte ihr im eigentlichen Persien das Übergewicht. Er gründete die noch blühende Stadt Sultanieh und starb im J. 1316. Der Knabe Abu Said, sein Sohn, gelangte auf den Thron. Die heimischen Empörungen und die Gefahren von Außen her, besonders von den stammverwandten Mongolen von Kipdschak und der Bucharei, mehrten sich unter seiner langen Herrschaft, die mit seinem Tode im J. 1335 schloß. Abu Said's Tod bezeichnet den Untergang der Hulagiden in Persien. Es erhoben sich eine Menge von Kronprätendenten, Musa, Muhammed, Toka-Timur, Tschihan-Timur, Hassan, Suleimam und Anuschivan. Unter ihnen war ein wilder Kampf; endlich entschied sich in soweit der Sieg für Hassan, daß er Bagdad gewann. Aber das Reich der Mongolen war in dieser Zeit in große Verwirrung gefallen, und viele kleine Herrenthümer waren auf seinem Boden entstanden. In ebenderselben Zeit hatte sich auch im eigentlichen Persien, was als der Anfang eines Wiederaufwachens des nationalen Geistes betrachtet werden kann, Muhammed Ben Mosaffer gegen die Ilchane erhoben und ein persisches Reich gegründet. Mosaffer starb im J. 1364 und dieses Herrnthum, das sich über Chusistan (Susa) und Kerman ausdehnte, ging auf seinen Sohn, Schah Seedscha, über, den sein Zeitgenosse, der persische Dichter Hafiz, auf das Höchste preist. Da brach über alle Zend-Länder ein neuer Mongolensturm herein. Timur, nachdem er über die Mongolen der Bucharei, deren Hauptsitz Samarkand war, im J. 1369 das Herrnthum an sich gerissen, wollte wieder die Welt erobern wie Tschingischan, und die Horden der Mongolen brachen wieder nach allen Seiten vor. Die Hulagiden fanden vor dem stammverwandten Weltstürmer den Untergang und auch die Mosaffariden entgingen diesem Schicksale nicht. Seedscha zwar erkaufte durch demüthige Unterwerfung im J. 1386 einen kurzen Frieden, und starb noch in demselben Jahre. Sein Sohn und Nachfolger aber, Seinol-aabidin, wollte den Tribut nicht zahlen, und die Mongolen kamen im J. 1387 bis Ispahan und richteten ein grausames Blutbad an. Indessen erhielten sich Mosaffariden noch als Statthalter der Mongolen einige Jahre. Aber im J. 1391 wurden Schah Mansur und alle Mosafferiden niedergehauen, womit dieser erste Versuch, wieder ein persisches Reich aufzubauen, jammervoll scheiterte. In dem ungeheuren Reiche, welches Timur gegründet, und von dem das Perserland nur einen Theil bildete, erhob sich nach seinem Tode im J. 1405 eine blutige Verwirrung unter den Seinen. Zwar ward derselben von Schah Rokh, seinem Sohne, noch einmal ein Ende gemacht und von demselben seit dem J. 1415 bis zum J. 1446 das Reich zusammengehalten. Aber nach Schah Rokh's Tode erhob sich die Verwirrung nur um so wilder und um so allgemeiner. Unter diesen Wirren, durch welche die Timuriden bald alle Bedeutung verloren, versuchten die Häuptlinge zweier turkomannischer Stämme, vom schwarzen und vom weißen Hammel, sich der Herrschaft in Persien zu bemeistern. Ussun Hassan, Herr der Horde vom weißen Hammel, besiegte und vernichtete seinen Gegner Dschihanschah, gab den persischen Timuriden noch einen Todesstoß und konnte sich bei seinem Tode im J. 1478, obwol Timuriden noch hin und wieder fortzuckten, als Herrn Persiens betrachten. Die Mongolenherrschaft in Persien kann um diese Zeit als geendet angesehen werden. Wie es scheint, haben die Mongolen nur geringe Spuren ihres Daseins in Persien hinterlassen. Nun wollen sich neue Fremdlinge, die Turkomannen vom weißen Hammel, zu Herrschern machen. Aber die Nachkommen Ussun Hassan's geriethen in nicht mindere Wirren unter sich selbst als die Timuriden, und das Reich in nicht mindere Verwirrung als nach dem Tode Schah Rokh's des Mongolen. Da erhob sich die Familie Ssaffi, die schon in den letzten Zeiten eine sehr bedeutende Rolle in Persien gespielt. Sie behauptete von Ssaffieddin Ebu Ishak, einem Heiligen der Schii, der im J. 1334 gestorben, abzustammen. Haß gegen die Fremden, die so

79) *Muradja d'Ohsson*, Histoire des Mogols. I–IV. (Paris 1831.) Hammer-Purgstall, Geschichte der Ilchane, d. i. der Mongolen in Persien (I. Darmstadt 1842).

lange in Persien gewüthet und schiitischer Glaubenseifer führte Ismael Ssaffi zahlreiche Streiter zu. Zwei Brüder, Nachkommen Ussun Hassan's, Muhammed und Elwand Mirsa, stritten eben um den Thron, als Ismael sich erhob. Elwand Mirza ward in der Schlacht von Nachdschiwan im J. 1499 von Ismael geschlagen. Muhammed im Jahre darauf besiegt.

So beginnt denn durch den Sturz der Turkomannenschahs das Reich der Ssaffi (Sefi, Sophi), das vor beinahe neunhundert Jahren verschwundene Reich der Perser kehrt wieder in die Welt zurück und füllt die letzte Periode dieser Geschichte an, die einen Raum von etwa 340 Jahren umfaßt. Das Reich der Ssaffi hat einst eine Ausdehnung gehabt, wie das Reich der Sassaniden. Jetzt freilich unter der Kadjaren-Dynastie ist, nachdem ein großer Theil der Ostprovinzen abgefallen, nachdem Rußland einige andere an sich gerissen, der äußere Umfang bedeutend zusammengeschmolzen. Zur Zeit seiner Blüthe bestand das Reich der Ssaffi, einige nur vorübergehende Erwerbungen nicht mit in Anschlag gebracht, aus 24 Provinzen [80]). Neun davon sind durch den Abfall der Afghanen, drei durch die Russen verloren gegangen, und die gegenwärtige Schahfamilie beherrscht nur noch zwölf von jenen Provinzen. Was zuerst die Menschen in diesem Reiche betrifft, so hat die Zeit und die Gewalt der Ereignisse vieler Jahrhunderte, als das Geschlecht der Ssaffi sich emporschwang, die größten Veränderungen, wenn man die Zeit der Sassaniden vergleicht, erzeugt, ohne jedoch im Stande gewesen zu sein, das Alte so, daß es sich nicht mehr erkennen lasse, umzugestalten. Allerdings haben Turkomannen und Usbeken, den ganzen Nordrand des Reiches anfressend, hin und wieder sich selbst tiefer in das Innere eingedrängt, allerdings haben Stämme, die rein arabische blieben, sich an der Südküste mächtig ausgebreitet, und ganze Colonien von Fremden anderer Stämme sich vielfach über das Land ausgestreut. Dennoch steht das alte persische Volk oder vielmehr das Zend-Volk, wenn auch wol mit Arabern hin und wieder vermischt, nur verwandelt, doch nicht gänzlich umgewandelt da. So lange auch das alte Reich der Perser, so lange auch die Reiche der Parther- und der Sassaniden währen, der Zustand der eigentlichen Masse der Bevölkerung, der seßhaften Bewohner des Flachlandes, bleibt uns unbekannt. Aber wahrscheinlich ist es doch, daß sie unter der Herrschaft der edlen Stämme standen und denselben dienst- und zinspflichtig waren. Alle Stürme, die über das Zend-Land gegangen, sind nicht im Stande gewesen, das Wesentliche dieses Verhältnisses umzugestalten.

Durch das ganze persische Reich, wie es unter den Ssaffi war, und noch über dessen Grenzen hinaus findet sich der Stamm der Tadjiks, hier als Landbewohner mit Dienst- und Zinspflichtigkeit, dort als das gemeine handarbeitende Volk der Städte. Diese Tadjiks sind offenbar die unteren Stämme der alten Zend-Völker, die sich viel weniger als die höhern mit den Fremden vermischt haben und einen Dialekt sprechen, der dem Altpersischen näher verwandt geblieben, als die eigentliche neupersische Sprache. Die Tadjiks sind bei der Sunna geblieben, während die Vornehmen in Persien Schiiten geworden sind. Sie stehen in großer Verachtung und werden nicht zum Kriegsdienste gezogen [81]). Bei den Kurden hat sich der alte Stammunterschied am vollständigsten erhalten, ja vielleicht noch bestimmter ausgebildet, als er in den Jahrhunderten des Alterthums gewesen. Die Kurden zerfallen in zwei scharf von einander geschiedene Zweige, die eigentlichen Kurden, die sich selbst Kurmanji, d. h. Kriegerische Tapfere, nennen, und die Gurans, d. h. die Bauern. Die anderwärts in Persien Tadjiks genannt werden, führen bei den Kurden diesen letztern Namen. Die Gurans stehen unter der fast willkürlichen Herrschaft der kurdischen Herren. Beide Zweige der Kurden sind selbst dialektisch ziemlich weit von einander verschieden [82]). Die Tadjiks und Gurans sind also die Abkömmlinge der untern Stämme der alten Zend-Völker, die zum Theil aus den schweren Verhältnissen, in denen sie früher gestanden, nicht herausgekommen. Der Islam, den sie angenommen haben, bildet jetzt eine Scheidewand zwischen ihnen und den Parsen oder Guebern, welche den Lehren Zoroaster's treugeblieben. Neben diesem seßhaften Volke bewegen sich die wandernden Stämme. Schon das alte Persien war solcher wandernder Stämme voll, die nur zum Theil der Zend-Familie angehörten. Nun führen zwar bis auf den heutigen Tag noch Kurden- und Afghanenstämme ein wanderndes Leben, im Ganzen aber haben die Abkömmlinge des Zend-Stammes das Wandern, wie es scheint, aufgegeben. Die Wanderstämme des jetzigen Persiens, Ilyat, Ilat, was mit dem türkischen Worte Il, Ili, d. h. Familie, Stamm, zusammenhängt, sind zum größten Theile Turkomannen, welche der Sturm der Völkerbewegung des Mittelalters aus dem mittlern in das südliche Asien geführt [83]). Schon die alten Perserkönige bildeten einen guten Theil ihrer Streitkräfte aus den Nomaden, die innerhalb des Reiches und an dessen Grenzen sich befanden. Wie sich denn nun zwischen dem alten und dem neuen Persien überhaupt noch so manche große Ähnlichkeit findet, so nahmen auch die Ssaffi noch immer den besten Theil ihrer Streitkräfte aus den wandernden Völkern des Reiches. In neuern Zeiten bemerkt man, daß die Wanderstämme abnehmen, indem immer mehre sich an feste Wohnsitze gewöhnen. Doch gibt es ihrer immer noch

80) Sabulistan, Chunst, Aschnagar, Bedachscham, Ghur, Candahar, Tocheristan, Mekran, Sedschistan, Kuhistan, Chorasan, Teberistan, Masanderan, Ghilan, Irak, Fars, Kerman, Chusistan, Kurdistan, Aran, Aderbidjan, Schirwan, Daghistan, Georgien. Hammer, Persische Geographie in Wiener Jahrbücher der Literatur 1819.

81) *Malcolm*, History of Persia. II. p. 606. *Elphinstone*, An Account of the Kingdom of Caubul. p. 309. 629. 82) *Rich*, Narrative of Kurdistan. I. p. 81. 100. 157. *Ker Porter*, Travels in Georgia, Persia, Armenia and ancient Babylon. II. p. 457. 458. 83) *Morier*, Some account of the Iliyats or wandering tribes of Persia im Journ. of the geogr. Societ. of London VII. p. 230—242. *Ousely*, Travels in various countries of the East; more particulary Persia (London 1819). I. p. 307. 308.

eine sehr große Zahl, und es scheint mehr als ein Viertheil der Bevölkerung des Reiches aus ihnen zu bestehen.

Das dichte Nebeneinanderstehen der Seßhaften und der Wanderstämme gibt dem persischen Reiche ein sehr eigenthümliches Gepräge. Von einer einigen Nation ist schon in den untern Kreisen des Lebens nicht die Rede; die persischen Tadjiks, die in tiefer Verachtung stehen und dienstbar sind, und die turkomannischen Ilats sind sich schroff entgegengesetzt. In den höhern Kreisen des Lebens aber erscheinen uns drei verwandte Hauptstämme in dem Reiche, die alle drei aus der alten Zend-Familie emporgewachsen, zwischen welche aber die Zeit getreten, die sie weiter von einander entfernte, als sie sich früher gestanden, die Kurden, die Afghanen und die eigentlichen Perser. Der Name der Kurden stammt offenbar aus dem Alterthume und ist aus dem Namen eines altpersischen Volkes, der Karduchen, das am Tigris hauste, verdorben. Die Kurden, nur zu einem Theile unter dem persischen, zum andern unter dem türkischen Reiche stehend, wohnen nicht allein in Kurdistan, sondern sie sind als Colonisten noch weiter über das Land verbreitet. Kurden sind besonders an der Westgrenze und in Chorasan angesiedelt worden. Ihre Sprache gehört zur persischen Sprachfamilie und ist der eigentlichen neupersischen nahe verwandt, obwol sie ungleich roher als diese und viel weniger als Schriftsprache fortgebildet ist. Sie verhält sich zu der neupersischen Sprache wie ein roher, unausgebildeter Volksdialekt. Die kurdischen Großen gebrauchen gern noch die altpersischen und Sassanidischen Namen, wie Bahram, Chosru, Covad, Parwiz u. a. m. [84]). Unter sich selbst sind sie wieder in sehr viele Stämme getheilt, deren Häupter den Titel „Muzzim" führen, und deren Zusammenhang mit dem persischen Reiche sich zuweilen auf Null reducirt. Die Kurden sind zum Theil Sunniten, und auch das hat auf ihre Stellung zu dem Reiche eingewirkt. Neuere Reisende haben einige Kurdenstämme noch in dem Zustande der größten Rohheit gefunden; im Ganzen genommen sind sie aber doch ein kräftiges und edelgeartetes Volk, bei dem auch die Frauen eine viel größere Freiheit genießen, als bei andern Moslemen. Die Kurden sind wol aus den höhern Stämmen der Zend-Völker, die in der Nähe des Tigris wohnten, hervorgegangen. Es läßt sich indessen darüber nichts als eine jedoch sehr wahrscheinliche Vermuthung aufstellen. Wie die Kurden im Ganzen genommen im Westen, hausen die Afghanen im Osten, wo sie das Grenzvolk zwischen Persien und Indien bilden. Sie selbst nennen sich Puschtaneh. Die Sprache, welche von ihnen gesprochen wird, hat sich der ursprünglichen Zend-Sprache viel näher gehalten, als die neupersische, ihre Verfassung ist auch noch ganz die alte Zend-Verfassung, sodaß ihre Abkunft von den alten Zend-Völkern des Ostens nicht bezweifelt werden kann [85]). Wie die alten Perser zerfallen sie noch in die zwei Hauptclassen der seßhaften und der nomadisirenden, und wie bei jenen beruht auch bei ihnen noch Alles auf Stammverschiedenheit und Stamm- und Familienverfassung. Die Familie hat ihr Haupt wie der ganze Stamm das seinige. Das Oberhaupt des Stammes heißt Khan, und die Würde geht durch Erbe, aber auch durch Wahl der Familienhäupter weiter. In der großen Anzahl von Stämmen, in welche die Afghanen zerfallen, zeichnen sich die Durani und die Gildschi als die größten und die bedeutendsten aus. Sinn für Freiheit und Unabhängigkeit, gepaart mit Muth, Ausdauer und Tapferkeit, ist ein Grundzug in dem Charakter der Afghanen [86]). Als in der Mitte des 18. Jahrh. ein besonderes afghanisches Reich aus dem persischen sich bildete, waren auch die Afghanenschahs aus dem Stamme der Durani nicht im Stande, diesem Unabhängigkeitssinn ein Ende zu machen. Sie mußten die innere Verfassung der andern Stämme unangetastet lassen und sich mit einigen Abgaben und dem Heerdienste begnügen, der ihnen oft auch nur dann geleistet ward, wenn die Durani stark genug waren, ihn zu erzwingen. Die afghanischen Stämme scheinen ohne Ausnahme Sunniten zu sein. In der Mitte zwischen Kurden und Afghanen wohnen die eigentlichen Perser, deren Hauptsitz und Mittelpunkt noch immer das alte Persien ist, die Provinzen Farsistan und Laristan. Die Stammverschiedenheit ist bei ihnen etwas mehr als bei Kurden und Afghanen in den Hintergrund getreten, aber noch immer in solcher Geltung, daß die Menschen sich nicht mit dem allgemeinen, sondern mit dem Stammnamen nennen. Die gegenwärtigen Perser haben sich alle seßhaft gemacht. Sie bilden die höhern Stände des Landes, die, unter denen die Tadjiks stehen, und den vornehmern Theil der Bevölkerung der Städte. Wie die Kurden und Afghanen sind auch sie wol, mit Arabern gemischt, im Ganzen aus den edlern Stämmen der Zend-Völker entstanden. Die Europäer mußten ein nicht ungünstiges Urtheil über die Perser fällen. Sie erschienen und erscheinen ihnen als einer der besten Theile der Muhammedanischen Welt. Eine gewisse Milde liegt in dem Nationalcharakter, dem es auch an Biegsamkeit ebenso wenig als ihrem Geiste an Auffassungskraft gebricht. Dabei sind die Perser aber auch abergläubisch, lügnerisch, trugvoll und zweideutig den meisten Europäern, die zu ihnen kamen, erschienen [87]). Manche altpersische Weise hat sich noch unter ihnen erhalten, und der Islam ist nicht im Stande gewesen, überhaupt alles Nationale auszutilgen. Die eigentlichen Perser sind Schii und stehen den Christen weit weniger schroff als die sunnitischen Türken entgegen. Selbst an den sunnitischen Afghanen wird die Toleranz, welche sie in der Regel den Christen wie den Hindu erweisen, gerühmt. Die ganze Masse der Bevölkerung mag gegen die Jahrhunderte der alten Perserzeit und der Sassaniden um ein sehr Bedeutendes geschmolzen sein, und mit Einschluß der Kurden und der Afghanen

84) *Rich*, Narrative of Kurdistan. I. p. 163. 85) *Klaproth*, über Sprache und Ursprung der Afghanen. 1810. *Wilken*, über die Verfassung, den Ursprung und die Geschichte der Afghanen. Abhandlungen der königl. Societät der Wissenschaften. (Berlin 1820.)

86) *Elphinstone*, An Account of the Kingdom of Caubul. p. 324—448. *Henry Pottinger*, Travels 1816. 87) *Ker Porter*, Travels in Georgia, Persia, Armenia and ancient Babylon. 1821. I. p. 480. II. p. 39.

jetzt etwa noch 25 Millionen Menschen betragen. Das neue Reich der Perser, wie es durch die Sfaffi entstand, bietet nirgends den Charakter der Einheit, allenthalben nur Verschiedenheit, Zertheilung und Trennung dar. Zuerst sind die alten Zend-Völker durch den Glauben in zwei Hälften auseinandergerissen worden. Der beiweitem kleinere, die Parsen oder Guebern, dem alten Nationalglauben treugeblieben, hielt sich nur noch schwach, kümmerlich und verfolgt auf dem Boden seiner Väter. Der beiweitem größere hat sich zum Islam wenden müssen. Und dieser ist nun wieder in sich selbst religiös und politisch in mehre Hauptmassen getheilt, welche in Stämme, die Stämme in Abtheilungen, die Abtheilungen in Familien auseinandergehen. Dazu die Araber, Turkomannen, Armenier und andere Fremde, die sich unter sie eingedrängt haben, oder in sie hineingeschoben worden sind. Alles will sich auf diesem Boden frei und selbständig bewegen, der Staat ist ohne Mittel und Kräfte, eine Einheit zu erzeugen; mühsam nur hält er äußerlich und locker das Ganze zusammen. Und es ist nicht einmal dieses Zusammenhalten allenthalben und immer gelungen. Das Reich der Afghanen, erst in der Mitte des 18. Jahrh. entstanden, ist im Anfange des 19. und zum Theil wenigstens durch den Unabhängigkeitssinn der Stämme schon wieder aus einander gebrochen.

Das persische Reich aber unter den Sfaffi und unter der gegenwärtigen Dynastie ist, obwol es daselbst keinen eigentlichen Adel in unserm Sinne des Wortes gibt, doch ein Land der Aristokratie und besonders der hohen Aristokratie, die durch die Häupter der Stämme, unter denen in der Regel wieder die kurdischen, arabischen, afghanischen und turkomannischen emporragten, begründet wird. Es hat aber die Aristokratie nicht, wie in dem Reiche der alten Perser, einen herkömmlichen Anspruch auf die hohen Staatsämter, und auch nicht, wie in dem Reiche der Sassaniden, einen fast gesetzlichen Antheil an der Staatsregierung. Es beruht ihre Gewalt in dem Reiche mehr unten als oben, und beruht in dem Unabhängigkeits- und Freiheitssinne ihrer Stämme. In der Theorie indessen steht das Königthum noch immer so hoch, wie es vor Jahrtausenden gestanden. Selbst der Islam ist nicht im Stande gewesen, die Vorstellung, daß die Schahs eine Art von Göttern auf Erden wären, auszutilgen. Es ist dagegen versucht worden, ihr eine dem Islam gemäße Fassung zu geben. Der Schah ist der Stellvertreter Gottes, des Propheten und der Imane auf der Erde. Unter den Sfaffi war, besonders unter der Priesterschaft, eine Partei, die behauptete, ein solcher Stellvertreter der Imane müßte aber auch, solle sein Herrenthum als ein rechtmäßiges angesehen werden, rein von Sitten und so gelehrt sein, daß er ohne Zögern auf alle religiöse und civilrechtliche Fragen antworten könne. Diese Partei ist zuweilen als eine staatsgefährliche angesehen und verfolgt worden [88]). Der Schah besitzt als Stellvertreter des Propheten und der Imane übernatürliche Kräfte und kann Kranke durch seine Berührung heilen, eine Ehre, welche unter den Sfaffi nur selten und nur an die Vornehmsten gespendet ward. Alles, was mit der Person des Königs zusammenhängt, von ihm berührt wird, von ihm ausgeht, und mit beinahe abgöttischer Ehrerbietung betrachtet. Die Ställe der königlichen Rosse sogar werden als ein heiliger und rettender Zufluchtsort verehrt. Diese fast abgöttische Ehrenbezeigung, welche fast Alle in Persien dem König zollen, verzweigt sich nun von ihm auf die Vornehmen und Großen, die von den Gemeinern wieder nur um einige Grade und Stufen weniger als der König geehrt werden. Daher ist das ganze persische Leben voll steifer und abgemessener Förmlichkeit und eine Zwangsjacke des menschlichen Seins zu nennen. Ein Sklave des Königs zu heißen, ist die größte Ehre, welche der vornehmste Perser zu kennen scheint, und selbst dann, wenn ihm von demselben der Befehl zu sterben zugekommen ist, halten sie sich noch immer für verpflichtet, ihm zu danken, daß er sich ihrer gnädig erinnert. Wenn nun zu der abgöttischen Verehrung, mit welcher Alles betrachtet wird, was zum Könige gehört, noch die glühende Eifersucht des Morgenlandes tritt, so werden entsetzliche Dinge dadurch hervorgerufen. Eine Haremsfrau nur anzublicken, ist eine Todsünde. Ziehen die Haremsfrauen auf eine Reise, auf einen Spazierritt aus, so ist es immer noch wie in der alten Zeit. Die Garden des Palastes, die Eunuchen eilen voraus, verbreiten sich weit und breit um die Straße, welche eingeschlagen wird, und verkünden, daß des Königs Harem kommt. Alle männliche Bevölkerung von sieben Jahren an muß dann von der Straße, aus den benachbarten Häusern entweichen. Wer gefunden wird, den hauen die Eunuchen schonungslos nieder [89]). In neuester Zeit indessen kommen solche Dinge nicht mehr vor. Der Theorie nach ist gar nichts vorhanden, wodurch der Wille eines Schahs von Persien gezügelt sei, selbst die religiösen Vorschriften binden nur dann, wenn er von ihnen gebunden sein will. Es gibt gegen diesen Willen nur eine Auskunft, die in Gewalt, Waffen und Aufstand ruht. Aber nicht durch diese Dinge allein, die in dem Leben der Perser oft genug erscheinen, ist die Theorie des Königthums praktisch eingeschränkt, es finden doch auch herkömmliche Rechte, besonders der wandernden Stämme, statt, die ein König nicht leicht überschreiten darf. Diese Stämme wählen ihre Häupter, und der Schah kann in der Regel die Bestätigung nicht verweigern. Sie zahlen nach bestimmten Sätzen, sie leisten den Waffendienst, aber weiter lassen sie nichts über sich gewinnen. Auch die großen Städte haben das Recht, in manchen Dingen nur von selbstgewählten Magistraten geleitet zu sein, wodurch auch sie, dem Schah gegenüber, eine gewisse Unabhängigkeit empfangen.

In der Regierung des Reiches ist der Schah nicht mehr wie die alten Perserkönige durch den Reichsadel gewissermaßen eingeschränkt; er ist nicht mehr verpflichtet, die Staatsbeamten aus ihrer Mitte zu nehmen, er nimmt sie, woher er will, und oft aus der Reihe begünstigter Sklaven. Dadurch ist auch der frühere Umstand, daß

88) *Chardin*, Voyage en Perse. V. p. 207.

89) Ib. VII. p. 38—39.

das Reich nicht allein zum Vortheil und zum Genuß nicht des Königs allein, sondern auch der großen Geschlechter war, hinweggefallen. Es hat der Schah jetzt bestimmte Beamte zur Verwaltung der Geschäfte. An der Spitze des Ganzen steht ein Vezier, dessen Macht und Geschäftsumfang rein persönlich ist und von dem Grade der Gunst abhängt, in der er bei seinem königlichen Herrn steht. Bald sind ihm alle einzelne Zweige der Staatsverwaltung unmittelbar untergeben, bald stehen ihnen wieder andere Minister vor, die von dem Vezier unabhängig sind. Es ist ziemlich Regel bei den Schahs, keinen Reichsvornehmen zu der wichtigen Stelle des Veziers emporsteigen zu lassen. Außerdem erscheint noch eine Art von Staatssecretairen, die besonders genaue Rechnung über Einnahme und Ausgabe zu führen haben. Die Einkünfte der Ssaffi müssen bei dem größeren Umfange des Reiches und bei einer früheren größeren Blüthe des Landes allerdings bedeutender gewesen sein. Die gegenwärtige Dynastie, welche aber freilich auch nur etwa noch die Hälfte des Reiches der Ssaffi besitzt, soll noch drei Millionen Pf. Sterl. aus dem Reiche ziehen. Die Staatseinkünfte fließen aus den Handelszöllen, einer allgemeinen Land- und Grundsteuer und den Staatsländereien. Diese nehmen einen guten Theil des Grundes und Bodens überhaupt ein. Sie werden verpachtet, und auf sie sind alle Beamte und selbst die Truppen mit ihrem Sold gewiesen. Tritt ein außerordentliches Bedürfniß ein, so wird von dem Hofe auch eine außerordentliche Steuer, Sadir genannt, ausgeschrieben, die dann über Alle ohne Ausnahme geht. Fast zu allen Zeiten klagte in Persien Alles über den gewaltigen Druck der Abgaben. In der Art, in welcher von dem königlichen Hofe aus die Provinzen beherrscht und zusammengehalten werden, herrscht noch unter den Ssaffi große Ähnlichkeit mit der alten Perserweise. Ziemlich genau dieselben Vorsichtsmaßregeln, welche von den alten Perserkönigen gegen die Satrapen in Anwendung kamen, wurden auch von den Ssaffi gegen ihre Gouverneure gehandhabt, und haben sich auch unter der jetzigen Dynastie erhalten. Bis auf Schah Ssaffi, den Nachkommen Ismael Ssaffi's, war das Reich in Khanate eingetheilt. Die Khane (Gouverneure) scheinen noch ziemlich genau dieselben Befugnisse gehabt zu haben, wie die alt-persischen Satrapen, und waren die oberste Civil- und Militairbehörde. Auch waren sie ziemlich in derselben Stellung, wie diese; sie unterhielten sogar ihre eigenen Heerhaufen; sie hatten auch ihren eigenen Hofstaat wie der König, nur daß er in verkleinertem Maßstabe war. Dadurch fraßen sie den größten Theil der Einkünfte weg. Seit Ssaffi Schah ließ man die Khane in den Provinzen des Innern, die feindlichen Angriffen weniger ausgesetzt, eingehen, und es ordnete sich die Art der Reichsverwaltung nun so, daß das Reich in zwei verschiedene Classen von Provinzen zerfällt. Zuerst solche, welche große Statthalterschaften geblieben und in denen daher die Khane fortbestehen, von denen die größten und bedeutendsten den Titel Beglerbeg, d. h. Herren der Herren, führen. Diese stehen denn noch immer auf ziemlich gleicher Linie mit den alten Satrapen, indem sie in der Regel die oberste Civil- und Militairverwaltung besitzen. Jeder hat eine genaue Instruction seines Betragens vom Hofe empfangen und drei von dem Khane völlig unabhängige Beamte des Schahs befinden sich immer in seiner Nähe, in dem Hauptorte der Provinz, um darüber zu wachen, daß Alles nach dem Willen des Schahs geschehe. Gegen die Khane sind nun eine ganze Menge von Vorsichtsmaßregeln, um Empörung und Abfall zu verhüten, angewendet. Nicht allein, daß einem Khane die drei erwähnten Beamten des Königs beigegeben und er außerdem noch einen Agenten am Hofe erhalten muß, der jede Stunde Auskunft und Rechenschaft über sein Betragen zu geben hat, es ist auch zuerst der Befehl über die bedeutendsten Städte der Provinz wieder in andere Hände gegeben und jede solche hat einen Daroghah, der wieder einen von ihm ganz unabhängigen Beamten des Schahs zur Controle zur Seite hat. Dies ist überhaupt eine ganz allgemeine Sitte in dem Perserreiche, daß jeder Civil- und Militairbeamte von Bedeutung einen Intendanten des Königs neben sich stehen hat, der sein ganzes Betragen auf das Sorgfältigste überwachen muß. In den Ländern der Khane sind nun öfters kleinere Districte von der Herrschaft der Khane eximirt und Unterstatthaltern übergeben, welche den Namen „Sultane" führen. Sie werden unmittelbar vom Schah eingesetzt, und sind von dem Khane, außer in militairischen Sachen, unabhängig. Es können nur Klagen über ihre Verwaltung an den Khan gebracht werden, der aber darüber nicht zu entscheiden, sondern sofort an den Hof des Königs zu berichten hat. Überdies ist einem Jeden, sich über den Khan beim Schah zu klagen, gestattet, und so findet sich derselbe von einer ganzen Schar von Aufsehern und Wächtern umgeben, also daß eine Empörung den König nicht leicht unvorbereitet treffen kann[90]). Fürchtete man unter den Ssaffi, daß ein Khan, oder ein anderer Großer des Reiches, zur Empörung schreiten wollte, so gab es ein leichtes und geschwindes Mittel, sich seiner zu entledigen. Der Schah stellte sich ungemein zufrieden mit dem, der fallen sollte, und ein königliches Ehrenkleid ward ihm zugesendet. Ein solches muß stets unter den größten und bestimmten Ceremonien übernommen werden. Die, welche es zu überreichen hatten, gaben oftmals im feierlichen Moment des Empfangens den Todesstoß. Oder man ließ den Verdächtigen durch georgische Sklaven, auf deren felsenfeste und aufopfernde Treue die Schahs immer zählen konnten, plötzlich überfallen und niederhauen. Den Khan aber, mit dem der Hof zufrieden, läßt man im lebenslänglichen Besitz seiner Stelle, und es wird dann auch die Sitte der Sassaniden, den Vater auf den Sohn folgen zu lassen, beibehalten. Eine zweite Hauptclasse von Provinzen, jedoch in der Regel nur die geringern und kleinern, ist königlichen Intendanten, Veziers, anvertraut, denen öfters auch der Ehrentitel Asef, d. h. groß, beigelegt ist. Die Intendanten, denen ebenfalls ein sie stets controllirender Beamter des Schahs zur Seite steht, scheinen eine viel geringere Gewalt als

90) *Chardin*, Voyage en Perse. V. p. 224–292.

die Khane zu haben. Sie haben mit der Militairverwaltung nichts zu schaffen, und sind besonders auf das Eintreiben der Staatsgelder gewiesen. Die Provinz, welche durch den Vezier verwaltet wird, bringt dem König mehr ein als die, welche unter einem Khane steht, indem die kostbare Hofhaltung desselben, die auch von der Provinz bestritten werden muß, hinwegfällt. Die Perser erklären indessen die ganze seit Ssaffi Schah eingetretene Veränderung für höchst nachtheilig, denn seitdem die Khane keine besonderen Truppen mehr halten durften, wären die Streitkräfte und der kriegerische Sinn im Reiche gesunken, die Veziere sähen auf nichts, als wie sie soviel als möglich für den Schah zusammenpreßten, die Herrschaft der Khane sei viel milder und patriarchalischer, da die Blüthe der Provinz für sie selbst von Interesse sei. Überhaupt fehlt den Persern die Sehnsucht nach einem andern öffentlichen und rechtlichen Zustande nicht. Europäer hörten, wie persische Große Europa, wo ein Kopf nicht nach dem Gebote der tyrannischen Laune, sondern nur nach richterlichem Spruche fallen könne, glücklich priesen. Unter der gegenwärtigen Dynastie aus dem Stamme der Kadjaren scheint sich in der Verfassung und der Verwaltung des Reiches im Vergleich mit den Zeiten der Ssaffi nichts von besonderer Bedeutung geändert zu haben. Und was sich umgestaltet hat, das mag nicht durch Berechnung, sondern nur durch die veränderten Verhältnisse des Reichs und seinen verminderten Umfang herbeigeführt worden sein [91]).

Als aber Ismael Ssaffi den Kampf gegen die Turkomannensultane geendet und diese vor ihm zu Grunde gegangen, war der Streit um das Bestehen des geschaffenen Reiches noch keinesweges geendet. Ismael mußte nun erst mit dem Säbel in der Faust die weiten Lande zwischen dem kaspischen und dem persischen Meer durchwandern und den Gehorsam unter seine junge Herrschaft befestigen. Bis über den Tigris, wo ihm selbst das mächtige Bagdad gehorchte, und bis Chorasan dehnte sich dann diese aus. Doch muß das neue Reich, in seinem Innern von so verschiedenartigen Völkern bewohnt, als ein schwacher Bau angesehen werden. Besonders mislich ward dessen Stellung dadurch, daß es auf drei Seiten von mächtigen Reichen umgeben ward, die religiös und politisch den Persern entgegenstanden. Als Ismael Ssaffi seine Macht aufbaute, stand das Reich der Osmanen im Westen schon in einer furchtbaren Größe da. Und fast zu derselben Zeit, wo Ismael sich erhob, stiftete auch die Familie Scheibani jenseit des Oxus bei den Usbeken auf den Trümmern der Herrschaft der Timuriden ein mächtiges Reich. Osmanen und Usbeken waren Sunniten und durch tödtlichen Haß von den persischen Schii getrennt. Nach dem Tode Ismael Schah's gründete Baber, der Abkömmling Timur's, ein gewaltiges Reich in Indien, dessen Sitz nachmals Delhi war. Gegen diese drei Feinde haben die Perser fast immer unter den Waffen sein müssen. Mit den beiden erstern Feinden hatte schon Ismael Ssaffi gefährliche Kämpfe zu bestehen. Scheibek Khan, der Herr der Usbeken, machte dem Schahinschah von Persien die Herrschaft über Chorasan streitig. Ismael Ssaffi zog gegen ihn; Scheibek fiel im J. 1510 in der Schlacht und der in Gold und Edelsteine gefaßte Schädel des Gefallenen diente dem persischen Schah fürderhin als Trinkgefäß. Die Perser eroberten Balkh, doch blieben die wilden und räuberischen Usbeken immer höchst gefährliche Feinde des Reiches. Noch gefährlicher schienen unter Sultan Selim I. die Osmanen werden zu wollen. Der Sultan der Osmanen scheint gefürchtet zu haben, daß die Schii, seitdem sie sich in Persien wieder eines Thrones bemeistert, seinem Reiche gefährlich werden könnten. Also ließ er ein furchtbares Mordfest über alle Schii ergehen, die auf Osmanischem Reichsboden gefunden wurden, wobei 40,000 derselben den Untergang gefunden haben sollen. Dieses Mordfest war die Einleitung zum persischen Kriege, der im J. 1514 begonnen ward. Ismael ward in Aderbidjan am 23. Aug. 1514 aufs Haupt geschlagen, selbst verwundet und beinahe gefangen. In Folge dieser Schlacht ging das nördliche Mesopotamien von Kurdenstämmen bewohnt, wo die Osmanen die Statthalterschaften von Mosul, Diabekr und Roha aufrichteten, den Persern verloren. Bis auf den heutigen Tag ist der größere Theil der Kurden unter dem Osmanischen, nur der kleinere unter dem persischen Reiche geblieben, und so ein bedeutender Theil der Abkömmlinge der alten Zend-Familie vom neuen Reiche der Perser getrennt worden. Indessen kehrt Selim I. bald nach jenem Siege nach Constantinopel zurück, die Janitscharen weigerten sich, tiefer in Persien einzudringen, und die Osmanen wendeten ihre Waffen lieber gegen das Reich der Mamluken von Ägypten und Syrien. Ismael aber suchte ein weiteres Zusammentreffen mit diesem furchtbaren Feinde nicht. Die letzte That seines Lebens bestand darin, daß er Symeon, den König von Georgien, zur Zinspflichtigkeit unter Persien nöthigte.

Ismael starb im J. 1523 und hinterließ vier Söhne, von denen Thamasip, der älteste, ihm auf dem Throne folgte. Elkas Mirza, Sam Mirza und Bahram Mirza waren die drei jüngern [92]). Das Reich erscheint unter Thamasip noch in dem Zustande der Schwäche; noch ist der Unabhängigkeitssinn unter den einzelnen Stämmen, die Ismael's Säbel zusammengebracht hat, groß, und nur mit Mühe scheint das Ganze gehalten worden zu sein. Die neuen Perserkönige kehrten zu der Sitte der Alten, den Prinzen des Hauses große Statthalterschaften zu geben, zurück. Sam Mirza scheint Statthalter in Chorasan gewesen zu sein, und er empörte sich dort gegen den Schah. In diese Wirren griffen die Usbeken ein, die damals bis vor die Stadt Herat kamen. Thamasip aber ward der Usbeken wie seines Bruders Meister. Aber nun

91) *Morier*, A journey through Persia in the years 1808 and 1809. p. 234—236. *Ker Porter*, Travels in Georgia, Persia, Armenia and ancient Babylon. II. p. 526.

92) Viaggio d'un Mercante nella Persia dal anno 1507 sino all' anno 1520 in *Ramusio* Raccolta de viaggi. Vol. II. *Wichelii*, Rerum Persicarum Historia 1610. *Pedro Texeira*, Relationes del origen, descendencia y succession de los Reyes de Persia. (En Amberes 1610.)

trat ein gefährlicherer Feind auf, gegen den der Schah sich in offenen Kampf nicht zu stellen wagte. Suleiman der Große, der Sultan der Osmanen, begann im J. 1533 einen abermaligen Krieg gegen die ketzerischen Schii. Tabriz und Bagdad fielen in seine Gewalt und doch wagte Thamasip keine Schlacht. Sam Mirza erscheint bei dieser Heerfahrt als Flüchtling bei den Osmanen. Nur daß Suleiman der Große zugleich an die Besiegung Europa's denkt, scheint das Reich der Sfaffi vom Untergang gerettet zu haben. Der Sultan kehrte im J. 1535 nach Constantinopel zurück. Der Krieg gegen Persien dauerte zwar fort, aber er war nicht durch Suleiman's Gegenwart belebt. Es deutet entweder auf schwere innere Unruhen im Perserreiche, oder doch auf feindliche Spannung in der Schahfamilie, daß nun auch Elkas Mirza im J. 1547 als Flüchtling nach Constantinopel kommt und sich unter den Schutz des Sultans stellt. Suleiman stellte sich im J. 1548 wieder persönlich an die Spitze des Heeres, um Persien zu bekämpfen, und Elkas Mirza befand sich bei den Osmanen. Der Sultan scheint indessen den Krieg nicht geführt zu haben, um den persischen Prinzen auf den Thron zu stellen. Er führte ihn, um die Schii zu vernichten und Persien für sich selbst zu erobern. Elkas harrte deshalb auch bei dem Sultan nicht aus, sondern entwich zu den Kurden, von denen er an Thamasip ausgeliefert ward, auf dessen Geheiß er wahrscheinlich den Tod gefunden. Suleiman schloß indessen im J. 1555 Frieden mit Persien, fühlend, daß alle seine Entwürfe zugleich nicht hinausgeführt werden könnten. Was für Persien durch Selim I. verloren worden, blieb in diesem Friedensschlusse verloren, und auch Bagdad war vor der Hand dahin. Den Frieden mit der Pforte besiegelte Schah Thamasip bald darauf durch eine nichtswürdige Treulosigkeit. Bajasid, Suleiman's aufrührischer Sohn, floh nach Persien und der Schah schwur, daß er ihn niemals an seinen erzürnten Vater ausliefern würde. Aber begierig, des Sultans Freundschaft zu gewinnen und den Frieden zu befestigen, umging er seinen Schwur, und lieferte Bajasid zwar nicht an Suleiman selbst, aber an Selim, dessen Sohn, aus, der ihn sogleich im J. 1561 niederhauen ließ. Die Königin Elisabeth von England versuchte unter Thamasip's Herrschaft, Handelsverbindung mit Persien anzuknüpfen. Der Schah aber wies Alles ab, denn er brauche die Ungläubigen nicht. Die Schwäche, in der Persien unter Thamasip erscheint, mag ihren Hauptgrund in der Feigheit und Nullität des Schahs gehabt haben. In den späteren Jahren seines Lebens scheint er nur ein Spielball in den Händen der Haremsfrauen und der Häupter der Stämme, welche die hohe Aristokratie des Reiches bilden, gewesen zu sein. Die gewöhnlichen Palastgräuel morgenländischer Reiche drangen unter ihm auch bereits in die neue Schöpfung Schah Ismael's ein [95]). Thamasip hatte mehre Söhne. Muhammed, der älteste von ihnen, ward, weil er beinahe blind, als unfähig zum Throne angesehen, und der Schah hatte seine ganze Gunst dem fünften Sohne, Hyder genannt, zugewendet, dem er auch die Thronfolge bestimmte. Hyder's Mutter konnte den Augenblick des natürlichen Todes des Schahs nicht erwarten. Um dem Sohne den Thron zu sichern, vergiftete im J. 1575 sie Thamasip. Hyder suchte sich nun des Thrones und des Palastes zu bemeistern, aber noch in derselben Nacht, da Thamasip gestorben, ward er auch wieder gestürzt. Die Häuptlinge der tscherkessischen, kurdischen und turkomannischen Stämme, aufgestachelt von Peridschanchan, Thamasip's Tochter, hieben Hyder nieder und riefen Ismael II., den vierten Sohn, auf den Thron. Ismael war seit 25 Jahren von Thamasip auf dem Schlosse, „das Adlernest," weil er sich als ein Freund der Sunniten gezeigt, eingekerkert, und hatte sich die Einsamkeit des Gefängnisses durch übermäßigen Genuß von Opium zu erheitern gesucht. Der Opium hatte seine angeborene Grausamkeit bis zur wahnsinnigen Wildheit gesteigert. Aus dem Kerker auf den Thron gerissen, suchte er durch Mord und Blut seiner Wuth Luft zu verschaffen, die er besonders auf die Großen des Reiches und die Familie der Sfaffi fallen ließ. Acht seiner Brüder waren bereits untergegangen und der halb blinde Muhammed sollte eben an die Reihe kommen, als er im J. 1577 in seinem eigenen Palaste ermordet ward. Etwa anderthalb Jahre hat Ismael II. auf dem Throne der Sfaffi gesessen.

Die Großen des Reiches stellten nun Muhammed Mirza, den Halbblinden, auf den Thron, auf dem er etwa zehn Jahre den Titel eines Schahs geführt hat. Denn unfähig selbst zu herrschen, eingeschlossen im Palaste und den Freuden des Serai's ergeben, stützte er sich zuerst auf die Kraft Soliman's, seines Veziers, und später auf die Kraft seiner Söhne, Hamsa, Abbas und Thamasip. Vergebens versuchen bald die Tataren von Kipdschak, bald die Osmanen, bald die Usbeken das Reich der Sfaffi zu erschüttern. Im Innern aber ist eine fortwährende Bewegung, erzeugt besonders durch Haß und Eifersucht der turkomannischen und der kurdischen Stämme und ihrer Häupter unter einander. Die Turkomannen, welche die Gunst des Hofes nicht genossen, versuchten einst, Thamasip auf den Thron zu stellen, Hamsa aber schlug sie und Thamasip ward auf ein festes Schloß in Sicherheit gebracht. Nun blieb, denn alle drei Söhne Muhammed's waren durch bittere Feindschaft aus einander gehalten, noch die Eifersucht zwischen Hamsa und Abbas übrig. Es scheint auf Anstiften des Abbas gewesen zu sein, daß Hamsa ermordet ward. Darauf bemeisterte sich Abbas des Thrones, den Muhammed Mirza ohne weiteren Widerstand verließ. Der gestürzte Schah wanderte in die Verbannung nach Chorasan. Diese Ereignisse fallen in den Sommer des Jahres 1587, und mit ihnen beginnt die lange Herrschaft Schah Abbas' I., der gewöhnlich der Große zugenannt wird. Eine Zeit von Kraft und Regsamkeit, von Glanz und Höhe für das Reich der Sfaffi. Abbas der Große ist nicht allein ein Mann von Thatkraft, sondern auch von einer Einsicht,

95) *Minadoi*, Istoria della guerra fra Turchi e Persiani (Vened. 1588). Memoire de Schah Thamas, second Empereur de Perse, par l'Abbé de *Tallemand*. (Paris 1758).

wie sie bei den Beherrschern des Morgenlandes sonst nur selten gewesen. Über den despotischen Geist aber, der wie ein Fluch auf diesem Boden seit den Urzeiten lastet, hat auch er sich niemals zu erheben vermocht. Bis auf Schah Abbas den Großen befand sich die militairische Verfassung in einem sehr ungeordneten Zustande. Es gab zuerst eine allgemeine Landmiliz, welche überhaupt alle Stämme des Reiches, die seßhaften sowol, als auch die wandernden, umfaßte. Sie bildete die Infanterie des Heeres und war nur im Dienst, so lange der Krieg währte, und Niemand scheint an eine regelmäßige Einrichtung und regelrechte Waffeneinübung gedacht zu haben. Die Landmiliz mußte sich selbst equipiren und bewaffnen. Etwa 150,000 Streiter konnten auf diese Art in das Feld gestellt werden. Die Reiterei belief sich auf etwa 80,000 Mann, wenn alle Kräfte aufgeboten wurden. Sie ward von den Stämmen gestellt und von den Häuptlingen derselben befehligt. Jedem Stamme war eine gewisse Quote zugetheilt. Kurden und Afghanen scheinen stets der beste Theil dieser Reiterei gewesen zu sein, bei welcher, ebenso wenig wie beim Fußvolke an regelmäßige Einübung und Waffenübung gedacht worden zu sein scheint. Auch haben die ersten Schahs aus dem Stamme der Ssaffi schon eine Art von Garde, die in den Schlachten gegen die Osmanen den Janitscharen gegenüber gestellt wird, ohne jedoch von Bedeutung zu sein. Artillerie scheint den Persern vor Schah Abbas dem Großen fast gänzlich gefehlt zu haben. Mehre Schlachten sind vor den Kanonen der Osmanen verloren gegangen [94]). Abbas der Große begriff, daß mit dem unregelmäßigen Heere, welches Persien bis jetzt besaß, den Feinden des Reiches kein kräftiger Widerstand geleistet und überhaupt nichts Großes erreicht werden könnte. Daher errichtet er zwei regelmäßige Corps, eins Reiterei, das andere Fußvolk, jedes 12,000 Mann stark. Sie waren gleichartig uniformirt, gleichartig bewaffnet und im stehenden Dienst. Diese regelmäßige Miliz, wie man sie im Gegensatze der Landmiliz, die sich daneben erhielt, nennen könnte, hat sich bis auf die gegenwärtigen Zeiten, in denen ein Versuch zur Einführung völlig europäischer Heeresordnung gemacht worden ist, jedoch nicht in der ursprünglichen von Abbas dem Großen bestimmten Stärke, erhalten. Die stehende Miliz des Schahs Abbas hat den Ssaffi's mehr gegen den äußern als gegen den innern Feind, den Unabhängigkeitssinn der Stämme und ihrer Häuptlinge gedient, denn da Kurden, Afghanen, Turkomannen und Georgier auch in der stehenden Miliz die Hauptrolle spielen, sitzt der Unabhängigkeitssinn und seine Kraft selbst da fest, wo der Schah noch Mittel gegen sie finden könnte. Auch die Organisation der persischen Artillerie, die zum größten Theil Kameelartillerie ist, rührt von Abbas dem Großen her [95]). Durch diese Mittel hat der Schah das Perserreich nicht allein befestigt, sondern auch erweitert. Sturmbewegt und unsicher war der Anfang der Herrschaft des großen Schahs. Die Usbeken hatten eben einen furchtbaren Einfall in Chorasan gemacht, Herat und selbst die heilige Stadt Meschhed genommen, so daß der Besitz von ganz Chorasan auf dem Spiele stand. Dazu hatte Abbas einen Krieg mit den Osmanen geerbt, die, wenn auch die Zeit Suleiman's des Großen vorüber, den Persern noch immer furchtbar genug waren. Schah Abbas mußte einen nachtheiligen Frieden am 21. März 1590 mit der Pforte schließen und Tabriz, Aderbidjan und Schirwan an die Pforte abtreten. Aller persische Besitz in der Nähe des Kaukasus und im Westen des kaspischen Meeres war dadurch schwankend und unsicher gemacht worden. Durch diesen Frieden gewann Abbas der Große Raum und vermochte sich gegen den Osten und in das Innere seines Reiches zu wenden. Die Usbeken wurden gedämpft und in ihre Grenzen zurückgewiesen, ohne jedoch auch für eine spätere Zukunft unschädlich gemacht werden zu können; ein kleines unabhängiges Reich, das bis jetzt noch in Laristan, frei von den Ssafi, bestanden, ward vernichtet, und endlich über die Afghanen, soweit ihr freier Sinn es vertrug, die persische Herrschaft begründet. Um die Afghanen war schon mancher Zwist zwischen dem Reiche von Delhi und den Ssafi gewesen. Schah Abbas der Große faßte durch die Eroberung von Kandahar festen Fuß in Afghanistan, und die östlichsten Provinzen können erst von nun an als fest mit dem Reiche verbunden angesehen werden. Das Reich der Ssafi dehnte sich östlich von dieser Zeit an bis an den Indus aus. Diese Dinge geschahen theils noch vor, theils nach der Erneuerung des Krieges gegen die Pforte. Abbas der Große war schon mit Europa und seinen Verhältnissen bekannt, Europäer, die Brüder Sherley, hatten ihm bei der Organisation seiner stehenden Miliz schon die Hand gereicht. Er war daher mit Frankreich, Venedig, Österreich, ja mit dem Papste in Verbindung getreten, um sie zum Kriege gegen die Pforte aufzustacheln, und begann im J. 1603 den Kampf wider diese, um die Provinzen wieder zu gewinnen, die er im Frieden vom J. 1590 hatte abtreten müssen. Blutig und wechselvoll, doch im Ganzen für Abbas siegreich, dauerte dieser Krieg bis zum Frieden vom J. 1618. Die Pforte ward genöthigt, die Eroberungen wieder herauszugeben und so ward auch im Westen die Reichsgrenze wieder hergestellt. Im J. 1622 brach der Krieg mit der Pforte zwar von Neuem aus, aber das Glück wendete sich so entschieden auf die Seite Abbas' des Großen, daß selbst Bagdad im J. 1623 in seine Gewalt fiel. Dieser Krieg währte bis über den Tod des großen Schahs hinaus. In diesen Kämpfen ward auch Georgien, welches den Persern früher von den Osmanen abgerungen worden, zum Reiche zurückgebracht. Taymuras, der Fürst von Kachet, hatte sich lange rüstig gewehrt, endlich mußte er und ganz Georgien schweren Bedingungen sich fügen. Persische Besatzungen mußten in das Land aufgenommen werden, das fürderhin immer unter der obersten Aufsicht eines persischen Vicekönigs, der zwar aus dem einheimischen Fürstengeschlecht entsprossen, aber doch den Islam bekennen müsse, stehen sollte. Dagegen empfing Georgien Steuer-

94) *Chardin*, Voyage en Perse. V. p. 292—333. 95) *Malcolm*, History of Persia II. p. 355. *Ker Porter*, Travels in Georgia, Persia, Armenia and ancient Babylon. II. p. 587.

freiheit und das Versprechen der Sicherheit des christlichen Cultes.

Als Beherrscher seines inneren Reiches erhob sich Abbas der Große einigermaßen über seine Vorgänger. Er suchte die Städte, besonders Ispahan, wo er seine gewöhnliche Residenz aufgeschlagen, zu verschönern, den Handel mit Indien und Europa zu beleben, überhaupt das Land in einen blühenden Zustand zu bringen. Dabei zeigte er sich, wenigstens den Christen gegenüber, tolerant; die Georgier und die Armenier erhielten überall Freiheit ihres Cultes. Den Parsen und den Juden aber ward eine gleiche Toleranz nicht zu Theil und den Sunniten gegenüber ist sie vollends gar nicht vorhanden. Freilich gegen die einheimischen, dem Reiche angehörenden, Sunniten konnte eine Verfolgung nicht gewagt werden, aber auf fremdem Boden erging zuweilen Mord und Blut über diese Sunniten. So gebot Schah Abbas der Große bei der Eroberung Bagdads alle Sunniten niederzuhauen. Das Hauptstreben des Schahs im Innern aber war, zuerst die Macht der Stämme, besonders der kurdischen und turkomannischen, zu brechen. Er zerspaltete sie in kleinere Stämme und Unterabtheilungen, und vertheilte sie auf einen möglichst weiten Raum. Darum wurden Kurden damals auch an die Nordgrenzen des Reiches verpflanzt, wo sie sich noch finden. Schah Abbas der Große suchte überhaupt die Häupter der Stämme um den Einfluß zu bringen, den sie bis jetzt behauptet, und brachte deshalb die Staatswürden nach Möglichkeit an Menschen, die ganz von ihm abhingen, indem er sie aus dem Sklavenstande emporsteigen ließ. Auch scheint er gefühlt zu haben, daß es seinem Reiche an einer nationalen Einheit fehle; er fürchtete Gefahr für den Reichsbestand von der herrschenden Vielheit und Zerrissenheit, fühlte sich außer Stand, dieser, einer Frucht langer Jahrhunderte, abzuhelfen, und ergriff, um dem Übel zu wehren, ein Mittel, durch welches das Übel selbst nur verschlimmert werden mußte. Abbas suchte die Völker des Reiches nach Möglichkeit unter einander zu mischen. Darum wurden Georgier und Armenier aus ihrer Heimath geschleppt und in dem Innern des Reiches zerstreut, darum kurdische und turkomannische Stämme hier- und dorthin verpflanzt. Es sollten in Stadt und Land allenthalben Gegensätze und Parteiungen herrschen, in denen das Reich der Sfaffi sich erhalten könnte. Die gerühmte Gerechtigkeit des großen Schahs Abbas artete auch nur zu oft in blutige Grausamkeit aus, und diese offenbarte sich am entsetzlichsten in den Verhältnissen zwischen ihm und seinen Söhnen. Schah Abbas stellte, von finsterem Mistrauen gequält, die Söhne nicht mehr, wie die ersten Sfaffi, über die großen Statthalterschaften. Es ist von nun an bis zu dem Untergange der Sfaffi Sitte geblieben, daß die Prinzen des Hauses, bis der Augenblick gekommen, der sie auf den Thron ruft, eingemauert bleiben. Und so kommen denn nur feige Schwächlinge, die durch die Freuden des Opiums und des Harems abgemattet sind, zur Herrschaft. Der älteste von den Söhnen, Thamasip Mirza, starb vor dem Vater eines natürlichen Todes, der zweite, Sfaffi Mirza, ward ermordet, weil er sich gegen Abbas sollte verschworen haben, und die beiden jüngsten wurden auf dessen Befehl geblendet. Als Abbas der Große im J. 1628 starb[96]), bestimmte er seinen Enkel, Sfaffi Sohn des erwürgten Sfaffi Mirza, zum Thronfolger.

Unter Ismael, dem Gründer des Reiches, und Abbas dem Großen hatte das Geschlecht der Sfaffi nicht geringe Kraft gezeigt. Aber von Schah Sfaffi an, zu dessen Zeit auch die große Staatsveränderung beginnt, deren bereits gedacht worden, verschwindet diese Kraft allmälig und das Geschlecht bietet bis zu seinem völligen Untergang nur das Schauspiel der immer mehr überhandnehmenden Schwäche, Nichtigkeit und grausamer Tyrannei dar. Gleich Schah Sfaffi ist ein launenvolles und blutiges Ungeheuer, das seine Lust an Menschenqual und Mord findet. Seine Wildheit kann freilich nicht weit reichen; sie erstreckt sich auf den Hof, seine Umgebungen, seine Familie, aber dahin, wohin sie treffen kann, trifft sie auch furchtbar. Fast alle Prinzen des Hauses wurden geblendet, und Abbas, der eigene Sohn, wäre diesem jammervollen Schicksal nicht entgangen, hätte nicht ein wohlgesinnter Diener den Schah betrogen. Abbas stellte sich blind, so lange der Vater lebte. Fast alle Diener, die Sfaffi anwendete, entgingen dem Tode oder der Blendung nicht, und viele Große des Reiches wurden nicht minder von der grausamen Wuth des Schahs erreicht. Wenn er sich roth gekleidet hatte, so war es ein angekündeter Opfer- und Todestag. Des Schahs Wuth steigerte sich, nachdem er aus dem Serai ein unwirksames Gift empfangen, bis zum wahren Wahnsinn. Auf ein Mal wurden 40 Frauen des Harems lebendig begraben[97]). Noch einige Male zeigte sich Sfaffi indessen an der Spitze seines Heeres und zwei blutige Ungeheuer, der Schah von Persien und Amurad IV., Sultan der Osmanen, standen persönlich gegen einander. Indessen ging der Krieg gegen die Pforte im Ganzen genommen unglücklich. Im J. 1630 waren die Türken bis in das alte Medien, wo sie Hamadan, das alte Ekbatana, niederbrannten, vorgedrungen; acht Jahre später ging auf der einen Seite die Stadt Bagdad, auf der anderen Kandahar, wenigstens für einige Jahre, verloren. Schah Sfaffi starb im J. 1641 und machte seinem Sohne Abbas II., dessen Augen gerettet worden waren, Platz. Abbas II. war ein zehnjähriger Knabe, als er den Thron bestieg, und so lange er minderjährig war, wurden die Sachen in seinem Namen nicht schlecht geleitet; auch Kandahar im J. 1647 wieder genommen und die persische Herrschaft in Afghanistan von Neuem befestigt. Aber nachmals verschwindet für drei Viertheile eines Jahrhunderts fast jedes höhere Interesse aus der Geschichte Persiens. Und als wieder Leben und Bewegung nach dem Ablaufe dieser

96) *Herbert*, Travels into the east 1634. Viaggi di Piet. della Valle 1650. *Tavernier* Voyages 1676. *Purchas*, Pilgrims. 1625. *Ant. de Gouvea*, Relaçam das guerras y victorias del rey da Persia contra o gran Turco (Lisboa 1611). Voyages du Sieur du Loir 1654. Olearius, Neue orientalische Reisebeschreibung 1647. L'Ambassade de Don *Garcias de Silva Figueroa* en Perse. Traduite de l'Espagnol (Paris 1667). 97) Voyages de M. de *Thevenot* (Paris 1689).

Zeit hervortritt, erscheint unter den eigentlichen Persern nur Schwäche, Nichtigkeit und Verworfenheit. In jener Zeit aber bietet die persische Geschichte nur das Einerlei von Palastgräueln dar. Diese steigen unter Abbas II. nicht zu der Höhe, zu welcher sie unter seinem blutigen Vater gekommen. Denn obwol der Schah einst gebietet, die Prinzen des Hauses nicht, wie bisher geschehen, mit dem glühenden Eisen zu blenden, sondern ihnen die Augen selbst auszustoßen, damit gar kein Schein übrigbleibe, und obwol es auch an anderen Barbareien nicht fehlt, so ist doch die grausame vernichtungssüchtige Wuth Ssaffi's, des Ungeheuers, nicht da. Abbas II. ist mehr ein wüster Schlemmer und Zecher, der sich am liebsten in bakchantischen Festen herumwälzt, als ein blutiger Tyrann. Im Übrigen wird Persien um diese Zeit den Europäern immer mehr erschlossen. Officiere, Kaufleute, Künstler, Handwerker, Missionaire, aber auch Abenteurer finden sich in Persien ein. Abbas II. war tolerant gegen die Christen, und äußerte einst, daß er die Entscheidung über den Glauben Gott überlasse. Die katholischen Missionen, die jetzt in Persien versucht wurden, hatten indessen nur einen sehr unbedeutenden Fortgang. Als Abbas II. im J. 1666 gestorben, wollten die Großen des Reiches erst einen nachgeborenen Sohn, Hamsa Mirza, auf den Thron stellen, da sie wähnten, der älteste Ssaffi Mirza, der seit Langem gefangen, sei geblendet worden. Als sie die Unwahrheit dieses Gerüchtes erfahren, stellten sie den ältesten Sohn Abbas des II. als König auf, der nun den Namen Suleiman annahm. Die Zeit seiner Herrschaft verläuft in einer großen, nur durch Einbrüche der Usbeken selten unterbrochenen, Ruhe. Der Schah war ein feiger Schlemmer, der besonders dem übermäßigen Weingenuß ergeben, oft Jahre lang sich aus dem Serai nicht heraus bewegte. Grausam und wild war Suleiman nur, wenn er betrunken war, aber das war er auch oft. Die Regierung des Reiches, die Leitung der Staatsangelegenheit fiel in die Hände der Eunuchen des Palastes, welche besonders die militairische Verfassung in tiefen Verfall kommen ließen. Wenn das Reich ohne Erschütterungen und ohne Gefahren dahin lebte, so lag das kaum an etwas Anderem, als daran, daß eben Niemand da war, der es erschüttern und in Gefahr bringen wollte und konnte. Auf der einen Seite faulte das Reich der Osmanen ebenfalls zusammen und auf der anderen begann das Mongolenreich in Indien nicht minder sich aufzulösen. Schah Suleiman starb im J. 1694[98]).

So große Gewalt hatten die Verschnittenen des Hofes unter Suleiman's Herrschaft empfangen, daß er sterbend ihnen die Wahl ließ, welchen von seinen Söhnen sie zum Throne erheben wollten, ob Abbas Mirza oder Hussein Mirza. Die Verschnittenen folgten ihrem Vortheil und stellten im J. 1694 Hussein *Mirza als König* auf, da sie, von seiner Schlaffheit *überzeugt, wußten*, daß er das Regieren ihnen überlassen würde. *Bis jetzt* hatte das Reich der Ssaffi in einem großen *äußeren* Glanze dagestanden; vom Indus bis zum Tigris, *vom* kaspischen Meer bis zum persischen ging seine *Gewalt*. Wenn auch der Despotismus einen freien und kräftigen Aufschwung der Völker, welche das Reich bewohnten, gehindert, so befand es sich doch materiell in einem blühenden Zustande, allen Bedrückungen zum Trotz. Schon unter Schah Hussein hat eine furchtbare Verwirrung begonnen, durch welche der Glanz des alten Reiches der Ssaffi gebrochen worden, um bis auf diesen Tag in seinem früheren Umfange nicht wiederzukehren, und unter entsetzlichen Kriegen und Verheerungen hat die schon *früher* begonnene Verödung des Landes bedeutend zugenommen. Hussein zählte 24 Jahre, wie er den Thron bestieg. Die trunkene Grausamkeit seines Vaters besaß er nicht, aber seine Schlaffheit, seine Lüste und seine Thorheit wurden dem Reiche noch viel *verderblicher*, als jene Wuth. Der Schah warf sich ganz in die Freuden des Harems, lebte nur ihnen, und überließ *das Regieren* den Verschnittenen des Palastes und den Priestern, denn zu seinen Fehlern gesellte sich noch arge *Bigotterie*. Bald war das Reich in der größten *Verwirrung*, die Vornehmen, von Eunuchen und Priestern verdrängt, *unzufrieden*, das Volk erbittert, weil die Gerechtigkeit *nur noch* verkauft, weil der Druck fast *unerschwinglich ward*. Wer den Schah aus seiner Behaglichkeit *reißen und vor Verschnittenen* und Eunuchen warnen wollte, büßte mit dem Verluste seiner Augen. Schweigend, nach ihrer Gewohnheit, trugen die eigentlichen Perser das Joch der Verschnittenen, aber anders war es mit den fremden, dem Reiche unterworfenen Stämmen. Die Araber, Usbeken, Turkomannen, Kurden und Lesger, besonders aber die tapfern und freigesinnten Afghanen, kamen in Unruhe und Bewegung. Damit diese Bewegung nicht in vollen Aufstand übergehe, sendeten die Verschnittenen des Hofes Gurghin-Khan, den Georgier, der den Islam angenommen, mit bedeutenden Streitkräften gegen Kandahar und der erste Aufstand der Afghanen ward niedergeschlagen. Gurghin-Khan, nun königlicher Statthalter von Kandahar, und als solcher wie ein Mongole wüthend, sendete Mir-Weis, Kalentar von Kandahar und Haupt des Afghanenstammes der Durani als Geisel an den Hof von Ispahan. Mir-Weis brannte vor Verlangen, die Afghanen vom Joche der Perser zu befreien und die kriegerischen Schii zu züchtigen. An dem Hofe, wo die Thorheit herrschte, war ihm Alles möglich. Es gelang ihm, den Verschnittenen und dem Schah Hussein die Treue Gurghin-Khan's verdächtig zu machen, und gleichsam zu dessen Beobsichtigung als Kalentar nach Kandahar zurückgesendet zu werden. Mit tiefer Verachtung gegen den elenden Hof von Ispahan erfüllt, kehrte er wieder zu den Seinen zurück. Dazu kam, daß Gurghin-Khan ihn erbitterte, indem er die Tochter von ihm zur Gemahlin begehrte. Mir-Weis verschwur sich nun förmlich mit den Häuptern der afghanischen Stämme zur *Befreiung vom*

98) *John Fryer's* Travels into Persia, begun 1676, finished 1681 im New Account of East-India (London 1698). *Gabriel de Chinon*, Relation nouvelle du Levant (Lyon 1671). *Kämpfer*, Amoenitat. exotic. 1712. *Chardin*, Voyage en Perse et autres lieux de l'orient (Amsterdam 1735). *Sanson*, Voyage ou Relation de l'Etat présent du royaume de Perse (Paris 1695).

Joche des Hofes von Ispahan. Sie tödteten Gurghin-Khan und die Seinen bei einem Feste, zogen deren Kleider an und bemeisterten sich so leicht der festen Stadt Kandahar, wo eine schwache Besatzung von Georgiern stand. Ob nun wol unter den verschiedenen Stämmen der Afghanen eine feste und geschlossene Einheit nicht bestand, so blieben doch alle Anstrengungen des Hofes von Ispahan, die Afghanen wieder zu unterwerfen, vergeblich. Die persischen Truppen, die in den Kriegen gegen die Afghanen nur Feigheit zeigten, wurden ohne Erfolg durch tapfre Georgier verstärkt. Die gegen die Afghanen ausgesendeten Statthalter — denn Schah Hussein blieb immer ruhig im Harem — verloren doch eine Schlacht nach der andern. Im J. 1714 erlitten die Perser unter Muhammed Rustan Khan eine entscheidende Niederlage und die Afghanen können seitdem als frei von den Persern angesehen werden. Schon wollte im Osten des persischen Reiches ein neues entstehen, schon hatte Mir-Veis Münzen schlagen lassen, auf denen er „Kaiser der Welt" genannt wird, aber derselbe starb schon im J. 1715, und einen Augenblick schien es, als wollte unerwartetes und unverdientes Glück dem Schah Hussein wieder lachen. Die Häupter der Afghanen wählten, da die Söhne des Mir-Veis noch jung, dessen Bruder Mir Abdolla zum Fürsten. Dieser, ein Mann friedlicher Gesinnung, wollte lieber mit Persien einen billigen Frieden schließen, als einen schweren Kampf bestehen. Schon waren seine Boten nach Ispahan, um dem Schah Kandahar wieder zu überantworten, wenn er den Afghanen keinen Tribut auflegen, keine fremden Truppen in ihr Land senden und der Familie Mir Abdolla's die erbliche Verwaltung auftragen wollte. Da erhob sich Mir Mahmud, ältester Sohn des Mir-Veis, und erschlug den feigen Ohm. Er ward darauf von den Afghanen, denen die Verhandlungen Mir Abdolla's mit dem Hofe von Ispahan geheim gehalten worden, zum König ausgerufen. Es war etwa sechs Monate nach des Vaters Tode. Beinahe zu derselben Zeit ward das Perserreich von vielen Seiten erschüttert. Der Aufstand der Afghanen von Kandahar hatte vieler Orten den Muth zum Abfall und den Muth zum Angriff hervorgerufen. Die Kurden nahmen die Waffen und erschienen vor Hamadan, ja mit streifenden Horden bis Ispahan, die Usbeken plünderten Chorasan, die Lesgier in Daghestan fielen vom Hofe ab, die Abdolli, dem Statthalter von Herat unterworfen, empörten sich. Diesen Augenblick einer fast allgemeinen Verwirrung in dem Reiche, welcher der elende Hof von Ispahan nichts entgegenzusetzen hatte, ergriff, nachdem er ihr eine Zeit lang zugesehen und erkannt, daß die Ssaffi ihr nicht gewachsen waren, der verwegene Mir Mahmud, und brach im J. 1720 an der Spitze von kaum 20,000 Streitern zuerst in die Provinz Kerman ein. Mir Mahmud war verwegen, rüstig, kriegerisch, aber große Entwürfe hatte er wol am Anfange seiner Heerfahrt nicht. Erst das Glück und die immer deutlicher sich offenbarende Nichtigkeit der Gegner erzeugte in ihm den verwegenen Gedanken, sich selbst auf den Perserthron zu schwingen. In Kerman wurde er von Luft Ali Khan, Schah Hussein's tapferm Feldherrn, erst aufgehalten, dann in die Flucht getrieben. In Kerman hatte Mir Mahmud sogar die Parsen aufgefodert, sich zu erheben und sich an den Persern zu rächen. In der That blieb dieser Ruf von den Parsen nicht unbeachtet; sie verstärkten Mir Mahmuds Haufen. Und so sah man das seltsame Schauspiel, daß die Trümmer des alten Persiens sich wieder auf das neue Persien stürzen, um mit an seiner Zerstörung zu arbeiten. Die Verschnittenen und die Priester aber des Hofes von Ispahan zitterten vor jeder Kraft, sogar vor der, die sie selbst retten wollte. Luft Ali Khan ward bei Schah Hussein verleumdet, als ob er auf Empörung sänne. Der Schah ließ ihn gefangen nach Ispahan schleppen, und das Heer, welches Persien noch vor den Afghanen gerettet, zerstreute sich, denn schon fingen die Bande, welche das Reich zusammengehalten, an, aus einander zu gehen.

Nun gewann die Verwegenheit des kühnen Afghanen freies Spiel. Am Anfange des J. 1722 brach er an der Spitze von nur 25,000 Streitern abermals in Kerman ein, wendete sich aber bald, die Städte, die er nicht erobern konnte, unbesorgt im Rücken lassend, grade nach Ispahan. Hussein erschrak; doch waren 50,000 Streiter bei der Hauptstadt zusammengerafft, und so wagte der Schah doch am 7. März 1722 in der Nähe von Ispahan beim Orte Gulnabat eine Schlacht. Die Afghanen hatten nicht einmal Kanonen, dennoch gewannen sie einen entscheidenden Sieg, und Hussein flüchtete in seine Hauptstadt zurück. Nun umschlossen die Afghanen die ungeheure Stadt, die damals mehr als eine halbe Million Einwohner zählte; denn Mir Mahmud rechnete richtig, daß wenn er den König und den Hof in seine Gewalt bekäme, auch das Reich zu sein aufhöre. Indessen war die Kraft der Afghanen selbst für dieses Unternehmen fast zu schwach. Mir Mahmud erlitt einige Verluste und erbot sich schon von Ispahan abzuziehen, wenn Hussein ihm die Herrschaft über Kandahar, Chorasan und Kerman tributfrei einräume und ihm eine königliche Tochter zur Gemahlin gebe. Hussein aber hoffte, daß die Statthalter der Provinzen Ispahan entsetzen würden, und wies das Anerbieten zurück. Diese Hoffnung aber erwies sich als vollkommen nichtig. Die meisten Statthalter hofften offenbar das fallende Reich zu beerben, und sich, wenn es gefallen, in ihren Provinzen zu unabhängigen Fürsten machen zu können. Indessen hätte sich Ispahan selbst retten können, denn es waren Menschen und Waffen genug da. Aber Menschen und Waffen helfen nicht, wo Feigheit und Unverstand die Leitung haben wollen. Die Afghanen schlossen die ungeheure Stadt immer enger ein, sodaß in ihr bald eine furchtbare Hungersnoth entstand. Die Afghanen umschwärmten die Stadt und hieben Alles nieder, was sich durch Flucht vor dem Hunger retten wollte. Hussein's letzte Hoffnung beruhete auf einem seiner Söhne, Thamasip Mirza, den er nach Kasbin gesendet, um dort ein Heer zusammenzubringen. Aber auch das mislang; denn die Statthalter schienen nur mit Ungeduld auf den Fall des Reiches zu warten, hoffend, daß die Afghanen zwar stark genug sein würden, das Reich zu stürzen, aber nicht stark

genug, um ein neues Herrnthum aufzubauen. Hussein erbot sich nun später vergebens, die Bedingungen, die Mir Mahmud früher gestellt, anzunehmen. Der verwegene Afghane begehrte aber nun, daß Hussein förmlich vom Throne steige, förmlich ihm das Reich übergebe. Endlich entschloß sich der Schah zu diesem schweren Schritte. Es war am 12. Oct. 1722, daß Schah Hussein vor dem Sieger erscheinen und dem Reiche förmlich entsagen mußte[99]). Am folgenden Tage zogen die Afghanen in die mit den Leichen der Verhungerten angefüllte Stadt Ispahan ein, und die anwesenden Vornehmen des Reiches und Hussein selbst mußten dem Afghanenhäuptling im Palaste die Huldigung leisten. Schah Hussein ward seines Harems beraubt und sammt allen Prinzen des Hauses in Gemächer des Palastes verschlossen. Man kann nun nicht sagen, daß von diesen Vorgängen an eine Herrschaft der Afghanen über Persien stattgehabt. Sie herrschten nur soweit sie mit ihren Säbeln zu reichen vermochten, und weit reichten sie damit nicht. Es war nur eine ungeheure Verwirrung, die das Reich aussaugte, und in deren Mitte die Afghanen sich vergebens einige Zeit zu behaupten versuchten. Mir Mahmud versuchte allerdings, sowie er den Namen des Reiches gewonnen, von Ispahan aus, eine Regierung zu organisiren, die auf Milde gebaut, Afghanen und Perser friedlich und freundlich neben einander stellen sollte. Damit aber ward das Reich nicht gewonnen.

Thamasip Mirza legte in Kasbin, sowie er die Vorgänge in Ispahan erfuhr, auch den Titel „Schah" an. Nun waren die Afghanen zwar darin glücklich, daß Thamasip Mirza vor einem Heerhaufen, den Mir Mahmud gen Kasbin sendete, im Decbr. 1722 nach Tauris entwich, aber in vielen Provinzen des Reiches fand der Afghanen-Schah keinen Gehorsam und erzwingen konnte man ihn mit den geringen Kräften, die vorhanden, nicht. Dazu meldeten sich zwei ausheimische Feinde von gleicher Furchtbarkeit. Schon im Laufe des Jahres 1722 hatte Peter I. von Rußland, über das kaspische Meer kommend, Daghestan angegriffen, denn der Kaiser gedachte die Wirren im Perserreiche zu benutzen, um sich in den Besitz der Provinzen am kaspischen Meer zu setzen. Im J. 1723 setzte Rußland diesen Krieg fort, und grade an Rußland wendete sich Thamasip Mirza in seiner Verzweiflung, um Hilfe gegen die Afghanen zu gewinnen. In einem förmlichen Tractate, 2. Oct. 1723, trat er Daghestan, Baku, Ghilan, Masanderan und Asterabad an die Russen ab. Die Türken hatten sich kurz vor dem Abschlusse dieses Tractates auch gemeldet, den Krieg an Persien erklärt und Tiflis und Erzerum weggenommen. Trotz dem wendete sich Thamasip auch an sie um Hilfe; aber sie wollten diese Hilfe auch nur für die Abtretung mehrer Provinzen gewähren. Er konnte die Verhandlungen mit ihnen zu keinem Ende bringen und zuletzt vereinigten sich Rußland und die Pforte sogar am 24. Juni 1724, einen Tractat über die Theilung der besten Provinzen Persiens unter sich. Um diese Zeit waren die Türken schon tief in das Herz des Reiches eingedrungen. Eriwan und Hamadan waren in ihre Hände gefallen und sie droheten immer weiter vorzugehen. Schah Thamasip wußte kaum, wohin er vor den Feinden und vor den Freunden das Haupt hinlegen sollte.

Es war ein ungeheures Gewirre, in dem Alles untergehen zu müssen schien, Türken und Russen stürmten in das Reich hinein, ohne zu fragen, wem es gehöre, wem es gehorsame; Thamasip und Mir Mahmud standen gegen einander und die Völker, Sieger und Besiegte, standen ebenfalls gegen einander. In Kasbin waren die Afghanen ermordet worden, von Jeschd wurden sie zurückgewiesen. Die meisten Provinzen des Reiches konnten sie nicht gewinnen; hier wehrten es die Türken, dort die Russen, dort die Völker und die Städte selbst. Mir Mahmud hatte bald erkannt, daß er mit der Milde, die er Anfangs gewollt, nicht ausreichen werde und schlug nun einen andern, einen entgegengesetzten und blutigen Weg, ein. Schon vom Anfange des Jahres 1722 an erhob er sich mit wilder Wuth gegen die Perser. Mehre Hundert Vornehme, mehre Tausend der persischen Garden des Schah Hussein wurden niedergehauen. Wenn die Afghanen nun noch Städte eroberten, so ward mit der grausamsten Wuth verfahren und Alles, was Odem hatte, niedergehauen, und wo sie seit dem Anfange der Eroberung sicher herrschten, ging es kaum anders. Aus Ispahan flüchtete, wer zu flüchten vermochte und Mir Mahmud selbst wollte, daß Ispahan veröde; er gedachte Kurden an die Stelle der alten Bevölkerung zu bringen. Aber die Wuth und die Grausamkeit, die sich auch gegen Schah Hussein's Söhne, Brüder und Ohme, welche alle niedergehauen wurden, wendete, half um so weniger aus den schwierigen Verhältnissen heraus, als unter den Afghanenhäuptern selbst Zwiespalt herrschte, indem die andern den Glanz eines großen Reiches dem Mir Mahmud nicht gönnten. Mir Mahmud, der weiter nichts als ein verwegener Krieger und den verworrenen Verhältnissen, in die er sich gestürzt, durchaus nicht gewachsen war, verfiel zuletzt in furchtbaren Wahnsinn, in dem er sich selbst Stücke vom Leibe riß und sie fraß. Die Häupter der Afghanen begriffen, daß sie, den Wahnsinnigen an der Spitze, nichts erreichen könnten. Sie verschwuren sich mit Eschref, einem Neffen des Mir-Veis, und Mir Mahmud ward am 8. April 1725 erwürgt, als die Noth drängte und sie erfuhren, daß Schah Thamasip mit einem Heere gen Ispahan kommen wolle, welcher Versuch sich jedoch später in Nichts auflöste. Eschref fing seine Herrschaft damit an, daß er die Afghanenhäupter, die sich mit ihm gegen Mir Mahmud verschworen und ihn auf den Thron gefördert, niederhauen ließ. Gegen das Reich aber, soweit er es wirklich beherrschte, schlug er einen andern Weg ein als Mir Mahmud. Die wilden und blutigen Grausamkeiten der Afghanen hörten, soweit Eschref's Macht reichte, auf. Aber eine Versöhnung ward dadurch zwischen den Afgha-

99) *Mamye-Clairax*, Histoire des revolutions de Perse depuis le commencement de ce siècle I. II. III. (Paris 1750). *Corneille le Bruyn*, Voyage au Levant 1725. *Gemelli-Carreri*, Relation de l'état présent du royaume de Perse 1729. *Krusinsky*, Histoire de la dernière revolution de Perse, par le P. *de Cerceau*. 1728. *John Bell*, Travels 1763.

nen und den eigentlichen Persern nicht herbeigeführt. In Ispahan selbst fühlte sich Eschref so unsicher, daß er bald zu seinem und aller Afghanen Schutz ein festes Schloß aufbauen ließ. Die allgemeinen Verhältnisse gestalteten sich für die Afghanen in Persien durch Mir Mahmud's Tod nur noch übler, als sie schon früher gewesen. Denn Hussein, des Ermordeten Bruder, machte sich nun zum Herrn von Kandahar, betrachtete Eschref als seinen Feind und ließ ihm keine Truppen mehr zukommen. So waren die Afghanen in Persien von den Quellen ihrer Macht abgeschnitten, und mußten sich mit Nothwendigkeit bald verbluten. Die ungeheuren Wirren aber im Reiche dauerten nicht allein fort, sondern sie mehrten sich selbst mit dem Laufe der Zeit. Vergebens versuchte Eschref durch List bald und mit Gewalt den Schah Thamasip in seine Gewalt zu bekommen, vergebens versuchte er auch die immer weiter in das Herz des Reiches sich hineinfressende Macht der Türken sich vom Halse zu schaffen. Die Pforte hatte bis jetzt den Krieg nicht an die Afghanen erklärt, sondern an die Ssaffi, die schiitischen Ketzer, aber da sie nun bis in das Herz des Reiches drangen, ohne nach dem neuen Reiche der Afghanen zu fragen, mußte Eschref besorgt werden. Seine Botschafter begehrten daher von der Pforte Rückgabe aller Landestheile des Reiches, da die Pforte den Krieg ja nur gegen schiitische Ketzer geführt, das Eigenthum der rechtgläubigen Afghanen also unverletzt bleiben müsse, Persien aber nun eben Eigenthum der Afghanen geworden sei. Die Pforte erklärte darauf den Krieg am 4. Febr. 1726 auch an die Afghanen, und offenbarte damit, daß es die Vernichtung des Reiches sei, was sie beabsichtigte. Die Türken führten nun den Krieg gegen Thamasip Mirza und Eschref zugleich. Indessen leuchteten den Afghanen in Persien noch einige matte Schimmer von Glück. Ein großes türkisches Heer, das unter Ahmed Pascha von Hamadan nach Ispahan vordringen wollte, ward am 20. Nov. 1726 von Eschref, obwol es ihm vier Mal an Streitkräften überlegen, geschlagen. Die Pforte, eingeschüchtert durch diese schwere Niederlage, schloß am 3. Oct. 1727 Frieden mit Eschref. Schimpflich waren die Bedingungen immer, denen er sich fügen mußte; denn ein großer Theil des Reiches mit den Städten Erivan, Teheran, Sultanieh und Tabriz ward an die Pforte abgetreten; doch ward Eschref dafür als rechtmäßiger Herr des übrigen Persiens anerkannt. Auch besiegten die Afghanen noch Seid Ahmed Khan, der, der Familie der Ssaffi angehörend, sich unter den Wirren in Kerman ein unabhängiges Herrnthum gegründet.

Das war aber auch der Höhepunkt des Glückes der Afghanen in Persien; seit dem Frieden mit der Pforte ging es mit reißender Schnelle abwärts. Thamasip Mirza, auf Masanderan, Asterabad und einen Theil von Aderbidjan beschränkt, hatte doch ein kleines Heer zusammengebracht, das Fatteh Ali Khan befehligte. Bei diesem Heere fand sich im J. 1727 Nadir Kuli, der nachmals den Thron von Persien selbst bestiegen, ein. Nadir Kuli war ein Tatar aus dem Stamm der Afsaren, und zuerst Hauptmann einer Räuberbande gewesen, dann in den Dienst eines Statthalters von Chorasan gekommen, aus diesem aber wieder geschieden, um noch ein Mal zu dem wilden und freien Leben eines Räuberhauptmanns zurückzukehren. In diesem Zustande war er, als die Afghanen den Thron von Ssaffi stürzten. Die verworrene Zeit führte bald viele Männer zu Nadir Kuli's Haufen. Er aber erhob sich in der Noth über die engen und gemeinen Schranken des Räuberhauptmanns zu dem Gedanken der Befreiung Persiens vom Joche der Afghanen. Nachdem er seinen Haufen bedeutend verstärkt und Afghanen schon die Schärfe seines Schwertes gefühlt, meldete er sich bei Thamasip, erhielt volle Verzeihung und einen Befehl beim Heere. Es währte nicht lange und Nadir Kuli hatte Fatteh Ali Khan verdrängt und sich den Titel eines Khans und den obersten Heerbefehl gewonnen. Die Zeit war nun großen Unternehmungen und großen Erfolgen ungemein günstig, die Schwäche der Afghanen ward immer offenbarer, die Sehnsucht nach dem Ende ihrer Herrschaft unter den Völkern des Reiches immer brünstiger. Das allmälig sich mehrende Heer ward längere Zeit von Eschref thöricht verachtet. Nadir Kuli Khan eroberte Mesched und Herat in Chorasan, und wendete sich dann gegen die Hauptmacht der Afghanen. Eschref ward am 2. Oct. 1729 in der Schlacht von Damghan geschlagen. In der Nähe von Ispahan ward am 13. Dec. 1729 eine zweite Schlacht geschlagen, in welcher die Afghanen abermals sieglos blieben. In der Nacht nach der Schlacht räumten diese, nachdem Eschref noch den armen Schah Hussein hatte niederhauen lassen, die Stadt Ispahan und Nadir Kuli Khan konnte mit seinem Heer ungehinderten Einzug halten. Bald folgte ihm auch Schah Thamasip, der in Teheran den Ausgang abgewartet. Aber es zeigte sich nun auch gleich, daß Nadir Kuli Khan nicht im Interesse des Schahs die Afghanen bekämpft. Schon mußte der Schah ihm die freie Gewalt, Geld in dem Reiche zu erheben, wie er es brauche, bewilligen. Es war Aussicht da, das Reich wieder herzustellen, aber die Ssaffi waren in den Augen der Menschen gesunken, und der Schimpf, den sie von den Afghanen hatten erdulden müssen, hatte den alten Zauber gebrochen. Auch war von dem königlichen Geschlecht außer Schah Thamasip selbst kein Mann übrig; so sehr war von den Afghanen gegen die Ssaffi gewüthet worden. Nadir Kuli Khan faßte den verwegenen Gedanken auf, sich auf den Thron Persiens zu stellen, und dazu bedurfte er des Heeres, und das Heer war nicht zusammenzuhalten ohne Geld und nicht zu gewinnen ohne Sieg. Nadir Kuli Khan folgte zuerst mit reißender Schnelle den Afghanen, die sich nach Farsistan zurückgezogen, faßte sie bei Astachar, in der Nähe der Trümmer von Persepolis, und schlug sie am 15. Juni 1730 auf's Haupt. Eschref hat auf der Flucht den Tod gefunden. Schah Thamasip fühlte sich schon von dem Glanze Nadir Kuli Khans gedrückt und von seiner Größe gefährdet. Er versuchte diesen Sturm zu beschwören und des Khans Ehrgeiz zu befriedigen, indem er ihm Masanderan, Chorasan, Kerman und Sestan als Statthalterschaften auftrug. Den zugleich empfangenen Titel eines Sultans nahm der Feldherr nicht, und begnügte sich mit dem des Dieners des

Schahs. Er wendete darauf sein tapferes Schwert gegen die Türken und eroberte Hamadan, Kermanschah, Ardelan und Tabriz ihnen wieder ab. Aber von diesem Feldzuge rief ihn ein Aufstand des Stammes der Abdolli ab. Ibrahim, Nadir's Bruder, war von ihnen geschlagen worden und darauf hatten sie Herat erobert. Im Anfange des Jahres 1731 wendete sich Nadir gegen sie und brachte sie zum Gehorsam zurück. Schah Thamasip hatte die Gelegenheit ergriffen, um wieder empor zu kommen, war an die Spitze eines Heeres getreten und versuchte sich am 15. Sept. 1731 in einer Schlacht gegen die Türken bei Hamadan, die ihm eine furchtbare und schimpfliche Niederlage gab. Thamasip schloß darauf im Anfange des Jahres 1732 einen unehrenhaften Frieden mit der Pforte; denn er wollte den Krieg enden, damit Nadir Kuli Khans große Bedeutung aufhöre. Der aber erklärte sich sogleich gegen den Schimpf dieses Friedens, und foderte die Türken auf, aus allen persischen Provinzen zu weichen, sonst sollten sie die Schärfe seines Schwertes empfinden. Das Heer war durch Sieg und Ruhm damals dem Nadir ganz gewonnen, und Schah Thamasip war vor ihm nichts mehr. Im August 1732 war Nadir Kuli Khan mit seinem siegreichen Heere nach Ispahan zurück. Der arme Schah ward als ein Unwürdiger, dem es an dem nöthigen Verstande fehle, des Thrones entsetzt und in sichere Haft nach Chorasan gebracht, Abbas III., sein junger Sohn, nur 40 Tage alt, zum König gekrönt.

Eigentlich führte Nadir Kuli Khan schon jetzt das Reich, der Knabe war nur aufgestellt, um die Menschen auf die wichtige Veränderung vorzubereiten, daß Einer, der dem alten Stamme der Ssaffi nicht angehörte, auf den Thron steigen könne. Die Zeit, bis die Birne zu völliger Reife gediehen, wollte Nadir Kuli Khan mit neuen Thaten und Siegen ausfüllen. Er griff Bagdad und die Türken an, ward aber von Topal Osman in der Schlacht von Duldscheilik am 19. Juli 1733 geschlagen. Indessen zeigte sich Nadir Kuli Khan im Unglück fast noch stärker als im Glück. Bald hatte er sein Heer und dessen Muth wieder hergestellt. Topal Osman fiel in der Schlacht bei Leitam, etwa drei Monate nach der ersten geschlagen, und die Türken erlitten eine entscheidende Niederlage. Im weitern Laufe des Krieges waren die Türken nicht glücklicher, als sie bei Leitam gewesen. Sie mußten am 24. Sept. 1736 einen Frieden schließen, in dem sie alle Eroberungen zurückgaben, und so ward das Reich von dieser Seite völlig wiederhergestellt. Auch Anna, Kaiserin von Rußland, gab alle Eroberungen zurück, welche Peter der Große an den Ufern des kaspischen Meeres gemacht. So stand Nadir Kuli Khan als der glückliche Wiederhersteller des Reiches aus ungeheuren Wirren da. Die Ssaffi schienen vergessen zu sein; nur ein Mal hatte Muhammed Khan, Statthalter von Farsistan, versucht, sich für Schah Thamasip zu erheben, aber der Versuch war leicht erdrückt worden. Nun ließ Nadir Kuli Khan den jungen Abbas III. schon im Anfange des Jahres 1736 sterben, und berief die Häupter des Heeres, der Völker und der Priester des Reiches in die Ebenen von Ardebil. Diese Versammlung ward von Nadir Kuli Khan aufgefodert, dem Reiche wieder einen König zu erwäh[len]. Sie könnten ja, sprach er, Schah Thamasip wieder [auf] den Thron stellen, wenn sie ihn für tüchtig fänden; w[as] ihn anlange, so gedenke er sich in die Einsamkeit zurückzuziehen. Es ward nun ein Possenspiel aufgeführt, welches einen vollen Monat dauerte. Die Versammlung war nicht frei, die Säbel des Heeres, das dem Nadir ganz ergeben, schwebten über ihr; auch waren die Mirzen gewonnen, nur die Mollahs zeigten einigermaßen unabhängige Gesinnung. Tag für Tag ließ sich Nadir bitten, den Thron zu besteigen, und nur endlich, als könne er den dringendsten Bitten nicht widerstehen, nahm er das Reich an. Es war am 11. März 1736, als Nadir zum Schah ausgerufen ward [1]). Eine Bedingung hatte er dabei noch gesetzt, daß den vier ersten Khalifen in den Moscheen der Schii nicht mehr geflucht, dadurch der Grund der Spaltung zwischen den Schii und den Sunni hinweggeräumt, und aus den Persern eine fünfte, rechtgläubige Sekte der Sunniten gebildet werde. Ein Gebot des neuen Schahs verkündete es auch sofort dem Reiche, daß das Verfluchen der vier ersten Khalifen aufhören müßte. Das persische Reich war von Schiiten und Sunniten bewohnt, und welcher Haß zwischen ihnen war, das hatte der jüngste Kampf mit den Afghanen gezeigt. Nadir Schah wollte die Scheidewand niederbrechen, welche die Perser von andern Völkern ihres Reiches und von den übrigen Moslemen trennte. Gleich darauf zog er auch die Güter der Moscheen ein, und errichtete damit die kleine Art von Unabhängigkeit, die auf dieser Seite noch vorhanden.

So ward Nadir, der glückliche Thronräuber, Schah von Persien; eilf Jahre hat er den Thron behauptet. Er ist unter die Großen der Welt gezählt worden, weil er in glücklichen Kriegsthaten geglänzt, weil er das Reich der Perser, durch die Afghanen furchtbar erschüttert, wieder hergestellt, weil er bis nach Indien hinein seine siegreichen Waffen getragen. Als tapfrer und verwegener Krieger zeigte sich uns Nadir allerdings, aber sonst auch in Nichts über die gewöhnlichen Herrscher des Morgenlandes, über den gewöhnlichen Geist des Morgenlandes erhaben. An eine innere Bildung seines Reiches denkt er nicht und er verstehet nichts davon; nur der Krieg ist sein Element, und um den Krieg führen zu können, saugt er das bereits tief erschöpfte Reich, das er nur auf militairische Art zu beherrschen versteht, auf das Wildeste aus. Er möchte das Reich nach allen Richtungen erweitern, für welchen Zweck er, wider die Weise der Ssaffi, selbst an Errichtung von Flotten auf dem kaspischen und dem persischen Meere denkt, er will in das Blaue hinein erobern, ohne zu wissen, wie er dann das Eroberte zusammenhalten und regieren sollte. Der schwierigen Stellung, in welcher er

1) Histoire de Thamas Kuli Chan (Paris 1745). Histoire de Thamas Kuli Chan, Sophi de Perse (Amsterd. 1740). *Otter*, Voyage en Turquie et en Perse. I. II. 1748. *Jonas Hanway*, The revolutions of Persia (London 1753). *James Fraser*, The History of Nadir Schah (London 1742). The History of the life of Nadir Schah extracted from an eastern Manuscript by *William Jones* 1773.

als ein neuer Schah dasteht, zeigt er sich nicht gewachsen; nur durch tigerartige Grausamkeit, nur indem er sich auf fremde und halbfremde Truppen stützt, glaubt er sich behaupten zu können. Er beleidigt und stößt die von sich, die seine Hauptstütze sein mußten, und findet daher durch ihren Grimm einen zeitigen Untergang. Nadir Schah weiß auch nicht, daß wer ein rasch gewonnenes Herrnthum behaupten will, verstehen muß, niederer und gemeiner Leidenschaften sich zu entschlagen. Eine wüthende Geldgier scheint sein Inneres zu verzehren. Vorübergehend nur ist der Glanz, der dem Reiche der Perser von ihm gebracht ward. Und als seine kräftige Persönlichkeit den neuen Bau nicht mehr hielt, war der Fall nur um so tiefer. In der Weise vieler Thronräuber mag Nadir Schah gemeint haben, daß Eroberung und Siegesglanz ihm nothwendig sei, um sich und seine Dynastie auf dem angemaßten Throne zu befestigen. Daher wendet er seine Waffen nicht allein an, daß das Reich wieder zusammenkomme, wie es unter den Ssaffi gewesen, sondern er will es auch gewaltig gen Osten und gen Westen ausbreiten. Nadir Schah selbst wendete sich, nachdem er die Kurden gezüchtiget, gegen die Afghanen von Kandahar, dem ältesten Sohn Riza Kuli Mirza ward aufgegeben, die Usbeken von Bochara zu züchtigen. Alle Afghanen wurden von Nadir Schah wieder unter das Reich gebracht. Als er sie wieder besiegt, wendete er seine Vorliebe besonders den Afghanen zu und bildete aus ihnen einen großen Theil seines Heeres. Die, gegen welche er kaum selbst als Befreier aufgetreten war, sollten nun wieder seine Stützpunkte in dem befreiten Reiche sein, weil er unrechtmäßige Herrschaft über dasselbe an sich gerissen. Noch während der Belagerung von Kandahar hatte Nadir Schah Streit mit dem Hofe von Delhi und mit dem Kaiser Muhammed wegen der Afghanen, die sich auf indisches Gebiet geflüchtet, und wegen anderer Beleidigungen, denn er wollte einen Krieg gegen Delhi. Es drängten damals die kräftigen Mahratten gewaltig auf Delhi ein, und Niemand konnte wissen, ob sie das Reich nicht stürzen, ob sie nicht Grenznachbarn Persiens werden würden. Daher mochte es selbst als nothwendig erscheinen, das persische Reich weiter auszudehnen, die Indusprovinzen zu gewinnen, um für alle Fälle gegen Indien eine festere und sicherere Grenze zu gewinnen. Das war jedes Falles die Rechnung, durch welche sich Nadir Schah nach Indien gezogen fühlte. Nizam al Moluk, der Subbah von Dekan, der bei Verwirrung oder Untergang von Delhi auch zu gewinnen hoffte, scheint mit dem persischen Schah in geheimem Einverständniß gestanden zu haben. Es war im J. 1738, daß Nadir Schah mit mehr als 150,000 Streitern schnell und ehe man in Delhi an die Möglichkeit eines Krieges glaubte, in das Reich des Großmoguls hineinfuhr. Der Schah eroberte Kabul und die reichen hier aufgehäuften Schätze stachelten seinen Geiz. Darauf ging der Weg über Peschawer nach dem Indus, der im Anfange des Jahres 1739 überschritten ward. Nadir Schah durchschritt nun das Panjab, wie Alexander der Große, aber verwegener und kundiger als dieser, drang er über Lahore kühn gegen Delhi vor. An dem Hofe dort scheint erst spät an die Möglichkeit eines Angriffes gedacht worden zu sein; das Heer ist nicht zusammen und man muß den Feind bis in die Nähe Delhi's kommen lassen, ohne eine Schlacht wagen zu können. Erst bei Kurnal, 50 Meilen von Delhi, liefert Devran Khan, des Großmoguls Vezier, im Febr. 1739 die Schlacht. Die Elephanten halfen dem indischen Heere nicht, das persische gewann einen entscheidenden Sieg. Devran Khan starb an den in der Schlacht empfangenen Wunden. Der Kaiser Muhammed behauptete sich zwar noch in einem festen Lager; seine Lage aber scheint durchaus verzweifelt gewesen sein, Verrath des Nizam al Moluk mag hinzugekommen sein, um ihn vollends zu brechen. Ohne daß man genau erführe, wie es damit zugegangen, fällt der Kaiser in Nadir Schahs Gewalt und muß mit ihm nach Delhi ziehen, wo das persische Heer am 3. März 1739 einrückte. Aller Widerstand hörte wahrscheinlich auf Muhammed's eigenen Befehl auf. Nadir Schah läßt sich nun von dem Kaiser die Gebiete im Westen des obern Indus mit den Städten Kabul, Ghasan, Peschawer abtreten, und nahm in Delhi eine furchtbare, theils methodische, theils gewaltsame Plünderung vor, die über das Eigenthum des Kaisers wie der Unterthanen ging. Die baaren Schätze, die Juwelen, die Geräthe, die Kanonen, die Kriegsvorräthe, Alles, was sich fortbringen ließ, ward fortgeschleppt. Der Bericht eines Reisenden schätzt den Werth des von Nadir Schah aus Delhi und Indien Fortgeschleppten auf 80 Millionen Pfd. Sterl. 300 Elephanten, 10,000 Kameele und 10,000 Rosse führten die Siegesbeute hinweg.

Nadir Schah zog am 4. Mai 1739 aus Delhi wieder ab. Es ward verkündet, daß Persien drei Jahre hindurch dem Schah keine Abgaben zu zahlen habe. Aber es ist nicht allein dies Versprechen nicht gehalten worden, es hat auch Nadir seinem eigenen Heere die in Indien gemachte Beute listig abgejagt. Alle zusammengeraubte Schätze kamen in die Feste Kelaat in Chorasan; sie sind unter den Stürmen nach Nadir Schahs Tode spurlos, ohne daß sie für Persien heilbringend gewesen, verschwunden. Während des Schahs Abwesenheit in Indien war Riza Kuli Mirza, der älteste Sohn, Reichsverweser gewesen. Dieser hatte den armen Schah Thamasip, und was noch von dem unmittelbaren Geschlecht der Ssaffi übriggeblieben, in währender Zeit ermorden lassen, gegen die Usbeken aber ohne entscheidendes Glück gekämpft. Darum brach Nadir Schah, nachdem er die abgetretenen Indusprovinzen zu Gehorsam gebracht, gegen diese auf. Die Perser eroberten Balkh wieder, das während der Afghanenherrschaft mag verloren gegangen sein, drangen über den Oxus und bedrohten den Khan von Bokhara in seiner Heimathstadt. Der Khan ward genöthiget, die Hoheit des persischen Reiches anzuerkennen. Darauf ward auch Chiewa, das in unsern Tagen von den Russen vergeblich bedroht worden, gezüchtiget. Also erschien das persische Reich freilich wieder in einem Glanze, wie in den ersten Zeiten der Ssaffi, aber je höher dieser Glanz stieg, desto mistrauischer schien der Schah gegen sein eigenes Reich, gegen die Völker desselben, die seine Stütze sein sollten,

zu werden. Schon bildeten die Afghanen einen bedeutenden Theil des Heeres, und auf der Heerfahrt nach dem Norden schuf sich Nadir Schah einen andern aus Usbeken, alten Feinden des Reiches, zusammengesetzt. Im Anfange des Jahres 1741 kam er von seinen großen Heerfahrten in das Herz des Reiches zurück. Er war großer Gedanken voll; es sollten Flotten auf dem kaspischen und dem persischen Meer errichtet werden, theils um den Handel zu beschützen, theils um die Küstenvölker, besonders die Araber am persischen Meerbusen, in Zaum und Zügel zu halten; er wollte einen Krieg gegen die Türken beginnen, um sein Reich auch nach Westen auszudehnen, wie es nach Osten geschehen. Aber im Innern bemerkte der Schah üble Gesinnungen der Menschen. Es war von ihm ein neuer Ritus aufgestellt und aufgezwungen worden, denn noch immer ging er, worüber auch vielfach mit der Pforte unterhandelt ward, mit dem Gedanken um, die persischen Schiiten zu einer fünften rechtgläubigen Sekte der Sunniten umzugestalten. Die Schiiten aber, besonders die Priesterschaft, waren wider des Schahs Entwürfe. Nadir behandelte daher die Priester mit immer größerer Strenge und schaffte auch die Würde eines Oberpriesters ab. Dadurch aber wurden die eifrigen Schii immer heftiger gegen ihn aufgeregt. Nadir Schah glaubte im Grunde wol an gar nichts. Zwar ließ er einst die Bibel und den Koran ins Persische übersetzen und die Übersetzungen vor sich bringen, aber nur, um vor Moslemen, Juden und Christen, beiden Büchern zu lachen. Bei der Vereinigung aber der Schii seines Reiches mit den Sunniten glaubte er aus politischen Gründen verharren zu müssen. Nun geschah, daß auf einer Heerfahrt gegen die wilden Lesgier, die sich empört, ein Anfall auf Nadir Schahs Leben gemacht ward. Dieser Anfall, dem er indessen entging, mag auf sein wildes und mistrauisches Gemüth einen erbitternden Eindruck gemacht haben. Zuerst hielt er seinen ältesten Sohn Riza Kuli Mirza für den Anstifter und ließ ihn blenden, scheint aber später selbst dessen Unschuld erkannt und den Grund des Mordanfalls in dem Hasse, welchen die Schii auf ihn geworfen, gefunden zu haben. Sein wilder Haß fällt nun besonders auf die eigentlichen Perser. Die Tyrannei erreichte zuerst die Köpfe der Vornehmen, dann aber auch die Köpfe der Gemeinen. Nadir Schah, der geizig alle indische Schätze zurückbehielt, ließ, nachdem er den Krieg gegen die Lesgier aufgegeben, ungeheure Rüstungen zu einem Kriege gegen die Pforte, welche das Land bezahlen mußte, machen. Die Pforte erbitterte ihn, weil sie die fünfte sunnitische Sekte nicht anerkennen wollte, weil sie einen persischen Abenteurer für einen Sohn des Schah Hussein ausgab. Der Krieg mit der Pforte brach im J. 1743 aus und gab der Wuth und dem Mistrauen Nadir Schahs reichliche Nahrung. Denn die Türken ließen den vorgeblichen Sohn des Schah Hussein, Ssaffi Mirza von ihnen genannt, in Persien einbrechen, und es fand derselbe in Schirwan, Farsistan und Masenderan großen Anhang. Aber Nadir Schahs Heere wurden im J. 1744 des Aufstandes Herr, und die Provinzen, die dem angeblichen Ssaffi angehangen, wurden mit Strömen von Blut bedeckt. Ssaffi Mirza selbst ward gefangen und niedergehauen. Der Krieg gegen die Türken dauerte nur einige Zeit fort. Nadir Schah gewann den großen Sieg bei Eriwan am 10. Aug. 1745 über sie, gab aber vor der Hand die Eroberungsentwürfe auf dieser Seite auf, und schloß am 4. Sept. 1746 Frieden mit den Türken. Nadir Schah hatte sich mit seinem Heere lieber gegen die Eingeweide seines eigenen Reiches gewendet. In den letzten Tagen seines Lebens wüthete er auf eine unerhörte Weise besonders in Farsistan, in Chorasan und Kerman. Nicht mehr Einzelne, sondern Hunderte, ja Tausende wurden auf ein Mal abgeschlachtet. Die Menschen flohen in Wälder und Wüsten, wo Nadir Schah erschien. Hier galt es, Opfer seinem krankhaften Mistrauen zu bringen, dort Geld zu erpressen, dort Schiiten zu Sunniten umzustempeln. Endlich aber schlug des Ungeheuers Stunde. Er befand sich bei seinem Heere und wollte gegen seinen Neffen Ali Kuli Khan ziehen, der im Verdachte des Abfalls stand. Da soll er mit den Usbeken und Afghanen sich verabredet haben, damit alle Perser in seinem Heere ermordet würden. Das war ruchbar geworden, und vier vornehme Herren erschlugen Nadir Schah am 20. Juni 1747.

Sein Tod ist für Persien ein Ereigniß von der größten Wichtigkeit geworden; seitdem ist unter einer ungeheuren Verwirrung der alte Glanz und die alte Größe unwiederbringlich verloren gegangen. Gleich nach dem Tode des Tyrannen wollte ein Kampf zwischen dem Heere entbrennen. Auf die eine Seite stellten sich die Afghanen und die Usbeken, um den Mord Nadir Schahs zu rächen, auf die andere die Afsaren, Kurden und Perser, um die Mörder zu beschützen. Aber lange währte der Streit nicht, denn Ahmed, der Anführer der Afghanen, aus dem Stamme der Durani, entschloß sich mit den Seinen in die Heimath zurückzukehren. Seitdem ist das alte Reich der Perser in zwei Hälften aus einander gefallen. Im Westen bleibt das eigentliche persische Reich, im Osten erhebt sich das Reich der Afghanen, welches auch das ostpersische genannt werden kann. Ahmed Schah ward der Stifter dieses Reiches, das auf dem Stamm der Durani stand. Während Jahre lang in dem Herzen des persischen Reiches nach dem Tode Nadir Schahs eine furchtbare Verwirrung herrscht, erhoben sich die Durani unter Ahmed Schah mit bewundernswürdiger Schnelle und Kraft, wobei ihnen die Zerrüttung des Perserreiches auf der einen und die Zerrüttung des Reiches von Delhi auf der anderen Seite allerdings sehr zu Statten gekommen. Die andern afghanischen Stämme, auch die Gildschi, die Beludschen und Balkh scheinen sich dem Ahmed Schah ohne großen Kampf unterworfen zu haben. Die Statthalter, die Nadir Schah nach Ghasna, Kabul, Peschawer und Balkh gesetzt, müssen dem neuen Herrn des Ostens sich fügen und schon im J. 1748 überschreiten die siegreichen Afghanen den Indus. Panjab, Kaschemir und die Gebiete am mittlern Indus werden gewonnen. Die Afghanen drangen bereits im J. 1749 in Chorasan ein, entrissen dem westlichen Reiche einen großen Theil desselben und eroberten im J. 1750 Herat. Bei 15 Millionen Menschen zählte das Afghanenreich unter Ahmed

Schah. Vier davon waren Afghanen, fünf Hindu und über eine Million Perser. Unterdessen hatte in dem westlichen, in dem eigentlich persischen Reiche eine entsetzliche Verwirrung begonnen. Die Sfaffi waren untergegangen, Nadir Schahs Haus hatte noch keinen festen Boden im Reiche gewonnen, und so schien der Thron von Persien der verwegenen Kühnheit und Stärke Preis gegeben. Die langen Kämpfe, die um diesen Thron gestritten worden, sind ein eintöniges Gemälde von Tücke, Treulosigkeit, Verrath und Grausamkeit, über welches die Geschichte gern flüchtig hinwegschreiten möchte.

Nach dem Tode Nadir Schahs hatte sein Heer sich größtentheils zerstreut und daher waren seine drei Söhne, Nassirollah, Iman Kuli und Schah Rokh, ohne sichere Stützpunkte. Da kam Ali Kuli Khan, Nadir Schahs Neffe, bemeisterte sich der Feste Kelaat, wo des Ermordeten Schätze lagen, ließ die beiden ältesten Söhne des Ohms erwürgen, und sparte den dritten, den jungen Schah Rokh, nur deshalb auf, damit er im Nothfall in dessen Namen herrschen könne. Auch den geblendeten Riza Kuli Khan, Nadir Schahs Sohn, und 16 andere Prinzen des Hauses ließ er niederhauen. Schah Rokh ward in der Stadt Mesched in Chorasan eingeschlossen und sein Tod ebenfalls verkündet. Ali Kuli Khan ließ sich zum Schah ausrufen und nahm den Titel Adil Schah oder der gerechte König an. Er verkündete unter heftigen Klagen über Nadir Schahs blutige Tyrannei eine milde Herrschaft und eröffnete, um Anhang zu gewinnen, die reichen Schätze von Kelaat. Aber zu zeitig versenkte er sich in die Lüste des Palastes und des Harems in Masenderan. Noch hatte er nicht ein Jahr den Namen eines Schahs geführt, als sein eigener Bruder Ibrahim Mirza sich gegen ihn erhob. Das Heer, welches Adil Schah zusammengebracht, ging auf den ersten Ruf zu Ibrahim Mirza über. Adil Schah ward gefangen und Ibrahim ließ ihm die Augen ausreißen. Ibrahim Mirza war zuerst unter dem Vorwande, als wolle er nur Schah Rokh auf den Thron erheben, aufgestanden. Als aber dieser, der auch mit den Sfaffi zusammenhing, da seine Mutter eine Tochter Schah Hussein's war, und dem darum viele Gemüther zugewendet, zu Mesched in Chorasan am 20. Sept. 1748 zum Schah ausgerufen ward, warf Ibrahim Mirza die Maske ab, und ließ sich am 17. Nov. 1748 zu Tabriz ebenfalls zum Schah ausrufen. Zwischen den beiden Schahs entbrannte nun ein wilder Kampf, der am Ausgange des Jahres 1749 damit endete, daß Ibrahim und Adil in die Gefangenschaft der Feldherren des Schah Rokh fielen und niedergehauen wurden. Schah Rokh war nun 16 Jahre alt, und es schien einen Augenblick, als würde Persien zur Ruhe kommen. Da erhob sich bei Mesched selbst, wo Schah Rokh wohnte, denn Ispahan hörte nun allmälig auf, das Haupt des Reiches zu sein, Seid Muhammed, der auch von den Sfaffi abstammte. Schah Roka's Heer ward bei Mesched geschlagen, Seid Muhammed drang in die Stadt, ließ Schah Rokh blenden, und sich selbst unter dem Namen Suleiman zum Schah ausrufen. Aber Juseff Ali, Feldherr des Geblendeten, hielt an dessen Sache fest und Suleiman hatte den Thron kaum bestiegen, als er auch von diesem besiegt, gestürzt und niedergehauen ward. Im Anfange des Jahres 1750 ward der geblendete Schah Rokh so zum zweiten Male auf den Thron gestellt. Schon jetzt war das Reich wie halb aufgelöst; die wandernden Stämme, welche so stets nur in einem lockeren Zusammenhange mit demselben standen, die Statthalter der Provinzen und der Städte, kümmerten sich kaum noch um die ohnmächtigen Schahs, die sich in Chorasan, Irak und Farsistan erhoben oder erhoben worden. Aber an Ehrgeizigen fehlte es nicht, die entweder im Namen unkräftiger Schahs walten oder auch den Thron selbst besteigen wollten. Wenn der Eine emporgekommen, so meldete sich auch schon der Andere zu seinem Sturze. Jusseff Ali wollte die Leitung der Dinge im Namen des geblendeten Schah Rokh behaupten, aber zwei mächtige Häuptlinge erhoben sich bald gegen ihn, Mir Alim Khan, der Araber, und Djaffar Khan, der Kurde. Sie wollten einen blinden Knaben nicht als Schah dulden und noch weniger den Juseff Ali als seinen Reichsverweser. Schon im Mai des Jahres 1750 war Juseff Ali gestürzt und vernichtet, Schah Rokh zum zweiten Male entthront. Djaffar Khan aber ward kurze Zeit darauf von Mir Alim Khan vernichtet. Grade während dieser Vorgänge im eigentlichen Persien war Ahmed Schah, der Afghane, in Chorasan eingedrungen und hatte Herat genommen[2]). Die Wirren in Persien waren so groß, daß er wol für einige Zeit auf den Gedanken kommen konnte, die Afghanenherrschaft über ganz Persien wieder herzustellen. Darum ging er, nachdem Herat gefallen, weiter in das Herz des Reiches vor. Mir Alim Khan fand in einer Schlacht vor ihm den Untergang, und die Afghanen belagerten darauf Mesched, in welcher Stadt sich Schah Rokh befand. Da die Stadt lange widerstand, versuchte Ahmed Schah, ob er die anderen Provinzen des Reiches gewinnen könnte, ward aber von Muhammed Hassan Khan, Statthalter von Asterabad, der sich auch über Masenderan ausgebreitet, kräftig zurückgewiesen, worauf er den Gedanken, das ganze Perserreich für sich selbst zu erobern, aufgab. Ahmed Schah eroberte darauf Mesched, und jetzt nur noch darauf sinnend, Schwäche in Persien zu erhalten, stellte er den geblendeten Schah Rokh zum dritten Male auf Da erhoben sich zwei Kurdenhäuptlinge, Ali Merdan und Muhammed Kerim, und stellten den jungen Ismael, der von einer Tochter Schah Hussein's abstammte, einen achtjährigen Knaben, als Herrscher auf und führten ihn nach Ispahan, in die alte Königsstadt. Ismael war ein Abkömmling der Sfaffi; darum fiel ihm zu, was überhaupt noch an dem Reiche hielt, Schah Rokh war blind und ein Schützling der verhaßten Afghanen geworden, Ahmed Schah selbst hatte den Gedanken, Persien für sich zu gewinnen, aufgegeben, denn leichtere Eroberungen schienen im Osten zu lachen. Er wollte jetzt nur noch Sicherheit für das neue Afghanenreich gegen die Perser, und darum beliebte er eine abermalige Theilung der persischen Macht. In den Theilen Chorasans,

2) *Elphinstone*, An Account of the Kingdom of Caubul p. 547—550.

die er nicht, wie Herat und sein Gebiet, mit dem eigenen Reiche verbunden, setzte er Schah Rokh ein und ließ ihm von Allen den Eid der Treue schwören. Ali Merdan und Muhammed Kerim scheinen dazu ihre Zustimmung gegeben zu haben, und es mag ein förmlicher Tractat deshalb geschlossen worden sein. So ist die alte persische Macht nun gar in drei Theile gespaltet. Der Stamm Nadir Schahs und die Nachkommen Schah Rokhs haben sich bis zum Jahre 1802 in Chorasan, freilich nur klein und unbedeutend, erhalten. Ahmed Schah aber war unter diesen Vorgängen im J. 1752 aus dem westlichen Persien abgezogen, in dessen Verhältnisse er nun weiter nicht mehr eingriff; denn fortan war seine ganze Kraft gegen Indien gewendet.

In dem eigentlich persischen Reiche aber verlief seit dem Verschwinden des Hauses Nadir Schahs ein halbes Jahrhundert, in dem außer Kerim Khan keine sehr bedeutende Persönlichkeit und außer einem wüsten Kampfe um den Besitz des Thrones auch kein Ereigniß von Wichtigkeit hervortritt. Die Afghanen waren unter Ahmed Schah kaum abgezogen, als zwischen Ali Merdan und Muhammed Kerim Streit um den Besitz des Herrnthums ausbrach, das nur dem Namen nach von Schah Ismael geführt ward. Ali Merdan ward nun zwar noch im J. 1752 ermordet, aber noch lange konnte Muhammed Kerim sich eines sichern Herrnthums nicht erfreuen. Zwei Männer besonders machten ihm dasselbe streitig, Muhammed Hassan Khan aus dem Stamm der Kadjaren, der sich in Asterabad und Masenderan unabhängig gemacht, und Azad, der Afghane, der die Provinz Aderbidjan an sich gerissen. Die Afghanen spielten fortwährend auch in dem westlichen Reiche eine nicht unbedeutende Rolle. Die Heere der sich unter einander bekämpfenden Häuptlinge bestehen immer zum Theil aus afghanischen Soldtruppen. Muhammed Kerim hatte in diesem Kampfe, in welchem das Glück oft und seltsam wechselte, seinen Hauptstützpunkt in der Provinz Farsistan. Erst im J. 1759 ist er über seine beiden Nebenbuhler Herr geworden. Durch eine im Morgenlande bei Herrschern ganz ungewöhnliche Menschenfreundlichkeit und Milde hatte Muhammed Kerim die Gemüther der Menschen gewonnen. Das lange Unglück, von dem das Haus verfolgt worden, hatte die Ssaffi um ihre alte Achtung gebracht, und dem jungen Ismael war nie Gelegenheit gegeben worden, sich zu zeigen. Doch wollten einige Große, nachdem der Streit um die Reichsverweserwürde beendet, in Ispahan die Regierung wirklich in die Hände des jungen Schah Ismael bringen. Muhammed Kerim aber unterdrückte diese Bewegung sogleich, versammelte nun die Reichsgroßen und ließ sich von ihnen den Titel „Vekihl" oder Reichsverweser feierlich auftragen. Der junge Ismael ist damals in das feste Schloß Abeda, zwischen Ispahan und Schiraz gelegen, gebracht worden. Dort ist der letzte Sprößling des Hauses der Ssaffi spurlos verschwunden; es ist niemals wieder von ihm die Rede. Noch zu Kerim's Lebzeiten scheint Ismael, im Äußern königlich gehalten, friedlich verstorben zu sein. Kerim aber hat sich immer mit dem Titel „Vekihl" begnügt und sich niemals Schah genannt. Er hat in Persien ein sehr gutes Andenken hinterlassen 5). Zuerst ward von ihm wenigstens theilweise das Reich wieder hergestellt. Die Statthalter von Kerman, Laristan, Ghilan, Masenderan und fast alle Provinzen zwischen dem kaspischen und dem schwarzen Meere, wie die arabischen Stämme an der Küste des persischen Meeres hatten sich in der Zeit der Unruhen unabhängig gemacht. Kerim brachte sie doch wenigstens zu dem Range des Reiches zurück. Dann war sein inneres Walten von einem Geiste der Milde, Mäßigung und Ordnung beseelt, wie er im Morgenlande höchst selten erscheint. Er suchte die Wunden, welche dem Lande durch die innern Kämpfe geschlagen worden, durch Begünstigung des Ackerbaues und des Handels wieder zu heilen. Besonders erfuhren die thätigen Holländer und die Armenier seine Gunst. Nur Ispahan mochte sich über den guten Kerim beklagen, denn er verlegte seine Residenz nach Schiraz, wo er sich einen Palast baute, der indessen an Glanz und Pracht die alten Königsbauten von Ispahan nicht erreicht. Als hochbetagter Greis starb Muhammed Kerim am 13. März des Jahres 1779, hoffend, daß es seinem Hause gelingen werde, die Herrschaft zu behaupten und den Schahtitel zu gewinnen.

Während das eigentlich persische Reich unter der Herrschaft des milden Muhammed Kerim eine fast zwanzigjährige, verhältnißmäßige Ruhe genoß, war der Glanz und der Sieg bei dem östlichen Reiche, dem Reiche der Afghanen, gewesen. Ahmed Schah war einer der gewaltigsten Kriegsfürsten seines Jahrhunderts und an Gelegenheit zu kühnen Thaten fehlte es ihm nicht. Es hatte der Hof von Delhi gewagt, den Afghanen das Panjab wieder zu entreißen. Ahmed Schah drang im J. 1756 wieder über den Indus, eroberte das verloren Gegangene zurück und kam selbst bis Delhi. Dort vertrieb er den Vezier des Kaisers, der den Angriff auf das Panjab betrieben, setzte einen andern ein, ließ sich das Panjab und Sind abtreten, leistete aber dafür auch dem Reiche von Delhi gute Dienste, indem er die Jats und andere Hinduvölker mit Glück bekämpfte; denn es war damals eine Zeit, in welcher die Hinduvölker emporstrebten, um aus dem alten Joche der Muhammedaner herauszukommen. Ahmed Schah aber zog in sein Reich zurück, wie er die Bewegung der Hinduvölker sattsam niedergedrückt zu haben glaubte. Diese Heimfahrt scheint in das Jahr 1757 zu fallen. Ahmed Schah mußte zurück und konnte nicht daran denken, für sich selbst einen Thron in Delhi aufzubauen, denn in dem Panjab ward die fanatische Sekte der Siek, die den Muhammedanern Tod und Untergang geschworen, immer furchtbarer. Die Sieks waren ein eben so furchtbarer als seltsamer Feind. In zwölf Verbrüderungen, unter zwölf verschiedene Häupter getheilt, handelten sie selten nach einem Plane, waren aber deshalb

---

5) *Olivier*, Voyage dans l'Empire Othoman, l'Égypte et la Perse 1807. T. V. VI. Franklin, Reise von Bengalen nach Persien 1790. *Ferrières Sauveboeuf*, Voyage dans l'Empire Othoman, l'Arabie et la Perse (Paris 1790). *Picault*, Histoire des révolutions en Perse pendant la durée du XVIII. siècle. I. II (Paris 1810).

auch nicht als eine Gesammtmasse zu fassen und zu besiegen. Dem Kampfe mit einem großen Heere wichen sie aus, wo sie nur konnten. War das Afghanenheer im Panjab, so flohen die Siek in Wälder und Wüsten, war es fort, so erschienen sie wieder, waren wieder mit Raub und Mord da [4]). Bald ward Ahmed Schah abermals nach Indien gerufen, denn die Mahratten erhoben sich nach seinem Abzuge abermals gegen das Reich von Delhi, kamen selbst bis vor die Hauptstadt und belagerten sie. Die Siek im Panjab wurden ebenfalls kühner; zwischen ihnen und den Mahratten gestaltete sich eine Verbindung, welche Ahmed Schah für höchst gefährlich halten mußte. Im J. 1759 begann er einen neuen Kampf. Die Mahratten wurden aus dem Panjab, wohin sie schon gedrungen, vertrieben. Verbündet mit den Rohillas besiegte Ahmed Schah die Mahratten in der großen Schlacht bei Paniput am 7. Febr. 1761. Die schwere Niederlage, welche die Mahratten hier erlitten, vernichtete vor der Hand ihre Entwürfe auf Delhi und Nordindien. Aber auch dieses Mal weilte Ahmed Schah nicht lange in Delhi, denn abermals riefen ihn die Sieks zurück. Diesen Feind zu vernichten, ist dem rüstigen Schah aber nicht gelungen, wenn es ihm auch zuweilen, wie im J. 1762, gelang, einzelne starke Haufen derselben zu fassen und zu vernichten. Der tapfere und rüstige Ahmed Schah, der Gründer des großen Afghanenreiches, ist im Juni des Jahres 1773 gestorben. Das Reich, welches er hingestellt, ist indessen doch auch nur ein lockerer Bau. Es stehet auf dem afghanischen Stamme der Durani und die übrigen Stämme der Afghanen sind dieser Vorherrschaft der Durani feind, obwol sie unter denselben ihre innere Verfassung völlig unabhängig fortbehalten. Die Beludschen, Usbeken, Perser und Hindu, die von Ahmed Schah erobert worden sind, haben kaum von ihm und von seiner Thätigkeit und Kraft immer bei dem neuen Reiche erhalten werden können. Unter Timur Schah, dem Sohne und Nachfolger Ahmed Schahs, zeigte das Afghanenreich sich nicht mehr in dem Glanze seiner ersten Jugend. Kaschemir stand mit dem Reiche der Afghanen nur noch in schwachem Zusammenhange, im Panjab herrschten schon die Sieks, und Timur Schah, der seine Residenz von Kandahar nach Kabul verlegte, kam nicht wieder über den Indus, denn der Schah war ein träger und schlaffer Mann, dem der freie Sinn, der sich stets unter den Afghanenhäuptlingen und den Afghanen überhaupt erhielt, nur Furcht und Bedenklichkeit eingeflößt. Lieber stützte er sich auf persische als auf afghanische Garden [5]). Timur Schah starb am 20. Mai 1793 nach wenig bedeutendem Leben.

Etwas indessen hat er in die Verhältnisse des westlichen Persiens eingegriffen. Zwischen die beiden größeren Reiche in die Mitte gestellt, führte das Geschlecht Nadirs Schahs in Chorassan zu Meschhed ein unberühmtes Dasein. Ahmed Schah, der Afghane, hatte die Nachkommen Nadir Schahs in seine drückende Schutzherrlichkeit genommen. Außer der Stadt Meschhed und den nächsten Umgebungen derselben scheinet Schah Rokh kaum noch etwas beherrscht zu haben. Nach dem Tode Ahmed Schahs brach nun in Meschhed Zwist zwischen zwei Söhnen Schah Rokh's, zwischen Nasir Ulla Mirza und Nadir Mirza, aus. Nasir Ulla Mirza, aus Meschhed von dem Bruder vertrieben, hatte sich vergebens um Hilfe an Kerim Khan gewendet. Timur Schah behauptete das Vormundschaftsrecht über Nadir's Nachkommenschaft und Meschhed fort. Nadir Mirza hatte sich dort zum Herrn gemacht und Schah Rokh noch einmal vom Throne steigen müssen. Die Afghanen aber haben ihn unter Timur Schah noch einmal in sein kleines Reich wieder eingesetzt. Das westliche oder eigentlich persische Reich ist unterdessen nach dem Tode Muhammed Kerim's abermals Schauplatz langer und furchtbarer Kämpfe um den Thron geworden. Muhammed Kerim, der den Dämon der Zwietracht und der Stammzerrissenheit glücklich beschworen, hinterließ drei Söhne, Abul Futteh, Muhammed und Ibrahim. Der letzte Ssaffi, Ismael Schah, muß unter Kerim's Herrschaft gestorben sein; denn Niemand gedenkt seiner, Niemand gedenket des Geschlechtes der Ssaffi mehr. Die Familie Muhammed Kerim's zerfleischte sich nun selbst und bahnte dadurch der gegenwärtigen Dynastie, welche dem Stamme der Kadjaren angehört, den Weg zum Throne. Die Söhne Kerim's, von dem wüsten Kampfe bald verschlungen, haben nur eine leidende Rolle in diesem Kampfe gehabt. Abul Futteh ward freilich gleich nach Muhammed Kerim's Tode in Schiraz zum Schah ausgerufen, aber die Gewalt fiel sogleich an Zeki Khan, einen der Brüder Kerim's. Aber gegen ihn erhoben sich auch sofort zwei andere Glieder des Hauses, Zaduk Khan, der Bruder, und Ali Murad, der Neffe des Vekihl. Zuerst fand Zeki Khan, dann auch Zaduk Khan in diesem Streite den Untergang, und Ali Murad Khan war im J. 1781 Meister über seinen Gegner geworden. Die Söhne Muhammed Kerim's waren unter diesen Wirren verschwunden. In gewöhnlicher Weise sind ihnen die Augen ausgerissen worden; nur ist ungewiß, ob diese Grausamkeit an ihnen von Zaduk Khan oder von Ali Murad verübt ward. Keiner von den Prinzen des Hauses Kerim's, die bis jetzt aufgetreten, hat sich indessen den Titel eines Schah angemaßt; sie begnügten sich mit Rang und Titel des Vekihls, als sei es von ihnen gefühlt worden, daß ihre ganze Macht auf einem sehr lockeren Boden stehe. Erst nach dem Untergange seiner Gegner aus dem eigenen Geschlechte legte Ali Murad Khan sich den Titel eines Schahs bei. Indessen war er mit jenem Untergange keineswegs zum Besitze eines ruhigen Herrenthums gelangt. Denn schon hatte sich das Geschlecht, welches eine neue Schahfamilie in Persien gründen sollte, kräftig erhoben [6]).

Unter den turkomannischen Stämmen im Perserreiche spielten die Kadjaren und ihre Häuptlinge schon lange

4) v. Hügel, Kaschmir und das Reich der Siek. 1841. I — III. 5) *Elphinstone*, An Account of the Kingdom of Caubul p. 550—564.

6) *Scott Waring*, A Tour to Scheraz (London 1807). Pallas, Bemerkungen auf einer Reise in die südlichen Statthalterschaften Rußlands 1799.

eine bedeutende Rolle. Der Kadjaren Hauptsitz waren die Provinzen Asterabad, Masenderan und Ghilan, obwol sie seit der Zeit Schah Abba's des Großen, der hierdurch ihre Macht zu brechen gedacht, auch noch durch andere Provinzen, und bis nach Farsistan, Chorasan und Kerman hin zerstreut worden waren. Unter den Kadjarenstämmen ist wieder der Stamm Djelair der angesehenste und bedeutendste. Nadir Schah hatte die Häuptlingsfamilie desselben, weil er sie fürchtete, mit tödtlichem Hasse verfolgt, und Muhammed Kerim hatte sich ebenfalls gegen sie wahren zu müssen geglaubt. Darum ward Aga Muhammed Khan zu Schiraz in fester Haft gehalten. Aber gleich nach dessen Tode war er entronnen und hatte sich nach Asterabad geflüchtet, von wo aus er sich bald mit Hilfe der Kadjaren auch Masenderans und Ghilans bemeisterte und unter den Wirren, die unmittelbar nach dem Tode Kerim's folgten, die Stellung eines unabhängigen Fürsten gewann [7]). Ali Murad brach nach dem Untergange seiner anderen Gegner gegen diesen Feind auf, vermochte aber nicht ihn niederzuwerfen, und starb im Anfange des J. 1785. Nun erhob sich in Ispahan Djaffar Khan, ein Sohn Zaduk's, um das Herrenthum zu gewinnen. Die Männer aus der Familie Kerim's, die sich zu persischen Schahs zu erheben suchen, sind allenthalben von Verrath, Treulosigkeit und Feigheit umgeben. Darum müssen sie, wenn auch erst nach einem harten Kampfe, vor Aga Muhammed Khan zusammenbrechen, der sich wenigstens auf die Kraft und Treue der Kadjaren, die seine Sache zu der ihrigen gemacht, stützen konnte. Aga Muhammed Khan begnügte sich nach Ali Murad's Tode nicht mehr mit dem Besitze der drei kleinen Provinzen. Verbunden mit seinen beiden Brüdern, Murza Kuli und Mustapha Kuli, brach er in das Herz des Reiches ein, und drängte in wechselvollem Kampfe den Djaffar Khan in den Süden zurück, während er sich des Nordens bemeisterte, und endlich auch die mehrmals gewonnene und mehrmals wieder verlorene Stadt Ispahan behauptete. Djaffar ward in Schiraz am Anfange des Jahres 1789 von mehren Häuptlingen ermordet. Die Mörder stellten Seid Murad, einen Neffen Ali Murad's, als Herrn auf, der sich indessen nur wenige Monate behaupten konnte, da an der Spitze eines Heeres, das gegen Aga Muhammed, den Kadjaren, kämpfte, Luft Ali Khan, Djaffar's junger und tapferer Sohn, sich erhob. Seid Murad und alle Mörder Djaffar's fanden durch Luft Ali Khan bald den Untergang. Dieser selbst aber sah in dem Streite mit dem Kadjaren Aga Muhammed Khan nur Unglück. Von Provinz zu Provinz, von Stadt zu Stadt gejagt, fiel er endlich wie ein abgetriebenes Reh in die Gewalt seines Gegners, der ihn sofort niederhauen ließ. Es war gegen den Ausgang des J. 1794, daß Kerim's Geschlecht mit Luft Ali Khan's Untergange verschwand. Ob nun wol Aga Muhammed erst später den Titel eines Schahs förmlich angelegt, ist doch die Dynastie der Kadjaren schon von jetzt an als bestehend zu betrachten. Er verlegte, um den Quellen seiner Macht, den Kadjaren, nahe zu sein, die Residenz von Ispahan nach Tehran, wo sie sich auch noch jetzt befindet. Der Anfang dieses Herrenthums war bitter und grausam, denn es war Muhammed's Grundsatz, Gehorsam und Unterwürfigkeit durch Schrecken zu erzwingen [8]). Die Wildheit und Verworrenheit der Ereignisse seit Kerim's Tode hatte die alte Scheu vor der Göttlichkeit des Herrenthums in Persien fast zerstört. Muhammed stellte sie, besonders der hohen Aristokratie gegenüber, durch Schrecken und Tod wieder her [8]). Das neue Herrenthum war kaum entstanden, als es auch schon von einer Gefahr bedroht ward. Unter den letzten Wirren war der christliche Fürst Heraklius von Georgien aus dem Gehorsame Persiens geschieden und hatte sich unter Rußlands Kaiserin, die zweite Katharina, gestellt. Muhammed griff zu den Waffen, um das alte Verhältniß Georgiens zu dem Reiche wieder herzustellen, und die Perser machten einen grausam verheerenden Einbruch in Georgien. Erst nach der Eroberung Georgiens legte Muhammed den Schahtitel an und umgürtete sich mit dem königlichen Säbel. Aber Rußland erklärte darüber im J. 1796 den Krieg an Persien. Die Russen eroberten nicht allein Georgien wieder, sondern überschwemmten oder bedrohten auch einige persische Provinzen am kaspischen Meere. Es war ein Glück für Persien, daß Katharina II. bald nach dem Ausbruche dieses Krieges starb, und Paul I. schon im J. 1797 den Frieden mit Persien, in dem der Kur als Grenze genommen ward, abschloß.

Persien konnte sich noch einen Augenblick mit der Hoffnung, wenigstens einen Theil Georgiens zu behaupten, schmeicheln. Doch begann schon Muhammed Schah seine Augen nach den Ostprovinzen zu werfen, die seit Nadir Schah's Tode dem Perserreiche verloren gegangen. Der Glanz und die Blüthe des Reiches der Afghanen war mit dem Tode Timur Schah's im J. 1793 erloschen. Nach dessen Tode bemeisterte sich einer seiner Söhne, Zemaun genannt, nicht ohne heftigen Kampf mit den anderen Prinzen des Hauses, des Thrones. Das Panjab war schon unter Timur Schah verloren gegangen, und Maha Singh hatte dort den Grund zu dem mächtigen Reiche der Sieks gelegt, das Küstenland Beludschistan gehorchte den Afghanenschahs kaum mehr, die Eimeks und die anderen Afghanenstämme waren der Herrschaft der Durani müde, und schon Timur Schah hatte sich mit diesen Durani selbst, auf denen doch die Herrschaft dieses Hauses ruhen mußte, verfeindet. Zemaun Schah mochte wol versuchen, das Verlorene wieder zu gewinnen, aber es wollte den Afghanen nichts mehr gelingen. Zweimal brach er wieder im Panjab ein, hoffend gegen die Sieks jetzt etwas zu erreichen, da Maha Singh gestorben, und sein Sohn, der in neuesten Zeiten in Europa soviel besprochene Ranjiet Singh, noch ein Knabe war. Aber obwol die Afghanen im J. 1795 den Indus überschritten, war doch um so weniger etwas zu erreichen, als Schah Zemaun's

7) *Brydges*, The Dynastie of the Kadjars, translated from the Persian (London 1833).

8) *Malcolm*, History of Persia. II. p. 182. 183. *Ousely*, Travels in various countries of the East; more particulary Persia. 1821. III. p. 141.

Augen und Kräfte aus Indien nach Chorasan gezogen werden mußten [9]). Hier führte der geblendete Schah Rokh, Nadir Schah's Sohn, noch immer unter dem oft unwirksamen Schutze der Afghanen eine unberühmte Herrschaft über die heilige Stadt Mesched und ihre Umgebungen, während die anderen Theile Chorasans entweder, wie die Stadt Herat, von den Afghanen selbst, oder von unabhängigen Häuptlingen eingenommen waren. Nun wendete Muhammed, der neue Schah von Persien, seine Waffen gegen Chorasan, eroberte Mesched, zerstörte Nadir Schah's Grabmal und tödtete den armen Schah Rokh im J. 1796. Nadir Mirza, Schah Rokh's Sohn, aber war zu den Afghanen entronnen, und Zemaun Schah gab die indische Heerfahrt auf, um den Persern weiteres Vordringen in Chorasan zu wehren. Auch wichen die Perser vor den Afghanen damals wieder aus Chorasan zurück.

Nicht lange nach diesen Ereignissen ward Muhammed Schah von Persien im J. 1797 von zwei Dienern, die er zum Tode bestimmt, im Schlafe ermordet. An diesem Morde hatte ein Mann, der sich mit der Hoffnung des Thrones ergötzte, Saduk Khan genannt, großen Antheil. Aber durch die Treue des Veziers, Hadschi Ibrahim, gelang es Muhammed's Neffen, Fath Ali Khan, den der Ermordete auch für die Nachfolge bestimmt, sich auf Persiens Throne, jedoch nicht ohne manchen harten Strauß, zu behaupten. Eins der bedeutendsten Momente der allerneuesten Geschichte liegt in dem unverkennbaren Sinken aller Völker und Staaten, welche auf dem Islam stehen. Das Gefühl, daß es mit ihnen zu Ende gehe, ist auch in allen Moslemen, die zu denken vermögen. Fath Ali Khan sieht in dem Laufe eines langen, fast bis auf diese Tage laufenden Lebens manches Muhammedanische Reich zusammenbrechen, manches seinem Falle eilenden Schrittes entgegengehen. Persien liegt in dem Herzen der Muhammedanischen Welt, und ist daher von den Angriffen, denen andere schon erlegen oder nächstens erliegen werden, zwar nicht ganz und völlig gesichert geblieben, aber doch nicht, wie die Muhammedanischen Reiche Indiens über den Haufen geworfen, nicht, wie das Reich der Osmanen, schon in seinen innersten Grundfesten erschüttert worden. Sind aber auch große erschütternde Angriffe von Außen ausgeblieben, die Fäulniß des Innern, die Botin des nahenden Falles, ist auch in Persien vorhanden. Gleich an dem Antritte seiner Herrschaft werden die Augen Fath Ali Khan's nach dem Osten gezogen. Der Fall des Reiches der Afghanen, der immer näher und näher rückte, schien den Persern Aussicht auf den Wiedergewinn Chorasans zu eröffnen. In blutigen Kämpfen um die Herrschaft vernichtete die Familie Achmed Schah's das Reich und beinahe sich selbst. Zemaun Schah war im J. 1797 wieder in Indien eingebrochen, theils um die Sieks zu vernichten, theils um den Moslemen Indiens die Hände gegen die Mahratten zu reichen. Unterdessen empörte sich einer seiner Brüder, Mahmud, der Statthalter von Herat. Zemaun Schah kehrte eilends zurück und Mahmud ward genöthiget, zu Fath Ali Schah von Persien zu entweichen. Die Perser unterstützten Mahmud wol, aber nicht eben mit Eifer, hoffend, daß die Parteiung und der Kampf unter den Afghanen sie wieder in den Besitz der Ostprovinzen bringen würde. Aber der Stamm der Durani selbst wendete sich zu Mahmud, und so ward Zemaun Schah vom Glück und vom Siege verlassen. Im Jahre 1800 endete seine Herrschaft. Er fiel in Mahmud's Gewalt, der ihm die Augen ausstechen ließ. Von nun an ging das Reich der Afghanen mit schnellen Schritten in schweren Wirren aus einander. Der schwache Mahmud, dessen Hauptstütze sein Vezier Fattih Khan aus dem Stamme der Durani, war kaum auf den Thron gestiegen, als sich wieder ein anderer Bruder, Schuja-ul-Mulk, gegen ihn erhob. Da erschienen die Perser wieder in Chorasan, wo sie sich schon einige Mal zu setzen versucht. Nadir Mirza, Sohn des geblendeten Schah Rokh, beherrschte damals wieder Mesched. Die Perser eroberten die Stadt, tödteten Nadir Mirza und Alles, was noch von dem Samen Nadir Schah's übriggeblieben war. So ging das kleinste von den drei Reichen, in welche sich nach dem Tode Nadir Schah's das Reich der Ssaffi aufgelöst, im Jahre 1802 zu Grunde [10]).

Es währte aber noch drei Jahrzehnte, ehe die Kadjarendynastie über die Stämme in Chorasan eine feste Herrschaft begründen konnte. Unterdessen hatte sich Georgien schon im J. 1801 freiwillig dem russischen Scepter unterworfen. Da der Schah es nicht dulden wollte, brach der Krieg zwischen Persien und Rußland aus. Dieser Krieg ist erst im J. 1813 durch einen Frieden geschlossen worden. Es war zum ersten Male, daß die Perser in einen Krieg von längerer Dauer und größerer Wichtigkeit mit einer europäischen Macht verwickelt wurden. Ob nun wol Rußland im ersten Jahrzehent dieses Jahrhunderts seine Aufmerksamkeit und seine Kräfte bald auf Frankreich und bald auf die Pforte zu richten hatte, und stets nur einen geringen Theil seiner Streitkräfte gegen Persien verwenden konnte, so mußten die Perser doch die Überlegenheit europäischer Heere in den Provinzen westlich vom kaspischen Meere oftmals schwer empfinden. Daher war auch bei ihnen, wie bei den Osmanen, das europäische Heerwesen vom ganzen europäischen Wesen, dessen Überlegenheit ihnen so fühlbar ward, das, was wenigstens die Denkenden unter ihnen zuerst zu haben begehrten, weil es ihnen zumeist in die Augen stach.

Theils der russische Krieg, theils das Gefühl ihrer Schwäche ließ Fath Ali Schah und seine Perser dem weiteren Gange der Dinge in dem Reiche der Afghanen fast müßig zusehen. Diese eine Hälfte des alten Reiches der Ssaffi stürzte in den nächsten Jahren jammervoll aus einander. Schah Mahmud ward schon im J. 1803 von Schuja wieder vom Throne geworfen, von dem Sieger

9) *Elphinstone*, An account of the Kingdom of Caubul p. 565—570. v. Hügel, Kaschmir und das Reich der Siek. III. S. 350.

10) *Elphinstone*, An account of the Kingdom of Caubul. p. 574 580. Eine gute Übersicht der neuern afghanischen Geschichte enthält die Abhandlung: The seat of war in Cabool im Asiatic Journal. New ser. Vol. XXVII.

indessen wider die Sitte dieser Völker nicht geblendet, sondern nur gefangen gesetzt. Die Eroberungen am Indus waren damals schon fast völlig verloren und unter den Afghanenstämmen selbst war es bis zu offener Feindschaft gekommen. Die Gildschi, wenn auch mit den Waffen im J. 1802 wieder niedergedrückt, hatten ihren Willen, von den Durani loszukommen, deutlich gezeigt. Dazu gingen die Stürme in der Schahfamilie fort. Fattih Khan, der mit Mahmud, seinem Schah, von seiner Höhe herabgestürzt, war unermüdlich, Empörungen gegen Schah Schuja anzustiften. Zuerst stellte er Kyser, einen anderen Bruder, als Schah auf, und als es mit diesem nicht geglückt, wendete er sich, während Schuja wieder eine Heerfahrt nach Indien unternommen, an Mahmud, der aus dem Gefängniß entronnen. Schuja ward im J. 1810 in einer Schlacht auf das Haupt geschlagen, und mußte zu Ranjit-Singh, dem geschwornen Feinde der Afghanen, entweichen. Schuja ward von dem Fürsten der Siek grausam gepeinigt, bis er seine Juwelen herausgegeben hatte [11]).

Erst im J. 1814 fand er Gelegenheit zu den Briten in Indien zu entweichen. Das Reich der Duraniafghanen, die sich einst vermessen, den Islam Indiens unter ihren Schutz zu stellen, war nun tief heruntergebracht. Die Häuptlinge der Stämme gehorsamten nicht mehr und jeder that, was ihm beliebte. Von Mahmud konnte nach Schuja's Flucht kaum gesagt werden, daß er Schah sei, denn alle Gewalt war bei dem tapferen Fattih Khan, durch den er wieder zum Namen der Herrschaft erhöht worden war. Das Verhältniß zu Fattih Khan ward weniger dem schwachen Schah, als seinem Sohne Kamiran lästig. Doch ließ der Schah im J. 1818 den mächtigen Vezier und seine Söhne niederhauen. Mit dieser That endete das von Ahmed Schah gegründete Reich der Afghanen. Die Brüder Fattih Khan's, unter denen Dost Muhammed Khan als der bedeutendste erscheint, durch ihren Bruder in die wichtigsten Stellen des Reiches gebracht, erhoben sich gegen den Schah, der bald keine andere Rettung fand, als nach Herat zu entweichen. Nur diese Provinz Herat blieb in den Händen der Nachkommen Ahmed Schah's. Mahmud starb dort im J. 1829 und ließ die kleine Herrschaft an Kamiran, den Sohn. Im Panjab und in Kaschmir herrschten die Siek, Balkh ward von den Beherrschern von Bokhara an sich gerissen, die Gebiete an der Indusmündung befreiten sich, und in den übrigen Theilen des Afghanenreiches errichteten die Brüder Fattih Khan's mehre kleine Herrschaften. So ist denn nun das ostpersische Reich, in dem die Duraniafghanen geherrscht, auseinandergegangen, und es ist keine Aussicht vorhanden, daß es wieder zusammenkommen werde. Vielleicht wird diese Theilung und Spaltung großen Veränderungen, welche auch diese Theile der Muhamedanischen Welt erfahren sollen, den Weg bereiten [12]).

Das westliche Reich, welches von uns regelmäßig das persische genannt wird, hatte in den Wirren, mit denen der Afghanenstaat auseinanderging, wol einige Versuche gemacht, sich Herats zu bemeistern, aber sie war nur schwach und erfolglos gewesen. Dieses persische Reich war, während die Afghanen fielen, in vielfache bald freundliche, bald feindliche Beziehungen mit europäischen Mächten gerathen und bei denselben kam, wenigstens in einigen Köpfen Persiens, der Gedanke, daß man sich an die Civilisation Europa's anschließen müsse; Hierdurch wurden wieder eine bedeutende Anzahl wissenschaftlich gebildeter Europäer nach Persien gezogen, das Land vielfach durchforscht, die Stellung, Stimmung und Verhältnisse der Menschen beleuchtet und erkundet, das Reich selbst bis in seine fernsten und verborgensten Provinzen der europäischen Kenntniß erschlossen. Der Ruf der außerordentlichen Thaten des Kaisers Napoleon war bis an den Hof des Schah gedrungen, und man mußte dort in ihm, da auch er gegen Rußland stand, einen natürlichen Bundesgenossen erblicken. Dem Kaiser entging es auch nicht, daß Persien für ihn nützlich sein könne, wenn es den Krieg gegen Rußland fortsetze und damit ein Theil der russischen Streitkräfte beschäftiget würde. Darum erschien die Botschaft des General Gardanne im J. 1806 an dem Hofe des Schahs, ein persischer Gesandter stellte sich während des preußisch-russischen Krieges im Hauptquartiere des Kaisers ein, und es ward eine Allianz zwischen Frankreich und Persien geschlossen. Der französische Einfluß am Hofe des Schahs herrschte indessen nur kurze Zeit, indem er bald wieder von dem englischen unterminirt ward. *In neuester Zeit sind es besonders Rußland und England gewesen, welche die nächsten diplomatischen Verhältnisse mit Persien unterhalten haben, indem jede* dieser beiden Mächte unter dem Scheine großer Freundschaft für die Kadjarendynastie das Benehmen derselben so zu bestimmen sucht, daß dadurch die eigenen Entwürfe auf Asien gefördert oder doch nicht gehindert werden. Das Gehen- und Kommen aber europäischer Gesandtschaften, das Gehen und Kommen europäischer Gelehrter, Kaufleute, Officiere und Künstler hat kaum einen Augenblick aufgehört. Daher ein großer Reichthum von Berichten über Personen und Zustände [13]).

Fath Ali Schah war ein ruhiger, gemäßigter Mann, ohne alle ehrgeizige Plane, aber hoffährtig, prunksüchtig und geizig, und ohne die mindesten Einsichten über Regierung und Verwaltung. Unter seiner langen, vierzigjährigen Regierung ist nichts von Bedeutung im Innern gediehen, was dem Lande wahrhaft hätte aufhelfen können. Eine fast allgemein herrschende Räuberei machte Handel und Verkehr im höchsten Grade unsicher. Fast alle Städte befanden sich in dem Zustande des Falles und höchstens mit Ausnahme von Tabriz ohne bedeutenden Verkehr. Das gesammte Land theilt mit den Städten eine, wie es scheint, immer mehr zunehmende Verödung. Das ganze Reich scheint, Folge unaufhörlicher innerer Kriege und aussaugender Administration, nur etwas über zehn Millionen

11) v. Hügel, a. a. O. III. S. 369. 12) The seat of war in Cabool. p. 304. 305.

13) *Gardanne*, Journal d'une voyage en Perse 1807 et 1808. *Jaubert*, Voyage dans l'Arménie et la Perse. 1821. *Morier*, A Journey through Persia, Armenia and Asia Minor (London 1812). Moritz von Kotzebue, Reise nach Persien mit der k. russ. Gesandtschaft im J. 1817 (Weimar 1819).

Einwohner zu zählen. Die Administration, die unter Fath Ali Schah eintrat, scheint nur auf das Aussaugen des Reiches berechnet zu sein. Er hat das System der Prinzeneinschließung völlig aufgegeben und grade seine Söhne, deren er nicht weniger als 39 hatte, waren es, denen er die Statthalterschaften des Reiches übergab. Diese Söhne stellten wieder ihre Söhne als Statthalter über Abtheilungen ihrer Provinzen. Alle lebten mit königlicher Pracht und das furchtbar ausgesaugte Land hatte Alles zu bezahlen [14]). Bestechung, Betrug und Aussaugung walteten entsetzlich über das Land. Es war eine Administration, unter der auch der reichste Boden veröden mußte. Das verödete Land dürfte nach dem Urtheile Befähigter nicht im Stande sein, auch mit den größten Anstrengungen nicht, mehr als 100,000 Streiter aufzustellen. In den Kriegen, in denen das persische Reich in neuester Zeit aufgetreten, hat es höchstens 50,000 aufbringen können, die einem ernsthaften Angriffe von Europäern keinen wirksamen Widerstand entgegensetzen könnten [15]).

Frühzeitig hat Fath Ali Schah so die Statthalterschaften unter seine Söhne vertheilt. Von denselben haben besonders zwei die Aufmerksamkeit der Europäer auf sich gezogen, Ali Mirza der Älteste, Statthalter von Kermanschah und Kurdistan, und Abbas Mirza, der zweitgeborne, Statthalter von Tabriz und Aderbidjan. Ali Mirza war nur von einer Sklavin, Abbas Mirza aber von einer Kadjarenfürstin geboren. Darum erklärte Fath Ali Schah den Abbas Mirza öffentlich zum Thronfolger und erzeugte dadurch eine Todfeindschaft zwischen den beiden Brüdern. Jeder erwartete in seiner Statthalterschaft den Augenblick des Todes Fath Ali Schahs und rüstete sich, um das Schwert über die Thronfolge entscheiden zu lassen. Aber beide Prinzen sind früher als der Vater vom Tode erfaßt worden. Die europäischen Reisenden haben ihre Gunst weniger dem wilden Ali Mirza als dem milderen Abbas Mirza zugewendet, der sich allerdings auch mehr als jener mit europäischem Wesen befreundet hat [16]). Abbas Mirza hatte den Krieg gegen die Russen zu führen, in dem er tapfer, obwol im Ganzen genommen unglücklich stritt. Den Europäern, die zu ihm kamen, drückte der Prinz einen tiefen Schmerz über die Zustände Persiens und eine brennende Sehnsucht, darin eine Änderung zu machen, aus. Das Gefühl, daß alles faul und unterködig sei, daß man zum Untergange gehe, scheint in Abbas Mirza zu leben. Wie andere Moslemen glaubt er darin eine Rettung zu finden, wenn europäisches Heerwesen und europäische Künste nach Persien gezogen würden. Von Europäern umgeben, mit der französischen und der englischen Sprache vertraut, fragte er um Rath, wie er es müsse, um ein Leben in das Perserreich hineinzubringen, fragte, ob er etwa wie Peter der Große selbst Hand ans Werk legen sollte [17]). Er fing mit der militairischen Verfassung an, und errichtete sich zuerst eine Garde, Serbezes genannt, die russische Gefangene und französische, dann englische Officiere ihm einrichteten. Dann ward die Bildung einer Artillerie unternommen und mehre Regimenter, größtentheils aus Kurden und Turkomannen bestehend, errichtet. Eine Druckerei, eine Papierfabrik ward angelegt, junge Perser wurden nach Europa geschickt, damit sie etwas lernen sollten, und ein regelmäßiger Bergwerksbetrieb versucht. Aber Alles, was geschah, mußte von Europäern geleitet werden, sonst kam es, wie die Stückgießerei im J. 1822, sogleich wieder ins Stocken. Mit Ausnahme Abbas Mirza's begriffen die anderen Perser nichts davon und wollten nichts davon begreifen, ja es erhob sich ein Geschrei gegen den Prinzen, daß der Islam durch seine Neuerungen in Gefahr gesetzt werde. Selbst Fath Ali Schah sah Anfangs die militairischen Reformen seines Sohnes nicht ohne Mistrauen, erklärte aber doch seine Zufriedenheit mit dem Ganzen, als er der ersten Revüe der europäisch organisirten Regimenter beigewohnt. Die gemeinen Turkomannen und Kurden hatten übrigens das Mechanische des europäischen Heerwesens mit Gewandtheit aufgefaßt. Neben den vielen europäischen Stimmen, die sich beinahe mit Enthusiasmus über Abbas Mirza ausgesprochen, fehlt es auch an abgeneigten nicht, die meinen, Abbas Mirza selbst habe mit den Neuerungen nichts weiter als ein kindisches Spiel getrieben, und bei diesem Spiele selbst eben nicht viel gelernt.

Im Übrigen mußte im J. 1813, nachdem schwere Niederlagen erlitten worden, ein bitterer Friede mit Rußland unter englischer Vermittelung abgeschlossen werden, der im J. 1814 bestätiget worden ist. Persien entsagte allen Ansprüchen auf Georgien, Imerette, Guriel, Mingrelien, Daghestan und mehre Districte am kaspischen Meere, sodaß das Süduser des Araxes und der hohe Ararat fortan die Grenze bildeten. Auch mußte den Russen das Recht, das kaspische Meer mit Kriegsschiffen zu befahren, eingeräumt werden. Rußland hat sich durch diesen Frieden die Pässe und Eingänge in das Herz Persiens erschlossen. Darauf verlaufen mehre Jahre ohne bedeutsam hervortretende Ereignisse. Abbas Mirza fuhr in seinen kriegerischen Reformen fort und schien dereinst auf die europäisch organisirten Regimenter gestützt, des Vaters Spruch, der ihm die Thronfolge zugeschlagen, geltend machen zu wollen. Die heftigste Spannung war bei den beiden Brüdern. Auch Ali Mirza verschmähte die Hilfe französischer, englischer, italienischer und spanischer Officiere nicht, stützte sich aber zumeist auf die tapferen Kurden seiner Statthalterschaft. Abbas Mirza war gegen die Russen nicht glücklich gewesen, Ali Mirza, um ihn zu übermeistern, suchte sich einen schwächern Feind. Er griff den türkischen Pascha von Bagdad an, nöthigte ihn Tri-

14) *Ousely*, Travels in various countries of the East; more particulary Persia. III. p. 365. 15) *Fraser*, Travels in Koordistan and Mesopotamia 1840. Sketches in Persia, from the Journals of a traveller in the East (London 1827 [*Malcolm*]). *Fraser*, Travels and Adventures in the Persian Provinces on the Southern Bank of the Caspian Sea (London 1826). *Ker Porter*, l. c. I. p. 242. Voyage en Perse, fait dans les années 1807, 1808 et 1809. I. II. (Paris 1819. *Dupré*.) 16) *Ker Porter* l. c. II. p. 202. über Ali Mirza. *Morier*, A Journey through Persia, p. 279—285. über Abbas Mirza.

17) *Jaubert*, Voyage dans l'Arménie et la Perse. p. 313.

but zu zahlen und suchte auch die Kurdenhäuptlinge auf türkischem Gebiete sich unterwürfig zu machen. Hierüber brach im J. 1822 der Krieg zwischen Persien und der Pforte aus. Er ward indessen schon im J. 1823 wieder durch einen Frieden beigelegt, in dem die Perser allen Ansprüchen auf Bagdad entsagen und die alten Grenzen zwischen beiden Staaten herzustellen versprechen mußten. Indessen haben die Perser seitdem doch das Paschalik Zohab behalten. So war es keinem der feindlichen Brüder, weder dem Ali Mirza, noch dem Abbas Mirza gelungen, als Kriegsheld zu glänzen. Letzterer ward indessen bald durch den Tod Ali Mirza's von einem höchst gefährlichen Nebenbuhler um den Thron befreit, ohne jedoch dadurch von allen Sorgen befreit zu werden, da nicht allein noch viele andere Söhne Fath Ali Schahs vorhanden, sondern auch Ali Mirza's Sohn, Muhammed Hussein Mirza, die Statthalterschaft seines Vaters behielt. Bei den vielen Söhnen des Schahs und den zweifelhaften Thronansprüchen des Abbas Mirza blieb der Stoff zu Bewegung und Furcht in Persien immer vorhanden. Die Berichte der europäischen Reisenden über den Prinzen fangen mit dem Laufe der Zeit an übler zu lauten. Er halte zwar noch an den Reformen fest, sei aber ein Schlemmer, Säufer, Geizhals und Tyrann geworden, von dem für eine Civilisation Persiens nicht viel mehr zu hoffen sei[18]). Unbesonnen war es sicher, daß er Streit über Grenzgebiet beginnend, Rußland zu einem neuen Kriege reizte, in dem er gegen die russischen Heere, und besonders gegen Paskewitsch, nicht die kleinsten Lorbeeren einzuernten vermochte. Die Russen eroberten nicht allein Eriwan, sondern sie drangen auch in Aderbidjan ein. Persien mußte den bitteren Frieden vom 10. Febr. 1828 schließen und in demselben nicht allein die Khanate von Eriwan und Nahitschewan mit den reichen Salinen von Kulpi abtreten, sondern auch 80 Millionen Rubel zahlen und den Russen große Handelsvortheile einräumen. Seitdem hütete sich Abbas Mirza, Rußland weiter zu reizen, und suchte im Gegentheile des russischen Hofes Gunst für den Fall des Todes seines Vaters. In den folgenden Jahren 1831 und 1832 findet man den Prinzen in Chorasan, beschäftiget, die Stämme zu unterwerfen, die auch seit dem Untergange des Geschlechtes Nadir Schahs dem Perserreiche nur dem Namen nach gehorsamten. Abbas Mirza war noch immer dafür, daß Persien den Untergang des Afghanenreiches benutzen und sich weiter im Osten wieder anbauen müsse. Fath Ali Schah aber war zu solchen Unternehmungen nicht zu bestimmen.

Nun starb aber im J. 1833 Abbas Mirza. Der Schah war im höchsten Greisenalter, und da so viele Prinzen und Prätendenten vorhanden, konnten schwere Unruhen auf den Tod Fath Ali Schahs folgen. England und Rußland bestimmten gemeinschaftlich den Schah, den Sohn des Abbas Mirza, Muhammed genannt, als seinen Thronfolger aufzustellen. Die letzten Lebenstage Fath Ali Schahs waren ungemein trübe. Er lebte den Prin-
zenstatthaltern, seinen Söhnen, viel zu lange. Viele
ihnen benahmen sich schon wie unabhängige Herren
lieferten die Tribute nicht mehr ein. Endlich griff
alte Schah noch selbst gegen die ungeh[illegible] Statth
ter von Ispahan und Schiraz zu den [illegible] und [illegible]
während dieses Unternehmens am 23. Oct. [illegible] J. 183
zu Ispahan vom Tode ereilt. Nun traten [illegible] Meng
von Prinzenstatthaltern unter die Waffen, jed[illegible] dem
Wunsche, sich des Thrones zu bemeistern. Ab[illegible]
lische und die russische Gesandtschaft schritt h[illegible]
Muhammed Mirza ein. Die Gesandtschaft Engla[illegible]
sogar Geld her, daß die Truppen Muhammed's [illegible]
zusammenblieben, die sonst auseinandergelaufen, die [illegible]
sandtschaft Rußlands drohte mit dem mächtigen Zorne [illegible]
Kaisers. Da demüthigte sich einer nach dem andern [illegible]
die wenigen, die noch unter den Waffen blieben, [illegible]
leicht niedergeschlagen, nur im fernen Chorasan [illegible]
der Ungehorsam noch geraume Zeit fort. Die ga[illegible]
und Weise, in welcher Muhammed Schah, der [illegible]
wärtige Herrscher Persiens, auf den Thron gekom[illegible]
ist ein deutlicher Beweis nicht allein davon, daß die K[illegible]
jarendynastie schon innerlich verfault ist, sondern auch, [illegible]
in den Persern überhaupt eine Kraft nicht mehr vorh[illegible]
den. Der gegenwärtige Schah Muhammed hat sich
den Vorgängen, durch welche ihm auf den Thron ge[illegible]
fen ward, als durchaus unfähig erwiesen, sein Princip
minister, Mirza Abul Kassim, ist ebendabei den Eu
päern zwar *als ein Mann von Kenntnissen, aber* a[illegible]
als ein Betrüger, Heuchler, *Schlemmer und Grobi*[illegible]
vorgekommen, der auch auf des Schahs Befehl bald [illegible]
mordet worden ist. Nachdem Muhammed Schah v[illegible]
Rußland und England gemeinschaftlich auf den Thron [illegible]
stellt worden, ist er doch darauf Veranlassung zu Zwist
keiten unter diesen Mächten geworden. Muhammed w[illegible]
von dem Verlangen, Afghanistan zu seinem Reiche zur[illegible]
zubringen, ergriffen. Schon im J. 1835 ist seine Absi[illegible]
Herat anzugreifen. England ist aus allen Kräften [illegible]
wider, denn es hält seine indischen Besitzungen durch
vielfach getheilte Macht der Afghanen für gesichert [illegible]
will um so weniger, daß die Macht Persiens wieder
in die Nähe des Indus komme, da zu fürchten war, [illegible]
Persien über kurz oder über lang unter russischen Ein[illegible]
kommen könne. Das englische Cabinet argwöhnte [illegible]
im J. 1835 schon, daß Rußland im Stillen den Sch[illegible]
gegen Afghanistan aufstachele. Der Schah unternahm [illegible]
im J. 1836 eine Heerfahrt gegen Herat, die indessen [illegible]
vergeblich blieb. Die Perser machten im J. 1837 [illegible]
zweite Heerfahrt, belagerten Herat, vermochten [illegible]
nicht zu gewinnen, und Muhammed Schah hob [illegible] Be-
lagerung, als England drohete, wieder auf. Da [illegible] die
afghanischen Fürsten von Kabul und Kandah[illegible] sich [illegible]
Rußland anzuschließen schienen, England aber russische[illegible]
Einfluß in der Nachbarschaft des Indus nicht [illegible]
wollte, so zog es den Schah Schuja aus seiner [illegible]
borgenheit, führte ihn im J. 1839 nach Afgh[illegible]
setzte sich aber dabei selbst in dem Lande fest. An [illegible]
Aufstande der Afghanen gegen England in unsern [illegible]
scheint Muhammed Schah keinen Antheil gehabt zu [illegible]

18) *Eli Smith* and *Dwight* Missionary researches in Armenia. p. 323.

n J. 1842 erhoben sich zwischen Persien und der Pforte renzstreitigkeiten, die aber in diesem Augenblicke friedlich igelegt zu sein scheinen. *(Flathe.)*

B) Beschreibung des Landes, nebst Statistik.

a) Ältere: Persis (ἡ Περσίς, -ίδος), bezeichnet i den Alten dasjenige Land des großen Perserreichs, in elchem das herrschende Volk, die Perser, zu Hause war, as ursprüngliche Stammland desselben, soweit unsere Ge- hichte zurückgeht. So ziemlich denselben Umfang hat ie neuere Bezeichnung Farsistan, d. h. Stätte oder and der Perser.

Das Land wurde den Griechen erst durch Alexan- er's Feldzüge genauer bekannt und von den Geschicht- chreibern seiner Thaten stammen die genauern Berichte, ie uns aus dem Alterthume übriggeblieben sind; vor Allem die zwar kurze, aber deutliche und charakteristische Beschreibung Strabo's. Später ist das Land nicht mehr die Scene von Ereignissen gewesen, welche den Griechen bekannt geworden, und so tritt es wieder aus der Ge- schichte zurück bis auf ein Paar unbedeutende Erwähnun- gen, welche der geographischen Kenntniß des Landes keinen Gewinn bringen.

Das Verständniß dessen, was die Alten über die Persis berichten, ist im Ganzen nicht schwer; wir besitzen aus der neuern, vorzüglich der neuesten Zeit eine Menge von Reisebeschreibungen, die meisten und besten von Eng- ländern. Doch blieben noch einzelne Striche wegen des jetzigen unsichern Zustandes unbesucht, und daher kommt es, daß noch einige Fragen alter Geographie in Bezie- hung auf Persien unerledigt bleiben müssen; welche, wird sich später von selbst zeigen.

Durch ihre noch vorhandenen Überreste alter Bau- kunst und Sculptur ist die Persis für den Erforscher des Alterthums eins der anziehendsten Länder, und es darf in einem Artikel über die alte Geographie des Landes nicht unterlassen werden, die Örtlichkeiten zu bezeichnen, wo solche Denkmale vorkommen; eine ausführliche Be- schreibung und Erklärung derselben aber muß, in sofern sie wichtig genug sind, um eine Stelle in diesem Werke zu erhalten, einzelnen Artikeln vorbehalten bleiben; in Beziehung auf die wichtigsten, die von Persepolis näm- lich, haben wir den Versuch in einem besondern Artikel gemacht, auf den wir verweisen.

Die Persis hatte im Osten Karmania, im Westen Susiana, im Norden Media, oder genauer das medische Parätacene oder Bergland, von dem auch ein Theil zur Persis gerechnet wurde, zur Grenze; im Süden endlich den persischen Meerbusen, dessen Küstenrichtung gemäß das Land von Nordwest nach Südost ausgestreckt liegt. Strabo sagt unbestimmter nach Eratosthenes' Auffassung, es liege das Land von Norden nach Süden [1]). Die Grenze nach Westen war genau bestimmt durch den Fluß Oroatis, jetzt Tab [2]), der in beinahe ganz westlicher Rich- tung vom Bakhtiarigebirge her bei Endian ins Meer fließt. Als Ostgrenze gibt Ptolemäus den Fluß Bagra- das an, der sich ebenfalls in den persischen Meerbusen ergießt. Er entspringt im Gebirge Parachoathras [3]) und hat nach den Gradbestimmungen einen südwestlichen Lauf; nach desselben Geographen Angaben über die Küste Kara- maniens [4]) kann es nicht zweifelhaft sein, daß sein Bo- gradas der jetzige Nabon sei [5]). Dafür hielt ihn auch der sorgfältige Erklärer des Periplus des Nearchos, Vin- cent, und Mannert's Annahme, er sei der jetzige Div-rud, ist unvereinbar mit den Angaben der Alten [6]). Im Periplus des Nearchos wird aber die Grenze der Persis gegen Ka- ramanien anders gesetzt, nämlich bei der unbewohnten In- sel Katäa, welche jetzt Kisch heißt [7]). Ihr gegenüber mündet an der Küste kein Fluß; es geschieht auch eines Flusses an dieser Stelle im Periplus [8]) keine Erwähnung, nur eines Vorgebirges, und es ist zweifelhaft, ob in dem Auszuge des Arrian ein Flußname hier ausgelassen wor- den sei [9]). Nun liegen aber Arrian's Insel Kisch und Ptolemäus' Fluß Nabon um einen Grad aus einander, und es bleibt ein Widerspruch, der nicht gelöst worden ist. Für Ptolemäus spricht, daß seine Abgrenzung mit der jetzt bestehenden Eintheilung zusammentrifft; denn der Fluß Nabon bezeichnet die Grenze Farsistans und Lari- stans, und das letztere Gebiet gehört nach Ptolemäus nicht zur Persis, sondern zu Karamanien.

Als Nordgrenze setzt derselbe Geograph eine Linie durch das Gebirge Parachoathras, von den Grenzen Su- siana's und Assyriens ausgehend [10]). Bei der verschobe- nen Stellung der Länder bei Ptolemäus läßt sich diese Linie nur ungefähr nachweisen, und muß gedacht werden als im jetzigen Luristan über den Quellen der in den persischen Meerbusen ostwärts vom Tigris einmündenden Ströme anfangend und sich bis in die persische Wüste hinein erstreckend. Sie fängt also an im südlichen Theile der Zagroskette; die an den Quellen des Pasitigris (jetzt Dscherahi) wohnenden Urier grenzten an Susiana und Persis (hiervon später), die Kossäer in der Zagroskette saßen auf der medischen Grenze [11]), und da die meist pa- rallelen Bergzüge, die zwischen der Persis und Medien liegen, von lauter schwergebändigten, kriegs- und raub- süchtigen Stämmen bewohnt waren, so machten in der Wahrheit diese Berge mit ihren Bewohnern eine breite politische Grenze zwischen beiden Ländern, und eine Linie

1) XV, III. §. 1. 2) *Ptolem.* VI, 4. *Strab.* l. c. §. 5. *Arr.* Indic. 39 fin. 40 init., wo er Arosis heißt oder Ares.

3) *Ptolem.* VI, 6. 4) Ibid. 5) Weil der Bagradas west- lich von den Flüssen Daras, Arapis, Karios mündet, die alle an der karmanischen Küste, innerhalb des persischen Meerbusens, ausmün- den. 6) Geograph. der Griechen und Römer V, 2. 44. 2. Ausg. 7) *W. Ousely*, Travels in various countries of the East. I, 170. 8) *Arr.* Indic. 37. 9) *Arr.* Indic. 38, 6. hat ὁρμίζονται δὲ πρὸς ὑπωρείην. Hierin vermuthet v. Hammer (wiener Jahrbücher VIII, 314), liege der Name des Flusses Hyperis verbor- gen, den Plinius (VI, 26) etwa an dieser Stelle anführt. Flumen Hyperis in medio Sinu Persico, onerariarum navium capax, von diesem Flusse weiß Arrian nichts. Plinius gibt als Quelle Onesikri- tus an, dieser mag also den Fluß angegeben haben. Plinius' Un- genauigkeit ist aber so groß, daß er sagt, im Periplus des Nearch's und Onesikritus seien keine Maße, noch Namen der Stationen, die aber noch da sind, sodaß er viel eher aus ὑπωρεία den Hype- ris gemacht hat. Doch bezieht er sich zunächst auf Juba's Bear- beitung. 10) VI, 2. VI, 4. 11) *Arr.* Ind. 40.

als Grenze kann nur als Hilfsmittel der systematischen Orientirung gelten, hat aber keine Naturwahrheit. Wir werden im Gegentheile finden, daß jenes nördliche Grenzland mit seinen Bewohnern auf verschiedene Weise zwischen Medien und der Persis vertheilt wird.

Die Beschaffenheit des Landes beschreibt Strabo kurz und bezeichnend; mit ihm stimmt ganz überein, was Nearch in seinem Periplus gesagt hatte [12]). „Die Persis," sagt Strabo, „ist dreifach ihrer Natur und der Temperatur der Luft nach; denn die Meeresküste ist heiß und windig und arm an Früchten, außer Palmen; die Gegend darüber ist eben, Alles hervorbringend und die trefflichste Nährerin der Heerden, reich an Flüssen und Seen; die dritte gegen Norden ist winterlich und bergig; in den äußersten Strichen wohnen die Kameelhirten."

Diese naturgetreue Beschreibung läßt sich kurz erläutern. Die Meeresküste ist das Land, welches jetzt theils Germasir wegen seiner Hitze, theils Daschtistan wegen der Ebenheit genannt wird; die Hitze des Sommers ist hier in der That unerträglich [13]); das Land ist wasserarm, ungesund, dünn bevölkert, der Boden meist sandig und unfruchtbar und der Anbau abhängig vom periodischen Regen. Nur weil es Verbindungsland des innern Persiens mit dem Meere ist, blühten an dieser Küste und an der östlichern Karamaniens zu verschiedenen Zeiten berühmt gewordene Emporien auf: Ormus, Siraf, Bender Abassi, jetzt Abuschehr; ändert sich der Zug des Handels, versinkt ein solcher Ort gleich wieder in seine alte Öde.

Aus diesem tiefen, schmalen Flachlande steigt man durch enge Pässe auf das Hochland empor, welches durch die Bergzüge an seinem Südrande von dem Küstenstriche geschieden ist; von den dortigen Pässen erreicht einer die Höhe von 7000 Fuß [14]), das Land dahinter hat geringere Erhebung über dem Meere, die Gegend um Schiras und Persepolis nur 4000 Fuß. Diese Höhe, verbunden mit der südlichen Breite (Schiras liegt 29° 37′ südl. Br.), gibt das höchst glückliche Klima; die schneereichen Berge der Nordgrenze entsenden viele kleine Ströme, in deren Thälern das fruchtbare Land liegt; durch relativ niedrige Bergzüge, welche meist in paralleler Richtung von Nordwest nach Südost das Land durchstrichen, zerfällt das Ganze wieder in eine Anzahl solcher theils engern, theils weitern Thalgründe. Eine solche Thalebene ist die, an welcher Persepolis einst am Rande der Bergwand lag, von den Alten nicht weniger ihrer Gesundheit und Fruchtbarkeit wegen gepriesen [15]), als in neuerer Zeit Schiras von den einheimischen Dichtern als ein Frühlingsgarten der Rosen und der Nachtigallen. Von dem reichen Anbau des Landes, wie er in den Berichten aus Alexander's des Großen Zeit erscheint, sind noch überall die Spuren übrig; daß man aber von dem jetzigen Zustande der Verwahrlosung unter Muhammedanischer Herrschaft keinen Schluß auf das Alterthum ziehen [illegible], beweist der [illegible]stand, daß wiederum die ältere [illegible]medanische gegen die jetzige uns dasselbe Land in [illegible] viel bess[illegible] Zustande zeigt. So hatte die Ebene [illegible]cht, wie [illegible] von Persepolis jetzt heißt, zu Le Brun's [illegible] noch 80 schöne Dörfer, jetzt nur 55 halb verfallen [16]).

Das Land gegen Norden über dieser [illegible], eigentlichen Persis im engsten Sinne ist höher [illegible] aus rauhen, kahlen Bergzügen; Zerkan und [illegible] auf der großen Straße nach Norden liegen, das [illegible] 4800, das zweite 5000 Fuß über dem Meere; [illegible] auf diesem Wege erreichen 6600 Fuß, weiter nörd[illegible] senkt sich erst das Land wieder, Ispahan im innern [illegible]dien geht auf 4000 Fuß zurück [17]). Dieses höhere Be[illegible]land ist das medisch-persische Parätacene (wir verw[illegible]sen auf diesen Artikel), das Land Serhud der Jetzi[illegible] das Land der Kälte, von sehr geringem Anbau, aber zum Theil gutes Weideland. Alexander durchzog es auf der großen Straße, welche den Süden und den Nor[illegible] Irans verbindet, als er von Persepolis nach Ekbata[illegible] ging; die steile Paßgegend, welche die Griechen hier k[illegible]nen lernten und ἡ μεγάλη κλίμαξ nannten, ist von [illegible]nem gelehrten Reisenden als der Bergpaß Ourching nac[illegible]gewiesen worden [18]).

Sowie die Persis gegen Süden und Norden, w[illegible] sie auch gegen Westen durch enge, beschwerliche Pässe g[illegible]schützt; *nur gegen Ost, gegen Kerman, ist das Land o[illegible]fener*, weil sich die Thäler nach *dieser Seite hin öffne[illegible]* und keine Querzüge von Bergen in den Weg treten. Im Westen wohnten die Urier, gegen welche Alexande[illegible] von Susa zog, und zwar am Pasitigris, theils im offnern Thale, theils höher in den engern Felsschluchten; diese letztern gehorchten nicht nur nicht den Perserkönigen, sondern erlaubten ihnen nur gegen eine Abgabe den Durchgang, wenn das Hoflager von Susa nach Persepolis zu ziehen hatte [19]); durch ihr Land mußte aber die große Heerstraße zwischen beiden Städten gehen. Es waren Hirten ohne Ackerbau, Alexander überwand sie und legte ihnen eine Steuer auf von Pferden, Zugvieh und Schafen [20]). Ihre Engpässe lagen bei Babehan, wo noch jetzt die Grenze Khuzistans (Susiana's) und Farsistans ist, und durch diese kam Alexander zu den persischen Pforten, welche den Zugang zur innern Persis öffneten [21]); Ouseley erkennt sie in dem Engpasse Kelahi Sefid im obern Thale des Tabflusses; bei Eumenes' Marsch nach Persepolis wird die Stelle ἡ κλίμαξ genannt [22]); es wäre dieses eine kleinere Klimax an der Westgrenze im Gegensatze zur großen an der nördlichen.

Die Gestaltung der Bergzüge und der Thäler hat die Persis eines Vorzugs beraubt; die einzelnen Flüsse vereinigen sich nicht zuletzt in ein großes Bette, dessen Wasserfülle groß genug wäre, um Schiffe von und zu dem Meere zu tragen. Nicht einmal alle die bleibenden

12) XV, III. §. 1. *Arr.* Ind. 40. 13) Man sehe *Fraser*, Narrative of a Journey into Khorasan. p. 55. 14) *Fraser*, l. c. Append. p. 135 mit den Berechnungen von Oltmann, Grundlagen der Erdbeschreibung. I, 1, 275. 15) *Curtius* V, 4.

16) *Fraser* p. 103. 17) *Id.* App. p. 135 sq. 18) *Plin.* Hist. Nat. VI, 29. *Ouseley*, Travels. III, 567. 19) *Arr.* Anab. III, 17. 20) *Strab.* XV, III. §. 6. 21) Ib. l. c. *Arr.* III, 18. *Ouseley* II, 456. 22) *Diod.* XIX, 21.

Ströme erreichen das Meer; dieses ist sicher von den wei berühmtesten des Landes, welche die Gegend um ersepolis bewässern. Strabo gibt von ihnen die beimmteste Nachricht[23]). Araxes heißt ihm der Fluß, dem Persepolis nahe lag; er strömt aus dem Lande der Paräacener und nimmt den aus Medien kommenden Medus uf; das Thal, worin sie zusammenfließen, erstreckte sich ostwärts nach Karamanien hin. Der Araxes ist anerkannt der jetzt wegen einiger künstlich aufgeführten Dämme Bendemir (Fürstendamm) genannte Fluß; er strömt ostwärts und ergießt sich in den Salzsee Bakhtegan[24]). Er soll auch Kur genannt werden, doch ist es die Frage, ob diese Angabe orientalischer Geographen auf guten Gründen beruhe[25]). Der von Norden herkommende Zufluß des Araxes, der Medus, ist der jetzige Pulwar oder Farwar; er durchströmt das Thal von Murghab und geht im Anfange der Merdaschtebene in den Bendemir. Beide diese Bestimmungen lassen keinen Zweifel mehr zu. Persepolis lag auf der Nordseite des Araxes und östlich vom Zusammenflusse beider Ströme; doch darüber ist bei Persepolis genauer gesprochen worden.

Im innern Lande erwähnt Strabo noch des Flusses Kyros, welcher bei Pasargadä (*περὶ Πασαργάδας*) durch das sogenannte hohle Persien fließe. Wie es sich mit der Angabe über die Umtaufung dieses Flusses auch verhalten möge[26]), Strabo's Nachricht unterscheidet deutlich genug den Fluß Kyros im hohlen Persien von der Gegend des Araxes mit Persepolis und mit seinem Zuflusse Medus. Diejenigen, die noch immer in Murghab die Lage von Pasargadä finden wollen, müssen also Strabo eines großen Misverständnisses beschuldigen; er muß denselben Fluß einmal Kyros, ein anderes Mal Medus genannt haben. Wenn dieselben sich dabei darauf berufen, daß der Bendemir auch Kur heiße, so vergessen sie, daß dieses für sie kein Beweis ist, da noch Niemand Pasargadä am Bendemir hat suchen wollen, und wenn sie endlich anführen, daß der Polwar oder Medus jetzt auch Kur im Lande heißen soll, so sieht man (vorausgesetzt, daß diese Angaben richtig sind, was ich sehr bezweifle), daß der Name Kur bei den neuern so schwankend gebraucht wird, daß er an und für sich nichts entscheidet.

Der Kyros war sicher der Fluß eines besondern Theiles der Persis, eines engen Bergthales, nach der Benennung hohl zu schließen, und darin lag Pasargadä. Plinius erwähnt des Flusses Sitiogabus[27]), auf dem man in sieben Tagen nach Pasargadä von der Küste hinauffahre; der Sitacus im Periplus[28]) ist entschieden derselbe, der neuere Name lautet Sitaregan; Ptolemäus übergeht ihn jedoch mit Stillschweigen, und von der Schiffbarkeit des Flusses wird im Periplus nichts erwähnt, ja ein solcher schiffbarer Fluß ist überhaupt an dieser Küste jetzt nicht vorhanden[29]). Die Nachricht des Plinius wird dadurch allerdings verdächtig; will man sie aber vertheidigen, ist die Erklärung[30]) gewiß die richtige, daß der Sitiogabus in sich den durch das hohle Persien fließenden Kyros aufnehme; nur darf man mit dem Flußnamen nicht in Verbindung bringen, daß Plinius die südliche Küstengegend[31]) Cyropolis nennt und die Stadt Firuzabad früher Dschuhr geheißen hat. Eine genauere Bekanntschaft, als wir bis jetzt besitzen, mit den Flüssen des innern Landes kann hier allein die erwünschte Aufklärung geben.

Die übrigen Flüsse sind Küstenströme und dürfen hier kurz abgefertigt werden; wir besitzen darüber die bekannten genauen Untersuchungen in Vincent's Commentaren zu den beiden Periplen. Nach dem Arosis oder Oroatis, jetzt Tab, folgt ostwärts der Brizana des Periplus, der Brisoana des Ptolemäus, jetzt Abschirin; dann Rogonis oder nach Ptolemäus Rogomanis, jetzt Benderig; dann der Granis, jetzt Khischt, nur im Periplus erwähnt; die folgenden: der Sitacus, der zweifelhafte Hyperis, der Bagradas sind schon oben genannt; außerdem erwähnt der Periplus einiger ganz gleichgültiger Sturzbäche an der Küste.

Marcianus und Ammianus haben nur die Flußnamen des Ptolemäus abgeschrieben; der Batrachites, der außerdem bei dem Letzten vorkommt[32]), ist, wie so mancher seiner geographischen Namen, ein Räthsel; nach der Stellung mußte er der Orontes der ältern sein.

Außer der Eintheilung der Persis in drei Gebiete nach der Verschiedenheit der Naturbeschaffenheit, die wir kennen, kommt noch eine andere mit einheimischen Namen der verschiedenen Theile vor, jedoch nur bei Ptolemäus; denn Herodot und Strabo geben nur die Stämme des

---

23) l. c. §. 6. 24) Diesen Namen finde ich allein auf den bessern Karten und in den genauern Berichten; der andere, früher vorkommende, Name Deriar Nemet scheint daher irrthümlich zu sein. Darnach ist das im Artikel Pasargadae Gesagte zu berichtigen. s. oben III. Sect. XII, 469. 25) v. Hammer, Wiener Jahrb. VIII, 311. 26) Nämlich nach dem jetzigen Texte (§. 6) veränderte Kyros den frühern Namen des Flusses Agradatas in den seinigen, zum Andenken seines entscheidenden Sieges über die Meder an demselben (§. 9). *Κῦρος ποταμὸς ... ῥέων περὶ Πασαργάδας, οὗ μετέβαλε τὸ ὄνομα ὁ βασιλεὺς, ἀντὶ Ἀγραδάτου μετονομασθεὶς Κῦρος.* Es ist hier jedoch eine Änderung Casaubon's und alle Handschriften haben *μετέλαβε.* Palmerius wandte schon gegen die Conjectur ein, daß persische Flußnamen auf datas ungebräuchlich sind, Männernamen aber gewöhnlich, Kyros komme endlich auch sonst, unabhängig vom Könige als persischer Flußname vor. Die späteren Kritiker sind dem Casauoon gefolgt; ich nehme mir die Freiheit zu glauben, mit Unrecht. Erstens ist sprachlich gegen die Lesart der Handschriften nichts einzuwenden. Zweitens, hätte Strabo sagen wollen, was man will, daß er sagen soll, hätte er sich wahrscheinlich anders ausgedrückt und auf keinen Fall den Namen Kyros wiederholt, da er schon gesagt hat, der Fluß heiße Kyros; eben weil der König Kyros im Satze nicht schon genannt ist, fügt er den Namen hinzu, den er vom Flusse erhielt; drittens heißt Agradatas der erstgeschaffene, der erstgeborne (über agrad in diesem Sinne siehe *Burnouf*, extrait d'un commentaire sur le Vendidad Sadé p. 26) und man sieht nicht, wie ein Fluß zu dem Namen gekommen, wol aber ein ältester Sohn. Der Einwurf, daß in Herodot's Erzählung Kyros von Kindheit an so heiße, hat bei der ganz fabelhaften Haltung dieser Geschichten sehr wenig Gewicht, zumal da persische Könige bei ihrer Thronbesteigung grade öfters den Namen wechselten. Ich übernehme daher die Vertheidigung der urkundlichen Lesart.

27) VI, 23. 28) *Arr.* Ind. 38, 8. 29) Ritter, Erdkunde. VIII, 763. 30) v. Hammer, Wiener Jahrb. VIII, 316. 31) VI, 29. 32) *Amm. Marcell.* XXIII, 6. 41.

persischen Volkes an, ohne Angabe ihrer Wohnsitze. Auch die Ptolemäischen Namen geben uns wol nicht eine vollständige Übersicht der administrativen Eintheilung des ganzen Landes, sondern es sind theils Namen einzelner Stämme, deren Sitze auf gewisse Striche beschränkt waren, theils sind es Benennungen von Gegenden nach ihrer Lage oder Beschaffenheit; eine scheint von einer Stadt hergenommen zu sein. Wir müssen uns dabei erinnern, daß nur ein Theil der Persis von städtebewohnenden Menschen in Besitz genommen war, während andere Theile rohe, halb nomadische Bewohner hatten, bei denen keine Städte, nur Dörfer, und auch diese oft wandernd, vorkamen, wie an der Nord- und Westgrenze [33]). Bei solchen kann nur eine Angabe ihrer Sitze, d. h. ihrer Weideplätze, gemacht werden.

Im Norden setzt Ptolemäus Parätacene längs der medischen Grenze; darunter ist das Land der Bergvölker im Norden zu verstehen (wir verweisen auf den früher unter diesen Namen gelieferten Artikel), und es sind theils die Urier, theils die Kossäer darunter einbegriffen; je nachdem diese Stämme zu Medien oder der Persis in näherer Beziehung standen, können dem einen und dem andern Lande Parätacener beigezählt werden. So gibt Herodot [34]) einen medischen Stamm der Parätacener an; Strabo zählt ein Volk desselben Namens zur assyrischen Provinz Apolloniatis oder Sittacene. Es hatten die einzelnen Stämme gewiß wieder ihre eigenen besondern Namen. Am nordöstlichen Grenzgebirge gegen Karmanien hin sind die Kameelhirten zu suchen, von denen Strabo in der Anfangs angeführten Stelle spricht; denn Ptolemäus [35]) erwähnt an der Grenze der karmanischen Wüste gleichfalls die *χαμηλοβοσκοί*. Wenn nun derselbe Geograph unterhalb Parätacene's, d. h. südlich davon, zwei andere Stämme, die Messabatä und Rhapses, aufführt, so ist wol nicht ein von den Parätacenern verschiedenes Volk gemeint, sondern es sind nur dieselben Bergbewohner, welche, auf den niedrigern Vorbergen und dem Sitze der Regierung näher wohnend, zu einer ruhigern Lebensweise übergegangen waren, und daher aus der übrigen Masse der Bergbewohner besonders hervortreten. Nur das erste finde ich auch sonst erwähnt [36]).

Unter diesen Bergvölkern folgt die Landschaft Temisdia (*ἡ Τεμισδία*), welche also die ganze Länge der Persis ausfüllt. Erinnern wir uns hier Strabo's Eintheilung, so irren wir nicht, hierin die mittlere Persis zu suchen, die innere, glücklich temperirte, fruchtbare, ebnere Landschaft; wahrscheinlich bezeichnet der Name, den ich jedoch nicht deuten kann, ebendiese Beschaffenheit. [illegible] Meere folgen endlich Mardene, [illegible], Hippophagi, Suzäi, über welchen letztern die [illegible] sitzen. Der Name Suzäi weist auf Susa hin, in [illegible] Worte ein z in der einheimischen Sprache die zweite [illegible] anfängt. Diese und die über ihnen wohnenden Stä[illegible] daher wol Grenznachbarn Susiana's, Stämme der [illegible] mit besondern Namen, und zwar die südlichsten [illegible] nach dem Meere zu. Zu ihnen rechne ich auch [illegible]pophagi; daß die Urier auch Pferdezucht hatten, [illegible] wir aus den oben angeführten Nachrichten von [illegible]der's Zug gegen sie. Taoke muß das Gebiet der Stadt Taoke sein am Flusse Granis [37]). Mardene endlich bezeichnet das Land der Marder; bekannter ist das Volk dieses Namens in Medien; da das Wort ein bezeichnendes ist (männlich, tapfer), darf es nicht wundern, auch in der Persis Marder zu finden; andere Stellen sprechen von ihnen hier als einem räuberischen Volke [38]); ihre Wohnsitze sind in dem Gebirge, welches die fruchtbare Persis von Süden begrenzt, zu suchen, etwa um Firuzabad herum; denn am Meere unmittelbar wohnten sie nicht, da Ptolemäus unter ihnen noch die Metores (Megores) aufführt. Dem wichtigen Stamme der Pasargaden gibt er aber Wohnsitze in Karmanien [39]); was man versteht, sobald man zugibt, daß Pasargadä an der karmanischen Grenze lag.

Es ist der Mühe nicht unwerth zu bemerken, daß noch gegenwärtig ganz dieselbe Vertheilung des Landes besteht, mit dem Unterschiede jedoch, daß mit dem zunehmenden Verfalle der Ordnung und des Anbaues auch Striche des mittlern, innern Landes, die früher dem Ackerbau gewonnen waren, jetzt den Nomaden zu Weideplätzen anheimgefallen sind. In dem Gebirgslande der Persis hausen jetzt die Bakhtiari, in den Sitzen der alten Parätacener, der Urier und Marder, von Kazerun ostwärts nach Kerman hin [40]), zum Theil Feldbauer, zum Theil räuberische Hirten, wie ihre Vorfahren. Sie sind ein altpersisches Volk, und es ist kein Grund zu bezweifeln, daß sie die anders benannten Nachkömmlinge der alten Bewohner dieser Gebirgsstriche sind.

Es liegt in der Natur des ganzen iranischen Landes (ich verstehe darunter das weite Hochland zwischen dem Indus, dem Oxus, dem Tigris und dem Meere), daß es eine aus Ackerbauern und Städtbewohnern einerseits, andererseits aus mehr oder weniger wandernden Hirtenstämmen gemischte Bevölkerung haben muß; denn die Ebenen und das anbaufähige Land werden oft unterbrochen von Bergzügen, deren Schluchten und Hochflächen nur für die Viehzucht geeignet sind. Ich rede hier nicht von den vielen Hirtenstämmen, die zum Theil von Außen her, wie Türken und Araber, eingewandert sind und jetzt das iranische Land durchziehen, von den Ilats, die jetzt eine zahlreichere Bevölkerung enthalten, als die Städte mit ihrer ansässigen Bevölkerung;

33) Vergl. *Arr.* Ind. 40. 8. 34) I, 101. 35) VI, 8. 36) Nämlich kaum davon zu unterscheiden sind die Messabatä des Dionysius Periegeta (V. 1015), die nach Susiana gehören; dieses Volk, dessen Land Mesobatene genannt wird, wohnte am Flusse Eulaus (*Plin.* VI, 31). Die des Ptolemäus gehören zur Persis, wohnen also östlicher; der Name ist aber derselbe und sie wohnten wol in demselben Gebirgszuge. Die Orthographie Mesobatene spricht für Mannert's Ansicht, daß es ein griechisches Wort sei, zwar nicht das Land, „wo die Straßen sich vereinigen," vielmehr aber das Land der Pässe, und des Durchgangs zwischen Susiana und Persis.

37) *Arr.* Ind. 39, 3. 38) *Arr.* Ind. 40, 6. *Strab.* XV, III. §. 1. XI, XIII. §. 3. *Curtius* V, 21. 39) VI, 8. 40) Ritter, Erdkunde VIII, 889.

ich im Alterthume muß in Persien ein ähnliches Verhältniß bestanden haben. Bei Hirtenvölkern erhält sich der Stamm unvermischter, der Verkehr mit andern ist gering, die Berührungen sind eher feindliche des Streites, als friedliche des Handels, Vermischungen durch Heirathen werden gescheut, der Stamm ist ein für sich bestehendes Ganze und die Abstammung von einem gemeinschaftlichen, oft erdichteten Stammvater ist das gemeinschaftliche Band der einzelnen Geschlechter. Ein ackerbauendes und städtebewohnendes Volk theilt sich nach dem Boden, wo jeder festen Wohnsitz hat, Hirtenstämme aber nur nach der wirklichen oder geglaubten Verzweigung des ursprünglichen Stammgeschlechts. Daher noch die Kurden und Afghanen, selbst wo sie feste Wohnsitze angenommen haben, als ehemalige und zum größten Theile noch jetzige Hirten so fest an ihre Stammverhältnisse halten; es hängt hiermit gewiß zusammen, daß uns Herodot von Medern, wie von Persern [41]), den beiden Hauptvölkern des alten Irans, eben nur eine solche Eintheilung nach Stämmen überliefert hat.

Als gemeinschaftlichen einheimischen Namen der Perser, sie von den übrigen alt-iranischen Völkern unterscheidend, gibt Herodot den der Artäi [42]) an, eine Benennung, welche in dem Namen Artaxerxes und ähnlichen wiederkehrt und altpersisch ārta lautete. Die ursprüngliche Bezeichnung der Meder, Arii [43]), ist gewiß damit ein verwandter, und der Unterschied scheint nur in den verschiedenen Ableitungsaffixen zu liegen. Ârja nannten sich auch die Inder im Gegensatze zu andern Völkern; das Wort bedeutet ehrwürdig, und es liegt darin eine sichere Hinweisung auf eine ursprüngliche Verwandtschaft. Das gefeierte Airjana Vǒdscho der Zendavesta und der geographische Name Ariana für Ost-Iran bei Strabo, dehnt das Wort auch auf die baktrischen und sogdischen Gebiete aus. Dieser Name Airjana erscheint unter den Sassaniden bekanntlich als Airan, und das neuere Iran ist dasselbe; es ist Benennung des persischen Landes im weitesten Sinne, und ein neuerer Versuch, sie auf Farsistan zu beschränken, ist völlig unhistorisch und unhaltbar. Dieselbe Wurzel hat sich ebenso erhalten in der jetzigen Bezeichnung Mediens durch Irâk, welches nur aus Airjaka verdorben ist [44]). Wenn nun aber diese Bezeichnung als ehrwürdige Menschen eine allgemeine der indisch-persischen Völker war, so hatten daneben die einzelnen Abtheilungen ihre besondern Namen. Was Herodot in der angeführten Stelle erwähnt, von den Griechen seien die Perser einst *Κηφῆνες* genannt, gestehe ich nicht erklären zu können. Der Name der eigentlichen Perser lautete in ihrer einheimischen Sprache Pâraça; so nannten sie auch die Inder [45]). Ich übergehe die Versuche, die man gemacht hat, um das Wort zu erklären, da sie nicht genügen, und nur eine Erklärung aus der persischen Sprache Anspruch auf Richtigkeit machen darf.

Herodot führt zuerst drei Stämme der Perser auf unter den Namen Pasargadä, Maraphii, Maspii; unter diesen sind die ersten die vornehmsten, und zu ihnen gehörte das Geschlecht (φρήτρη) der Achämeniden, aus dem den Persern die Könige geworden. Man hat hierbei richtig daran erinnert, daß ebenso bei den Afghanen die Könige nur aus einem Geschlechte, dem der Durani, genommen wurden; auch bei den Persern werden vorzeitige Ereignisse diesen Vorzug begründet haben. Aus dem, was bei Herodot folgt, darf man schließen, daß die drei zuerst erwähnten Stämme überhaupt die Vornehmsten, die Adeligen, waren; doch ist die Stellung der Stämme zu einander nicht mehr klar zu machen. Als ackerbauende Stämme werden die folgenden bezeichnet: *Πανθιαλαῖοι, Δηρουσιαῖοι, Γερμάνιοι*. Es waren diese gewiß die Bewohner der mittleren, fruchtbaren Persis; die letztern darf man mit großer Wahrscheinlichkeit für die Bewohner der Provinz Kerman nehmen, die von Herodot sonst nicht erwähnt werden, und den Persern, denen sie von Osten unmittelbare Nachbaren waren, als aufs Innigste verwandt geschildert werden [46]). Unser werthes Volk der Germanen möge man aber um so weniger mit v. Hammer von diesem persischen ableiten wollen, als diese eben als Ackerbauer, nicht als Wanderstämme geschildert werden, jene aber ihren Namen bekanntlich erst in Gallien erhielten. Die persischen mögen so geheißen haben, weil ihr Land sehr heiß war (garm, Hitze), oder weil sie ihr Land fleißig anbauten (karman, Werk). Endlich fügt Herodot vier nomadische Stämme hinzu: *Δάοι, Μάρδοι, Δροπικοί, Σαγάρτιοι*. Die zweiten fand Alexander noch als räuberisches Berg- und Hirtenvolk [47]); die ersten fanden sich später nur an der Ostküste des kaspischen Meeres, sei es nur dieselbe bedeutsame Benennung, oder sei das Volk aus der Persis soweit nach Norden verschlagen worden. Die dritten sind uns sonst unbekannt; die vierten erscheinen bei Herodot selbst als ein Wandervolk, das über die Grenzen der Persis hinaus nach Osten wohnte, die persische Sprache zwar noch beibehalten, aber die Rüstung der Paktyer, also der Afghanen, angenommen hatte; sie scheinen also in den wüsten Gebieten zwischen der Persis und Drangiana gewandert zu haben, und es läßt sich damit vereinigen, daß Ptolemäus sie in die östlichsten Zweige des Zagros versetzt [48]).

Bei Herodot erscheint also eine Dreiheit persischer Stämme; nomadische, theils in den Bergen der Persis, theils darüber hinaus, aber noch die Sprache der Perser und das Andenken ihrer nähern Stammverwandtschaft mit ihnen bewahrend; dann ackerbauende, also ansässige, Stämme; endlich andere, denen ein adeliger Vorrang, und was dasselbe ist, Beschäftigung mit dem Kriege, scheint zugesprochen werden zu müssen; vielleicht auch Besitz der Landgüter, die von andern bearbeitet wurden. Doch ist dieses Vermuthung, und Kasten sind bei den Persern nicht anzunehmen; auch die Hirtenstämme zogen mit in den Krieg, wahrscheinlich stellten auch die Ackerbauer eine Mannschaft.

41) I, 101. I, 125. 42) VII, 61. 43) VII, 62. 44) Müller, im Journal Asiatique. III, VII. p. 299. 45) s. altpersische Keilinschriften. S. 60.

46) *Arr.* Ind. 381. *Strab.* XV, 2. fin. 47) s. oben und *Arr.* Ind. 40, 8. 48) *Herod.* VII, 85. *Ptolem.* VI, 2.

Strabo [49]) hat eine ähnliche Stammeintheilung vor Augen, doch sind wol Veränderungen vorgegangen, die in seiner Nachricht durchzuschimmern scheinen. Er spricht von Karmanien besonders; auch von Ackerbauern, aber so, daß er nur von den Mardern zu sagen scheint, daß Einige von ihnen auch Ackerbau trieben. Als räuberische Stämme, die von den Nomaden Herodot's nicht verschieden zu erachten sind, bezeichnet er dieselben Marder, dann die *Κύρτιοι*. Dieses scheint ein Name, wie der der Kurden (gurd, tapfer), tapfere Männer, denen Raubzüge ein ehrenvolles Handwerk waren; vielleicht nicht ein abgesonderter Stamm. Als neuer Bestandtheil erscheinen die **Mager**, von denen Herodot nur bei den Medern spricht; es ist wahrscheinlich, daß diese Priesterschaft von Medien nach der Persis verpflanzt worden sei durch die Achämeniden und erst im Laufe der Zeit mächtig und zahlreich genug wurden, um auch als Theil des persischen Volkes zu gelten. Darius I. hatte eine Colonie von ihnen am Grabe des Kyros angelegt [50]). Die Achämeniden gelten dem Strabo als Stamm (*φῦλον*); genauer ist Herodot's Bezeichnung; vielleicht war durch die Macht der Könige das herrschende Geschlecht so sehr begünstigt worden, daß der Stamm, zu dem die Achämeniden gehörten, in der Verfassung zurückgetreten war; doch erwähnt noch Ptolemäus der Pasargaden und Strabo's Nachricht geht auf die parthische Zeit, in welcher jedoch die Unterkönige der Persis noch aus dem Achämenidengeschlechte gewesen sein mögen. Vor den Achämeniden stehen bei Strabo *οἵ τε Πατεισχορεῖς λεγόμενοι*. Man erwartete die Pasargaden, die Strabo jedoch auch kennt (§. 9); ich erkenne in dem Namen das persische Wort **patis**, Herr, und es mag ein neuer Name für die vornehmsten Geschlechter nach dem königlichen gewesen sein. Etwas Genaueres ist hier nicht zu ermitteln. Die lange Bevorzugung der Achämeniden als Herrscher, der Reichthum, der durch die Beherrschung so großer Länder in der Persis zusammenfloß, die Einführung einer besondern Priesterkaste hatten gewiß in den Verhältnissen der persischen Stämme zu einander bedeutende Veränderungen hervorgebracht. Später kam die Fremdherrschaft der Parther hinzu. Es erscheint bei Herodot allerdings das Stammverhältniß reiner und ungetrübter, als bei Strabo, doch steht bei ihm noch die Dreitheiligkeit fest: nomadische Hirtenstämme, Ackerbauer, adelige Geschlechter, mit der Zugabe des Priesterstandes. Was in der gegenseitigen Stellung dieser Stämme geändert worden, ist wahrscheinlich nur eine natürliche Folge der Herrschaft über Asien gewesen und der Zeit vor Alexander zuzuschreiben. Die Seleuciden haben in der Persis kaum etwas geändert; nur eine Coloniestadt von ihnen wird erwähnt, Laodicea, zwischen Persepolis und Pasargadä [51]). Auch kaum die Parther; denn unter ihnen hatte die Persis eigene Könige unter der Oberhoheit der Arsaciden [52]).

Von Städten treten bei Alexander's Feldzug nur zwei bedeutend hervor, Persepolis und Pasargadä. Da über jede ein besonderer Artikel gegeben worden ist, können wir sie jetzt übergehen. Strabo erwähnt [53]) außer ihnen noch zweier Örter, an denen königliche Sitze der Achämeniden vorhanden waren; des einen in *Γάβεις*, in dem obern Theile der Persis; Ptolemäus versetzt diesen Ort in die Nähe von Pasargadä, und nach dieser Angabe müßten wir ein persisches Gabiene von dem gleichbenannten Theile der Elymaïs unterscheiden. Von dem zweiten Orte können wir bestimmter sprechen; er lag an der Meeresküste, *κατὰ τὴν Ὄκην λεγομένην*. Arrian hat aus Nearch die Nachricht [54]), daß 200 Stadien landwärts von der Mündung des Granisflusses eine Residenz der Perserkönige liege, Namens Taoke, und denselben Namen hat Ptolemäus; Strabo schrieb demnach wahrscheinlich *κατὰ τὴν Ταόκην λεγ.* Da der Granis anerkannt der jetzige Khischt ist, so ist die Lage bestimmt. Es ist mir nicht bekannt, daß Europäer diese Örtlichkeit untersucht haben; es erwähnt zwar Morier einiger Ruinen an der Meeresküste, jedoch nicht genau an dieser Stelle [55]).

Was wir sonst von Städten der Persis bei den Alten aufgeführt finden, sind nur Namen. Nearch hatte die Küstenstädte am persischen Meerbusen, die er besucht, aufgezählt; die Perser waren keine Seefahrer, und es sind lauter unbedeutende Örter, die hier übergangen werden dürfen.

Ein reichhaltigeres Verzeichniß gibt Ptolemäus, aus welchem Ammianus außer Persepolis noch drei Namen wiederholt; diese Städte sind aber jetzt entweder verschwunden, oder doch ihre Namen nicht mehr auf neuern Karten nachzuweisen. Es waren auch kaum bedeutende Städte; denn so reichlich auch die Persis in der Zeit der Herrschaft der Achämeniden angebaut und mit Dörfern, auch wol mit Landsitzen der Großen versehen war, so erwähnen doch die Begleiter Alexander's nichts von großen Städten, außer Persepolis und Pasargadä. Ich hebe aus Ptolemäus' Verzeichniß nur Einzelnes hervor. Aspadana (Pferdestation) ist seiner Lage und dem Namen nach das jetzige Ispahan; dieses liegt auf der großen Straße nach Norden, allerdings über die Grenzen der eigentlichen Persis hinaus, aber eine wichtige Zwischenstation für den Verkehr mit dem Norden. An der Küste steht bei Ptolemäus *Ἰώνακα πόλις*, zwischen den Flüssen Rhogomanis und Brisoana. Der Name ist das Merkwürdige; denn jûna bedeutet bei den Persern dieser Zeit nicht sowol Jonisch, als Griechisch im Allgemeinen, und steht in diesem Sinne in einer Keilinschrift. Es ist also hier an der Küste eine Colonie von Griechen, wahrscheinlich des Handels wegen, gewesen; aus welcher Zeit ist aber ungewiß; Nearch erwähnt der Stadt allerdings nicht; doch folgt, streng genommen, daraus nur, daß er nicht landete. Doch mag die Ansiedelung aus der Seleucidischen Zeit gewesen sein.

Diese Darstellung würde nicht vollständig sein, wenn wir nicht eine Übersicht der Örtlichkeiten hinzufügten, an denen sich Überreste des Alterthums von einiger Bedeu-

49) XV, III. §. 1. 50) s. oben den Art. Pasargadae. 51) *Plin.* VI, 29. 52) *Strab.* XV. III. §. 3.

53) XV, III. §. 3. 54) Ind. 39, 3. 55) Journey p. 51 bei Koukun dem Gogona des Arrian.

ung vorfinden; allerdings nur eine geographische, denn ine Beschreibung der Denkmale könnte nur Gegenstand esonderer Artikel sein. Unter Alterthum ist aber hier, wie in Asien überhaupt, die Zeit vor Muhammed zu verstehen; mit seiner Erscheinung endigt die Zeit des orientalischen Alterthums.

Das persische Alterthum zerfällt nun aber in zwei war verwandte, doch deutlich unterschiedene Perioden, in die Achämenidische und Sassanidische, zwischen denen die Seleuciden- und Arsacidenherrschaft eine lange Zwischenzeit bilden. In der sichern Geschichte erscheinen die Perser zuerst unter Phraortes, dem Sohne des Deioces, der sie sich unterwirft[56]); bis dahin waren sie ein rohes, abgehärtetes und tapferes Volk geblieben, sich noch in Leder kleidend, Bewohner eines rauhen Berglandes, in dem sie in wilder Freiheit lebten[57]). In der Entwickelungsgeschichte der Perser ist jene Berührung mit den Medern der entscheidende Wendepunkt. Aus der Theilnahme der Perser an den Kriegszügen der Meder erklärt sich, daß Kyros seine Landsleute ihrer eigenen Armuth und Entbehrungen, des Reichthums und der Genüsse der Meder kundig genug fand, um sie durch eine Hinweisung auf das, was sie durch Bezwingung ihrer reichern Nachbarn gewinnen könnten, zum Ringen nach Selbständigkeit und Macht zu begeistern. Denn wenn die Überlieferungen über die Anfänge der Unternehmungen des Kyros[58]) historischen Gehalt und Sinn haben, ist dieses darin enthalten. Die Dichtungen über Kyros' erste Thaten hier entwirren zu wollen, kann jedoch nicht meine Absicht sein. Mit ihrer Macht wuchs bald die Prachtliebe der Achämeniden; Kyros gründete Pasargadá zum Andenken an seinen entscheidenden Sieg; sein Sohn Kambyses fing schon die Bauten in Persepolis an. In dem, was wir über die Überreste der zuletzt erwähnten Stadt gesagt haben, haben wir zugleich darauf hingewiesen, daß, wie in den meisten Staatseinrichtungen, auch darin die Meder den Perserkönigen zum Vorbilde dienten, ihr Heimathland mit großartigen Burgen zu schmücken. Wir haben oben gesehen, daß auch in Taoke und Gabá die Alten von Prachtbauten der Perserkönige sprechen; es ist glaublich, daß das geliebte Heimathland noch mit manchem andern Denkmale geschmückt war, von dem uns die Alten nichts erwähnt haben. So geben sie uns keine Nachrichten von Murghâb, woselbst, wo nicht der alte Kyros, doch ein Achämenide begraben war. Persien ist so wenig außerhalb der großen Heerstraßen von europäischen Reisenden genau durchforscht, daß noch manches Denkmal alter Zeit dort seines Entdeckers harren mag. Doch haben wir von einigen solcher Stellen allgemeine Angaben[59]); und wenn auch bei Fasa und Darabgerd südöstlich von Schiraz die Überreste von Pasargadá noch nicht aufgefunden worden sind, so darf man nicht zu voreilig schließen, daß sie nicht an dem einen oder dem andern Orte zu finden seien; denn es finden sich dort Sassanidische[60]) und diese kommen beinahe nur vor, wo einst Achämenidische waren.

Unter den Sassaniden erhob sich zum letzten Male das eigentliche Perserthum, als selbständig und herrschend. Die griechisch-syrischen Könige und die parthischen hatten die ursprünglichen und einheimischen Elemente iranischen Wesens und Lebens nicht sowol verfolgt, als vernachlässigt und verfallen lassen; die Sassaniden waren aber Eiferer der alten Zeit und strebten, wie in der Lehre, so auch allen Richtungen des Lebens die Periode der Achämeniden wieder zu beleben; auch durch Kunstwerke wollten sie sich, wie ihre Vorbilder, verewigen. Doch waren ihre Mittel beschränkt gegen die Blüthe der alten Zeit, die Kunst war überall im Verfalle und so stehen ihre Werke sehr gegen die der ältesten Zeit zurück; auch wo nicht die Pehlvisprache mit ihrem Semitischen und von der alten Keilschrift ganz abweichenden Alphabete es in Inschriften nicht bezeugt, geben die Werke selbst meist deutlich die spätere Zeit zu erkennen. Es war vorzugsweise die Persis, das Heimathland der Achämeniden, das diese spätern Könige durch Städteanlagen und Denkmale zu verherrlichen bemüht waren. Wir geben von den Überresten dieser Periode nur eine ganz kurze Übersicht.

Bei Fasa und Darabgerd auf dem Wege nach Karamanien südöstlich von Persepolis, deren eins uns die Lage von Pasargadá bezeichnet, sind Sassanidische Denkmale[61]). Eine Tagereise vor Fasa ein Feueraltar mit verwitterten Pehlviinschriften; zwischen Fasa und Darabgerd die sogenannte Zohaksburg, wovon nur wenig übrig. Kurz vor der letzten Stadt ist die sogenannte Burg des Dareb, ein in Felsen ausgehauenes Castell. Anderthalb Stunde von der letzten Stadt sind auch am geglätteten Felsen Basreliefs ausgehauen, die Siege der Schapurs oder Sapors über den Kaiser Valerian darstellend[62]).

Bei Firuzabad, südwestlich von Fasa, einer alten Stadt, deren Gründung dem Stifter der Sassanidendynastie zugeschrieben wird, sind weitläufige Ruinen, die noch nicht genauer untersucht sind; Ateschkadahs und Basreliefs werden darunter erwähnt[63]).

Großartiger und zugleich bekannter sind die Denkmale von Schapur; diese liegen 3—4 Meilen nördlich von Kazerun, einer Stadt, die selbst viele Spuren älterer Blüthe aufzuweisen hat. Das alte Schapur lag in einem schönen Bergthale; auch die Sassaniden, wie die Achämeniden waren große Liebhaber der Jagd. Doch war hier mehr als eine Jagdresidenz; denn die Ruinen sollen einen Umfang von sechs englischen Meilen haben. Am deutlichsten erhalten ist die Burg, die auf einem steilen Felsvorsprunge angelegt und durch gewaltiges Mauer-

56) *Herod.* I, 102. 57) Ib. 71. 58) Ib. 126. 59) Bei Urted, einem Berge, 40 Farsakh südwestl. von Schiraz und in Kelat; nahe dabei sollen Sculpturen und Inschriften noch sein. Ebenso in Laristan und Rehawend. *Rich*, Journey to Persepolis p. 258. Auch in Reizà sind noch unbesuchte Denkmale des Alterthums vorhanden. *Rawlinson* in Journal of the Royal geographical society X, I. p. 88.

60) *Ouseley*, Travels II, 132. I, 263. II, 87. 61) *Ouseley* II, 76 sq. 62) *Id.* II. pl. XXXV. 63) *Macdonald Kinneir*, geographical memoir. etc. p. 68.

werk und Thürme befestigt war. An den Felswänden in der Nähe sind Reliefs ausgehauen mit einem großen Reichthume von Figuren; es sind sechs solcher Tafeln bekannt geworden, von denen fünf mehre Abtheilungen haben. Es sind die Siege des Sapor's, seine Gefangennehmung des Kaisers Valerian, Darstellung der überwundenen Völker, unter denen auch elephantentreibende, also Inder, sind, endlich Jagdscenen[64]). Die orientalischen Schriftsteller schreiben Schapur I. die Gründung dieser Stadt zu und die Denkmale machen diese Nachricht zu einer gewissen. Auch von der umgeworfenen kolossalen Statue eines Königs in einer großen künstlichen Berghöhle ist die Rede; dann noch von einem Basrelief in der Nähe[65]).

Viel länger und genauer sind uns die Sassanidendenkmale von Naksch-i-Rustam und Naksch-i-Radscheb (Rejib) bekannt; die bekannten trefflichen Reisenden, Niebuhr und Porter, haben von ihnen sorgfältige Beschreibungen und Abbildungen geliefert.

Naksch-i-Rustam nennen die jetzigen Bewohner einige Sculpturen aus der Sassanidenzeit, die sich unterhalb der Achämenidengräber an dem gleichnamigen Orte finden; das Wort bedeutet Bild des Rustam und diesen Helden des neuern persischen Epos glaubt die jetzige Unwissenheit hier abgebildet. Der Ort liegt im Thale des Polwarflusses nahe bei dessen Eintritt in die Merdaschtebene, in gerader Linie eine Meile nördlich von Persepolis[66]). An der von Natur schon steilen Felswand sind in der Mitte die Façaden von vier Achämenidengräbern ausgehauen, unterhalb am Fuße des Felsens sind die Basreliefs der Sassaniden angebracht; Pehlviinschriften stehen ihnen zur Seite; die Bilder sind zum Theil jetzt durch Schutt bedeckt[67]). Es können nicht Todtenkammern hier unten für die Sassaniden gewesen sein; in der That beziehen sich die Basreliefs nicht auf Todte, sondern auf Lebendige. Es sind im Ganzen sechs Reliestafeln, von denen zwei sich auf Bahramgur zu beziehen scheinen[68]); zwei andere wieder auf die Siege des Schapur und die Erniedrigung seines Gefangenen, des Kaisers Valerian; eine fünfte ist durch die genau von Niebuhr copirte und von de Sacy entzifferte Pehlviinschrift[69]) gesichert als Darstellung des Stifters der Sassanidendynastie, des Ardeschir oder Artaxerxes I.; die beigefügte griechische Übersetzung bezeugt, daß für diese Werke die Hilfe griechischer Künstler herbeigezogen werden mußte. Eine sechste Tafel, die sich an die vorhergehende anschließt, bezieht sich wahrscheinlich auf denselben König. Es ist sehr zu bedauern, daß andere Inschriften, die hier sind, nicht oder nicht so copirt worden sind, daß ihre Erklärung möglich gemacht worden sei.

Wenn wir es natürlich finden müssen, daß die Wiederhersteller der persischen Macht und Unabhängigkeit sich in ihren Denkmalen den alten mächtigen Beherrschern des Landes beizugesellen liebten; wenn wir auch dazu ihnen zugeben, einen schon vorhandenen und zugerichteten Platz für ihre Denkmale benutzen zu dürfen, so zeigt sich doch darin eine Unangemessenheit, daß sie die Ruhestätten der alten Todten mit Bildern von den Wirrsalen der Krieger beunruhigten und dazu mit Bildern, die jenen der alten Zeit keineswegs gleichkommen.

Es bleibt nur das Denkmal von Naksch-i-Radscheb, das sogenannte Bild eines nicht einmal in der neuern Sage berühmten Helden. Der Ort liegt Naksch-i-Rustam schräg gegenüber auf der andern Seite des Polwar, ebenfalls nördlich von Persepolis und an derselben Bergwand, aus welcher die alte Königsburg der Achämeniden hervorsprang[70]). Es ist auch ein Fels, der zu einer Kammer vertieft ist, an deren Wand Reliefs angebracht sind; im Ganzen drei Abtheilungen von Figuren, die alle auf Schapur I. gehen und bekannte Darstellungen wiederholen[71]). Auch hier sind griechische und Pehlviinschriften, die von Niebuhr copirt, von de Sacy entziffert sind und uns die anspruchsvollen Titel Schapur's aufzählen.

Diese Übersicht beweist genugsam, daß die Sassaniden vorzugsweise das Heimathland des alten Perservolkes ehrten und zum Aufenthalte wählten, obwol auch sie bekanntlich andere Residenzen hatten; von vielen andern ihrer Anlagen haben wir nur die Erwähnung[72]). Ihr Aufenthalt in der Persis rief die Erneuerung der ältern Hauptstadt Persepolis hervor unter dem neuen Namen Istakhr, wenn wir überhaupt annehmen dürfen, daß Alexander's Zorn mehr hier zerstört hat, als die Festhalle, worin die Achämeniden in ihrem Stolze geschwelgt hatten, und als die einzelnen Zerstörungen, welche bei der Einnahme in der offenen Stadt vorfielen. Von Indien zurückgekehrt besucht Alexander Persepolis[73]) und zwar in einer Stimmung, in der er eher an Wiederherstellung, wie in Pasargadä, denn an weitere Zerstörung dachte. Er macht Peucestes zum Satrapen und Persepolis erscheint auch nachher als dessen Residenz[74]). Die Satrapen der Seleuciden werden ebenfalls hier residirt haben und da, wie wir schon oben erwähnt haben, die Persis unter den Parthern eigene einheimische Unterkönige hatte, so ist eher an Erhaltung und Herstellung, als an das Gegentheil zu denken. Doch waren diese Könige so wenig mächtig, daß sie wol nicht große Werke ausführen konnten. Die Sassanidische Stadt schloß sich der ältern an, ohne ganz dieselbe Stelle einzunehmen. Warum nicht die alten Paläste benutzt wurden, wissen wir nicht, aber sowol die Sage, als die Denkmale bei Naksch-i-Radscheb und die in der Nähe vorhandenen Überreste

64) Außer Ouseley und Morier haben von diesen Denkmalen zwei Reisende gehandelt, deren Schriften mir nicht zur Hand sind: *Lawsden*, Journey from Meerat to London 1822 und *Buckingham*, Travels in Assyria, Media, Persia (London 1830). 65) *Kaempfer*, Amoenit. exot. p. 365. 66) Niebuhr, II. S. 155. Eine genauere Bestimmung ist in dem Artikel Persepolis gegeben worden. 67) Niebuhr, II. tabl. XXXII. *Porter*, I. pl. XVI. *Chardin*, VIII. p. 336 sqq. 68) *Ouseley* II, 295. 69) *S. de Sacy*, Mémoires sur quelques antiquités de la Perse p. 106.

70) s. Niebuhr, II, 153 und die genaueren Angaben in dem Artikel Persepolis. 71) Niebuhr, II. tabl. XXXII. *Porter* I. pl. XXVII, XXVIII. 72) *Rawlinson*, Journal of the geogr. Soc. X. p. 86. 73) *Arr.* VI, 30. 74) *Diod.* XIX, 22.

ezeichnen diese Lage als die der Stadt Istakhr [75]). Man achte wahrscheinlich einen geschütztern Ort und fand dien am Eingange zu dem Flußthale des Polwarflusses. In dem Berge, der Istakhr genannt wird, und auf den enachbarten Höhen finden sich noch Überreste von Castelen, die zur Vertheidigung der Stadt dienten. Noch bei em Untergange der Sassaniden und der Eroberung urch die Araber erscheint Istakhr als große, blühende Stadt, die noch unter den ersten Khalifen fortbesteht; rst die Anlage der jetzigen Hauptstadt Schiraz scheint hr völlig die Einwohner entzogen zu haben. (*Lassen.*)

b) Neuere Geographie und Statistik. Obgleich sich das gegenwärtige persische Reich weder mit der alten persischen Weltmonarchie, noch selbst mit dem Persien des Mittelalters und einiger späteren Zeiten hinsichts seines Länderumfanges zu messen vermag, so ist es doch noch immer eins der bedeutendsten ostasiatischen Reiche und hat eine hohe politische Wichtigkeit, in sofern es weniger durch seine Macht als durch seine Lage das Zusammenstoßen der Engländer und Russen verhindert, von welchen jene nordwärts, diese südwärts sich zu vergrößern streben. Schenkten wir daher bereits dem alten Persien auch in geographischer Hinsicht unsere Aufmerksamkeit, so verdient das neuere Persien in derselben Hinsicht gewiß keine geringere Beachtung, und wir wollen uns bemühen, das Land wie seine Bewohner in möglichst gedrängter Kürze und mit derjenigen Treue darzustellen, welche die oft so sehr von einander abweichenden, ja sich häufig gradezu widersprechenden Nachrichten der Berichterstatter irgend zulassen.

I. Name, Lage, Grenzen, Größe, Eintheilung. Der Name Persien [1]) ist den Eingeborenen selbst gänzlich unbekannt. Sie nennen ihr Reich von den ältesten bis auf die neuesten Zeiten Iran [2]) und, dadurch bewogen, haben jetzt die bedeutendsten teutschen Geographen den Namen Persien aufgegeben und dafür den Namen Iran angenommen, z. B. Ritter, Hassel, Berghaus u. A. Persien (auch Westpersien im Gegensatz von Ostpersien, d. i. Afghanistan und Beludschistan namentlich von englischen Geographen genannt) liegt zwischen 62° 10′—82° 2′ östlicher Länge und 26° 55′—39° 8′ nördlicher Breite, und wird im Norden von Rußland, dem kaspischen See, Chiwa und Bokhara, im Osten, von Bulk (Balk), Kandahar (Kabul), Afghanistan und Beludschistan, im Süden von dem indischen Ocean und dem persischen Meerbusen, im Westen aber durch ebendiesen und die asiatisch-türkischen Provinzen begrenzt. Über die Größe des Flächenraums, welchen Persien einnimmt, schwanken die Angaben zwischen 21,960, 22,734 und 23,096 □Meilen [3]); auch wird sich in dieser Hinsicht, so lange wirkliche Vermessungen fehlen, nichts Genaues bestimmen lassen, da Berechnungen nach Karten immer unsicher bleiben. Persien wird in Beglerbegschaften oder Provinzen, über welche ein Beglerbeg gesetzt ist, und diese wieder in Districte oder Bällucks mit einem Zaubit (Sabit), welcher die Würde einer Magistratsperson und eines Einnehmers in sich vereinigt, eingetheilt. Es muß uns hier genügen, die eilf Provinzen, in welche Persien jetzt, da es Grusien und Aran, sowie Theile von Ghilan an Rußland verloren hat, eingetheilt wird, nur kurz zu erwähnen, da einzelne bereits in besonderen Artikeln bearbeitet in der Encyklopädie vorliegen, andere eine ausführliche Darstellung nöthig machen. Es sind aber diese Provinzen nach Hassel und Anderen folgende: 1) Aderbijan (Aserbidschan, Aserbeidschan, d. i. Feuerland, welchen Namen die Provinz bekam, weil Zoroaster hier der Sage nach geboren sein [in der Stadt Urmia] und seine Feuerreligion zuerst bekannt gemacht haben soll, erstreckt sich von 62° 10′—65° 59′ östlicher Länge und von 36° 10′—38° 55′ nördlicher Breite, enthält einen Flächenraum von 1431 □Meilen mit zwei Millionen Einwohnern, zerfällt in zehn Districte, (Tebris [Tabris], Maragha, Germrud, Khalchal, Ardebil, Karadagh, Mischkin, Serab, Khoi, Urmia), hat Tabris (Tauris, Tebris) zur Hauptstadt und entrichtet 508,083 Tomâns Geld und 58,141 Kalwars und 53 Batmans an Naturalien jährliche Abgaben; 2) Ghilan (Guilan), welcher Name den flachen, am See liegenden Theil des Landes, im Gegensatz zu dem am Gebirge liegenden (Dilem) bezeichnen soll, während ihn andere von den Ghilen

75) *Ouseley* II, 317. 377. Niebuhr, II, 154. *Morier*, Second Journey p. 326.

1) Der Name Persien wird gewöhnlich von der Provinz Fars oder Pars, denn die Buchstaben F und P werden in der persischen Sprache häufig verwechselt, daher Isfahan und Ispahan, abgeleitet und von den Europäern meist dem ganzen Lande beigelegt. In dem letztern Sinne ist aber dies Wort den gegenwärtigen Bewohnern von Iran gänzlich unbekannt, obgleich einige asiatische Schriftsteller behaupten, daß Pars wirklich früher das ganze Königreich bezeichnet habe. Sie beziehen sich deshalb auf eine Stelle des Koran, in welcher ein aus Ispahan stammender Begleiter Muhammed's Selman von Fars oder Pars genannt wird. Auch in der heil. Schrift heißt Iran פָּרַס, z. B. 2 Chron. 36, 20. 22. Esra 4, 5 fg. 6, 14. Dan. 5, 28. 6, 12. 28, und die Bewohner des Landes werden in ihr פָּרְסִי genannt, z. B. Neh. 12, 22, wofür sich Dan. 6, 28 das emphatische פָּרְסָיָא findet, und es ist ziemlich gewiß, daß die Schriftsteller der Bibel, Griechenlands und Roms das ganze Iran Fars, Pars, Persia genannt haben. 2) Iran. Dies Wort bezeichnet die ursprünglichen Wohnsitze des Zendvolkes, welche sich im Osten des Tigris, in dem obern Tibet, in Theilen von Kaferistan und Kabul, im eigentlichen Assyrien, in Medien, Parthien, Persien, Hyrkanien oder Mazenderan fanden, und von den ältesten bis auf die neuesten Zeiten haben die Perser ihr Land wahrscheinlich nie anders als Iran genannt. Über das Wort selbst sprach sich der Mollah Firoze, ein gelehrter Priester der Parsen zu Bombai, folgendermaßen aus, als ihm Col. Malcolm die von Sylvester de Sacy versuchte Erklärung einer Inschrift zu Tak oder Tauk-e-Bostan vorlegte, in welcher König Schahpur König von Iran und An-Iran genannt wird: „Ker,“ sagte er, „ist ein Pehlviwort und bedeutet Gläubiger. Keran (Keri, Keriene, Ari, Ariena, Arier, Iran) ist der Plural dieses Wortes. A oder An ist in der Pehlvisprache das α privativum der Griechen, weshalb An-Eran (An-Iran) Ungläubige bezeichnet. Wird daher Schahpur in der Inschrift König von Iran und An-Iran genannt, so heißt dies soviel als König der Gläubigen und Ungläubigen, oder König der Perser und Nichtperser.

3) Pinkerton, welcher Ost- und Westpersien als ein Reich betrachtet, gibt ihm von Osten nach Westen eine Länge von mehr als 1200 und von Süden nach Norden, d. h. vom ostindischen Meere bis zu den Wüsten in der Nähe des Aralsees, eine Breite von 1000 engl. Meilen.

(γῆλαι) ihren früheren, noch in den Ghilankis fortlebenden Bewohnern ableiten, dehnt sich zwischen 65° 50′—68° 8′ östlicher Länge und 36° 25′—38° 2′ nördlicher Breite am kaspischen Meere aus, hat einen Flächenraum von 246 □Meilen mit 280,000 Einwohnern und zerfällt in die Beglerbegschaften Rescht und Rudbar; 3) Mazenderan (Masenderan, d. i. Land binnen der Grenze, von Mas, d. i. Grenze und enderan, d. i. innerhalb, binnen), liegt unter 35° 55′—37° 20′ nördlicher Breite und 67° 58′—71° 40′ östlicher Länge am Südufer des kaspischen Meeres, hat 356 □Meilen Flächenraum mit 700,000 Einwohnern (150,000 Familien nach Malte Brun) und zerfällt in die Beglerbegschaften Astrabad und Masenderan. 4) Taberistan (Thabrestan), nimmt zwischen 67° 30′—72° 35′ östlicher Länge und 35° 35′—36° 15′ nördlicher Breite einen Flächenraum von 327 □Meilen ein und zerfällt in die Beglerbegschaften Demawend und Damaghan. 5) Irak (Irak-Adschemi, d. i. persisch Irak im Gegensatze von Irak-Arabi, dem arabischen Irak), breitet sich im Mittelpunkte des Reichs mit einem Flächenraum von 4414 □Meilen zwischen 31° 48′—37° 17′ und 63° 50′—74° 22′ aus und zerfällt in die Beglerbegschaften Teheran (Teraun), Ispahan, Burudscherd, Hamadan, Kaswin und Sendschan; 6) Kusistan (Khusistan, Schusistan, das alte Elymais), erstreckt sich längs des persischen Golfs von 64° 20′—67° 40′ östlicher Länge und 29° 50′—33° 40′ nördlicher Breite, hat 1380 □Meilen Flächenraum, auf welchem 900,000 Menschen leben sollen und zerfällt in die Unterprovinzen Ahwas, Khusistan und Luristan. 7) Kurdistan (Kiurdistan, das Carduchia der Alten), liegt, soweit es zu Persien gehört, zwischen 63° 50′—66° 30′ östlicher Länge und 32° 30′—36° 10′ nördlicher Breite, enthält einen Flächenraum von 610 □Meilen mit 450,000 Einwohnern und zerfällt in die Districte Kermanschah, Konkowar, Dinewer und Nehawend. 8) Fars (Farsistan, vergl. Note 1). Zwischen 67° 30′—75° 25′ östlicher Länge und 25° 55′—32° 25′ nördlicher Breite liegend, nimmt Fars einen Raum von 5951 □Meilen und zerfällt in die Districte Ardeschir, Istachr, Darabscherd, Kobad, Schapur und Laristan; 9) Kerman (Caramania bei den Alten), erstreckt sich von 25° 55′—32° 16′ nördlicher Breite und 74° 10′—80° 2′ östlicher Länge, hat einen Flächenraum von 3080 □Meilen, und zerfällt in die Districte Kerman, Kuwaschir, Tuberan, Bababeg, Welaskherd, Nurmanschihr, Pureg, in die Wüste von Kerman und das Moghistan. 10) Korassan (Chorasan, Khorasan, Khorassan, d. i. Morgenland, von Khoor, die Sonne, das ehemalige Baktrien), breitet sich zwischen 71° 10′—85° 35′ östlicher Länge und 34° 50′—39° 8′ nördlicher Breite aus, hat einen Flächenraum von 3827 □Meilen und zerfällt in die Districte Nischapur, Badgis, Baawurd, Dschurdschan, Terschis und Thus, von welchen jedoch nur der erste und die drei letzten zu Persien gehören. 11) Kuhistan, d. i. Gebirgsland. Diese Provinz, in welcher die Hochebene Persiens ihren Culminationspunkt erreicht, liegt mit einem Flächenraume von 1112 □Meilen zwischen 70° 65′—77° 5′ östlicher Länge und 32° 5′—35° 35′ nördlicher Breite und zerfällt in die Districte Taludschan und Tabbs (Tabs, Tubbus).

II. Oberfläche, Berge, Flüsse, Quellen, Wüsten, Klima. Betrachten wir Persien hinsichts seiner Oberfläche, so bietet es uns große Berge, lange, oft von schönen und fruchtbaren Thälern durchschnittene Bergketten, aber wenige Seen, meistentheils nur unbedeutende Flüsse und seltene Waldungen dar. Kommt man an der südlichen Grenze des Landes, so wird man von einem langen und schmalen Küstenstriche empfangen, welcher sich von der Mündung des Indus bis zum Ausflusse des Karun und Euphrat 20 Grade lang am indischen Ocean und persischen Meerbusen, in Persien selbst durch die südlichen Theile der Provinzen Kerman, Fars und Irak hinzieht. Der Charakter dieses Küstenstriches ist fast überall derselbe; er bietet dem Auge nichts als eine Aufeinanderfolge sandiger Ebenen dar, welche nur von wenigen Flüssen und Bächen durchschnitten werden, an denen sich, sowie an ihren Quellen, Dattelpalmenpflanzungen und angebaute Strecken finden, die um so reizender erscheinen, je seltener sie sich finden. Allmälig erhebt sich das Land nach Norden zu und hat man die diesen Strich begrenzenden Gebirgszüge vermittels der nur für persische Pferde und Maulthiere zugänglichen Päße von Schiras und Kerman überstiegen, so gelangt man auf eine Hochebene, welche auf drei Seiten von Bergen umgeben, sich bei einer mittleren Höhe von 4000—4800 Fuß östlich nach Afghanistan hinzieht, in Kuhistan, wie bereits bemerkt, ihre größte Höhe erreicht, und sich im Norden theils in dem Stufenlande der Provinzen Mazenderan und Ghilan verliert, theils aber an das höher gelegene Armenien, vermittels der Provinz Aserbeidschan, welche zwischen dem zuletzt genannten Lande und dem persischen Hochplateau eine Art von Défilé bildet, anschließt. Diese Hochebene zeigt der Hauptsache nach fast überall denselben Charakter. Sie wird fast nach allen Richtungen von Bergzügen durchschnitten, welche meistens die mittlere Höhe haben, und z. B. in Fars selbst, wo sie am niedrigsten sind, noch 2—3000′ Seehöhe besitzen, und aus verbrannten, kahlen, nur selten und dann immer nur auf kurze Zeit mit einigem Grün überzogenen, aber fast nie mit Buschwerk oder Bäumen bestandenen Felsenmassen bestehen, welche daher einen traurigen, einförmigen Anblick gewähren. Doch machen die Gebirgsreihen Mazenderans und Kurdistans eine Ausnahme, indem sie gleich denen Ghilans, mit Wäldern bestanden sind. Zwischen diesen Bergzügen finden sich Schluchten und Thäler, von größerer und geringerer Ausdehnung; doch sind sie gewöhnlich mehr lang als breit, dabei in Fars, Irak und Khorassan meist eben, während sie in Aserbeidschan einer Aufeinanderfolge von Erhebungen zwischen Bergen gleichen. Das Letztere gilt namentlich auch von Kurdistan, welches aus einem Haufen kleiner Berge besteht, die hier und da von höheren Zweigen durchschnitten sind. Auf den Gipfeln dieser Berge findet sich Tafelland, welches seiner Höhe wegen außerordentlich kalt ist. Größere Ebenen finden sich in Fars, Mazenderan, Ghilan. Gegen Osten hat diese Hochebene, welche durchaus der Abdachung

...tbehrt, weshalb sich ihre wenigen Gewässer entweder ... Binnenseen sammeln oder im Sande verlieren, weite Salzsteppen und Sandwüsten, denen übrigens nichts fehlt, ...ls Regen, um fruchtbar zu sein.

Die Gebirge Persiens laufen theils vom Ararat (Arghitag) Armeniens, theils vom Kaukasus aus und begrenzen die einzelnen Provinzen, welche sie oft mit ihren Verzweigungen ganz anfüllen. Die hauptsächlichsten dieser Gebirge sind das südöstlich unter 39° der Breite vom Ararat ausgehende Zaghrosgebirge, welches von einem bogenförmigen Gewölbe, durch welches die einzige Straße aus dem türkischen Gebiete nach dem persischen Kurdistan führt, auch Aiagha Tag, Tak, Tauk, d. i. Bogen, Dach genannt wird. Von diesem westlichen Grenzgebirge, dessen höchste Spitzen oft eine Höhe von 6000—8000 Fuß über der Landesfläche erreichen, springt weiter östlich das Elwend- oder Erwendgebirge ab und füllt einen Theil von Irak und Aserbeidschan aus. Im Süden verflacht sich das Taukgebirge unter 34° 30′ Breite, oder es geht vielmehr, sich mehr südöstlich in das Innere wendend, in das Luristangebirge über, welches, doch immer noch als Randgebirge der Hochebene, die Provinzen Luristan und Kusistan durchzieht. Als eine andere Fortsetzung des Taukgebirges können wir das Buktir-, Buhktiari-, Baktiarischgebirge betrachten, welches sich vom Luristangebirge bis nach Schiras erstreckt. Zu dem Buktirgebirge gehören der Vulkan Adervan[4]) und der Dinar in seinem Süden und der Darmawend, welcher letztere als ein Ast bis nach Kerman reicht, während das zerrissene Hesaarderegebirge sich bis nach Ispahan hinzieht. Das Ajuduk- oder Adschudukgebirge füllet Farsistan an und erreicht in seinen Zweigen, vermittels des Abukhamin und Kafes die Grenzen von Beludschistan. Im Norden der Hochebene findet sich das Elburs-, Elburz-, Alborsgebirge mit dem 30 Meilen weit sichtbaren, aber noch unerstiegenen Demawend, welches Mazenderan umschließt und bis an das kaspische Meer reicht. Außer diesen größern Gebirgszügen finden sich noch viele kleinere in dem Inneren mehrer Provinzen, welche wir wenigstens dem Namen nach anführen wollen, da ihre nähere Beschreibung in die der einzelnen Provinzen gehört. So finden wir in Irak das Gebirge Aprassin, welches sich südwestlich an der Wüste Nauben-Dejan (Naubendan) hinzieht, das bereits genannte Erwend- oder Elwendgebirge[5]) mit dem Beschbarmak oder Fünffingerberge, das Gebirge Nasmen oder Kerdsch, ferner die Gebirge von Kerkes, Tabrek, Kaschim, Jaschew, Dakim, Kuschim, sowie die Berge Aschkerem, Nemekuh, von welchen der erstere wegen seiner Schlangen, der andere wegen seines Salzes berühmt ist. In Taberistan zeigt sich uns außer dem bereits erwähnten Demavend noch der Karen, Lawud, Kuh Tarik, Kuh Mirem und Madnofriad; in Mazenderan der Dschehan Nemah; in Ghilan das Gebirge Talischin, wie der hier befindliche Theil des Elburz heißt; in Aserbeidschan der Schend, Seilan, Kaflankuh, Maschuk, Mischad, Ahar und Siah Kuh; in Khusistan der Serdkuh, Kohasp, Schuterkuh; in Fars der Derak, Rahmet, Darabschert, Murhan, Bardschan, Schahpur, der Firuschabadselsen, der Thertschek, Balischtun, Mahmus, Dirachti, Kondarbaluscht, Benna, Kuhbast, Ramdscherd, Schesper, sowie die Vorgebirge Domba, Kenn und Nabon; in Kerman der Kafes, Derjai, das Vorgebirge Murabuk, der Buskurd, das Vorgebirge Jask und das im Norden befindliche Basergebirge, in Kuhistan der Kuh-Schehmiur, der Kenabed und Schemend; in Korassan endlich der Tedsen, Kuh (Koh d. i. Berg) Gulistan, Kuh Schetan und Kuh Saan. Von Kandahar bis Korassan fehlen nach M. Forster Bergzüge gänzlich, dagegen fand er im Norden von Dochabad und Terschis (Turschiz) Bergketten, welche mit Schnee bedeckt waren. Auch drei englische Meilen östlich von Khanahudy streicht eine ziemlich hohe Bergreihe von Norden nach Süden.

Unter den Gebirgspässen heben wir folgende aus. Von Irak gelangt man durch die Pässe von Kharwar (Kowar), Keramli, Kurzan und Pil Rubar über den Demavend nach Taberistan und Mazenderan, während die Pässe Sawadschi, Tengseremsa, Teng Nimrud über den Karen, der Teng Schimbirbur über den Luwat führen. Die beiden erstgenannten Pässe bildeten die berühmten kaspischen Thore (pylae caspiae) der Alten. In Fars finden wir die Pässe Kutel Mallu, Tengi, Purkan, Kuteli Dochter und Piresen, Tengi Allah Ekber, Tengi Saadi, Kuteli Ersendschan, Muran, den Paß von Bast, von Sufrab (porta persica), die Pässe al Mahmui, Tengi Khurrem und Tengdelan, welche über die Gebirgszüge und zwar von Abuschir (Buschir), Kasrun und Ispahan nach Schiraz und Schahpur, Kerman, Laristan u. s. w. führen und so die Verbindung des Hochlandes in seinem Innern, sowie mit den jenseit der Grenzgebirge gelegenen Provinzen befördern.

Daß Persien in Hinsicht der Bewässerung äußerst arm von der Natur ausgestattet ist, haben wir bereits erwähnt, und trotz seines ausgedehnten Flächenraums hat es nur zwei etwas bedeutende Seen aufzuweisen[6]). Diese sind 1) der Urmia (Maraha, Urumia auch Tebris [Tabris]) in der Provinz Aserbeidschan, 2) der Baktegan (Bakhtegan) im Osten von Schiras. Der erstere, welcher auch Deria-Schahi, d. i. Königssee genannt wird, liegt südwestlich von Tabris, soll 300 englische Meilen im Umfange haben, wofür ihm Hassel eine Länge von 130 und eine Breite von 65 Miglien oder von $32\frac{1}{2}$ und $16\frac{1}{4}$ Meilen in der Länge und Breite und einen Umfang von sechs Tagereisen gibt, enthält die drei kleinen Eilande

4) Persien hat mehre Vulkane, und diese, sowie seine zahlreichen heißen Quellen, zeigen deutlich, daß es auf einem großen Feuerherde ruht. Wirklich ist das Land auch oft von Erdbeben heimgesucht worden, und ein solches zerstörte 1727 Tebris, wo gegen 70,000 Menschen das Leben verloren. Im J. 1780 traf diese Stadt dasselbe Schicksal mit einem Menschenverlust von 40,000 Seelen, und ein gleich heftiges Erdbeben zerstörte am 25. Juni 1824 die Stadt Schiras fast gänzlich, wobei 4000 Menschen umkamen.

5) Das Elwend- oder Erwendgebirge hat merkwürdige Grotten oder Höhlen und ist der Orontes der Alten.

6) „Hier und auf der arabischen Halbinsel ist die größte Masse trockenen Bodens gelagert,“ sagt K. Ritter, „und auf einem Flächenraum, der zweimal größer als Frankreich ist, die größte Armuth an fließenden Gewässern.

Talaa (Kotschon), Espek und Kheschitu, entbehrt jedes Abflusses und übertrifft selbst das Meer an Salzgehalt [7]). Das Letztere gilt auch von dem Baktegan (Bahtigan, Bachtegan, Hamkan), welcher mit seinem krystallisirten Salze ganz Fars versieht. Nicht mehr begünstigt ist Persien hinsichts der Flüsse. Von diesen fließen dem persischen Meerbusen (s. d. Art.) zu 1) der große Zab, 2) der Schatt el Had, 3) der Kerah, 4) Karun und 5) die Diala, die Mandeli, und Jerokh und zwar größtentheils durch Vermittelung des Tigris, ferner die Küstenflüsse Tab, Sitarogan, Khisch und Diw Rud; der Bahr Oman genannte Theil des indischen Oceans empfängt einige unbedeutende Küstenflüsse, von welchen der Rud Ibrahim der größte ist, und das kaspische Meer nimmt den Arares (Aras), die Massala, den Sefid Rud (Kyzil Ozan), Mazenderan, den reißenden Kurkan, den Murghab (Serbak) und den Tedsen auf, der Aralsee erhält nur die Gewässer des Amu oder Gihon. An Steppenflüssen ist Persien ziemlich reich. Es finden sich von diesen in Fars der Bend-Emir (Kur), welcher sich, mit den Schaab Bewan, Mabir und Schemir vereinigt, in den Baktegan ergießt, der Rud Siwend, der Ferawan Dscharun, Kasre und Karagadsch; in Korassan der Fahor, Schurerud mit dem Derbad und Kharu, der Adschin, Serde, Sachter, Scheru, Bostan, Schadschenk und Khaban; in Kerman der Serarud, Semini und Derschai; in Kurdistan der Ka (Kaw) masserud, der Harfan und die Bejat; in Irak der Sendrud, Khamrud und Germrud, der Kurrud, Abharrud, Kaschanrud, Merdakanrud, Kaswinrud, Girdanrud und der Kharkanrud [8]). Die meisten dieser Steppenflüsse verlieren sich im Sande oder erlöschen in den Bewässerungskanälen, von welchen wir weiter unten handeln werden, da es Persien, wie Ritter bemerkt, an jedem gemeinsamen Gefälle, Rinnsal nach einer Stromtiefe mangelt.

Ebenso arm wie an Flüssen ist Persien im Allgemeinen an Quellen, welche einzelnen Theilen des Hochlandes, sowie den südlichen Districten, fast gänzlich abgehen. Manche dieser Quellen zeichnen sich durch Heilkräfte, andere durch eine sonstige, merkwürdige Eigenschaft aus. So hat Irak Heilquellen bei den Dörfern Adihischtek, Abdullahabad und zwischen Kharkan und Kaswin; eine intermittirende Quelle besitzt Taberistan auf dem Kuh Tarikberge und Fars, welches auch gleich wie Irak, warme Quellen besitzt. Zu den hierher gehörigen Merkwürdigkeiten müssen wir einige kleine Deiche oder Lachen rechnen, welche sich am Ostufer des Urmiasees zwischen den Dörfern Schiramihe (Schirmin) und Dih Kargian finden. Diese versteinern allmälig und liefern dann den kostbaren Tabrizmarmor. Eine ähnliche versteinernde Kraft zei[gt] auch die Quelle Aini Aserbeidschan in der Provinz d[es] letzteren Namens.

Unter den Wüsten oder Salzsteppen Persiens zeichnet sich die 80 Meilen lange und 45 Meilen weite Salzwüste Naubeddan (Naubendan) vorzüglich aus. Sie zieht sich zwischen Kuhistan und Irak hin und wird von der gleich unfruchtbaren Wüste von Kerman oder Lut nur durch einen schmalen Strich fruchtbaren, an einer Bergkette hinlaufenden Landes getrennt. Die letztere ist nicht ganz so breit, obgleich eben so lang, als jene. Die dritte große Salzsteppe ist die von Karakum (Schwarzsand), welche die nördliche Grenze von Korassan bildet. A[lle] diese Steppen, zu welchen man auch noch den Küste[n]strich am persischen Golf rechnen kann, haben entwed[er] Thonboden, welcher stark mit Salz geschwängert ist, d[a] wie wir erwähnten, viele der meistentheils salzreiche[n] Steppenflüsse in ihnen vertrocknen oder Flug- und andere[n] Sand, welcher den Reisenden äußerst lästig [ist]. Man will überhaupt bemerkt haben, daß Persien allmä[lig] mehr und mehr vertrockne, indem sich allein in der imm[er] noch wasserreichen Provinz Aderbidschan seit 100 Jahre[n] mehr als 400 Quellen verloren haben sollen.

Gehen wir jetzt zu dem Klima über. Dieses ist i[n] Persien sehr verschieden und richtet sich nach der Lag[e] und der Höhe der Provinzen [9]). So ist in denjenige[n] Districten, welche zu den Provinzen Kerman, Läristan Fars und Khuzistan gehörend, am persischen Golfe zwischen diesem und dem erwähnten südlichen Gebirge liegen, die Hitze im Sommer sehr groß und wird durch die Sandebenen, an welchen dieser Landstrich so reich ist, außerordentlich vermehrt, da fast kein Baum oder Fluß zur Abkühlung etwas beiträgt, wodurch die Bewohner genöthigt werden, vier Monate lang Schutz in den wenigen Palmenwäldern zu suchen, welche, wie wir bemerkten, sich an den Quellen, Flüssen und Bächen finden, die, obgleich in äußerst geringer Anzahl, diesen Strich bewässern. Sind gleich heiße, dem Sirocco ähnliche Winde, welche die Einwohner Baadisamuur nennen, in diesem Landstriche, weder häufig noch gefährlich, was Malcolm der Enge des Raums zwischen dem Meere und dem Bergzuge zuschreiben will, so stürmt dagegen während der ersten beiden Sommermonate fortwährend der Nordwestwind und treibt aus Arabien, in einer Entfernung von zwei Graden, dicke Wolken eines leichten, aber sehr belästigenden San-

7) Der Urmiasee nimmt auf die Flüsse Sasi mit dem Dschift, welcher sich vorher mit dem Nafta und Merwrud vereinigt hat, den Serawrud mit den Flüssen Serdrud, Udschan Endor, den Jaghatty und den Schar. 8) Persien hat weder einen schiffbaren Fluß, noch Kanal. Der Zab allein, welcher Fars von Khuzistan trennt, ist vom Meere aus bis zur Stadt Endian, d. i. in einer Länge von 16 engl. Meilen, für Boote schiffbar; alle übrigen Flüsse in diesem Landstriche können kaum fünf englische Meilen weit befahren werden.

9) Moritz von Kotzebue bemerkt, man könne in einigen Gegenden Persiens sich mit dem Klima der vier Jahreszeiten auf einer einzigen Tagereise bekannt machen. Überhaupt ist dieser Reisende, der mit der Schärfe des jugendlichen Beobachtungsgeistes Vieles, namentlich die in diesem Lande herrschenden Sitten und Gebräuche Betreffende, auffaßte, im Ganzen etwas stark gegen Persien eingenommen. „Traut man den Reisebeschreibungen," sagt er daher an einer Stelle, „so ist man in Persien umringt vom schönsten Obste, eingewickelt in prachtvolle Shawls, ruht auf Rosen und bewundert den persischen Himmel. In diesem Augenblicke vielleicht glauben uns daher viele unserer Verwandten so auf Rosen hingestreckt, statt dessen liegen wir sehr hart auf sandigem Boden und wünschen von ganzem Herzen aus diesem Paradiese erlöst zu werden."

des herbei[10]). Im Herbste ist die Hitze hier noch drückender als im Sommer, dagegen ist das Klima im Winter und Frühjahre äußerst angenehm. Starke Kälte tritt fast nie ein, auch fällt Schnee selten auf der Südseite der mehr erwähnten Gebirgskette, dagegen bringt der Südost, welcher der zweite hier herrschende Wind ist, im Winter und erstem Frühlinge, wo er oft sehr stark, jedoch selten länger als drei oder vier Tage weht, gewöhnlich Regen mit sich. In ihrem Inneren sind die Provinzen Kerman und Laristan und zwar am meisten diejenigen Districte, welche an die Wüste von Seistan grenzen, gleichfalls großer Hitze ausgesetzt, dasselbe gilt auch von einem großen Theile der Hochebene während des Sommers, doch genießen der District und die Stadt Schiraz[11]) und die übrigen jenseit des Gebirges liegenden Theile von Fars eines schönen Klima's. Dieses richtet sich hier hauptsächlich nach der höheren oder tieferen Lage der Thäler, welche die Provinz durchschneiden, doch ist weder Hitze noch Kälte übermäßig. Noch schöner ist das Klima in der weiter nordwärts gelegenen Provinz Irak, und vorzüglich genießt Ispahan[12]) einer Temperatur, welcher sich keine andere Stadt Persiens zu erfreuen hat. Wenn man überhaupt der Trockenheit der Luft in Persien es zuschreibt, daß während des Sommers kein Thau die Pflanzen benetzt und thierische Körper eher austrocknen als verfaulen, so ist Ispahan vorzüglich in dieser Hinsicht begünstigt. Die meiste Zeit ist die Luft so rein und trocken, daß man ihr das glänzendst polirte Metall preisgeben kann, ohne den Rost fürchten zu dürfen. „Nur einige Wochen im Jahre ist der Himmel Ispahans mit Wolken bedeckt, selten fällt starker Regen und der Schnee verschwindet bald wieder. Die Jahreszeiten folgen regelmäßig und fast bis auf die Stunde genau auf einander, und wenn der Frühling beginnt, so legt die Natur ihr lieblichstes Gewand an, und wenn man die Klarheit der Flüsse, den Schatten-luftiger Spaziergänge, die duftende Üppigkeit der Gärten, die grünende Schönheit der weitaus gedehnten Felder Ispahans in Erwägung zieht, so ist man geneigt, dem Perser Recht zu geben, wenn er sagt, daß Ispahan berauschend auf die Sinne wirke," sagt Malcolm.

Die weiter als Ispahan gegen Norden gelegenen Städte können es hinsichts des Klima's nicht mit dieser Stadt aufnehmen. Die Natur des Nordens tritt mehr und mehr hervor; der Winter beginnt hier im November und hält bis zum März an. Meistens ist er sehr streng und führt Eis und Schnee mit sich, welcher letztere auf den drei Tagereisen von Ispahan entfernten Gebirgen gewöhnlich acht Monate lang liegen bleibt. So suchen harte Winter schon Hamadan heim, obgleich der Winter Persiens im Allgemeinen ein Regenwinter ist, welcher in dem übrigen Iran in der Regel nur zwei Monate lang Schnee herbeiführt, das Thermometer am Tage selten unter 0 fallen läßt, während in der Nacht die Kälte oft auf 7, 8, 10 Grad steigt und Stürme mit Blitz und Donner gemein sind. Dagegen ist der Sommer bei Kaschan und Kum, welche Städte an den Grenzen von Wüsten liegen, wieder äußerst drückend, und in Teheran[13]), welches unmittelbar am Fuße desjenigen Gebirges liegt, durch welches Irak von Mazenderan geschieden wird, herrscht ein solcher Witterungswechsel, daß die Stadt für ungesund gilt, weshalb auch dann die Zahl ihrer Bewohner oft von 50,000 auf 10,000 herabsinkt, indem jeder, dem es irgend möglich ist, in die Gebirge wandert. Aserbeidschan[14])

10) In Taberistan weht dagegen während des Winters, wo auch Regen häufig fällt, ein periodisch sein sollender Wind oft 1, 2, 3 oder 7 Tage hinter einander, welcher Menschen, durch die Gewalt, mit welcher er bei einer schneidenden Kälte von den Gebirgen Mazenderans einherbraust, soll tödten können. 11) Der Sommer in Schiras ist warm, die Hitze jedoch niemals übermäßig, aber die Nächte sind, selbst während des wärmsten Wetters, kühl und angenehm. Als Malcolm sich im J. 1800 in Schiras befand, stand Fahrenheit's Thermometer in den heißesten Tagen des Juni zur Mittagszeit im Hause auf 94°, im Zelte auf 100°. Im J. 1810 stieg das Quecksilber um die erwähnte Zeit niemals über 88° und fiel nicht unter 74°. Früh um 8 Uhr stand das Thermometer im Allgemeinen etwa auf 60°. Im Herbste fuhr die Hitze fort, aber im Winter wurde es kalt und das Quecksilber sank unter 0. Am Ende des März bedeckte Reif den Boden. Der April war entzückend schön, das Thermometer stand bei Sonnenaufgang gewöhnlich auf 50°—55°, um 2 Uhr Nachmittags auf 80°—84° und um 9 Uhr Abends auf 64°. Fars gehört übrigens zu den gesundesten Provinzen, was wenigstens seine innern Districte anbetrifft. 12) Der Fluß, an welchem Ispahan liegt, heißt Sendeh rund, d. i. Lebensfluß, und er ist ein solcher in der That für die Stadt, da er, in zahllose Arme getheilt, ihre Felder und Gärten befruchtet und ihre Häuser mit dem nöthigen Wasser versieht. Was wir über die Beschaffenheit der Luft in Ispahan sagten, das hat schon Engelb. Kämpfer in seinem bekannten Werke bemerkt, wo er S. 163 sagt: „Aerem haurit sudo perpetuo felicem, aequalis temperiei, siccum et saluberrimum. Videbis cadavera hic exarescere prius, quam putrescant; ferrum quamvis humore aspersum rubiginem non contrahere etc." Was wir über die Trockenheit der Luft sagten, das erklärt sich leicht aus dem in den meisten Theilen Persiens herrschenden Wald- und Wassermangel, und daß die mit der Trockenheit verbundene Reinheit der Luft auch die Stärke des Lichts erhöhen und dessen Wirkungen vergrößern muß, ist natürlich und begreiflich. Daß man daher in einigen Districten Persiens selbst in der Nacht beim Lichte der Sterne größere Schrift zu lesen vermag, daß Sternschnuppen häufig sind und das Zodiakallicht sich, nach Niebuhr's Bemerkung, nirgends so deutlich zeigt, als in Persien, das darf uns nicht wundern. „Über dem trockenen Boden," sagt Ritter, „schwebt das iranische Trockenklima dieser alten Erde mit dem ätherfreien Sonnenhimmel, dem Jahreszeitenwechsel und den frischen, reinen Berglüften."

13) Die mittlere Temperatur in Teheran war 1810 im April nach Fahrenheit's Thermometer gegen Mittag 66°; im Mai stand das Quecksilber frühmorgens auf 67°, um 2 Uhr Nachmittags auf 76°, um 10 Uhr Abends auf 72°; der Sommer war außerordentlich heiß, der Winter sehr kalt, überhaupt das Klima einem großen Wechsel unterworfen. Als Malcolm im J. 1810 sich im Lager zu Dhaung befand, welches 68 engl. Meilen von Teheran entfernt ist, stand Fahrenheit's Thermometer um Mittag auf 92°, um 3 Uhr Nachmittags auf 60° und um 8 Uhr, als man nach Suzziâbâd marschirte, wurde es plötzlich, indem sich der Wind nach Nordwest umsetzte, so kalt, wie im Winter. Dieser Wind wird zuweilen Baud-e-Schahervâr, öfter Baud-e-Caucâsân, d. i. Wind von Caucâsân, wie ein Gebirgsstrich im Norden von Kaswin (Kazveen) heißt, genannt. Er weht, oft sturmähnlich, nur im Winter und thut, wenn er anhält, dem Getreide großen Schaden. 14) Ta- (Te-) bris, die Hauptstadt dieser Provinz, liegt unter 38° 10′ nördl. Br. Als Malcolm im J. 1810 sich in der Nähe dieser Stadt befand, stand das Thermometer bei Sonnenaufgang zuweilen auf 68°, Nachmittags um 2 Uhr auf 94° und Abends um 10 Uhr auf 56°. Der Wind wehte zu dieser Zeit hef

und Kurdistan haben das Klima Armeniens. In beiden Provinzen ist der Winter sehr kalt und beginnt schon mit dem Herbste anderer Provinzen. Ghilan und Mazenderan haben eine kalte und warme Region, die erstere in ihren Gebirgsdistricten, die zweite in den am kaspischen Meere sich hinziehenden Niederungen. Regen fällt in diesen Provinzen häufiger als in den anderen, was man den Flüssen und Wäldern zuschreibt, die sich hier finden. In Korassan erfährt man alle Wechsel des Klima's, doch sind alle diejenigen Districte, welche an die Wüste grenzen, die sich von Irak nach Seistan hinzieht, außerordentlich heiß, und in einigen Theilen der Provinz müssen sich die Einwohner in ihren Häusern vor pestartigen Winden und fast glühenden Sandwolken [15]) schützen.

Trotz dem ist Khorassan ein gesundes Land, was sich a… von dem übrigen Persien fast durchgängig behaupten lä… indem nur die Küstenstriche am kaspischen Meere wie a… persischen Golf [16]) ausgenommen werden, wo Fie… ber häufig vorkommen. Augenkrankheiten und Dysente… rien sind gleichfalls in Persien nicht selten, die Pocken richten oft große Verheerungen an; weniger … man auf endemische Krankheiten. Wenn jedoch … von Kotzebue behauptet, daß die, im türkischen Asien oft wüthende Pest den Aras nie überschritten habe und … Persien gedrungen sei, so hat ihn das Jahr 18… widerlegt, wo diese Krankheit von Juni bis Septemb… allein in der Gegend von Tehraun 30,000 Mensch… wegraffte. Nicht minder verheerend trat 1823 und 18… auch die Cholera auf, welche in Ghilan die Einwohnerza… von 300,000 bis auf 60,000 verminderte.

III. Naturproducte. Obgleich Persien mit Ausnahme seiner nördlichen Provinzen (Ghilan und Mazanderan) solchen Mangel an eigentlichen Waldungen [17]) hat, daß in einigen Districten das Holz pfundweise und … zu sehr hohen Preisen verkauft wird, die Karawan… immer dieselbe Straße verfolgen und die Lagerplä… der vorausgegangenen aufsuchen müssen, um sich des von diesen zurückgelassenen Düngers als Feuerungsmittel be… dienen zu können, so steht das Land doch hinsichts der übrigen Pflanzenwelt nicht leicht einem anderen Land… nach, sondern übertrifft vielleicht die meisten Länder der Erde, ja es scheint, daß Persien das Stammland aller edlen Bäume und Früchte ist. Von Bäumen, welche fast überall gedeihen, wo man sie pflanzt, findet man Cypressen von außerordentlicher Höhe bei Schiras, und Chardin sah bei dem Dorfe Passargada einen Cypressenbaum, welcher bei einem Umfange von 30 Fuß seine

tig aus Osten. Nach Campbell's Journal war die Temperatur im Winter 1808 bei Tabriz folgende: Den 20. Oct. fiel starker Schnee; er bedeckte die ganze Gegend, blieb jedoch nicht lange liegen, da das Wetter wieder mild wurde. In der Mitte des Decembers wurde die Kälte streng. Von dieser Zeit an bis Ende Januars stieg das Thermometer, wenn es der Luft ausgesetzt wurde, nie über Null, in dem Zimmer aber um Mittag selten über 18°. Der Januar war beiweitem der kälteste Monat. Das Wasser gefror augenblicklich in den auf dem Speisetische stehenden Gläsern, und die Tinte wurde in ihren Behältern zu Eis, obgleich diese ganz nahe am Feuer standen. Vierzehn Tage lang war kein Ei zu haben, da die Kälte sie alle zerspaltete. Einige Flaschen Wein gefroren gleichfalls unter dem sie bedeckenden Strohe, und einige kupferne Kannen zersprengte das von der Kälte ausgedehnte Wasser. Gegen das Ende des Februars wurde das Wetter vergleichungsweise mild; am 1. Mai fiel wieder Schnee, und es trat eine solche Kälte ein, daß die ganze Pflanzenwelt vernichtet wurde. Jetzt folgte große Wärme und am 15. Juli begann die Ernte. Als Malcolm im J. 1810 zu Hudatu in Kurdistan stand, gefror am 17. Aug. das Wasser und das Thermometer stieg bei Sonnenaufgang auf 38°. Die Perser nennen übrigens den höchsten Punkt eines kalten Winters Zerb Zimistan, was nach Georg Forster soviel bedeutet als „Strich oder Schlag des Winters."

15) Der Capitain Pottinger, welcher 1810 im Anfange des Aprils einen Theil dieser Wüste durchreiste, gibt über sie folgende interessante Mittheilung: „Der Boden," sagt er, „wenn er anders so genannt werden kann, besteht aus einem sehr leichten, rothen Sande, dessen Theilchen in der Hand kaum mehr fühlbar sind. Die ganze Fläche besteht aus einer verwirrten Masse von Sandwellen verschiedener Größe, welche von Osten nach Westen laufen. Einige derselben sind von sehr merkwürdiger Bildung. An der dem Winde gegenüberliegenden Seite, wo sie sich fast perpendiculair zu einer oft bedeutenden Höhe erheben, gleichen sie in der Ferne einer Ziegelmauer; die dem Winde, welcher gewöhnlich aus Nordwest weht, zugekehrte Seite verflacht sich allmälig bis zur Grundfläche oder bis in die Nähe derselben bis zur nächsten Welle, welche sich auf dieselbe Weise erhebt, sodaß eine Höhle oder ein Fußweg zwischen beiden Wellen entsteht, über welchen diese sich 10 — 20 Fuß auf beiden Seiten erheben. Ich hatte große Mühe," fährt Pottinger fort, „meine Kameele über diese Sanddünen zu bringen, zumal, wenn der Weg über die perpendiculaire Seite führte. Zuweilen mußten wir das Aufsteigen gradezu unterlassen und die Welle umgehen, bis sich eine geeignetere Stelle fand. An der andern, sich verflachenden Seite stiegen die Kameele sehr gut aufwärts, und sobald sie fanden, daß die Oberfläche der Welle ihrem Gewichte nachgab, was unveränderlich geschah, sobald die Thiere von einiger Größe waren, so ließen sie sich auf die Knie nieder und rutschten so allmälig mit dem Sande abwärts, welcher zum Glück so leicht und locker war, daß das erste Kameel einen hinreichenden Fußsteig für die übrigen bahnte. Dieses Hinderniß war jedoch nichts gegen das Ungemach, welches ich, meine Leute und die Kameele von den wogenden Sandtheilen zu erleiden hatten. Bei dem ersten Anblicke erschien die Wüste in der Entfernung einer halben englischen Meile einer flachen Ebene gleich, welche sich von sechs Zoll bis zu einem Fuße über die Spitze der Sandwellen erhob. Diese letztern schienen beständig zu weichen, wenn wir vorwärts schritten, oft aber schlossen sie uns förmlich ein und erzeugten ein höchst unangenehmes Gefühl; denn unmerklich wurden wir mit feinem Sande bedeckt, welcher in den Mund, die Augen und die Nasenlöcher drang und diese Theile stark irritirte. Dabei litten wir den heftigsten Durst, welcher durch die senkrecht auf uns niederschießenden Sonnenstrahlen vergrößert wurde, indem sie den Sand zugleich so erhitzten, daß wir Blasen an den Füßen bekamen, obgleich wir Schuhe anhatten. Unser Führer sagte mir, daß die Hitze die Sandtheilchen in die Höhe ziehe und sie in der Luft herumfliegen lasse; ich bin jedoch nicht im Stande, die Sache zu bestätigen oder zu leugnen, nur soviel kann ich sagen, daß während der heißen Tageszeit diese Erscheinung gar nicht stattfand."

16) Die Eingeborenen in diesen Districten leiden größtentheils an den Augen, welches eine Folge des außerordentlichen Sonnenscheins und des Baummangels zu sein scheint, obgleich die Unreinlichkeit, welche in solchen Klimaten der Gesundheit besonders nachtheilig zu sein pflegt, ebenfalls Antheil daran haben mag. Auch eine Art Nervenwurm findet sich hier, welcher sich unter die Haut gräbt und viel Schmerzen verursacht. 17) Die ganze Hochebene ist von eigentlichen Waldungen entblößt, und erst in neuern Zeiten hat Abbas Mirza das Anpflanzen von Bäumen befohlen, welche überall gut gedeihen. Getrockneter Mist dient daher in dem größten Theile Persiens als Feuerungsmittel und das Holz der Fruchtbäume wird zu Tischler- und Drechslerarbeiten verwendet.

ìste 15 Schritt weit ausbreitete. Cedern und Fichten trifft man auf einzelnen Bergen an; Eichen mit Gallipfeln, Linden, Akazien und Kastanien auf den niederen Hügeln und in den Felsklüften. Der Sumach- oder Färberbaum ist häufig, seltener schon Fraxinus Ornus. Orangen von wundervoller Höhe finden sich in geschützten Bergschluchten, Granaten zieht man hauptsächlich in der Gegend von Hadjiabad und Turschiz, sie haben in Persien einen herrlichen Geschmack, und man schätzt von ihnen besonders eine Sorte, welche man Redanas, d. h. die Samenlosen, nennt, weil sie keinen Kern haben. Ferner findet man Citronen, Apfelsinen, Pomeranzen (diese beginnen bei Schiraz, wo die Dattel verschwindet), Äpfel, Birnen, Pflaumen, Kirschen, Quitten, von welchen die Ispahaner für die vorzüglichsten im Morgenlande gelten, Maulbeeren, Mandeln, Feigen, letztere vorzüglich bei Turschiz und Jzed (Yzed) von ausgezeichneter Schönheit, Aprikosen, von welchen eine Tokmscham genannte Art mit hochrothem Fleische Persien eigenthümlich ist, Terebinthen oder Pistazien, Palmen (palma sylvestris persica und palma Christi), Datteln, Pfirsichen, welche bekanntlich Persien ihren Namen verdanken, Platanen, Kornelkirschen, Weiden, von den letzteren die Moschusweide vorzüglich bei Schiras in kleinen Wäldern; Wein, von welchem man überhaupt 40 Sorten in Persien kennen soll, zieht man vorzüglich bei Schiras und Ispahan. Der Schiraswein, welcher nach Kämpfer Ähnlichkeit mit dem Burgunder und Champagner haben soll, ist selbst in Persien äußerst selten zu bekommen und in neueren Zeiten ist der maderaähnliche Wein von Ispahan, sowie der von Turschiz in Ruf gekommen [18]). Da der Holzmangel keine Fässer zu machen erlaubt, so bewahrt man den Wein in großen irdenen Gefäßen auf. Alle Getreidearten gedeihen in Fars und den nördlicheren Districten. Weizen, welcher vortrefflich ist, wird vorzüglich in Persien gebaut. Gerste und Hirse wird gleichfalls gesäet, selten aber Hafer, da man die Pferde mit Gerste füttert. Reis, welcher ein Hauptnahrungsmittel der Perser ausmacht, wird vorzüglich in den nördlichen Provinzen, und unter diesen am meisten in dem wasserreichen Mazenderan gewonnen. Tabak [19]) wurde früher vorzüglich bei der Stadt Hamadan und in dem wüsten Kerman gezogen, jetzt gilt der bei der Stadt Tubbus in Khorassan gezogene für den vorzüglichsten. Baumwolle, Zucker und Mohn [20]), welcher letztere herrliches Opium liefert, weshalb man ihn im ganzen Lande baut, pflanzt und säet man ebenfalls. Herrliche Melonen liefern Ispahan und Nischapur, geschmackvolle Steckrüben trifft man in der Gegend von Hadjiabad an; außerdem findet man Gurken, Kohl, Möhren, Erbsen, Wurzeln, Flachs und Hanf. Die Blätter dieser letztern Pflanze raucht der gemeine Perser, theils ihrer berauschenden Kraft wegen, theils weil ihm der Tabak zu theuer ist. Den Kartoffelbau führte Malcolm in einigen persischen Districten mit Glück ein. Dem Medicinalwesen liefert Persien Rhabarber, Sesam, Manna, Senespflanzen, Salep, Ferula assa foetida, welche auch als Gewürz benutzt wird, Wermuth, Terpentin, Senf, Ingwer, Gummi, Mastir und den Destambugeh, mit welchem man die Hände duftend macht, den Färbern dagegen Indigo, Krapp, Henné und Saffran [21]). Persien ganz oder vorzüglich eigenthümlich sind die Khersereh und die Gulbadsamur, Oleanderarten, von welchen die letztere eine vergiftende Kraft haben soll, die Behmen in Khorassan, die berauschende Haschischa bei Ispahan, die in Persien giftige Cordia mixa und die nux vomica. Ferner findet man Andropogon nardus, Myrrhen, die Weihrauchstaude, Bambusa arundinacea, Hedysarum alhagi, welches das persische Manna liefert, Lementina u. s. w. Unter den Blumen nimmt die Rose von Schiras den ersten Rang ein. Man nennt sie vorzugsweise Kul, d. i. Blume, und feiert ihr zu Ehren Feste. Der Jasmin schmückt die Gärten freiwillig, blaue und scharlachrothe Anemonen locken in die Dickichte, Tulpen und Ranunculus zieren in Menge und auf prachtvolle Weise die Weideplätze. Binsen, aus welchen Matten geflochten werden, liefern die Sumpfgegenden; die südliche Seeküste zeichnet sich durch herrliches Rohr aus, welches zum Schreiben benutzt wird, doch ist Persien im Allgemeinen ärmer an Zier- als an Nutzpflanzen.

Weniger begünstigt erscheint Persien in Hinsicht der edlen Metalle. Eine Goldmine wurde zwar in Fars, und eine Silbermine in Aserbidschan entdeckt, beide aber waren nicht reichhaltig genug, um bergmännisch bearbeitet zu werden. Geringere Kupfersorten liefern die Gebirge bei Kasbin in Mazenderan; Blei, auf die gewöhnliche Weise mit Silber versetzt, findet sich in Kerman und bei Jezd, Eisen rauh und zerbrechlich in den nördlichen Districten. Doch ist der Bergbau Persiens ganz unbedeutend, woran vorzüglich der bereits erwähnte, große Holzmangel Schuld ist. Persien bezieht daher nicht nur sein Gold und Sil-

---

18) Die Weintrauben werden zu Wein, Weinmuß, Rosinen, Cubeben und Branntwein benutzt. Von dem Weinmuße sind die Perser große Liebhaber, und sie genießen es entweder unvermischt, oder mit Essig und Wasser verdünnt. Mit dem Keltern des Weines beschäftigen sich hauptsächlich die in Persien lebenden Armenier; die bereits erwähnte Reinheit der Luft erlaubt, die Trauben, aus deren Safte man auch durch Einkochen eine Art Zucker gewinnt, viele Monate hindurch in ihrer Frische zu erhalten, und man benutzt daher zur Weinbereitung theils frischgebrochene, theils solche Trauben, welche oft mehre Monate nach ihrer Reife am Stocke geblieben sind. 19) Der persische Tabak ist äußerst stark, und wird daher von dem eigentlichen Perser, welcher ihn sehr liebt, nur durch Wasser geraucht. Das ihm dazu dienende Gefäß, welches Kämpfer ausführlich beschreibt, heißt Kaliun, und ist oft mit Perlen und edlen Steinen geschmückt. Der langen Pfeife bedienen sich nur die arabischen Stämme. Schnupftabak ist dagegen in Persien theils gar nicht, theils nur wenig gebräuchlich.

20) Der Mohnbau, welcher schon zu Kämpfer's Zeiten äußerst bedeutend in Persien war, wird immer stärker betrieben, da der Verbrauch des Opiums jährlich zunimmt. Dieses dient dem Perser nicht nur als Berauschungs-, sondern auch als Tödtungsmittel. In dem letztern Falle trinkt man nach dem Opiumgenusse Essig, worauf unmittelbar der Todesschlaf erfolgt. 21) Diese Pflanze wird ebenso stark als der Tabak gebaut, und geht als Handelsartikel in das Ausland. Hamadan, Ghilan und Mazenderan liefern den meisten Safran. Außer dem Safran gewinnt man auch viel Gummitraganth und andere Gummiarten, welche theils im Lande verbraucht, theils im Auslande verkauft werden.

der aus dem Auslande, sondern größtentheils auch das ihm nöthige Eisen und Kupfer aus dem türkischen Asien, Rußland und Ostindien, und obgleich der Schah das Münzrecht als sein höchstes Vorrecht betrachtet und deshalb sowol an seinem Geburtstage als am Nourozefeste an die Geschenkebringenden neugeprägte Münzen austheilen läßt, so müssen doch Handel und Wandel ihre Zuflucht zu türkischen Piastern, venetianischen Zechinen und holländischen Dukaten nehmen. Edelsteine sind gleichfalls in Persien selten; doch hat man zwei Gruben zu Nischapur (Nishapore) und am Berge Firusku zwischen Mazenderan und Kuhistan, welche herrliche Türkise (Feruzah; Firusku im Persischen nach der letzteren Grube genannt) liefern. Außerdem findet man Karneole, Chrysolithe, Lasursteine, Jaspise, Sapphire, Turmaline, Achate, Quarzarten, Quadersteine, Schiefer, Feuersteine, Marmor, von welchem sich bei Tebris eine weißgrünliche Sorte findet, welche selbst in zolldicken Tafeln fast durchsichtig wie Bergkrystall ist. Fars liefert Talk und reinen weißen Mergel, welcher sich wie Seife benutzen läßt. Gemeiner Thon, Lehm, Walkererde, Bolus, Meerschaum, Gyps, Kalke, Sande und andere Steine finden sich in den Gebirgen der Hochebene, wie in denen der nördlichen Abdachung und in den Grenzgebirgen des Westens. Einen vorzüglichen Reichthum hat Persien an Salzen, welche man theils in den Bergen, theils in den Steppen, Seen und Baien, theils durch Salinen gewinnt. Steinsalz, welches zu Chardin's Zeit selbst in den Handel kam, liefert das trockene Kerman, sowie die Gegend um Ispahan. Auch an Schwefel, Salmiak, Alaun, Vitriol, Soda, Salpeter, Steinbutter, Borech u. s. w. hat Persien eher Überfluß als Mangel. Ebenso finden sich Federharz, Erdöl, Asphalt. Unter dem Namen Mumie (mumia nativa, s. d. Art.) hat man eine Art schwarzes, flüssiges Steinöl, welchem man große Heilkräfte zuschreibt, weshalb auch der Schah die Quellen versiegeln, bewachen und jährlich nur ein Mal öffnen läßt. Was Persien gänzlich fehlt, das sind die Perlen, denn in die des persischen Meerbusens theilen sich Engländer und Araber, da der König nicht ein einziges Schiff hat, um das sein Land begrenzende Meer zu beherrschen.

Begünstigter tritt Persien hinsichts des Thierreichs auf. Zwar ist der Elephant, welcher früher, wie wenigstens aus den Sculpturen zu Tauk (Tak)-e-Bostan hervorzugehen scheint, in Persien, namentlich in Mazenderan, häufiger gefunden wurde, wenn er auch dem Lande nicht förmlich angehörte, fast ganz aus demselben verschwunden, da man kaum noch einige Exemplare am Hofe des Schahs erblickt; allein man bedarf seiner auch nicht, da er durch das Kameel, das Pferd, den Esel, Maulesel und den Ochsen reichlich ersetzt wird. Von dem Kameele, welches in einigen Theilen Khorassans den Hauptreichthum des Landes ausmacht, hat man in Persien eine größere und eine kleinere Art. Die letztere, welche aus einbuckligen Dromedaren besteht, wird vorzüglich von den am persischen Meerbusen nomadisirenden Arabern gezogen, steht aber sowol den arabischen selbst, als auch den ostindischen weit nach. Doch vermag dieses weißhaarige Dromedar, welches 6—800 Pfund trägt, die Kälte nicht gut auszuhalten, wol aber Hunger und Durst, und ist daher für die südlichen Provinzen, zumal da es sehr flüchtig läuft, eine große Wohlthat. Das zweibucklige Kameel, welches das Dromedar beiweitem an Kraft und Stärke, sowie an Ausdauer übertrifft, ist in den nördlichen Provinzen, und zwar vorzüglich in denen, welche das alte Baktrien bildeten, vorherrschend. Das Dromedar sowol, als das Kameel, welches letztere 1000—1200 Pfund trägt, werden zum Lasttragen, wie zum Reisen gebraucht. In dem letzteren Falle reitet man entweder, was sehr beschwerlich sein soll, da sich der Rücken des Thieres immer hin- und herschiebt, oder man setzt sich in Körbe, welche an den Seiten des Thieres herabhängen [22]). Das Letztere geschieht meistentheils von Weibern, Kindern und Kranken, doch durchreiste auch Georg Forster auf diese Weise einen großen Theil Persiens, dessen nomadisirende Bewohner viel Sorge auf die Zucht dieser ihnen so nützlichen Thiere wenden, und sie vorzüglich im Frühjahre, wo sie die Haare verlieren, gegen Insektenstiche zu schützen suchen, weshalb sie dieselben mit harzigen Substanzen bestreichen. Die Milch beider Gattungen wird getrunken und gegessen, sonst aber nicht weiter benutzt. Das zweite Thier, welches bei den Persern in hoher Achtung steht, ist das Pferd. Man hat von ihm drei Racen. Am persischen Meerbusen herrscht die rein arabische vor, indem die hier nomadisirenden Araber die größte Sorge tragen, diese zu erhalten. In Irak und Fars hat man eine Mischlingsrace, welche die eigentlichen persischen Pferde liefert. Diese haben lange Hälse mit vorwärts ausgestreckten Köpfen, eine schmale Brust, hohe Beine und wenig Feuer. Besser gebaut und nicht so mager wie die arabischen, sind selbst die persischen Hengste, trotz ihres wilden Aussehens, äußerst geduldig, sonst aber gute Reitpferde und herrliche Paßgänger. Die letztere Eigenschaft, welche das Reisen äußerst erleichtert, wird in Persien, wo die Wege meist schlecht und Heerstraßen eigentlich gar nicht vorhanden sind, vorzüglich geschätzt, und Pferde, welche sie nicht besitzen, kauft man um das halbe Geld. Überhaupt sind die persischen Pferde, welche Chardin für die schönsten in Ostasien erklärt, meist schwach auf den Hinterfüßen, da ihre Reiter sie gar nicht schonen und sie oft im schnellsten Laufe zum plötzlichen Stillestehen zwingen. Sonst aber tragen die Perser große Sorge für diese Thiere. Man bedeckt sie genau nach Witterung und Jahreszeit, hält sie bei warmem Wetter im Stalle und läßt sie nur des Nachts heraus. Häcksel und Gerste dienen gewöhnlich zum Futter, und zwar die letztere immer erst am Abend. Zur Streu dient fast pulverisirter Mist, welcher jeden Morgen der Sonne zum Trocknen ausge-

22) Da die Straßen in Persien, namentlich an den Grenzen, aus politischen Gründen äußerst vernachlässigt sind, so kennt man in diesem Lande Fuhrwerke kaum dem Namen nach. Frauen der Reichen oder reiche Kranke bedienen sich zuweilen einer Art von Sänfte, welche von zwei Mauleseln getragen und Tukto rowan genannt wird. Die von den Kameelen getragenen großen Körbe, in welchen dem Könige auch sein Harem nachgeführt wird, heißen Kujâwal.

setzt wird, worauf man die Pferde täglich zwei Mal striegelt, auch oft wäscht und sonst reinigt. Um die Schnelligkeit ihrer Pferderace zu prüfen, sind Wettrennen bei den Persern sehr, und besonders am Nourozefeste, sowol in der Residenz als in anderen Städten Persiens gewöhnlich. Die zu durchlaufende Bahn ist selten kürzer als sieben und länger als 21 englische Meilen, und Knaben von 12 und 14 Jahren geben die Jockeys ab. Bei diesem Rennen werden jedoch nur Stuten zugelassen, denn dieser bedienen sich die Perser allein bei ihren Kriegszügen, und nur die arabischen Wanderstämme machen eine Ausnahme, indem sie den Hengsten den Vorzug geben. Der Preis für ein Pferd von der gewöhnlichen Race, von welcher jährlich gegen 5000 Stück nach der Türkei und Ostindien ausgeführt werden sollen, schwankt zwischen 90 und 300 Thalern, dagegen wird ein turkomanisches oder korassanisches Pferd, bei welchem man weniger die Gestalt, als die Race berücksichtigt, mit 600 Thalern und theurer bezahlt. Diese Race, welche die dritte persische ist, zeichnet sich durch Größe und Kraft weit vor den beiden anderen aus. Sie hat zwar auch arabisches Blut; allein da sie sich besserer Weiden erfreut, als Arabien bieten kann, auch die einheimischen Stammpferde weit kräftiger sind, als die arabischen, so übertreffen diese Mischlinge ihre Erzeuger an Größe und Kraft. Diese letztere ist der Grund, daß diese Pferde die größten Anstrengungen aushalten und im Vertrauen auf diesen Umstand unternehmen die Stämme, welche diese Race ziehen, Plünderungszüge nach dem Ostufer des kaspischen Meeres und der Umgegend von Kaschan und Ispahan, wobei sie sich weniger auf ihre Zahl als auf ihre Rosse verlassen. Diese, welche gewöhnlich 15—16 Hand hoch sind, werden oft gradezu für solche Raubzüge auferzogen und abgerichtet und von einem, in dieser Hinsicht vollendeten, Pferde sagen die Turkomanen: „Das Fleisch dieses Pferdes sei Marmor." Die Chuppers oder reitenden Eilboten der Regierung — die Fußboten, welche oft täglich mehre Tage hinter einander 50—70 englische Meilen zurücklegen, heißen Cassids — bedienen sich daher vorzugsweise dieser Pferde und legen oft auf ihnen täglich 20 teutsche Meilen zurück. Im Jahre 1800 trug ein turkomanisches Pferd einen solchen Chupper innerhalb sechs Tagen 500 englische Meilen weit von Schiras nach Teheran, und ein anderer brauchte, um von der letzteren Stadt nach Buschir am persischen Meerbusen zu gelangen, oder 700 englische Meilen zurückzulegen, nur zehn Tage. Fast eine gleiche Sorgfalt, wie für die Pferde, trägt man auch für Esel und Maulesel. Man besitzt von den ersteren eine sehr schöne, aus Arabien eingeführte, Race. Das Haar derselben ist glatt, sie trägt den Kopf hoch und bewegt sich muthig und leicht. Die Maulesel sind zwar klein, aber von schönen Verhältnissen, äußerst thätig und ausdauernd. Von denjenigen Mauleseln, welche zum Lasttragen benutzt werden, sagt Moritz von Kotzebue: „es sei unglaublich, was so ein Maulesel tragen könne, und mit welchem gleich schnellen Schritte er vorwärts gehe. In letzterer Hinsicht habe das Kameel einen wahren Philosophengang, aus dem es durch Nichts herauszubringen sei." Die zum Reiten bestimmten Maulesel gehen ebenfalls einen guten Paß und legen fünf bis sechs englische Meilen in einer Stunde zurück. Eine Art weißer Esel fand Morier in Ispahan. Weit weniger Fleiß wendet man auf die Viehzucht. Man hat Rindvieh, welches dem europäischen gleicht, Büffel und Buckelochsen. Das erstere zeichnet sich weder durch Größe noch Schönheit aus, der Ochse wird nie als Lastthier, sondern allein zum Pflugziehen und Wasserschöpfen gebraucht. Äußerst bedeutend ist die Schafzucht, und man hat auch, vorzüglich in den nördlichen Provinzen, unter den Schafen viele Fettschwänze. Allein obgleich Schaffleisch ein Hauptstück in einer persischen Küche bildet, und namentlich viele Wanderstämme hinsichts Nahrung und Kleidung fast ganz von ihren Schafheerden abhängen, so denkt doch Niemand daran, die vorhandene Race zu veredeln. Nur in Kerman hat man feinere Wolle, in den übrigen Provinzen ist sie meistens grob und gibt einen guten Filz, sowie Regenmäntel. Die Milch der Schafe wie der Kühe wird auch zu Butter und Käse verwendet. Auch die Ziegenzucht wird betrieben, und man hat eine den europäischen, eine andere den angorischen Ziegen ähnliche Art dieser Thiere. Die erstere wird auf die gewöhnliche Art benutzt, die andere liefert zwei Haarsorten, von welchen die feinere aus Kerman zu Shawls und anderen feinen Geweben benutzt wird. Schweine zieht man nur in einigen der nördlichen Districte und man bezahlt eine Ziege mit zwei bis drei, ein Schaf mit acht und eine Kuh mit 16—20 englischen Schillingen. Sonderbar genug stehen auch die Hunde bei den Persern in Ehren, ob sie gleich als Muhammedaner diese Thiere von sich weisen sollten. Man bedient sich ihrer meistens als Hirten- und Jagdhunde, und die letzteren zeichnen sich besonders durch große Schönheit und Schnelligkeit aus.

Von wilden Vierfüßlern finden sich in Persien der Löwe in den westlichen Districten, seltener der Tiger, welcher nur zuweilen aus Indien, und dann selbst bis in die nördlichen Provinzen herüberstreicht, der Leopard, Panther, Bär und Wolf, die Hyäne, der Schakal (Siechaal bei den Persern, Tschekalka in der Gegend von Tiflis genannt) in den südlichen Provinzen, der Fuchs, Hase, wilde Esel und wilde Schweine, die Bergziege, der Steinbock, Viverren mit der Genettkatze, Gemsen, welche sich aus Armenien herüberziehen, und das Stachelschwein. Die Palmenhaine am persischen Meere ernähren Affen, und Springhasen finden sich im Norden. Hirsche, Rehe und Antilopen (Gazellen) bilden die gewöhnlichen Jagdthiere; am meisten wird jedoch der Bezoarbock gejagt, um den nach ihm benannten Stoff zu gewinnen.

Alle unter denselben Breitengraden sich findenden Vögel trifft man auch in Persien an. Von dem Hausgeflügel findet man vorzüglich Hühner und Tauben; erstere sowol, als die letzteren, denen man, wie bei uns, bei manchen Städten, z. B. bei Ispahan, besondere Taubenhäuser baut, weil man ihren Mist namentlich für den Melonenbau am zuträglichsten hält, werden vorzüglich gepflegt. Gold-, Silber- und gemeine Fasanen sind gleichfalls häufig in Persien, sowie wohlschmeckende Rebhühner. Dem Truthahn scheint das Klima Persiens nicht

zuzusagen, dagegen finden sich fast alle europäischen Zug- und Raubvögel, von welchen letzteren der Falke mit dem Leoparden zur Gazellen- und Reiherjagd abgerichtet wird, auch die Kropfgans wird angetroffen. Unter den Singvögeln zeichnet sich besonders der Bulbul oder die Nachtigall des Morgenlandes aus, welche gleich der Rose von Schiras häufig in den Gesängen der Dichter Persiens erwähnt wird. Von Fischen findet sich der Stör im kaspischen Meer, sonst sind besonders Karpfen, Forellen, Schmerlen und Barben häufig, und die arabischen Stämme am persischen Golf leben fast allein vom Fischfange, welchen sie zu ihrem Lebensunterhalte stark betreiben, indem sie die Fische nicht blos essen, sondern auch eingesalzen, geräuchert und getrocknet in den Handel bringen. Im kaspischen Meere schlägt man zwar Robben, doch ohne große Bedeutung. Einträglicher ist in diesem Meere der Störfang. Schlangen fehlen nicht, und an Ungeziefer aller Art ist Überfluß. Zu dem letzteren rechnen wir die theils giftigen, theils eßbaren Heuschrecken, welche in unglaublicher Menge das Land durchfliegen, die Skorpionen, Taranteln, Falangen [23]), giftigen Wanzen [24]), Mücken, Eidechsen, Erdspinnen u. s. w., welche größtentheils die alte Wahrheit bestätigen, daß das größte Licht meist mit dem größten Gifte verbunden sei. Der Seidenwurm findet sich besonders in Irak bei Khaschan, ferner in den Provinzen Ghilan, Mazenderan, Kerman und Khorassan. Der ganze, jetzt weniger als sonst bedeutende Ertrag der Seide, von welcher die beste Sorte Scherbassi oder Brun genannt und von Ghilan geliefert wird, beträgt gegen 8—10,000 Ballen zu 216 Pfund. Auch die Cochenille findet sich, doch ohne großen Nutzen zu gewähren. Bienen sind selten, da es ihnen, namentlich auf der Hochebene, an der nöthigen Nahrung fehlt.

IV. Acker- und Gartenbau. Bewässerungssystem [25]). Wir beginnen mit dem letzteren, da der erstere ebenso wie der Gartenbau in Persien ganz auf ihm beruht. Persien hat, wie wir bereits sahen, im Verhältnisse zu seiner Größe äußerst wenige Ströme und Flüsse, ja vielen seiner Provinzen und Districte gehen selbst Bäche und Quellen ab, daher würde das Land, dem es meist auch an hinlänglichem Regen mangelt, obgleich es fast überall aus guter Pflanzenerde besteht, [...] aus den auf ihm wildwachsenden Pflanzen hervorge[...] noch weit öder, dürrer und unfruchtbarer sein, wenn nicht die Regierung und die Privaten sich bemüht und geschickt wären, der Natur durch künstliche Bewässerung zu Hilfe zu kommen. Da nun diese Bewässerung großen Einfluß nicht nur auf den Feld- und Gartenbau, sondern auch auf den ganzen Staatshaushalt, vorzüglich auf den finanziellen Theil desselben, ausübt, so wollen wir dieselbe wol etwas näher betrachten. Seit den ältesten Zeiten legte die Regierung, denn die Sage läßt den zweiten König aus der Paischdadiandynastie Houschung dies zuerst unternehmen, auf ihre Kosten künstliche Wasserleitungen, wo es irgend thunlich und nöthig war, im ganzen Reiche an, durch welche es den Acker- und Gartenbesitzern möglich wird, sich, wo die Natur ihnen dies verweigert, mit dem nöthigen Wasser zu versehen. Es bestehen aber diese Wasserleitungen aus einer Aufeinanderfolge kleiner, wenige Ellen von einander entfernter Brunnen, welche ihren Anfang bei irgend einer Quelle nehmen, deren Wasser sie ableiten, sowie sie auch das Wasser anderer Quellen aufnehmen. Diese Brunnen haben eine Tiefe [26]), wie sie das zu bewässernde Erdreich erfodert, und hängen mit einander am Grunde durch einen Kanal zusammen, welcher so breit ist, daß ein Mann in ihm gehen und ihn reinigen kann. Der Staat erbaut nicht nur, sondern erhält auch diese Wasserleitungen, und die sich ihrer Bedienenden müssen dafür eine gewisse Summe bezahlen, durch welche die darauf gewendeten Unkosten nicht nur gedeckt, sondern selbst überstiegen werden, sodaß der Staat in diesen Anstalten eine ständige Einnahmequelle hat. Allein auch Privatleute wissen sich des Wassers zu bemächtigen, theils indem sie Brunnen graben, aus welchen das Wasser durch Ochsen vermittels lederner, durch Querhölzer ausgespannter Schläuche geschöpft, und dann den Gärten und Feldern zugeführt wird, theils indem sie die entferntesten Quellen ihren Besitzungen zuführen oder das Wasser der Flüsse und Bäche ableiten. Alles zu bebauende und auf künstliche Weise zu bewässernde Land ist deshalb mit einem hohen Erd[...]

23) Die Falangen sind Spinnen von ungeheurer Größe, welche, mit röthlichen Haaren bewachsen, kleine Klauen an den Füßen und vier Zähne im Maule haben. Sie beißen scharf, sind äußerst boshaft, besiegen im Kampfe mit dem Skorpione diesen jedes Mal, sind aber gleich ihm und der Tarantel dem Menschen nicht sehr gefährlich, sobald dieser nur auf der Stelle die richtigen Mittel anwendet. 24) Die giftigen Wanzen finden sich vorzüglich in der Stadt Miana, nach welcher sie auch benannt werden. Sie sind etwas größer, als die europäischen Wanzen, haben eine grauschwarze Farbe und auf dem Rücken kleine, rothe, fast unkenntliche Punkte, scheuen das Licht, erstarren im Winter und sind in den heißesten Sommertagen am giftigsten. Ihr Biß erregt Hitze, dann Wahnsinn und führt nach 24 Stunden den Tod unter den schrecklichsten Convulsionen herbei. — Sonderbar genug, sollen sie nur den Fremden und überhaupt außerhalb Miana wenig gefährlich sein. 25) Die Aufsicht über die Wasserleitungen, sowie über das ganze Bewässerungssystem, führt der Mirab oder Fürst der Gewässer.

26) Die Tiefe ist gewöhnlich 8—9 Fuß. Manche Wasserleitungen, welche im Persischen Kerises oder Kanahts genannt werden, ziehen sich, und zwar oft unter der Erde, Stunden weit hin. Um das Schneewasser aufzufangen, führt man Mauern in den Bergschluchten auf, und läßt überhaupt kein Mittel unbenutzt, um sich das nöthige Wasser zu sichern. „Die Perser," sagt Moritz von Kotzebue S. 90 seiner Reise nach Persien, „sind so geschickt in den Wassercommunicationen, daß jeder Einwohner nach Belieben seinem Garten das Wassers eines Flüßchens zuführt und es auch wieder ablaufen läßt, wie er will. Ein jeder Bauer, er mag ansässig werden, wo er will, weiß geschickt, oft Meilen weit, eine Quelle zu entdecken, auf die einfachste Art von der Welt aus solcher das Wasser zu seiner Besitzung zu leiten und dessen immer Herr zu bleiben, indem er nur grade soviel davon nimmt, als seine Felder bedürfen." In dem kleinen District Nischapur in Khorassan allein sollen sich einst 12,000 solcher Wasserleitungen befunden haben, und es wird begreiflich, wie durch die muthwillige Zerstörung derselben durch rohe Barbaren ganze, große Landstriche, welche einst mit Städten und Dörfern besetzt waren, zu dürren Wüsten oder dürftigen Weideplätzen herabsinken konnten.

ınd umgeben, damit das ihm zugeführte Wasser nicht or der Zeit ablaufen kann. Das Land selbst in Per:en ist aber theils Staats-, theils Privateigenthum. Das em Staate gehörige Land ist sehr bedeutend. Es wird ıach Chardin in königliches Domainen- und in Gouverıementsland abgetheilt. Die königlichen Domainen sind ınmittelbar für den König bestimmt, indem ihre Einünfte auf die Erhaltung der Paläste und Schlösser, sowie uf Bestreitung der Kosten, welche einzelne Theile des Hofstaates und Haushaltes des Schahs erfodern, verwendet werden, während die Gouvernementsländereien, welche Khâlesâh heißen, allgemeineren Staatszwecken dienen [27]). Das den Privaten gehörige ist theils abgabenfrei, theils muß es Abgaben oder einen geringen Erbzins entrichten, oder es bildet Lehngüter, welche auf 99 Jahre ausgethan werden, wo dann bei Erneuerung des Lehns nach Chardin (Vol. V. p. 382 der neuen Ausgabe) eine Jahrrente bezahlt wird. Geben Privatländereien, welche erblich sind und Wakf genannt werden, Abgaben, so berücksichtigt man die Lage derselben in Beziehung auf das Wasser. Wird dieses aus einem Strome, Flusse oder Bache bezogen, so werden 20 Proc. des Ertrags entrichtet, nachdem die Aussaat und zehn Proc. für Schnitter und Drescher abgezogen worden sind. Wird das Wasser einer Wasserleitung benutzt, so werden 15 Proc., und geschieht dies aus einem Brunnen oder Wasserbehälter, nur fünf Proc. unter den angegebenen Bestimmungen bezahlt. Die Eigenthümer pflegen dann diese Abgaben gewöhnlich von der Regierung zu pachten, um keine Streitigkeiten mit den Einnehmern zu haben. Die Kronländereien werden von den Bewohnern der Provinzen unter im Ganzen für sie günstigen Bedingungen als Ackerland oder Weideland benutzt. Hängen diese Ländereien nur vom Regen ab, und besorgt der Anbauer die Aussaat, so gibt er zehn, und 20 Proc. ab, wenn das letztere von Seiten des Staates geschieht. Die Ernte ist aber bei solchen Ländereien sehr unsicher, indem sie oft überreichlich, oft ganz und gar ausfällt. Daher lassen Privaten solche vom Regen allein abhängende Ländereien gewöhnlich unbestellt liegen. Geschieht dies nicht, so geben sie fünf Proc. des wirklichen Ertrages ab. Hängen dagegen die Kronländereien nicht allein vom Regen ab, so wird die Ernte von einem dazu bestellten Beamten gemessen, hierauf die Aussaat, wenn sie die Regierung geliefert hat, zurückgegeben, oder, wenn der Bebauer sie bestritten hat, abgezogen, dann der Rest, nachdem vorher noch zehn Proc. für die Schnitter und Drescher abgezogen worden sind, zu gleichen Theilen unter den Bebauer und den König vertheilt, denn nur in einigen Districten erhält der letztere ⅔ des Ganzen. Das Ebengesagte gilt jedoch nur von der Sommerernte (Schutvi), welche in Irak, Aderbijan und einem Theile von Fars von der Mitte Juni bis zu Ende Juli dauert, während sie in den trockenen Districten Persiens früher fällt. Was die Winterernte anbetrifft, so ist Reis das einzige Korn, welches nach den erwähnten Bestimmungen erbaut wird. Bei den Kronländereien wird die Aussaat, welche in Khuzistan und einigen anderen Provinzen Ende Novembers oder Anfang Decembers beginnt, zu jeder, in der Winterzeit zu bestellenden, Fruchtart von dem Bebauer geliefert und der König erhält den dritten Theil der Ernte. Privatländereien geben zehn Proc. vom Ertrag der Winterernte ab. Vom Gemüse wird gewöhnlich der Fünfte in Gelde entrichtet.

Auf die eben beschriebene Art werden im Allgemeinen die Abgaben von den Kron- und Privatländereien in den meisten persischen Provinzen entrichtet, obgleich sich hie und da einige unwesentliche Abweichungen finden. Nach dem herrschenden Gebrauche sollen die Abgaben halb in Geld und halb in natura entrichtet werden, und es wird dann für jeden baar bezahlten Tomân ein Khurwâr oder eine Eselsladung Getreide gerechnet, welche wiederum 100 Tebrizkörben oder 700 Gewichtpfunden gleich ist. Der Preis eines Khurwârs beträgt, wenn er, was gewöhnlich geschieht, in Gelde bezahlt wird, einen Tomân, sodaß der Betrag in natura dem in Gelde gleich ist; allein es hat Fälle gegeben, daß die Regierung sich statt des Khurwârs Getreide 1½—2 Tomâns bezahlen ließ, wo dann die erwähnte Gleichheit wegfiel. Einige Dörfer, deren Bewohner arm sind, entrichten oft den ganzen Regierungsantheil in natura, während wohlhabende Dörfer und Pächter es vorziehen, denselben ganz in Gelde zu bezahlen, um die Einmischung der lästigen Untereinnehmer zu vermeiden. Übrigens bestimmt man die zu entrichtenden Naturalien nicht, indem man die zehnte (fünfte) Garbe nimmt, sondern man berücksichtigt die Zahl der Ochsen, welche man auf den Anbau verwendete. Auch ist statt des früheren Zehnten der fünfte Theil jetzt eingeführt.

Der bei dem Anbaue großer Landstriche hinsichtlich der Abgaben herrschende Gebrauch hat jedoch keine Anwendung bei reich und stark gedüngten Feldern und Gärten in der unmittelbaren Nähe der größern Städte. Einfriedigung ist hier gebräuchlich und es findet allein und oft sehr hoher Geldpacht statt. So entrichtete zu Malcolm's Zeit das Jurrib (¼ engl. Acre) Land in der Nähe von Ispahan, welches als Garten- oder Melonenland benutzt wurde, mehr als 30 Kronen Pacht. Auf eine

27) Die Kronländereien sind in Persien größtentheils entweder entstanden aus den eingezogenen Gütern der Großen, welche während der häufigen Rebellionen oft mit ihren ganzen Familien das Leben verloren oder aus dem Lande vertrieben wurden, oder aus confiscirten Gütern hoher Staatsverbrecher, oder aus eingezogenen Kirchengütern. Vor Nadir Schah waren diese letztern so bedeutend, daß Hanway ihren Ertrag auf ein Fünftel der gesammten Staatseinnahme oder auf sechs Millionen Thaler berechnet. Der genannte Fürst versammelte daher gleich nach seiner Thronbesteigung eine große Anzahl Geistliche und fragte sie, wozu sie ihre ungeheueren Einkünfte verwendeten. Als sie erwiederten, daß sie mit ihnen Priester, Collegien und Moscheen er- und unterhielten, in welchen letztern sie fortwährend für das Heil ihrer Beherrscher beteten, so sagte Nadir: „Eure Gebete sind offenbar dem Allmächtigen nicht angenehm, denn das Reich gerieth grade zu der Zeit in den größten Verfall, als euer Stand am meisten begünstigt wurde. Meine Soldaten haben dagegen das Reich gerettet und blühend gemacht, sie sind also sichtbar Gott angenehme Werkzeuge und euer Reichthum muß ihnen zu Gute kommen." Sogleich befahl er die Einziehung der Kirchengüter, und nur ein kleiner Theil derselben ist späterhin zurückgegeben worden.

ähnliche Weise, wie das Ackerland, werden auch die Gärten und die Weiden und Triften, welche letzteren vorzüglich von den Wanderstämmen für ihre zahlreichen Heerden benutzt werden, besteuert. So bezog die Regierung 1800 von den Weingärten und Fruchtbäumen bei Schiraz folgende Taxen:

Von Weingärten und Weinbergen mit bestimmtem Wasser (Faryab)	6	Dinar	f. d. Stock.
Von Weingärten mit unbestimmtem Wasser (Bukhs)	5	=	f. d. Stock.
Von Äpfeln, Birnen, Pfirsichen ꝛc.	20	=	f. d. Baum.
Von Wallnüssen	100	=	f. d. Baum.
und um dieselbe Zeit wurden f. eine Milchkuh	jährl.	300 D.	
„ einen Esel	„	200 D.	
„ eine Zuchtstute	„	1000 D.	
„ ein Kameel	„	300 D.	
„ ein Schaf	„	700 D.	

entrichtet [28]), welche letztere Summe mit den übrigen in keinem Verhältnisse zu stehen scheint, was schon Malcolm bemerkte, dem wir diese Angaben entnommen haben. Übrigens steht der Ackerbau in Persien tiefer als der Gartenbau, auf welchen letzteren viel Fleiß verwendet wird. Zum Düngen bedient man sich hauptsächlich des Menschenkothes und Taubenmistes [29]), weil der Mist anderer Thiere größtentheils als Brennmaterial verwendet wird. Doch ist das Düngen da, wo man hinlängliches Wasser hat, bei der natürlichen Fruchtbarkeit des Bodens in den Ackerbau treibenden Provinzen fast gar nicht nöthig und man gewinnt durch dasselbe oft zwei jährliche Ernten. Der persische Pflug ist klein, wird gewöhnlich von mageren Stieren, oft auch von Eseln gezogen und vermag kaum die Erde aufzureißen. Das Dreschen geschieht auf dem Felde durch eine Art Dreschschlitten, welcher von einem Pferde mit verbundenen Augen gezogen wird und zu gleicher Zeit die Körner aus den Halmen treibt und diese letzteren in Spreu verwandelt. Spaten und Hacken dienen dem Garten-, oft auch dem Feldbau. Jedes Gebeet enthält ebenfalls eine Art von Erdwall, damit das darauf geleitete Wasser nicht eher ablaufen kann, als bis das Erdreich hinlänglich getränkt ist, oder der Eigenthümer es für gut hält. Wir haben bereits früher unter den Producten Persiens den Reis, Weizen [30]), die Gerste und den Hirse erwähnt und mit der Erzielung dieser Fruchtarten beschäftigt sich der Feldbau hauptsächlich. Das neuerdings auch in Frankreich versuchte Verpflanzen der aufgeschossenen Ähren ist in Persien längst und allein eingeführt. Drei Monate reichen hin, um das Getreide zur Reife zu bringen, daher die Ernte in den meisten Districten bereits mit dem Juni beginnt und dadurch eine zweite Benutzung des Bodens für andere Hülsenfrüchte, Zwiebeln u. s. w. möglich macht. In den Gärten zieht man Wein, welcher in den nördlichen Provinzen im Winter eingegraben wird, Obst, die erwähnten Gemüsearten, Blumen und Gewürzkräuter, und der Gewinn, welchen dieselben den Eigenthümern oder Pächtern bringen, ist oft sehr bedeutend trotz der hohen Abgaben und mannichfachen Belästigungen, welchen sie sich von vielen Seiten ausgesetzt sehen.

V. Handel. Das Manufacturwesen Persiens, welches noch zu Chardin's Zeiten äußerst blühend war, ist in der neueren Zeit sehr herabgesunken und fängt erst jetzt, wo sich das Land einer größeren Ruhe als im vorigen Jahrhunderte erfreut, wieder an, sich zu heben. Damals standen die Silberstickereien, die irdenen und fast porzellanartigen Geschirre, das Leder in der mannichfaltigsten Bearbeitung, die Bogen, Damascenerklingen und übrigen Stahlwaaren, die Tuche aus Schaf- und Baumwolle, die verschiedenen Gewebe aus Kameel- und Ziegenhaaren dieses Landes in hohem Rufe und wurden nach allen Richtungen ausgeführt; allein da es die Regierung an aller Aufmunterung fehlen ließ, so sanken die Manufacturen und Fabriken bald nach Chardin sehr herab. Dennoch stehen die Perser, welche viele Anlagen zu mechanischen Arbeiten haben, in vieler Hinsicht immer noch höher als die meisten asiatischen Völker, ja selbst manche europäische möchten sich ihnen in einigen Fächern nicht gleich stellen können. Noch arbeitet der jetzige Perser in Gold, Silber, Stahl, Eisen und Kupfer; die Schwerter, welche er aus Lahorestahle schmiedet, sind gut gehärtet und zeichnen sich durch eine solche Schärfe aus, daß man sie selbst höher als die Damascener schätzt und in Persien selbst mit 15—30,000 Piastern bezahlt, selbst wenn der Griff nicht, was jedoch häufig der Fall ist, mit Edelsteinen besetzt war. Auch die persischen Feuergewehre, oft mit vergoldeten Verzierungen, denn im Vergolden und Schnitzen sind die Perser sehr geschickt, werden gesucht, und bekannt ist es, daß Persien unter dem letztverstorbenen Schah, vorzüglich durch die Bemühungen seines zweiten Sohnes, des bekannten Abbas Mirza, eigene Kanonengießereien bekam und sich dadurch von anderen Nationen in dieser Hinsicht unabhängig machte. Die Arbeiten der Gold-, Silber- und Kupferschmiede, welche man in allen größern Städten findet, genügen wenigstens dem persischen Geschmacke. Edelsteine werden ziemlich gut geschliffen, geschnitten und gefaßt. Meister sind die Perser in Bereitung des Rosenwassers und anderer Essenzen und Parfümerien, wozu ihnen die Pflanzen des Landes, wie wir sahen, hinreichenden Stoff liefern. Das Letztere gilt auch größtentheils von der Färberei, welche der Perser mit vieler Kunst betreibt. Seine einfach gefärbten und bunten Zeuche, seine Gold- und Silberdrucke zeichnen sich durch lebhafte und dauerhafte Färbung aus. Die Gold- und

---

28) Die Wanderstämme bauen selten mehr Land an, als ihr unmittelbarer Bedarf erfodert, so geneigt auch die Regierung ist, ihnen Kronländereien zu überlassen, um sie an bestimmte Districte zu fesseln und so mehr Gewalt über sie zu bekommen. Das Weideland erhalten sie abgabenfrei für geleistete Kriegsdienste, dagegen wird ihr Vieh jeder Art besteuert, und gewöhnlich sammelt der Häuptling selbst oder sein Stellvertreter die zu entrichtenden Abgaben ein. Der Dinar ist übrigens eine eingebildete Münze und es betragen 1000 Dinars einen Piaster oder 500 engl. Schillinge. 29) Man pflegt den Taubenmist mit Erde zu vermischen und zwei Jahre hindurch ruhen zu lassen, um ihm die zu starke Hitze zu nehmen. 30) Man kennt vom Weizen, welcher ein sehr weißes und schmackhaftes Brod liefert und zu den feinern Backwerken allein benutzt wird, mehre Sorten, und gewinnt gewöhnlich das 20. bis 30. Korn bei sattsamem Wasser. Aus dem Reis bereitet man den Pillau, welcher nicht leicht bei einer persischen Mahlzeit fehlen darf.

Silberbrocade Persiens haben ihren alten Ruf behauptet, dasselbe gilt auch von den Teppichen, welche in Europa sehr theuer bezahlt werden. Auch die aus Kermanwolle gewebten Shawle sind oft schön, obgleich sie es mit den in Kaschmir gewebten nicht aufzunehmen vermögen. Die Seidenweberei in mannichfaltiger Vermischung der Stoffe blühet ebenfalls, und immer noch bereitet man aus Kameel- und Ziegenhaaren, selbst bei einigen Wanderstämmen, dauerhafte Stoffe. Das Tuch bezieht Persien dagegen, und namentlich zur Bekleidung der Armee, größtentheils aus England, ebenso müssen ihm seine baumwollene Zeuche zugeführt werden, wogegen es, was Leinwand und Seilerarbeiten anbetrifft, den eigenen Bedarf ziemlich befriedigt. Von Papier liefert Persien feines Seiden- und gröberes Baumwollenpapier, auch ziemlich gute Töpferwaaren und eine Art feuerfestes Steingut. Hinsichtlich der gröberen Eisenwaaren und des Glases ist Persien von England und Rußland abhängig, da man Spiegel und Krystallwaaren nicht zu liefern vermag. In Holzarbeiten sind die Perser geschickt, am geschicktesten aber in der Koch- und Backkunst, obgleich nicht alle persische Gerichte dem europäischen Geschmacke zusagen möchten. Dagegen werden die persischen Confituren, die verschiedenen Eisarten, sowie die eingemachten Früchte sehr gerühmt.

Der Handel Persiens ist nur im Inlande stark, mit dem Auslande dagegen unbedeutend. Die ihn betreiben, sind weniger die eigentlichen Perser, welche jedoch die reichsten Großhändler liefern, als vielmehr die im Lande lebenden Armenier, Juden und Ostindier (Banianen)[31] und die Länder, mit welchen Persien in stärkerer oder schwächerer Handelsverbindung steht, sind das türkische Asien, Rußland, das östliche Persien, Arabien und Ostindien. Die Exporten, welche nach diesen Ländern gehen, sind hauptsächlich Salz und Seide, Pferde, Felle, Leder, welches die Perser immer noch gut aus Schaf-, Esel-, Pferde-, Kameel-, Rind- und Kalbhäuten und Fellen zu bereiten und zu Saffian, Chagrin u. s. w. zu verarbeiten verstehen, Waffen, die eben erst erwähnten Gewebe aus Seide und Schaf- und Baumwolle, Ziegen- und Kameelhaaren, Essenzen, Gewürze, kurz fast alle Producte des Landes. Dennoch stehen die auszuführenden Gegenstände in keinem Verhältnisse mit den einzuführenden und Persien befindet sich in Hinsicht der letzteren bedeutend im Nachtheile. Es bezieht aus Rußland jetzt über Tiflis (früher meist über Astrachan und Balfruth, die Hauptstadt Mazenderans) kurze Stahlwaaren, Tuch, Uhren, Juwelen, feine Glaswaaren, selbst Waffen, und aus Indien Zucker, Indigo, Gewürze, Leinwand, Zitz, chinesisches Porzellan, Tuch und andere europäische Waaren, und soll namentlich nach Ostindien mehre Millionen Thaler senden müssen. Vortheilhaft ist dagegen der wachsende Transitohandel, welcher seine Waaren in allen Richtungen durch Persien sendet und wobei das ganze Land gewinnt. Die Transportmittel sind englische und arabische Schiffe auf dem persischen Meerbusen, russische auf dem kaspischen Meere, da Persien selbst, wie wir bereits sahen, ohne alle Schiffe ist, Kameele, Esel und Maulesel, und man reist meist in großen Karavanen, da die Wanderstämme sehr beutesüchtig sind[32]). Die Münzen, deren man sich beim Handel bedient, sind größtentheils ausländische. Als Rechnungsmünze dient der bereits erwähnte Dinar, die größte persische Goldmünze ist der Toman, welcher jetzt ziemlich einem Pfunde Sterling gleich ist, ob er gleich früherhin das Doppelte gegolten zu haben scheint, und unter den Silbermünzen sind die doppelten und einfachen Schahjis zu 3 und 1 ½ Groschen die gewöhnlichsten. Seltener schon findet man Abasis, welche einfach gleich sind fünf Schahjis. Als Maße dienen die königliche und die kurze Elle, von welchen die erstere gleich ist 35 französischen Zollen, die letztere aber ⅔ der ersteren beträgt. Entfernungen werden nach Farsangen gemessen, Getreide und andere ähnliche Gegenstände nach Eselsladungen (Khurwârs) und beim Ackerland das Jurrib, welches ⅘ eines engl. acre enthält, und Tebrizkörben u. d. m. Zu Gewichten dient der Mahn (Batman), Tebrizmahn, der Tscharek, Ratel, Derhem, Meskal und Gran, auf welche wir verweisen.

VI. Einwohner, nach ihrer Zahl, Eintheilung und Abstammung. Was die Einwohnerzahl Persiens anbetrifft, so sind die Angaben über dieselbe ebenso verschie-

31) Die Kaufleute in Persien sind zahlreich und wohlhabend, und genießen, hinsichtlich ihrer Person sowol, als ihres Eigenthums, eine größere Sicherheit als andere Bewohner des Reichs. Sie verdanken dies den Einkünften, welche der König von dem Handel in mannichfachen Formen bezieht und die nicht nur sehr bedeutend sind, sondern einen besondern Werth dadurch erhalten, daß der Kaufmannsstand seine Abgaben größtentheils in baarem Gelde oder doch in werthvollen Gegenständen entrichtet. Die persischen Kaufleute sind auch fast durchgängig gebildeter, vorurtheilsfreier und selbst zuweilen gelehrter, als ihre übrigen Landsleute, weshalb auch ihre Gesellschaft von den höhern Ständen sehr gesucht wird, ohne daß sie sich dadurch zu Ehrgeiz oder zur Theilnahme an politischen Verbindungen verleiten lassen, weil ihnen Klugheit und Erfahrung sagen, wie gefährlich dies nicht blos für den Einzelnen, sondern auch für den ganzen Stand sein würde. Alle Kaufleute verstehen zu lesen und zu schreiben, doch bedienen sie sich nie der gewöhnlichen Schriftarten, sondern immer der Ziffern, und zwar hat jeder Kaufmann seine besondern. Der Grund dieses Zifferngebrauches liegt in dem Mangel an Posten und der dadurch bestehenden Unsicherheit hinsichts der Briefbestellung. Auch unterzeichnen sie weder einen Brief, noch einen Wechsel mit ihrem Namen, ja sie schreiben beide oft nicht ein Mal mit eigener Hand, da ihre Beglaubigung einzig und allein von dem Siegel abhängt. Dieses enthält den Namen und Titel der Person, welcher es gehört, sowie das Datum, an welchem es gestochen ist. Daher hält der Siegelstecher ein Register über jedes Siegel, welches er verfertigt, und darf, im Falle dieses, sei's durch Zufall oder Diebstahl, verloren gehe, nie ein zweites, dem ersten völlig gleiches, anfertigen, damit jeder Betrug unmöglich wird. Der Kaufmann aber, welcher den Siegelverlust erleidet, benachrichtigt auf's Schnellste alle seine Correspondenten, und erklärt alle mit diesem Siegel bedruckten Schriften für ungültig. Der Hauptsitz der Armenier ist die Vorstadt Julfa in Ispahan, wohin sie Abbas der Große von Alt-Julfa am Araxes verpflanzte. Aber auch in Tebris leben viele, sowie sie sich denn überhaupt über das ganze Reich verbreitet haben. Die Juden leben gedrückt in Persien. Die Banianen genießen schon mehr Freiheit und sind auch reicher.

32) Die vorzüglichsten Handelsstädte in Persien sind Abuschir, Rescht und Bender Abassi am persischen Meerbusen, Ispahan, über welches die meisten ostindischen Waaren bezogen werden, Schiras, Nischapur, Tebris, Kermanschah, Hamadan, Kaschan, Teheran.

den, wie sie es über die Größe dieses Reiches waren, ja sie sind selbst noch schwankender. J. M. Kinneir schätzt die ganze Bevölkerung zwischen dem Euphrat und Indus mit Einschluß der Wanderstämme überhaupt nur auf 18—20 Millionen Köpfe. Da nun dieser Raum West- und Ostpersien in sich begreift, so können auf das erstere höchstens 8—13 Millionen gerechnet werden, was auch ungefähr mit der Truppenzahl übereinstimmen würde, welche Persien nach den meisten Berichten aufzustellen vermag. Denn Chardin täuschte sich gewiß, wenn er 40 Millionen annehmen, und Olivier ebenfalls, wenn er nur 3 Millionen rechnen zu können glaubte. Hinsichtlich der Eintheilung zerfallen aber die jetzigen Bewohner Persiens in Freie und Sklaven[33]) und die ersteren wieder ihrer Lebensart nach in ansässige und in wandernde, ihrer Religion nach in Muhammedaner, Christen, Feuerdiener, Sabäer und Juden, ihrer Abstammung nach in eigentliche Perser, Parsen, Ghilaner, Armenier, Juden, Sabier, Turkomanen, Luren, Kurden, Araber, welche größtentheils wieder in oft zahlreiche Stämme und Zweige zerfallen[34]). Die Sprachen, welche in Persien geredet werden, sind das Neupersische, Kurdische, Arabische, Sabische, Türkische, Turkmanische und das Lurische.

Handeln wir jetzt zuerst von den eigentlichen Perse[illegible] Diese, welche auch Tadschiks, Thal genannt werden, bi[illegible] den den Haupttheil der ansässigen Bew[illegible] Persiens un[illegible] sind ein Mischlingsvolk, in dessen Adern [illegible]sisches, me[illegible] disches, arabisches, türkisches, jüdisches, [illegible], geor[illegible] gisches und anderes Blut fließt, da man die [illegible] mit den Schönheiten aller Länder, welche man [illegible] Raub oder Kauf sich verschaffen konnte, anzufüllen [illegible] so wie dies auch jetzt noch, wenngleich in geringerem [illegible] zu geschehen pflegt. Diese Tadschiks sind schön, [illegible] kräftig, kriegerisch, gastfrei, zugänglich für Fremde [illegible] äußerst fein, unterhaltend und liebenswürdig im Umgang, sodaß sie schon Chardin in der letzteren Hinsicht für [illegible] Franzosen des Morgenlandes erklärte. Dagegen feh[illegible] ihnen manche achtungswürdige Eigenschaften. Wol we[illegible] ger Schuld des ursprünglichen Charakters als der de[illegible] tischen Regierung ist es, daß sie sich die Kunst des He[illegible] chelns und Verstellens im hohen Grade angeeignet [illegible] und sich ebenso demüthig kriechend vor dem Höherste[illegible] den als stolz und übermüthig gegen Untergebene zeig[illegible] Dabei sind sie grausam, rachsüchtig, oft schmutzig ge[illegible] treulos, wortbrüchig und der Sinn für wahre Freun[illegible] schaft und Ehre geht ihnen fast ganz ab. Mit Liebe [illegible] den Wissenschaften und Wißbegierde paart sich finster[illegible] Aberglaube[35]). Streng in der Erfüllung der äußern Re[illegible] ligionspflichten setzt sich der Perser über den wesentlich[illegible] Theil seines Glaubens leicht hinweg. Die Gesichtsfar[illegible] dieser Tadschiks ist die der Oliven, welche jedoch in de[illegible] südlichen Provinzen, in und um Schiraz in das Dunkel[illegible] braune übergeht, das Gesicht selbst ist mehr oder minde[illegible] oval, das Vorderhaupt hoch, die Wangen voll, die Na[illegible] römisch, das Kinn groß, die Augen feurig ernst, die Hal[illegible] tung edel und würdevoll, die Bewegungen ruhig und ge[illegible] messen. Eine persische Schönheit ist dagegen von mittle[illegible] rer Größe, ihr Haupthaar wie die Wimpern sind lang, Augen und Augenbrauen meist schwarz, die Zähne weiß, Nase, Mund, Kinn, Hand und Fuß klein, der Nacken lang gestreckt, die Brust selten voll, die Haut äußerst glatt, der Wuchs schlank. Das Temperament des Persers ist das sanguinische; Reiche und Arme, Hohe und

33) Sklaven sind in Persien nicht zahlreich. Sie bestehen größtentheils aus Georgiern und Afrikanern, und genießen oft ein größeres Vertrauen ihrer Herren, als die übrigen Classen, von welchen sie sich fast durch nichts als zuweilen durch die Farbe des Gesichts unterscheiden. Werden sie jung erkauft, so gilt es für ein Verdienst, sie in der Religion Muhammed's zu erziehen. Sind die Sklaven mannbar, so werden sie mit einer Sklavin des Hauses, oft auch mit einer Freien verbunden, und ihre Kinder erhalten ihren Rang unter den übrigen Verwandten. In großen Familien genießt ein im Hause geborener Sklave oft das größte Vertrauen, und selten sind Fälle, daß dieses getäuscht wird. Die Sklavinnen kommen oft in den Harem ihrer Herren, oder in die Dienste seiner Weiber.

34) Die eigentlichen Perser oder Taujecks sollen über acht Millionen Köpfe stark sein, die Parsen (Guebern, Gebern) dagegen sollen 60,000 Köpfe, die Ghilaner 50,000 Familien, die Armenier 20,000 Köpfe, die Juden 40,000, die Sabier 11,000, die Banianen 2000 Köpfe zählen. Die Iliats oder Wanderstämme zerfallen in vier Classen, unter welchen, weil die jetzige Regentenfamilie zu ihnen gehört, voranstehen die Turkomannen, welche in Persien in 41 Stämme zerfallen und zwischen 4—500,000 Männer zu stellen vermögen. Unten diesen Stämmen gelten die Effchar- und Kujur- (Kadschar-) Stämme für die tapfersten. Zu dem letztern Stamme gehört die jetzt herrschende Regentenfamilie. Die Luren theilen sich nach Langlès in sechs, nach Malte Brun in acht Stämme mit 114,000 oder 140,000 Kriegern. Von diesen liefert der Bukhtiaristamm die beste Infanterie Persiens, welche sich schon unter Nâdir bei der Belagerung Kandahars auszeichnete, während der Fyli- (Fielvi-, Faili-) Stamm zugleich mit den Bewohnern von Ispahan und Kaschan keine Kriegsdienste zu leisten brauchen, weil sie sich im Anfange des vorigen Jahrhunderts feig bewiesen. Die Kurden zerfallen in 16 Stämme, welche theils in dem eigentlichen Kurdenlande persischen Antheils, theils in andern persischen Provinzen hausen. Sie können nach Einigen 90,000, nach Andern 150—160,000 Krieger stellen, und gelten in Persien zugleich mit den Karaguzlis oder Schwarzaugen auf der Ebene von Hamadan für die geübtesten Reiter Persiens. Die Araber mit gegen 100,000 Köpfen zerfallen in Hirten- und Fischerstämme, welche theils am persischen Meerbusen, theils in Khorassan, Fars, Khusistan leben. Auch Zigeuner finden sich häufig in Persien, wo man sie Karâchie, d. i. „schwarzes Volk," nennt, was dies türkische Wort bedeutet.

35) Dieser Hang zum Aberglauben ist bei den Persern eigentlich mehr Hang zu dem Ungewöhnlichen. Sie treiben daher Alchemie mit eben dem Eifer, wie die Astrologie, und Zaubermittel haben bei ihnen den Vorzug vor den berühmtesten Arzneien. Der Schah, wie der geringste Bauer, glaubt an den Einfluß der Gestirne; der Erstere hat daher seinen Hofastrologen (Monadschi, Ko[illegible] schi), ohne dessen Rath er nicht das Geringste unternimmt, und seinem Beispiele folgen hierin fast alle Großen und Reichen. Kann daher einer die Höhe mit dem Astrolabium nehmen, weiß er Namen und Standort der Planeten, versteht er den astrologischen Almanach, welcher jährlich erscheint, so wird er Astrolog und dient Allen, welche ihn bezahlen. Dazu gehören aber, wie gesagt, alle Perser, die es nur irgend können; denn keiner derselben unternimmt eine Reise oder zieht ein neues Kleid an, ohne die Sterne zu befragen. Die gewöhnlichsten Astrologen aber geben die Mollahs ab. Über das Zusammentreffen Kotzebue's mit einem solchen Astrologen sehe man dessen Reise nach Persien S. 142. Der Stein der Weisen wird ebenso begierig gesucht, wie man die Zukunft zu erforschen strebt, und das Elwendgebirge bei Hamadan steht in hohem Rufe, weil es Kräuter liefern soll, welche zur Bereitung dieses Steines dienen.

iedere überlassen sich nach dem heftigsten Streite sogleich ieder der Freude, und kaum ist ein Todter bestattet, so er auch schon vergessen. So schildern der Hauptsache ach Malcolm, Morier, Dupré, Freygang und Andere den erser, doch ist der Eine schonender in seiner Beurtheilung s der Andere, und wol mag die Wahrheit, wie fast berall, auch hier in der Mitte liegen.

VII. Wohnung, Kleidung, Sitten und Ge- räuche der Tadschiks. Die Städte der Perser haben st alle dasselbe Ansehen. Ein Erdwall oder eine Ziegel- einmauer umgibt sie, an welcher sich in bestimmten Ent- ernungen schützende Thürme finden. Die Straßen sind, ie im ganzen Morgenlande, eng, meist staubig und chmutzig, und bieten dem Auge nichts als Mauern dar, n denen man hier und da eine kleine Thür, seltener ein Fenster sieht. Die Mauern, welche so hoch und so breit ind, daß Menschen und Hunde bequem auf denselben erumgehen und laufen können, umgeben die Höfe der Häuser, deren ersten der Besitzer bewohnt. Die Häuser sind leicht, meistens aus Erde, seltener aus Ziegelsteinen aufgebaut. Gewöhnlich äußerst niedrig, haben sie platte oder terrassenförmige Dächer, auf welchen die Hausbe- wohner oft ihre Schlafstelle nehmen, und bestehen fast im- mer nur aus einigen Zimmern, welche zur Verminderung der Hitze nach der Nordseite zu offen sind, d. h. es be- findet sich hier ein, aus buntfarbigen Glasscheiben, welche man überhaupt sehr liebt, zusammengesetztes Fenster, was man nach Bedürfniß öffnen oder schließen kann. So un- scheinbar die oft von Gärten umgebenen, aber fast immer einige Beete oder einen kleinen, mit einem Springbrunnen versehenen Garten einschließenden Häuser auch von Außen sich zeigen, so sind sie doch in ihrem Inneren meist nett, oft reich ausgestattet, da sich der Perser gleich den Chri- sten in Constantinopel und anderen, türkischen Städten gern arm stellt, um die Augen nicht auf sich zu ziehen. Man findet daher in den Zimmern eine Menge kleiner Karniese und Nischen, welche bei den Armen oft gar nicht oder blos weiß angestrichen, bei Reichen aber mit Blu- men verziert, ausgemalt, oft selbst vergoldet sind. Ein Kamin befindet sich dem Fenster gegenüber, Matten oder Teppiche decken, je nachdem der Hausbesitzer reicher oder ärmer ist, den steinernen Fußboden, doch nur sehr reiche besitzen Tapeten, Sophas oder Diwans, da der Perser überhaupt ärmer als der Europäer und selbst der Türke an Hausgeräth ist. Die Paläste der Großen sind von Außen ebenso unscheinbar, als die gewöhnlichen Privat- häuser, desto bequemer und reicher in ihrem Inneren ausgestattet. Sie sind großentheils aus Ziegelsteinen, Quadern und selbst Marmor erbaut, enthalten eine Menge Zimmer und mehre durch dunkele Gänge mit einander in Verbindung stehende Höfe, in deren verstecktestem sich der Harem befindet. Der in der Mitte befindliche Hof ent- hält Blumenbeete mit einem Springbrunnen, welcher sein Wasser vor der Devankana oder gemeinschaftlichen Halle spielen läßt, deren Wände und Decken mit Gemälden und Spiegeln ausgeziert sind. Auch die eine Seite dieser Halle besteht aus einem buntfarbigen Fenster. Jedes Zimmer hat nur eine Thüre und die Zimmer des Harems zeugen besonders von Geschmack und Pracht. Die gleichfalls aus Ziegel- oder Bruchsteinen aufgebauten Moscheen haben gewöhnlich einen oder zwei Thürme und ihre Kuppeln be- decken bunte Thonziegel. Auch die Bazars sind oft schöne Gebäude.

Weit schlechter als der Städter wohnt in Persien der Bauer. Die gewöhnlichen Hütten haben meist ein aus Schilf verfertigtes Kuppeldach statt eines flachen oder Terrassendaches, da man den Aufwand für theueres Holz schonen will; Löcher in den Wänden vertreten die Stelle der Schränke und Kästen, Löcher bilden Esse und Fenster, Löcher oder Vertiefungen im Erdwall die Schlafstelle. In diesen Hütten nun wohnen Menschen und Thiere, oft kaum geschieden, bei einander.

Die Kleidung hat bei den Persern, welche sie in Hinsicht ihrer dunkeln Farben lieben, in neueren Zeiten zwar manche Veränderung erlitten, doch sind sie darin den Engländern ähnlich, daß Hohe und Niedere sich fast auf dieselbe Weise kleiden, wo dann die Feinheit und Kostbarkeit der Stoffe oft den einzigen Unterschied macht. Den Turban, welchen nur noch die arabischen Stämme tragen, hat die persische, schwarze Schaffellmütze ver- drängt, welche oft 1½ Fuß hoch ist. Diese Mütze trägt jetzt der König so gut, wie der geringste Bewohner seines Staates, der Kaufmann und Gelehrte so gut, wie der Landmann und Soldat, doch hat der Schah allein das Recht einen Kaschmirshawl um dieselbe zu wickeln, und nur zuweilen ertheilt er einem Begünstigten das Recht, dasselbe zu thun. Den Körper umschließt zunächst ein enges, die Brust offen lassendes und bis auf die Füße herunterreichendes Unterkleid oder Hemd, welches bei Rei- chen aus Seide besteht und Pita-hahn genannt wird. Die Hosen (Zir Dschuma) sind lange, weite Pantalons von Seide oder Baumwolle, und werden beim Reiten mit einer gröberen Reithose überzogen. Das erwähnte Unter- kleid wird durch einen Zeuch- oder Shawlgürtel zusam- mengehalten, welcher Shwal Kemer heißt, sehr lang ist und den Dolch hält, ohne welchen der Perser sich nie zeigt. Zuweilen trägt man auch eine enge, Alkalok ge- nannte Weste. Das Oberkleid reicht bis an die Kniee und ist unter den Armen so aufgeschnitten, daß man die Ärmel entweder einziehen oder auf dem Rücken herunter- hängen lassen kann. Dieses Kleid ist derjenige Gegen- stand, an welchem der reiche und vornehme Perser seine Prachtliebe zeigt. Kein Stoff ist ihm prachtvoll und kost- bar genug, wenn er ihn hier zur Schau tragen kann, und er verschwendet das feinste, englische Tuch, Zitz, Seiden- zeuch, Goldstoff, ja selbst Shawls, um sich dieses Ober- kleid aus diesen Stoffen verfertigen zu lassen. Oft zieht man mehre Kleider über einander und im Winter werden diese und namentlich der Reitrock der Vornehmen, von welchem die prächtigste Art Katebi heißt, mit Pelz ver- brämt, daher eine Menge Pelzwerk der verschiedensten Art in Persien eingeführt wird. Weite Mäntel von grobem Tuche werden auch gern getragen. Zur Fußbekleidung dienen Pantoffeln, meistens von grüner Farbe, Schuhe und im Winter gern warme Socken, wobei der Fuß noch mit wollenen Binden eingewickelt wird. Stiefeln trägt

allein das Militair, den übrigen Persern fallen sie zu lästig. Beamte führen auch wol einen Säbel an der Seite. Überhaupt liebt der Perser Edelsteine und Perlen, sowie glänzende Waffen und prachtvolles Pferdegeschirr, doch trägt nur der Schah Diamanten und zwar mit der äußersten Verschwendung. Aber grade dies verlangt der persische Stolz, und er behauptet, wie Malcolm sagt, daß, wenn der Monarch in seiner prächtigsten Kleidung in der Sonne sitze, das Auge den blendenden Glanz seiner Diamanten nicht ertragen könne. Einfacher kleidet sich natürlich der ärmere Perser: Pantalons und die Jacke Kurdi sind im Sommer, eine Art von Pelz aus Schaffellen mit nach Innen gekehrter Wolle im Winter, nebst der persischen Mütze oft Alles, was er an Kleidungsstücken besitzt. Von der Kleidung der Männer ist die der Frauen in manchen Stücken abweichend. Sie tragen im Sommer ein Hemd aus Seidenzeuch, Musselin u. s. w., welches vorn bis an den Nabel offen steht, oben aber durch Knopf oder Haken zusammengehalten wird. Ihre Pantalons sind weiter, als die der Männer, meistens aus Sammt verfertigt und häufig gefüttert, damit nicht durch das Durchschimmern res Fleisches der Anstand verletzt und die Begierde gereizt werde. Das westenartige Oberkleid, welches gleichfalls vorn offen ist, nur bis in die Gegend der Kniee reicht, heißt Ulkhalik und wird durch einen gefütterten, gestickten und vorn mit einem, oft mit Edelsteinen und Perlen besetzten, Hefteschild aus Gold oder Silber versehenen Ledergürtel zusammengehalten. Den Kopf bedecken die Frauen mit einem Turban, über welchen, zumal wenn sie ausgehen, ein Shawl geworfen wird, der schleierartig herabfällt, da sich selbst die geringste Perserin nicht ohne eine solche Kopfbedeckung öffentlich zeigt. Im Winter tragen die Frauen über dem westenartigen Kleide noch ein anderes, eng anschließendes, bis an die Kniee reichendes Kleid, welches vorn mit Knöpfen zugemacht wird, aus Sammt, Kincomb und anderen kostbaren Stoffen besteht und zuweilen mit Juwelen geschmückt ist. Auf die Haare verwenden Männer und Frauen viele Zeit und großen Fleiß. Die ersteren scheeren den Kopf bis auf zwei Locken hinter den Ohren und einen Haarbüschel auf dem Scheitel, und lassen den meist vollen Bart, welchen sie schwarz oder blau färben (Vgl. Morier, zweite Reise, S. 152. 153, n. d. weimar. Übersetz.), so lang wie möglich wachsen und der letztverstorbene Schah war wegen seines langen Bartes berühmt. Die Frauen lassen die Haare des Hinterhauptes in Flechten oder Zöpfen herabfallen, verschneiden die Stirnhaare kurz und kämmen sie die Stirn herab, während die Seitenhaare Locken abgeben müssen. Männer und Weiber lieben Färbung der Füße, Hände, Nägel und Augenbrauen. Die ersteren bedienen sich der Henna, um Hände und Füße roth zu färben und die letzteren tragen Schminke fausdick, wie von Kotzebue sagt, auf ihr Gesicht auf. Die Augenlide färben sie schwarz.

Da der Hof in Persien, wie in den meisten anderen Ländern, einen großen Einfluß auf die Sitten und Gebräuche wenigstens der höheren Volksclassen ausübt, so müssen wir das Hofleben wol zuerst in Betrachtung ziehen; über dieses sagt Malcolm: „Der Schah steht, gl[illegible] seinen übrigen Muhammedanischen Unterthanen, früh [illegible] um sein Gebet [36]) zu verrichten, und [illegible], da er in d[illegible] inneren Gemächern schläft, von [illegible] Dienerinne[n] und Eunuchen beim Ankleiden unterstü[tzt]. [Ist] dieses ge[-] schehen und das Gebet verrichtet, so beg[ibt] sich in d[ie] Halle des Harems, läßt sich hier seine [illegible] Beischlä[-] ferinnen und Sklavinnen, streng nach dem [illegible] geord[-] net vorstellen, unterredet sich mit den ersten [illegible], welche sich allein in seiner Gegenwart setzen dürfe[n], [und] hört die Berichte der Haremsbeamten an. Ist [illegible] than, so warten ihm die Hofbedienten in den [illegible] Gemächern auf und geleiten ihn zu einer der Privat[illegible] wo er sich sogleich von den jungen Prinzen von Geb[illegible] sowie von seinen Lieblingen umringt sieht, mit wel[chen] er sich vertraulich zu unterhalten pflegt und das Früh[stück] einnimmt. Die Sorge für dieses, sowie für die [illegible] Mahlzeiten liegt einem eigenen Beamten ob, w[elcher] Nauzir genannt wird. Dieser ver- und entsiegelt [illegible] nesischen Porzellanschüsseln, welche, mit silbernen De[ckeln] versehen und mit einem Shawl bedeckt, die Speise[n] [ge-] wöhnlich enthalten. Auch der Hakim Baschi oder [illegible] arzt muß beim Frühstücke, zu welchem der Schah zu[wei-] len die Prinzen seines Hauses oder andere Person[en], welche er ehren will, zieht, zugegen sein, um eine m[ög-] liche Vergiftung oder Unpäßlichkeit zu verhindern und [ab-] zuwenden. Nach dem Frühstücke ertheilt der Mona[rch] öffentliche Audienz, wobei er für Jedermann zugängl[ich] ist, hält Rath mit den Ministern, Sardars oder Gene[ra-] len, Häuptlingen u. s. w., und begibt sich darauf wieder [in] den Harem, um eine kurze Zeit zu ruhen. Eine zw[eite] weniger öffentliche Audienz wird vor Sonnenunterga[ng] ertheilt; ihr folgt Beschäftigung mit Staatsgeschäften [illegible] Ausreiten und zwischen acht und neun Uhr Abends [die] Hauptmahlzeit mit denselben Vorsichtsmaßregeln wie bei[m] Frühstücke. Bei ihr sitzt der Schah, gleich seinen Unter[-] thanen auf reichen Teppichen — Stühle und Tische s[ind] in Persien, wie überhaupt im Morgenlande, nicht gebräuc[h-] lich, und nur wenn hohe Fremde anwesend sind, bedien[t] man sich ihrer zuweilen aus Höflichkeit, — und d[ie] Schüsseln stehen auf einem Tuche, welches Fursch genann[t] wird und gewöhnlich kostbar gestickt ist. Zum Getränk dient bei dieser Mahlzeit Scherbet aus jeder Art von Früchten gemacht; denn Wein wagt man immer nur noch im Geheimen zu trinken, so sehr man ihn auch liebt. Nach der Mahlzeit begibt sich der Schah in den Harem, wo ihn Sänger und Tänzer und Possenreißer oft bis [tief] in die Nacht belustigen müssen und er endlich Ruhe in den Armen einer seiner Huris findet. Wie die alten Kö-

36) In der Beobachtung der religiösen Formen sind die Könige Persiens äußerst pünktlich, da deren Vernachlässigung ihnen bei ihren Unterthanen sehr nachtheilig sein würde. Sie beten daher nicht nur zu den vorgeschriebenen Zeiten, sondern wohnen auch dem Gottesdienste in der Hauptmoschee ihrer jedesmaligen Residenz regelmäßig bei. Die Gräber der Heiligen pflegen sie gleichfalls zu besuchen, oder, wenn dies nicht angeht, reich zu beschenken, ja oft wählen sie ihre Grabstätte in der Nähe derselben, wie z. B. der Schah Aga Muhammed Khan zu Kerbelah in der Nähe des Doms begraben wurde, welcher die Gebeine Hussein's und Hassan's umschließt.

ze Persiens ihre Reichshistoriographen hatten, so haben jetzigen diese ebenfalls, außer dem Hofdichter, Erzäh-³⁷), Possenreißer und Narren. Diese letzteren genießen, e dies früher auch an europäischen Höfen der Fall war, ne große Sprechfreiheit, man lacht über ihre Witze und bst der Schah achtet ihre Vorrechte."

Bei öffentlichen Feierlichkeiten und vorzüglich beim mpfange fremder Gesandtschaften glaubten die Könige ersiens immer einen vorzüglichen Glanz entfalten und ch in ihrer ganzen Größe zeigen zu müssen, allein trotz em zeigte sich nach von Kotzebue immer eine gewisse Kleinlichkeit und Ärmlichkeit. Das Verfahren mit Gesandtschaften am Hofe des vorigen Königs von Persien war fast immer folgendes. Die fremden Gesandten mußten, sobald sie den Bezirk des königlichen Aufenthaltes erreichten, ein tiefes Stillschweigen beobachten und selbst die Pferde durften kaum scheinen den Nacken erheben zu wollen. Sobald der Gesandte abgestiegen war, wurde er in ein kleines Zimmer geführt, wo ihn einer der höheren Staatsbeamten, gewöhnlich der Ischick Agassi oder Oberceremonienmeister, empfing. Hier mußte er warten, bis der Schah auf dem Throne saß, worauf er sich in die Audienzhalle begab. Dieser glänzende Raum, dessen Fußboden acht Fuß höher war, als der Erdboden, befand sich in einem Garten. Von der Thüre des letzteren an standen die Prinzen, Minister, Häuptlinge, Edeln, Hofleute und königliche Garden, wiederum streng nach dem Range geordnet und mit ihren glänzendsten Kleidern angethan. Doch dies Alles war nichts, im Vergleiche mit dem Glanze des Thrones und des mit Diamanten [38]) und Perlen bedeckten Monarchen. Der Gesandte wurde von zwei Beamten geleitet, deren goldemaillirte Stäbe die Insignien ihres hohen Ranges waren. Diese erinnerten den Gesandten, daß er zwei Verbeugungen machen müsse und der Yeshkâgâssi-bâschi nannte, als man in die Nähe des Thrones gelangt war, den Namen des Gesandten, sowie seines Fürsten, und rufte, daß der erstere mit seinem Gefolge das Glück zu haben wünsche, sich dem Staube der Füße seiner Majestät zu nähern. Der Schah sprach darauf laut Hosch keldi, Hosch keldi, d. i. willkommen, willkommen, und der Gesandte setzte sich in einiger Entfernung vom Throne nieder. Nach Überlieferung des Beglaubigungsschreibens wiederholte der Monarch sein Hosch keldi und ließ sich mit dem Gesandten in ein vertrauliches Gespräch ein, worauf ihm die Mitglieder der Gesandtschaft vorgestellt und die Geschenke überreicht wurden, welche der Monarch mit der völligsten Gleichgültigkeit aufnahm. Die Audienz schloß damit, daß der Monarch dem ersten Minister befahl, für die Gesandtschaft alle mögliche Sorge zu tragen und diese entließ [39]).

Die Lebensweise der persischen Könige ist übrigens in allen Zeiten und unter allen Verhältnissen dieselbe. Weder Krieg noch Frieden haben Einfluß auf dieselbe und der König lebt im Lager ebenso, wie in der Residenz oder auf seinen Lustschlössern. Die einzige Veränderung, welche der Krieg hervorbringt, ist die Verminderung des Harems, welche erfolgt, sobald er selbst ins Feld zieht [40]). Da die Könige Persiens früherhin nie fuhren, was auch jetzt noch selten geschieht, obgleich die englischen Kutschen Beifall zu finden scheinen, sondern immer nur ritten, so wurde den königlichen Marställen die größte Aufmerksamkeit gewidmet und wir zweifeln nicht, daß dieses auch jetzt noch der Fall sein werde. Der Meer-a-khour (Miraker) oder Großstallmeister führt die Oberaufsicht über die Marställe, welche Geschenke aus allen Theilen des Reiches fortwährend mit den herrlichsten Thieren füllen. Bei Reisen wer-

---

37) Der Perser liebt gleich den meisten übrigen Morgenländern Erzählungen, und deshalb sind Erzähler sehr gesucht und geehrt. Diese besitzen meist viel dramatisches Talent, ein treues Gedächtniß und sind mit den besten Dichtern, sowie mit den Erzählungen und Fabeln der ältern und neuern Zeiten bekannt. An keinem Hofe ist die Etikette und das Ceremonienwesen strenger geregelt, als am persischen, selbst Philipp II. und Ludwig XIV. würden hier haben lernen können. Wenn der letztverstorbene Schah auf dem Thron saß, so standen seine Söhne, Minister und Hofleute, streng nach ihrem Range geordnet, mit gekreuzten Händen vor ihm und beobachteten seine Blicke, deren jeder ihnen als ein Befehl galt. Redete der Schah einen von ihnen an, so erfolgte die Antwort, ohne daß ein anderes Glied des Körpers sich außer den Lippen zu rühren wagte. Beim Sprechen bediente er sich häufig der dritten Person, indem er sagte: „Der König beliebt, der König befiehlt," und die Minister und Stammfürsten begannen gewöhnlich ihre Anreden mit den Worten: „Gegenstand, auf welchen die Welt ihre Blicke richtet." überhaupt ist die Sprechweise, China ausgenommen, nirgends so geregelt, als in Persien, und in den gewöhnlichsten Redensarten wird der höhere und niedere Rang in allen Abstufungen nirgends so genau bezeichnet, wie in diesem Lande. Dennoch dürfte der Einfluß der Engländer und Russen, deren geistige Überlegenheit die Perser nicht blos fühlen, sondern selbst anerkennen, bald auch in der eben erwähnten Hinsicht manche Veränderung erzeugen, wie dies theilweise schon geschehen ist, wenn er sich anders zu erhalten vermag. 38) Kein Hof in der Welt besitzt vielleicht einen solchen werthvollen Diamantenreichthum, als der persische. Die ausgezeichnetsten Steine rühren von der Plünderung Delhi's durch Schah Nadir her. Zu diesen gehören zwei prachtvolle Solitairs von außerordentlich reinem Wasser, deren einer Darlainur, d. i. das glänzende Meer, der andere Kuinur, d. i. der glänzende Berg, genannt wird. Der Darlainur, welchen der Schah am linken Arme trägt, soll nach der Versicherung des Schatzmeisters 14 Drachmen Apothekergewicht, der Kuinur, welcher das rechte Bein des Königs ziert, 9 Drachmen 20 Gran wiegen.

39) Ein ähnliches Verfahren, wie am Hofe selbst, wird auch von den Vicekönigen in den Provinzen und den Gouverneuren der Städte hinsichts der Gesandten beobachtet. Selbst die kleinlichsten Dinge werden Tage lang berathen, man überlegt genau, wie und durch wen und wo man den Gesandten empfangen will u. dgl. m., denn die Beobachtung des Ceremoniells und der Etikette ist dem Perser durchaus Hauptsache, auf welche er einen größeren Werth als auf alles übrige legt, weshalb sie auch eine große Rolle bei der Erziehung spielt. 40) Im Lager bewohnt der König ein äußerst kostbares und prachtvolles Zelt, welches von Außen mit Saraperdas umgeben, und im Innern durch diese gleichsam in Zimmer abgetheilt wird. Die Saraperdas, welche großen Vorhängen, oder vielmehr spanischen Wänden gleichen, werden aus rothgefärbter Baumwolle gewebt. Die Glieder des Harems, welche den König begleiten sollen, bedienen sich zu ihrem Fortkommen der bereits erwähnten Kujâwals oder Tukht-rowâns (Tachtarawans). Letztere bestehen aus vogelbauerähnlichen Rahmen, welche auf zwei langen Stangen ruhen, die hinten und vorn so hervorragen, daß ein Paar Maulesel hineingeschoben werden können. Die ganze Maschine, in welcher man nur auf persische Weise sitzen kann, ist mit rothem Tuch bedeckt, welches an den Thürstellen aufgeschnitten ist. In Krankheitsfällen bedient sich wol der König selbst dieser Sänften.

den diese, geschmückt mit Sätteln und Gebissen, deren Werth oft unglaublich ist, da man zu ihrem Schmucke weder Edelsteine noch Gold, Silber und Perlen spart, dem Könige vorausgeführt, und sie bilden oft den schönsten Theil seines Aufzuges [41]). Wie das Reiten, so gehört auch das Jagen zu den Lieblingsvergnügungen der persischen Könige. Gewöhnlich bedient man sich bei der Antelopenjagd, welche die gewöhnlichste ist, der Hunde und Falken, die so abgerichtet sind, daß sie sich gegenseitig unterstützen. Der schnellere Falke hemmt und stört den Lauf des Thieres so lange, bis es die immer durch frische ersetzten Hunde erreichen. Ist der König selbst gegenwärtig, so sucht man die Antelope in seine Nähe zu treiben, worauf er einen Jagdhund, welchen er an einer seidenen Schnur mit sich führt, gegen dieselbe losläßt [42]).

Die Prinzen, Edeln, Minister und die übrigen hohen Staatsbeamten Persiens folgen in den meisten Stücken dem Beispiele des Schahs so genau nach, daß man sie als kleine Könige mit kleinen Hofhaltungen betrachten kann. Sie haben meist, wenigstens dem Namen im eigentlichen Sinne des Wortes nach, ihren Harem, ihre Minister, Secretaire, Stall- und Ceremonienmeister, Hakims (Ärzte), Dichter, Erzähler und Possenreißer u. s. w., welche sie derselben Etikette und demselben Ceremoniell unterwerfen, dem sie sich beim Schah unterziehen müssen. Nie ihres Lebens und Vermögens sicher, sucht diese Classe begierig Geld zu erwerben, um es mit Weibern, Pferden, Waffen und Kleidern wieder zu verschwenden. Die meiste Zeit müßig bei Kaffee und Tabak in den Prachtgemächern des Harems zu sitzen, oder in Gesellschaft sogenannter Freunde ihr Frühstück und Hauptmahl bei reichlich und verschwenderisch besetzten Tüchern einzunehmen, Erzählern und Sängern zuzuhören oder Tänzern und Possenreißern zuzusehen, daran finden diese Mächtigen der Erde ihr höchstes Vergnügen.

Der Perser im Allgemeinen sitzt, wenn er mit Sonnenaufgang sein Gebet verrichtet hat, in gerader Stellung auf einem Numud genannten Filze am Fenster [43]). Die linke Hand, deren man sich niemals beim Essen be[dienen] darf, ruht auf dem Dolche, mit [...]uchten werde[n] außerhalb harrenden, oft zahlreichen [Diene]rschaft B[efehle] ertheilt, oder man genießt Kaffee, ein[ige F]rüchte ode[r et]was Backwerk. Hierauf beginnen die Ge[schäfte], wenn [er] anders dergleichen zu verrichten hat, bis [ihn] die Stu[nde] zum Frühstück ruft. Dieses besteht gleich[falls] i[n] Di[...] Milchspeisen, Confect, welches in Schafsfett ge[...] i[...] Käse, Weizenmehlbrod, denn nur der gemeine [...] Brod aus gemischtem Mehle, und Scherbet. Die Ze[it] [von] dem Frühstücke bis zur dritten Nachmittagsstunde w[ird im] Harem verlebt, dann werden Besuche abgestattet un[d an]genommen, oder man vollendet die Geschäfte. Ist die[s ge]schehen so beginnt zwischen neun und zehn Uhr die H[aupt]mahlzeit [44]), bei welcher eigentlich mehr geschmaust a[ls ge]gessen wird und oft soviel übrig bleibt, daß bei G[...] noch eine große Menge Menschen sich an den Überbl[eibseln] laben kann. Messer, Gabel und Löffel, wie Servietten [sind] ungebräuchlich, und man ißt, obgleich mäßig, doch a[uf eine] dem Europäer widrige Art mit den Fingern, we[shalb] auch immer sowol vor als nach der Mahlzeit [...] Wasser herumgereicht wird. Als Getränke dienen gle[ich]falls mannichfach zubereitete Scherbets, denn Wein [wird] nie oder höchst selten öffentlich [45]), desto stärker im [...]

41) Der Marstall gilt in Persien für ein unantastbares Asyl für Verbrecher jeder Art. Ein persisches Manuscript enthält nach Malcolm folgende Stelle: „Der Monarch oder Häuptling, in dessen Stall sich ein Verbrecher geflüchtet hat, muß diesen so lange ernähren, als er sich in demselben befindet; er kann ihn aber erschlagen, ehe er den Stall erreicht, oder sobald er ihn verläßt. Allein selbst ein Sklave, welcher seinen Herrn getödtet hat, darf im Stalle nicht angerührt werden. Der Kopf des Pferdes ist der Ort der Sicherheit, und steht das Thier im Freien, so muß der Zuflucht Suchende das Kopfgestell desselben berühren." Auch die Kriegerstämme Persiens betrachten den Pferdestall als ein Heiligthum und sagen: „Ein Pferd wird den nie zum Siege tragen, welcher dies Heiligthum verletzt."
42) Nur die Jagd des Bezoarbocks wird, wie wir früher bemerkten, des Nutzens wegen in Persien betrieben, alle übrigen Thiere, Hirsche, Rehe, Hasen, Trappen, Rephühner, Reiher u. s. w., jagt man nur zum Vergnügen. Außer dem Hunde und Falken gebraucht man auch Tiger, Leoparden und andere Raubthiere zum Jagen. Auch das Schießen ist dabei gebräuchlich, und die Perser setzen einen Ruhm darein, für gute Schützen zu gelten. 43) Ein Sohn, selbst der Kronprinz nicht, darf sich nach der persischen Etikette in Gegenwart des Vaters setzen. Dies Vorrecht genießen beim Schah nur seine ersten Weiber, die nächsten Seitenverwandten, einzelne Hofbeamte, Minister, fremde Gesandte oder andere fremde Personen von hohem Range, sowie begünstigte Hofbeamte, Gelehr[te], Dichter, Geistliche. Ebenso darf sich ein Niederer beim Besu[ch] eines Höheren nie mit diesem auf dasselbe Numud setzen, so[n]dern er muß in einiger Entfernung auf seinen Fersen hocke[n]. Spazieren gehen hält der Perser für eine Narrheit. „Geht ma[n] hin und her," sagt von Kotzebue, „so glaubt er, man wolle [et]was holen; thut man das nicht, so sehen sie den Gehenden [mit] Verwunderung an, und gerathen wol gar auf den Gedanken, [daß] man verrückt sei. Der vornehme Perser thut keinen Schritt a[us] dem Hause, ohne zu Pferde zu sein."

44) Pillau aus Reis, oft mit Safran gefärbt und gewürz[t] und mit saurer Milch, Beer- oder Obstsaft gegessen, Reis versch[ie]denartig zubereitet, Schaffleisch übermäßig gekocht, Lämmer-, Zi[e]gen- und Schöpsenbraten, mannichfaltig zugerichtete Vögel, vor[]züglich Hühner, Tauben und Repphühner, Fische, wo sie zu haben sind, Gemüse aller Art, Kuchen, welche oft den ganzen Tisch be[]decken, ja wol auf allen Seiten über denselben herabhängen, Ge[...] Backwerk der verschiedensten Sorten, Confituren und frische un[d] eingemachte Früchte, Weintrauben und Weinmuß bilden, nebst [...] reichen Milchspeisen, die Bestandtheile einer Abendmahlzeit. Auch Eis darf nicht fehlen, welches der Perser ebenso liebt, wie Zucker[]werk. Doch muß man nicht glauben, daß dies nur bei Reichen und Vornehmen der Fall sei. Die außerordentliche Wohlfeilheit der Le[]bensmittel jeder Art und der große Überfluß an den edelsten Früch[]ten setzt selbst die niedrigsten Bürgerclassen in den Stand, gut zu leben. Schweinefleisch allein zu essen ist verboten, Hasen und ei[]nige andere Thiere glaubt man nicht essen zu dürfen; doch ist dies nur bei den eigentlichen Tadschiks der Fall, viele Wanderstämme kehren sich weder an Verbot, noch Glauben in dieser Hinsicht. 45) Weil die Christen öffentlich Wein trinken, so halten die Perser sie alle für Trunkenbolde, wenn nicht eine lange Beobach[]tung sie vom Gegentheile überzeugt hat. Allein sie rechnen ihnen dies keineswegs als eine Schande, oder als etwas Unanständiges an, da ihnen das Trinken in ihrer Religion nicht verboten sei. Als daher einst ein englischer Marineofficier sich zu Buschir bei den Persern durch sein ungeschicktes Reiten zum Gelächter gemacht hatte, so sagte am folgenden Tage ein Mann, welcher das Schiff mit Früchten und Gemüse versah, zu ihm: „Ich habe Ihre Ehre geret[]tet, Sir, denn keiner der gestrigen Lacher hält Sie mehr für einen

heimen getrunken, indem sie sagen, man sündige mit einem Glase ebenso sehr, wie mit einer Flasche. Liqueure und Branntweine gehören gleichfalls zu den Hochgenüssen der Perser, und Rum können sie in unglaublichen Quantitäten vertragen [46]). Der Rest des Abends wird bei Vornehmen und Reichen in Gesellschaft zugebracht, und die Unterhaltung dreht sich bei dem Kalliun, bei Thee und Scherbet gewöhnlich um Gegenstände der Religion, Wissenschaft und Dichtkunst herum; nie wird über Politik gesprochen. In den Kaffeehäusern, wo übrigens das Kaffeegetränke weit weniger verbraucht wird, als in der Türkei, raucht der Perser ebenfalls aus dem Kalliun (oder Khalliaan; s. E. Kämpfer S. 640 fg.), oder er genießt Opium in Pillen oder Getränken, rein oder durch Aromata verstärkt. Dennoch sind die Theriaki, d. h. solche, welche sich im Opium berauschen, in Persien seltener, als in der Türkei. Eine große Wohlthat für den Perser sind die Humums oder warmen Bäder, für welche in allen Städten und Dörfern oft prächtige, stets reinlich gehaltene und immer mit frischem Wasser versehene Gebäude angelegt sind. Indem sich selbst der Arme hier für geringes Kupfergeld das Vergnügen des Bades verschaffen kann, wird zugleich, sowie durch die von der Religion befohlenen Abwaschungen für die Gesundheit namentlich der niederen Classen gesorgt, welche ihre Kleider, ohne sie abzulegen, oft so lange tragen, bis sie zerfallen.

Zu den Vergnügungen der Perser gehören Illuminationen, Feuerwerke, Ringspiele; bei öffentlichen Festen ergötzen Taschenspieler, Possenreißer, Puppenspieler, Musikanten und Tänzerinnen [47]). In müßigen Stunden findet er sein Vergnügen am Reiten, Besuchabstatten, Spazierengehen in den Gärten oder daran, daß er mit andern gruppenweise vor dem Hause unter dem Schatten eines Baumes sitzt und einem Sänger oder Erzähler zuhört [48]).

VIII. Ehe. Hochzeitsgebräuche. Geburt. Erziehung. Tod. Begräbniß. Da die Tadschiks Muhammedaner sind, so ist ihnen die Vielweiberei gesetzlich erlaubt; sie dürfen vier rechtmäßige Weiber und so viele Beischläferinnen haben, als sie wollen und ernähren können. Zu den letzteren nahm man, früher mehr als jetzt, meist Mädchen aus Tscherkassien und Georgien [49]). Nichtsdestoweniger sind es größtentheils nur die Reichen und Vornehmen, welche von jener Erlaubniß Gebrauch machen, während die mittlere und niedere Classe sich mit einer Frau begnügt. Der Perser kann aber sich förmlich verheirathen oder ein Weib kaufen oder es blos miethen. Die Verlobung geschieht im erstern Falle durch die Ältern [50]) des Mädchens, bei welchen der Heirathslustige sich, nachdem er jenes durch irgend ein altes Weib oder eine sonstige Vertraute hat besichtigen lassen, durch zwei Männer ordentlich bewirbt. Erfolgt die Einwilligung, so werden die Geschenke, Mahlschatz und Mitgift besprochen, welche gegenseitig gegeben werden sollen. Die Ehe selbst wird in Gegenwart von zwei oder mehren Zeugen im Hause der Braut geschlossen. Denn es müssen in jedem Falle entweder zwei Männer oder ein Mann und eine Frau, die frei, gesund und Muhammedaner sein sollen, zur Beglaubigung des Ehecontractes anwesend sein, welchen ein gleichfalls anwesender Gesetzbeamter oder Iman aufsetzt. Dieser Contract wird hierauf der jungen Frau überliefert, welche ihn sorgfältig aufbewahrt, da auf ihm theils ihre Nadelgelder bei Lebzeiten des Mannes, theils ihr Unterhalt, wenn dieser sterben oder sich von ihr scheiden lassen sollte, beruht. Der Brautschatz wird daher in dem Muhammedanischen Rechte als etwas sehr Wichtiges betrachtet, doch sind die erfahrensten Rechtsgelehrten über den Brautschatz streitig. Nach einigen derselben ist eine Ehe auch ohne Brautschatz gültig; ist er zu hoch angesetzt, so kann das Gesetz einschreiten und ihn nach gerechten und vernünftigen Grundsätzen feststellen, und es soll der niedrigste, gesetzmäßige Brautschatz zehn Dirhems oder vier bis fünf englische Schillinge betragen. Die Hochzeit selbst ist mit vielen Kosten verknüpft [51]). Die Ehre erfodert es, daß man sich sehen lasse;

schlechten Reiter." Auf die Frage, wie er dies bewerkstelligt habe, erwiederte der Mann kurz: „Ich habe zu ihnen gesagt, daß Sie, wie alle Engländer, vortrefflich ritten; allein Sie wären betrunken gewesen und hätten sich deshalb nicht im Sattel halten können, wie es sonst geschehen sein würde."

46) Der Sardar von Eriwan ließ sich nach von Kotzebue die Spirituosa recht gut schmecken, und erklärte öffentlich, daß er ohne dieselben nicht leben könne. Viele trinken eine Flasche Rum, ohne die geringsten, nachtheiligen Folgen aus. Ein Khan hatte sich das Trinken so angewöhnt, daß es der Schah erfuhr, und ihn, da Vorstellungen nichts halfen, züchtigen ließ. Da auch dieses Nichts half, so befahl ihm der Schah zu saufen. Nun trank der Khan 40 Tage lang so übermäßig, daß er sich in einem fortwährenden Rausche befand; allein er wurde dadurch das Trinken auch so überdrüssig, daß er den Schah bat, seinen Befehl zurückzunehmen. 47) Tänzerinnen waren früher viel häufiger in Persien, als jetzt. Denn da ihnen die herrschende Regentenfamilie, als sie zum Throne gelangte, den Hof verbot, verloren sie sich aus dem größten Theile Persiens, und nur in Kurdistan und einigen Theilen Khorassans haben sie sich noch erhalten. 48) Zu den Vergnügungen der Perser gehört auch das Bogenschießen, Dschiridwerfen, Scheibenschießen und Wettlaufen. Vom Schachspiele sind sie große Freunde; auch sind sie einer Art Kartenspiel, sowie Glücksspielen nicht abhold.

49) Man erhält diese außerordentlich schönen und sehr lebhaften Sklavinnen, deren Ruf sich über Asien und Europa verbreitet hat, obgleich sie sich mehr durch Grazie und Eleganz, als durch Regelmäßigkeit der Gesichtszüge auszeichnen, theils durch den Handel, theils durch Raubzüge, welchen letztern indessen die Russen sehr gesteuert haben. Ihr Preis wechselt, je nachdem viel oder wenig Nachfrage oder Vorrath da ist. Im J. 1810 bezahlte man eine schöne Georgianerin ungefähr mit 80 Pf. St. oder 480 Thalern. Lusthäuser mit zahlreichen Buhlerinnen werden vom Staate nicht nur gegen eine jährliche Abgabe geduldet, sondern selbst befördert. 50) Oft werden schon Kinder verlobt. Geschieht dies durch die Ältern, so muß die Ehe erfolgen, ist dies aber nicht durch diese, sondern durch andere Personen bewirkt worden, so ist die Verlobung nach den Bestimmungen der berühmtesten Rechtsgelehrten ungültig, wenn beide Theile ihre Ungültigkeit verlangen. Allein das Mädchen hat auch das Recht, ihre Einwilligung zu versagen, wenn es schon erwachsen durch die Ältern verlobt wird, und die Ehe findet nicht statt, wenn es bei dieser Einwilligungsversagung verharrt; allein dieser Fall findet selten statt, weil sich die Verlobten vor dem Hochzeitstage nie zu sehen bekommen, und in der Regel nichts als Gutes von einander erfahren. 51) Den Tag vor der Hochzeit werden die Hände des Brautpaares mit Henna roth gefärbt. Bei Männern von Stande währen die Hochzeitsfeier-

es müssen von beiden Seiten viele Gäste gebeten werden, an Speisen und Getränken darf es in keiner Art fehlen, und so verzehrt oft ein einziger Tag, was die ganze übrige Lebenszeit erworben worden ist. Ist das Schmausen beendigt, so führen die Männer den Bräutigam in sein Haus. Dieser erwartet jetzt die ihm von den Weibern nachgeführte Braut auf seinem Balkone oder Dache und bewirft sie bei ihrer Ankunft von da herab mit Orangen und anderen Früchten. Eine Sitte, die wir auch bei den Wanderstämmen finden werden. Die Beweisführung der Jungfrauschaft liegt einer alten Frau ob, welche in der Nacht das Schlafzimmer der jungen Eheleute bewacht[52]).

Kaufehen finden nur mit Sklavinnen statt, deren Loos aber dadurch nicht verändert wird, da sie nie die Rechte wirklicher Ehefrauen erhalten, obgleich ihre Kinder den ehelichen völlig gleichgestellt werden. Der Mann kann eine solche Bettgenossin verschenken und verkaufen, wie es ihm beliebt, doch geschieht dies fast nie. Denn hierin übertrifft der Perser selbst den christlichen Pflanzer Nordamerika's, welcher schamlos seine Tochter mit ihrer Mutter auf den Sklavenmarkt stellt, während jener eifersüchtig über die Ehre der Frauen wacht.

Contractehen finden fast in allen größeren persischen Städten statt und werden auf wenige Tage wie auf 99 Jahre geschlossen[53]). In Omar's Gesetzen waren diese Ehen verboten, allein die Perser, als Anhänger Ali's, kehren sich nicht an dieselben. Diese Contract- oder Zeitehen gleichen fast ganz unseren Ehen zur linken Hand und werden auch, wie bei uns, meistens nur zwischen Personen ungleichen Standes und Ranges geschlossen. Nur darin findet sich ein Unterschied, daß es wie bei der Heirathsehe keiner gesetzlichen Scheidung bedarf, sondern daß der Mann den Contract nach Belieben aufheben kann, in sofern nur die Frau die in dem, von einem Mollah aufgesetzten und durch Zeugen beglaubigten Contracte ihr ausgesetzte Summe von dem Tage der Unterzeichnung des Contractes an erhält. Eine so entlassene Frau, welche durch die eingegangene Verbindung nicht ein Mal das Recht erhält, den Mann zu beerben, selbst wenn er stirbt, so lange die Verbindung noch besteht, kann heirathen oder eine neue Contractehe eingehen, sobald sie nicht schwanger ist, denn auch die Kinder einer solchen Ehe werden als eheliche angesehen. In entgegengesetztem Falle kann auch der Contract erneuert werden, sobald sich die Parteien darüber einigen.

Ehescheidungen sind in Persien selten und fallen meist nur unter den niederen Ständen vor; die Vornehmen und Reichen scheuen Kosten und Ärgerniß, welche mit einer Scheidung fast immer verbunden sind. Dringt der Mann auf Trennung der Ehe, so muß er die erhaltenen Geschenke ersetzen und den Brautschatz herausgeben; geschieht das erstere von der Frau, so verliert sie ihre Mitgift, weshalb Männer oft sie durch Mishandlungen nöthigen, auf Scheidung zu dringen. Abweichend von unseren Gesetzen ist Ehebruch auf Seiten der Frau kein Scheidungsgrund, zieht vielmehr den Tod nach sich.

Die Kinder, welche bei ihrer oft zehn Tage, oft zehn Jahre nach der Geburt[54]) von einem Chirurgus verrichteten Beschneidung den Namen erhalten, bleiben bei den vornehmeren Persern nur so lange in den Harem eingesperrt, als sie des weiblichen Beistandes nicht entbehren können, und hierin ist, seitdem die jetzige Dynastie auf dem Throne sitzt, selbst mit den königlichen Prinzen eine große Veränderung vorgegangen. Seit Abbas dem Großen mußten die Prinzen von Geblüt in dem Harem blei-

---

lichkeiten oft 30 — 40 Tage, und selbst bei den Ärmsten sind wenigstens drei Tage erfoderlich. Am ersten kommen die Hochzeitsgäste zusammen, am zweiten erfolgt das Färben der Hände, am dritten werden die Verlobten durch Wechseln der Ringe zusammengegeben. Der Bräutigam erscheint stets im höchsten Glanze, er nimmt überall den ersten Platz ein, und selbst der Gouverneur einer Provinz läßt seinen Diener über sich setzen, wenn er dessen Hochzeit beiwohnt. Die Geschenke, welche dem Bräutigam gebracht werden, nehmen seine Freunde, welche an diesem Ehrentage seine Diener vertreten, mit großer Feierlichkeit in Empfang. Zwei, größtentheils dem Bräutigam verwandte, Personen, welche man türkisch **Sakdesch** und **Soldesch**, d. i. „Männer zur rechten und linken Hand" nennt, vollstrecken seine Befehle. Ist der Bräutigam noch ein Kind oder schamhaft, so handeln diese Männer für ihn und spielen seinen Freunden und Verwandten tausend Possen, um die Freude des Tages zu erhöhen. Die Braut wird gebadet, gesalbt, auf Reichste gekleidet, und in ihrem Staate sitzend empfängt sie, ehe sie das Haus ihrer Ältern verläßt, die ihr dargebrachten Geschenke. Sind die Eheceremonien vorüber, so wird sie mit einem scharlachrothen Schleier bedeckt, auf ein Pferd gesetzt und in die Wohnung ihres Bräutigams geführt, welcher sie, nachdem er sie beworfen hat, an der Thürschwelle empfängt.

52) Hat ein Mann in Persien mehre rechtmäßige Frauen, so hat die zuerst geheirathete den Vorrang. In Persien wird bei den untern Classen, namentlich bei den Bauern, das Weib mehr oder minder geachtet, je nach dem größern oder geringern Nutzen, welchen der Mann von ihr für den Haushalt zieht. Bei den höhern Ständen ist das Weib ein Luxusartikel, welcher einzig zum Vergnügen des Mannes bestimmt ist. Das Weib hat daher in Persien keine Stellung in der bürgerlichen Gesellschaft, sondern ist einzig das, wozu der Mann es macht; doch ist dieser verpflichtet, seine Weiber anständig zu unterhalten und zu kleiden; auch muß er ihnen ein hinlängliches Nadelgeld zur Bestreitung ihrer kleinen Bedürfnisse aussetzen. So fast ganz von der Willkür des Mannes abhängig, verleben die vornehmen Frauen ihre Tage in den Zimmern des Harems, wo sie Kaffee trinken, Catcan rauchen und sich putzen. In der Regel haben sie durchaus keinen Einfluß auf den Mann, den sie häufig dadurch zu gewinnen suchen, daß sie ihm ihr gesammeltes Nadelgeld heimlich zustecken lassen, wenn sie ihn nicht etwa durch ihre Reize beherrschen. Auch hohe Geburt gibt ihnen zuweilen einigen Einfluß, weil dann der Mann gewöhnlich die Verwandten zu fürchten hat, sowie auch diejenige, welche den ersten Sohn gebiert, einiges Übergewicht im Harem erhält, wo sie dann vorzugsweise „Frau" genannt wird.

53) Irren wir nicht, so waren früher solche Contractehen auch auf den Jonischen und einigen andern griechischen Inseln gebräuchlich, und auf jeden Fall sind sie durch ihre Gesetzlichkeit der völlig rechtlosen Maitressenwirthschaft vorzuziehen. 54) Beschneidung der Mädchen ist bei den Persern nicht gebräuchlich, obgleich sie sich in dem benachbarten Arabien findet. — Für den Tod haben sie einen eigenen Engel, welcher auf besondern Befehl Gottes die Seele dem Körper entführen muß. Daher ist Selbstmord in Persien selten und Duelle sind gänzlich unbekannt. Das Leichenbegängniß findet gewöhnlich auf ganz einfache Weise am Todestage statt. Eine künstlich angelegte und ausgemauerte, unterirdische Höhle, zu welcher Stufen führen, nimmt den Leichnam auf, welcher mit dem Kopfe nach Norden, mit den Füßen nach Süden zu gelegt wird.

ben, bis der jedesmalige König starb indem man dadurch vermeiden wollte, daß sie nicht etwa vor der Zeit nach dem Throne streben möchten, und daher fiel ihre ganze Erziehung den Weibern und den Eunuchen in die Hände, wodurch sie verweichlicht wurden und unwissend blieben. Die jetzige Dynastie nahm freisinnigere Ideen an und entzog die Prinzen, wie es auch bei den übrigen Großen des Reiches geschah, so bald wie möglich dem Harem und ließ sie ganz auf persische Weise erziehen. Diese Erziehungsweise besteht aber in Folgendem. Man beginnt den Unterricht mit den religiösen Formen und den Regeln des Anstandes und der Etikette. Oft schon im vierten Jahre wissen daher die Knaben einige Gebete herzusagen und haben es vollkommen inne, wie die Kniee zu beugen und die Hände zu falten sind, wenn sie ihre Andacht verrichten, und fast ebenso früh ist es ihnen bekannt, wie sie sich gegen Personen von höherem, gleichem oder niederem Range zu betragen haben, wie sie gehen, stehen und sitzen müssen, was beim Kommen und beim sich Entfernen zu beobachten ist. Daher sieht man oft Kinder von dem zartesten Alter sich in einer Versammlung von Männern mit bewunderungswürdigem Ernste und einem gleichen Anstande betragen. Zwischen dem siebenten und achten Jahre fangen die Kinder an, das Persische und Arabische lesen zu lernen, welche letztere Sprache ihnen dann meist schon ebenso geläufig als die französische Sprache es den Kindern unserer Adligen ist. Auch setzt man in Persien einen hohen Werth auf die Kenntniß des Arabischen, theils wegen der vielen Wanderstämme, welche diese Sprache sprechen, theils wegen der beständigen Berührung mit den benachbarten Arabern selbst, theils aber und zwar hauptsächlich, weil der Koran und andere heilige und allen Classen wichtige Bücher in dieser Sprache geschrieben sind. Kennt daher das Kind das arabische A B C, so läßt man es den Koran lesen, macht es mit den wesentlichsten Glaubenslehren bekannt und bringt ihm vorzüglich diejenigen Lehren bei, durch welche sich die Schiiten von den Sunniten unterscheiden, damit es die letzteren bestreiten und hassen lerne. Ist so das religiöse Fundament gelegt und gegründet, so gibt man den Zöglingen persische Bücher in die Hände, vorzüglich den Sadi, weil man diesen für besonders geeignet hält, sowol den Geschmack für Dichtkunst und Fabeln zu wecken, als auch das Herz für den Ruhm der Tapferkeit und der Tugend empfänglich zu machen. Dieser Zweck wird auch gewöhnlich erreicht und darin liegt auch der Grund, daß die Perser so eingenommen und überhaupt so bekannt mit ihren übrigen Nationaldichtern sind. Zu gleicher Zeit läßt man die Schüler einen oberflächlichen Cursus in der Grammatik, Syntax, Logik, Dialektik und Gesetzkunde machen, doch lernen sie selten mehr, als leicht und fließend lesen und schreiben, wenn sie nicht eine besondere Neigung zu den Wissenschaften fühlen, was nicht selten der Fall ist, da die Wissenschaften in allen ihren Verzweigungen zu allen Zeiten in Persien große Verehrer fanden. Körperliche Übungen werden ebenfalls als ein wichtiger Zweig der Erziehung bei den höheren Ständen betrachtet und oft sieht man schon siebenjährige Knaben mit Anstand reiten. Diese Erziehung hat die Folge, daß die persischen Großen viel äußere Politur besitzen und daß ihre Unterhaltung, sobald Zwang entfernt ist, viel Liebenswürdiges hat. Sie sind voll Anekdoten und ihre Erzählungen und Bemerkungen schmücken sie mit Stellen ihrer besten Dichter. Bei den mittleren Classen, wozu hier vorzugsweise Kaufleute und Künstler gehören, fällt der Unterricht dürftiger aus, indem er sich darauf beschränkt, daß man den Koran lesen lernt, oft ohne ihn zu verstehen, mit einigen persischen Fabeln bekannt wird, und sich im Rechnen und Schreiben behelfen kann. Nichtsdestoweniger trägt auch dieser dürftige und mangelhafte Unterricht viel dazu bei, die Sitten der genannten Classen zu ändern und zu verfeinern, was bei dem gemeinen Perser nicht der Fall ist, indem er gänzlich der Erziehung und des Unterrichts entbehrt[55]).

IX. Wissenschaft und Kunst. Indem wir uns, was Sprache und Literatur betrifft, auf den, diesen Gegenständen gewidmeten Artikel beziehen, wollen wir jetzt einen kurzen Überblick über den Standpunkt geben, auf welchem sich die jetzigen Perser hinsichtlich der Wissenschaften und schönen Künste befinden.

Beginnen wir daher nach der in der Note 55 gegebenen Eintheilung mit der Physik und zwar mit deren erster Unterabtheilung, der Medicin. In Hinsicht dieser, sowie der Wundarzeneikunde sind die Perser eher rückwärts als vorwärts geschritten. Galen und Hippokrates mit den Erläuterungen des Aly-ben-Senna (Avicenna) sind noch immer fast ihre einzigen Lehrer. Den ersteren nennen sie Galenous, den anderen Bocrat und ihr Hauptgrundsatz ist, „Hitze müsse durch Kälte, Kälte durch Hitze, Trocknes durch Feuchtes und Feuchtes durch Trockenes vertrieben werden. Daher bringen sie alle Krankheiten und Mittel unter vier Classen, welche sie mit den Worten „Heiß, Kalt, Feucht, Trocken" bezeichnen. Unbekannt mit Anatomie und dem Blutumlaufe, kennen sie dagegen die Pockenimpfung, ohne jedoch großen Gebrauch davon zu machen, so große Verheerungen auch diese Plage anrichtet. Quacksalber, welche im Besitz von ererbten Arcanen sein wollen, gibt es daher in Persien in Menge und bei den Wanderstämmen geben sich alte Männer und Weiber, ja selbst Stammhäuptlinge[56])

55) Die Vornehmen erhalten gewöhnlich Privatunterricht durch die Mollahs, und zwar oft bis in das 30. Jahr, oder sie benutzen, was jedoch meistentheils nur von den minder Begüterten geschieht, die Medresses (s. d. A.) oder Collegien, welche sich, reich durch Stiftungen, weshalb der Unterricht unentgeltlich ertheilt wird, ausgerüstet, bei jeder größern Moschee in den größern oder kleinern Städten des Reichs finden. In ihnen werden, außer den oben angeführten Gegenständen, auch die türkische Sprache und Philosophie, d. i. nach persischem Sinne 1) Physik (Mathematik und Medicin), 2) Metaphysik (Theologie und Jurisprudenz, oder in sofern beide auf dem Koran beruhen, der Koran) und 3) Moral gelehrt. Freygang hat dafür Physik (Mathematik, Astronomie, Medizin), Metaphysik (speculative Theologie, Moral, Rechtswissenschaft) und Logik (Rhetorik, Grammatik).

56) So vertrieb ein solches Stammhaupt, das seinen Sitz in den Gebirgen hatte, welche Persien von dem Paschalik Bagdad trennen, das kalte Fieber dadurch, daß er die Kranken unbarmherzig prügelte. In Kurdistan bediente man sich gegen alle Krankheiten eines Abführungsmittels, dessen Hauptbestandtheil das Fett eines Schafschwanzes war. „Dies

mit der Heilkunst ab, wo dann freilich Zaubermittel meist das Beste thun müssen. Ebenso unerfahren wie die Ärzte, sind auch die Chirurgen, obgleich sie zuweilen glückliche Curen verrichten, was wol mehr der Mäßigkeit und gesunden, kräftigen Constitution der Patienten, als ihrer Kunst zugeschrieben werden muß.

Die mathematischen Kenntnisse der Perser sind beschränkt, obgleich sie eine gewisse Vorliebe für diese Wissenschaft, auch einige algebraische und geometrische Kenntnisse besitzen. Auf Astronomie legen sie sich hauptsächlich der Astrologie wegen, der sie, wie wir bereits bemerkt haben, durchgängig höchst ergeben sind. Mit dem Systeme des Ptolemäus sind sie bekannt, allein soviel Mühe sich auch die Engländer gegeben haben, sie mit den Entdeckungen des Copernicus, Newton und Anderer bekannt zu machen, so scheint diese doch keinen großen Erfolg gehabt zu haben. In der Geographie sind sie ebenso unerfahren, obgleich sie viele Schriftsteller besitzen, welche dieselbe bearbeitet haben und von welchen einige sogar ins Englische übersetzt worden sind. Ihre Kenntniß der Erde geht kaum über ihr eigenes Land und die nächsten Nachbarstaaten hinaus. Weiter als in der Geographie haben sie es in der Geschichte gebracht und die neupersischen Historiker sind wenigstens gute Annalisten. Sie liefern die Jahresbegebenheiten mit Genauigkeit und sind reich an charakteristischen, vorzüglich ihre Monarchen betreffenden, Anekdoten, obgleich man sich nicht grade auf ihre Treue verlassen kann, wenn sie von diesen handeln. Ist dies aber nicht der Fall, so sind sie ehrlich, offen und wahrheitsliebend, und Parteigeist ist ihnen gänzlich fremd. Ihr Styl ist meist äußerst correct und trotz vieler Übertreibungen oft außerordentlich klar; dennoch haben ihre historischen Schriften im Ganzen wenig Interesse.

Die Theologie beschränkt sich in Persien meist auf Polemik, hervorgerufen durch den Kampf gegen die Anhänger Omar's. In der Jurisprudenz haben sie Manches geleistet, obgleich sie hier den Spitzfindigkeiten oft zu viel Raum gestatten. In der Moral folgen sie immer noch, sowie hinsichtlich der Philosophie überhaupt, dem Aristoteles. Seine Vorschriften gelten ihnen für heilig, sie in Zweifel zu ziehen, dies gilt für ein Majestätsverbrechen.

Große Freunde der Dichtkunst, verehren sie fortwährend den Sadi, Hafiz, Ferdusi, sowie einige spätere, fast gleich große Dichter; allein diese Verehrung ist nicht mächtig genug gewesen, die neuere Zeit einen ähnlichen Dichter erzeugen zu lassen, obgleich es in Persien jetzt in Menge Personen gibt, welche diesen Namen führen. Denn nirgends geht wol eine Kunst im eigentlichen Sinne des Wortes so sehr betteln, wie es jetzt von der Dichtkunst in Persien geschieht. Während einige, wirklich von den Musen begünstigte Dichter der neuern Zeit die [illegible] des Schahs und seiner Helden preisen [illegible] Oden auf [illegible] Geheimnisse der göttlichen Liebe dichten, [illegible] Localge[illegible]stände mit Glück besingen, erheben eine [illegible] minder begünstigte Dichter die Tugend, Weisheit, [illegible] aller derjenigen, welche ihre milde Hand für sie [illegible] oder Keller und Speisekammer für sie öffnen [57]). [illegible] der Malerkunst sind die Perser, wie es scheint, [illegible] Jahrhunderten nicht fortgeschritten und sie stehen [illegible]ziehung auf sie mit den Chinesen fast auf gleicher [illegible]. Ihre Farben sind glänzend, die Genauigkeit bei den [illegible]dern und die Verzierungen werden in das Unendliche [illegible]trieben, und wenn sie Portraits malen, so treffen [illegible] meist sehr glücklich. Bei ihren kleineren, nürnbergartigen Gemälden auf Holz, welche glasirt werden, entfalten [illegible] Fleiß und Geschmack; allein es mangelt ihnen gleich [illegible] Chinesen jede Kenntniß der Perspective, jede Vorst[illegible] von Licht- und Schattenvertheilung, jeder Begriff [illegible] den zu einem guten Gemälde erfoderlichen Verhält[illegible]regeln [58]).

Die Musik wird geliebt und als Wissenschaft [illegible]schätzt; man hat eine Tonleiter, Noten und verschiede[illegible]tigen Charakteren angepaßte Melodien, je nachdem [illegible] Gesang Ernst, Wollust, Freude oder Krieg betrifft. [illegible] Kriegslieder vorzüglich sollen sehr ergreifend sein. Ob [illegible]gleich der Gesang etwas Angenehmes hat, so würde [illegible] noch mehr der Fall sein, wenn er weniger Einförmigk[illegible] und mehr Mannichfaltigkeit des Ausdruckes besäße. D[illegible] Instrumentalmusik [59]) hat in neueren Zeiten dadurch seh[illegible] gewonnen, daß bei den regulairen Truppen die engl[illegible] Militairmusik eingeführt worden ist, welche bereits [illegible] Kotzebue's Zeit das God save the king spielte. Auch die Gymnastik hat in Persien Fortschritte gemacht, besonders hat die Reitkunst einen hohen Grad von Vollkommenheit erreicht und jeder englische Bereiter dürfte leicht in Persien seinen Meister finden. Dies Letztere läßt sich auch von der Schreibekunst sagen, denn da die Buchdruckerkunst in Persien noch nicht eingeführt ist, so wird viel Werth auf eine schöne Handschrift gelegt. Das Schreiben wird daher in den Schulen sorgfältig gelehrt und diejenigen, welche sich in dieser Hinsicht auszeichnen, rechnet man zu den wissenschaftlich gebildeten Männern. Auch werden oft wenige Zeilen eines ausgezeichneten Federkünstlers sehr theuer bezahlt, wie z. B. der Derwisch Mu[illegible] 42 D. für vier Zeilen erhielt. Von Tanz-, Bau- und Bildhauerkunst kann fast gar nicht die Rede sein, da die [illegible]

---

wird gekocht," sagte der Häuptling, „und nach Verhältniß in größern oder kleinern Quantitäten eingegeben, und es hat immer geholfen und uns viel Noth und viele Ärzte erspart." In einem andern Theile Persiens legte man in Öl getränkte Brodstückchen für die Kranken als Opfer für einen Heiligen auf einen Felsen hin, und aus der Zahl dieser Stückchen ließ sich genau die Zahl der Kranken erkennen, welche in den schwarzen Zeiten Heilung durch dieses Mittel hofften

57) Es gibt in Persien eine sehr große Anzahl von sogenannten Studirten, welche vorzüglich die Collegien zu Ispahan und Schiraz aussenden und die dann als wandernde Dichter, Astrologen u. s. w., das Land überschwemmen und Jeden, von dem [illegible] irgend Etwas zu hoffen ist, mit Epigrammen, Sonetten u. s. w. bestürmen. 58) Eine große Fertigkeit besitzen die persischen Maler in der Darstellung wollüstiger Gegenstände, und so gleichen sie auch hierin den Chinesen, mit welchen sich selbst die Franzosen trotz ihrer cent manières nicht zu messen vermögen. 59) Die Instrumente, deren sich die Perser bedienen, sind größtentheils die unsrigen; doch bedienen sie sich nie der Darmsaiten, sondern alle ihre Saiten sind entweder aus Drahe oder aus Seide verfertigt.

…igen Perser, wenigstens in Hinsicht der beiden letzteren, …bst ihren Vorfahren weit nachstehen.

X. Religion. Kirche. Wir haben bereits gesagt, …ß die meisten Perser Muhammedaner und zwar wie…rum der größere Theil Schiiten, der kleinere Theil …unniten sind [60]), welche sich als Anhänger Ali's und …mar's auf das Heftigste bestreiten und verfolgen. Die eif…gsten Schiiten bilden die Anhänger der Sekte Ali-Allah. …ie haben vier Ramasans, von welchen der, welcher vor …em neuen Jahre, welches in Persien am 10. März alten …tyls gefeiert wird, der strengste ist, obgleich sie alle ge…vissenhaft befolgen. Das Newrus (Nouroze) Fest oder …as Fest der Tag- und Nachtgleiche des Frühlings, wird sehr heiter gefeiert. Eine freigeisterische Partei bilden die Souffiten. Das Oberhaupt der schiitischen Kirche in Persien war früher der Sadr (Sudder-ul-Suddur). Nadir Schah, in dieser Hinsicht ein Peter der Große, schaffte ihn ab, daher jetzt die Muschtähebs (d. i. Beweisführer) oder Hohenpriester an der Spitze der Kirche stehen. Den nächsten Rang nach ihnen nimmt der Schaik-ul-Islam, Scheikh Islam (d. i. Haupt des Glaubens), ein, dann folgen der Mufti [61]), die Mollahs, Imans und Derwische [62]). Der Kürze wegen verweisen wir auf die genannten Namen, indem wir nur von einigen weiterhin etwas zu erwähnen haben werden. Dasselbe thun wir auch in Hinsicht der übrigen, in Persien herrschenden Religionen, nämlich der persischen, christlichen, sabäischen und Mosaischen, indem wir nur kurz bemerken, daß die christliche Religion nie große Fortschritte in Persien gemacht hat, obgleich die Armenier lange Zeit zugleich mit einer katholischen Mission in Ispahan geduldet wurden und sich noch 1810 zu Sennah in Kurdistan eine kleine Colonie von 40 Nestorianischen Familien, deren Glieder größtentheils Künstler und Manufacturisten waren, unter dem Schutze des Fürsten von Ardelan befand; daß die wenig zahlreichen, eher armen als reichen Juden, sowie die Parsen und Sabäer in Persien entweder verachtet oder doch nur wenig geachtet werden, welches Letztere nur von den Parsen gilt, welche jedoch sich in Yezd in Fars durch ihre Anzahl (4000) so in Ansehen gesetzt haben, daß sie in dem Viertel, welches sie bewohnen, ihre eigene Civilobrigkeit haben. Die Banianen kommen hier nicht weiter in Betracht.

XI. Stände, Titel. Im strengsten Sinne des Wortes gibt es unter den Tadschiks keinen erblichen Adel, sondern nur einen Herrn, hohe, niedere und gemeine Sklaven und Untersklaven, d. h. Sklaven der Sklaven, indem jene wenigstens noch einen Schein von Freiheit, die letztern aber auch diesen nicht einmal besitzen. Berücksichtigt man aber auch die Illiats oder Wander- und Kriegerstämme, so können diejenigen Familien, aus welchen ihre Häuptlinge oder Khane genommen werden müssen, als der persische Erbadel betrachtet werden. Denn obgleich der Schah das Ansehen der Häuptlinge bei den ihm unterworfenen Stämmen erhöhen oder vermindern, die Erbfolge ändern, den jüngeren Bruder an die Stelle des älteren, den Oheim an die Stelle des Neffen setzen kann, ganz wie es ihm gut dünkt, so muß er doch immer den Stammhäuptling aus der Häuptlingsfamilie wählen, will er nicht den ganzen Stamm gegen sich erbittern, wol gar zu einem Aufstande verleiten, welcher ihm Thron und Leben kosten kann. Denn das Leben des ganzen Stammes ist so innig in das der Häuptlingsfamilie verwebt, daß er sich durch jeden Eingriff in die altherkömmlichen Rechte dieser selbst bedroht sehen würde, und wir finden hier dasselbe Verhältniß, wie es uns die Clans in Hochschottland darbieten. Ein solcher Häuptling nun erhält den Titel Khan (Chan) als ein Recht, ohne daß dieser deshalb, wie wir das auch bei dem hohen Adel Englands sehen, deshalb auf die Söhne übergehen müßte, denn diese heißen in der Regel Agas. Wird aber ihre Geburt dem Hofe gemeldet, so erhalten sie ihn oft auch, doch die jüngeren selten eher, als bis sie dem Schah irgend einen Dienst geleistet oder eine Stelle in dessen Reitergarde (d. i. unter den Gholams) erhalten haben. Die Ernennung eines Khans geschieht auf eine ganz einfache Weise durch einen Firman, welchen der Ernannte drei Tage lang an der Kopfbedeckung tragen muß, und durch Übersendung eines Ehrenkleides (Kalaat) [63]).

Den Khanen zunächst stehen die Mirzas. Dieses Wort, welches aus den Worten Mir oder Amir, d. i. Herr und Za (contrahirt aus Zada), d. i. Sohn, besteht, bezeichnet eigentlich den Sohn eines Herrn. Steht es vor dem Namen, so bezeichnet es jetzt keineswegs die hohe Geburt, steht es aber hinter demselben, so bezeichnet es einen Prinzen von königlichem Geblüte, weshalb der zweite, berühmte Sohn des letztverstorbenen Königs immer als Abbas Mirza aufgeführt wird. Im erstern Falle

60) Zu den Schiiten gehören alle Tadschiks, die Ghelakis (Bewohner der Provinz Ghilan), Luren, Beludschen, ein Theil der Kurden und die türkischen Wanderstämme; zu den Sunniten aber die Araber und der größere Theil der Kurden. 61) Der Mufti in Persien hat keineswegs die Macht des türkischen. Er ist zwar berechtigt, dem Hofe einen Rechtsfall vorzutragen und seinen Rath zu ertheilen, allein er darf kein Urtheil fällen. 62) Die Muschtähebs, von welchen es in Persien gewöhnlich 3—5 gibt, unter welchen die von Kermanschah, Kûm und Ispahan die bedeutendsten sind, leben entweder von eigenen Mitteln, oder von ihnen angewiesenen Ländereien. Gibt es ein Wukf oder Armenland in einer Provinz, so steht es unter ihrer Verwaltung, was auch von den Ländereien der Moscheen und Collegien gilt. Die Paisch-Nâmâz oder obere Dienste thuenden Priester an den Moscheen haben jährlich 12,000 türkische Piaster Gehalt; doch verrichten viele derselben ihren Dienst, gleich den Muschtähebs, unentgeltlich. Der Schaik-ul-Islam erhält in Schiraz jährlich 2000 Tomâns, und Ispahan muß für die Geistlichkeit und die Gerichtspersonen jährlich 10,000 Tomâns aufbringen.

63) Diese Classe hält streng auf ihre Abstammung, und die Erbfolge richtet sich nach dem Range und der Geburt der Mutter. Nie steht daher der Sohn eines Khans von einer Beischläferin mit dem Sohne einer gesetzmäßigen Frau, wie dies bei den Tadschiks gebräuchlich ist, auf einer Stufe, und wollte die Vaterliebe hierin eine Änderung treffen, so würden die Verwandten dies rächen. Daher erklärte auch der letztverstorbene Schah, welcher in dieser Hinsicht den Sitten seines Stammes treu blieb, seinen zweiten Sohn, Abbas Mirza, zu seinem Nachfolger, weil dessen Mutter eine hochgeborene Frau seines Stammes war, während sein ältester Sohn, Muhammed Aly Mirza, eine georgische Sklavin zur Mutter hatte.

ist das Wort Mirza fast dem englischen Gentleman gleich, und man gibt diesen Titel jedem gut erzogenen und gebildeten Manne. Denn ein Mirza muß wenigstens gut lesen und schreiben, eine Rechnung führen können und im Briefschreiben völlig erfahren sein, denn dies letztere ist für einen Mann von Stande ebenso unumgänglich nothwendig, als die Kenntniß der Formen des Ceremoniells und der Etiquette. Diese Mirzas, welche man in den höchsten, wie in den niedrigsten Regierungsdepartements findet, denn nicht nur die Staatsminister und Staatssecretaire führen den Titel Mirza, sondern auch jeder Officier in der Armee, jeder Dorfschulze hat seinen Mirza, tragen als Abzeichen ein Kullumdân, d. i. ein kleines Futteral im Gürtel, welches Federn und Tinte enthält. Um ihre Herabwürdigung zu verhindern, ernennt der Schah zuweilen solche Mirzas zu Khans, dennoch betrachtet sich der geringste Stammhäuptling weit über den begünstigtsten Mirza erhaben. Überhaupt möchte sich das Verhältniß der Mirzas zu den Häuptlingsfamilien, bei welchen sich immer ein gewisser Adelstolz findet, mit dem vergleichen lassen, in welchem die Geistlichkeit Europa's in der Feudalzeit zu den Rittern und Baronen stand [64]).

Die Geistlichkeit, welche nicht blos die Priester, sondern auch die Rechtsgelehrten in sich begreift, ist die eigentliche Volksvertreterin; denn der Monarch fürchtet sie, wenn er gleich nicht im eigentlichen Sinne des Wortes durch sie in der freien Ausübung seines Willens beschränkt ist. Daher steht auch wenigstens die höhere Geistlichkeit, welche größtentheils aus Synds, d. h. Abkömmlingen des Propheten, besteht, oder wenigstens bestehen will, in großer Achtung und man beruft sich auf sie in allen Fällen, wo die Gerechtigkeit verletzt scheint. Nicht der gleichen Achtung genießt die niedere Geistlichkeit, zu welcher man auch die Hadschis, d. i. die Mekkapilgrime, und die Mollahs rechnet. Diese letztern sind in Persien, was im ehemaligen Frankreich die Abbés waren. Sie treiben verschiedene Beschäftigungen; einige geben sich ganz den Studien hin und die ausgezeichnetsten Köpfe unter ihnen haben einen hohen Rang in der bürgerlichen Gesellschaft, da es sich die Großen des Reiches zur Ehre rechnen, für Beschützer der Gelehrsamkeit zu gelten. Die Mollahs, welche in der gelehrten Welt dasselbe, was die Mirzas in der bürgerlichen Welt sind, zeichnen sich meistens durch Witz, Belesenheit, Lebendigkeit in der Unterhaltung und feines Betragen aus. Daher findet man in jeder reichen oder gebildeten Familie einen Mollah, theils als Hauslehrer, theils als Hausfreund und Gesellschafter. Auch die Lehrerstellen an den Medresses bekleiden die Mollahs. Da sich übrigens Jeder zu diesem Titel berechtigt hält, welcher, sei's auch nur oberflächlich, eine persische Akademie, wenn wir so sagen dürfen, durchlaufen hat, so ist es natürlich, daß sich unter den Mollahs auch *eine Menge* gemeine und niedrige Menschen finden *müssen, welche* den Namen auf alle Weise entweihen. Wirklich *spielen auch* die Mollahs gleich den Hadschis, Derwischen *und Synds* in allen Erzählungen, in welchen es sich um *Schelmereien* und Spitzbübereien handelt, eine bedeutende *Rolle*, und wir dürfen uns deshalb nur auf den, in *neuerer* Zeit in England erschienenen und auch in das Deutsche übersetzten Roman Hadschi Baba berufen [65]). Über den Kaufmannsstand haben wir bereits das Nöthige gesagt, die übrigen Stände haben wenig Eigenthümliches, und so gehen wir zu einer Darstellung der Sitten und Gebräuche der Illiats oder Wander- (Krieger-) Stämme über, welche von denen der Tadschiks in vielen Stücken bedeutend abweichen.

XII. Wander- oder Kriegerstämme. Diese bilden, obgleich sie den Tadschiks oder eigentlichen Persern an Zahl nachstehen, eigentlich den Kern der persischen Nation, in sofern sie stets das Schwert in der Hand führen und, selbst größtentheils unabhängig, die Tadschiks von sich abhängig machen, denen sie auch die jetzige Regentenfamilie aufgedrungen haben. Die im Allgemeinen äußerst gastfreien Häuptlinge dieser Stämme, welche Walys bei den Kurden, Khans bei den Turkomanen, Scheikhs bei den Arabern heißen, leben in Friedenszeiten gewöhnlich in der Residenz und in den Hauptstädten der Provinzen, *theils aus eigener Neigung, theils gezwungen, indem der Hof sie und durch sie wieder die Stämme besser beherrschen zu können glaubt.* Aus demselben *Grunde* sieht es auch der Hof sehr gern, daß unter den verschiedenen Stammhäuptlingen eine große Eifersucht herrscht, und er findet in diesem Zwiespalte seine eigene Sicherheit. Die meisten Wanderstämme verändern, wie alle Nomaden, mit der Jahreszeit auch ihre Wohnsitze und erfreuen sich daher fortwährend eines gesunden und schönen Klima's. Sie schlagen ihre schwarzen, aus grobem Zeuche, welches ihre Weiber meist selbst verfertigen, bestehenden Zelte auf den ihnen eingeräumten Weideplätzen, am liebsten an dem Ufer eines Flusses oder Baches, und zwar so auf, daß sie ein Viereck bilden. Wer ein solches Lager betritt, der hat Mühe, das Zelt des Reichsten von dem des Ärmsten zu unterscheiden. Farbe und Gestalt ist bei allen gleich, nur die Größe ist verschieden. Pferde, Esel, Schafe und andere Hausthiere weiden frei zwischen den Zelten oder außerhalb des Lagers, und während die jungen Männer, wenn sie nicht ihrem Lieblingsvergnügen, der Jagd, nachgehen, im Kreise sitzen und rauchend der Ruhe pflegen, hüten Greise und Knaben die Schafe, und die Weiber verrichten die häuslichen Arbeiten, welche ihnen allein obliegen. Schwächere Stämme schlagen dagegen ihr Lager gern in der Nähe eines Gebirges auf, um in Zeiten der Gefahr Familien und Heerden dahin flüchten zu können [66]).

64) Viele dieser Mirzas sind sehr reich und meist höchst gebildet, dennoch hüten sie sich sehr, mit den Häuptlingen oder ihren Familiengliedern zu rivalisiren. Sie begleiten zwar die Armeen, thun auch selbst wol Kriegsdienste, nie aber machen sie auf kriegerischen Ruhm Ansprüche.

65) Für Leser dieses Romanes, welcher die persischen Sitten so treu darstellt, dürfte es vielleicht interessant sein, zu wissen, daß Abbas Mirza einen jungen Perser, Namens Hadschi Baba, nach England sandte, um daselbst Medicin zu studiren.

66) Statt der Zelte bediene man sich in Dahistan und einigen Districten des nördlichen Khorassans einer Art tragbarer Häuser.

finden wir mit wenig Veränderung die Wander-ne im Norden, wo sie die Thäler am Fuße der Ge- füllen, welche Kurdistan von Irak und Aserbeidschan ren, wie im Süden am persischen Golfe in ihren La- ; meistens ist es nur die Sprache der sie Bewohnen-, durch welche man sie von einander unterscheidet.

Fast alle Wanderstämme Persiens sind zu Raub und nderung geneigt und sie setzen einen Ruhm darein und ählen fortwährend von ihren eigenen Raubzügen wie denen ihrer Vorfahren. Vorzüglich berüchtigt sind in ser Hinsicht die kurdischen und turkomanischen Horden, lche nicht nur Persien selbst, sondern auch das türkische ien und die benachbarten russischen Provinzen gleich euschrecken überziehen und raubend und mordend ver- eren. So sehr nun bei ihnen der Name Räuber in chtung steht, weshalb sie auch jene Zeiten glücklich prei- n, in welchen der Mann nur eines Pferdes, eines Schwertes und des Muthes bedurfte, um bequem und lücklich leben zu können, so tiefe Verachtung trifft den Dieb. Nichtsdestoweniger bestehen einige kleinere Stämme ganz aus Dieben, da ihnen die Mittel fehlen, Raubzüge zu unternehmen, allein dies hindert sie nicht, Ansprüche auf Ehre zu machen.

1) So gern es die Regierung sähe, wenn sich diese Stämme zum Feldbau und zu festen Wohnsitzen bequemen wollten, so abgeneigt sind sie ihm. Zum Glück leben viele Taujecks[67]), d. i. „Männer friedlicher Beschäftigung" unter ihnen, welche ihre Felder bestellen und ihre Heerden hüten helfen. Diese betreiben auch meist den geringen Handel, welchen die Stämme unterhalten. Dieser ist meistentheils ein Tauschhandel, indem die Illiats Pferde, Schafe und andere Thiere, Teppiche und Gewebe aus Haaren und Wolle in die Hauptstadt und in die Provinzialstädte bringen und dafür Getreide, Tuch, Stahlwaaren und andere ihnen nöthige Gegenstände zurückführen.

2) Der Illiat gewöhnt sich von Kindheit an an Anstrengungen und Gefahren aller Art. Freiheitliebend und eifersüchtig auf die Ehre seines Stammes ist er zugleich Stütze und Stolz des Landes. Mit den Formen und Vorschriften der Religion nehmen es die meisten Illiats nicht sehr genau. Kommt ja einmal ein Mollah zu ihnen, so hören sie ihn ungeduldig an und schreiben alles Unglück auf seine Rechnung, was sich während seiner Anwesenheit ereignet. Das Fleisch der Hasen essen sie frei und öffentlich, selbst den Genuß des Schweinfleisches versagen sie sich nicht, so streng dieser auch im Koran verboten ist und so sehr ihn deshalb die übrigen Perser verabscheuen. Nimmt man den Häuptling und einige seiner Begleiter aus, welche durch ihren Aufenthalt am Hofe und in den Städten einige Bildung sich angeeignet haben, so sind die übrigen Zeltbewohner ganz unwissend und roh, ja viele stehen nicht viel höher als die Thiere, welche sie hüten.

3) Das Gewohnheitsrecht der Wanderstämme ist ganz verschieden von dem der Tadschiks. Gewöhnliche Rechtsfälle entscheidet der Häuptling, oder, wenn er abwesend ist, sein Stellvertreter, wie die bürgerlichen Richter in den Städten. Kommt jedoch eine Person von Bedeutung in das Spiel, so werden die Ältesten[68]) versammelt, die Frage wird reiflich erwogen und durch Stimmenmehrheit entschieden. Jeder Mann von Familie kann auf diese Art des gerichtlichen Verfahrens Ansprüche machen, allein auch niedrigeren Personen, welche rechtlich nicht verlangen können, auf diese Weise gerichtet zu werden, gewährt dies der Häuptling oft, um sich dadurch beliebt zu machen. Weder die Zahl der Beisitzer bei diesen Gerichten, noch die Art ihrer Zusammensetzung ist bestimmt. Die letztere richtet sich immer nach dem Gegenstande, um welchen es sich handelt. Ist Acker- oder Landbesitz im Spiele, so bilden Landbesitzer die Versammlung. Bei Schuldklagen bilden die Hauptältesten, sowie die Freunde der Streitenden das Gericht. Bei einem Morde werden die Verwandten des Ermordeten vor die Versammlung gefodert und erhalten Sitz in derselben, wenn sie zum Stamme gehören. Der Mollah nimmt gleichfalls Antheil an der Sitzung, um nöthigenfalls das heilige Recht zu erklären[69]). Der Rath der Ältesten sucht Streit wegen Mordes[70]) meistens auszugleichen, vorzüglich wenn zwei Stämme dabei betheiligt sind. Gelingt dies nicht, so tritt Blutrache ein, welche oft eine Menge Ermordungen und Blutfehden zur Folge hat. Will ein Mörder in seinem Stamme Vergebung suchen, so hängt er ein blankes Schwert an einem schwarzen Stricke um seinen Hals, begibt sich dann zu den Erben und erklärt, daß er komme, seine Strafe zu empfangen, und ist der Erbe zur Ausgleichung geneigt, so verlangt er gewöhnlich Güter und Pferde von dem Mörder, auch eine oder mehre seiner Töchter und Verwandtinnen für sich und die nächsten Verwandten des Ermordeten zur Ehe. Diese Ehen, bei welchen der Mann dem Schwiegervater weder die gebräuch-

67) Diese Taujecks finden sich auch in Afghanistan und in der Tatarei; sie reden überall die persische Sprache, und man hält sie für die Urbewohner derjenigen Länder, welche die Kriegerstämme jetzt im Besitz haben.

68) Jeder Stamm hat außer dem Häuptling seine Ältesten, welche in der Regel mit diesem näher oder weitläufiger verwandt sind, im Frieden die obrigkeitlichen Personen, im Kriege aber die Officiere abgeben und ihre Würde vererben. 69) Der allgemeine Zweck dieser Versammlungen, welche jaunkhu, d. i. Rath der Ältesten, genannt werden, ist die Beilegung der Streitigkeiten unter den Parteien und die Aufrechterhaltung der Ruhe und Eintracht im Stamme. 70) Wenn ein Cauzi (Richter) entscheidet, daß eine Schuldfoderung gerecht ist, so erhält der Schuldner sowol in den Städten, als bei den Wanderstämmen entweder eine mäßige Frist, um seine Schuld abzutragen, oder man bemächtigt sich seines Vermögens, um den oder die Gläubiger zufriedenzustellen. Mörder werden, wenn der Mord feststeht, dem Erben des Ermordeten, sobald dieser zwölf Jahre alt ist, übergeben, welcher dann vergeben, Blutgeld nehmen oder den Mörder tödten kann. Hat der Erbe das zwölfte Jahr noch nicht erreicht, so wird der Mörder so lange eingesperrt, bis dies der Fall ist. Nach dem Koran kann ein Mord mit 100 Kameelen und der Freikaufung eines gefangenen Moslemen gesühnt werden. In Persien hängt dagegen die Höhe des Blutgeldes von der Zahlungsfähigkeit der einen Partei und der Macht der andern, dieses einzutreiben, ab. Allein man berücksichtigt bei einem Morde nicht diesen allein und an sich, sondern auch den Rang des Mörders, und ungeheure Summen sind für die Ermordung eines Häuptlings an einzelne Stämme gezahlt worden.

lichen Summen, noch der Braut einen Brautschatz zu geben braucht, gelten für das beste Mittel, Blutfehden zu verhüten oder zu beendigen. Selten fällt übrigens unter den Wanderstämmen selbst ein Raub vor, auch Ebebruch ist selten bei ihnen. Kommt ja einer vor, so bestrafen die Verwandten der Entehrten beide Theile mit dem Tode[71]).

Die Ceremonien bei der Beschneidung sind bei den Illiats dieselben, wie bei den Tadschiks. Dagegen finden bei den Hochzeitsgebräuchen einige Abweichungen statt. Am Tage, wo die Braut dem Bräutigam zugeführt wird, versammeln sich, wo möglich, alle ihre Freunde, und ist sie die Tochter eines Häuptlings oder eines Stammältesten, so wird sie von allen Reitern begleitet, über welche ihr Vater zu gebieten hat. Tänzer und Musikanten gehen voraus und ist die Wohnung des Bräutigams zu nahe, so wird ein Umweg genommen, um die Freude zu verlängern. Ist dieser Brautzug dem Zelte des Bräutigams bis auf eine gewisse Entfernung genaht, so besteigt dieser mit seinen Freunden das Pferd und reitet der Braut entgegen, indem er eine Orange, einen Apfel oder sonst eine Frucht in der Hand hält. Diese schleudert er, sobald er seines Zieles sicher ist, mit aller Kraft auf die Braut und dies ist das Zeichen, das Stillschweigen, welches beide Theile bis jetzt beobachtet haben, zu brechen und Alles in Aufruhr zu setzen. Der Bräutigam treibt sein Pferd im Kreise herum, und sprengt dann in vollem Galopp seinem Zelte zu. Die Reiter, welche die Braut begleiten, suchen, ihn einzuholen und der, welchem dies gelingt, erhält Pferd, Sattel und Zeug, sowie die Kleider des Bräutigams zur Belohnung. Selten jedoch gelingt dies, denn der Bräutigam reitet bei dieser Gelegenheit, wo das Entkommen ein Ehrenpunkt ist, gewöhnlich das flüchtigste Pferd und seine Freunde bemühen sich auf alle Weise, den Gegnern Hindernisse in den Weg zu legen. Kommt darauf die Braut bei ihrer zukünftigen Wohnung an, so wird sie von den sie begleitenden Weibern auf alle Weise am Absteigen verhindert, dagegen umringen sie die Freunde des Bräutigams und bitten sie, dies zu thun. Die Zeit ihrer Macht ist da. Sie weigert sich standhaft, das Pferd zu verlassen, und was man durch Bitten nicht vermocht hat, das sucht man jetzt durch Geschenke zu erreichen. Solche bringen ihr alle Männer der Familie, in welche sie eintreten soll, aber sie gehen sie auch an, daß sie einen Theil ihres Brautschatzes aufgeben soll, und ihr junger Eheherr thut dies auch. Aber selten läßt sie sich dazu bewegen und thut sie es ja, so behält sie sich doch immer soviel vor, als hinreicht, sie gegen schlechte Behandlung ihres Mannes zu schützen. Tanz ist bei diesen Stammhochzeiten gewöhnlich. Hand in Hand geschlungen, stehen Männer und Weiber in einer geraden Linie oder im Kreise, die Musik spielt auf, eine Person singt nach der Melodie und der Tanz beginnt. Selbst die gebildetsten Häuptlinge verfehlen selten, sich bei einer in ihrem Stamme vorkommenden Hochzeit einzufinden und durch ihre Freigebigkeit die Freuden des Festes zu erhöhen.

Ehescheidungen sind auch unter den Wanderstämmen selten, ja selbst seltener als unter den übrigen Bewohnern Persiens; denn die Weiber der Illiats, welche überhaupt sich mit einer Frau begnügen, und nur [illegible] eine zweite nehmen, wenn die erste alt oder zur [illegible] tauglich wird, daher ihnen auch die Contracte [illegible] sind, sind arbeitsamer und keuscher, als die der [illegible]schiks, obgleich sie sich nicht verschleiern. Gastfrei in [illegible]hem Grade, furchtlos, aber keineswegs vorlaut, [illegible] man es ihnen anmerkt, sie seien Frauen freier Männer, theilen die Weiber der Illiats nicht blos das Bett, sondern auch die Mühen, Beschwerden und Gefahren ihrer Männer. Schön in der Jugend, bleibt ihnen auch lange noch, selbst wenn die Sonne schon ihr Gesicht braun gefärbt hat, der Glanz der Augen, wie die Grazie in den Bewegungen. Eine Ausnahme machen die Frauen der Häuptlinge und Stammältesten, welche sich den Mühen des gewöhnlichen Lebens entrückt sehen, sowie die der [illegible]deren Classe, welche die harte Arbeit vor der Zeit um ihre Schönheit bringt. Der Einfluß der Mütter übrigens auf alle Familienangelegenheiten dauert fort, so lange sie leben, deshalb wünschen sie sich auch immer mehr Söhne als Töchter, und während man die Geburt der letzteren als ein Unglück betrachtet, wird die der ersteren als ein Glück gefeiert.

Mit Todten macht man wenig Umstände bei den Illiats, und nur bei der Bestattung eines Häuptlings werden Gebräuche beobachtet, welche in das höchste Alterthum hinaufzureichen scheinen. Man legt seine Kleider und Waffen auf sein Lieblingspferd, läßt die Kappe, denn die persische Mütze tragen die Häuptlinge selten, wenn sie sich bei ihren Stämmen aufhalten, den Sattelknopf, das Hemd den Hals und die kreuzweis gelegten Stiefeln den Sattel schmücken, und so das Pferd dem Zuge vorangehen. Will Jemand dem Hingeschiedenen seine besondere Achtung beweisen, so sendet er ein reiterloses Pferd mit seinen Waffen, um den Trauerzug zu vergrößern.

Der Einfluß der Regierung auf diese Stämme, welche sich wiederum in Tiras oder Zweige unter besonderen Führern theilen, ist bei den meisten äußerst gering und viele erkennen den Schah nur dem Namen nach als ihren Oberherrn an. Zuweilen lassen sie ihn diesen spielen; wird ihnen aber das Spiel zu arg, so gerathen sie in Aufruhr und entziehen sich wol gänzlich seiner Macht. Um dies zu verhindern, zieht der Hof die Häuptlinge der Illiats in die Residenzen, wo sie auch, wenn sie zu ihren Stämmen zurückkehren, gewöhnlich einen Theil ihrer Familie zurücklassen müssen, welchen man beobachtet, ohne ihn eigentlich zu bewachen[72]).

71) Kann ein armer Mann unter den Wanderstämmen sowol, als in den Städten das Blutgeld nicht aufbringen, so legt er ein eisernes Halsband an und bittet jeden, den er antrifft, um eine Beisteuer, bis er soviel hat, um die Strafe bezahlen zu können. Diese Bettlerart ist die lästigste in Persien.

72) Die Bukhtiaris und Fylis sind von den Königen von Persien nie ganz unterworfen worden. Vertrauend auf ihre Gebirge, leben sie nach alten Gewohnheiten und gestatten den Regierungsbeamten keinen Eingriff in ihre Rechte. Sie entrichten einen geringen Tribut und leisten Kriegsdienste. Dasselbe gilt von

XIII. Staatsverfassung. Von dieser kann in rsien nach europäischen Begriffen, wo man Staats- undgesetz[73]), Constitutionen, Charten u. s. w. verlangt, r nicht die Rede sein. Denn Persien ist seiner Form ich eine rein-militairische Despotie, eine Allein- oder elbstherrschaft im strengsten Sinne des Wortes. An er Spitze des Staats steht der Schach (Schah, Scheikh), der König, und dieser ist vielleicht, wie schon Kämpfer emerkte, der unumschränkteste Monarch in der Welt. Ihn bindet weder Adel noch Geistlichkeit, weder Stände noch Gesetz; denn es ist Volksmaxime bei den Persern, daß ihr König thun kann, was er will und daß er aller Verantwortlichkeit überhoben sei[74]). Nach dieser Maxime hat der Schah völlig freie Hand in Allem, was seine Familie, sein Haus angeht. Er kann seine Söhne willkürlich für den Staatsdienst verwenden, sie in den Harem sperren, blenden lassen oder des Lebens berauben, und daß dies Alles geschehen sei, dies lehrt seit Abbas dem Großen jedes Blatt der Geschichte. Erst die jetzige Dynastie hat liberalere Ideen angenommen und ihren Prinzen die Gouvernements, selbst die wichtigsten Provinzen anvertraut. Ebenso hat der König von Persien nach dem Herkommen eine absolute Macht über die, zu seinem Hause gehörige, Dienerschaft, über das Leben und Vermögen seiner Minister[75]), Civil- und Militairbeamten, welche er ein- und absetzt, wie es ihm beliebt, über seine besiegten Feinde und rebellischen Unterthanen, welche mit Räuberbanden in eine Classe gesetzt werden, indem man die ergriffenen Glieder derselben ohne weitere Untersuchung den Tod erleiden läßt. Oberhaupt der Gesetze, der Geistlichkeit, des Militairs, kurz aller Zweige des Staatslebens, ist der Schach zugleich die einzige Gnadenquelle; Furcht vor ihm leitet das Ganze, und wenn er nicht schwach, ungerecht oder grausam ist, so dürfen es seine Minister nicht wagen, in seinem Namen Gewaltthätigkeiten oder Ungerechtigkeiten auszuüben, kurz das Volk zu belasten und zu bedrücken.

Die jetzt regierende Familie gehört zu dem turkomanischen Stamme der Kujuren (Kadscharen) und gelangte mit Aga Muhammed Khan 1794 auf den Thron, welcher erblich ist und jetzt auf den Sohn der vornehmsten Gemahlin des König übergeht. Gleich seinen Unterthanen darf auch der König nur vier rechtmäßige Frauen haben, hinsichtlich der Beischläferinnen ist er dagegen durchaus nicht beschränkt. Daher ist der königliche Harem, welcher unter der Oberaufsicht der Bannui Harem, d. i. Gebieterin des Frauengemachs, steht, während die Rischsefid die Unteraufsicht über die weibliche Dienerschaft führen, gewöhnlich mit Schönheiten verschiedener Länder reich versehen. Schwarze und weiße Eunuchen bewachen sie[76]).

Der einfache Titel des Königs[77]), welchen er auf seinem Siegel führt, ist Schah von Iran. Das Wappen des persischen Reiches ist seit 1236 eine Löwe mit hinter ihm aufsteigender Sonne. Man findet dies Wappen über den Thoren der königlichen Paläste, auf den Fahnen der Regimenter, sowie auf den Medaillen, welche an die Ritter des Sonnen- oder Löwenordens vertheilt werden, welchen der letzte König Feth Ali Schah[78]) zur Belohnung für treu geleistete oder ausgezeichnete Kriegsdienste und Thaten stiftete. Eine andere Auszeichnung

---

den meisten kurdischen Stämmen, welche ebenfalls ihre Freiheit sich bewahrt haben. Auch von den Häuptlingen Khorassans läßt sich dies sagen, obgleich sie erst in neuern Zeiten in Besitz der Macht gekommen sind, während die kurdischen Häuptlinge dieselbe als ein viele Jahrhunderte fortgeerbtes Recht besitzen. Von den Arabern des Festlandes läßt sich dies weniger sagen; die arabischen Inselbewohner leben dagegen fast völlig unabhängig.

73) Als einzige, zwar nicht förmlich ausgesprochene oder erlassene, aber doch durch das Herkommen begründete Staatsgrundgesetze könnte man vielleicht betrachten einmal das Gesetz oder vielmehr das Recht, nach welchem es jedem Perser zu jeder Zeit freisteht, nicht nur seinen Wohnort willkürlich zu vertauschen, sondern das Land selbst beliebig zu verlassen, indem nur Beamten und Sklaven dies nicht erlaubt ist, und die Armenier in sofern beschränkt sind, daß sie, wenn sie auswandern, ihre weiblichen-Familienglieder nicht mit sich nehmen dürfen; zweitens, daß alle Perser, vom Höchsten bis zum Niedrigsten, vor dem Gesetze gleich sind, sodaß es in dieser Hinsicht durchaus keine Eximirten gibt. 74) Chardin (Vol. V. p. 219) sagt, daß ein Perser, wenn er von einem Andeen redet, welcher unterdrückt, oft ausruft: Påd schâi mekunnud, d. i. „Er spielt den König." Wird er von einem Andern unterdrückt, so sagt er: mugur påd schâi, d. i. „Vielleicht bist du der König," oder: Påd schâi ba mun-kurdâ-ust, d. i. „Er spielt den König mit mir," wodurch er ausdrücken will, daß sich Jemand eine Gewalt anmaße, welche ihm nicht zukomme. 75) Das Einzige, was der Schah etwa zu berücksichtigen hat, und wodurch er gewissermaßen gebunden wird, ist die Religion, die öffentliche Meinung und das Herkommen. Der König fodert für sich das Recht, wann er will, die Aufführung und die Handlungen seiner Minister, Beamten und Diener zu untersuchen und sie nach Umständen zu berauben, zu bestrafen oder hinrichten zu lassen; allein nach dem Herkommen hat er kein Recht, sich des Privateigenthums eines solchen Straffälligen zu bemächtigen, in sofern es dieser erwarb oder ererbte, ehe er in seine Dienste trat. Das Herkommen stellt diese Art von Eigenthum unter den Schutz des geistlichen oder Scherrähgerichtes, und eine gewaltsame Besitznahme würde die öffentliche Meinung für eine Handlung der Tyrannei erklären. Dasselbe gilt jetzt auch von den Geistlichen und ihren Besitzungen, von den Freiheiten und Rechten der Kriegerstämme, ja man kann sagen von jedem Bewohner Persiens, in sofern er nicht Beamter oder Diener des Schahs ist. Selbst wenn ein anderer, als die zuletzt Genannten, sich ein Capitalverbrechen hat zu Schulden kommen lassen, so werden bei ihm die durch das Gesetz und Herkommen vorgeschriebenen Formen beobachtet, und der König befiehlt blos die Vollstreckung des Urtheils, wenn das Verbrechen gesetzlich untersucht und bewiesen ist.

76) Die Sorge für den Unterhalt des Harems, der königl. Prinzen, ihrer Mütter u. s. w. liegt dem zweiten oder dem Finanzminister ob. Doch sind Einigen der Genannten auch Dörfer und Districte angewiesen, um von deren Geld- und Naturalleistungen ihre Bedürfnisse zu bestreiten. 77) Daß es die persische Schmeichelei, wenn sie sich schriftlich oder mündlich an die Majestät wendet, bei diesem einfachen Titel nicht bewenden lasse, braucht wol nicht gesagt zu werden, da ja Alles, was nur den geringsten Bezug auf den König hat, mit der tiefsten Ehrfurcht behandelt wird. Ihn daher „Herrn aller Könige, Sonne der Sonne, Schatten Gottes, Freude der Welt, glanzvolles Licht des Tages u. s. w. nennen zu hören, ist nichts Ungewöhnliches. 78) Dieser starb am 23. Oct. 1834, und seit dieser Zeit sitzt Muhammed Schah auf dem Throne. Der Sonnenorden hat drei Grade, weshalb man auch große, mittlere und kleine Medaillen hat, auf welchen Devisen und Verse stehen, die auf den Orden Bezug haben. In neueren Zeiten haben auch europäische Minister, Gesandte und Krieger diesen Orden erhalten.

gibt das Ehrenkleid (Kalaat, Khelât)[79]), welches mit großen Ceremonien in Empfang genommen werden muß.

Den Hofstaat bilden der Hofmarschall (Nassak Tschibaschi), der Oberceremonienmeister (Jschik Agassi, Beshâgâssee-bâschee bei Malcolm), welchem die Beobachtung der Ceremonien, die Einführung der fremden Gesandten, sowie der Audienzsuchenden obliegt, der Miraker (Meer-a-Khour bei Malcolm) oder Großstallmeister, der Tschikias-Baschi oder Oberjägermeister, der Leibarzt (Hakim Baschi), der Hofastrolog (Monadschi Baschi) und der Hofdichter. Die Hofdienerschaft besteht dagegen aus dem Oberlanzenträger (Meschelbar-Baschi), welchem die Erleuchtung der Paläste obliegt, dem Oberkammerherrn (Mehder), welcher stets ein weißer Verschnittener sein muß, dem Mihmendar Baschi, Speisemeister der Fremden. Außerdem ernährt der Schach noch eine Menge Menschen, welche ihm die Kaliunpfeife stopfen, anrauchen und bringen, den Kaffee einschenken, das Schwert oder Siegel tragen u. s. w. Diese heißen Pisch Khidmet und umgeben den Schah bei Audienzen[80]). Unter dieser letztern Classe nehmen die Ferâshbâh-e-Ghuzzubs, d. i. die Diener des Schmerzens und der Gewalt, eine bedeutende Stelle ein, indem sie immer bereit sind, Hinrichtungen auf den Wink des Schahs zu vollziehen.

XIV. **Staatsverwaltung, Ministerien, Behörden.** Dem Könige zunächst steht der Hamâd-u Doulah (Vertrauter des Staats) oder, wie er gewöhnlich genannt wird, der Sudder (Saddr) -e-Azim, welcher die Stelle des Premierministers versieht. Durch seine Hände gehen alle politischen Verhandlungen, er führt den Vorsitz in allen Abtheilungen der Regierung und übt daher, wenn er in Gunst steht, großen Einfluß auf alle Theile derselben aus. Er führt die fremden Gesandten ein und correspondirt fortwährend mit den Statthaltern der Provinzen.

Dieser Hamâd-u-Doulah (dewlet) vertritt daher ganz die Stelle eines türkischen Großvezierʼs. Gewöhnlich ist jedoch diese große Macht getheilt und es steht ihm ein Finanzminister zur Seite, welcher früher Amin-u Doulah, d. i. Stütze des Staats, jetzt aber Nizam-u-Doulah, d. i. Ordner des Staats, genannt wird. Auf diese beiden Minister folgen die Staatssecretaire (Munschi-ul-Mumâlik) in jedem Departement, und obgleich sie als solche wenig Bedeutung haben, so fürchtet man sie doch, weil gewöhnlich die Minister aus ihnen gewählt werden. Unter den Staatssecretairen stehen die Staatsräthe oder Mustufis (Mestufis), welche den Vorsitz in den verschiedenen Kammern, vorzüglich der Finanzen oder Duftarkhânâh, d. i. wörtlich Urkundenkammern, führen[81]).

In den Provinzen stehen die Gouverneure oder Beglerbegs an der Spitze der Verwaltung und des Militairwesens. In den größern Städten ist der Hakim (der Hakim) die erste Behörde, in den kleinern aber der Zabit (Zaubit) oder Thobet. Der Hakim braucht nun ebenso wenig wie der Darogah oder Polizeilieutenant in seinem Gouvernement geboren zu sein. Dies ist jedoch der Fall bei dem Kalanter (Kelanter, Kelunter) und den Kutkhodahs (Ket-khodas). Da der Kalanter oder Bürgermeister als solcher das Oberhaupt, Stellvertreter und der Mittelsmann der Gemeinde ist, durch welchen diese ihre Angelegenheiten und Bedürfnisse dem Hofe vortragen läßt, da er ferner die zu entrichtenden Steuern und Abgaben vertheilt, folglich nicht nur einen bedeutenden Einfluß besitzt, sondern auch tief in das bürgerliche Leben eingreift, so sieht sich der König bei der Ernennung eines Kalanters, welchen er besoldet, genöthigt, die Stimme des Volkes zu berücksichtigen, obgleich dies der Hauptsache nach bei der Wahl nichts zu sagen hat. Gewöhnlich ernennt daher der König einen der achtbarsten Bürger einer Stadt zum Kalanter. Dies ist noch mehr mit den Kutkhodahs der Fall, welche in den größern Städten die Viertelsmeister, in den kleineren aber und auf den Dörfern die Bürgermeister und Schulzen abgeben. Denn ein gegen den Willen des Volkes erwählter Kutkhodah sieht sich bald genöthigt, entweder sein Amt freiwillig niederzulegen, oder er muß von demselben entfernt werden, da ihm die Abneigung der Gemeinden bald alle Macht und jeden Einfluß raubt. In jeder Stadt von Bedeutung wählen sich die verschiedenen Gilden und Gewerbe der Kaufleute, Künstler, Handwerker und Tagelöhner unabhängig von der Regierung, denn nur die Bestätigung des Königs ist nöthig, einen Wasta-asanat, d. i. Vertreter, Repräsentant, welchen Namen er führt, weil er die Interessen der Gilden bei dem Gouverneur und den übrigen Beamten zu vertreten hat. Diese Wasta-anafs werden daher auch nur selten ihres Amtes entsetzt und zwar immer nur,

---

79) Wenn der Schah einem Gouverneur, Häuptling oder sonst einer Person dieses Ehrenkleid übersendet, so ist es nöthig, daß man ihm mehre Stunden weit im größten Staate entgegengehe und es mit größter Feierlichkeit in Empfang nehme. Es befinden sich daher bei den größern Städten des Reichs eigene Plätze, welche Khelât-posh, d. i. „Anlegung des Ehrenkleides," genannt werden, weil die Gouverneure dieser Städte das Ehrenkleid auf diesen Plätzen in Empfang nehmen. Das Khelât-posh bei Schiraz ist vier engl. Meilen von der Stadt entfernt und liegt an der nach Jspahan führenden Straße. 80) Die gewöhnliche Residenz der jetzigen Dynastie ist Teheran (Br. 35° 40′, L. 68° 12′) in der Provinz Irak; doch hält sich der König auch häufig zu Sultanie in dem Palast Kullei Frengi, wie dies zur Zeit der russischen Gesandtschaft der Fall war, bei welcher sich von Kotzebue befand, oder zu Tacht Katschar, Tschin Ali u. s. w. auf.

81) Selten wird ein Mann von hohem Range zum Hamad-u-Doulah ernannt, weil man glaubt, er könne, als solcher, sein eigenes Interesse zu sehr befördern, oder sein Sturz werde zu Unruhen Veranlassung geben. Die höhern Hofbeamten, wie die Ceremonienmeister und andere, stehen zwar in keiner Berührung mit der Regierung; allein da sie dem Schah näher stehen, als die Minister, ihn häufiger sprechen, als diese, sich überhaupt durch kleine Dienstleistungen schneller seiner Gunst bemächtigen, als dies diesen Staatsbeamten durch die treuesten und wichtigsten Dienste möglich wird, so ist ihr Einfluß auf die Staatsverwaltung oft sehr bedeutend, oft sehr verderblich. Hassel läßt den Diwan des persischen Reichs bestehen 1) aus dem Sadri (wol ein Druckfehler) Kosam oder Großvezier, 2) dem Himadod dewlet oder der Stütze des Reichs, dem Minister der auswärtigen Angelegenheiten, 3) dem Emired dewlet oder dem Aufseher des Reichs, dem Finanzminister, und 4) dem Nisamod dewlet oder der Ordnung des Reichs, dem Minister der innern Angelegenheiten; allein die beiden Letztern sind eine und dieselbe Person.

enn triftige Klagen von Seiten der Gilden gegen ihn nlaufen. Für die öffentliche Sicherheit sorgen die Beg- rbegs, Hakims, Saibs, der bereits erwähnte Darogha n den größeren Städten), welchem ein Mohtessib (Markt- chter) und ein Mir Adas oder Vorsteher der Nachtwächter ur Seite steht. Andere Beamte werden wir späterhin ennen lernen.

XV. Justizpflege. Die Rechtsverwaltung ge- chieht in Persien auf eine zweifache Art, nämlich durch ie Scherräh- und Urfgerichte. Die ersteren gründen sich uf das geschriebene, gewöhnliche, Muhammedanische Recht, dessen einzige Quelle bei den Persern der Koran ist, weil die schiitischen Rechtsgelehrten dieses Landes die Sunna (Überlieferung), welche die Sunniten ebenfalls berücksichtigen, nicht gelten lassen. Die Urfgerichte, welche ihren Namen dem Worte Urf, d. i. Gewohnheit, verdanken, gründen sich dagegen einzig und allein auf das Herkommen und den Gebrauch, daher eine und dieselbe Streitsache in den Provinzen verschieden entschieden wird, grade weil auch das Herkommen oder der Gebrauch in denselben oft weit von einander abweicht. Zwischen beiden Gerichtshöfen findet ein fortwährender Kampf statt, in welchem jedoch die Urfgerichte, deren unmittelbarer Vorsteher der König selbst ist, gewöhnlich den Sieg davon tragen [82]).

Bei den Scherrähgerichten ist der Schaik-ul-islam Präsident. Ein solcher befindet sich in jeder größeren persischen Stadt; er wird von dem Könige, welcher bei der Wahl die Stimme des Volkes wie den Ruf der Heiligkeit und Gelehrsamkeit vorzüglich berücksichtigt, ernannt und besoldet. Unter dem Schaik-ul-islam steht zunächst der Cauzi (Kadi), und in kleineren Städten findet man meistens nur einen Cauzi oder Richter und auf den Dörfern bilden niedere Mollahs die Gerichtsbehörden. Diese verweisen verwickeltere Fälle an den Cauzi der nächsten Stadt, welcher sie wieder an den Schaik-ul-islam der Provinzialhauptstädte verweiset. Eine bedeutende Stimme bei den Scherrahgerichten haben auch die bereits erwähnten Muschtäheds. Man legt ihrer Entscheidung beständig schwere Fälle vor und ihr Ausspruch ist unwiderruflich, es sei denn, daß ein anderer Muschtähed von größerer Heiligkeit und Gelehrsamkeit einen abweichenden Ausspruch thäte [83]).

Das Urfgericht, welches der König, seine Statthalter, die Gouverneure der Städte, die Magistratspersonen, die Vorsteher und Einnehmer der Districte mit allen ihren Unterbeamten bilden, hat etwas Ähnliches mit der Polizei geregelter Staaten. Indessen fallen bei den Urfhöfen, weil ihr Verfahren meist ein höchst summarisches ist, nicht blos Übereilungen, sondern auch und zwar nicht grade selten, Ungerechtigkeiten vor.

Die Unterbeamten der Urfgerichte hören Klagen aller Art an und fodern Zeugen vor; selbst Dorfschulzen können kleine Geld- und andere Strafen verhängen. Größere Verbrechen untersucht der Zaubit (Sabit), oder der Vorsteher und Einnehmer des Districtes. Wagt dieser nicht zu entscheiden, sei's weil Personen hohen Ranges im Spiele sind, sei's weil ein Verbrechen zu abscheulich ist, so verweist der Zaubit die Sache an den Gouverneur der Provinz, welcher alle Fälle, bei welchen das Leben nicht in das Spiel kommt, entscheidet [84]).

Die Urfgerichte, bei welchen es oft sehr tumultuarisch zugeht, zumal wenn Weiber zugegen sind, welche nicht durch Schläge zur Ruhe gebracht werden dürfen, halten ihre Sitzungen öffentlich. Übrigens erfolgen die Entscheidungen beider Gerichtshöfe schnell, und ein bei ihnen geführter Proceß kostet scheinbar wenig Geld, obgleich große Summen auf Bestechungen verwendet werden. Denn wie überhaupt die Beamten, so sind auch die Richter in Persien thätig und gerecht, bestechlich und grausam, je nachdem der König wachsam oder schläfrig, geizig oder despotisch ist.

Die Strafen in Persien sind bei Entscheidungen des Scherrahgerichtes dieselben, wie in den andern Muhammedanischen Ländern; dagegen sind sie oft grausam und unmenschlich, wenn sie vom Schach selbst oder den Gouverneuren und Generalen ausgehen. Bei kleinen Verbrechen sind Geldstrafen, der Staupbesen und die Bastonade die gewöhnlichsten Strafen. Die Tortur wird selten und meist weniger angewendet, um ein Geständniß zu erzwingen, als um zu erfahren, wo Schätze verborgen sind, welche dann dem Fiscus anheimfallen. Confiscationen sind bei Begüterten häufig. Das Blenden und Augenausstechen findet selten und meist nur bei solchen

82) Die persische Hierarchie, welche auch die sämmtlichen Justizbeamten liefert, behauptete, daß alle möglichen Rechtsfälle vor ihr Forum gehörten; die Urfhöfe bestritten dies, und jetzt ist die Sache ziemlich dahin ausgeglichen, daß das Scherrähgericht in allen Streitigkeiten über religiöse Ceremonien, Erbschaften, Ehen, Contracte, Verkäufe, kurz über alle bürgerlichen Angelegenheiten entscheidet, während die Urfhöfe Raub, Mord, Diebstahl, Betrug, sowie alle Verbrechen, durch welche die öffentliche Ruhe und Sicherheit gestört wird, vor ihr Gericht ziehen. Doch verweisen die Urfhöfe die meisten Mordfälle an die Scherrähgerichte, wenn sie gesetzmäßig verfahren wollen, wo dann der Scheik-ul-Islam die Zeugen verhört. 83) Die Muschtäheds, welche sich größtentheils eines fleckenlosen Wandels befleißigen, stehen deshalb auch nicht blos beim Volke, sondern auch am Hofe in großer Achtung, und ihre Wohnungen gelten für heilige Schutzörter der Unterdrückten. Manche Stadt entgeht der despotischen Gewalt, weil der König sich scheut, einen in ihr wohnenden Muschtähed zu beleidigen. Vergl. Kämpfer S. 103. 104.

84) Die Todesstrafe zu verhängen ist in Persien nur der König berechtigt. Selten, und nur in Fällen des Aufruhrs, oder wenn der Gouverneur ein Prinz von Geblüte ist, überträgt er einem solchen in dieser Hinsicht seine Macht. In den meisten übrigen Fällen führt bei todeswürdigen Verbrechen das Scherrähgericht die Untersuchung, übersendet dann die Beweise der Schuld dem Hofe und dieser ertheilt den Befehl zur Hinrichtung. Ein Diebstahl kann dem Koran zufolge vergeben und ein Mord ausgeglichen werden, wenn die bestohlene Partei und der rechtmäßige Erbe des Erschlagenen zur Verzeihung geneigt sind. Die vom Koran als Strafe für den Diebstahl anbefohlene Verstümmelung wird in Persien selten angewendet, eher die Hinrichtung. Ist ein Mann oder eine Frau erschlagen, so macht der gesetzmäßige Erbe von dem Augenblicke an, wo der Mörder entdeckt ist, Ansprüche auf Blutrache. [illegible] That durch Zeugenverhör fest, so wird der Mör- [illegible] en, um nach Willkür mit ihm zu ver- [illegible] ich vergeben, Blutgeld nehmen oder [illegible] den Wanderstämmen sahen.

statt, welche nach dem Throne streben oder bei Häuptlingen, welche man, ohne sie zu tödten, ihrer Macht berauben will. Doch hat es Fälle gegeben, daß man alle Männer einer Stadt, welche rebellirte, des Augenlichts beraubte. Die Todesstrafe wird auf dreierlei Weise, durch Erdrosseln, Enthaupten und Erstechen, vollzogen, doch werden Weiber selten öffentlich hingerichtet. Kommt Grausamkeit, Rache oder die Absicht, Schrecken zu erregen, ins Spiel, so findet Pfählen, Tod durch verlängerte Tortur, Ausreißen der Glieder, durch das Zurückprallen niedergebeugter Bäume, Zerschneidung u. s. w. statt.

XVI. Finanzwesen; Staatseinkünfte, Steuern, Abgaben, Zölle. An der Spitze des persischen Finanzwesens steht, wie gesagt, der Finanzminister (Nizam-u-Doulah). Unter ihm stehen die Mustuffis (Mestufis) oder Schatzkammerräthe. Die Steuern werden von den Pakkahs und Zaubits eingesammelt und an die Obereinnehmer in den Provinzen abgeliefert, welche sie dann in den Schatz senden.

Wie hoch sich die jährlichen Staatseinnahmen belaufen, dies möchte schwer zu ermitteln sein, da ein großer Theil der Abgaben in natura entrichtet wird, während ein anderer gar nicht in den königlichen Schatz gelangt, indem er bereits zu andern Zwecken verwendet ist, ehe dies geschieht. Auch treffen wir auf sehr verschiedene Angaben und zwar zuweilen bei einem und demselben Schriftsteller. Nach der niedrigsten Angabe betragen die jährlichen Einkünfte 700,000 Tomâns, nach Fraser bringen sie 2,500,000, nach Jaubert 2,900,000 Tomâns ein, und Malcolm nennt 3 und 6 Millionen Pfund Sterling als den Gesammtertrag, wobei sich nur annehmen läßt, daß er bei der ersten Angabe nur die firirten, bei der zweiten aber auch die unfirirten Einkünfte berücksichtigt habe. Persien hat übrigens, gleich dem Osmannischen Reiche, keine Staatsschulden, wol aber einen gefüllten Schatz, da die Staatseinnahmen die Staatsausgaben weit übersteigen, wenn nicht etwa Kriegscontributionen die letzteren vermehren.

Die Quellen, aus welchen der persische Staat seine Einkünfte bezieht, sind 1) die Khalisfehs oder Krondomainen, welche in Persien seit den ältesten Zeiten sehr bedeutend sind, 2) die Steuern und Auflagen (Malliaat) auf das Landeigenthum der Privatpersonen und auf jede Art von Gütern und Waaren, 3) der Grundzins, welchen die Häuser und die Abgaben, welche die Wassermühlen, Bäder, Läden, Manufacturen u. s. w. entrichten. Was den Grundzins anbetrifft, so ist er bedeutend, da die verschiedenen Revolutionen die Regierung in manchen Städten in den Besitz ganzer Straßen gebracht haben. Ebenso einträglich sind die Abgaben von den zahlreichen Läden in den größeren Handelsstädten [85]), 4) die Kopfsteuer. Diese zerfällt in die Ser Schumâri, d. i. Zählung der einzelnen Häupter und in die Khânâh Schumâri, d. i. Zählung der Familien, und sie liegt der Einsammlung der Grundzinsen, sowie der Erhebung der Abgaben von den Läden, sowie der Besteuerung der Wanderstämme zu Grunde. Diese Abgaben werden nach allgemeinen Regeln erhoben und der Grund- und Häuserzins wird nicht nach dem Ertrage oder Zustande der Güter [86]) und Familien zur Zeit der Erhebung desselben, sondern nach der einmal getroffenen Schätzung entrichtet.

Außer diesen Abgaben, welche, der Hauptsache nach, gerecht und billig sind, erheben die Könige noch große Summen unter dem Namen von Geschenken. Diese Geschenke (Peischkusch, Peischkesch), welche für freiwillig gelten, sind eine Art von Vermögenssteuer, und werden theils von den Statthaltern nach dem Vermögen der Einzelnen erhoben und am Nouroze- (Newrus-, Neujahrs-) Feste abgeliefert, theils von den Gouverneuren der Provinzen, Districte und Städte, von den Häuptlingen der Stämme, den Prinzen, Ministern und höhern Beamten an diesem Feste in Person dargebracht oder übersendet. Die Geschenke dieser letzteren bestehen theils in den besten Producten des Landes, meistens aber in Gelde, welches am liebsten genommen wird. Fallen diese Geschenke gering aus, so ziehen sie den Verlust des Amtes nach sich, sind sie groß, so verschaffen sie Gunst. Man berechnet, daß ihr Ertrag ⅓ der feststehenden Einnahme betrage [87]).

Außer diesen Geschenken am Newrusfeste gibt es noch andere von einer unbestimmteren Art. Beim Antritte jedes Amtes müssen Geschenke gegeben werden; Kaufleute und Andere sehen sich ebenfalls dazu genöthigt, und diese Geschenke in Verbindung mit den Summen, welche die Strafgelder der Urfgerichte, die Ertheilung der Monopolien und die Einkünfte von sequestrirten Gütern (Zabteh Schah) einbringen, belaufen sich jährlich auf 600,000 Tomâns oder ⅕ der feststehenden Einkünfte. Die drückendste Auflage jedoch heißt Sâdir (Sadr, d. i. allgemeine Einfoderungscontribution und besteht in Pferde-, Vieh- und Getreidelieferungen, welche theils für

85) Gehören diese Läden, namentlich in den Bazars, der Regierung, so werden die Abgaben nach dem von ihnen zu ziehenden Gewinn berechnet; gehören sie dagegen Privatpersonen, so entrichten diese 20 Proc. von ihrem angenommenen jährlichen Ertrage.

86) Bei Entrichtung des Zinses von den Häusern wird nicht auf das Vermögen der Einzelnen, sondern allein auf die Zahl der Häuser Rücksicht genommen. Übrigens muß jeder District seine Abgaben im Ganzen entrichten, und es ist den Einnehmern nicht nur ein Zuschlag, sondern auch jedes Mittel erlaubt, die Steuer einzutreiben. Dies Letztere geschieht dann oft auf eine Weise, welche drückender ist, als die Steuern selbst es sind.

87) So schenkte der Hadschi Muhammed Hussein Khan, welcher 1808 Gouverneur von Ispahan und zugleich Finanzminister war, dem Könige an dem genannten Feste 55 Maulesel, welche mit einem schönen Shawl bedeckt waren und von denen jeder 1000 Tomans trug, welche etwa 5000 Silberrubeln gleich sind, ein anderer Statthalter schenkte dem Schah jährlich 100,000 Tomans, und Kisamut-Dewle, welcher 1817 dieselben Stellen bekleidete, wie der Hadschi, schenkte dem Schah jährlich 20 Pfund echte Perlen. Geschenke zu geben ist überhaupt eine uralte Sitte in Persien, doch ist es eine irrige Meinung, wenn man glaubt, die Perser müßten jede Sache verschenken, welche man lobt. Sie thun dies zwar zuweilen, allein immer nur bei leicht entbehrlichen Sachen, und wenn sie überzeugt sind, das Doppelte wieder zu erhalten. Will daher der Schah einen Reichen zu Grunde richten, so sendet er ihm täglich ein Gericht aus seiner Küche, wofür jedes Mal 1000 Dukaten in den Schatz geliefert werden müssen. Bittet er sich aber bei Jemandem zu Gaste, so reicht dies hin, auch den Reichsten zu Grunde zu richten.

...uppen, theils für fremde Gesandten oder sich verhei... thende Prinzen geleistet werden müssen. Auch wenn ...e Wasserleitung angelegt oder ein Palast erbaut werden ...ll, wird ein Sâdir theils im ganzen Lande, theils in ...nzelnen Provinzen erhoben. Soll diese Abgabe gleich ...n Verhältnisse des Malliaat erhoben werden, so erlauben ...ch doch die Statthalter und Einnehmer manche Bedrückungen und Parteilichkeiten und der Sâdir ist besonders den Grundbesitzern und Städtern beschwerlich, denn ...ie Wanderstämme entgehen ihm, theils weil sie arm ...ind, theils weil sie sich dasselbe nicht gefallen lassen.

Von diesen Einkünften, welche jedoch nur zum Theil ...n baarem Gelde entrichtet werden, wie wir in dem vierten Abschnitte sahen, werden die Ausgaben für das Heer, die Staats- und Justizbeamten, die höhere Geistlichkeit, die Moscheen, Medresses, Wasserleitungen und andere öffentliche Gebäude, sowie für den königlichen Haushalt bestritten; dennoch sind, wie bereits gesagt wurde, die Einkünfte größer als die Ausgaben.

XVII. Kriegswesen. An der Spitze des persischen Kriegswesens steht ein Staatssecretair, welchem ein Nais Munschiol memalik beigegeben ist.

Die persische Armee, welche selbst in den blühendsten Zeiten des Reiches früherhin meist nur aus Kriegern bestand, welche zusammen gekauft, gelaufen oder getrieben waren, hat in neueren Zeiten manche wesentliche Veränderung erlitten und eine mehr europäische Gestaltung erhalten. Denn was Schah Abbas der Große vergebens versuchte, das setzte der Prinz Abbas Mirza als Statthalter der Provinz Aderbijan (Aserbeidschan) durch seine, Vorurtheile, alte Gewohnheiten und offenbaren Widerstand [88]) mit Glück besiegende Festigkeit durch, indem er ein regulaires Infanterie- und Artilleriecorps schuf, von welchem wenigstens das erstere sich leicht mit manchem europäischen messen können dürfte. Es besteht aber die persische Armee 1) aus den königlichen Haustruppen, welche, etwa 3000 Mann stark, zur Bewachung der verschiedenen königlichen Paläste und Lusthäuser verwendet werden; 2) aus den Gholams (Ghulams) oder „Sklaven." Diese bilden die berittene Garde des Königs und ihr Name schreibt sich davon her, daß man zu ihnen gern schöne Sklaven aus Georgien nahm, obgleich es sich auch die Söhne der ersten und namentlich der Häuptlingsfamilien des Landes zur Ehre rechnen, unter den Gholams zu dienen, weil sie dann gewöhnlich zu Khanen ernannt werden. Die Gholams sind gut beritten, bewaffnet und gekleidet, und erhalten jährlich einen Sold von 20—30 Tomâns, doch selten in Gelde, sondern gewöhnlich in Anweisungen auf die Staatseinnahme. Dies gibt ihnen Gelegenheit zu vielen Erpressungen, und oft zittert ein ganzes Dorf bei der Ankunft eines Gholams. Der König unterhält 3000—4000 dieser Reiter, die Prinzen eine geringere Zahl; 3) aus der regulairen Infanterie, welche wiederum in die Surbâz, d. i. die Unerschrockenen, und in die Jânbâz (Dschanbas), d. i. die Lebensverächter, zerfällt. Die ersteren bilden, wenigstens war dies ursprünglich der Fall, 12 Regimenter, deren jedes 1000 Mann zählt. Abbas Mirza bediente sich bei ihrer Bildung Anfangs französischer, späterhin englischer Officiere. Die Leute wurden in den verschiedenen Stämmen und Städten seiner Statthalterschaft ausgehoben, sodaß eine Stadt oder ein Stamm die Recruten für ein oder mehre Regimenter lieferte, ziemlich europäisch uniformirt und armirt [89]), ganz europäisch dagegen exercirt, und bald sah sich der Prinz für seinen Eifer belohnt. Der Sold dieser Truppen ist bedeutender als der aller übrigen. Die Officiere bekommen jährlich 40—500 Tomâns. Die Gemeinen 10 Tomâns, gewisse Putzstücke und Rationen, wenn sie in Diensten sind. Weniger gut uniformirt, exercirt und besoldet sind die Jânbâz (Dschanbas), obgleich sie dem Range nach höher stehen als die Surbâz, da man sie als die Leibgarde des Königs betrachten kann, von welchem sie auch allein abhängen. Dem Namen nach sollen die Jânbâz, deren Regimenter sich gleichfalls aus den verschiedenen Städten und Stämmen recrutiren [90]), ebenso stark sein als die Surbâz, in der That aber zählen sie kaum 8000—10,000 Mann. Zu der Garde, welche Keschekdschi genannt wird, daher ihr Anführer Seri Keschekd Dschian genannt wird, gehört auch ein 6000 Mann starkes und auf persische Weise uniformirtes und armirtes Infanteriecorps, und die ganze regulaire Infanterie ist etwa 20,000—22,000 Mann stark. Eine gleichzeitige Schöpfung des Prinzen Abbas Mirza war die Kameelartillerie, welche ihren Namen davon führt, daß der auf einem Kameele sitzende Artillerist vor sich ein kleines, am Sattelringe befestigtes Feldstück (Falconet) hat, mit welchem er entweder feuert, indem das Kameel steht oder kniet, oder indem er es auf die Erde legt. Die Kameelartilleristen sind 1500 Mann, die regulaire Artillerie 900 Mann stark [91]).

Die Hauptmacht des persischen Reiches besteht jedoch in der irregulairen Reiterei, welche die zahlreichen Wander- oder Kriegerstämme vorzüglich in den nördlichen

88) Selbst die Brüder des Prinzen, namentlich der älteste, waren mit der Einrichtung der regulären Infanterie unzufrieden, und suchten sie auf alle Weise zu stören, indem sie in ihr ein der persischen Nationalität zuwiderlaufendes Institut erblickten.

89) Die Uniform eines gemeinen Surbaz besteht in der persischen Mütze, einer blauen oder rothen Jacke von englischem Tuche, weiten, weißen Hosen und Stiefeln. Die Einführung der letzteren machte dem Prinzen am meisten zu schaffen, da sich seine, an Pantoffeln gewöhnten, Perser ihrer lange Zeit nicht bedienen wollten. Die Officiere sind ähnlich gekleidet; ihr Hauptabzeichen besteht in der, bei den Engländern gleichfalls gewöhnlichen, rothseidenen Schärpe, und dem krummen Säbel. 90) Der Bukhtiari- (Bakthiari-) stamm allein stellt zwei Regimenter, ebenso die Affscharen und Kaffscharen (Kujuren). Tebris liefert ein Regiment, dasselbe geschieht von Domballu und andern Städten. 91) Die Kameelartilleristen, welche sich für das straßen- und wegelose Persien vorzüglich eignen, heißen im Persischen Zumburuks (Tschimburaks, Senberedschki), d. h. kleine Wespen, indem Zumbur eine Wespe bedeutet das k aber das Diminutivzeichen ist. Die Uniform dieser Zumburuks besteht bei den Gemeinen in einer blauen Jacke mit baumwollenen Schnüren, welche letztere bei den Officieren aus Gold oder Silber verfertigt sind, der persischen Mütze, den weißen Hosen und den gewöhnlichen Stiefeln. Abbas Mirza besaß auch ein reguläres, 1200 Mann starkes Reiterregiment.

Provinzen liefern, welche fast ganz aus gebornen Kriegern bestehen [92]). Ihre Häuptlinge erscheinen deshalb jedes Jahr am Nourozefeste vor dem Könige und fragen an, ob er ihrer Dienste bedarf, und ist dies gleich oder später im Jahre der Fall, so stellen sie nach der Kopfzahl ihres Stammes eine bestimmte Anzahl Reiter, indem die Familien des Stammes nach hergebrachten Gewohnheiten bald einen, bald mehre Reiter stellen und ausrüsten. Diese erhalten einen geringen, jährlichen Sold, welcher selten sechs Tomâns überschreitet. Ebenso erhält jeder Reiter, welcher jedoch für das Beschlagen des Pferdes selbst sorgen muß, zwei Eselsladungen Getreide, deren Werth auf zwei Tomâns geschätzt wird. Der Sold der Officiere ist sehr verschieden. Ein Khan erhält höchstens 1000 Tomâns oder 7000 Thaler des Jahres, die Officiere [93]) gewöhnlich 15—20 Tomâns und vier Eselsladungen Getreide. Die Waffen, welche diese Reiter führen, bestehen gewöhnlich in einem Säbel und einem Karabiner, dessen sie sich sehr geschickt zu bedienen wissen, indem sie, oft scheinbar fliehend, doch meist richtig zielen und treffen, in einer langen Lanze und einem runden Schilde. Bogen und Pfeile, sowie Keulen, sind noch bei einigen turkomanischen Stämmen gebräuchlich [94]) und ihre Art zu fechten ist immer noch, der Hauptsache nach, die altpersische oder parthische. Reizt sie jedoch nicht Plünderung oder ist ihr Stammfürst nicht betheiligt, so dienen sie nur mit Widerwillen und immer nur einige Monate lang. Sind sie nicht in unmittelbarer Thätigkeit, so kehren sie jeden Winter in ihre Heimath zurück.

Zu diesen regulairen und irregulairen Truppen kommt endlich noch die ziemlich bedeutende Miliz oder Landwehr, welche sich in allen Theilen des Landes findet und sowol aus Bürgern und Bauern, als aus den Mitgliedern der Wanderstämme besteht. Die Bestimmung dieser Miliz ist Vaterlandsvertheidigung im Kriege und Aufrechterhaltung der Ordnung im Frieden. In dem letzteren müssen die Provinzen, Districte, Städte und Dörfer für den Unterhalt der Milizen sorgen, im Kriege dagegen übernimmt die Regierung, zumal wenn diese zugleich mit andern Truppen in entfernte Gegenden marschiren müssen, die Sorge für sie und der jährliche Sold eines Milizmannes beträgt 6—7 Tomâns und 2—3 Eselsladungen Getreide. Die Milizen gehorchen nur selbsterwählten Officieren, auch müssen sie für ihre Bekleidung sorgen.

Wie stark das persische Heer sei, läßt sich ebenso wenig bestimmen, wie die Einwohnerzahl genau angegeben werden konnte. Nach Dupré bestehen die persischen Truppen aus 60,000 Reitern, 1000 Artilleristen und 139,000 Infanteristen, die Garden mit einbegriffen. [illegible] diesen 200,000 Mann sind 80,000 [illegible] Kuschun [illegible] d. i. königliche Truppen, indem der [illegible] daß sie [illegible] beritten macht, armirt und besoldet, und die [illegible] halter für den Rest sorgen. Nach [illegible] betragen die regulairen Truppen 20,000—22,000 Mann, die von den Stämmen gestellte Reiterei 130,000—200,000 Mann und die Milizen ebenfalls 150,000 Mann, [illegible] die Zahl der Soldaten im höchsten Falle auf 372,000 [illegible] belaufen würde. Fraser läßt das persische Heer [illegible] nur 50,640 Köpfe zählen und Andere geben bald [illegible] bald minder große Zahlen, doch scheinen diese nur [illegible] nell zu sein, da Abbas Mirza den Russen während des letzten Krieges, welchen er mit ihnen führte, nicht mehr als 35,000 Mann entgegenzustellen vermochte [95]).

(*G. M. S. Fischer.*)

C) Sprache.

Persische Sprache. Darunter wird die Sprache verstanden, welche von den jetzigen Persern gesprochen und geschrieben wird; sie ist im Allgemeinen auch zugleich Sprache derjenigen Ländergebiete, welche den jetzigen Bestand des persischen Reichs bilden; ich sage im Allgemeinen; denn einerseits haben sich nichtpersische Völker, vorzüglich türkische, innerhalb der Grenzen auch dieses eingeengten Perserreichs festgesetzt; andererseits ist das Persische noch die gesprochene Sprache der ursprünglichen Bewohner einiger Gebiete, die nicht mehr zum persischen Reiche gehören, z. B. Bukhâra. Die Angabe über die geographische Verbreitung der persischen Sprache muß daher die einzelnen Gebiete [illegible] Vorkommens bezeichnen; zuerst ist aber eine Bestimmung nothwendig über die Ausdehnung, welche dem Namen: persische Sprache in Beziehung auf nahe verwandte Sprachen gegeben wird.

Im weitesten Sinne des Wortes wird man als persische Sprachen auch die alten Mundarten des persischen Ländergebietes, das Zend, das Pehlvi, das Pazend nennen können, wie in der That wirklich geschieht; jene Sprachen sind uns bekanntlich in Schriften überliefert, welche den Guebern, oder den Anhängern des Altpersischen von Zoroaster abgeleiteten Feuercultus zugeschrieben werden; das Pehlvi jedoch auch in Inschriften aus der Zeit der Sassaniden. Für diese ist aber eine bestimmtere Bezeichnung erwünscht und da das Wort Iran eben persisches Gebiet in dem weitern Sinne bedeutet, wird es am passendsten sein, für jene alten Sprachen Altiranisch zu sagen; das eigentlich Altpersische einer Gattung der Keilinschriften ist dann ebenfalls eine solche altiranische Sprache.

Noch verwerflicher erscheint der Gebrauch des Wortes Persisch für solche Sprachen, welche zwar in einer klaren, nahen Verwandtschaft zur persischen stehen, ohne

92) Vorzüglich gilt dies von den turkomanischen und kurdischen Stämmen, welche auch die besten Pferde haben. Auch Mazenderan liefert gute Soldaten. 93) Der Oberbefehlshaber des Heeres oder Armeecorps heißt Sardar, die Generale bilden die Khans und die Stammältesten liefern die Bimbaschis, welche 1000, die Susbaschis, welche 500, die Pendschahbaschis, welche 50, und die Dihbaschis, welche 10 Mann befehligen. 94) Die Waffen der regulären Infanterie sind die europäischen, nur führen die Garden auch Dolche. Die Miliz führt Luntenflinten, Bogen, Säbel und Streitkolben.

95) Benutzt sind die Werke E. Kämpfer's, Chardin's, Forster's, Ritter's, Fraser's, Kinneir's, Morier's, Malcolm's, Freygang's, M. v. Kotzebue's und Anderer. Gute Karten von Persien haben d'Anville, Malcolm, Wahl, Reichart und Berghaus geliefert.

jedoch als bloße Mundarten derselben gelten zu können. Von solchen sind drei noch lebende Sprachen bekannt; ihre Heimath liegt außerhalb der Grenzen des eigentlich persischen Landes und deshalb möchte auch für sie die Benennung iranische Sprachen passender sein; denn sie sind deutlich Geschwister des Persischen. Ich meine zuerst das Kurdische, die Sprache der Kurden, der alten Karducher oder Gordyener, deren Redeweise zwar der persischen sehr nahe kommt, doch nicht eine bloße Mundart derselben ist [1]). Nach allem, was wir wissen, war schon im Alterthume das Volk der Karduchen ebenso bestimmt vom medisch-persischen Stamme unterschieden, als noch jetzt. Entfernter noch vom eigentlich Persischen ist das Afghanische, das Puschtu oder Pukhtu. Dieses herrscht als einzige Landessprache über Kandahar und Kabulistan, und hat sich jetzt zwar auch bis in das Duab des Indus und des Hydaspes festgesetzt, ohne doch hier ursprüngliche Sprache zu sein; in Herat und Sedschistan gilt es als Sprache des herrschenden Afghanenvolkes neben der der ursprünglichen Bewohner, der Tadschiks. Die Afghanen kommen schon bei Herodot unter ihrem einheimischen Namen Paktyer vor (ich verweise auf diesen Artikel) und zwar mit einer eigenthümlichen, von der persischen verschiedenen Sprache, wie ich anderswo gezeigt habe; es hat also hier die Trennung eine alte historische Begründung. Als Ursitze der Afghanen müssen wir die Gebiete über den Quellen des Kabulflusses, den *Paropamisus* und das nördliche arachosische Gebirge bezeichnen; von hier aus haben sie sich in Folge politischer Umwälzungen in dem untern Kabulthale nach Osten, nach Herat und Sedschistan nach Westen ausgebreitet. Wenn ihre Sprache sich auch sehr bestimmt von der persischen unterscheidet, so ist sie doch in Beziehung auf andere Sprachgebiete, wie das indische, noch unterschiedener und besitzt Eigenheiten, die den persischen Sprachen eigenthümlich sind. Also auch für sie scheint die Benennung iranisch die passendste [2]).

Die dritte Sprache, die hier zu erwähnen ist, ist die der Balutschen; sie ist die südliche Nachbarin der afghanischen und füllt etwa die Gebiete aus, welche unter den Umfang des alten Gedrosiens fallen. Sie berührt westlich die persische bei der Stadt Bunpur (78° östl. von Ferro). In dem weitern Sinne, wonach Mekran und Balutschistan zu Persien gerechnet werden, wäre auch diese eine persische Sprache und hier wäre die Benennung viel passender; denn auch die Sprache stammt offenbar [3]) bei den Balutschen von Persien her. Doch sind die Unterschiede nicht unbedeutend und so mag es auch hier besser sein, um Misverständnisse zu verhüten, die allgemeinere Bezeichnung iranisch zu wählen.

---

1) Ich darf mich jetzt auf die Untersuchungen von Rödiger und Pott beziehen, in der Zeitschrift für die Kunde des Morgenlandes, Bd. III. S. 1 fg. 2) Auch über das Afghanische haben wir jetzt Untersuchungen von Ewald, in derselben Zeitschrift. II. S. 285 fg. Eine andere kurze afghanische Grammatik steht im Journal of the Asiatic Society of Bengal VIII. p. 1 sq. 3) Eine kurze Grammatik steht in dem eben erwähnten Journal. VII. p. 608 sq.

Haben wir so die Sprachen bestimmt, welche zugleich mit der persischen als die iranischen zusammenzufassen sind, wollen wir zunächst das Gebiet der letztern genauer betrachten. Daß die persische Sprache nebst ihren Geschwistern einen selbständigen Zweig der großen indogermanischen Sprachfamilie bilde, ist beinahe überflüssig zu bemerken.

Die jetzige persische Sprache ist Landessprache in den Ländern Farsistan, Kerman und dem persischen Irâk oder der Persis, Karmania, Media Magna der alten Geographie. Daß sich jetzt in diese Länder einzelne türkische, arabische, kurdische Wanderstämme eingedrängt haben, darf dieser allgemeinen Bestimmung keinen Abbruch thun. In Kleinmedien oder Azerbaidschan herrscht aber jetzt die türkische Bevölkerung so vor, daß die Landessprache nicht als persisch bezeichnet werden darf; namentlich der große Türkenstamm Affchâr hat sich hier und noch viel weiter festgesetzt [4]); es bleibt das Persische hier nur für die Geschäfte und die Vornehmen. In einer andern Beziehung weiß ich nicht, in wiefern nicht noch eine andere Beschränkung der obigen allgemeinen Angabe beizufügen sei. Nämlich das weitläufige Gebirgsland, welches die iranischen Länder, vorzüglich Medien, von den Westländern, dem Gebiete des Tigris und des Euphrats, scheidet, die Zagroskette im weitesten Sinne, ist bewohnt von Völkern, die theils, wie die Kurden in Ardelan und dem nördlichen Theile der Kette, sicher auszuscheiden sind, theils südlicher wohnen, in Luristan und Feili und Bakhtiari heißen [5]); ihnen wird eine eigene Zunge zugeschrieben, die zwar persisch sein soll, von der ich aber über die Grade der Abweichung und Übereinstimmung nichts anzugeben weiß. Da sie die Wohnsitze der alten Kossäer inne haben, und ohne Zweifel von diesen abstammen, diese aber ein medisch-persischer Stamm waren, so ist ihre Sprache vermuthlich im engern Sinne eine persische, nur wol roher und weniger mit fremden Worten gemischt. Eine ähnliche Ungewißheit herrscht in Beziehung auf das Land unmittelbar im Westen Farsistans und auf der Südseite des bakhtiarischen Gebirges, in Khuzistan, dem alten Susiana. Es bezeichnen zwar die persischen Lexikographen die Sprache dieses Landes als eine persische Mundart (wovon unten), was ich aber vermisse, ist eine bestimmte Angabe darüber, wo das Persische hier aufhört und das Arabische anfängt; denn das letztere herrscht bekanntlich an den Mündungen des Tigris und Euphrat und hinüber an dem Küstensaume Farsistans und gewiß auch in den Niederungen Khuzistans.

Dagegen können wir bestimmter von den Ländern im Norden Azerbaidschans reden. In Talisch und Schirwan nämlich an der Westküste des kaspischen Meeres herrscht das Persische noch bis nach Baku an den Ausläufern des Kaukasus. Ebenso an der Südküste jenes großen Binnenmeeres in den Ländern Ghilan und Masanderan bis in die Provinz Astrabad, wo dem Persischen eine Grenze gesetzt wird durch die Turkomanen-

---

4) M. s. Ritter, Erdkunde VIII, 401 fg. 5) Ders. VIII, 389.

stämme Goklan und Jamud [6]). Das Land Khorasan ist weit und breit von Turkomannen entweder ganz eingenommen, oder doch so unsicher gemacht, daß die persische Urbevölkerung mit ihrer Sprache auf die Städte beschränkt worden ist; Nischapur, Tus, Mesched, Serakhs, Merw und andere auch in der Literaturgeschichte Persiens zum Theil berühmte Städte, sind jetzt auch sprachlich persische Oasen in der turkomannischen Wüste. Dazu kommen die Kurdenansiedelungen an der Nordgrenze in Kutschan, die auch hier ihre eigene Sprache beibehalten haben [7]). Nur Jezd, gesichert mitten in der großen Wüste, hat die persische Bevölkerung und Sprache ungestörter erhalten.

Im südlichen Khorasan im weitesten Sinne dieser Benennung tritt uns zuerst ein anderes Verhältniß deutlich entgegen; hatten wir im nördlichen Theile eine Überfluthung des offenen Landes durch Turkomannen im Gegensatze zu den Städtebewohnern, so finden wir hier eine ansässige, aber unterworfene Urbevölkerung auch über das Land verbreitet, aber neben ihr ein herrschendes Volk; jene Urbewohner heißen überall Tadschik, die Herrscher sind in Herat Afghanen, in Sedschistan theils diese, theils Balutschen. Dieses Verhältniß hat im östlichen Persien eine sehr weite Verbreitung; das Wort Tadschik bezeichnet überall diese untergeordnete Stellung der Urbewohner und Bearbeiter des Landes gegen eingedrungene spätere Herren [8]). In den meisten Fällen reden nun die Tadschiks persisch, doch hat die Benennung an und für sich keine Beziehung auf die Sprache und man begeht einen Schlußfehler, wenn man überall ursprüngliche Perser annimmt, wo die Orientalen Tadschiks anführen. So nennt Elphinstone in seiner bekannten Beschreibung Kabulistans die unterworfenen ackerbauenden Bewohner des Kabulthales so; im untern Kabulthale wenigstens sind nie Perser die ursprünglichen Bewohner gewesen. Nur wo die Tadschiks noch persisch reden, ist der Schluß richtig, daß die älteste Bevölkerung eine persische war, und demnach dürfen wir von Herat und Sedschistan oder dem alten Aria und Drangiana es als sehr wahrscheinlich behaupten, daß ihre ältesten Einwohner Perser waren. Sicherer noch ist diese Annahme von den Ländern im Norden des Hindukusch, von Balkh, Khiwa, Bukhâra, Samarkand, ja auch von Ferghana oder Taschkend, Kokan, sogar von Badakschan und der chinesischen Bucharei auf der Ostseite des Belurtag. Es sind hier überall Tadschiks, welche persisch reden, während die Herrschaft in den Händen der Usbeken und anderer türkischen Stämme ist, die diese Länder überschwemmt haben [9]). Nur Badakschan grenzt in seinen höhern Thälern im östlichen Hindukusch an die Gebiete der Kafir in Gilgit und Tschitrol, und diese gehören, wie ihre südlichen Stammverwandte im Thale des Kameh, höchst wahrscheinlich zum indischen Sprachgebiete.

Diese Übersicht stellt zugleich heraus, daß das Persische gegenwärtig nicht mehr die ausschließlich herrschende Landessprache in allen den Ländern ist, wo es als ursprüngliche heimische Redeweise betrachtet werden kann. Anderseits hat es jedoch theils durch die Gunst äußerer Verhältnisse, theils auch durch den Vorzug früher größerer Ausbildung sich eine viel weitere Sphäre erworben, als ihm ursprünglich und örtlich zukam. Bei den Afghanen ist es die Sprache der Gebildeten und des Hofes geworden, doch vergröbert es sich in ihrem Munde [10]). In einem noch weitern Kreise verbreitet war es bis in die jüngste Zeit in Indien, wo es am Hofe der Großmogule herrschte, und die Sprache nicht nur der öffentlichen Geschäftsführung und der diplomatischen Correspondenz geworden war, sondern auch häufig von dortigen Gelehrten in ihren Schriften vorgezogen wurde. Diese indisch-persische Literatur ist sogar von ziemlichem Umfange und namentlich der historische Theil davon für uns wichtig. Seit wenigen Jahren ist das Persische aber als officielle Sprache in Indien außer Gebrauch gesetzt, und da es hier in der That nur ein künstliches Dasein hatte, darf es nicht wundern, daß sowie ihm die Unterstützung von Oben genommen wurde, es schnell wieder verschwand [11]). Die bucharischen Kaufleute sind endlich weit über Asien verbreitet, namentlich in den sibirischen Handelsstädten und haben dadurch ihrer Muttersprache als Geschäftsmedium unter sehr verschiedenen Völkern Eingang verschafft; dieses ist aber kaum als ein Theil der wirklichen geographischen Verbreitung der Sprache zu betrachten.

Eine so weit verbreitete Sprache, die dazu unter so verschiedenen Verhältnissen fortlebt, als Sprache der Höfe und der Beherrschten, der allgemeinen Bevölkerung und nur einzelner Städte, mit ganz anders gebauten Sprachen sich vielfach berührend, konnte nicht umhin, in manche örtliche Mundarten zu zerfallen. Auch mögen schon vor Alters provinzielle Abweichungen bestanden haben, die noch nachwirken, und denen weder durch Verbreitung der Literatur, noch durch Schulunterricht in diesen Ländern entgegengearbeitet wird. Die Nachrichten über diese Mundarten, die ich auffinden kann, nennen folgende [12]): 1) die von Khuwarezm oder Khiwa; 2) die von Samarkand; 3) die von Tus in Khorasan; 4) die von Herat (welches auch zu Khorasan gerechnet wird); 5) die von Sedschistan; 6) die von Gurdschistan; 7) die von Sawulistan (Kabul); 8) und 9) die von Ispahan und Kaswin; 10) die von Taberistan; 11) die von Masanderan; 12) die von Ghilan; 13) die von Schirwan; 14) die von Kerman; 15) die von Fars; 16) die von

6) *Fraser*, Khorasan. p. 245. 7) Über sie siehe Ritter VIII, 392. 8) Auch über die Tadschiks gibt Ritter eine reichhaltige Zusammenstellung (VII, 715. VIII, 185). Ich erwähne der vorgeschlagenen etymologischen Erklärungen nicht, weil in der That keine noch genügt. 9) Daß die persische Sprache die der Bucharen sei, hat zuerst Klaproth nachgewiesen (s. seine Asia polyglotta. S. 239).

10) Burnes' Reise. I, 164. Teutsche Übersetzung. 11) Ich entlehne die Nachrichten darüber einer interessanten Schrift: On the education of the people of India, by *Ch. E. Trevelyan* (London 1838). p. 144. „Das Persische schmolz dahin wie Schnee." Der Verfasser hatte selbst den größten Antheil an dieser Änderung. 12) Nach der Zusammenstellung von v. Hammer, aus persischen Wörterbüchern (wiener Jahrbücher XIII. S. 275).

…uzistan. Man sieht, daß beinahe jedem Gebiete, wo …rsisch gesprochen wird, eine eigene Mundart beigelegt …rd, über die Abweichungen derselben von der allgemei…n, gebildeten Sprache erfahren wir aber nichts Ge…naueres und einige von ihnen mögen nicht ganz mit …echt hier stehen. Am reinsten soll das Persische in …chiraz und Ispahan und der Umgebung beider Städte …esprochen werden. Die Aufzählung geht, und dieses …uß ausdrücklich bemerkt werden, auf ganz junge Zeiten.

Als ältere Mundarten werden sieben aufgezählt, also …eit weniger [13]). Von diesen ist das Pehlvi nicht im …ngern Sinne Persisch zu nennen; denn obwol es unter …en Sassaniden lange Zeit officielle Sprache war und als …olche in ihren Inschriften erscheint, obwol ein Theil der liturgischen Bücher der Gueber oder Feueranbeter darin abgefaßt ist, so ist es doch eine so sehr mit Semitischen Elementen gemischte Sprache, daß wir es nur im weitern Sinne Persisch und lieber Iranisch nennen wollen. Die große Beimischung Semitischer Wörter weist ihm nothwendig ein Gebiet an der Westgrenze der persischen Länder an, wenn auch persische Schriftsteller es zur einstigen Sprache von ganz Medien machen wollen [14]). Als zweite Sprache erscheint Parsi, d. h. Persisch, und von diesem wird gesagt, es sei am reinsten gesprochen worden in den östlichen Theilen des Reichs, in Balkh, Merw, Bukhâra, Badakschan; weniger rein seien die fünf folgenden Mundarten gewesen: Segzi in Sedschistan, Sawuli in Sawulistan, Khuzi in Khuzistan, Hervi in Herat, Sogdi in Sogd; diese älteren Mundarten sollen aber ausgestorben sein; richtig mag dieses sein, in sofern von einer älteren Gestaltung des Sprachbaues die Rede ist; doch müssen die neueren Mundarten, die in denselben Ländern als jetzt lebend erwähnt werden, doch wol von jenen älteren herstammen, und ich fürchte sehr, daß der persische Lexikograph, dem die Nachricht entnommen ist, eben nichts weiter von diesen Sprachen wußte, als die Namen; er ließ sie also jetzt todt sein [15]). Es werden also im Grunde nur zwei alte persische Sprachen angegeben: Pehlvi und Parsi mit mehren Mundarten. Die arabische Form des letztern Wortes ist Farsi und somit an und für sich kein Unterschied bezeichnet. Parsi wird jedoch oft gebraucht, um das Persische zu bezeichnen, welches von den Parsen, d. h. den Anhängern des Feuercultus, geschrieben worden ist. Dieses ist nicht sowol an und für sich eine ältere oder vom gewöhnlichen Persischen verschiedene Sprache, als der Styl, welcher in den religiösen Büchern der Parsen vorkommt; die Semitischen Wörter sind davon ausgeschlossen und somit ist es reiner, als das sonstige Persische; es bedient sich mancher feststehenden liturgischen Formeln, in denen einzelne ältere Formen der Wörter vorkommen, und der Unterschied vom gewöhnlichen Persischen wird wirklich von persischen Schriftstellern gemacht [16]). Doch wird dieser Unterschied in der Benennung nicht immer beobachtet.

Jenes Parsi oder Farsi, welches am reinsten im östlichen Theile Irans nach der oben gegebenen Nachricht gesprochen worden sein soll, wird auch Deri, d. h. Hofsprache, genannt; auch bei diesem Namen herrscht eine gewisse Unsicherheit in den Angaben. Wenn es heißt, es sei dieses die Sprache zur Zeit Dschemschid's gewesen [17]), so soll die Meinung sein, es wurde in der alten Zeit in Persien gesprochen; denn den Dschemschid wollen wir der Nachricht nicht zum Vorwurfe machen. Nun ist nichts gewisser, als daß am alt-persischen Hofe vor Alexander rein Persisch gesprochen wurde und dieses wäre das wahre Deri; die neuern Perser meinen aber eine Sprache, die grammatisch nicht vom gewöhnlichen Farsi verschieden ist und noch viel später nach der Zeit sogar der Sassaniden gesprochen worden sei; so selbst Firdusi, wenn er von der Übersetzung des indischen Fabelbuches aus dem Arabischen ins Deri und Parsi spricht [18]); wir kennen aber jetzt das Altpersische und wissen, daß es vom neuern gar sehr verschieden war, und wenn die persischen Gelehrten ihr Deri auf die alte Zeit übertragen, beweisen sie nur, daß sie von dem Alterthume ihrer Sprache gar nichts wissen. Deri ist der Etymologie und dem historischen Hergange nach die verfeinerte Redeweise des Persischen, welche bei der Erneuerung des Gebrauchs der persischen Sprache an den Höfen und in der Literatur sich bildete; dieses hängt zusammen mit der Erhebung einheimischer Dynastien gegen die Macht des zerfallenden Khalifats, der Buiden, der Dilemiten, der Suffariden, der Samaniden (von 874 an); der Stifter dieser letztern leitete sich von den alten Sassaniden ab; der einheimischen Poesie ging endlich ihr glänzendstes Gestirn in Firdusi unter dem Mahmud von Ghazna (seit 997) auf, und nach dessen Sprache zu urtheilen, wurde damals das Persische noch sehr rein und ungemischt mit Arabischem gesprochen. Da nun grade in den östlichen Theilen Irans die wiedergewonnene Selbständigkeit des Perserreichs und das Aufblühen einer eigenen Poesie Boden faßten, so erklärt sich in diesem Sinne die Nachricht, die wir oben wiederholten, daß in den östlichen Ländern das reine Parsi oder das Deri zuerst gesprochen wurde. Das eigentliche Farsistan war dem Hauptsitze des Khalifats und den Einflüssen des Arabischen viel ausgesetzter, und so mag dort erst etwas später die ursprüngliche

13) *Hyde*, Histor. reliq. veter. Persar. p. 419. Anquetil du Perron, über die alten Sprachen Persiens, bei Kleuker, Zendav. II, 30. Aus den Mémoires de l'Académie. T. XXXI. 14) So nach ihnen v. Hammer, Wiener Jahrbücher. XIII, 274. IX, 38. 15) Die Nachricht steht in dem Farhangi Dschihangiri, einem im Anfange des 17. Jahrh. in Indien compilirten persischen Wörterbuche, dessen Verfasser vorzüglich aus den Überlieferungen der Perser in Indien schöpfte; diese mischen aber gar vieles aus verschiedenen Zeiten durch einander.

16) s. die Abhandlungen von *Müller*, Essai sur la langue Pehlvie, im Journal Asiatique 1839. III, VII. p. 327. Es gibt Parsi-Übersetzungen von Pehlvi-Büchern. Eine Seite 339 angeführte Stelle gibt folgende Reihe von persischen Sprachen: Sprache des Manthra (des Zendavesta, also das Zend), huzwaresch (Sprache des Opfers, der Liturgie, d. h. Pehlvi), Sprache der Häupter des Gesetzes (Parsi), Sprache des Volkes von Fars (d. h. gewöhnliches Persisch. 17) bei Anquetil, a. a. O. S. 37. 18) *Fullers*, Chrest. Schahnam. III, 243.

heimische Sprache wieder das Übergewicht gewonnen haben. Ich muß es für ebenso unbegründet halten, die Nachricht von der größern Reinheit des Persischen in den östlichen Ländern auf die vor-Muhammedanische Zeit zu übertragen, als anzunehmen, es sei das Deri oder reine Parsi von dem Osten her in Farsistan wirklich eingeführt worden [19]. Nur wenn man Deri in dem Sinne des schriftstellerischen Gebrauchs der Sprache nimmt, scheint es wahr sein zu können. Diese zwei Benennungen sind mit Recht für die derselben Sprache erklärt worden [20]) und es darf uns nicht irre machen, wenn Firdusi selbst von Parsi und Deri spricht [21]). Wir können sagen, es sei gemeines und Hoch-Persisch gewesen.

Nachdem wir so die Benennungen persischer Sprachen alter und neuer Zeit vorgeführt haben, welche wirklich vorkommen, wird es Zeit sein, historische Ordnung in diese Menge von Namen zu bringen und den Versuch zu machen, einen Abriß der Geschichte der persischen Sprache zu geben. Dabei wollen wir uns aber beinahe ausschließlich an die Denkmale der Sprache aus ihren verschiedenen Perioden halten. Da die genauere Kenntniß der ältern Monumente erst eine Frucht der allerneuesten Zeit ist, wird es zugleich von selbst seine Entschuldigung finden, wenn wir dabei wenig auf frühere Ansichten Rücksicht nehmen, die weder durch jetzt gewonnene Einsichten in die Entwickelungsgeschichte der Sprachen überhaupt hervorgerufen, noch auf selbständige Bekanntschaft mit den ältern Sprachdenkmalen begründet waren. Den einheimischen Gelehrten geht jeder Begriff einer geschichtlichen Entwickelung der Sprache ab, die Muhammedaner unter ihnen kümmern sich um die ältern Sprachen, die nur auf eine von ihnen verachtete Religion sich beziehen, nicht, die Gueber oder Parsen haben höchstens eine nothdürftige Kenntniß des Pehlvi und verstehen das Zend nur durch überlieferte Auslegungen, ohne eine Grammatik auch nur in den allgemeinsten Umrissen von dieser ihrer geheiligten Sprache zu besitzen. Anquetil, ihr Schüler, hat das große Verdienst, ihre Bücher nach Europa gebracht und ihren Inhalt im Allgemeinen bekannt gemacht zu haben; in der Sprachkenntniß hat er es über seine Lehrer nicht hinaus gebracht und in seiner oben angeführten Abhandlung über die alten Sprachen Persiens mischt er Vermuthungen ein, die völlig aus der Luft gegriffen sind; es genügt zu sagen, daß er auf vermeintliche Ähnlichkeiten des Zends mit dem Georgischen das Vaterland des erstern bestimmen will. Auf diese Abhandlung ist vorzugsweise dasjenige gebaut, was Adelung in seinem Mithridates über den Gegenstand vorgetragen hat [22]). Richtigere Ansichten oder gründlichere Kenntniß der älteren Sprachen wollen sich auch in dem Buche von Wahl nicht bemerklich machen, obwol der Verfasser besonders auf diesen Zweig morgenländischer Literatur sein Augenmerk gerichtet hatte [23]). Die Untersuchungen von Burnouf, Bopp und Müller haben eine völlig neue Epoche in unsern Kenntnissen begründet.

In der Geschichte der persischen Sprachentwickelung lassen sich drei Perioden unterscheiden; zuerst die der alten Sprache zur Zeit des persischen Weltreichs unter den Achämeniden und früher. Zweitens die mittlere Periode des Verfalls und der Auflösung der alten Sprache unter der Fremdherrschaft der Seleuciden und Arsaciden, unter der einheimischen Dynastie der Sassaniden, unter der neu eintretenden Fremdherrschaft der Araber bis etwa zum Ende des neunten christlichen Jahrhunderts. Die Sassaniden waren bekanntlich eifrige Wiederhersteller des alten Perserthums; doch waren sie es in Beziehung auf die Sprache wenigstens nur im beschränkten Sinne, da die von ihnen begünstigte Pehlvisprache zwar ihrer Grundlage nach iranisch ist, jedoch viele Beimischungen Semitischen Ursprungs enthält und auch nicht als eine im innern Persien örtlich lebende Sprache betrachtet werden darf; die Gründe dieser Behauptung werden sich später von selbst ergeben. Der Gebrauch des Pehlvi in den liturgischen und religiösen Schriften der Parsen, von denen auch Zendschriften in dieses Idiom übersetzt wurden, muß aus dieser Zeit herstammen; gleichzeitig mit dieser Literatur bildete sich auch eine weltliche, zu der die historischen Bücher, auf welche sich Firdusi oft beruft, gehört haben müssen; auch Übersetzungen aus dem Indischen, unter denen die des Fabelbuchs Pantschatantra am berühmtesten geworden ist, wurden damals gemacht; so entstand eine jetzt meist verlorene Pehlviliteratur. Das Genauere hierüber muß jedoch der besondern Betrachtung des Pehlvi überlassen bleiben. Ob alle Sassaniden den Gebrauch dieser Sprache beibehielten, ist ungewiß. Ich finde zwar erwähnt, daß Behramgur (399—440 nach Chr. Geb.) statt ihrer das Deri zur Hof- und Reichssprache gemacht habe [24]); einer Nachricht über diese Zeit bei den neupersischen Schriftstellern ist allerdings nicht von Vorn herein alle Glaubwürdigkeit abzusprechen und wir wollen daher kein Bedenken hier dagegen erheben. Die beste Bestätigung würde sein, wenn die Inschriften an den Sculpturen, die Behramgur im Naksch-i-Rustam hat machen lassen, nicht in Pehlvi, sondern in Parsi wären.

Die dritte Periode ist endlich die der Erneuerung der persischen Sprache als officielle Reichssprache und in der Literatur.

Erste Periode, Altpersisch. Über die Ausdehnung des Altpersischen haben wir eine ausdrückliche Angabe des Strabo, die man oft nicht genug berücksichtigt [25]). Es geht daraus hervor, daß die Sprache der

19) v. Hammer (wiener Jahrbücher, IX, 38) trägt Folgendes vor: „...das Deri, welches erst später, als es in Farsistan herrschend war, Parsi genannt ward. Deri heißt die verfeinerte Mundart Baktriens, welche der Kejanide Behmen (Artaxerxes) zur Hofsprache erhob und daher Deri nannte“ ꝛc. Die Keilinschriften nennen Farsistan: Pârs; wie soll die Sprache damals anders geheißen haben? Und dann die Ansicht, daß einer der Achämeniden, die nie in Baktrien residirten, die dortige Mundart zur Hofsprache erhoben! doch es ist wahrlich überflüssig, gegen solche Willkür ernsthaft zu streiten. 20) Anquetil a. a. O. S. 78. 21) a. a. O. B. 243.

22) I. S. 255 fg. 23) Allgem. Geschichte der morgenländischen Sprachen und Literatur (Leipzig 1784). S. 115—354. 24) Anquetil a. a. O. S. 93. v. Hammer, Wiener Jahrbücher IX, 39. 25) XV, II. §. 8. Seine Worte sind: 'Επεκ-

…er, der Meder, der Baktrer und der Sogdianer bis Kleinigkeiten dieselbe war; von den Karmaniern wird …in einer andern Stelle ihre persische Sprache aus…cklich erwähnt. Es sind natürlich kleinere Stämme …bei unberücksichtigt geblieben und aus dem Stillschwei…n des Strabo über diese folgt nicht, daß sie nicht …nfalls Persisch sprachen, vielleicht jedoch mit größern …weichungen. Wir dürfen überhaupt, glaube ich, an…hmen, daß, wo das Persische sich jetzt noch als Sprache …r ältesten Bewohner vorfindet, es auch im Alterthume …eses war. Ich nehme es also unbedenklich noch von …n alten Bewohnern Ghilans und Masanderans an; …on den Drangianern wird es dadurch wahrscheinlich, …aß sie überhaupt wie Perser lebten[26]); die Tadschiks …ühren auf dieselbe Ansicht. Von den Sagartiern, die sich weit über die große persische Wüste ausbreiteten, gibt eine Herodotische Nachricht dieselbe Vorstellung[27]); die Grenze der persischen Sprache gegen Osten war im Alterthume, wie jetzt, das Afghanische. Von den Ariern finde ich bei den Alten nichts in dieser Beziehung erwähnt; da in Herat Tadschiks sind und die Arier zwischen Medern, Baktriern und Drangianern wohnten, ist die Vermuthung für ihre persische Sprache ebenfalls wahrscheinlich und wir hätten demnach bei den Alten so ziemlich die Sprachgrenzen angegeben gefunden, die wir oben der jetzigen persischen Sprache für ihre örtliche Ausbreitung nachwiesen.

Worin die kleinen Sprachunterschiede der erwähnten vier großen persischen Stämme bestanden, ist uns unbekannt. Wir würden Hoffnung haben, auch darüber etwas zu erfahren, wenn es wahr wäre, daß die persepolitanischen Inschriften zweiter Ordnung medisch wären; ich habe in dem Artikel Persepolis auseinandergesetzt, warum ich glaube, daß diese Vermuthung unbegründet sei; daß im Gegentheile die alt-persischen Inschriften uns zugleich medische sein müssen.

Auf jeden Fall hatte Medien im Alterthume eine rein iranische Bevölkerung. Wenn nun persische Lexikographen das Pehlvi zur alten Sprache Ispahans, Reys, Hamadans und Azerbaidschans machen[28]), so behaupte ich zweierlei: entweder ist die Angabe falsch, oder sie gebrauchen Pehlvi ungenau für altpersisch; denn eine solche Einwanderung von Syrern oder andern Semiten, wodurch die Volkssprache jener Gebiete, welche dem Umfange von Groß- und Kleinmedien entsprechen, hätte so gemischt werden können, wie das Pehlvi es ist, wird nirgends erwähnt. Soll aber blos gesagt sein, daß das Pehlvi als liturgische Sprache in jenen Ländern galt, wird zu wenig gesagt, weil sie als solche eine weit größere Verbreitung hatte. Auch spricht nichts im jetzigen Sprachbestande der medischen Länder für eine solche Semitische Einmischung.

Es kommt durchaus nichts vor, was darauf hinwiese, daß am Hofe der alten persischen Könige etwas anderes, als Persisch gesprochen worden wäre, und dieses Persisch liegt uns gewiß in den altpersischen Inschriften vor. In sofern man annehmen will, daß diese Hofsprache verfeinerter war, als die Sprache des Volks in den verschiedenen persisch redenden Provinzen, mag man sagen, daß am Hofe der Achämeniden altes Deri gebraucht worden sei. Was sonst aber aus spätern persischen Schriften über das älteste Deri angeführt worden, hat gar keine Bedeutung.

Aus jener alt-persischen Sprache sind uns von den Alten außer vielen Eigennamen auch einzelne andere Wörter aufbewahrt worden; auch die biblischen Bücher, namentlich Daniel, geben einige. Diese sind schon früher gesammelt worden, doch keineswegs genügend erläutert, erstens, weil man aus der jetzigen sehr veränderten Sprache die alten Wörter hat erläutern wollen; zweitens, weil man nicht berücksichtigt, daß viele dieser Wörter aus der spätern Zeit der Sassaniden herstammen, also einer Sprache angehören können, in welcher Semitische Einmischung stattfand. Drittens sind diese Wörter vorwaltend Namen für Geräthschaften, Kleidungsstücke, Gottheiten u. s. w. Diese wandern aber leicht von einem Volke zum andern und man sollte also nicht sogleich diese als altpersisch angeführten Wörter ohne Kritik dafür gelten lassen. Für die Geschichte der Sprache sind die Eigennamen aus der Zeit vor Alexander wie die echtesten, so auch die wichtigsten für die Geschichte der Sprache[29]). Sie geben uns den jetzt freilich überflüssigen Beweis, daß schon die altpersische Sprache in ihrem Lautsysteme die Eigenthümlichkeiten besaß, welche wir nach der Analogie des Zends und des Neupersischen bei ihr vermuthen müssen, und so lange unser Vorrath an altpersischen Texten noch so gering bleibt, sind diese Wörter noch immer unentbehrliche Beiträge zur Ergänzung unserer Kenntnisse. Eine erneuerte Untersuchung derselben wäre jetzt, wo wir das einheimische Alphabet besitzen, wünschenswerth und viel leichter; denn die Unvollständigkeit des griechischen Alphabets und die Ungenauigkeit der Überlieferung konnten früher in mehren Fällen irre führen, so lange wir nicht anderswoher eine Richtschnur für unser Urtheil besaßen. Wenn bei Herodot theils Mithra, theils Mitra vorkommt (Ἀρμαμίθρης, Ἰθαμίτρης), so ist kaum anzunehmen, daß die Sprache selbst schwankte, und ebenso

---

τείνεται δὲ τοὔνομα τῆς Ἀριανῆς μέχρι μέρους τινὸς καὶ Περσῶν, καὶ Μήδων, καὶ ἔτι τῶν πρὸς ἄρκτον Βακτρίων, καὶ Σογδιανῶν· εἰσὶ γάρ πως καὶ ὁμόγλωττοι παρὰ μικρόν. über Karmanien XV, II. §. 14. Vergl. Arr. Ind. 38. 1.

26) Strab. ebend. §. 10. 27) Ich habe diese Stelle genauer in d. Art. Persis behandelt. 28) v. Hammer, a. a. O. IX. S. 38.

29) Eine Zusammenstellung solcher persischen Eigennamen mit scharfsinniger Analyse und zum Theil sehr genügenden Erklärungen hat Pott gegeben (Etymologische Forschungen, Einleitung S. XXXV fg.). Den älteren Sammlungen der von den Alten angeführten Wörter kann man mit aller Achtung vor den Namen früherer Gelehrten jetzt nur noch eben den Werth der Sammler beilegen, so ungenügend sind die Erklärungen. Es sind folgende: *Bochart*, Phaleg. I. c. XV. *Brisson*, De regis Persarum imperio. III. p. 615. *Burton*, *Λείψανα* veteris linguae Persicae (London 1657. Lübeck 1720). *Reland*, dissert. miscellan. I, 97 u. 269. Daß einige dieser Wörter, namentlich bei den ältern Byzantinern, nur aus dem Pehlvi erklärt werden können, lehrt Müller durch einige hübsche Beispiele (Journal asiat. III. VIII. p. 343.

wenig können wir nach der griechischen Überlieferung darüber urtheilen, ob ein Wort im Anfange mit oder ohne h gesprochen wurde; dann neben Ὀτάνης (hutanu, von schönem Körper), Ὑστάνης (hustâna, von schöner Brust) stehen Ὀξάϑρης (hukhsathra, von guter Herrschaft) und Ἀχαιμένης (in den Keilinschriften hakhâmanis); doch beweisen auch diese Wörter, daß schon das Altpersische, wie das Zend, das ursprüngliche s in h verwandelt hatte. Μαισίστης ist ein Beleg für das altpersische Wort mazista, der größte; das s muß aber nicht als die einheimische Orthographie festgehalten werden. Hier dürfen wir diesen Theil der Untersuchung nicht weiter verfolgen.

Die wichtigste Quelle für das Altpersische bieten uns die Keilinschriften, die von den Achämeniden gesetzt worden sind und in denen, wenn sie dreierlei Schrift und Sprache enthalten, die ersten sicher den altpersischen Theil darstellen; die Ausnahmen von dieser dreifachen Wiederholung sind wol, so oft sie nicht blos auf unvollständiger Abschrift beruhen, entweder durch Verstümmelung der Denkmale oder durch zufällige Hemmnisse der Ausführung hervorgebracht. Da ich glaube, daß wir mit einigen sehr geringen Ausnahmen diese ersten und einfachsten Keilinschriften mit genügender Sicherheit lesen können, trage ich kein Bedenken, aus diesen Inschriften Schlüsse zu ziehen, sowol über die Natur der altpersischen Sprache, als über ihre Stellung zu ihren nähern und entferntern Verwandten. Da hier keine Vollständigkeit der Angaben bezweckt werden darf, läßt sich das noch Unsichere füglich übergehen [30]).

Das **Lautsystem** zeigt sich sehr entschieden zwar als das einer indogermanischen Sprache, jedoch zugleich als das einer **iranischen** Verzweigung dieser großen Familie; in Beziehung auf das zunächst verwandte Zend hat das Altpersische wieder im engern Kreise seine bestimmten Eigenthümlichkeiten. Wie das Sanskrit und Zend hat die Sprache neben den gutturalen auch palatale Consonanten, jedoch, wie das Zend, nur k' (tsch) und g' (dsch); sie hat adspirirte mediae neben adspirirten tenues (th und dh, kh und gh), jedoch, wie wieder das Zend, nicht die Vollständigkeit des Sanskrits (f, aber kein bh); die Cerebralen des Sanskrits fehlen ihm, wie dem Zend. Es hat von Nasalen nur ein n und m; also weder die Vollständigkeit des Sanskrit, noch die eigenthümlichen Unterscheidungen der Nasale im Zend; die Schrift wenigstens läßt die Nasalen vor andern Consonanten aus (hidhu für hindhu, Indien, zaraka, für Zaranga, Kâbusa für Kambyses). Es unterscheidet, wie das Zend von v ein behauchtes w, hat j und r, aber kein l, wie das Zend; echten alten persischen Namen scheint auch das l zu fehlen. Als iranische Mundart im Gegensatze zum Sanskrit hat das Altpersische, wie das Zend, mediae unter den Sibilanten (z und französisches j [31]) neben [illegible] (sch) und ç. Es hat ein h, wie das Zend und Sanskrit; die eigenthümlichen Hauche der Semiten fehlen diesen Sprachen.

Bei den Vocalen unterscheidet die Schrift nur ein kurzes a von â; i und u waren in der Sprache selbst wol unterschieden nach ihrer Länge, die Schrift bezeichnet den Unterschied aber nicht. In Bezug auf die Diphthonge ist unsere Kenntniß noch unvollkommen; doch ist es sicher, daß das Altpersische nicht die eigenthümlichen Diphthonge des Zends besaß, die auf einem besondern Gesetz der Epenthese beruhen, (paiti, Sanskr. pati; tûirja, skt. turja; tauruna, skt. taruna; [illegible] va, skt. sarva). Diese Epenthesen zeigen sich so [illegible] in den Keilinschriften, wie in Wörtern, welche die [illegible] anführen [32]).

Dagegen ist nun das Altpersische in Beziehung auf die gegenseitigen Einflüsse der Consonanten auf einander, soweit wir schon urtheilen können, dem Zend ganz analog und tritt mit ihm im Bunde dem Sanskrit gegenüber. Sogd heißt Çughda; ein gh [illegible] hier auch das Zend, das Sanskrit nicht; wenn [illegible] pes als Vistâçpa erscheint, so verwandelte das Altpersische, wie das Zend, t vor t in s. Es wird ç [illegible] Sanskrits zu çp, wie im Zend (açva, Pferd, [illegible] und altpers. açpa; Sansk. çva-ka, Hündchen, [illegible] σπάκα, Hund, *Herod.* I, 110). sv des Sanskrits [illegible] im Zend zu q (d. h. sv = hv = khv, wofür die Schrift ein Q hat); im Altpersischen ist die analoge Verwandelung, jedoch eine weichere, wenn ich die [illegible] richtig beurtheile (z. B. uwaçpa, wahrscheinlich huçpa, gesprochen; die Alten schreiben Choaspes; im Zend qaçpa; uwârazmija, bei den Alten Χοράσμια, [illegible] noch jetzt Chuwarezm; im Zend qarazem, [illegible] rende Erde). Es adspirirt das Altpersische, wie das Zend, die Consonanten vor r, wie framâtâram, [illegible] Sanskrit pramâtâram; ob auch t, ist zweifelhaft, [illegible] tr mit einem besondern Zeichen geschrieben wird, welches auch thr gelesen werden könnte.

In Beziehung auf die Formenlehre ist unsere Kenntniß in noch höherem Grade nur noch ein Bruchstück. Es scheiden sich, wie im Sanskrit und Zend, die Classen der Nomina einfach und klar nach ihren Endlauten: doch kennen wir bis jetzt nur einzelne dieser Classen oder Declinationen: vocalische auf a, i, u, auf ar (im Sanskrit ri, im Zend ĕrĕ); consonantische auf an, açman, Himmel, auf is. Das Femininum der ersten Classe bildet sich durch Verlängerung des Vocals, wie im Sanskrit und weniger regelmäßig im Zend (imam, *illum*, [illegible] mâm, *illam*). Doch gibt es auch Masculina [illegible] khsjârsâ, *Xerxes*.

30) Ich muß mich hier auf eigene frühere Versuche beziehen; außer meiner besondern Schrift über die persepolitanischen Inschriften auf zwei ergänzende Berichte in der Zeitschrift für die Kunde des Morgenlandes 2. Bd. 1. Hft. und 3. Bd. 3. Hft.

31) ژ und ج der neuern Schrift. 32) Ἀζαραπατεῖς, οἱ εἰσαγγελεῖς, bei *Hesych.* d. h. âtschâra patis, Aufseher des Zutritts; [illegible] auch πατεισχορεῖς bei Strabo (XV, III. §. 1), es ist kein [illegible] von paiti. Pairikâ, im Zend eine Fee; die Alten schreiben [illegible] Parikanier (d. h. Verehrer der Genien). In Ἀχαιμένης kann der Diphthong nicht eine Epenthese sein, sondern entspricht dem langen â (hakhâmanis) u. s. w.

In wiefern alle Casus des Sanskrits und des Zends Altpersischen sich erhalten hatten, ist auch noch nicht bestimmen. Die Wörter auf i und u haben das ur-ingliche s im Nominativ des Singular bewahrt, das Sanskrit und Zend (dârjawus, Darius, bakh-, Bactria) und nur von diesen Wörtern hat Hero-Recht, bei seinem Versuche einer grammatischen Be-immung über das Persische (I, 139). Die Wörter a haben keine Endung mehr (putra), was am chsten zu vergleichen ist mit der sanskritischen Ver-indlung des s am Ende in einen schwachen Hauch 'isarga); das Zend hat hier, wie das Prakrit, ô für . Der Nominativ pitâ ist dem Sanskrit gleich, das nd ist geneigt den Endvocal zu verkürzen. Der Ac-satio hat m, wie Sanskrit und Zend (dârjawum, paçtâm, imam, imâm, açmânam, framâtâram) nd dieses ist in imâm reiner erhalten, als im Zendischen nãm. Die Neutra werden auch hier (außer in der er-en Declination) keine vom Nominativ verschiedene En-ung gehabt haben, wie bak'is zeigt. Vom Instrumen-al ist wasnâ ein Beispiel; hier stimmt das Zend, das Sanskrit hat nur in andern Wortclassen ein langes a in iesem Falle. Vom Singular kennen wir sonst nur den Genitiv dârjawahus, Darii. Er ist zu betrachten als dârjawaus und steht der Sanskritform gleich, wenn diese n ihre Elemente aufgelöst wird (paçôs = paçaus), während das Zend paçêus daraus macht. Das Femi-ninum gibt dem Vocale auch hier eine größere Belastung dahju, Land, Volk, Accus. dahjâum, Gen. dahjâus, contrahirt aus dahjâvam und dahjâvas), das Zend steht n der Mitte durch Formen, wie tanavas (tanavô aus tanu), während das Sanskrit entweder das Femininum nicht unterscheidet vom Masculin oder die Belastung des Vocals in die Endung legt (dhênu, Gen. dhênôs, oder dhênv-âs). Der altpersische Genitiv pitra, patris, ist reiner, als der sanskritische pitur und steht dem zendi-schen brâtars für brâthras nur wenig nach[39]). Der Genitiv ahjâ von Wörtern auf a (vistâçpahjâ) ist ursprünglicher als der zendische auf ahê (durch Con-traction aus ahja) und beruht auf der folgerichtigen Umwandlung des s in h; im Sanskrit lautet er asja. Feminina auf â und i fügen jâ hinzu (wazarkâjâ, bu-mijâ, magnae, terrae); j ist ein Bindemittel und die Endung â aus dem ältern sanskritischen âs verkürzt (çi-vâjâs, bhûmjâs), während das Zend âs in âo ver-wandelt (dahmajâo); Masculina auf i kommen in die-sen Casus noch nicht vor und es fehlt die vollständige Übersicht.

Bei dem Nominativ des Pluralis liegt überall das ursprüngliche as zu Grunde, wie im Zend und San-skrit; das Altpersische ändert die damit gebildeten Formen auf jetzt uns schon bekannte Weise (pâraçâ, Persae, Sanskr. pâraçâs; dahjâwa, wie im Zend daqjâvô, im Sanskrit dasjavas). Der Accus. Plur. Masc. ging auf n aus (ardaçtân), wie im Sanskrit, das Zend hat nur ein getrübtes n. Die Instrumentalendung bis unterscheidet sich von der zendischen bis höchstens durch die Kürze des Vocals, von der sanskritischen bhis durch den Man-gel der Adspiration (bagibis). Der Genitiv des Plura-lis hat ganz die Sanskritform âm, welche das Zend in ãm verwandelt; die Anfügung bei vocalischen Themen geschieht, wie im Sanskrit und, obwol nicht so durch-gängig, im Zend, durch ein eingeschobenes n (bagânâm, dahjunâm). Von einem Ablativ, Dativ und Locativ findet sich noch nichts; auch ob ein Dual da war, muß unentschieden bleiben.

Vom Pronomen kommt in diesen kurzen Texten auch nur einzelnes zum Vorschein. Wenn mâm (mich) ganz Sanskrit ist, so stimmt manâ (meiner, mir) wie-der zum Zend. Das Demonstrativ ima gehört allen drei Sprachen, während âwa nur dem Zend, nicht dem Sanskrit als declinationsfähiges Pronomen geblieben ist. Das gewöhnliche Demonstrativ scheint tja und das das-selbe ergänzende hja zu sein; beide Stämme kommen nur im ältesten Sanskrit vor, in den Vêdas; das Zend scheint nur das zweite zu haben und beide Wört-lein bilden ein merkwürdiges Erbstück aus der ältesten Gemeinschaft der drei Sprachen. Endlich kommt auch i als flectirtes Pronomen im Altpersischen vor (ijâ, gen. fem. im, acc. neutr.), während im Zend nur erweiterte Formen erscheinen, wie im gewöhnlichen Sanskrite; nur das älteste der Vêdas kennt noch einzelne Casus. Es zeigt ferner auch das Altpersische in der Declination des Pronomens eine vom Nomen abweichende Form einiger Casus; so der Genit. Plur. tjisâm, im Sanskrit tjê-sâm, im Zend würde er tjaêsâm lauten. Andere For-men dieser Art, wie der nom. plur., sind noch unklar.

Diese Formen des Nomens und Pronomens lassen uns noch nicht erkennen, ob im Altpersischen eine so vollständig erhaltene Declination vorhanden war, wie im Sanskrit und Zend; sie beweisen aber klar die innigste Verwandtschaft mit diesen beiden Sprachen und sie ste-hen an Reinheit der Überlieferung und Alter dem Zend gar nicht und nur wenig dem Sanskrit nach.

Von der Conjugation läßt sich noch weniger sagen. Das Participium âkunus (gemacht habend) läßt uns ahnen, daß auch die Classen des indischen und zendi-schen Verbums im Altpersischen sich erhalten hatten; â-dadâ, dem im Sanskrit âdadâu, im Zend âdadâo und âdada zur Seite stehen, beweist das Vorkommen eines reduplicirten Perfects; wenn âdam wirklich die erste Person eines Imperfects ist, hätten wir auch hier m als Bezeichnung der ersten Person; die dritte Person des Singulars hat aber das t verloren (âdâ, creavit, frâbar oder — bara, protulit) und dieses wäre eine bedeutende Einbuße gegen das Sanskrit und Zend (adât, abharat). Die Imperative auf uwa gehören dem Me-dium und entsprechen der Endung sva im Sanskrit (hva, huva, uva), aus der die zendische ãguha eine noch größere Entstellung ist. Also auch hier nur Grund-züge des Systems, bei denen unsicher bleibt, wie viel von dem Ganzen in der Sprache wirklich ausgefüllt war.

Fügen wir endlich hinzu, daß das Altpersische in

39) Zeitschrift II. S. 175.

seiner kurzen einfachen Sätzen und ungeschmücktem Style ganz das Gepräge einer alterthümlichen, noch für den Schmuck der Rede nicht empfänglich gemachten Sprache zeige, so haben wir das hervorgehoben, was hier zu sagen war.

Das Verhältniß zum Sanskrit läßt sich mit Bestimmtheit aus diesen wenigen Elementen festsetzen; das Altpersische ist eine nahe verwandte Schwestersprache des Indischen, keine Mundart; es hat noch den Bau einer alten organischen von der Zeit nur theilweise angegriffenen indogermanischen Sprache; dabei zeigt es zugleich die deutlich ausgeprägten Eigenthümlichkeiten einer iranischen Mundart.

Viel schwieriger ist das Verhältniß zum Zend zu bestimmen. Bei dem Altpersischen ist Örtlichkeit und Zeit bestimmt, bei dem Zend beide noch zu ermitteln, und ein Versuch, es hier zu thun, nicht an seiner Stelle; es sei erlaubt, sich auf einige wesentliche Punkte zu beschränken. Daß das Zend einst eine örtliche Sprache, eine im Munde eines Volkes lebende, keine erfundene, ist sicher; die Erfinder hätten alle Gesetze der vergleichenden Grammatik durch Ahnung voraus erkennen müssen. Daß sein Vaterland ein iranisches Land war, ist ebenso sicher; auf ein an Indien näher angrenzendes Land deutet nur eins hin, die Verwandlung von as am Ende in ô, wie theilweise im Sanskrit, durchgängig im Pâli und Prâkrit; doch spricht nichts gegen dieses östlichere Vaterland. Man hat also am meisten Grund, Ostpersien, etwa Baktrien, als Heimath der Sprache zu betrachten. An grammatischem Alter steht das Zend gegen das Altpersische nicht zurück, und in Formen wie adât ist es gegen dieses im Vortheile und dem Urbilde getreuer; es kann solche Formen vom Altpersischen nicht geerbt haben. Dagegen zeigen die Epenthesen und die Contractionen ein sehr aufgelockertes Vocalsystem, welches im Altpersischen noch fest ist; daher das Zend in seiner vorliegenden Form jünger sein muß und jene älteren Verbalformen lassen die Erklärung zu, entweder daß die persische Sprache in einer ältern Form schon, noch vor den Achämeniden, als liturgische und religiöse Sprache gebraucht worden war; so konnten sich jene Formen im Zend aus jener älteren Liturgie erhalten, während sie im Altpersischen der Inschriften, in der Sprache des täglichen Lebens verschwanden; oder jene Formen hatten sich in der Heimath des Zends erhalten, während sie in der Persis ausgestorben waren, wie ja Strabo in den vier Hauptsprachen des alten Irans kleiner Verschiedenheiten erwähnt; das Zend hätte sie also aus seinem eigenen besondern Vaterlande sich erhalten; dann wäre es eine Nebensprache des Altpersischen, eine Schwester, keine Abkömmlingin. Und mit dieser Ansicht läßt sich wol das meiste, was hier entscheiden muß, ausgleichen. Die Sagen der Parsen lassen die heiligen Schriften zum Theil nach Alexander verloren gehen und unter den ersten Sassaniden wieder sammeln; daher die Erscheinungen im Zend, welche einer spätern Periode beizuschreiben sind; es war aber schon viel früher liturgische Sprache; daher die älteren Formen; es war diese liturgische Sprache auf die einer östlichen Provinz Persiens ursprünglich gegründet; daher zugleich das, was als dialektisch vom Altpersischen verschieden da ist. Es ist dieses eine Vermuthung, welche wir zur Prüfung aufstellen.

Es folgt auf die Periode der altpersische ein langer Zwischenraum der Fremdherrschaft, wanderer bis auf den ersten Sassaniden (226 nach Chr.); lange genug, um allein die zerrüttete Gestalt zu er-, in welcher das Persische später auftritt. Nach ... der Sassaniden, von denen erst ein späterer, ... sahen, der persischen Sprache sich angenommen ... während seine Vorgänger das Pehlvi begünstigten. ... die neue Fremdherrschaft der Araber; auch diese ... dauerte lange genug, um allein jene Zerrüttung zu ... ren. Die Stufen dieses Verfalls des ältern Sprach... sind schwer jetzt zu verfolgen, das Ergebniß liegt ... schon klar und vollständig bei dem Wiederaufleben ... Sprache vor uns; Firdusi gibt uns hier einen ganz ... Maßstab; der Bau der Sprache ist bei ihm schon ... dieselbe Einfachheit heruntergebracht, die wir nach ... den, der Wortschatz ist aber noch echt persisch ... wenigen arabischen Wörter, die aufgenommen ... sind, stören nicht, da sie wie ursprünglich persische be... delt werden. Man könnte nun glauben, daß der Ba... der grammatischen Formen vorzugsweise dem Umst... zuzuschreiben sei, daß zwei Völker mit verschiedener Spr... neben einander lebten; die Araber hätten sich genöt... gesehen, Persisch zu lernen, hätten zwar persische Wö... gelernt, die persischen grammatischen Formen aber ... beachtet und dadurch eine Redeweise erzeugt, in wel... die Wörter als todte Laut-Individuen ohne Bewe... und Biegsamkeit gehandhabt wurden, wie etwa das ... männische einen sehr auflösenden Einfluß auf das Alt... sche gehabt und die Formen-Armuth der englis... Sprache wo nicht erzeugt, doch gewiß sehr beförder... Doch rechtfertigen die wenigen Überreste, welche wir ... der mittlern Sprachperiode zwischen dem Alt- und Neu... persischen besitzen, kaum diese Ansicht. In die Zeit de... Sassaniden scheint das Pâzend zu gehören; so nenn... Anquetil nach den Angaben der jetzigen Parsen ein Idiom... in dem einzelne kurze Texte, welche einigen Zendhand... schriften beigefügt sind, abgefaßt worden [34]); den Nam... erklärt er aus pâ, Fuß, und zend, als bedeutend: „vo... Zend abgeleitet [35])"; es ist vielleicht richtiger den Nam... zu erklären, als das unter dem Zend stehende; denn ... sind darin Paraphrasen und Übersetzungen von Zendstell... enthalten, und wenn Anquetil es ein corrumpirtes Ze... nennt, so hat er darin Recht, daß es verkürzte und ih... Flexion entkleidete Zendwörter sind, die darin vorkomm... Es ist also eine jüngere Form der Zendsprache, ... schon die Flexionen verschwunden sind oder nicht ... verstanden werden [36]), und worin längere Zendwörter ... Zusammenziehungen erlitten haben (wie Hörmezd ... Ahuramazdâ). Das Idiom muß von den Anhängern des Zoroaster's gebraucht worden sein zu einer Zeit, als

34) Anquetil, Zendavesta bei Kleuker I. S. XXV. 35) Ebend. II. S. 67. 36) z. B. dât, von der ersten Person gebraucht. Einige Proben stehen in Burnouf, Yaçna. I. p. 296 306.

n das Zend selbst nicht mehr geläufig verstand. Bur-
ɾf, der gründlichste Kenner dieser Sprachen, hält es für
e in irgend einer iranischen Provinz zur Zeit der Sas-
iden wirklich vorkommende Sprache. Da auf diese
rachgestaltung auf keinen Fall das Arabische einen zer-
enden Einfluß ausgeübt haben kann, so darf es uns
r zum Beweise dienen, daß die Auflösung des altper-
hen Sprachorganismus viel eher dem natürlichen Ver-
lken einer durch regsamen literarischen Gebrauch nicht
schützten Sprache zuzuschreiben sei, als dem gewaltsamen
ampfe zweier widerstrebender Idiome. Die Vernach-
ssigung einheimischer Interessen unter den Seleuciden
ıd Arsaciden möchte also schon die altpersische Gram-
atik haben hinsterben lassen.

Ich habe oben die historischen Gründe angegeben,
eshalb ich die Angabe bezweifle, daß das Pehlvi mit
inen Semitischen Elementen eine im eigentlichen Iran ge-
rochene Sprache gewesen sein könne. Sprachlich kommt
inzu, daß die eigenthümlichen Affixe des Pehlvi keine Spu-
en in den neupersischen Mundarten hinterlassen haben.
luf der andern Seite hat die erste kritische Arbeit über
as Pehlvi [37]) gezeigt, daß der iranische oder persische
Theil desselben öfters das Vorbild für die jetzige Gestal-
ung persischer Wörter uns darbiete; so z. B. fermûden,
efehlen, fermâjem, ich befehle; derselbe Wechsel findet
ich im Pehlvi [38]); die Bezeichnung des Dativs und Accu-
atıvs im Persischen durch râ wurzelt ihren Anfängen nach
im Pehlvi (*Müller* S. 313); diese und andre Erschei-
ıungen beweisen einen nähern Zusammenhang des Neu-
persischen mit dem Pehlvi, sie betreffen wesentliche Eigen-
heiten der Sprache und können nicht zufällig sein. Auf
der andern Seite ist es unmöglich, das Persische aus dem
Pehlvi abzuleiten. Hier drängt sich folgende Ansicht auf.
Das Pehlvi stellt uns in seinem reinpersischen Theile den
Zustand der ältern persischen Sprache dar, der bis gegen
die Zeit der Sassaniden sich in den iranischen Ländern
gebildet hatte; an der Semitischen Grenze vermischte sich
dieser Theil mit Semitischen Elementen und so entstand
das Pehlvi; in den innern persischen Ländern bestand die-
ser Sprachzustand des aufgelösten Altpersischen ungemischt
und aus ihm ging nachher die neupersische Sprachform
hervor, die uns später entgegentritt; ihr Abstand von dem
iranischen Bestandtheile des Pehlvi ist in grammatischer
Beziehung kein sehr großer, und diese Vermuthung scheint
mir die sprachlichen und historischen Bedingungen zu er-
füllen, die an eine Erklärung des gegenseitigen Verhält-
nisses der verschiedenen persischen Sprachgestaltungen ge-
macht werden müssen. Ein ziemlich gleichzeitiges Analo-
gon der Sprachauflösung eines noch östlichern persischen
Gebiets wäre nach dem obigen im Pazend enthalten und,
wie dieses, ist uns das Pehlvi jetzt vorzugsweise nur als
Vehikel für die Erläuterung der Zend-Schriften aufbe-
wahrt.

Wenden wir uns jetzt zur jetzigen Sprache. Ich
betrachte diese als in gerader Linie von der altpersischen
durch die oben angegebenen Stufen der Umbildung abge-
leitet; wer noch mit Wahl [39]) glauben will, daß das Alt-
persische sich unverändert mit einziger Änderung des Al-
phabets erhalten habe, mit dem wäre für mich der Streit
eitel. Daß bei der Erhebung der neupersischen Sprache
zum dichterischen Gebrauche von Firdusi und seinen Vor-
gängern die gesprochene Sprache der östlichen persischen
Länder zum Muster genommen worden, mag, wie die
persischen Gelehrten behaupten, seine Richtigkeit haben;
ich habe schon oben davon gesprochen. Doch kann ich
nicht glauben, daß der Unterschied der gesprochenen Sprache
in den verschiedenen Provinzen des Landes ein irgend we-
sentlicher gewesen sei; das Parsi der Gueber-Schriften,
welches nicht den östlichen Provinzen zugeschrieben wird,
und worin ältere Stücke als Firdusi erhalten sind, zeigt
durchaus keinen wesentlichen Unterschied von Firdusi's
Sprache, nur einzelne Wörter haben eine ältere, voll-
ständigere Form [40]). Betrachten wir nun kurz die Sprache
selbst [41]).

Was nun zuerst das **Lautsystem** betrifft, so hat
die neuere Sprache in ihren Vocalen viel von der
alten Festigkeit verloren und gar manche Wörter haben
ohne ein sicheres Princip ihre Vocale geändert; von einem
Leben der Vocale, sodaß ihre Bewegung mit zur Be-
zeichnung der Ableitung und Biegung diente, ist keine Spur
mehr; die Wechsel, die noch vorkommen, sind nicht mehr
verstandene Überbleibsel der alten Zeit oder richten sich
nach ganz äußerlichen Bedingungen. Wenn der Infinitiv
burden (tragen) den alten Vocal a gegen den Impera-
tiv bar eingebüßt hat, oder fermûden (befehlen), gegen
fermâ, so hat dieser Wechsel kein sicheres Princip oder
seinen Grund in einem Gesetze der Wortbildung, sondern
der Labiale ruft in einem Falle das u hervor, in dem
andern nicht. Die ersten Erscheinungen solcher Consonan-
ten-Einwirkung kommen im Zend vor, sind dort aber einem
Gesetze unterworfen. Man sieht ferner jetzt nicht mehr
ein, wie kerden (machen) zu dem Imperativ kun sich
verhält, und ein Wort, wie ajin (Regel, eig. Bahn),
steht verlassen und unerklärt da, wenn man nicht weiß,
daß nach der Vocalbewegung der ältern Sprache es ganz

37) Die öfter angeführte Abhandlung von Müller. 38) S. 304.

39) Allgem. Gesch. der morgenländischen Sprachen. S. 295. Vergl. v. Hammer, Geschichte der Redekünste Persiens. S. 3. 40) Beispiele finden sich auch hiervon einige in der Abhandlung von Müller. 41) Ein Verzeichniß der Hilfsmittel zur Kenntniß der persischen Sprache gibt Adelung's Mithridates I. S. 280. Ich erwähne hier nur folgende: Die Grammatik von Sir William Jones, erschien zuerst 1771, jetzt die 9. Ausgabe von Lee (London 1828). *Wilken*, institutiones ad fundamenta linguae Persicae (Lipsiae 1804), mit einer Chrestomathie. *Lumsden*, A grammar of the Persian language (Calcutta 1810) 2 Vol. fol. (sehr gelehrt und vollständig und besonders nützlich, um die Behandlung der Sprache bei den einheimischen Gelehrten kennen zu lernen). *Vullers*, institutiones linguae Persicae cum Sanscrita et Zendica lingua comparatae (Gissae 1840). Der Titel gibt die neue Richtung an. Außer den Wörterbüchern von Castellus und Meninski vorzüglich: *Richardson*, Persian, Arabic and English dictionary (Oxford 1777) 2 Bd. 4. 2. Ausgabe von Wilkins. 3. von Johnston (London 1829), kleinere von Gladwin, 1780, von Rousseau (London 1801), von Barretto, 2 Vol. (Calcutta 1804).

regelmäßig aus der Wurzel i (gehen, ajana, Gang, im Sanskrit) hervorgeht. Die Bedeutungslosigkeit der Vocale zeigt aber deutlich das unsichere Schwanken so mancher Wörter, wie schinîden und schunûden (hören).

Sehen wir ab von den überflüssigen **Consonanten**, welche nur mit dem arabischen Alphabete eingewandert sind und nur in arabischen Wörtern vorkommen, und betrachten wir blos die consonantischen Laute der persischen Sprache, so stimmt hier das System viel genauer zum ältern und zum Zend. Wir haben ein k, kh, g, gh, wie im Zend und Altpersischen; für das Zendische q, das altpersische uw steht khw, wobei aber das w in der Aussprache schwindet; ferner k' (tsch) und g' (dsch), wie ehedem; das t und d haben aber kein th und dh neben sich; die Labialen sind die alten p, f, b; die Nasalen n und m und dazu, obwol ohne Zeichen dafür, ein gutturales und palatales n; auch hier sind die eigenthümlichen Zend-Nasale nicht; zu j, r, v ist ein l hinzugetreten, welches schon im Pehlvi vorkommt und der Periode des Übergangs der alten Sprache in die mittlere anzugehören scheint; statt zweier ist jedoch nur ein v da; statt drei harter Sibilanten des Zends, wie des Sanskrits sind nur zwei da, wie im Altpersischen, s und sch; doch ist der eine altpersische ein ç; dagegen haben sich die beiden weichen Sibilanten der alten Sprachen erhalten, französisches z und j; endlich ist auch das h da.

So sehr oft einzelne Wörter ihre Gestalt im Neupersischen geändert haben, so ist doch im Ganzen das System der Consonanten-Verbindungen das alte geblieben, und die älteren Eigenthümlichkeiten, wodurch sich die iranischen Sprachen vom Sanskrit und den übrigen Verwandten unterscheiden, gehören noch dem Neupersischen an. Dieses hier auszuführen, gestatten die Grenzen dieses Artikels nicht und wir wollen uns auf zwei Hauptbemerkungen beschränken. Zuerst diese, daß zwischen dem altpersischen und zendischen Consonantensystem und dem neupersischen in Beziehung auf den gegenseitigen Einfluß der Laute auf einander trotz der Ähnlichkeit im Ganzen doch auch Unterschiede vorkommen; diese sind aber Entwickelungen aus Keimen, die schon in der ältern Sprache liegen oder Degradirungen der Consonanten, wie sie jüngern Sprachen eigen sind. Fermûden (befehlen), hat sein f aus der alten Sprache (framâtâram, der Keilinschriften), das alte t ist aber auf d herabgesetzt und so in allen Infinitiven auf den und Participien auf deh. Ich darf hier nur einzelnes anführen; s steht im Neupersischen oft als weitere Umänderung für ein älteres th, welches nach den eigenthümlichen Adspirationsgesetzen der älteren Sprache aus einem ursprünglichen t entstanden ist. Sanskrit tri (drei), im Zend thri, neupersisch sih; putra (Sohn), Zend puthra, neupersisch puser. Oder jenes th ist auf schwaches h verdünnt: Sanskrit mitra (Sonne, Freund), Zend mithra, neupersisch mihr, Sonne und Liebe. Wichtiger sind mir aber zweitens solche Lautänderungen, die nicht durch das Zend vermittelt sind und nur aus der geraden Abstammung des neuern aus dem Altpersischen erklärt werden können. Derjâ (See, Fluß) im Neupersischen hat in dem Altpersischen (darjahjâ, maritimus) dieselbe Form, im Zend dagegen z, zarajañgh; diesem d = z entspricht im Sanskrit h, auch wol g' [42]). Ein andres Beispiel scheint in dem Worte gen zu liegen (Schatz, Schatzkammer, daher ... Städten, wo die Perser solche hatten), wenn P... mit Schatzhaus der Perser (pârçagada) richtig ... wird; hier ist im Sanskrit g' (gañga). Das Neupersische ... in diesem Falle aus einer zendähnlichen Sprache die Form ... angenommen. Eine solche Übereinstimmung in ganz eigenthümlichen Lautveränderungen belehrt mehr über die Herkunft des Persischen, als alle Nachrichten der ... Schriftsteller, und es wäre ein hübsches Unternehmen, das Persische in dieser Beziehung einer eindringenden Untersuchung zu unterwerfen.

Man hat die Regelmäßigkeit des Neupersischen gelobt; man hätte Einfachheit sagen sollen; denn wo ... Bewegung stattfindet, läßt sich keine Regel wahrnehmen, und an Flexionslosigkeit ist das Persische auf eine ... mit dem Englischen heruntergebracht. Das Genus ... nicht unterschieden, der Plural wird überall gleich... gebildet, nur haben lebendige Wesen eine andere Mehrheitsbezeichnung (ân), als leblose (hâ); beide Affixe ... nen aus ältern Bildungen erhalten zu sein [43]). Die Declination der alten Sprachen ist ganz verschwunden, dafür ist ein nothdürftiges Surrogat durch angefügte Partikeln gebildet. Im Dativ und Accusativ wird entweder mar vorangesetzt, ein noch unerklärtes Wort, oder râ ... hängt; dieses ist eine andere Form des Wortes râh (... das h ist stumm) und die Bezeichnung heißt ursprünglich von Wegen, in Beziehung auf und stammt aus ... Pehlvi und Parsi [44]). Die Dichter verbinden wol ... jene Bezeichnungen, sie werden aber auch öfters ... gelassen, zum Beweise, daß es keine wirklich organischen Biegungen sind. Ein im Genitiv stehendes Wort wird mit seinem vorhergehenden regens durch ein i verbunden (asp-i-puser, Pferd des Sohnes); ein i verbindet auch ein nachstehendes Attribut mit dem vorhergehenden Nomen und ist nicht von der Genitiv-Bezeichnung verschieden; ich halte es für das alte Relativ ja. Hierauf beschränkt sich alle Declination auch bei dem Adjectiv und Pronomen.

Das Adjectiv hat den ursprünglichen Comparativ ... ter sich gerettet; der daraus hervorgegangene Superlativ auf terîn ist ein Erzeugniß des Persischen.

Eine ebenso große Einfachheit zeigt das Verbum, jedoch sind hier mehr Überbleibsel des alten Organismus durchschimmernd, als bei der Declination, obwol die meisten Tempora, wie in den romanischen und neuern ... schen Sprachen, durch Hilfsverba und Participia gebildet werden; einige auch durch angefügte Partikeln. Jedes Verbum erscheint in zwei Hauptformen, deren eine im

42) Andere Beispiele sind diese, wofür wir die altpersischen Belege noch nicht haben: dest (Hand), Zend. zasta, Skt. hasta; dil (Herz), Skt. hrid, Zd. zared-aêm; dânisten (kennen, wissen), Skt. g'ânâmi, g'ânîmas, ich, wir kennen; Zd. dschaiñta, er kennt. 43) s. darüber Bopp, vergleichende Grammatik S. 279. 44) Müller, a. a. O. S. 512.

itiv, die zweite im sogenannten Aorist enthalten ist. Infinitiv hat die sanskritische Form noch aufbe t, setzt aber auch hier in bestimmten Fällen d für t , ten, Sanskrit tum); hiermit hängt ein Particip der gangenheit auf teh oder deh zusammen, aus dem ta Sanskrits, Zends und Altpersischen entstanden. Aus m Particip gehen zwei Präterita hervor, indem ihm Verbum Substantivum entweder beigefügt oder damit mmengezogen wird, nach Abwerfung des stummen m Ende (fermûdah am und fermûdam[45]).

Die zweite Hauptform, der Aorist, stimmt in seiner taltung der Wurzel ganz mit dem Imperativ überein, en zweite Person Singularis diese ohne Belastung mit er Endung zeigt und deshalb für die Wurzel selbst sgegeben wird, was sie nicht sein kann. Die Endungen Aorists sind ganz dieselben, wie die des contrahirten äteritums, also wie die Personen des Präsens des Ver m substantivum (am, î, ad, Plural êm, êd, and), ır die dritte Person weicht ab; in dem Verbum sub ntivum lautet sie ast. Es wird daher zweifelhaft, ob i dem Aorist die Personalendungen auch aus dem ange ängten Hilfsverbum zu erklären sind; die dritte Person Singularis kann nur aus der alten Endung ati, at her eleitet werden, und in der ersten und zweiten Person des Plurals ist die Vermittelung der Formen des Verbum ubstantivum wie des Aorists mit den alten Endungen ieser Personen in Beziehung auf das den Personalbuch taben m und d vorhergehende ê noch dunkel[46]; die Personalbuchstaben selbst sind deutlich aus der alten Sprache erhalten. Von andern Endungen ist nur die dritte Person Singularis eines alten Conjunctivs noch übrig, welcher dem ältesten Sanskrit und Zend angehört (âd, z. B. kunâd, faciat; im Sanskrit âti, ât, der sogenannte Let). Mit der Form des Aorists stimmt endlich das Participium des Präsens überein, dessen andeh das alte ant deutlich enthält, dabei aber auch eine Verkürzung in an und â zuläßt.

Wie durch Hinzufügung von Partikeln und durch die Verbindung des Participiums der Vergangenheit mit den Hilfsverben, die übrigen Tempora, sowie das ganze Passiv entsteht, kann hier nicht dargelegt werden. Das Futurum wird aus dem Hilfsverbum wollen und dem verkürzten Infinitiv zusammengesetzt; ein einziger Überrest des ältern Futurum ist in einer zweiten Form des Aorists oder Imperativs des Hilfsverbums übrig: bâschem, bâschi etc., das Sanskritische bhavischjâmi zeigt die Urform[47]).

Der Wechsel der Form des Verbums zwischen dem Infinitiv und dem Aorist ist merkwürdig, weil er ebenfalls auf ältern Bildungsprincipien beruht und nur aus diesen zu erklären ist. Es sind darin zuerst Überbleibsel der Classen des Sanskrit- und Zendverbums enthalten, wie sie dem Präsens und den damit verwandten Zeiten eigen sind: da in diesen Formen die Wurzel meist mit Zusätzen beschwert ist, und der neupersische Aorist sich auf die Präsens-Imperativform der alten Sprachen gründet, kann er eben nicht die Wurzel des Verbums enthalten. Kerden, facere zeigt zunächst demnach die Wurzel (ker, Sanskrit kri = kar, altpersisch kar-ta), während der Aorist kunam u. s. w. das er in u verwandelt hat (so schon altpersisch in â-kun-us) und den Zusatz eines n hat, welches dem nu der ursprünglichen fünften (indischen) Classe angehört (krinôti, krinutê im Sanskrit, kerenoiti im Zend). Diese Classenbuchstaben haben sich oft dem ganzen neupersischen Verbum zugetheilt; so erzeugt schunû, höre, einen Infinitiv schunû-ten, schunaviden (Sanskrit çrinu Imperativ, çrôtum Infinitiv, çru Wurzel). Dann gründet sich dieser Wechsel auf ältere Lautgesetze, welche den persischen Sprachen eigen sind; band, binde, stellt die Sanskritwurzel bandh dar, der Infinitiv basten und das Particip basteh erklären sich aus dem Gesetz, daß im Altpersisch ein Dentaler vor einem andern ein Sibilant wird.

In Beziehung auf diese Überreste älterer Bildung erwartet das persische Verbum eine eindringlichere Untersuchung. Wir haben hier genug gesagt, um zu zeigen, daß die jetzigen, so einfach scheinenden Formen der Sprache nichts seien, als Verstümmelung und Vereinfachung aus dem kunstvollen Organismus der älteren Sprache, diesen voraussetzen und nur aus ihm erklärt werden können.

Von den Ableitungsformen der älteren Sprachen hat das Neupersische noch Manches sich gerettet, und in der Fähigkeit der Bildung zusammengesetzter Wörter kann sie sich der teutschen und griechischen noch immer zur Seite stellen; es ist dieses auch ein Erbstück aus der ältesten Stammverwandtschaft.

Erscheint nun auch dem historischen Betrachter die jetzige persische Sprache als eine Ruine aus dem höhern Alterthum, als eine an Formen arme und auf das unentbehrliche beschränkte Gestaltung menschlicher Redeweise, so soll auf der andern Seite nicht verkannt werden, daß ihr aus dieser Verstümmelung auch einige Vortheile erwachsen sind. Sie eignet sich durch die große Einfachheit ihres grammatischen Systems, wie die englische, ganz besonders zu einer Sprache des Verkehrs, die leicht von Fremden zu erwerben ist; der Mangel an Formen schließt kühne Wendungen der Satzbildung aus, nicht aber die Fähigkeit, sich klar, gefällig und gewandt auszudrücken, und hierin hat die Sprache große Vorzüge; die Abschleifung der Formen pflegt dem Wohllaute förderlich zu sein und ist es auch bei dem Persischen gewesen; zu der weibischen Weichheit des Prâkrits ist es nicht herabgesunken. Als eine solche einfache, klare und liebliche Sprache erscheint es namentlich bei Firdusi, von andern Dichtern, die ihm kurz vorhergingen oder gleichzeitig waren, sind uns die Originale noch nicht mitgetheilt. Die Sprache ist hier noch rein; denn die arabischen Wörter sind nur in geringer Anzahl aufgenommen, und da sie noch durchgängig der persischen Grammatik in ihrer Behandlung unterworfen werden, wirken sie weder störend auf die Sprache selbst, noch auf den Eindruck bei dem Leser. Es ist dieses die eigentliche Blüthezeit der Sprache.

45) Nur die dritte Person Sing. des zweiten Präteritums hat das verb. substant. nicht (fermûd), weshalb man es aus dem Infinitiv ableitet, was historisch gewiß falsch ist. 46) Das Präsens vom Verb. Substant. lautet im Zend: ahmi, ahi, asti, pl. mahi, sta, henti. Die Endungen eines Verbums erster Classe: âmi, ahi, ati (aiti), pl. âmahi, atha (ata) anti (enti). 47) Vullers p. 184.

Doch diese dauerte nicht lange; ich rede hier von der Sprache allein, nicht von der Literatur. Nachdem die Perser Muhammedaner geworden, wurde die gelehrte Bildung nothwendig an das Studium der arabischen Sprache geknüpft; der Koran war Quelle des Glaubens und Wissens geworden. Für religiöse Begriffe mußten arabische Ausdrücke gewählt werden; was von solchen früher im Persischen vorhanden war, gehörte dem religiösen System der jetzt verhaßten und verachteten Feueranbeter. Für die Wissenschaften hatten aber die Araber sich schon eine vollständige Terminologie ausgebildet und sobald die Perser anfingen, über wissenschaftliche Gegenstände zu schreiben, lag es ihnen nahe und war bequem, die arabische Terminologie anzuwenden. Das Arabische war aber weiter die würdevollere und die geheiligte Sprache in der Vorstellung der Perser geworden, und so fingen auch die Dichter an, nicht blos arabische Wörter für solche Begriffe zu gebrauchen, für die keine persischen Bezeichnungen vorhanden waren, sondern der Gebrauch der arabischen Wörter begann, als Schmuck des persischen Verses zu gelten. So thaten es von den ausgezeichneten persischen Dichtern schon Anvari († 1152) und Nizami († 1180), ebenso Sa'di († 1291) und der noch spätere Hafiz († 1389); noch freier streut der letzte der wirklich ausgezeichneten persischen Dichter Dschami († 1492) diesen Schmuck arabischer Rede über seinen Styl aus.

Je aufgelöster der Organismus einer Sprache geworden, desto leichter wird sie fremden Wörtern Zutritt geben; hat sie keine synthetische Declination und Conjugation mehr, macht es keine Schwierigkeit, das fremde Wort trotz seiner Fremdartigkeit durch die angehängten Partikeln und Hilfsverba zu flectiren; hat sie das Gefühl für die Ableitung der Wörter verloren, stört sie nicht mehr ein Wort nach der Ableitungsweise einer ganz verschiedenen Sprache. Organische und kräftig blühende Sprachen nöthigen dem fremden Worte dagegen ihre eigene Biegungsweise auf und machen dadurch das Fremde zu etwas beinahe Einheimischem. Nur in ihrem Verfalle lassen das Griechische und Lateinische fremde Wörter unverschleiert zu, und wenn wir zur Zeit des dreißigjährigen Krieges französische, lateinische und andere Fremdwörter in der ihren Stammsprachen eigenen Form zuließen, so haben wir längst diese Sünde gut gemacht. Persische Prosaiker und vielfach auch die spätern Dichter gehen aber noch einen Schritt weiter; sie lassen nicht nur eine Menge einzelner arabischer Wörter in ganz arabischer Form zu, sondern sie mischen ganze Sätze ein, die vollständig nach arabischer Grammatik construirt sind, worin kein einziges Element persischer Redeweise vorhanden ist. So würdevoll, kräftig und geeignet nun das Arabische an und für sich ist, es ist klar, daß, sobald nicht die ganze persische Nation ebenso geläufig Arabisch, wie Persisch spricht, eine solche Literatur nicht eine volksthümliche genannt werden kann, und diese persische Schreibweise stellt jedem unbefangenen Betrachter ein seltenes Beispiel von Verleugnung eigener Nationalität dar, und von Mangel an Kraft, sich der aufdrängenden fremden, wo nicht zu entledigen, doch sie sich unterzuordnen.

Wer die politische Schwäche des jetzigen persischen Reichs, die zahlreiche Einwanderung fremder Stämme und die moralische Entnervung des Volkes bedenkt, wird nicht erwarten, daß in dieser Beziehung das Bedürfniß einer nationalen Sprachreinigung sich einstelle.

Ich bin mir sehr wohl bewußt, in diesem Artikel viele Ketzerereien gegen öfters vorgetragene und noch gangbare Ansichten mancher Orientalisten aufgestellt zu haben; weil ich es einmal mit ihnen verdorben habe, trage ich kein Bedenken, dagegen noch eine Ansicht über persische Sprache Einspruch zu thun. Es ist dieses die Ansicht, daß das Persische in einer ganz besonders nahen Verwandtschaft mit dem Teutschen stehe. Ein bekannter Ausspruch Leibnitz'ens hat diese bei manchen zu einer stehenden Behauptung gemacht. Der große Denker hat sich vorsichtiger ausgedrückt, als man ihn gewöhnlich versteht; man kann allerdings persische Sätze zusammensetzen, in denen jedes Wort sich als ein ebenfalls im Teutschen vorhandenes nachweisen läßt, doch würden sich Verschiedenheiten genug einstellen, um das Verständniß solcher Sätze zu einem bloßen Errathen zu machen. Wer überlegt, daß ohne Übung der Schweizer nicht den Westfalen versteht, wird glauben, daß ein unvorbereiteter teutscher Leser solche persische Sätze schlecht verstehen würde; in persischen Büchern wird man vergebens sich nach solchen umsehen. Wäre der Ausspruch Leibnitz'ens, wie er oft verstanden worden, wahr, so bewiese er offenbar zu viel: die Perser sprächen teutsch, oder die Teutschen Persisch. Wenn man solche künstlich gebildete Sätze als Beweise der nahen Sprachverwandtschaft will gelten lassen, mache ich mich anheischig, ebenso viel beweisende Sanskritische, griechische und lateinische Sätze zu liefern.

Es ist billig zu verwundern, daß Adelung um die vermeintliche innigste Verwandtschaft beider Sprachen zu erklären, zur Vermuthung einer gothischen Vermischung mit den Persern seine Zuflucht nahm[49]). Mit dem Gothischen hätte sich Leibnitz gewiß gehütet, eine solche Verwandtschaft des Persischen zu behaupten, von diesen Gothen in Persien weiß keine Geschichte etwas, eine Vermischung bringt auch keine ursprüngliche Verwandtschaft der Sprachen hervor. Und dann die Beweise, die Adelung für diese Verwandtschaft beibringt! Der teutsche Comparativ endige auf er, der persische auf ter; der teutsche Infinitiv auf en, der persische auf ten! Als ob nicht grade diese beiden Formen auf ganz verschiedene der älteren Stammsprachen sich gründeten; doch seit Jacob Grimm unter uns gelehrt hat, wäre es wenig großmüthig, über Adelung's Unwissenheit teutscher Sprachgeschichte herzufallen.

Da das Neupersische so sicher vom Altpersischen eine verstümmelte Gestaltung ist, als das jetzige Teutsch von der ältesten teutschen Sprache, da die Perser und Teutschen, seitdem sie einmal in ihren Gauen sich festgesetzt, gar keine unmittelbaren Berührungen mit einander gehabt haben, so kann vernünftiger Weise die Behauptung

48) Otium Hanoverarum. p. 152. Integri versus Persice scribi possunt, quos Germanus intelliget. 49) Mithridates, I. S. 278.

innigern Verwandtschaft beider Sprachen nur den haben, daß sie schon ursprünglich vorhanden war sich aus der älteren Sprachgemeinschaft auf die je- Zeit fortgeerbt habe. Sonst wäre sie im Laufe des chverfalls entstanden, also ein rein zufälliges Zusam- treffen; und auf ein solches zufälliges Zusammentref- n der sich parallellaufenden Verkürzung der älteren chformen beschränkt sich in der That, was in der chen und teutschen Sprache eine besondere Ver- tschaft zu sein scheint; ich sage scheint, denn das ere dieser Berührung ist in der That stets nur schein- und nur aus einseitiger Betrachtungsweise behauptet en. Name heißt persisch nâm; wenn wir aber den nen sagen, ist die Ähnlichkeit mit dem lateinischen en und dem sanskritischen nâman größer, als mit dem ischen. Das Altpersische sagte ohnehin auch nâman. den Kenner der alten Sprachen indogermanischer Familie cht die Behauptung keinen Beweis, daß die innigsten ührungen des Altpersischen mit dem Sanskrit bestehen, es aber zugleich in einzelnen Eigenthümlichkeiten zum echischen sich hinüberneigt (z. B. in der fuga sibili im ange der Wörter) und daß die nähern Berührungen dem Altteutschen und Gothischen nicht größer sind, als mit irgend einer der übrigen verwandten Sprachen.

So trügerisch nun also diese nähere Verwandtschaft Teutschen mit dem Persischen auch ist, so ist doch auf vorzüglich die Ableitung der teutschen Stämme ächst aus persischen Ländern gegründet worden. Die sprünglichen *Teutschen mögen* dort einst zu Hause ge- sen sein, nur sollte man nicht diese Beweise gebrau- n. v. Hammer hat diese Ableitung besonders geltend chen wollen, er findet den Namen Germaniens in rmanien wieder und hat dazu ein noch näheres Dscher- ania in Khuwarezm entdeckt[50]). Ich habe einen eifri- n Vertheidiger der Identität der Gallier und Teutschen kannt, der Abends fußstampfend am Rheine auf- und ging und Cäsar's Commentarien in die Fluthen zu hleudern drohete, weil sie dieser Meinung nicht sehr gün- ig waren. Dem zweiten Capitel von Tacitus' Germa- ia muß v. Hammer ein viel härteres Loos wünschen. war hat er zum fernern Beweise ein Tausend gleich in sollender teutscher und persischer Wörter zusammen- estellt[51]); wenn von wissenschaftlicher Behandlung der rage die Rede sein soll, habe ich freilich mit diesem Ver- eichnisse nichts zu schaffen; sonst wäre ich geneigt zuzu- eben, daß die wiener Speisezettel nicht sowol Teutsch ls Persisch abgefaßt wären.

Zum Schlusse einige kurze Worte über die persische Schrift, auch ihre Geschichte hat drei Epochen. Unter en Achämeniden und höchst wahrscheinlich unter den frü- hern medischen Königen wurde die einfachste Gattung der Keilschrift zur Aufzeichnung des Persischen gebraucht. Da- neben wurde wahrscheinlich für die Bedürfnisse des ge- wöhnlichen Lebens neben jener monumentalen Schrift ein Semitisches Alphabet gebraucht[52]); wenigstens bestätigen die Erscheinungen der zweiten Periode diese Vermuthung. In ihr treten in den iranischen Ländern verschiedene unter sich verwandte Alphabete auf, welche alle auf einen syrischen Ursprung zurückzugehen scheinen[53]). Zuerst unter den baktrischen Königen das Alphabet, welches auf ihren Münzen erscheint, von den indoskythischen Königen beibehalten und auch auf Monumenten gebraucht wurde; dieses Alphabet, welches örtlich an den indischen Grenzen vorkommt, kann dorthin nur aus dem Westen gekommen sein und setzt einen frühern Gebrauch in den westiranischen Ländern voraus. Aus derselben Quelle fließen die Alphabete, welche in den eigentlich persischen Ländern in dieser Zeit vorkommen, das Pehlvi-Alphabet der Sassanidischen Inschriften, das Pehlvi-Alphabet der Parsenbücher, endlich das Zend-Alphabet; dieses letztere ist sehr geschickt den Bedürfnissen einer nicht-semitischen Sprache angepaßt.

In der dritten Muhammedanischen Periode ist auch das arabische Alphabet für das Persische angenommen worden, für die darin fehlenden Laute des Persischen nahm man die Zeichen für die zunächst verwandten Laute des Arabischen und unterschied so p, k' (tsch), g und (französisches) j von b, g' (dsch) k und z; die dem Arabischen eigenthümlichen Lautzeichen mußten beibehalten werden, da man zwar in der Aussprache, nicht aber in der Schrift arabische Wörter mit diesen Lauten änderte. Die Nichtbezeichnung der kurzen Vocale ist mit Angewöhnung an das arabische Alphabet zugleich angenommen worden; sie ist im Arabischen zu rechtfertigen aus der Beweglichkeit des Vocals, den die grammatische Kenntniß mit Sicherheit zu ergänzen befähigt; im Persischen, wo der Vocal nicht dieselbe Art von Beweglichkeit in derselben Wurzel hat und die Grammatik nicht die richtige Vocalbezeichnung lehren kann, ist sie allerdings ein Mangel. So ist auch dieses einer, daß ê und ô nicht anders als î und û geschrieben werden.

Die jetzt gebräuchliche Form arabischer Schrift, die auch von den Persern gebraucht wird, heißt bekanntlich Neskhi; doch schreiben die Perser gewöhnlich diese Schrift cursiver und in „hängenden" Zeilen, weshalb sie bei ihnen Ta'lik genannt wird; Nesta'lik hält die Mitte zwischen beiden; in Briefen wird die Schrift sehr flüchtig und undeutlich geschrieben und erhält daher den Namen Schikasteh, oder gebrochen. (*Lassen.*)

D) Persische Literatur.

Verständigen wir uns gleich von vorn herein über den Kreis der Literatur Persiens, von dem hier allein die Rede sein kann, so stellt sich von selbst heraus, daß die ältere Literatur d. h. die ausgeschlossen bleiben muß, welche über die Zeit der Eroberung Persiens durch die Araber hinausreicht. Jene gehört den besondern Artikeln Zend, Pazend, Pehlwi, Deri und Parsi an. Letzteres, als rein persischer Dialekt, der sich unter dem Namen des Deri als Hofsprache bis

50) Wiener Jahrbücher. IX, 34. Geschichte der schönen Redekünste Persiens. S. 137. 51) Wiener Jahrbücher XLIX, Anzeigeblatt S. 13 fg.

52) Nach *Gesenius*, monumenta phoenic. I. p. 74. 53) Zur Geschichte der Griechischen, 2c. Könige. S. 158.

zur Unterwerfung des persischen Reichs unter arabische Herrschaft erhalten hatte, während das Pehlwi in die nordwestlichen Provinzen des Reichs verwiesen war, bildet den Anknüpfungspunkt an die neuere Periode, die mit der politischen und religiösen Umwälzung im 7. Jahrh. ihren Anfang nimmt. Der Zendavesta und seine Schrift und Sprache haben ihre eigene Geschichte, wie die Quellen der Zoroaster-Religion und diese selbst, und was die Tradition neben ihr dem Namen nach und in wenig Bruchstücken aufbewahrt hat in Originalen oder in Übersetzungen, wie die Fabeln **Bidpai's** oder das „Buch der ewigen Weisheit" (جاودان خرد vgl. *Hadschi Chalf.* Lex. Encycl. et Bibliogr. II, 581. n. 3993), das auf den Altkönig Huschenk zurückgeführt wird, ist als jener frühern Periode überdies Gegenstand besonderer Artikel, sowie auch, was Inschriften, Denk- und andere Münzen der Nachwelt als altpersische Denkmäler aufbewahrt haben. Endlich gehört es nicht hierher, von den andern in Altpersien herrschend gewesenen Mundarten, deren uns in einer kurzen Skizze über die persische Literatur überhaupt, und zum Theil über die Orte, wo die einzelnen Mundarten gesprochen wurden, Hadschi Chalfa (I. p. 68—70) und Bernhard von Jenisch (de fatis linguarum orient. XLVIII sq.) mehre nennt, Genaueres anzugeben; das verweisen wir in die Paläographie oder in die Geschichte der Sprache und Schrift.

Die Periode der persischen Literatur also, von der hier allein die Rede sein kann, und die mit dem oben bezeichneten Zeitpunkte beginnt, hat ihr besonderes leicht zu erkennendes Abzeichen in der Beimischung des Arabischen, welches die Eroberer nebst dem Koran und seiner Glaubenslehre zugleich mit ins Land brachten. Hatten die Eroberungszüge Alexander's des Großen der altpersischen Wissenschaft und ihren Hütern, den Mobeden, wesentlichen Eintrag gethan, so scheint auch der arabische Eroberer Sa'd Ibn Abi Waqqâs, der Feldherr des starren, unerbittlichen Omar, auf Befehl seines Herrschers strenges Gericht über alle Träger der altpersischen Literatur und Wissenschaft, lebendige und leblose, gehalten zu haben. Die Folgen eines solchen Verfahrens lassen sich wenigstens nicht verkennen; die ersten Jahrhunderte nach der Verpflanzung des Islams auf persischen Boden stellen keine Zeugen wissenschaftlicher Cultur in Wort und Schrift auf, einzelne Winke vielmehr lassen vermuthen — und die Folgezeit bis auf den heutigen Tag bewährt die Ansicht —, daß die zur Flucht gezwungenen und aus ihrem Vaterlande auswandernden Gelehrten ihre heilige Schrift und deren religiöse Denkmäler in die transoxanischen Länder und vorzüglich nach Baktrien hinüber retteten. Doch wie so oft finden wir auch hier die Bemerkung bestätigt, daß der rohere Sieger die ersten Keime seiner geistigen Entwickelung von den gebildetern Besiegten entlehnt, und wenigstens geschehen lassen muß, daß der fremde Geist sich seine Bahn in die neuen Schöpfungen der Zeit und der Geschichte bricht, und diese selbst der stolzeste Sieger anzuerkennen genöthigt ist. Die Muhammedanischen Schriftsteller (z. B. Hadschi Ch. I, 97 fg.) leugnen auch gar nicht, daß die ersten Beförderer der *Wissenschaft* in [illegible] neugegründeten Reiche des Islams [illegible] waren. [illegible] Regeln der Grammatik, die Gesetze [illegible] Vernunftwissenschaften, die dem Koran und de[illegible] Doctrinen, die durch den schaffenden [illegible] der [illegible] systematisch geordnet in den Kreis des [illegible] Wissens eintraten, mit einem Worte, [illegible] ran und die Vernunft jenen Völkern für [illegible] Behandlung zugestand, erhielt Ursprung und [illegible] bildung durch persische, dem Islam gewonnene [illegible] Die Frage über die Ursache dieser Erscheinung [illegible] der einfachen Betrachtung des Charakters und der [illegible] weise der beiden sich begegnenden Völker. Der [illegible] sirende Araber, in den ersten Jahrhunderten die [illegible] liche Stütze und der Kern arabischer Größe, [illegible] Wissen in der ungeschwächten Kraft des Gedäch[illegible] und die unstete Lebensweise hinderte ihn keine[illegible] nen enthusiastischen Religionseifer überall, wo [illegible] mitzunehmen, unbekümmert um Schreibkunst und [illegible] ließ ihn aber auch, als ruhige Betrachtung und die [illegible] um die Erhaltung der Religion, der Tradition [illegible] Reinheit der Sprache sich in der Alles umstürzend[illegible] geltend machte, unfähig erscheinen in Anwendu[illegible] Mittel, durch die er seinem Gedächtnisse zu Hülfe [illegible] durch sich selbst und seinen Zustand gedrängt wurd[illegible] trat ihm der Perser durch das städtische Leben, [illegible] ches er und seine Vorfahren gewöhnt waren, mit [illegible] *Wissensliebe und dem ordnenden Geiste entgegen, der* geübt an *Speculation alsbald die Gesetze des* Wort[illegible] des Gedankens im Koran und dessen Sprache [illegible] zusammenstellte und schriftlich ausarbeitete. De[illegible] rein im Dienste des herrschenden Volkes, seiner [illegible] und seiner Sprache thätig, vertrat unausbleiblich ein[illegible] mischen Nationalliteratur für diese erste Periode des [illegible] sens den Weg, und da von nun an alles Wissen [illegible] arabischer Vorstellungsweise, bedingt durch den arab[illegible] geschriebenen Koran und die arabische Sprache überha[illegible] ausging, dieselbe aber neue Begriffe und Sprachterm[illegible] logie im Sinne des Arabers zur unabweisbaren Bed[illegible] gung machte, verleugnete der Perser seine Muttersprache und huldigte der fremden, deren Kenntniß *ihm* nothw[illegible] biges Element seiner politischen und wissenschaftlichen [illegible] stenz war. Er schrieb über arabische Sprache, Theo[illegible] und Rechtswissenschaft arabisch, und nur die philosophi[illegible] Speculation scheint da und dort mehr oder weniger [illegible] freier in Schrift und Ausdruck bewegt zu haben, ob[illegible] auf die Sprache und Ausdrucksweise des Korans [illegible] eine rein neupersisch gehaltene philosophische Literatur ni[illegible] mehr zu denken war. Hierdurch ist zugleich der Sprach[illegible] charakter der neuern persischen Literatur angedeutet. E[illegible] konnte sich des arabischen Einflusses nicht entschlagen, un[illegible] als später im eigenen Vaterlande selbständige Wissenschaf[illegible] auftauchte, war Gedanke und Wort so vielfach arabisirt, daß eine sprachlich reine Literatur in Persien in das Reich der Unmöglichkeit gehörte. Natürlich mußte sich das neu aufgenommene Arabische der persischen Form, Biegung und Construction bequemen, aber immer war der Einfluß des fremden Elements so groß, daß heutzutage Nie ma[illegible]

Persische gründlich erlernen kann, der nicht auch arabisch versteht, und in dem Verständniß dieser Sprache sich mit einiger Leichtigkeit bewegt.

Suchen wir nun weiter die Gebiete auf, in denen die neupersische Literatur am freiesten und selbständigsten erging, so sind es unstreitig die schönen und historischen Wissenschaften, die den übrigen den Rang streitig machen. Der Geist des Volkes und die Lieblichkeit seiner Sprache eignet sich auch ganz vorzüglich durch die einfache, jedoch des größten Schmucks fähige Ausdrucksweise für diese Darstellung, und wurde durch Ausbildung der verschiedenartigsten Zweige der heimischen Literatur eine unerschöpfliche Quelle für die Vorliebe des herrschenden Arabers zur Poesie und Erzählung. Jedoch hing mit diesem Auftreten der neuern persischen Literatur die veränderte politische Lage des Volkes zusammen, und der Zeitpunkt, wo diese eintrat, läßt sich ziemlich genau bezeichnen. Bis auf Mamún, den zweiten Sohn Harún El-Reschíd's, der von 198 (beg. 1. Sept. 813) bis 218 (beg. 27. Jan. 833) auf dem Throne von Bagdad saß, waren alle Hoffnungen Persiens unvoraussichtlich; mit diesem Herrscher aber, der früher selbst Statthalter in Chorasan gewesen und von dort aus mit seinem Bruder Emin den Kampf bestanden und durch persische Truppen obgesiegt hatte, auch deshalb diesem Lande seine Vorliebe nie verleugnete, machte sich ein unberechenbarer Umsturz in allen Verhältnissen des neuen Reiches bemerkbar, indem Parteienkampf *das große Khalifat zum ersten Male* umdrohte und zu zerreißen begann. Dazu gesellte sich der besondere günstige Umstand, daß alsbald einheimische Statthalter Persien befehligten, und bei der immer größern Erschütterung des Thrones von Bagdad Gründer von besondern selbständigen Dynastien wurden. Schon zu Mamún's Zeit schickte man den Verwandten gegen den Verwandten in den Kampf, wenn der eine oder der andere Mächtige auf Befehl des Khalifen nicht entsagen wollte. So der aus niederem Stande entsprossene Jaqúb Ben Leith, der Sohn eines Gelbgießers — (صفّار Saffár), daher sein Stamm die Dynastie der Saffariden genannt —, dann Räuber und zuletzt Heerführer, dem es nicht schwer wurde, von 255 (beg. 20. Dec. 868) an, zuerst Sistán sein Vaterland, alsdann das herrliche Chorasan, Kerman, die eigentliche Provinz Persien und Chusistan zu erobern und Nisabur zu seiner Hauptstadt zu machen, alsbald auch Taberistan und Masanderan demselben Geschick zu unterwerfen. Ihm folgte 265 (beg. 3. Sept. 878) sein Bruder Amru, der vom Tatarenhäuptling Ismail, dem Sohne Ahmed's, dem Samaniden, auf Geheiß des Khalifen 285 (beg. 28. Jan. 898) verdrängt und nach 23jähriger Herrschaft in Bagdad hingerichtet ward. Die Dynastien der Samaniden und Buiden oder Dilemiten theilten hierauf hundert Jahre hindurch die Herrschaft der persischen Provinzen mit einigen schwachen Prinzen der Saffariden. Die Buiden stiegen am höchsten, bis die Gasnewiden von 976 bis 1039 ihre Gewalt beschränkten.

Unter dem dritten der Samaniden, dem Enkel Ismail's und Sohne Ahmed's, Nasr, der in Bochara friedlich seine Regierung beschloß, sehen wir den ersten persischen Dichter Abu'lhasan Rudegi, den Blindgeborenen, zu solcher Ehre und Reichthum durch die Gunst seines Fürsten erhoben werden, daß ihn nicht weniger als zweihundert Sklaven bedienten. Leider aber sind von seinen der Sage nach in hundert Bänden (Heften?) gesammelten Gedichten (1,300,000 Distichen) und von seiner metrischen Übersetzung der Fabeln Bidpai's nur wenige Bruchstücke in den Werken späterer Biographen erhalten worden. Neben ihm sang unter den Samaniden wol noch mancher Dichter, nur nicht mit gleicher Fülle und Anerkennung. Die Dilemiten zählten unter ihren Fürsten den 366 (beg. 30. Aug. 976) auf den Thron gelangten und 403 (beg. 23. Juli 1012) verstorbenen Schems-elmeáli Qabús (قابوس), der seinem Bruder Bitún (بيتون) folgte und ein Sohn des Weschmegir (وشمگير) war. Ihn nennt Hadschi Chalfa als Verfasser eines Buches, betitelt: „Die Vollkommenheit der Beredsamkeit" (كمال البلاغة), was eine Rhetorik zu sein scheint, während von seinen Gedichten nichts erhalten worden ist. Wie er selbst Gelehrte freigebig unterstützte, schrieb, um ihn zu verewigen, sein Enkel Keikawús das von Diez (Berlin 1811) übersetzte ethische Werk, betitelt: „Das Buch des Qabús" (Qabús-námeh), voll Weisheitssprüche dieses vielgeprüften Regenten. Von nun an und vielleicht schon früher scheinen mehre der kleinen persischen Statthalter ihre Hofdichter gehabt zu haben, indem Biographen und nach ihnen von Hammer (Gesch. der schönen Redek. Pers. S. 42 fg.) mehre derselben nennen. In größerem Maßstabe aber stellte sich diese Gewohnheit am Hofe der Gasnewiden heraus. Der zweite derselben, Mahmúd, soll nicht weniger als vierhundert Dichter um sich versammelt gehabt haben, unter denen wir Namen aufgezeichnet finden, die fähig waren, den Glanz seines Hofes zu verewigen. Er selbst gestand die Krone der Dichtkunst dem Ansári (gest. 431, beg. 23. Sept. 1039) zu, den er zum Dichterkönig und Schiedsrichter über alle ihm vorzulegende Gedichte erhob. Von diesem wurde nebst andern größern und kleinern Gedichten das älteste romantische Wamiq und Asra, das von Hammer-Purgstall, weil das Original bis jetzt verloren, nach einer türkischen Übersetzung teutsch herausgegeben hat, gesungen, und seine Gedichtsammlung soll 30,000 Distichen des verschiedensten Inhalts, unter ihnen natürlich viele Qasiden zum Lobe der Gasnewiden gezählt haben. Ein anderer Dichter und Zögling des genannten ist Ferrúchi, der, abgesehen von seinen Lob- und andern Gedichten, zuerst die Gesetze der persischen Metrik und Poetik in dem besondern Werke „der Dolmetsch der Wohlredenheit" begründete und durch seine Schreibweise auch die Prosa fördern half. Mahmúd war es übrigens auch, der aus Liebe zur Literatur und auch wol aus persönlichem Ehrgeize die poetische Abfassung eines Heldenbuches (Schah-námeh), in welchem nach dem prosaischen Bastan-námeh die Geschichte der frühern persischen Herrscher bis auf seine Zeit geschildert werden sollte, von meh-

ren seiner Dichter verlangte. Die meisten entschuldigten sich das Riesenwerk zu beginnen, Daqiqi hatte es unter dem Samaniden Mansúr I. zwanzig Jahre früher nur zu tausend Versen gebracht, die noch jetzt den Anfang des gepriesenen Schah-námeh bilden, das so lange im Morgen- und im Abendlande seinen Ruhm behaupten wird, als einiges Interesse an persischer Sprache im eigenen Vaterlande und außerhalb desselben wach bleiben wird. Firdúsi, der dreißig Jahre seines Lebens dieser Arbeit widmete, aus Tus gebürtig und oft der größte Epiker des Morgenlandes genannt (s. Firdúsi), erhielt für jedes Distichon einer zuerst gefertigten Episode einen Dukaten, später, nachdem er vier Jahre in Gasna und vier Jahre in Tus gearbeitet, und bei dem Sultan aus Neid als Ketzer verschrieen worden, für 60,000 Doppelverse nur ebenso viele Silberstücke. Eine Satyre auf den Sultan nöthigte ihn zur Flucht, worauf er die letzten Tage seines Lebens in Tus in stiller Abgeschiedenheit zubrachte. Von seinem Epos, das in keinem der vorhandenen Exemplare obige Zahl Verse vollständig enthält, sind zwei Bände in der pariser Collection Orientale von Mohl erschienen. Es gilt dasselbe als die einzige einheimische Geschichtsquelle des alten Persiens. Wäre neben Firdúsi am Hofe Mahmúd's noch irgend ein vergleichbarer Dichter zu nennen, so müßte Esedi, sein Landsmann aus Tus, hervorgehoben werden.

Den Herrschern von Gasna folgten die mächtigen Seldschuken-Sultane von Chorasan und andern angrenzenden Ländern. Am Hofe des Melikschah (reg. von 465, beg. 17. Sept. 1072, bis 485, beg. 12. Febr. 1092) sah man den großen Dichter Emir Moissi, den Dichterfürsten, der für viele spätere Nachahmer als Muster in der Qaside dasteht, sowie unter Melikschah's zweitem Sohne, Gijáth-ed-din Muhammed, Abu'lmefáchir Ráfi (aus Rei) vorzüglich als Räthseldichter vor den übrigen an jenem Hofe befindlichen Dichtern geachtet ward. Noch unter Melikschah selbst machte der Unglaube und die Freigeisterei des Omar Ben Ibrahim Chijam aus Nisabur den mystischen und frömmelnden Dichtern, deren es jetzt schon mehre gab, viel böses Blut.

So war denn von nun an Dichtern und Gelehrten, deren Sprache mehr oder weniger die rein persische war, Ansehen und Achtung gesichert. Alle folgenden Dynastien rechneten es nach dem Vorgange früherer zum Prunk ihres Hofes, von Freunden und Pflegern der Poesie und Wissenschaft umgeben zu sein, und sicher war die Zeit der Seldschukiden die, wo die Fürsten Gesang und Verskunst am freigebigsten belohnten. So vererbte dieser Zustand auf die Atabeken; nur stellte sich, wie in unserer lyrischen Periode des 17. Jahrh., heraus, daß die Dichter zum großen Theile zu flachen Lobhudlern herabsanken, deren Preisgesang keine Grenzen fand. Dagegen sah sich der dritte Sohn Melikschah's, Sindschar, vom größten Panegyriker Persiens, Auhad-ed-din Enweri, dem die Satyre nicht fremd war, besungen. Seine Studien hatte dieser in Tus gemacht, und starb zu Balch 547 (beg. 8. April 1152). Ihm zur Seite steht Senaji als der beste unter den ältesten mystischen Dichtern, der in diesem Sinne nicht weniger als 30,000 Distichen zusammenschrieb, und durch seinen „Ziergarten“ (حديقة) ausgezeichneter Sufi ward (vgl. Hadschi Ch. III. S. [illegible] Nr. 4432). Er dichtete zuerst in Gasna, begab sich nach Chorasan und starb 525 (beg. 4. Dec. 1130, nach den Tabellen des Hadschi Ch. 576). Gleich groß im romantischen Epos folgt diesem der gepriesene Nisami Nisám-ed-din aus Gendsch (كنجوى), dessen Chosru und Schirin, und Medschnún und Leila nebst dem „Alexanderbuch“ (اسكندر نامه) auch dem Abendlande aus Übersetzungen bekannt sind. Sein „Fünfer“ (خمسة Hadschi Ch. III. S. 176. Nr. 4803) d. i. die Sammlung von fünf seiner berühmtesten romantischen Gedichte, unter denen er für Chosru und Schirin allein vom Seldschukiden Kisilarslan vierzehn Grundstücke als Geschenk erhielt, wurde der Vorläufer von mehren spätern Sammlungen ähnlicher Art. Sein hinterlassener Diwan wird auf 20,000 Verse geschätzt, und sein Grab zu Gendsche (كنجه), wo er unter Togrul's, des Arslan Sohne, Regierung 576 (beg. 23. Oct. 1199) starb, gilt als Wallfahrtsort. Reschid Watwát (die Schwalbe, وطواط), der vollwichtigste Gesetzgeber der persischen Metrik, tritt uns als der Übersetzer der hundert Sprüche Ali's entgegen, die wir zuletzt in einer Ausgabe Professor Fleischer's erhalten haben. Dem Chowaresmschah Etsis diente er vorzüglich als Panegyriker und starb, 97 Jahre alt, in Chowaresm 578 (beg. 7. Mai 1182). Athir-ed-din Achestegi (aus Acheste in Fergána) pries Kisilarslan und später den Atabeken Ildigis, und wird gern in dem Bunde der großen Dichter seiner Zeit, unter ihnen Chaqáni, der gelehrteste, genannt. Dieser lebte am Hofe des Fürsten von Schirwan, Chaqán Menudschehr (منوجهر), von dem er seinen Dichternamen erhielt, während er eigentlich Afdhal-ed-din Haqáiqi hieß. Später verweilte er am Hofe Arslan's und starb in Tebris 582 (beg. 24. März 1186). Er zeichnete sich als Gaselendichter aus und liebte poetischen Wettstreit; nur ist seine Lyrik um der vielfachen gelehrten Anspielungen willen nicht leicht zu verstehen. Das sotadische Gedicht Elfije und Schelfije (Hadschi Ch. I. S. 419. Nr. 1153), voll von obscönen Liebesgeschichten, veranlaßt uns auch, des Dichters Esreqi (ازرقى) aus Herat am Hofe des Seldschukiden und Neffen Togrul's, Tughanschah zu gedenken, der seinen alten abgelebten Herrn dadurch wieder auffrischen wollte. Wir kennen nur die Geschichte des Buches, nicht das Buch selbst. Die Qaside fand einen ihrer größten Meister in Sahir (ظهير) Farjábi, der der Hofdichter des Atabeken Mosaffer-eddin Muhammed und Kisilarslan's, des Sohnes des Atabeken Ildigis in Iraq und Aserbeidschan war. Früher lebte er in Nisabur am Hofe Tughanschah's II., Sendschar's Nachfolger, der seine Herrschaft den Chowaresmschahen abtreten mußte, und in Isfahan. Auch er zog in seinem Alter die Einsamkeit vor und starb in Tebris 598 (beg. 1. Oct. 1281). Als Panegyriker, wie En-

ri und Chaqáni, mußte er diesen beiden nach den Aussprüchen morgenländischer Kunstrichter den Vorzug einräumen. Doch ist bei Allen die Gewandtheit zu bewundern, mit der sie aus dem Schatz ihres Wissens immer den gleichen Gegenständen ihres Lobes neue Seiten abzugewinnen wußten. Trotz der überladenen reichen Bildersprache besiegt endlich immer die Lieblichkeit und das zum Theil treffende Colorit der Sprache den zeitweiligen Überfluß an ihren Poesien.

Unserm Sinne fremdartig durch allegorische Sprache und Inhalt sind die mystischen Gedichte, die die Beschaulichkeit des Lebens und das Einwohnen Gottes in dem Menschen unter den verschiedenartigsten Bildern, jedes in seiner Weise, zu veranschaulichen suchen. Diese morgenländische Moral, die vorzüglich bei den Persern zu Hause ist, fand die größten Dichter unter den Sufis oder Theosophen. Der Grund liegt vor. In Persien, dem Lande der Dichtkunst, wucherte die Phantasie nach allen Richtungen hin, und das Einkehren des frommen Herzens in sich fand bald seine heilige Sprache und schilderte die Selbstverleugnung des Menschen, um die ewigen Wahrheiten zu finden, in unmittelbarer, durch dumpfes Hinbrüten möglich gedachten Anschauung Gottes in seiner Einheit und Größe. Der Mensch müsse sich in seiner Menschheit auflösen, und in seiner ekstatischen Erwartung das höchste Wesen von Angesicht zu Angesicht schauen durch die innern Bilder in dem geistigen Auge. Die Lehre der Sufi findet sich daher nirgends vollständiger durchgeführt, *als bei den Persern*, und die Sprache dieser Mystiker, sich stützend auf die Worte des Korans, hat durch Ausbildung mächtigen Einfluß auf die arabische und türkische Poesie dieser Gattung geübt. Die Bruchstücke, die aus diesen Dichtern durch Übersetzungen bis jetzt allgemein zugänglich gemacht worden sind, lassen nur wenig noch von der Ausbildung dieser Geheimnißlehre erkennen, der reiche Inhalt dieser Werke jedoch sich aus den Überschriften der Capitel ahnen, wie sie z. B. von Hammer-Purgstall in den „Handschriften (arabische, persische, türkische, Wien, Gerold 1840)" von S. 427 bis 515 gewährt. Außerdem findet sich in Mahmúd Schebisteri's „Rosenflor des Geheimnisses" (pers. und teutsch herausgegeben von Hammer-Purgstall. Pesth und Leipzig. In Commission bei Hartleben 1838) in der Vorrede III. die Übersicht der über die Lehre der Sufi herausgegebenen Schriften zugleich mit der Bemerkung, daß ein aus den Quellen gearbeitetes System darüber noch fehle. Dieses Vorwort gibt überdies mannichfache Belehrung über das Wesen der Mystik, und das Gedicht selbst stellt ein artiges Zeugniß dieser Lichtlehre auf, die aber hier eingedenk des Korans und der Überlieferung lange nicht den höchsten Grad ihrer oft als unorthodox verschrieenen Selbständigkeit verräth.

War auch jetzt, wo Dschingischan mit seinen mongolischen Horden ganz Asien zu überschwemmen drohte und einen großen Theil wirklich überschwemmte, in der rohen Eroberungssucht dieses unwissenden Barbaren nichts weniger als eine Beförderung der Wissenschaft und Belohnung des strebenden Dichters und Gelehrten zu erwarten, wol aber Vernichtung der vorhandenen Denkmäler, die der Geist bereits geschaffen, zu befürchten, die auch wirklich grade da, wo der Sitz persischer Wissenschaft und ausgezeichneter Gelehrsamkeit, in Samarkand und Bochara zu suchen, erfolgte, so sehen wir dennoch dieselbe blühen und sich durch Flucht schützend retten. Nicht mehr jenseit und diesseit des Orus, also in den östlichsten und südlichsten Ländern Persiens mochte sie und konnte sie jetzt gedeihen, sondern sie wich in das eigentliche Persien und Vorderasien zurück, nach Schiras und Iconium zu den Atabeken Persiens und den Selbschukiden Rums.

Hatte der oben erwähnte Dichter die Reihe der berühmtern Mystiker eröffnet, so kommt uns in der ersten Hälfte des 13. Jahrh. Ferid-ed-din Attár (in der Nähe von Nisabur 613, beg. 20. April 1216, geboren) entgegen, ausgerüstet mit den entschiedensten Gaben seiner Wissenschaft und der nöthigen Begeisterung für seine beschauliche Lehre, deren Sprache er wie sein großer Vorgänger so sehr mysticirt, daß kein Wort in seinen vielen Werken in seiner sinnlichen Bedeutung, vielmehr alle im mystischen Sinne zu nehmen sind, daher selbst Perser, Araber und Türken in der Folgezeit bemüht sein mußten, die Terminologie derselben in eigenen Werken zu verständlichen, ohne deren Studium das Eindringen in jene für uns unmöglich werden müßte. Nicht alle Dichter und Schriftsteller konnten in diese Geheimlehre von der Einheit Gottes gleich tief eingeweiht werden und sein, daher unter ihnen eine Stufenfolge der einzelnen Classen und deren technische Sprache ausgebildet ward.

Attár (عطار), d. i. der Gewürzhändler, was er von Hause aus war, fand in seinem über 100 Jahre dauernden Leben, von dem er einen bedeutenden Theil in klösterlicher Einsamkeit asketisch verbrachte, Zeit, sich zu einem vollendeten Sufi auszubilden. Sein ganzes Thun und Treiben löste sich im Umgange mit mystischen Schriften und Scheichen und andern frommen Männern der Lichtlehre auf. Ihm war es vergönnt, nach seinem Wunsche über 400 asketische Schriften — welch ein Reichthum dieser Literatur schon in damaliger Zeit — zu studiren, 40,000 Distichen, abgesehen von seinen Doppelreimen, zu verfassen, und die berühmteste und vollständigste aller „Biographien der Heiligen" bis zu seiner Zeit (s. Hadsch. Ch. II. S. 258. Nr. 2797 تذكرة الاوليا und Pendnámeh XXXIX sq.) während 70 voller Jahre zusammenzutragen und daneben eine Menge anderer Werke in dem Sinne seiner Wissenschaft zu schreiben, deren Verzeichniß die Geschichte der schönen Redekünste Persiens (S. 140—141) enthält. Er fiel als Märtyrer unter den Streichen eines rohen Mongolen in der Zeit zwischen 627 (beg. 20. Nov. 1229) und 632 (beg. 26. Sept. 1234), ein ehrenwerther Träger seines Ordenskleides bis an das Ende seiner Tage. Das „Buch des Rathes" (پند نامه) von de Sacy 1829 herausgegeben, dient den Freunden dieser Wissenschaft als Leitfaden zur Beurtheilung seiner Darstellungsweise und der Lehre selbst.

Wie bei andern Mystikern ist die Allegorie durch die Sprache der Thiere auch bei Attár erleichtert und ermöglicht, und in seiner „Sprache der Vögel" (منطق الطير) findet sich derselbe Ausweg am vollendetsten durchgeführt. (Vgl. eine der mystischen Glanzstellen, nicht nur Attár's, sondern aller orientalischen mystischen Poesie in der Gesch. der schönen Redekünste Persiens S. 153). Noch glänzender im Dreigestirn der persischen Mystiker strahlt Dschelál-ed-din Rumi, der als Gründer des verbreitetsten und noch jetzt größten Ordens der mystischen Mönche (die Derwische Mewlewi مولوى) diesen in seinem doppelt gereimten Lehrgedicht (مثنوى) über das beschauliche Leben zugleich die Regeln ihres Lebens, des mystischen Wirbeltanzes und der Musik (vgl. Gesch. der sch. Redek. S. 196) gab und dadurch das Orakel der Mystik im Orient ward. Ihn betrachtet man als den eingeweihtesten Verkündiger der göttlichen Geheimnisse, weil er der höchsten religiösen Begeisterung fähig, tiefer in die Lichtlehre eindrang, als es irgend einem Dichter vor oder nach ihm gelang. Man lese die Schilderung des Wesens seiner Poesie bei Hammer (a. a. O. S. 164, und vgl. die dort gegebenen Auszüge), um zu sehen, in welchem Grade es ihm möglich war, sich alles Irdischen zu entäußern und allein dem Himmlischen seinen Sinn zuzuwenden. Dewletschah sagt in der Hammer'schen Übersetzung (a. a. O. S. 164): „Sein reines Herz ist ein Magazin göttlicher Geheimnisse, und sein ausströmendes Gemüth der Absteigeort des unendlichen Lichts. Seine Anschauungsweise führt die Durstigen im Thale des betrachtenden Lebens zum labenden Quell der Erkenntniß, und seine Leitung führt die in der Wüste der Unwissenheit Verirrten in die Gärten des wahren Wissens. Er erklärt die Geheimnisse des Weges der Einheit, und enthüllt die Mysterien des Pfades der ewigen Wahrheit:

Wenn das schäumende Meer hoch aufsteigt Wogen an Wogen,
Wirft es auf's Gestad' Perlen an Perlen heraus."

In Balch geboren, reiste er mit seinem Vater Behá-ed-din vom Hofe des Chowaresmschahes Muhammed über Nisabur nach Mekka und durch Syrien nach Kleinasien, wo der Sohn dem Vater in seinem Lehramte unter dem Seldschukiden Alá-ed-din folgte 631 (beg. 7. Oct. 1233), und sich bald — so groß war sein Lehrertalent — von 400 Schülern umgeben sah. Mit wenig Unterbrechungen lebte er bis 661 (beg. 15. Nov. 1262) in Konia in innigster Verbindung mit dem Scheich Schems-ed-din Tebrisi, den er aufrichtigst verehrte. Außer seinem doppeltgereimten Gedichte, welches in der mystischen Poesie wurde, was das Schah-námeh in der epischen, schrieb er eine Menge lyrischer Gedichte, die den Schülern der Alleinslehre der wahre Codex ihrer Heiligungsregeln sind. Es sind von ihm zwei solcher Sammlungen vorhanden, und da man den vorzüglichen Theil der Vorschriften daraus zusammenstellte, erhielt man ein Brevier für die Derwische, das noch heute alle Religionsübungen derselben beherrscht.

Durch diese und andere Mystiker, denen wir wenigstens theilweise den Auhadi aus Meraga (starb zu Isfahan 697: beg. 19. Oct. 1297, nach Hadschi Chalfa 738 beg. 30. Juli 1337, am Hofe des Mongolenfürsten Gasánchan, und ist Verfasser des Bechers Dschemschid's جام وجم II. S. 498. Nr. 3856) zählen können, in der Sprache jedoch Mischling, indem allegorische Ausdruck fortdauernd in seinen Gedichten mit sinnlichen wechselt, wurden andere Dichtungsgattungen diesem Jahrhunderte nichts weniger als ausgeschieden. Die Panegyriker fanden ununterbrochen Aufmunterung und Belohnung ihrer Fürsten, die einen Theil ihres Ruhms auf diesem Wege allein zu erlangen hofften. Die Schahs von Chowaresm ernannten fortdauernd Dichterkönige, wie deren einer, Scheref-ed-din Seferdeh (zu Anfang des siebenten Jahrh.) seine Nebenbuhler übertraf. Von einzelnen derselben wurden Diwane gesammelt, so von Athir-ed-din Omani aus Hamadan, dem Schüler des Astronomen und Staatsmannes Nasir-ed-din Tusi. Selbst die Mongolenfürsten, nachdem sie mehr Gesittung angenommen, gewöhnten sich an den Gebrauch, Lobredner und Dichter um sich zu sehen. Wir vergessen aber alle diese Männer über dem Schlußstein dieser Periode, dem Scheich Moslih-ed-din Sadi aus Schiras, dem eigentlichen Heros der Didaktiker oder Moral-Dichter, der auch gleichzeitig Lyriker war. Sein „Rosengarten" (كلستان) und sein „Fruchtgarten" (بستان), durch Veröffentlichung der Originale und Übersetzungen längst bekannt, haben einen besondern Reiz in der lieblichen Einfachheit ihrer Erzählungen, denen Denksprüche in Prosa und Versen beigemischt sind, die uns Sadi, der von den Kreuzrittern gefangen, den Franken früher betraut machte, immer und immer wieder ins Gedächtniß zurückrufen. Seine Weisheit ist eine gereifte, denn er schrieb nach vielfacher Erfahrung in einem Alter von 60 Jahren, und seine deshalb ruhigere Phantasie vermählte sich um so leichter mit der abendländischen. Er starb über 100 Jahre alt 691 (beg. 24. Dec. 1291) und liegt in Schiras begraben. Sadi, so genannt vom Atabek Sa'd Ben Sengi (زنكى) besang diesen und seinen Sohn Abu Bekr in einer Menge Qasiden, die nebst Gaselen, vierzeiligen Strophen und andern Gedichtsgattungen seinen in Calcutta gedruckten Diwan füllen. Sie bilden mit mehren moralischen und sotadischen Erzählungen und den obengenannten beiden Schriften seine Gesammtwerke (كليات). Durch ihn war ein neuer Zweig der poetischen Schriftstellerei eröffnet; er der erste, blieb in ihm der erste dem Range und der Zeit nach, obwol dem folgenden Jahrh. glückliche Nachahmer nicht abgeleugnet werden können. Persien hatte jetzt zu seinen Herrschern die Mongolenfürsten, unter denen Hulaguchan und Gasan als Stellvertreter des Großkhans durch Beförderung der Wissenschaften und der Dichtkunst sich einen Namen erworben haben. Die mystische Poesie unterhielt Seid Nimetallah aus Kuhistan, Ibrahim Ben Schehriar aus Hamadan, gewöhnlich Iráqi genannt, der früher in Indien in der Stadt Multan lebte, in Syrien 709 (beg. 11. Juni

309) 82 Jahre alt zu Salihiße starb, und Verfasser der „Ausstrahlungen" (لمعات) ist, Seid Hoseini, gestorben zu Herat 729 (beg. 5. Nov. 1328), der Verfasser von 10 in Prosa und Versen geschriebenen mystischen größeren und kleineren Schriften, Ahmed Ben Muhammed Ben Ahmed, gewöhnlich Biabanki genannt, der in Kaswin und Bagdad bis zu seinem Tode 763 (beg. 31. Oct. 1361) der beschaulichen Frömmigkeit lebte, Gedschedsch Tebrisi und Chodschu Kermáni, der außer Humai und Humajun auch einen Diwan von 20,000 Distichen herausgab und 742 (beg. 17. Juni 1341) starb — die moralisch-didaktische Lutfallah aus Nisabur, der viel zum Lobe der Propheten und Imame sang und unter Timur 816 (beg. 3. April 1413) starb, Emir Hasan aus Dehli, Mewlana Hasan aus Gáschán, der Verfasser heiliger Lobgedichte, Mewlana Dschelál-ed-din der Arzt (gestorben 734, beg. 12. Sept. 1333), Verfasser des Gedichtes „die Rose und das Neujahrsfest" (گل ونوروز), Mewlana Nasir, und vorzüglich der Emir Mahmúd Ben Jemin Ferjumendi, der seine Gedichtsammlung die Bruchstücke betitelte und zu Anfange des 14. Jahrh. blühte, Moin-ed-din Dschoweini, der sich Sadi's Schriften zum Muster nehmend, das Nigáristán (نگارستان) oder die „Bildergalerie" in Prosa und Versen herausgab, und 735 (beg. 1. Sept. 1334) sie dem Sultan Abu'lsaid Behadurchán widmete. Unter den Romantikern ragt Emir Chosru Dehlewi (aus Dehli oder *Delhi in Indien*) hervor, der aus *Turkestan zur Zeit* Dschingischán's sich nach Indien geflüchtet hatte, und noch heute als der größte der dort aufgetretenen persischen Dichter verehrt wird. Sein „Fünfer" (vgl. Hadsch. Ch. III. S. 174. Nr. 4797) umfaßt von der Million Versen, die er gedichtet haben will, allein gegen 40,000, und spielt oft in's Gebiet der Mystik hinüber. Er selbst gab seiner Gedichtsammlung die Anordnung nach den vier Altern, in denen er sie geschrieben (vgl. a. a. O. III. S. 278, Nr. 5406), und starb 725 (beg. 18. Dec. 1324) zu Dehli. Einen hohen Ruhm in der romantischen Poesie erlangte noch der Sohn des früher erwähnten Mystikers Attár, Muhammed Ben Ahmed Attár durch sein مهر ومشترى d. h. „Die Sonne und Jupiter," welches Gedicht 5120 Distichen enthält und im J. 778 (beg. 21. Mai 1376) vollendet wurde. Auch die heitere, freilich auch bisweilen schmuzige Muse erhielt ihre Huldigungen durch Nisári (نزارى) d. i. der Magere oder der Sekte der Nisári zugehörig aus Kuhistan, dessen Spotte selbst die Mystiker verfielen, und durch Obeid Sakáni, der viele Possen dichtete, den Scherz sehr liebte, aber oft ausartete. Aus Sakan bei Kaswin gebürtig, lebte er vorzüglich in Schirás und war ein Zeitgenosse des Selmáni.

Zum höchsten Schwunge, in der laufenden Periode nicht nur, sondern überhaupt in Persien, erhob sich die lyrische Poesie. Schems-ed-din Tabsi zu Herat, der schon genannte Chosru Dehlewi, der aus Verachtung der Welt später einen Theil seiner Lobgedichte vertilgte, Mosaffer Herewi, der den Sultan Moiss-ed-din Kurt in der ersten Hälfte des 14. Jahrh. besang, Fachr-ed-din Binakiti der Geschichtschreiber und Dichter des Abu Said Chán, der seinen Hof von vielen Dichtern umringt sah, Chodscha Abdallah Wassáf, der noch größere Historiker und Rhetoriker, gradezu der „Lobredner der Majestät" (وصّاف الحضرة) d. i. des Sultans Abu'lsaid, eines Nachkommen des Dschingischán, genannt, dessen wir später noch ein Mal gedenken werden, Ibn Nasiih, der Panegyriker des Veziers Gijáth-ed-din Muhammed Ben Reschid, Kemál Chodschendi, der Zeitgenosse des Hafis, der größtentheils zu Tebris lebte und den Sultan Oweis Dscheláir besang, was auch Selmán Sáwedschi d. i. der aus Saweh (ساوه) that. Auch ihn hatte das Schicksal aus seinem Vaterlande verschlagen, und wie er einer der größten Panegyriker seiner Zeit am Hofe des Oweis zu Bagdad Ruhm erntete, blühte der größte von allen, sein Zeitgenosse Hafis zu Schiras am Hofe der Familie Mosaffer. In dieser Stadt geboren, blieb er der Panegyriker dieses Hauses bis zu seinem Tode 791 (beg. 31. Dec. 1388), das mit ihm erlosch. Dieser berühmteste aller erotischen Lyriker, obwol Derwisch, und weil er den ganzen Koran auswendig wußte, Hafis genannt (er hieß eigentlich Schems-ed-din Muhammed), sang von nichts als Wein und Liebe mit solcher Begeisterung, Kraft und Fülle, daß er die widersprechendsten Urtheile erfahren mußte. Die Einen erklärten ihn für einen Freigeist, wollten ihm das ehrliche Begräbniß entziehen und das Lesen seines Diwan verbieten, was beides mislang, die Andern sahen in seiner begeisterten Liebe nicht die sinnliche irdische, sondern die göttliche geheimnißvolle und nannten den Dichter deshalb die „Zunge des Geheimnisses" (لسان الغيب). Sicher war letztere seinem Sinne fremd, und der mystische Anflug in einigen Gaselen, gab nur die Mittel zur Vertheidigung seines Unglaubens durch die darin herrschende Sprache her, zumal da er wirklich die Güter der Welt verachtete. Seine Ekstase ist die des höchsten Sinnenrausches, und Goethe und Hammer haben durch die Mittheilung (dieser übersetzte den Diwan vollständig) und Bearbeitung seiner Gedichte dieses Urtheil mehr als bestätigt, und überheben uns jeder weiter kritisirenden Schilderung seiner Poesie.

Mit Hafis nehmen wir Abschied von der Glanzperiode persischer Dichtkunst, die zwar fortan sich extensiv erweiterte und die Objecte ihrer Huldigungen vervielfältigte, aber intensiv in keiner Beziehung mit der frühern classischen Zeit sich messen konnte. Noch begegnen wir bedeutenden Dichtern in den verschiedenen Gattungen ihrer Kunst, aber nicht den größten. Auch trägt nicht die Zeit die Schuld, auch nicht die gesunkene Achtung der Dichtkunst und Dichter, im Gegentheil wurden Unsummen von den Beherrschern der Throne Persiens und von Dehli als Preise zuerkannt, und die Timuriden verleugneten völlig ihren barbarischen Ursprung; allein die Periode der großen Dichter hatte einmal ihren Umlauf genommen und Persien konnte keine Bevorzugung vor an-

dern Völkern erfahren, bei denen jede großartige Erscheinung ihre zeitweilige Geschichte hat. Wenn Dschámi mit seiner alle Gebiete umfassenden Poesie diese Endperiode beherrscht, so ist er im Verhältniß zu Firdusi als Epiker, Dschelál-ed-din als Mystiker, Enweri als Panegyriker, Nisámi als Romantiker, Sadi als Didaktiker, Hafis als Lyriker, doch nur ein Dichter untergeordneteren Ranges, obwol wir vorzüglich seiner Romantik hohe Vorzüge nicht absprechen dürfen; sicher ist er großer Meister in der Redekunst. In seiner frühen Jugend durch den Scheich Muhammed Kaschgari der Mystik gewonnen, athmet sein Diwan viel beschauliches Leben, und ihm blieb, wie auch mehre seiner Werke beweisen, immer eine gewisse Vorliebe für Asketik. Seine lyrischen Gedichte füllen nicht weniger als vier Diwane, in seinem Fünfer versuchte er sein romantisch-episches Talent, ahmte Sadi in seinem „Frühlingsgarten" (بهارستان) nach, und schrieb außerdem eine Menge prosaischer Bücher, unter denen seine Geschichte der Sufi (نفحة الانس d.i. „Hauch der Menschheit") und seine in Calcutta gedruckten Briefmuster einen vorzüglichen Rang einnehmen (Gesch. der schön. Redek. Pers. S. 313 fg.). Als Zeitgenosse des großen Vezier Mir Alischir lebte er viel im Umgange mit diesem am Hofe des Sultan Hosein und starb 82 Jahre alt 898 (beg. 23. Oct. 1492). Der Raum verbietet, hier auf eine nähere Schilderung aller seiner Poesien einzugehen, und es ist auch nicht nöthig, da von Hammer Treffliches zuerst darüber mitgetheilt hat. Noch sind unter den Mystikern der Lichtspender Said Qásim el-enwár (قاسم الانوار), den der Biograph Dewletschah den Taucher des Wahrheitsmeeres und den tiefen Kenner der Geisterwelt nennt, einer der berühmtesten dieser neuen Periode. Von Tebris aus, wo er geboren, begab er sich nach Herat, von da nach Balch und Samarkand, und wieder nach Herat, und starb im Dorfe Chordschard bei Nisabur 835 (beg. 9. Sept. 1431). Sein Diwan enthält nicht weniger als 3 bis 400 Gaselen, die voll reiner tiefer Mystik im Ausdruck doch weniger poetisches Colorit verrathen. Mit dem Ergusse seiner innern Lichtstrahlen in Prosa und Poesie verband der ebenfalls noch bedeutende Mystiker und Scheich Aseri (آذری) ein höchst strenges asketisches Leben, nachdem er in seiner Jugend eifriger Panegyriker gewesen war, dreimal nach Mekka gewallfahrtet und in Indien gelebt hatte, bis er in Isfahan starb. Hátifi (هاتفی) kleidete seine Mystik in ein romantisches Gewand durch sein Gedicht der „Ballen und der Schlegel" (كوى وچوكان), während Urfi die Gaselen und Qasiden seines Diwans mit unerträglicher Überschwenglichkeit füllt. Der letzte hier zu nennende Mystiker mag Mewlana Nasiri sein, der ebenfalls einen mystischen Diwan hinterließ.

An Dschami den Romantiker schließen sich in untergeordnetem Maßstabe Jahja Nisabúri Fettáhi durch seine „Schönheit und Herz" (حسن ودل) Hadsch. Ch. III. S. 67. Nr. 4502) im „Schlafgemach der Phantasie" (شبستان خيال) an. Bedeutender ist Hatifi aus Dschám, der Neffe Dschámi's, durch seinen Fünfer, der ihm einen ruhmvollen Platz unter den gleichen Gedichten einräumt, ebenso Hiláli, der [illegible] des Mir Alischir, der in seinem „Schah und [illegible]" die Männerliebe besang und 936 (beg. 5. Sept. [illegible]) als Schiit hingerichtet ward, und Mirsa Qásim [illegible]san, dessen Leila und Medschnún und Chosru und [illegible]rin in der Reihe dieser Gedichte mitzählen. Dagegen [illegible] sein Schah-nameh ohne besondern Werth. Unter den Dichtern waren wiederum die Panegyriker die zahlreichsten, zumal an den Höfen der Timuriden und [illegible]buriden. Unter ihnen zeichnete sich der Hofdichter des großen Ulugbeg, des Verfassers der astronomischen Tafeln, Ismet aus Bochára, aus, der 829 (beg. 13. Nov. 142[illegible]) starb; ferner Katibi (so vom Schönschreiben benannt), [illegible] an mehren Höfen (zu Herat, Nisabur, Asterabad) [illegible] und 839 (beg. 27. Juli 1435) an der Pest starb, [illegible] große Emir Alischir am Hofe des Hosein Mirsa, der [illegible]nen Meister Dschámi nachzuahmen suchte, und Mewlana Bennáji zu Herat und in Iraq, der von Alischir [illegible] eben geliebt, jenseit des Orus und nach Chorasan ging. Er fiel im Kampfe 918 (beg. 19. März 1512). Unter seinen Gedichten befindet sich auch ein Diwan erotischer Lieder, in welcher Gedichtgattung ihn jedoch seine Vorgänger Busati, Qádimi und Ehli aus Chorasan übertrafen. Unter den spätern Lyrikern verdient endlich noch der Molla Wahschi ehrende Anerkennung. Die Zahl der Satyriker häufte sich ebenfalls; unter ihnen rühmt man den witzigen Borunduk am Hofe des Timuriden Beiqara Ben Omar. In seine Fußtapfen trat Mewlana Kunbur aus Nisabur als satyrischer Naturdichter und später Mewlana Heireti und Agehi aus Chorasan, welcher Letztere ins Unfläthige ausartete. Als Volksdichter ragt Mewlana Tusi hervor, der Babur's Lob sang, unter dessen Regierung er vorzüglich hoch angesehen war. Den Räthseldichter, dabei größern Historiker Scheref-ed-din Ali aus Jesd, der 834 (beg. 19. Sept. 1430) starb, am Hofe Ibrahim's, des Sohnes Schahroch's, den Dichter der Gastronomie und Vorläufer des Almanac des Gourmands, Abu Isháq aus Schiras, der den Fürsten Alexander Ben Omar Scheich Behadúr an seinem Hofe beschmauste, die philosophischen und gelehrten Dichter Fachr-ed-din Auhadi Mestufi, der 868 (beg. 15. Sept. 1463) starb und die mannichfachsten wissenschaftlichen Gegenstände behandelte, und Saib, den lyrischen Epikuräer, und den Anthologen und Dichter Gaffári (غفارى), den Verfasser eines „historischen Bildersaals" (نگارستان) erwähne ich hauptsächlich, um obigen Ausspruch zu beweisen, in welchem Grade sich die extensive Ausbreitung der persischen Dichtkunst in der spätern Periode kundgab. Eigenthümlich unterscheidet sich noch Feidhi, des Großveziers Abu'lfadhl's, des Günstlings des Großmogul Akbar Bruder, durch seinen Diwan, der bald Lobgedichte auf seinen Gönner enthält, bald die Erhabenheit der Mystik preist, bald lieblichen erotischen Gesang anstimmt und

sche Zartheit im persischen Gewande unnachahmlich örpert. Ihm galt die Lehre des Brahma als ein nnencultus, dem er durch die Hymnen seiner „Sonstäubchen" huldigte. Noch mag Persien seit jenen rh. manchen Dichter in seinem Schooße geborgen ha- und noch heute bergen, allein die Blüthezeit der :sie, die classische Periode derselben, ist vorüber; erst e Geschlechter mögen neue große Dichter hervorbrin-., die dem Glanze ihrer Vorgänger sich nähern.

Wir fanden, abgesehen von dem religiösen Einflusse von Arabien herübergekommenen Islams die persische chtkunst sich selbständig entwickeln, und fragen wir wei-, ob es — ihr gleich — auch andere Wissenschaften chzuthun vermochten, so dürfen wir allerdings der Ge-ichte und vorzugsweise dieser den zweiten Rang ein-ımen. Auch sie brach sich, unterstützt durch dieselben emente, durch Beförderung von Oben und durch eine roische Zeit in und außer dem Vaterlande, eine Bahn, mit den Arabern würdig wetteifert, und durch innern ehalt unsere ganze Aufmerksamkeit fesselt. Darstellung d Sprache sind zum Theil gleich musterhaft und wer-n durch Veröffentlichung zugängig gemacht sich unge-eilte Anerkennung verschaffen. Waren im Schah-nâmeh tere Quellen benutzt, so diente hinwieder dasselbe für le Zukunft als solche über die frühesten Zeiten, und es bt keinen Historiker, selbst unter den größten, die eine niversalgeschichte sich zur Aufgabe stellten, der sich bis uf die Zeit der Abfassung dieses Epos desselben hätte tschlagen können. Wir treten mit der Geschichtschrei-ıng sogleich in eine spätere Periode ein, da es hier erst ne geschriebene Geschichte geben kann, und beginnen mit em Werke Fadhlallah's Reschid-ed-din, dessen erster Band ie pariser Collection Orientale eröffnet in einer Ausgabe Quatremère's, der bereits im Band V. der Fundgruben inen ausführlichen Bericht über den Verfasser und sein Werk gegeben hatte. Reschid-ed-din zu Hamadan 645 beg. 8. Mai 1247) geboren, schwang sich bis zum Ve-ier unter dem Dschingisiden Gasán empor, sah sich aber nter dessen Nachfolger verleumdet, und nachdem er eine eit lang in Tebris gelebt, sogar mit seinem Sohne Ibrahim im 73. Jahre seines Alters hingerichtet. Ihm erdanken wir eine drei Bände starke Geschichte unter dem Titel der „Sammler der Geschichten" (جامع التواريخ Habsch. Ch. II. S. 508. Nr. 3891) aus den Archiven gearbeitet, die er unter Oldscheitu (اولجايتو), dem Nachfolger Gasán's, vollendete, und auf dessen Anrathen durch inen vierten geographischen vermehrte. Das Werk enthält überdies nach den besten Quellen eine vollständige Sektengeschichte, und verbreitet sich über alle Muhammedanischen Länder und Völker, selbst die Franken nicht ausgenommen. Erst den Engländern scheint es nach großer Mühe gelungen, das vollständige Werk sich zu verschaffen, an dessen fragmentarischer Herausgabe Morley arbeitet. Reschid-ed-din hatte einen würdigen Nebenbuhler an Fachr-ed-din Muhammed Ben Abi Dawud Soleiman, gewöhnlich Binakiti (vgl. Habsch. Ch. II. S. 121. Nr. 2182. und III. S. 499 Nr. 6635) genannt, der unter der Regierung des Sultan Abu Said Behadurchan schrieb, an dessen Hofe er den durch seinen blühenden Styl allgemein berühmten Historiker Wassáf zum Zeitgenossen hatte. Seine Universalgeschichte beschäftigt sich vorzüglich mit den Genealogien der chataischen und indischen Fürsten, und berührt selbst die jüdischen Könige und griechischen Kaiser: Sie führt den Titel „Garten der Verständigen" (روضة اولى الالباب). Durch den rhetorischen Schwung der Darstellung ragt vor Allen als Muster schöner Redekunst das Werk des Chodscha Abdallah Ben Fadhlallah hervor, der unter dem Namen „Lobredner der Majestät," wie oben bemerkt, oder kürzer, der „Lobredner" (Wassáf وصّاف) bekannt geworden ist. Er umfaßt die Geschichte der Nachfolger Dschingischan's bis auf Abu Said herab (Habsch. Ch. II. S. 156 Nr. 2337). Ebenso schrieb Chodscha Abru unter Sultan Oweis eine Geschichte. Diesen Männern folgte Hamdallah Ben Hamid Ben Nasr Mestufi, der seine in sechs Hauptstücke zerfallende Geschichte von den Propheten an bis auf die einzelnen Dynastien der Herrscher herabführte und die Biographien großer Gelehrten einflocht. Er vollendete im J. 730 (beg. 25. Oct. 1329) dieselbe unter dem Titel تاريخ كزيده d. h. „auserwählte Geschichte" (vgl. Habsch. Ch. II. 143. Nr. 2290). Von demselben haben wir ferner die „Ergötzung des Herzens" (نزهة القلوب), ein geographisches Werk, wovon weiter unten. Früher vollendete der Kadhi Nasir-ed-din Abdallah Ibn Omar Beidháwi seine „Ordnung der Geschichten" (نظام التواريخ). Er starb 699 (beg. 28. Sept. 1299). Ebenso schrieb Abd-el-ressáq noch in der Weise des unerreichten Styles des Wassáf, dessen Verständniß noch jetzt den Türken als vollständigste Probe persischer Sprachkenntniß gilt, seine Geschichte am Hofe des Sultan Schahroch, und Gleiches erstrebte Scheref-ed-din Ali Jesdi, der Geschichtschreiber Timur's. Das „Buch des Sieges" (ظفر نامه), bekannt durch die Übersetzung von Petit de la Croix, das die Geschichte Timur's enthält, ist nach den sichersten Quellen und nach den Aussagen glaubwürdiger Zeugen auf Ansuchen des Sohnes Schahroch's, Ibrahim, gearbeitet, und reiht sich ehrenvoll an seine Vorgänger an. Außer diesen und andern Geschichtswerken in dieser Periode (vgl. darüber den Katalog Stewart's) wurden eine Menge kurzer Handbücher verfaßt, und man verschmähte keineswegs, nach dem Vorgange der Araber der Legende ganze starke Bände zu widmen. Die neuern Historiker bewegten sich in ihrer Darstellung völlig von ihren Vorgängern verschieden; diese weiß nichts von dem rhetorischen oft überkünstelten Style derselben. Unter denen, die der neuern Zeit angehören, ist an erster Stelle der allbekannte kurzweg Mirchond genannte Historiker zu nennen. Muhammed Ben Chawend-

schah Ben Mahmûd aus Chorasan war an der Bibliothek zu Herat bei Mir Alischir angestellt; diese enthielt fast nichts als historische Schriften, aus denen er seine Universalgeschichte unter dem Titel „Lustgarten der Reinheit" (روضة الصفا vgl. Hadsch. Ch. III. S. 501. Nr. 6651) in sieben Theilen zusammentrug. Von der Schöpfungssage beginnend, führte er sein Werk bis auf die Regierung des Sultan Hasan Beiqara herab. Über die gedruckten Fragmente derselben sehe man den Artikel Mirchond. Noch bei Lebzeiten des 903 (beg. 30. Aug. 1497) dahin geschiedenen Vaters, begann sein Sohn, der nach umgekehrten Sylben gewöhnlich Chondemir heißt, einen Auszug aus obigem Geschichtswerk unter dem Titel die „Quintessenz der Nachrichten" (خلاصة الاخبار vgl. Hadsch. Ch. III. S. 163. Nr. 4744), zu dem der Epitomater wenig Neues hinzufügte, und übrigens ganz dem Original folgte. Außer ihm verfaßte er jedoch ein eigenes Werk unter dem Titel „Freund der Biographien" (حبيب السير vgl. Hadsch. Ch. III. S. 14. Nr. 4396) in drei Bänden, wo er ebenfalls mit der Schöpfung beginnt und bis in die neueste Zeit herabgeht. Dedicirt ist es dem Staatssecretair des Ismail (gestorben 924, beg. 13. Jan. 1518), dem Sohne des Stifters der Dynastie Sefi, die jetzt ganz Persien beherrschte, Chodscha Habiballah, der ihn zur Abfassung dieser Universalgeschichte aufgefodert hatte. Ferner gab der Dichter Ahmed Ben Muhammed Gaffâri ein universalhistorisches Handbuch bis auf das Jahr 972 (beg. 9. Aug. 1564) herab, unter dem Titel „Weltenschmuck" (جهان آراى Hadsch. Ch. II. S. 658 Nr. 4352) und zwar für den Schah Tahmas (طهماس) heraus. Mit der Schöpfung der Welt beginnt auch der Molla Moslih-ed-din Muhammed Lâri seinen „Spiegel der Kreise und die Leiter der Nachrichten" (مرآة الادوار ومرقات الاخبار), die er bis auf's Jahr 974 (beg. 19. Juli 1566) fortgeführt hat. Das Buch ist dem türkischen Großvezier Muhammedpascha zugeeignet und wurde von dem bekannten türkischen Historiker Sa'd-ed-din in seine Muttersprache übertragen. Die besten Quellen sind treu benutzt und in einem Bande verarbeitet. Fadhlallah Ben Rusbehân Ben Fadhlallah Chondschi aus Isfahan, kurzweg Chodscha Molla genannt, schrieb eine Familiengeschichte des turkomannischen Sultan Jaqûb, einer Menge anderer Geschichtsbücher nicht zu gedenken, wie der Geschichte des Taberi (تاريخ طبرى), die Abu Muhammed Tebrisi aus dem Arabischen ins Persische in zwei Abtheilungen übersetzte und der londoner Oriental Translation Fund durch Dubeux in Paris französiren läßt, — der „Judengeschichte" (تاريخ موسوى) von Moin-ed-din aus Herat (*Stew.* Cat. 7. XIII), das Deráb-námeh (داراب نامه), eines biographischen Werkes [illegible] *die persischen* [illegible] macedonischen Könige und die alten [illegible]*ischen* [illegible] und Philosophen von Abu Tâhir aus [illegible] *in* [illegible] nien (Ebendas. XIV. — vgl. auch die [illegible]*dien* [illegible] N. VI. an). Mit Auswanderung der [illegible] *Herr*schaft nach Indien — poetische Geschichtswerk[illegible] *das* Schâh-námeh von Mirsa Qâsim, welches die [illegible] Schah Ismail besingt, übergehe ich — wurde [illegible] Dichtkunst auch die Geschichtschreibung dahin [illegible] die Zahl der dort entstandenen Werke ist so [illegible] daß in dem Kataloge der Bibliothek von [illegible] von Stewart allein 25 angeführt werden (XXVIII–[illegible]) die Geschichten der Heiligen, Propheten und [illegible] abgerechnet, die dort die Zahl von 55 (LIII–CXV[illegible]) erreichen. Außer diesen möchte es freilich [illegible] von Bedeutung geben. Ich hebe unter ihnen [illegible]weise die nennenswerthesten heraus. **Das** [illegible] oder Buch über den Großmogul Akbar, geschrieben [illegible] dessen berühmten Wesir Abu'lfadhl Mobârek ist [illegible] der denk- und glaubwürdigsten Geschichten (XXXIV[illegible]) die in drei Theilen die Zeit der Vorfahren Akbar's, [illegible] 47jährige Regierung (in zwei Abtheilungen) und die Regierungsgebräuche Akbar's in einem umfassenden Staatsgemälde schildert. Den letzten Theil enthalten in [illegible]scher Übersetzung die zwei Quartbände **Ayeen Akbery; or, the institutes of the Emperor Akber** (By *Francis Gladwin*, zuerst Calcutta 1783, dann London 1800 und 1801), *wo das Vorwort zu vergleichen* — ferner die von Muhammed Qâsim Ferischtah aus Ahmednagar [illegible] Dekkan herausgegebene Geschichte (XXIX كتب خزينة تمام), auf die der Verfasser 20 Jahre verwendete, [illegible] die in einer Einleitung, zwölf Büchern und dem Schlußworte, die frühere Geschichte Indiens, und vom Buche 1. an die der Gasnewiden bis zur Ankunft der Portugiesen und anderer Europäer, und die Niederlassung der Engländer in Surate enthält und dem *Sultan* Abu'lmosaffer Ibrahim Adilschah II. von Beidschapur (1619) gewidmet ist. Ihm zur Seite stehen die طبقات اكبرى, die in einem Vorworte die alte indische Geschichte und vom ersten bis neunten Buche die Muhammedanische Fremdherrschaft in jenem Lande nach den bedeutendsten Provinzen bis auf Akber herab schildern (XXVIII). Verfasser ist Nisâm-ed-din Ahmed Ben Muhammed von Herat, der sein Buch Akber um 1600 widmete. Gerühmt wird außerdem das Geschichtsbuch von Muhammed Haschim, welches den Zeitraum von dem Einfall des Sultan Babur in Indien 1519 bis zur Regierung des Muhammed Schah 1732 umfaßt und dem Verfasser den Titel Chafi Chân (خافى خان d. i. the Clandestine Lord) verschaffte. Der Titel ist منتخب اللباب und das Werk soll einer Übersetzung vor *Allen* würdig sein. Die indischen Herrscher Muhammedanischen Stammes bis auf Akber schildert تاريخ پادشاهان هند oder „die Geschichte der indischen Padischahe," und die

en des Hauses Timur (الامرآء التيمورية), die „Denk-
›igkeiten" (مآثر) von Abd-elhajj Ben Abd-el-ressâq
ıb vom J. 1779, die lexikalisch geordnet mehre hun-
Männer näher aufführen. Mehr chronikenartig ist die
pilation (مجموعة) des Mirsa Mehdi (ميرزا مهدى)
ılten, die den Zeitraum von 1423 bis 1708 einschließt.
s Handbuch des Ibrahim Ben Horeira (تأريخ
ابراهم) geht bis in die früheste Zeit zurück und schließt
t den Eroberungszügen des Sultan Babur (1528),
n auch das Buch gewidmet ist. Zahlreich sind auch
Biographien einzelner Herrscher, wie des Afgha-
n Schir Schâh (شير شاه) um 1539, der zum Thron
langte, des Veziers Abd-el-rehim Chân der Chane
(مآثر رحيمى) von Abd-el-baqi um 1613 geschrieben,
s Kaisers Dschihangir, der seinem Vater Akber 1605
lgte, von Motamid Chân (معتمد خان). Das Werk
ıhrt den Titel „Glücksbuch" (اقبال نامه), des Dschi-
ân, des Vorigen Sohn (شاه جهان نامه), von Ta-
ir Inâjet Chan, des Aurungzeb Alemgir (عالمكير نامه)
on Mirsa Muhammed Qâsim, der nicht entschiedenes
Glück damit bei dem Kaiser machte. Von demselben
Kaiser handeln die مآثر عالمكيرى betitelten Memoiren
ı zwei Büchern und einem Anhange von Muhammed
Saqi Mustaid Chan, des Schah Behadur (تأريخ بهادر
شاه), dessen Enkels Ferruchsir (تأريخ فرخ سير) und
anderer Sultane und Große, darunter auch afghanischer
Häuptlinge und der Fürsten untergeordneter Staaten in
Indien, die Biographien der Dichter und Gelehrten abgerechnet, wie von Dewletschah, Sam Mirsa und andern, deren schon oben gedacht wurde. Die „Heiligen- und Märtyrergeschichten," sowie die „Lebensbeschreibungen Muhammed's," sind überaus zahlreich und umfassend, ihr Inhalt aber beschränkter und vorzüglich aus arabischen Originalen entlehnt.

Geographien und Reisebeschreibungen, getrennt von Geschichtswerken, zählt die persische Literatur ebenso wenig in Überfluß wie die arabische, wozu noch kommt, daß ein Theil der persischen reine Übersetzungen aus dem Arabischen sind. Auch darf nie aus den Augen gelassen werden, daß hinwiederum ein bedeutender Theil arabisch geschriebener geographischer Schriften von Persern verfaßt sind. „Die Literatur der Erdbeschreibung bei den Arabern" vom Prof. Wüstenfeld liefert fast auf jeder Seite Belege für diese Behauptung, und ich gedenke nur des Abu Said Hasan Sirâfi und des Abu Said Abd-el-rahman Idrisi Asterâbadi, die beide in Persien geber— ihre historisch-geographischen Werke arabisch niederschrie—

Daß Ouseley's aus dem Persischen gemachter englischen Übertragung der Oriental Geography kein persisches Original, sondern nur eine persische Übersetzung des Buches der Klimate von Istachri zum Grunde lag, ist erwiesen, und er irrte wol auch nur in der Angabe des arabischen Verfassers. Ebenso machte Ali Ben Isa seinen persischen Auszug aus des Serachsi Werk „Die Wege und die Reiche" (vgl. Not. et Extr. VIII. p. 157). Des Reschid-ed-din's geographischen Anhangs zu seiner persischen Mongolengeschichte in einem Bande ist oben gedacht worden, und was die Reisebeschreibungen anlangt, so hat von Hammer in den schönen Redekünsten Persiens (S. 414) die bedeutendsten namentlich aufgeführt.

Um uns von der Poesie nicht zu weit zu entfernen, berühren wir gleich hier noch die zu den schönrednerischen Schriften gehörende Briefschreibekunst, die Kunst Inscha (انشآء) als die unentbehrliche Eigenschaft jedes nicht ganz gewöhnlichen Secretairs. Es gibt von dem ersten Werke Watwât's an bis auf die neueste Zeit sowol über die Kunst des Zierlichschreibens an sich, als auch in Mustersammlungen eine Auswahl des Vortrefflichsten, da die ganze Gewalt der Rhetorik in ihnen ihren Ausfluß hat. Von Hammer hat in seinen schönen Redekünsten Persiens (von S. 412 an) nicht nur das Wesen, die Ausbildung und die Ausartung derselben näher geschildert, sondern auch die vorzüglichsten Schriften darüber nachgewiesen; und wer letztere noch genauer kennen lernen will, findet Weiteres in dem Katalog Stewart's (von S. 87 an), wo nicht weniger denn 51 Schriften ausführlicher angegeben sind. Sehr oft sind der Kunstprosa Verse der Verfasser eingestreut, und sie nähert sich in dieser Beziehung der Anthologik, die auch im Persischen ihre zierlichen Blüthen getrieben hat. Fabeln, wie die elegante unter dem Titel „Anwar Soheili" (انوار سهيلى) von Hosein Wâis Kaschifi gemachte Übersetzung der Fabeln Bidpai's, moralische und sotadische Erzählungen, Novellen, Satyren, Possen, Romane, Anekdoten der witzigsten Gattung, Geistergeschichten und wie wir alle die einzelnen Gattungen unserer unterhaltenden Literatur bezeichnen, haben recht eigentlich ihre Heimath auf Persiens Grund und Boden, von dem sie in das arabische Gebiet verpflanzt wurden, wie dieses wiederum jenen bereicherte. Wer kennt nicht die Sammlung persischer Mährchen von Nechschebi unter dem Titel „Tuti-nâmeh" (طوطى نامه), welche Iken teutsch übersetzte und Kosegarten theilweise mit einem Anhange versah? Wer nicht das „Rosenöl" oder Sagen und Kunden des Morgenlandes aus arabischen, persischen und türkischen Quellen von Hammer gesammelt? Diese mögen nur beispielsweise hier erwähnt sein, aber vergessen darf nicht werden, welch reiche Quelle Persien für die wunderbaren, abenteuerlichen, dem Reiche der Zauberer, Feen, himmlischen und höllischen Geistern, der fabelhaften Thierwelt unsers mittelalterlichen Sagen- und Legenden-
[illegible] Erzählungen ward? Wie geschickt wuß-
[illegible] Fundgrube ihrer ältern fabelhaften
[illegible] auszubeuten, welch reichen Stoff

gewährten ihnen die biblische Geschichte und die Anspielungen des Korans auf dieselbe für ihre Phantasie? Welche Mährchenwelt hat zarter gehaltene luftigere Wesen geschaffen als die Peri's? Welche hat riesenhaftere wahrhaft Herkulische Kämpfe und Großthaten aufzuweisen als die Rostem's? Wo spielen Talismane und Schutzgeister eine entschiedenere Rolle? Das und unendlich vieles Andere sind nur leise Andeutungen dieser unerschöpflichen Zauberwelt, mit denen wir uns hier begnügen müssen.

Je selbständiger wir diesen Baum der Literatur und seine schlanken immer grünen Zweige von den Persern gepflegt sehen, desto abhängiger treten sie uns in vielen der ernsteren Wissenschaften entgegen, und vorzugsweise in der Theologie und Jurisprudenz. Der Grund liegt in den oben unter den einleitenden Bemerkungen angegebenen Bedingungen der religiösen und politischen Umwandlung, die mit den Persern seit Annahme des Islams vorging. Weichen sie von den Ansichten ihrer Bezwinger ab, so suche man den Unterschied und den Gegensatz in dem unversöhnlichen Widerstand, den die Anhänger Ali's, die Schiiten, den nach Muhammed auf den Thron gelangten Khalifen und ihren Gläubigen, den Sunniten, bis heute auf das Kräftigste und Entschiedenste entgegenstellen. Diese tiefe Kluft einer Glaubenstrennung, die die Jahrhunderte nicht auszugleichen gewußt, gestaltete das Sektenwesen, den Geist der Religionsübungen, selbst die Dogmatik in mehren Lehrsätzen, die Literatur der Andachts- und Erbauungsbücher, die Richtung der Mystiker in beiden Parteien in eigenthümlicher Weise, und in diesem Geiste ward natürlich auch der gegenseitigen Literatur der Stempel heterogener Ansichten aufgeprägt. Dessenungeachtet ist in den Grundwissenschaften des Korans und der Sunna die Abhängigkeit der Perser von der arabischen Literatur schon durch die Armuth selbständiger zu uns gelangter Lehrbücher erwiesen; es reichte aber auch nur der Anflug, der leise Verdacht einer Hinneigung zu schiitischen Glaubensmeinungen hin, um in den Geruch vollständiger Ketzerei zu gerathen und das Verdammungsurtheil über sich ausgesprochen zu sehen. Einen deutlichen Beweis liefert der gerühmte Commentar Samachscheri's zum Koran, der sich vielfacher Verdächtigung von Seiten der strenggläubigen Sunniten ausgesetzt sah, trotz dem, daß er arabisch geschrieben ist und ihm seine großen Verdienste nicht abgesprochen werden können. Daher ward er auch ins Persische übersetzt und Bruchstücke dieser Übersetzung nebst Erläuterungen dazu sind uns erhalten worden. Auch der Beidhâwi'sche Commentar ward in's Persische übersetzt; dessenungeachtet bewahrten sich die schiitischen Glossatoren dazu ihre divergirende Ansicht, während die persische Kritik nur in wenig Stellen von den Texteswörten des Korans selbst nach sunnitischer Lesart abweicht. Persische Interlinear-Übersetzungen des Korans sind übrigens nichts Seltenes, und selbst eine solche in Indien gedruckt. Die im Maiheft (1842) des pariser Journal Asiatique von Garcin de Tassy zuerst bekanntgemachte neu aufgefundene und im schiitischen Sinne geschriebene Sure behält sich der Unterzeichnete vor, einer besondern Kritik

zu unterwerfen und erwähnt daher nichts Wei[...]
über. Großes Ansehen genießt die persische [...]
des Korans und des persisch geschriebenen [...]
dazu, welchen Hosein Wäis Kaschifi im 15. [...]
oben gerühmten Wesir Alischir von Chorasan [...]
Ein neuerer vollständiger Commentar zum [...]
Ahmed Ben Muhammed aus Guserât führt [...]
„der Enthüller der Wahrheiten und das [...]
Feinheiten" (كاشف الحقايق وقاموس الدقائق [...]
wöhnlich aber heben persische Commentatoren gern [...]
Suren heraus, denen sie ihre Auslegungen unter[...]
und dadurch ihre Gesetzwissenschaft motivirten und [...]
ficirten. Ebenso erging es mit den Traditionswis[...]
senschaften. Auch hier lagen rein arabische durch [...]
Sprache Muhammed's ausschließlich bedingte Origin[...]
vor. Diese Sammlungen der prophetischen Über[...]
wurden entweder ganz oder theilweise übersetzt und [...]
so die arabischen Commentare dazu. Die Perser [...]
sich zu unabhängiger Erklärung nur einzelne Capitel [...]
kleinere Sammlungen, unter denen die Vierzig [...]
(چهل حديث) wie bei den Arabern (الاربعون) [...]
vorzügliche Rolle spielen, und suchten dadurch manche [...]
rer abweichenden Bestimmungen für Gesetz und Ri[...]
zu vertheidigen und zu belegen, und bei der großen [...]
zahl dieser Überlieferungen, bei der schwankenden Kri[...]
und dem freigegebenen Urtheil über die Echtheit von [...]
senden derselben, bei der Möglichkeit einer verschieden[...]
gen Erklärungsweise lassen sich die Eigenthümlich[...]
der Andersdenkenden um so gerechtfertigter festhalten[...]

Den Gebets- und Andachtsbüchern ist [...]
auch bei den Arabern gewöhnlich eine Lobpreisung [...]
hammed's beigegeben, nur daß bei den Persern auch [...]
und seine beiden Söhne Hasan und Hosein ihren [...]
bekommen. Die Gebete sind auf alle Gelegenheiten [...]
rechnet und ihnen oft talismanische Abwendungsmittel [...]
gezeichnet. Solcher Amulete tragen viele der [...]
Ali, oder dieser selbst gilt als solcher. Die be[...]
durch die Zuversicht auf die Gewähr dessen, was [...]
ten, kanonisch gewordenen Gebetsammlungen bei den [...]
bern finden sich übrigens fast sämmtlich in persischen [...]
setzungen vor. Die „systematische Theologie," die [...]
nannten „Glaubensbekenntnisse" oder „dogmatischen [...]
sätze" (عقائد) beschäftigen sich zwar alle mit den [...]
cipien des Muhammedanischen Glaubens, mit der Kennt[...]
niß Gottes, seinen Eigenschaften und Vollkommenheiten [...]
und seinen heiligen Namen, mit den Engeln und [...]
pheten und heiligen Schriften, mit der Auferstehung [...]
jüngstem Gericht, mit der Prädestination, mit Mu[...]
med, als dem größten aller Propheten und dem [...]
schaffenen Wesen, mit der Beweisführung für den [...]
lichen Ursprung des Korans und seiner Offenbarung [...]
den Engel Gabriel an den Propheten, mit den Vorschrif[...]
ten für das Gebet, die Abwaschungen, das Almo[...]
Fasten und die Wallfahrt und was sonst zu dem [...]
ständigen Glaubenssysteme eines Moslim gehört, [...]
nur unbeschadet der schiitischen Lehre

em

\[...\]e Ali's, \[d\]en die eifrigsten Anhänger Muhammed \[...\]schätzen, und seiner Söhne, nebst allen aus ihm \[...\]eitenden Consequenzen für die kirchliche Oberhoheit \[...\]Imamschaft, und zumal der scholastische Theil läßt \[...\]nterschied der beiden Glaubensrichtungen auf das \[...\]iedenste hervortreten. Hier erging sich der Sekten\[...\]nit seinen metaphysischen Speculationen um so freier, \[...\]as Positive sich den Sonderansichten fügen mußte, \[...\]wo der Grund ermangelte, derselbe durch Philoso\[...\] ersetzt wurde. Oft sind die hier einschlagenden \[...\]ücher in die Form von Frage und Antwort einge\[...\]t oder gradezu polemisch gehalten, während es auch \[...\]ch geschriebene gegen die Schiiten und ihre Doctri\[...\]gerichtete Streitschriften gibt, wie die عقائد سنيّة \[...\] die sunnitischen Glaubensbekenntnisse von Ibrahim Muhammed, und die tela ignea oder „sengenden brennenden Blitze" (صواعق محرّقة) von Ahmed Hadschr. Die Moral hielt gleichen Schritt, und \[...\]ie von den abweichenden Ansichten berührt wurde, \[...\] sie in ihren Folgerungen aus den Grundlehren dem \[...\]cipe treu. Die Achláqi Mohsini (Hadsch. Ch. I. 204. Nr. 285) und die Achláqi Nasiri (احلاق ناصر a. a. O. S. 205. Nr. 287), denen wir auch Achláq El-Dschelál (a. a. O. S. 202. Nr. 275) \[...\]ählen können, sind Musterschriften dieser Gattung, de\[...\] Inhalt Stewart (*S. 50 und 51) genauer verzeich*\[...\] *Vorzüglich* hat man dafür gesorgt, den Fürsten \[...\]bücher für ihr moralisches Verhalten in die Hände \[...\]geben, um ihre öffentlichen und Privattugenden zu \[...\]tern. Diese Pflichtenlehre erstreckt sich aber auch in \[...\]en Werken, außer der Selbstkenntniß und Kenntniß \[...\] bestehenden Welt, auf die Kenntniß von Gott und \[...\] zukünftige Leben, und mengt abstracte Forschungen \[...\], die eigentlich nicht hierher gehören. Auch schließen die bessern Lehrbücher, wie die genannten, aus. Diese \[...\]halten wahrhaft christliche Grundsätze und allgemein \[...\]ische Vorschriften des täglichen Lebens und der gesell\[...\]aftlichen Tugendübung, die vom Muhammedanischen \[...\]andpunkte aus betrachtet, volle Anerkennung verdienen. \[...\]e Beispiele, dem Leben frommer Scheiche und anderer \[...\]tesfürchtigen Männer entnommen, beweisen eine schöne \[...\]sbildung des Sittlichkeitsgefühls, der nur nicht immer \[...\] That jener Völker entsprechen will.

\[...\]Wie die Theologie hat auch die Rechtslehre den \[...\]m ihrer Gesetze den arabischen Lehrbüchern entnommen. \[...\]e in Indien gedruckten Grundwerke, unter denen das \[...\]dáye, or Guide to the Musulman Laws (هداية \[...\]في الفر) von Margináni eine Hauptrolle spielt, zeu\[...\] für das herrschende System der Anwendung da, wo \[...\] öffentliche Sprache bisher die persische war. Die \[...\]esse fügte alsbald dem Originale die bed\[...\] Com\[...\]ntare bei (1831), wie das Inayah, \[...\] the Hedayah (العناية) vom \[...\]hammed Ben Mahmud Bab\[...\] (كفاية) in vier Quartbänden. Charles Hamilton übersetzte schon früher (1791) das Hedaya englisch in vier Quartbänden, und diese Druckwerke in Verbindung mit den Sammlungen der Rechtssprüche (فتاوى), wie die Futawa Alemgiri (a Collection of opinions and Precepts of Mohammedan Law, compiled by command of the Emperor Aurungzeb, sechs Quartbände 1829) und die Fatavi Hammadiyah dar Ilm i Fikh (a Treatise on Mahommedan Law; in the Persian Language. Zwei Octavbände [Calc. 1825]) bilden einen ziemlich vollständigen Gesetzcodex des Muhammedanischen Rechtes, sind aber mit Ausnahme des letztern alle arabischen Ursprungs. Den arabischen Rechtsschriften gegenüber sind ferner die persischen nur entweder ausgeführtere Erläuterungen, oder unbedeutendere Abhandlungen über einzelne Capitel oder Lehrbücher, Compendien, gewöhnlich in der Form von Fragen und Antwort. Streitschriften blieben nicht aus, und nach schiitischen Grundsätzen abgefaßte Handbücher isolirten auch in Bezug des Civil- und kanonischen Rechts den Abtrünnigen oder Andersdenkenden von dem Rechtgläubigen. Ein solches Compendium ist z. B. der von Behá-ed-din zum Gebrauch für den Schah Abbás von Persien gegen Ende des 16. Jahrh. abgefaßte „Sammler" (جامع عبّاس), und deren gibt es mehre, sowie die indisch-muhammedanischen Fürsten fortwährend bis auf Tippo Sahib herab die Rechtsaussprüche berühmter Gesetzgelehrten zu Werken ansammeln ließen, wie die schon erwähnten Futawa Alemgiri darthun. So enthalten die فتاوى فيروز شاهى in nicht weniger als 150 Capiteln die richterlichen Entscheidungen der geachtetsten Juristen zu Delhi unter der Regierung des Firús Schah, und die فتاوى محمدى in 330 Capiteln wurden auf Befehl des Tippo Sahib von einer Gesellschaft der gelehrtesten Ulemas zu Mysore zusammengetragen und geordnet. Die Kriege mit den sunnitischen Türken und früher mit dem Chalifate riefen besondere Paragraphen des Kriegsrechtes bei den Persern hervor, wie ja die Scheidung sich in dieser Wissenschaft wie in den andern soweit möglich kund geben mußte.

Unter den Muhammedanischen Gelehrten, die sich mit den philosophischen und exacten Wissenschaften beschäftigten, war ein großer Theil persischer Abstammung; sie schrieben aber arabisch und raubten dadurch ihrer vaterländischen Literatur eine vorzügliche Zierde. Mehre, wie Nasir-ed-din Tusi und Gasáli, gaben zwar Schriften in beiden Sprachen heraus, ihre Hauptwerke aber sind fast durchgängig, zumal die von Gasáli, arabisch, und Männer wie Schehâb-ed-din Soharawerdi büßten ihre Schuld auf Befehl sunnitischer Herrscher, weil sie mehr Philosophie als Religion besäßen, und im Ganzen war ja auch der persische Grund und Boden zu freieren Erörterungen philosophischer Gegenstände geeigneter, als der arabische. Dazu kam, daß durch die Vorliebe des Chosroes Anuschirwan für griechische Philosophie die Schrif\[ten\] und Lehren des Plato und Aristoteles den Persern

schon vor Muhammed keine unbekannte Sache waren. Wie sollten auch, abgesehen von dem frühern lebhaften, auch wissenschaftlichen Verkehr, zwischen Persien und Griechenland, die sich an den Hof jenes Chosroen vor den Verfolgungen des Kaisers Justinian flüchtenden griechischen Philosophen, und ihr längerer oder kürzerer Aufenthalt daselbst ohne Einfluß auf die Perser geblieben sein? Die Mager mußten sich, vermöge ihrer Stellung, zunächst mit der jenseitigen Philosophie bekannt machen, und Anuschirwan ließ die Schriften der beiden genannten griechischen Philosophen und außer ihnen sicher noch andere gradezu ins Persische übersetzen. Als das Studium der griechischen Schriften unter den Abbasiden zu seiner größten Blüthe gedieh, blieben die an ernstere Betreibung der Wissenschaft gewöhnten Perser, die schon frühzeitig eine Übersetzung des Homer besaßen, von dem regen Treiben der arabischen Akademien und ihrer Hinneigung zu weiterer Ausbildung mit Hilfe aus dem Griechischen gemachter Übersetzungen allerhand Schriftsteller nicht unberührt, nur daß mit Hintansetzung der persischen Sprache der weitere Ausbau und die nach Muhammedanischem Zuschnitt gemodelte Speculation arabisch erfolgte. Sollen doch der Ethik des Nasir-ed-din Tusi (اخلاق ناصری) hauptsächlich griechische Lehrsätze zum Grunde liegen, und wie diese Moralphilosophie sich so entschiedenen Eingang verschafft hatte, sehen wir auch in der Theologie, Metaphysik und Naturphilosophie überall die leitenden Elemente. Möge anstatt aller weitern Belege für diese Behauptungen das, was Tholuck in seiner speculativen Trinitätslehre des spätern Orients und in seinen Commentationen De vi, quam graeca philosophia in theologiam tum Muhammedanorum tum Judaeorum exercuerit aus persischen Schriften mitgetheilt hat, hier gelten und uns jeder weitern Verfolgung dieses Abschnittes überheben, dessen Grundzüge hier allein anzugeben sind, und indem wir auf die Werke über Geschichte der Philosophie verweisen, die auch die vorzüglichsten Schriftsteller erwähnen, deuten wir noch auf die Documenta philosophiae Arabum von Schmölders hin, die manchen hier einschlagenden Wink enthalten. Mehre Schriften enthalten auch die Kataloge orientalischer Handschriften von europäischen Bibliotheken, die manchen unausgebeuteten Schatz enthalten und die Beantwortung mancher Frage schuldig sind.

Die mathematischen Wissenschaften verdanken ebenfalls den Persern einen großen Theil ihrer nähern Bekanntmachung und weitern Ausbreitung unter den Arabern. Abgesehen von den Elementen des Euklides und den Schriften des Ptolemäus, von denen die wahrscheinlich unter der Regierung des Seldschukiden Melikschah, eines großen Freundes der mathematischen und astronomischen Studien, verfaßten persischen Übersetzungen unter den handschriftschen Schätzen europäischer Bibliotheken sich befinden, kennen wir eine bedeutende Anzahl selbständiger Werke, unter denen die astronomischen Tafeln einen vorzüglichen Rang einnehmen. Man gehe die im Hadschi Chalfa (von Tom. III. S. 556 an) unter dem Titel Tabulae astronomicae (زيج) angegebenen Werke durch, um eine Übersicht über die Menge und Bedeutung [...] Schriften zu erhalten, und was uns Johannes [...] nebst andern Gelehrten zuerst aus persischen [...] bekannt gemacht haben, trägt nicht weniger [...] geschichte dieser Wissenschaften bei. Die er[...] aller dieser Studien ging von den Schriften [...] aus, die, nachdem sie und ihre Commentare [...] übersetzt worden, wiederum vielfach von den [...] mentirt wurden. Nasir-ed-din, der Übersetzer de[s] [Ptole]mäischen Quadripartitum, förderte die astronomischen [Stu]dien hauptsächlich durch die von Hulagu erbaute [ausge]zeichnete Sternwarte zu Meraga, deren Director e[r war] und wohin die ausgezeichnetsten Gelehrten zu kommen [...] nöthigt wurden. (Vgl. Hadschi Ch. a. a. O.) A[us den] dort gemachten Beobachtungen gingen die ايلخانى (tabulae Ilchanicae) hervor, denen die des gel[...] lehrtesten unter allen Muhammedanischen Für[sten] [...] Beg, würdig zur Seite stehen (vgl. den Art. Ulu[g Beg]). Von Nasir-ed-din haben wir übrigens ein noch [...] zeichnetes Lehrbuch (رسالة) über Geometrie, Astro[nomie] und Astrologie, während Gijâth-ed-din Dschemschid [...] ein anderes und durch die mit und auf Antrieb de[s] [...] Beg verfaßten kaiserlichen Tafeln (زيج الخاقانى) [...] Schriften noch vervollkommnete und vervollständigte. [Über] den Inhalt derselben belehrt Stewart (a. a. O. S. 10[...]) der von den vielen Commentaren zu diesen Schriften [...] erwähnt. Auch wurden Ansummen für Instrumente [...] Bücher ausgegeben, und noch jetzt zeigt sich eine [...] Vorliebe bei den Persern für die Astronomie, die [...] lich auch astrologische Zuthat gefallen lassen muß[...] [Ne]ben den logischen, philosophischen, mathematisch[en] [...] astronomischen Schriften der Griechen zogen vorz[üglich die] medicinischen ungetheilte Aufmerksamkeit auf sich. [Hip]pokrates und Galenus wurden unter ihnen geläufi[ge] [...]inen und Autoritäten, und Chirurgie, Medicin [...] Botanik zählen schätzbare Werke in ihrer Literatur; [...] diese Wissenschaften erhielten gleich von vornherein [...] Art systematischen Anstrich, und indem man die Phar[...] makopöien und Apothekerkunst nicht vernachlässigte, that man auch in der Naturlehre nach allen [...] hin das Mögliche. Freilich liest man heutzutage [...] Beobachtungen und die Beweisführung für die [...] Naturerscheinungen nicht ohne Lächeln; allein man [ver]gesse die Zeit nicht, in der sie niedergeschrieben w[urden] und den damaligen Zustand der Naturwissenschaften [über]haupt, sowie daß neben dem Geringfügigen und [Abge]schmackten vieles Andere vorkommt, was unsere ga[nze Be]wunderung auf sich zieht. Leider ist hier der [...] um genauer mit den Resultaten dieser Disciplinen [...] zu machen; wir müssen uns mit übersichtlichen Andeutun[...] gen begnügen, um der Gefahr gegründeter Anschuld[igung] wegen zu weitläufiger Ausführung der Aufgabe zu ent[gehen].

Noch erwähnen wir schließlich die philologi[schen] Disciplinen, und zwar die rein lexikalischen und gra[mma]tischen, indem über die rhetorischen und metrischen [...] oben die nöthigen Winke gegeben worden sind. Die [...]

s bereits mit den bessern Schriften dieser Literatur, ich von Indien aus, bekannt gemacht. Das Bor-Qatiu (برهان قاطع) mit vorausgeschickter kur-ammatik, welches in Großquart 1818 zu Calcutta , war nur dem Umfange nach — an sich ist es chst brauchbares Wörterbuch — ein Vorläufer des ten „Siebenmeers" (Haft Kulzum هفت كلزوم), sechs Folianten den sprachlichen Theil zu erschöpfen und in einem siebenten die Grammatik hinzufügte. Werk erschien zu Lucknow 1822, und ging aus der des königlichen Verfassers, des Sultans von Oude, . Beide Werke geben eine befriedigende Ansicht den Standpunkt der einheimischen linguistischen Stu- und lassen uns weitere Arbeiten dieser Art überge- Das Borhani Qatiu oder den schneidenden Beweis n wir überdies in einer türkischen, zu Constantinopel ckten, Übersetzung von 863 engen Kleinfolioseiten; was endlich die europäischen Studien der persischen atur und die in ihr erschienenen Druckwerke anlangt, t vollständiger, als hier geschehen konnte, in dem Art. entalische Studien (3. Sect. 5. Th. S. 214 fg.) en die Rede gewesen.

Wenn überdies Handschriften, die noch andere Zweige der Literatur neben den hier erwähnten Hauptwissenschaften der Perser berühren, Veranlassung zu weiterer Erörterung literarisch-historischer Fragen geben konnten, so unterblieb diese absichtlich, da ihr Werth neben dem Gegebenen nicht in Betracht kam. (*Gustav Flügel.*)

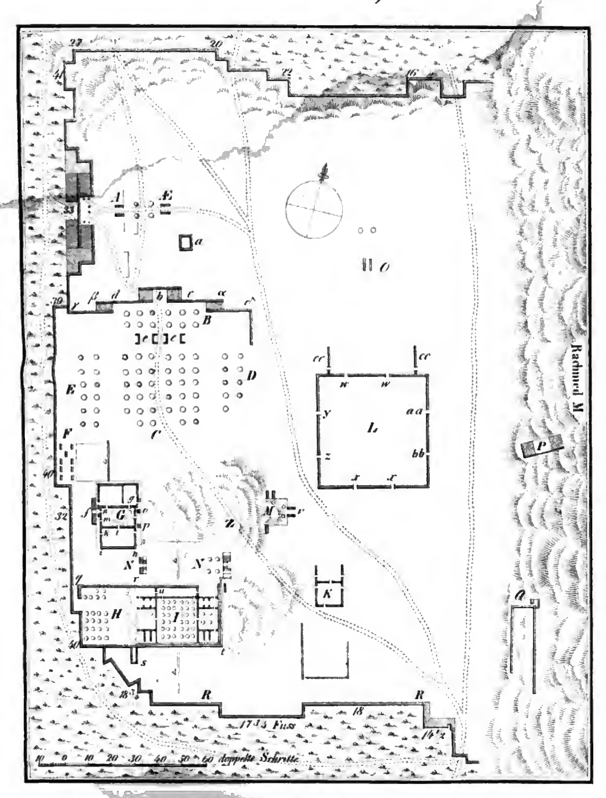
PERSER (Bildhauerkunst), heißen bei den Engländern männliche Statuen (Atlantiden), welche Gesimse und dergleichen zu tragen bestimmt sind. Sie kamen zuerst nach dem Siege, welchen Pausanias über die Perser davon trug, in Athen in Gebrauch, bestanden aus männlichen Statuen mit vorn zusammengebundenen Händen und anderen Zeichen der Sklaverei, und dienten an der Stelle Dorischer Säulen, um das Gewicht Dorischer Simse zu tragen. Nach le Clerc repräsentiren die Perser jedoch nicht blos die Sklaverei, sondern auch die Kraft, Freude, Trauer rc., und stellen dann Götter, Heroen, Faune und Satyrn dar. (*G. M. S. Fischer.*)

PERSE-RASCH (ras de Perse), eine Art des unter dem Namen Rasch bekannten Seidenstoffs. (*Karmarsch.*)

Ende des siebzehnten Theiles der dritten Section.

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Zum Artikel Persepolis.

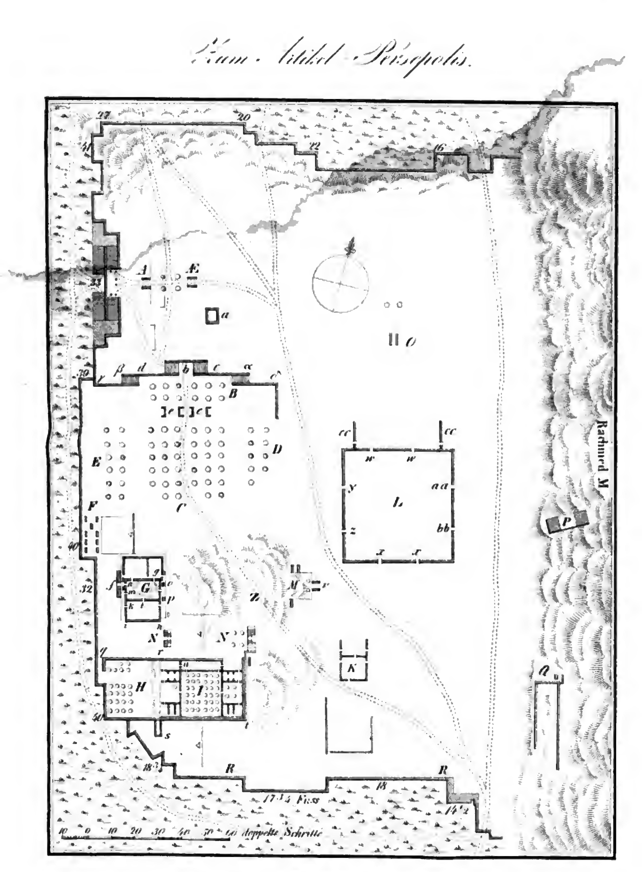


Grundriss des Palastes zu Persepolis.

Archiv der Wissenschaften u. Künste

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Zum Artikel Persepolis.



Grundriss des Palastes zu Persepolis.


Stanford University Libraries
3 6105 014 810 472